

This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + Refrain from automated querying Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + Keep it legal Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + Beibehaltung von Google-Markenelementen Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter http://books.google.com durchsuchen.







AP 30,03

.

Österreichische Rundschau

fjerausgegeben von

Dr. Alfred Freiherrn von Berger und Dr. Karl Glossy



Band VI

Februar - April 1906

1906

Derlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel), Wien



Österreichische Rundschau

fierausgegeben von

Dr. Alfred Freiherrn von Berger und Dr. Karl Glossy



Band VI

Februar - April 1906

1906

Derlägsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel), Wien

cont. stalint 1-21-48 61408

Inhalt.

Autorenverzeichnis.

Seite	Se	:tt
Antropp, Theodor 358, 405, 544	herzfeld, Marie	80
Arlt, Dr. Ş. R. v. jun 490	hirich, Friedrich E	
Bardas, Dr. Walter 499	hirfcfeld, Dr. Robert 29, 43	
Berger, Dr. Alfred Freiherr von 16, 61, 295	hitschmann, Dr. Mag 54	
Berger, Gifela Freiin von 115, 442	hod, Dr. Stefan	
Berich, Dr. Wilhelm 396	holzer, Rudolf 43, 92, 359, 451, 58	88
Bermerth, Professor Dr. Friedrich M 77	Horner, Dr. Emil	84
Birt, Professor Alfred 443	hruschta, Ella	43
Blei, Dr. Franz 177, 311	Jerusalem, Professor Dr. Wilhelm 40	
Chiavacci, Dingeng 179	Junker, Carl 44	15
Cohn, Dr. Paul	Kareis, Hofrat Josef 9	97
Canhlara, hofrat Professor Dr. Karl	Kassner, Dr. Rudolf	8
Ritter v 307	Ken, Ellen 5	
Daum, Dr. Adolf	Klaar, Professor Dr. Alfred 89, 27	71
Deutsch, Otto Erich 200	Kleinpeter, Dr. Hans 16	
Diener, Professor C 578	Knorr, Josefine Freiin von 27	
Dörmann, Seliz 516	Krauß, Nikolaus 22, 69, 10	
Ebenhoch, Candeshauptmann Dr. Alfred 26	Kretschmanr, Dr. Heinrich 126, 24	
Eglauer, Ministerialrat Theodor 231	Kutula, Dr. Richard 30)5
Chrlich, Professor Dr. Eugen 387	Canctorónsti, Graf Karl	
Ewald, Dr. Ostar	Linsbauer, Dr. Karl 53	38
Sischel, Oberingenieur Hartwig 83	Madenski, Stanislaus, Ritter von, Mi-	
fleischer, Mar	nister a. D	51
Forinnat, Marie 584	Majarnt, Professor Dr. Ch. G 21	
Frankfurter, Kustos Dr. S 566	Mattle Cowen treuz, Baronin Emanuela 29	X 6
Sriedjung, Dr. heinrich 277, 315	Manreder, Roja 15	56
Sournier, Professor Dr. August 152	Minor, hofrat Professor Dr. 3. 135,	
бапз, Dr. Hugo	224, 403, 44	
6 arr, Mag	Mischler, Professor Dr. Ernst 17	
Gingten, Franz Karl	Mitis, Dr. Osfar von	
Compers, Hofrat Professor Dr. Th 47	Molden, Berthold	
Gregori, Serdinand 178	Morold, May	
Grunftein, Ceo 492	Mohhammer, Dr. Franz	
Gumplowicz, Professor Dr. Ludwig 308	Neder, Dr. Mority 258, 541, 56) <u> </u>
Gunther, S. St	Neuburger, Professor Dr. Max 8	
haberlandt, Dr. Michael 38	Neumann, Dr. Alfred	
hainijd, Marianne 126, 446 hanmerle, Ministerialrat Dr. Franz	Obermaner, Albert von	
Ritter non	Pallavicini, Martgraf Alexander 26)] [^
Ritter pon	Pend, hofrat Professor Dr. Albrecht 46	
herrnritt, Professor Dr. Rudolf von 169	Penizet, Josef	
herichmann, Dr. Otto 174	Radics, Peter von 44	Ю

Seite	Seite
market and an area	
Reinig, Dr. Mar 40	Weichs. Glon, Dr. Friedrich Freiherr gu 185
Richter, hofrat Professor Dr. Eduard † . 139	Wesselstn, Dr. Anton
Rilfe, Rainer Maria 82	Wiener, Ostar 266
Schaufal, Dr. Richard 40, 137, 207, 253, 437	Wittner, Dr. Otto 310
Schlossar, Dr. Anton 419	Bebegenni. Grundorf, Generalinfpett.
Schlosser, Professor Dr. Julius von 502	Wilhelm von 453
Schwarztopf, Gustav	*
Schwiedland, Regierungsrat Profesjor	**
Dr. Eugen	△
Sauer, Hedda 132, 311, 542	-a
Seuffert, Professor Dr. Bernhard 491	-e
Sieger, Professor Dr. Robert 39, 400	e, sch
Sil Dara	E. S. F
Sprung, Bertha von 467	F. W
Stoefil, Dr. Otto	-i490
Strobl, Dr. Karl hans	
	—l
Sylvester, Reichstatsabgeordneter Dr.	-lz45, 130, 136, 275, 446, 498
Julius	-n
Triebnigg, Ella 483	-nk-131, 134, 183, 271, 274, 355, 447,
Ubell, Dr. hermann 217	583, 587
Desque, Karl Baron 430, 472, 530	– pp
Wagner, Professor Dr. Frang von 549	-r
Wahrmund, Professor Dr. Ludwig 1	-tr 46, 137, 184, 276, 314, 359
Wall, Diftor 524	V
Weber, Professor Dr. Ottotar 93	-v 270, 359, 448, 450
Weichert, Joachim 582	
Arti	fel
Der Ultramontanismus als Weltan-	Bosnien. Don Hofrat Professor Dr. Eduard
Der Ultramontanismus als Weltan- schauung. Don Prosessor Dr. Ludwig	Bosnien. Don Hofrat Professor Dr. Eduard Richter
Der Ultramontanismus als Weltan- chauung. Don Professor Dr. Ludwig Wahrmund	Bosnien. Don Hofrat Professor Dr. Eduard Richter
Der Ultramontanismus als Weltan- schauung. Von Professor Dr. Ludwig Wahrmund	Bosnien. Von Hofrat Professor Dr. Eduard Richter
Der Ultramontanismus als Weltan- chauung. Don Professor Dr. Ludwig Wahrmund	Bosnien. Don Hofrat Professor Dr. Eduard Richter
Der Ultramontanismus als Weltan- chauung. Don Professor Dr. Ludwig Wahrmund	Bosnien. Von Hofrat Professor Dr. Eduard Richter
Der Ultramontanismus als Weltan- chauung. Don Professor Dr. Ludwig Wahrmund	Bosnien. Von Hofrat Professor Dr. Eduard Richter
Der Ultramontanismus als Weltan- chauung. Don Professor Dr. Ludwig Wahrmund	Bosnien. Von Hofrat Professor Dr. Eduard Richter
Der Ultramontanismus als Weltan- chauung. Don Professor Dr. Ludwig Wahrmund	Bosnien. Don Hofrat Professor Dr. Eduard Richter
Der Ultramontanismus als Weltan- chauung. Don Professor Dr. Ludwig Wahrmund	Bosnien. Don Hofrat Professor Dr. Eduard Richter
Der Ultramontanismus als Weltan- chauung. Don Professor Dr. Ludwig Wahrmund	Bosnien. Von Hofrat Professor Dr. Eduard Richter
Der Ultramontanismus als Weltan- chauung. Don Professor Dr. Ludwig Wahrmund	Bosnien. Don Hofrat Professor Dr. Eduard Richter
Der Ultramontanismus als Weltan- chauung. Don Professor Dr. Ludwig Wahrmund	Bosnien. Don Hofrat Professor Dr. Eduard Richter
Der Ultramontanismus als Weltan- chauung. Don Professor Dr. Ludwig Wahrmund	Bosnien. Don Hofrat Professor Dr. Eduard Richter
Der Ultramontanismus als Weltan- chauung. Don Professor Dr. Ludwig Wahrmund	Bosnien. Don Hofrat Professor Dr. Eduard Richter
Der Ultramontanismus als Weltan- chauung. Don Professor Dr. Ludwig Wahrmund	Bosnien. Don Hofrat Professor Dr. Eduard Richter
Der Ultramontanismus als Weltan- chauung. Don Professor Dr. Ludwig Wahrmund	Bosnien. Don Hofrat Professor Dr. Eduard Richter
Der Ultramontanismus als Weltan- chauung. Don Professor Dr. Ludwig Wahrmund	Bosnien. Don Hofrat Professor Dr. Eduard Richter
Der Ultramontanismus als Weltan- chauung. Don Professor Dr. Ludwig Wahrmund	Bosnien. Don Hofrat Professor Dr. Eduard Richter
Der Ulframontanismus als Weltan- chauung. Don Professor Dr. Ludwig Wahrmund	Bosnien. Don Hofrat Professor Dr. Eduard Richter
Der Ulframontanismus als Weltan- chauung. Don Professor Dr. Ludwig Wahrmund	Bosnien. Don Hofrat Professor Dr. Eduard Richter
Der Ultramontanismus als Weltan- diauung. Don Professor Dr. Ludwig Wahrmund	Bosnien. Don Hofrat Professor Dr. Eduard Richter
Der Ulframontanismus als Weltan- chauung. Don Professor Dr. Ludwig Wahrmund	Bosnien. Don Hofrat Professor Dr. Eduard Richter
Der Ultramontanismus als Weltan- chauung. Don Professor Dr. Ludwig Wahrmund	Bosnien. Don Hofrat Professor Dr. Eduard Richter
Der Ultramontanismus als Weltan- chauung. Don Professor Dr. Ludwig Wahrmund	Bosnien. Don Hofrat Professor Dr. Eduard Richter
Der Ultramontanismus als Weltan- chauung. Don Professor Dr. Ludwig Wahrmund	Bosnien. Don Hofrat Professor Dr. Eduard Richter
Der Ultramontanismus als Weltan- chauung. Don Professor Dr. Ludwig Wahrmund	Bosnien. Don Hofrat Professor Dr. Eduard Richter
Der Ultramontanismus als Weltan- chauung. Don Professor Dr. Ludwig Wahrmund	Bosnien. Don Hofrat Professor Dr. Eduard Richter

	5	
Seite	Selte	
Erfenninis und Irrium. Don Wilhelm Ostwald (Leipzig)	Mozart und Wager in der Hofoper. Don Dr. Robert Hirfafeld 437	
Aquileja. Von Karl Grafen Canctoronsti . 332 Das Bodenproblem. Von Dr. Anton Wessetz	Entstaatlichung, nicht Derstaatlichung. Don Zebegenni-Gründorf, Generalinspettor der igl. ungar. Staatsbahnen i. R 453	
Don Rouvier zu Sarrien. Don Max Garr 346	Wien in der Geographie. Von Albrecht Penk	
Ober die Chancen der Duellbekämpfung. Don Stanislaus Ritter v. Madensti	Die bürgerlichen Frauen und die soziale hilfsarbeit. Don hertha v. Sprung 467	
Minister a. D	Die Bedeutung der Vertehrspolitit für Volts- und Staatswirtschaft. Don Dr. Walter	
Ewald	Bardas	
Die Stiderin. Don Professor Dr. E. Schwieds land	Schlosser	
Die Zutunft des Römischen Rechtsunterrichts in Osterreich. Don Professor Dr. Eugen	Die Herabsetung des gesetzlichen Jinsfußes. Von Dr. Max Hitschmann 545	
Chrlich (Czernowig) 386 An des Reiches Schichalswende. Von Dr.	Warum ist die Wertschätzung des Darwinis- mus gesunken? Eine psicologische Skizze	
hugo Ganz	aus der Geschichte der Zoologie. Don Professor Dr. Franz v. Wagner 549	
reich. Don Ministerialrat Dr. Franz Ritter v. Hanmerle	Ernst Freiherr v. Feuchtersleben. Zu seinem 100. Geburtstage, 29. April 1906. Don	
Jum hundertsten Geburtstage Anastasius Grüns. Von Anton Schlossar 419 Erinnerungen eines ehemaligen f. meri-	Dr. Morig Neder	
fanischen Majors. Don Karl Baron Desque 430, 472, 530	Frantfurter	
Bellet	ristif.	
Martin Sölch. Erzählung von Nifolaus Krauß 22, 69, 104	Jacoble und der Vater. Von Emanuela Mattl-Cowentreuz 296	
Aus dem historischen Trauerspiel "Johann	Das haus. Don Franz Karl Ginzten 338	
Philipp Palm". Don Dr. Alfred Cbenhoch 27 Gebicht. Don Rainer Maria Rille 82	Dinci Schuh. Eine wahre Geschichte von Sil Dara	
Wiederkehr. Don Gifela Freiin v. Berger. 115 Don den Schätzen des alten Herenmeisters.	Der Seind. Don Richard Schaufal 437 Heimliche Nähe. Don Gisela Sreiin v. Berger 442	
Von Rosa Manreder	Inszenierung. Don Gustav Schwarzkopf 478 Das Frühlingslied. Don Ella Criebnigg 483	
Schautal	Aus dem Schauspiel "Hagith". Don Selix Dörmann	
Prolog. Don Alfred Freiherrn v. Berger . 295	Mitte April. Don Mag fleischer 537	
Chronif.		
Dollstunde in Ofterreich. Don Dr. Michael	Hochschulwesen. Don Dr. Richard Kutula . 305	
haberlandt	Erzählende Literatur. Don Dr. Otto Stoefi 350 Candwirtschaft. Don Dr. Wilhelm Bersch . 396	
Şijcel	Technit. Don Prof. Alfred Birt 443 Neue Lustspiele. Don Dr. Emil Horner 484	
Sport. Don Dr. Otto Herschmann 174 Enrif. Don Dr. Hermann Ubell 217 Die Wiener Volksoper. Don Max Morold 267	Botanit. III. Don Dr. Karl Linsbauer 538 Die Sortschritte der Geologie in Osterreich im Jahre 1905. Don Professor C. Diener 578	

·

Besprechungen.

26	ette		Pette
"Die Wohltätigfeitsvereine ber t. t. Reichs-		- "Magdalena." Roman in Derfen von	
haupt- und Residengstadt Wien." feraus-		3. S. Machar. Autorisierte Ubersetung	
gegeben vom Wiener Magistrat. Be-		aus dem Cichechischen non Dr. Emerich	
	38	Salt. Besprochen von Josef Penizet	129
Dr. A. Starger: "Die Konstituierung der		"Budlige Welt." Stiggen von Grig Stüber-	
Ortsgemeinden Niederösterreichs." Be-		Gunther. Besprochen von -lz	130
sprochen von S. W	38	"Die Bedeutung der Berufsvormundicaft	
Rubin Eugen: "Das heutige Marotto."	1	für den Schut der unehelichen Kinder."	
Autorisierte Abersetzung von Dr. Th.		Eine Dentschrift für den internationalen	
Müller-Surer. Besprochen von Sieger . ?	39	Kongreß für Erziehung und Kinderichut	
"53 Jahre aus einem bewegten Leben."	- 1	in Cuttich. Mit 11 farbigen Cabellen von	
Dom Derfasser der "Memoiren eines		Dr. Chr. J. Klumter und Dr. Othmar	
öfterreichischen Deteranen". Befprochen	- 1	Spann. Befprochen von E. Mifchler (Gra3)	17
von Dr. Mag Reinig	39	Lafcadio fearn: "Kotoro." Abertragen von	
"Adalbert Stifter." Eine Studie von Wilhelm		Berta Frangos. Mit Dorwort von f. v.	
Kofd. Mit einem Portrat Stifters nach		hofmannsthal. Buchichmud von Emil	
dem Aquarell von M. M. Daffinger und	1	Orlit. Befprochen von Frang Blei	177
einem Saffimile. Befprochen von Dr.		heinrich Wolgaft: "Das Elend unferer	
	40	Jugendliteratur." Befprochen von Dr.	
"Die Scholle." Roman aus dem Ungarischen		Frang Moghammer	178
von Srang Gerczeg. Deutsch von Ceo		hans v. hollenhaag: "Dom Topus in ber	
	41	Kunft." Befprochen von Serdinand	
Balgac: "Die Messe des Atheisten."	1	Gregori	178
- "Das Madchen mit den Goldaugen."	- 1	"Untersuchung verschiedener Mineralien auf	110
Deutsch von Ernst hardt.		Radioaltivität mittels der elettrifchen und	
- "Physiologie der Che." Deutsch von	- 1	photographischen Methode." Don Diftor	
Conradt.	1	Achiner, Mit 3 Tafeln in Lichtbrud, Be-	
- Ausgewählte Werte. Deutsch von A.	1	sprochen von st. m	221
	12		441
"Aus einer alten Stadt." Eine Prager Ge-	42	Ludwig Birfchfeld: "Serien in Goffenfag."	001
the state of the s		Besprochen von S. St. Gunther	221
Schichte von M. hanel. Besprochen von	12	Corso di diritto Romano" di Giovanni	
	43	Pacchioni professore ordinario di in-	
"Aus meinem Ceben." Erinnerungen und	- 1	stituzioni di diritto romano alla R.	
Erörterungen von Professor Dr. Morin	04	università di Torino. Besprochen von	707
The state of the s	84	Caphlara	301
Ceopold Tiegler: "Der abendlandische Ra-	1	Ernft Dittor Jenter: "Soziale Ethit." Be-	TAO
tionalismus und der Eros." Besprochen	00	sprochen von Prof. Ludwig Gumplowic3	908
	85	"Die neue Sontane-Ausgabe." (Erfte Serie:	
3. Coferth: "Genealogische Studien gur Ge-		Romane und Novellen. 10 Bande.) Be-	710
schichte des steirischen Uradels." - "Das		sprochen von Karl hans Strobl	310
haus Stubenberg bis zur Begrundung	- 1	Leo Grunftein: "Gedichte." Befprochen von	710
der habsburgischen herrichaft in Steier-		Wittner	310
	85	"Ihr Ceid und fie." Novellen und Stiggen	
Chomas Mann: "Siorenza." Drei Atte.		von Marie v. Glafer. Besprochen von	
	86	hedda Sauer	311
"Einführung in die Arbeiterinnenfrage."	- 1	Dr. Kurt Geigmann: "Deutsches Theater-	
Don Elisabeth Gnaud-Kühne. Besprochen		recht." Besprochen von Dr. Adolf Daum	399
von Marianne hainisch	26	Otto Jaufer: "historische Ceitlinien." Be-	
Populare Schriften von Professor Ludwig	1	iprochen von Sieger	400
Bolymann. Besprochen von A. v. Ober-		Wilhelm Wundt: "Ethit. Eine Untersuchung	
maner	28	der Tatfachen und Gefege des sittlichen	
3. S. Machar: "Magdalena." Ein Roman		Cebens." Besprochen von W. Jerujalem	400
in Versen. Autorisierte übersetzung aus		"Der Göttliche." Roman von hermann	
dem Cichechischen von 3dento gur-Jelensin.		Dabl. Beiprochen von -a	402

Seite	Sette	
"Die moderne Preßgesetzgebung, insbesondere der österreichische Preßresormsentwurs." Don Dr. Wladimir Pappasava. Aus dem Italienischen übersetzt und ergänzt von A. Simon. Besprochen von Carl Junker. 445 "Per la Calabria." Besprochen von Marianne hainische. 446 "Adalbert Stifter." Eine Selbstcharakteristik. Sammlung: "Die Fruchtschae." Besprochen von —lz— 446 Morig Schadek: "Eig'nbau." Gedicke in niederösterreichischer Mundart. Besprochen von Ş. St. Gunther 446 Pros. Tr. Karl Brochausen: "Die österreichische Gemeindeordnung." (Grundgedanken und Resormideen.) Besprochen von —i— 490	Max Enth: "Lebendige Kräfte." Sieben Dorträge aus dem Gebiete der Technik. Besprochen von Dr. Ş. R. v. Arlt jun. 490 "Friederike und Cili." Fünf Goethe-Aussäge von Dr. Albert Bielschowsky. Mit einem Nachruf und dem Bildnis des Versassers. Besprochen von B. Seussert 491 "Schubert-Brevier" von Otto Erich Deutsch. Besprochen von Max Morold 491 Jan Veth: "Streiszüge eines holländischen Malers." Besprochen von Otto Stoefl . 492 "Anton Auerspergs (Anakasius Grüns) politische Reden und Schriften." In Auswahl herausgegeben und eingeleitet von Stesan Hoch. Besprochen von Morit Necker	
Kleine Mitteilungen.		
Das Problem einer gerechten Wahlreform 86	3. C. Poestion 271	
Ofterreicher im Ausland	Auswanderung	
Zeitschriftenschau	Zeitschriftenschau	
Criefts Aufschwung	Aus Anastasius Grüns Jugendzeit 446	
Ein Ersat für Stichwahlen	Jur Cechnit des Buches 447 Derbrauch altoholischer Getränte in den	
Odipus auf der Bühne	Kulturstaaten 448	
Eine Reminiszenz aus dem Jahre 1848 . 270	Der erste Mai in Alt-Wien 582	
Die Reform des rechts- und staatswissen-	Die Ergebnisse der Personal-Eintommen-	
schaftlicen Studiums in Osterreich 270	fteuer	
Seuilleton.		
Cragit des Lebens. Don Ella hrufchta 43	Artur Schniglers Schauspiel "Der Ruf des	
hofmannsthals "Ödipus und die Sphing"	Cebens" im Berliner Ceffing - Theater.	
im Deutschen Theater zu Berlin. Don	Don Alfred Klaar 271	
Alfred Klaar	Patriotischer Spaziergang. Von Dr. Franz Blei 311	
Briefe einer Braut aus der Zeit der	Burgtheater. Don Theodor Antropp 357	
deutschen Freiheitskriege 1804 – 1813. Don Hedda Sauer	Burgtheater. Don Hofrat Prof. Dr. 3. Minor 403	
"Wienerisches." Don Dinzenz Chiavacci 179	Burgtheater. Don Hofrat Prof. Dr. 3. Minor 448 Franz Epbl. Don Leo Grünstein 492	
Burgtheater. Don hofrat Prof. Dr. 3. Minor 224	Schone, alte Kinderlieder. Don hedda Sauer 542	
1	Eine Begegnung. Don Marie Sorinnat 584	
Von der Woche.		
2027. 3anner 1906 45	Ebenhochs "Johann Philipp Palm" von	
Deutsches Volkstheater (-lz-) 45	R. Holzer	
Raimund-Cheater (-tr-) 46	410. Şebruar 134	
Bürgertheater (-pp.)	Jur ungarischen Krise (A) 134	
29. Jänner bis 3. Şebruar 91	Anton Menger (-nk-)	
Raimund-Theater (—tr—) 91	Burgtheater (Minor) 135	

•

Seite	Seite
Custspieltheater (-lz-) 136	3wei Dorträge (-nk-)
Bürgertheater (-tr-)	Fremdenvertehr (-v-)
Kubin-Ausstellung (Richard Schautal) 138	Custspieltheater (R. Holzer)
Das schöne Prag (-a.) 138	Raimund-Theater (-tr-) 359
1115. Sebruar 182	Bürgertheater $(-n-)$
Dolfsvertreter	17.–24. März
Gedanken zur Zeitgeschichte (-1.) 182	Die Wahlreformdebatte (***) 405
Fremdenverkehr (-nk-) 183	Raimund-Theater (Theodor Antropp) 406
Raimund-Theater (-tr-) 184	25. – 31. März 450
19.—21. Sebruar	Wien in der Wahlreform (-v-) 450
Gedanken zur Zeitgeschichte (-1.) 228	dur hebung des Fremdenvertehres (-r.). 450
Maritimes $(-e-)$ 229	Custspieltheater (R. Holzer) 451
Sürstin Metternich (*) 230	Raimund-Theater (-tr-)
22. Februar bis 3. März 273	Bürgertheater (-pp.) 452
Der neue Jolltarif (-nk-) 274	17. April 497
Gedanken zur Zeitgeschichte (-1.) 274	Die Entwirrung in Ungarn (***) 497
Deutsches Volkstheater (-lz-)275	Deutsches Volkstheater (-lz-) 498
Custspieltheater (-pp.) 276	711. April 543
Bürgertheater (-tr-)	Gastspiel des Mostaner künstlerischen
5.—9. Mār3	Cheaters (Cheodor Antropp) 544
Gedanken zur Zeitgeschichte (-1.) 313	1320. April 587
Raimund-Theater (-tr-)	Organisation der Wohltätigkeit (—nk—) . 587
1116. märz	Deutsches Volkstheater (R. Holzer) 588

Der Ultramontanismus als Weltanschauung.

Don Professor Dr. Eudwig Wahrmund.

Dr. Ceopold Karl Goet, Universitätsprosessor, un Bonn, hat vor turzem ein Buch veröffentlicht*, welchem ich eine möglichst große Verbreitung in katholischen und speziell in jenen hierarchischen Kreisen wünschen möchte, denen der geistige Antagonismus der modernen Kulturwelt wider die heute im Katholizismus herrschende Strömung ein Gegenstand der Sorge ist oder doch mindestens des Studiums wert erscheint.

"Wenn man" — so beginnt der Verfasser seine Ausführungen — "von den Kulturfaktoren der Gegenwart spricht, die, sei es nun hemmend oder fördernd, von besonderer Wichtigkeit für die Entwicklung unseres inneren nationalen Lebens sind, steht immer, unbeschadet der politisch-tulturellen Stellungnahme des einzelnen, mit an erster Stelle der Betrachtung der sogenannte Ultramontanismus." Als ein Stüd Zeitgeschichte, als ein Stud sozialer und kultureller Entwicklung will also Goetz den Ultramontanismus darstellen. Und da dieser es liebt, "Angriffen auf ihn damit entgegenzutreten, daß er sagt, diese Angriffe entsprängen der Unkenntnis und dem barauf gegründeten Dorurteil", so werden als primare Quellen "seine eigenen Aussagen über sich selbst" benützt. Insbesondere aber ist es "das Glaubensbekenntnis des modernen Ultramontanismus", der Syllabus Pius IX. vom 8. Dezember 1864, welcher "nach seiner Geschichte, nach seinem Inhalt, nach seiner grundsätzlichen Bedeutung, nach seiner heutigen Geltungstraft als ultramontane Kulturtheorie" vorgeführt und eingehend behandelt wird. Hierin liegt denn auch die hauptleistung des Buches, sein eigentlicher Kern, neben welchem eine einleitende Erörterung über den Begriff des Ultramontanismus und eine abschließende über sein grundsätzliches Verhalten zum modernen Staate etwas mehr zurücktreten.

Jenen Begriff aber bestimmt der Autor im Anschluß an die historische Entwicklung in folgenden prägnanten Sätzen: "Der Ultramontanismus ist seiner Geschichte nach eine Partei, die, an sich undeutschen Ursprungs, auf romanischem religiösen und kulturellen Boden gewachsen, im Katholizismus von kleinen Anfängen an und unter heftigem Widerstreben der national deutschgesinnten Katholiken übermächtig groß geworden ist, eine Partei, die unter Verkennung der besonderen Lage des deutschen Katholizismus in einer konfessionell gemischen Kultursphäre, unter

^{* &}quot;Der Ultramontanismus als Weltanschauung auf Grund des Spilabus quellenmäßig dargestellt." (Bonn, Karl Georgi, 1905.)

einseitiger Derfolgung romanisch-klerikaler Kulturideale, dabei brutal und strupellos in der Wahl ihrer Mittel, sich als allein berechtigte Derfechterin des katholischen Kulturideals ausgegeben hat. Es ist eine Partei, der es geglückt ist, sich die äußere Organisation der katholischen Kirche in weitem Umfange dienstbar zu machen, die an geistig minder hohe Instinkte der Masse appelliert hat, dadurch eine religiöse Demagogie großzog, welche seinere Geister abstieß und isolierte, eine Partei, die den Wert katholischer Kultur nach der Masse der Mitläuser und nicht nach deren geistiger Bedeutung bestimmte, die immer weiter auf diesem Wege vorschreitend numerisch sich mit einem Schein von Recht als die allein berechtigte Vertreterin der katholischen Weltanschauung ausgeben konnte, die alle ihr früher und heute widerstrebenden Katholiten als Abtrünnige verkeherte, eine Partei, die schließlich doch im Grunde nicht religiöse Hebung des Katholizismus bezweckte oder erreichte, sondern deren Endziele die kulturelle Beherrschung deutschen nationalen Lebens durch ihr fremdes romanisches Kulturideal ist."

Schon diese turge Charafterisierung der vorliegenden Arbeit läßt wohl ertennen, daß sie jener gewaltigen Kampfliteratur einzureihen ift, welche namentlich feit dem XVIII. Jahrhundert wieder, feit den Tagen der Engnflopädisten, die öffentliche Aufmerkiamkeit auf gegenfähliche Ideen und Machte zu lenken itrebt, die in zeitgemäß wechselndem Gewande fast ichon ein Jahrtausend lang um den Pringipat in der abendländischen Kulturwelt ringen. Mit großer Anerkennung muß jedoch betont werden, daß das Goetiche Buch sich ebensosehr durch Ruhe und Objektivität wie durch Grundlichkeit und Quellenkenntnis auszeichnet und in solchem Sinne zweifellos mit zu dem Besten gehört, was neuerlich über den Ultramontanismus geschrieben wurde. Verleugnet es auch seine Kampfnatur keineswegs, so kämpft es doch stets mit blanken, lauteren Waffen. Und das allein schon will viel bedeuten in einer Epoche, die so gahlreiche intellettuelle und ethische Werte bereitwillig der Tendenz unterordnet. Man empfindet dies um fo lebhafter, wenn man - wie es hier ber Sall ift - fich als Krititer bem heute doppelt delikaten Thema gegenüber von feder personlichen Stimmung, von feder subjettiven Betrachtungsweise loszulofen sucht. Dem Krititer freilich mag zum Trofte dienen, bag unsere Gegenwart, welche soeben die Kritit der Kritifen gu geitigen im Begriffe steht und längst erkannt hat, daß es eine wahrhaft allfeitige, erschöpfende Geschichtschreibung überhaupt nicht gibt, sondern höchstens eine befriedigende Beleuchtung derselben Sache von verschiedenen Seiten, auch das Ideal der Kritit durchaus nicht in ihrer Unantastbarfeit erblict.

So möchte ich benn, in die Fülle des gebotenen Stoffes greifend, an irgend eine der zahlreichen interessanten Fragen anknüpfen, wie etwa an die Frage nach der Identität von Katholizismus und Ultramontanismus. Selbstverständlich verneint Goetz solche Identität und ich schließe mich ihm im Prinzipe an. Allein — und schon fordert der Subjektivismus seine Rechte — ich vermag diese Verneinung nicht in dieselben Farbentone zu kleiden, wie er. Gewiß, wenn wir im Begriff des

Katholizismus das religiöse Prinzip und in demjenigen des Ultramontanismus das politisch-kulturelle als herrschend annehmen, was ich für ganz richtig halte, so können Katholizismus und Ultramontanismus an sich niemals identisch sein. Und sicher ist auch, daß sie es im Bereiche der Catsachen oft und lange Zeit nicht waren. Indes der Strom der historischen Entwicklung zieht in ewiger Ebbe und Flut dahin. Und was für Epochen und Generationen gilt, das bestimmen eben doch hauptsächlich führende Richtungen und herrschende Parteien. Der hinzweis Goetz auf den Umstand, daß der Ultramontanismus bloß die große, gedankenlose Menge mit sich führt, daß gerade die geistig Selbständigen, die wertvollen Individualitäten sich von ihm abwenden, wäre entschen ausschlaggebend, wenn Genie und Charakter den Lauf der Welt bestimmten. Solchem Idealismus zu huldigen, fällt aber heute doch kaum mehr einem Chmnasiasten ein, der seinen "Wallenstein" verdaut hat. Ein Mann, dem die Macht des Schlagworts, der bleierne Riesendruck des Crägheitsgesetzes so wohl bekannt ist, wie unserem Autor, wird auch nicht im Craume daran glauben.

Es ist aber im vorliegenden Salle gar nicht das allein. Der Ultramontanismus der Gegenwart wird nicht etwa bloß durch das Allzumenschliche gestützt; ihn zeitigte als notwendiges Produkt die ganze Entwicklung der katholischen Kirche in den letzten fünschundert Jahren. Ja zweisellos: katholisch brauchte nicht ultramontan zu heißen und sollte es sogar dem Ideal nach nicht. Aber daß heute ultramontan dennoch katholisch genannt wird, das ist mehr als eine bloß zufällige Erscheinung; das ist eine Erscheinung, deren wesentlichen Sinn weder die Deutschkatholiken von 1845, noch die Alkkatholiken von 1870, noch die Resormkatholiken von 1900 zu alterieren vermögen. Diese beweisen nicht das Gegenteil; sie beweisen nur, daß in der katholischen Kirche für religiös selbständige Naturen kein Raum mehr vorhanden ist.

Wie das tam? Erzählt kann es hier nicht werden, aber vielleicht mit ein paar Strichen angedeutet. Die heute vorherrschende Meinung betrachtet noch immer das XVI. Jahrhundert, die Ära des Konzils von Trient, als das große Reformzeitalter der katholischen Kirche. In der Tat ist damals mit löblichem Eiser an der Derbesserung von vielerlei Abelständen gearbeitet worden; es ist gar manches geschehen, was nach außen hin den Eindruck der Reform erwecken konnte. Don einer eigentlichen Wiedergeburt der Kirche aber kann auch nicht entsernt die Rede sein. Und das bedeutet keinerlei Dorwurf, denn die Zeiten dafür waren längst vorüber. Das eigentliche Reformzeitalter der katholischen Kirche war das beginnende XV. Jahrhundert, das heißt: es hätte ein solches sein können. Nicht zu Trient, auf deutschem Boden zu Konstanz und Basel ist in Wahrheit um das Schickal der Kirche gewürfelt worden. Damals, nach der Epoche von Avignon, als das Papstum vom höhepunkt seines mittelalterlichen Glanzes herabgestiegen, in sich selbst gespalten und zerfallen war, als man zur Beseitigung des Schismas nach höheren Autoritäten such aus dem Dämmer der Vorzeit die Idee der großen

Gesamtkirche und des sie vertretenden allgemeinen Konzils sich sonnengleich emporzuheben schien, damals standen wirklich große, entscheidende Derfassungsfragen auf der Tagesordnung. Und als in dem erbitterten Kampse jener beiden gewaltigen Strömungen, denen man später die Namen "Papalsassem" und "Episcopalssistem" beilegte, das letztere faktisch unterlegen war, da war auch der erste Grundstein zwar nicht des Ultramontanismus an sich, wohl aber des Ultramontanismus unserer Gegenwart gelegt. Denn dieser wurzelt vor allem in dem Umstande, daß die heutige Derfassung der katholischen Kirche keine söderative, sondern eine absolut zentralistische ist. Er wurzelt ferner darin, daß die Summe der monarchischen Gewalt seit der ersten hälfte des XVI. Jahrhunderts ununter brochen in romanische hände, genauer gesagt: in die hände italienischer Kardinäle gelegt wird, die sich als Päpste ihrerseits immer wieder mit einem weit überwiegend aus Romanen zusammengesetzen Kardinalkollegium umgeben. Er wurzelt endlich darin, daß das spezissische kirchliche Ideal eines hervorragenden Ordens allmählich auch das Ideal der allgemeinen Kirche geworden ist.

Auch die beiden letteren Momente vermag ich nicht als rein zufällige anzusehen. Man braucht nicht neumodischen übertreibungen zu huldigen, um zuzugestehen, daß die römische Kirche die Idee des römischen Imperiums wieder ausgenommen und in ihrem Sinne durchzuführen gesucht hat. Wenn sie hiebei ihren Generalstab vornehmlich aus jenen lotalen und nationalen Kreisen rekrutierte, in welchen besagte Idee kraft uralter Tradition besonders fortlebt, so wird solchem Vorgehen ohne Zweisel Konsequenz nicht abzusprechen sein. Was aber die Gesellschaft Jesu betrifft, so war sie von den Zeiten der Reformation ab in allen schwierigen Tagen eine derart zuverlässige Stühe des Papalspstems, daß eine gewisse rezeptive Haltung des Papstums gegenüber den Idealen und Tendenzen des Ordens sich, historisch betrachtet, sast als unvermeidlich darstellt. Der positiven römischen Kirche hat entschieden dersenige Papst mehr genützt, welcher den Iesuitenorden wieder einsührte, als dersenige, welcher ihn aushob. Ob er auch der idealen allgemeinen Kirche mehr genützt bat, ist freilich eine andere Frage.

Eines aber darf nicht vergessen werden. Recht haben in der Geschichte immer die Tatsachen und die Kräfte, welche hinter diesen Tatsachen stehen. Wenn auf den Resormkonzilien des XV. Jahrhunderts der Grundgedanke des Episkopalsossischen Sie Idee von der Superiorität des allgemeinen Konzils über den Papst, nur einen Augenblicksersolg hatte, wenn mit anderen Worten: das republikanische Prinzip dem monarchischen unterlegen ist und sich auch auf die Dauer nicht mehr zu erheben vermochte, so beweist dies offenbar, daß der zentralistische Gedanke des Papalsossischen und sein Anhang stärker waren. Welche Saktoren dabei den Ausschlag gaben, kann hier außer Betracht bleiben. Die Tatsache an sich ist zu konstatieren. Und wer all die natürlichen Schwächen einer vielköpfigen Regierung in Betracht zieht, wer sich den schwerfälligen Gang unserer heutigen Parlamentsmaschinen vor Augen hält, wird darin ein absolutes Unglück für die Kirche kaum zu erblicken

vermögen. Ohne Zweisel ist diejenige Organisation in Angriss und Verteidigung am schlagsertigsten, deren gesamte Kraft in jedem beliedigen Moment durch eine einzige hand modil gemacht werden kann. Daß rückläusiges Despotentum hiedei auch viel Schaden anzurichten im stande ist, wird niemand leugnen. Man denke aber auch an das Gegenteil. Wenn morgen ein wahrhaft moderner, freisinniger, sortschrittlicher Papst den Stuhl Petri bestiege, wäre die Kirche kraft ihrer heutigen Derfassung übermorgen eine geistig führende Macht der abendländischen Kulturwelt. Don solchem Standpunkt betrachtet, braucht nicht einmal das Unsehlbarkeitsdogma als widersinnig oder unnatürlich verworsen zu werden. Es enthält einsach eine Selbstwersicherung der geltenden Kirchenversassung gegen jeden Rückfall ins Episkopalspliem auf ewige Zeiten. Es stellt damit den desinitiven Abschluß eines vielhundertjährigen Entwicklungskampses dar.

Die Summe ist: unter den heutigen Derhältnissen kommt in der Kirche alles auf die Person des Papstes an. Eine starke, geistwolle, menschenfreundliche, warmberzige Individualität, die sich im Großen durchzusetzen und im Kleinen all die mannigsachen Reibungswiderstände an empfindlichen Stellen des Steuermechanismus zu überwinden verstünde, wäre herr der Situation und könnte auch der modernen Kulturwelt noch segensreiche Dienste leisten. Einen solchen Mann sollte man überhaupt von allem entbinden, womöglich auch noch vom Jus divinum. Denn nicht, daß der Papst unsehlbar ist, sondern daß er trotz seiner Unsehlbarkeit nach außen noch immer nach innen so unsrei und abhängig ist, bildet den eigentlich wunden Punkt. Wer doch den Craditionen an den Kragen könnte!

Und damit kehre ich zu Goet und dem Syllabus zurück. Wenn unser Autor aus all seinen eingehenden Erörterungen zu letzterem immer wieder hervorleuchten läßt, wie unnütz, wie widersinnig, wie schädlich (für die Kirche) seines Erachtens die Publikation dieser Gesamtverketzerung aller geistigen Errungenschaften neuzeitsicher Kulturentwicklung war, so stimme ich ihm hierin vollkommen bei. Daß ein so kulturentwicklung war, so stimme ich ihm hierin vollkommen bei. Daß ein so kulturentwicklung war, so stimme ich ihm hierin vollkommen bei. Daß ein so kulturentwicklung war, so stimme ich ihm hierin vollkommen bei. Daß ein so kulturentwicklung war, so stimme ich ihm hierin vollkommen bei. Daß ein so kulturentwickliger Politiker, wie Pius IX. seligen Angedenkens, mit seinem Syllabus allen späteren Päpsten, welche die Sache besser verstahen, verstehen oder verstehen werden als er, sozusagen ins handwerk pfuschen und die katholischen Kulturwelt diskreditieren durfte, das halte ich in der Cat für das bedauerlichsen Kulturwelt diskreditieren durfte, das halte ich in der Cat für das bedauerlichsen Kulturwelt diskreditieren durfte, das halte ich in der Cat für das bedauerlichsen Kulturwelt diskreditieren durfte, das halte ich in der Cat für das bedauerlichse Ereignis in der Kirchengeschichte des XIX. Jahrhunderts. Und es war zudem noch ganz überflüssig und unnötig. Hier ist wahrhaftig einigen mehr oder minder problematischen Augenblicksersolgen zuliebe die Zukunft des Katholizismus ernstlich gefährdet worden.

Denn die dogmatische Natur dieses Syllabus kann ja doch trotz aller gut gemeinten Versuche nicht ernstlich bestritten werden. Und nun ist er da, steht überall im Wege, wird natürlich als eine jener Traditionen stets gegen das Papstum ausgespielt werden, stets den Glauben an seine ehrliche Absicht, mit vernünftigem, maßvollem Kulturfortschritt hand in hand zu gehen, untergraben, damit unter Umständen auch das brauchbarste kirchliche Programm verderben und

ľ:

höchstens dann wirklich zur herrschaft gelangen, wenn der ebenso originelle als irreale Vorschlag des Kardinals Manning, mit dem Dogma die Geschichte zu besiegen, zur Tat werden sollte. Ich meinesteils vermag von den heutigen Sührern der ultramontanen Richtung nicht gering genug zu denken, um anzunehmen, daß sie hierin mehr als einen geistreichen Einfall erblickt haben.

Mag nun also auch ein anderer Kardinal (Erzbischof Sischer von Köln) den Syllabus als "Prüfstein unserer Zeit" (durch den unterschieden wird, "was mit der katholischen Wahrheit übereinstimmt oder ihr widerspricht") seiern, so möchte ich trotz alledem meinen, daß es sich für die katholische Kirche der Gegenwart und Zukunft weit weniger darum handelt, den Syllabus hochzuhalten, als vielmehr ihn auf gute Art loszuwerden.

Und solches könnte wohl am besten dadurch geschehen, daß er bei der von Dius X. inaugurierten neuen Kodififation des geltenden Kirchenrechtes einfach mit Stillschweigen übergegangen wird. Dem sattsam bekannten Einwande, daß ja die tatholische hierarchie gerade in dem starren Antagonismus zum Kulturfortschritt und zur modernen Weltanschauung das heil der Kirche erblide, wurde ich unter hinweis auf den Unterschied, welcher zwischen Kirchturm- und Kirchenpolitit besteht, mit der Antwort begegnen, daß jener Standpunkt zwar zeitweilig, gang unmöglich aber auf die Dauer zu halten ift. Diese Ertenntnis scheint mir benn auch aus der - im firchlichen Sinne durchaus forreften und tadellosen - Devise des berzeit regierenden Papstes »Instaurare omnia in Christo« ertennbar herauszuklingen. Denn wie sehr auch die Ansichten darüber auseinandergeben mögen, was dem Beifte Chrifti im einzelnen und fleinen mehr oder weniger entspricht, so viel steht feft, daß diefer Beift im großen und gangen ein Geift ber Freiheit und ber Liebe ift. Und nicht minder zweifellos erscheint wohl, daß die durch das Wort sinstaurare« gekennzeichnete Tätigkeit des Berftellens oder Aufbauens im Wesen ein Reformprogramm bedeutet. Uber die hauptpuntte eines solchen Programms zu sprechen, ist hier nicht der Ort. Wohl aber möchte dem nun einmal gitierten Geist noch einige Aufmertsamteit gu schenten fein.

Ich vermag mich der Ansicht des Professors Götz, der im heutigen Ultramontanismus ein spezifisch romanisches Kulturideal erblickt, nicht unbedingt anzuschließen. Und ich glaube auch, daß von romanischer Seite mit Recht dagegen protestiert werden könnte. Der bloße hinweis auf die französische Revolution oder auf die große nationale und freiheitliche Erhebung Italiens würde zur Begründung genügen. Natürlich besitzt auch das Romanentum seine reaktionären Elemente. Aber daß sie die Sührung haben, läßt sich (von Spanien abgesehen) gewiß nicht behaupten. Derzeit gibt sich bekanntlich eher Deutschland als konservative Macht und das romanische Frankreich geht mit neuen Ideen voran. Meines Erachtens umschließt der Ultramontanismus vielmehr ein mittelalterliches Kulturideal, das Ideal des im Ienie mittelalterlichen Macht angelangten Papstums. Daß hier romanische Kulturelemente mit im Spiele sind, wird natürlich ebenso bereits

willig zugegeben, wie der Umstand, daß den Romanen der Begriff der Religion allerdings freier vom Mystizismus und mehr mit Äußerlichkeiten zusammenhängend erscheint, als den Germanen. Dielleicht ist die den Ultramontanismus charakterisierende Verquickung von Religion und Politik, sowie seine bekannte Geneigtheit, bei Behandlung rein weltlicher Dinge die Religion "in Gefahr" zu erklären, in der Tat darauf zurückzusühren. Ein apodiktisches Urteil wage ich nicht zu fällen.

Doch wie dem auch sein mag; ob nun der Ultramontanismus das Leben eines großen Volkes nach den Kulturbegriffen eines anderen zu regeln oder den Geist der Gegenwart auf denjenigen der Vergangenheit zurückzustimmen sucht, ob er nun nationale oder zeitliche Eigentümlichkeiten mißachtet, in jedem Fall verstößt er wider das Prinzip der Freiheit, welches der rein religiöse und ideale Katholizismus aus dem ersten Christentum bewahrt hat. Und hier wahrhaftig böte sich der Devise Instaurare omnia in Christos ein reiches Arbeitsfeld. Ein nicht minder reiches und wohl noch dankbareres wäre der Betätigung des Geistes der Liebe zu erschließen. Sie hängen im übrigen beide zusammen.

Ich dente da natürlich teineswegs an die offizielle und private Ausübung der "Caritas". Darin geschieht außerordentlich viel und es ware höchstens zu wünschen, daß man der Samariterlegende eingedent den tonfessionellen Gesichtspunkt noch etwas mehr außer Betracht ließe. Was ich besonders im Auge habe, ist vielmehr das Derhältnis zwischen Klerus und Laien. Auch darüber hat Goetz soeben eine sehr interessante und lesenswerte Schrift publiziert.* Er führt hier in zutreffender Weise aus, wie sich ber Begriff der Kirche allmählich auf den viel engeren der hierarchie zurückgezogen hat. Wer heute von der Kirche spricht, meint tatsächlich fast immer den Klerus, den Stand der Leitenden und Regierenden, welchem gegenüber der Laienstand fast bedeutungslos geworden ist. Die Caien sind nach Goek, im Sinne des Ultramontanismus, einfach "die Gläubigen", weil sie eben der lehrenden Kirche pflichtmäßig zu glauben, mit andern Worten: der Sührung des Klerus nicht nur in rein spirituellen Dingen, sondern auch auf sozial-caritativem und politisch-kulturellem Gebiete, in Dereinswesen, Schule, Presse, Literatur 2c. zu gehorchen haben. Nun muß ja freilich auch diesen Ausführungen gegenüber betont werden, daß die prinzipielle und scharfe Scheidung der beiden Stände zu den grundlegenden Elementen der katholischen Kirchenverfassung gehört und wohl nicht als Errungenschaft des Ultramontanismus anzusehen ist. Ob es aber nüglich und zwedmäßig sein kann, gerade darauf immer wieder und zudem in so auffälliger form hinzuweisen, wie es beispielsweise jüngst in dem hirtenbriefe eines bekannten österreichischen Metropoliten geschah, ist eine andere Frage. Es gehört zu den Derdiensten jener unter dem Citel "Pius X., seine handlungen und seine Absichten" erschienenen, vielerörterten Schrift ** eines anonymen, zweifellos vortrefflich informierten Autors, unter anderem hervorgehoben zu haben, daß die Kluft zwischen Dolt und Kirche sich gang von selbst immer mehr

^{* &}quot;Klerikalismus und Caizismus", Neuer Frankfurter Derlag, 1906.

^{**} In deutscher Abersetjung bei G. J. Mang, Regensburg, 1905.

erweitert. Auch die Gründe hievon werden angegeben. Sie sollen in dem Umstande liegen, daß einerseits der Klerus den an ihn zu stellenden Anforderungen keineswegs genügt, daß anderseits gerade die gebildeten und geistig hochstehenden Laien gering geachtet und — durch mancherlei Dinge abgestoßen werden. In diesem Punkte wäre es sicherlich hoch an der Zeit, sich daran zu erinnern, daß die Laien nicht nur ebenfalls zur Kirche gehören, sondern auch — bei aller Überordnung des Klerus — in ihr eine gewisse Rolle zu spielen berufen sind. Und zu solchem Ende wollte ich den Geist der Liebe angerusen haben.

Die katholische Kirche von heute hat keine gewaltigen Umwälzungen mehr zu befürchten. Was ihr droht, ist nicht eine Periode vulkanischer Eruptionen, sondern die Eiszeit des absoluten Indisserentismus. Welchen besseren Schutz aber gibt es gegen Dergletscherung als die Wärme? Und kann diese Wärme erzwungen werden? Durch ausopfernde, uneigennützige und rüchaltlose Liebe allein, die in tausend Formen und in ewiger Jugendfrische hinausstrahlt aus den hallen der Kirche in die weiten Schichten des Laienelementes, wird sie zu hegen und zu pslegen sein. Alles übrige ist nebensächlich. Eine Kirche der Zukunst wird nur auf jenem Grunde selsstehen, welchen das wundervolle 13. hauptstüd des ersten Korinthersbrieses gekennzeichnet hat, das da mit den Worten beginnt: "Und wenn ich die Sprachen der Menschen beherrschte und redete mit den Zungen der Engel und hätte die Liebe nicht, so wäre ich nicht mehr, denn ein tönendes Erz und eine klingende Schelle."

Aus einem Essai über Hebbel.

Don Rubolf Kaffner.

Er war ein großer Emporkömmling und hatte alle Tugenden und alle Schwächen der großen Emporkömmlinge. Das heißt eigentlich: seinesgleichen hat stets alle Tugenden und alle Schwächen des Menschen, und immer hat hier eine Tugend erst die Schwäche totzuschlagen. Hebbel gewann alles aus dem Streite. Es sieht manchmal so aus, als wäre sein Leben, sein Gut, zunächst ganz in fremden händen gelegen, wie man sich ausdrückt, und als hätte er es diesen fremden händen Stück erst abringen müssen, die seihm ganz gehörte. Jedenfalls war er wie einer, der mit nichts begonnen hat und dann an seinem Besiche festhält und nicht mehr teilen will, was jeht sein ist.

Er hatte das große Gedächtnis der Emporkömmlinge, sein ganzes Leben war seinem Gedächtnisse in jedem Augenblicke gegenwärtig. Man hat das Gefühl: hier ist ein Mann, der sich sein Leben, d. h. alles, was er sich erringt, auch schuldig ist im eigentlichen Sinne. Hebbel kannte sozusagen keine andere Schuld als diese. Und er war sehr gerecht — nicht treu, aber gerecht. In der Treue würde er gefürchtet haben, sich zu verlieren, in der Gerechtigkeit konnte er sich täglich wieder

gewinnen, in ihr hatte er stets etwas wie ein Resultat seines Wesens, und daran bielt er sich dann. Ich möchte auch behaupten, daß es überhaupt im Wesen des Emportommlings liege, sich nicht durch die Creue, sondern durch die Gerechtigkeit zu legitimieren. Hebbels Gerechtigkeit war nämlich keineswegs Prinzip, sondern durchaus Übung, eine tägliche, stille, schmerzliche Übung mit sich selbst. Er hatte fort und fort zu rechten, sich loszureifen und etwas anzueignen und zu sehen, daß ihm nichts fehle und er alles bei sich trage. Und daß er sich nicht wiederhole davor hatte hebbel förmlich Angst. Er war vielleicht im Augenblide zu betrügen, aber auf die Dauer nicht zu enttäuschen. Dazu tam doch alles zu sehr auf ihn selbst, auf seine Entscheidung an. Man warf und wirft ihm vor, daß er die Menschen, mit benen er verkehrte, rudiichtslos aufbrauchte; das mag ja wahr sein, aber dann finde ich gerade seine Dankbarkeit so rührend und sein Entgegenkommen oft peinlich. hebbel machte seinerzeit — in Nebensächlichem natürlich — ungleich mehr Konzessionen als etwa Grillparzer, aber im Geheimen verstand er alles wieder zurudzunehmen, was er hergegeben hatte. Hebbel steht zu Grillparzer in vielem Sinne wie Schiller zu Goethe, und Schiller war bekanntlich die praktischere Natur, wie Mar auch sentimentalen Naturen das Gegenteil erscheinen mag.

hebbel wußte zu rechnen und sich einzurichten. Gewiß, er war sehr gewißigt und scharf und verstand es, die Dinge schonungslos in ihr Gegenteil umzukehren; dafür ist es nun beinahe lächerlich, wie gerne er sich Dinge übertrieb, wenn er sie brauchte, und wie schnell er sich aus dem etwas zu machen suchte, was im Grunde nichts war. Damit bezahlte er gleichsam seine Ironie.

Don seinen Dramen sagt hebbel selbst, sie hatten zu wenig haut. Das gilt auch von seinem Geiste. Man sieht seinen Geist durch, wenn ich es so nennen darf. Die Ceute heißen seine Art zu benten abstratt, doch das ist ein dummes und auch ein falsches Wort; die Wahrheit ist: sein Geist hatte nur zu wenig haut. Hebbel war auch nicht "egoistisch" — einem großen Dichter gegenüber ein noch dümmeres und von Grund aus falsches Wort, welches die Einsichtslosen zu eigenem Troste fort im Munde führen; die Wahrheit ist hier: Hebbel hatte zu wenig, fast gar teinen humor, er fühlte sich zu schnell und zu persönlich getroffen. Wie alle Emportömmlinge und Menschen von großem Gedächtnis! Der Humor, diese wundervolle Oberfläche und Dede, dieser Zweifel auf dem Glauben oder dieser Glauben auf dem Zweifel — wie immer man es nehme — fehlte ihm; hebbel war immer nact ober wenigstens schlecht ober zu spät gedeckt. Ich will es hier sagen: sein Lustspiel "Der Diamant" ist schlechter als schlecht, nämlich eine schlechte Maschine. Don Hebbel gilt das tiefe Wort eines anderen großen, humorlosen Emportömmlings, ein Wort John Gabriel Bortmanns: "So sind die Menschen, Ella. Sie zweifeln und sie glauben zu gleicher Zeit." Dieses Nebeneinander hält uns wohl wach und auf dem Posten und macht, daß wir gut rechnen und uns nichts so leicht vergeben weder im Glauben noch im Zweifel, aber es nimmt uns auch den humor oder vielmehr: es läft den humor gar nicht erst wachsen. Wir sind fort und fort gleichsam im Craining mit uns selbst. Noch etwas: hebbel war sehr tief und hat alles Tiefe über sich gesagt, so daß wir dieses an ihm nur abzulesen brauchen, wenn wir es haben wollen, aber dennoch gewinnt man nicht eigentlich den Eindruck eines Derborgenen. Eine Natur wie Goethe spricht über sich gerne eine ganze Menge sozusagen oberstächlicher Sachen aus, aber allem, was sie sagt, bleibt doch etwas Derborgenes, heimliches. hebbels Tiefe ist stets offen — zuweilen wie eine Wunde. Es scheint manchmal, als hätte er Angst davor gehabt, einmal nicht tief zu sein und sich dann an der Oberstäche zu verlieren. Und in der Tat, wo er oberstächlich, breit zu sein versucht, ist er meist platt, roh und künstlich. Auch das sei gleich gesagt, weil es in gewissem Sinne hier am Plaze ist: ich kenne keinen großen Dichter, der zuweilen so widerliche, so rohe und platte Metaphern gebraucht hätte, wie hebbel.

Wenn ich hebbels Leben in den Tagebuchblättern und Briefen, einem der wichtigften Denkmaler eines ichöpferischen Geistes überhaupt, offen por mir habe, so sehe ich es jedesmal gang flar: hebbel war in einem bedeutenden Sinne tein Schauspieler. Damit man mich nicht miftverstehe, benten wir uns die Buhne, die ich jest meine, so: Er und sein Ceben getrennt, hier steht er und dort ihm gegenüber sein Leben, das heißt: alles, was er liebte und hafte, alles, was er hatte und nicht hatte — auch was einer nicht hat, gehört zum Ceben, so dieses einem auf der Buhne entgegentritt: nun, hebbel will nicht spielen und nichts zwischen sich und dem Leben unbestimmt, nichts Drittes zwischen sich und das Leben lassen, sein Blid weiß es abzumessen, und er braucht das Leben auf und läßt nichts übrig. Ich sehe es auch so: Er verschluckt das Leben, wie es sich ihm bietet, und fühlt: Jest, bei mir, ift es sicher, jest tann es mir niemand nehmen oder fällchen - und läuft damit herum. Das will ich damit sagen, daß ich behaupte, hebbel sei tein Schauspieler gewesen. hebbel tonnte sich auf eine Rolle nicht verlassen, wie gerne er es auch zuweilen gefan hätte. Und so muß man es auch verstehen, wenn es beift, daß er seine Freunde aufgebraucht hätte: hebbel hat alles aufgebraucht, und was nicht er selbst wurde, das ware ihm zur Rolle geworden. Und er schämte sich por einer Rolle, auch por der Rolle eines Freundes. hebbels Ceben ist nur Linie, sein Leben hat etwas merkwürdig hintergrundloses. 3ch sehe Bebbel nicht in hamburg, nicht in Paris, nicht in Rom, nicht in Wien, ich finde tein Derhältnis zwischen ihm und feiner Umgebung, ich sehe ihn immer allein, allein mit seinem Leben, wie er dieses von Ort zu Ort trägt. Auch seine Ginsamteit wird ihm nicht zum hintergrund, die Einsamteit ift immer gang in ihm selbst, ich sehe sie weniger wie etwas, das einmal da ist und in dem auch andere schon gelebt haben, sie ist vielmehr wie etwas, das sich im Augenblide vor mir auftut und dann wieder ichlieft. Ich sehe Bebbel wie eine Sigur ohne Canbichaft. Ich dente vielleicht ab und zu an seine heimat, die er einma I in größter Not verlassen hat, aber dann . . . dann febe ich ihn wieder allein, fich felbst gleichsam auffallend ähnlich. Bei anderen, auch unbedeutenden Erscheinungen freut es uns endlich, daß fie uns auf etwas Fremdes, Anderes, ein Cand, einen Raum weisen, und wenn wir diese Menschen dann auch vergessen, so haben wir sie doch eigentlich nicht versoren. Bei Hebbel, wie gesagt, staunen wir stets von neuem, wie auffallend er sich selbst ähnlich sieht. So sehr ist dieser große Mann stets das Gegenteil des ihm Fremden, so wenig ist er Schauspieler. Und dann: wir sehen Hebbel, oder wir hören ihn, und in jedem Falle sind wir von ihm getrossen: doch beides geht nicht immer zusammen. Das wenigstens können wir vom Schauspieler behaupten: wer ihn sieht, der hört ihn auch — denn sonst wäre er überhaupt kein Schauspieler und weniger als nichts. Dielleicht ist er gar nicht bedeutend und in nichts mit einer Erscheinung wie Hebbel zu vergleichen, aber in dem Augenblicke, wo ich den Schauspieler höre, sehe ich ihn auch. Das gibt der Schauspieler mir sozusagen für seinen Charakter.

Daß wir uns ein Beispiel nehmen und dann auch ein solches geben konnen - in dem Sinne, wie etwa Goethe sich in den Griechen, in allem Ganzen, Großen sehen mochte — ist das Zeichen höchster Kultur, ein Zeichen vollkommener Hingabe und schließlichen Besitzes. Durch dieses Beispiel, ein Geben und Nehmen, überwindet zulett der Mensch den Schauspieler, der ihm angeboren. Und diese Kultur des Beispiels besaß hebbel nicht. Ich lehne hier jeden Einwand sentimentaler Literaten von vornherein ab. Mit dem Leben ist es hier wie mit der Musik: wir merken uns ein Leben besser als das andere, und Hebbels Leben merken wir uns nicht leicht, so eigensinnig ist hier die Mischung des Aukerordentlichen und des Gewöhnlichen. hebbels Leben ist schwierig aus sich selbst heraus, wie ein Musikstud schwierig ist; wir kommen nicht leicht hinein. Und dann noch etwas: in einem Leben, das Beispiel ist, dort ist die Not mit dem Tun, dem Glud, so vermengt, daß wir in bedeutenden Augenbliden schon ohne Vorwurf und Empörung das eine für das andere nehmen können und das eine und das andere uns schlieklich wie unwirklich, wie bildlich erscheinen mußen. Bei hebbel will die Not nie gang in das Glud hinein. hebbel tonnte die gräfliche Not seiner Jugend nie vergessen und nicht verspielen. Sie war einmal zu wirklich gewesen, die Not hatte ihn gezeichnet, und er konnte dieses Zeichen nicht' mehr abtun. Das blud seiner späteren Jahre mochte es für Augenblide nur verdedt haben und darum nahm er dieses, das Glück, auch stets wie ein Ding, das wirklich da ist — weil, wie gesagt, seine Not einmal zu wirklich gewesen war. Es scheint, als hätte diese Not etwas in ihm getroffen, was im Menschen, der sich frei im Ceben rühren will, ewig unverletzt bleiben soll. Wie tief darf die Not den Menschen treffen . . . ? Doch sagen wir es lieber fo: Wer einmal durch einen Jufall, eine Dummheit, die jedem passieren tann, einen Arm verloren hat, dem wächst er nicht wieder an, und wer einmal die Not erfahren hat wie hebbel, der tann wohl König werden am Ende seiner Cage, aber auch als König wird er nicht verschwenden lernen. Und Hebbel, der Emportömmling, wurde König, aber auch als König verlor er nicht das Zeichen und fürchtete die Not und wollte darum nicht verschwenden. Ich habe zu Beginn gefagt: ein Emportommling wird sich lieber durch seine Gerechtigkeit als durch seine

Treue legitimieren, und ich füge jetzt hinzu: denn in der Treue würde er etwas wie eine Derschwendung seiner Gerechtigkeit fühlen. Hebbel war kein Schauspieler; was sein war, mochte er nur unwillig im andern sehen. Die Schauspieler lügen und schwähen freilich oft und sind sich selbst gelegentlich überstüssig, aber wenn sie einmal die Wahrheit sagen oder die Wahrheit sind, dann verschwenden sie auch die Wahrheit und ihr Wesen. Ich weißt nicht, ob hier andere so fühlen wie ich, aber für mich hat wirklich die Wahrheit, die sich nicht verschwenden will, an der Oberstäche, nur an dieser, ganz zuletzt, oben also, etwas Peinliches, zu wenig haut. Hebbels Leben war grundwahr, selbsteigen und ohne Feigheit, und dennoch ist es da — ich bleibe dabei — ohne Beispiel zu geben. Sein Leben ist kein Schickal geworden. Und nur das Schickal ist Beispiel, das bildet, und nur am Beispiel, am Schickal dürsen wir die Wahrheit unseres Lebens auch verschwenden. Alles andere gehört ja natürlich uns selber und bleibt uns auch.

hebbel war tein Schauspieler, und sein Drama entsprang weniger einer tiefen Freude am leidvollen Spiel, am bloßen Geschehen, als dem ausschließlichen, eifersüchtigen Interesse am Menschen — er würde in einer Dorrede gesagt haben: an der Idee des Menschen, ich glaube hier den besseren Ausdruck zu haben und sage: am Menschen im abstrakten Raum, ohne Landschaft, ohne Gewohnheit, ohne Erben. Ia, ohne Erben: hebbels Männer bleiben nämlich so lange tragisch, bis ihnen ein Sohn geboren wird, und seine Frauen sind unfruchtbar — mit Ausnahme Genovevas, der heiligen. Und Kriemhild muß mit eigener hand das Schwert gegen hagen ausheben, weil Siegfrieds Sohn es nicht tut.

3ch fann hier nur andeuten, wie start diese Vorstellung in hebbels bergen wurzelte: hebbel hatte eine abgöttische Liebe zu seinen Kindern. Erschütternd ist die Klage über den Tod des fleinen Jungen, den er von Elise Censing hatte. Im Kinde sah hebbel etwas wie einen Zauber gegen alles bas, an dem er allein sich verzehren mußte, wie einen Zauber gegen das Tragische. Ein Kind - so fühlte er - vermöchte zwischen den helden und bessen Geschid zu treten, das Geschid zu bannen und dem helden den Stachel zu nehmen, nur ein Kind, ein Sohn. Mit einem Sohne ware er nicht mehr allein, was immer auch geschähe. Aber daß der held allein sei, ist gleichsam der Adel, den ihm sein Geschid verleiht. Daß er allein und ihm tein Sohn fei. Und wie ohne Sohn, so steht hebbels Mensch im Drama auch ohne Gott da. Auch Gott hatte dem Menschen den Stachel genommen, bevor er ihn freiließ, wenn er wirklich der Gott ist, den die Gottestinder verehren. Im Drama hebbels hat der Menich mit seiner Gottestindschaft gebrochen und trägt offen und schamlos vor Gott den Stachel seines Geschickes. Hebbel wollte es fo: er nahm im Drama für den Menschen gegen Gott Partei. Er trug seinen Menschen gleichsam offen von Gott weg auf seine Buhne. Dielleicht brachte er ihn heimlich wieder zu Gott gurud, wenn die Tragodie zu Ende war ober wenn wirklich bas Wunder eingetreten und dem helden ein Sohn geboren worden ware. . . . Aber eine Zeitlang mußte er mit dem Menschen allein sein und seben, mas er aus

ihm herausbringe. Und damit ja nicht der Gott heimlich aus dem tragischen Menschen rede und den Dichter betrüge, so tat der Dichter noch ein übriges und hetzte den Menschen auf Gott..... Ich gebrauche noch ein Bild, um zu sagen, wie ich hebbels Empörung und hehe verstehe: jedesmal in dem Augenblicke, in welchem der hohepriester die versammelten Gotteskinder verläft und, verhüllt, ins Allerheiligste tritt, stiehlt sich hebbel aus der großen Schar ein Gotteskind und macht es auf seiner Bühne trokig zum trokigen Menschen. hebbel war nicht irreligios oder antichristlich, das sind Phrasen, wie sie seine Zeit und er selbst gelegentlich aus Politit liebten: Hebbel haßte den Priester, ihn, der da zelebrierte und damit alles Notwendige für sich und die Gotteskinder getan hat; er hakte ben Priester, der den einzelnen seiner Gemeinde die Tragodie ersparen will, indem er das Mekopfer feiert. "Auch Christus reklamiere ich für die Cragodie", schreibt hebbel in einem Briefe. Das ist gegen den hohenpriester gesprochen, nur gegen ihn. Und im Tagebuch heißt es an einer Stelle: "Es ist am Ende das Beste an der Religion, daß sie Keger hervorruft." hebbel begreift das Opfer nicht: davon lebt er, und darum trägt er den Stachel, und sein tragischer Mensch ist wesentlich der, ber da nicht opfern will, ober ber nur sich selbst in der Tragödie sein eigenes Opfer bringen will, oder der nicht will, daß man sein eigenes Opfer dann zum Gesetze mache. Hebbel begriff vielleicht das Opfer des Alten Bundes aus dem Fleisch und Blut der Tiere, denn er war sehr sinnlich und sehr abergläubisch, aber zwischen das Opfer des Alten und das Opfer des Neuen Bundes setzte er nicht, wie es von Priestern stets vorherbestimmt war und wird, die Zeit, sondern gleich seine Tragödie.

Ich sinde in Hebbel jenes uralte germanische Gottempsinden wieder, das in Meister Echardts Schriften seinen leuchtendsten, geistigsten Ausdruck bekam: den trotzgeborenen Glauben — der Mensch hadert mit dem Gott, dem er recht gibt; er reißt sich los von dem Gott, zu dem er zurück will. Und sein Gott ist stets der geborene Gott der Ketzer. Und wir wissen nie, ob am Schlusse der Gott den Ketzer oder der Ketzer den Gott gezwungen hat. Denn wenn wir es auch nur einmal erführen, so würden wir nach aller Mühe doch wiederum nur das Gesetz haben, den Hohenpriester mit der versammelten Schar der Gotteskinder und nicht den Menschen mit sich selbst allein. Hebbels Religion ist der uralte, ewig währende Prozeß, in welchem Gott zugleich als Kläger und Angeklagter erscheint. Hebbel war sich dessen bewußt, er wollte den Widersinn, gleichwie der Hohepriester und die Gotteskinder das Gesetz wollen. Und es war mehr in ihm als der Trotz, es war die Weisheit seiner produktiven Natur, die also im Parador sprach.

Ja, man muß es ganz bestimmt so sagen: Hebbels Gottesverhältnis ist nur ein Spiegel für das innerste Empfinden des schöpferischen Geistes. Es scheint ja auch hier im Wirken des Künstlers, als verließen wir uns mit unseren Worten und Bildern, und doch kommen wir uns in allen Gestalten unseres Geistes recht eigentlich entgegen.

hebbel war einer der ersten, die sich in der Welt und die Welt nur als Künstler begreifen konnten und wollten. Ja, er war tatsächlich der erste. heinrich Kleist mußte daran noch verzweiseln; diesem größeren, reicheren Dichter war es noch nicht gegeben, also bewußt sein Künstlertum auf die Gottheit zu übertragen.

hebbel murde Dichter in einer Zeit, die im gangen nur zwei Arten des dichterischen Ausdruckes fannte und verstand: die Tendengpoesie und die subjektive Dichtung in der Manier Byrons. Ich habe hier nicht den Raum, auszuführen, inwiefern beibe Arten einander ergangen, bas heift: inwiefern bas icheinbar fo ungebundene, selbstherrliche Wesen Byrons gar nicht anders tann, als sich fort und fort in neuen Tendenzen zu verlaufen. Ja, Byrons berühmtes 3ch ift nur umgetehrte Tendenz, weiter nichts. In hebbel nun tritt uns ein Neues, für alle fünftige Kultur Unverlorenes entgegen: hebbel, von sich selbst ebenso eingenommen wie Byron ober, wenn man will, tausendmal mehr, ja eifersüchtig auf sich selbst, hebbel kehrt sich gegen sich selbst. Er erschrickt gleichsam por sich selbst - pon Byron muß man gestehen, daß er insoferne nicht im tiefsten, einzigen Sinne mit sich selbst beschäftigt war, als er por sich im grunde nie erschraf und sich barum gewissermaßen nur umgehen und umschreiben fonnte. Ich meine, in Boron berührte der Dichter den Menichen an taufend gufälligen, wechselnden Puntten, fo daß fich auf diese Weise der Dichter gleichsam ohne große Kunft über den Menschen außern burfte. Die Berührung ist, wenn auch gelegentlich ichmergvoll, so boch stets oberflächlich. Der Dichter und der Mensch machen sich hier wohl gegenseitig eitel ober auch icon, doch hat hier weder der Menich über den Dichter, noch umgekehrt, der Dichter über ben Menschen bie entscheibende Macht. Bei hebbel nun trifft ber Dichter den Menschen stets nur in einem Puntte, dort, wo die Natur den Dichter in den Menschen geheimnisvoll verknotet hat, dort, wo das Schöpferische des Dichters unmittelbar in das Erotische des Menschen greift, mit einem Worte dort, wo der Dichter und der Menich por einander erichreden muffen. Die Selbstliebe Byrons ist in Bebbel gur Liebe des Selbsticopferischen - ich möchte dafür ein griechisches Wort haben - geworden, und jede mögliche Eitelkeit mußte hier im Seuer diefes Schredens gleichsam verbrennen. hebbels echtgeborenes Drama ift nur der inmbolische Ausdrud dieser Selbstliebe und dieses Selbstichredens. Und so ist es ju erflären, daß die Menschen hebbels alle so primitiv und so raffiniert gugleich find, daß lie alle der Dichter felbst und doch wieder er nicht, dem Dichter fremd lind. Byrons Sardanapal ist Byron und nichts mehr, ein Bastard der Poelie; hebbels Golo ist echtgeboren, hebbel selbst und dann auch Golo. In Golo erschrat hebbel und zu Golo rettete er sich por sich selbst. Don Byrons Sardanapal bingegen muß man behaupten, daß er erft lacherlich gemacht werden mußte, wenn fein Schöpfer por ihm erschreden und die Eitelkeit verlieren sollte.

Ich sage das alles auch darum, damit man endlich einmal mit dem ermüdenden Geschwätz vom Kosmischen und Mythischen in Verbindung mit moderner Psychologie

in Hebbels Dramen und, wie sonst die vielen gefälschten Rezepte der Literatursgeschichten heißen mögen, aufhöre.

hebbel — in seiner geistigen haltung ungefähr der ausgesprochene Gegensat einer Natur wie Pascal — floh vor Gott zu sich selbst — so muß man es fassen - und darum, ich wiederhole, liebte er das Drama: aus Verlangen nach menschlicher Sicherheit, nach menschlichem Make. Und den eigenen, den gleichsam ihm von Gott gelassen Zwiespalt mit sich selbst, brachte er in allen seinen Dramen in den ursprünglichsten aller menschlichen Konflitte: in den Kampf zwischen Mann und Weib. Wie er gegen sich selbst, so stehen auf der Buhne Judith gegen Holofernes, Golo gegen Genoveva, herodes gegen Mariamne, Rhodope gegen Kandaules, Brunhilb gegen Siegfried. Es mag sein, daß jedes seiner Dramen eine Bergeistiqung uralter Geschlechtsmythen barftellt; aber alle find gang entschieden Derforperungen der mystischen Liebe von Dichter und Menich. Der Mann für und gegen das Weib; der Mann: ein geborener Prätendent, mutig, schamlos, ein Dersucher und Empörer um seiner selbst willen, ein Dieb und ein halbgott, wahllos und aufdringlich, freigebig und miftrauisch, Raisonneur und lustern, stets mehr Dichter als Menich. Und für und gegen ihn das Weib: gleichwie der Mann das Menichliche im Dichterischen gerne übertreibt, so schrickt bas Weib leicht vor dem Menschlichen in sein Geschlecht zurück, und darum wirbt der Dichter so übertrieben um das Geschlecht des Weibes und verlett so leicht dessen Menschlichkeit. Und das Geschlecht des Weibes haft im Grunde den Dichter und sieht im Dichter den Lügner, denn seine, des Weibes Luge ist vornehmer, gleichsam alter, das Weib verschlieft sich mit der Luge, und er, der Tolpel und Schwäher, der Dichter verrät sich mit ihr. Das Weib verschlieft sich mit der Luge, denn es trägt seine Wahrheit in sich selbst, und er, der Maglose, der Emporkömmling, sucht die Wahrheit außer sich — irgendwo -anywhere out of the world«. Und beide verlangen voneinander das Opfer, und zwischen beide sett der Dichter das Drama. Besser: beide misperstehen das Opfer oder vergreifen sich am Opfer, und, noch einmal, zwischen das Opfer des Alten Bundes aus dem fleische und Blute der Tiere und das Opfer des Neuen Bundes sett hebbel nicht, wie es von Priestern stets vorher bestimmt war und wird, die Zeit, sondern gleich mit eigener hand seine Tragodie.

Ich gebe hier meine eigenen Worte her, weil ich solche mir jetzt nicht aus jedem einzelnen Drama Hebbels nehmen kann. Aber so ungefähr sieht Hebbel sich im gegensätzlichen Leben, sieht er den Mann und das Weib. Einige Beispiele: Lesbia, die Sklavin Rhodopes, liebt Gnges. Doch da Gnges Lesbia nicht widerslieben kann, so schenkt er ihr, der Sklavin, die Freiheit. . . Lesbia aber will nur Gnges' Liebe. . . . Da haben wir gleich in Gnges den Mann: maßlos, übertrieben, theoretisch, Dichter, im Notfalle Platoniker, und in Lesbia das Weib: in sich frei und in sich gebunden, Stoff, Leben, Tragödie. . . . Neben Gnges stelle man Herodes. Auch er ist ein Dichter und sieht überall Geheimnisse und denkt sich eine Liebe über den Tod hinaus, und Mariamne nimmt den Dichter beim Wort und

stirbt stumm als des Dichters großes, einziges Geheimnis. Sie tut wirklich, was der Dichter nur träumt, und jetzt, da die Cat geschehen ist, ist sie doch ganz anders, als der Dichter es sich gedacht hat. So slieht das Leben vor dem Dichter, und da er es endlich greift, ist es schon die Cragödie. Und dann Kandaules. Dieser König ist nicht nur ein trunkener Schwäher, sondern auch ein Dichter, und Rhodope nicht nur sein Spiel, sondern auch seine Cragödie. Und Siegfried ist das Iachende, göttliche Leben, das Spiel, ein Gotteskind, und Hagen meint: Zuerst noch die Cragödie, der Cod darf um keinen Preis umgangen werden, und fällt dem Gotteskinde in den Rücken. . . .

Erinnerungen an Gedanken, Taten und Erfahrungen aus meinem Leben.

Haec olim meminisse juvabit.

Aus Dr. J. N. Bergers literarischem Nachlaß. Mitgeteilt und eingeleitet von Alfred Freiherrn von Berger. (Sortsetzung.)

3. April 1843.

Ich hörte die Oper Linda di Chamounix« von Donizetti. Wenn man sich sange der Musik entwöhnt, so verliert man die Empfänglickkeit für sie. Doch haben mich einige Nummern sehr angesprochen. Am 1. April schrieb ich folgendes Gedicht:

Cieber.

Cieder! singende Kastaden! Sprudelnde Quellen vom Menschenherz! In euern Klängen will ich baden Brennenden, ewigen Seelenschmerz.

Cieder! hingehauchte Dufte! Würziger Atem der Menschenbrust! Gleich Kolsharfen durch die Klüfte, Cont durch zerrissene Lebenslust. Cieder! tönende Blumengloden! Jaub'rische Blüten am Menschenhaupt! Mit euren Kranzen dedt die Loden, Denen das Leben den Kranz geraubt.

Cieber! wehende Geistesschwingen! Sliehende Boten von Gottes Mund! Ihr sollet sanft ins Grab mir bringen Tröstende, wedende Gotteskund!

8. April 1843.

Ich bin von den vielen Zerstreuungen schon recht müde und sehne mich zuruck zu meinen Büchern, zu meiner Melancholie. Volle acht Tage habe ich schon lange nicht geopsert. Indessen, solche Stunden machen uns nur um so elastischer. — Saphir erzählte mir neulich von hegel. Er erklärte ihn geradezu für eine humoristische Natur.

11. April 1843.

So lange man nicht ganz gesund ist, geht's mit der ernsten Arbeit nicht. Wir vergessen auf alle unsere Lebenspläne und Projekte. — Den Konkurs für's Theresianum habe ich nicht gemacht. — Gestern las ich von Rank eine Novelle in den Sonntags-

blättern unter dem Titel: "Der Mann in seiner Liebe." Als Kritik genügen die Worte: "Auf diesem Weg liegt Wahnsinn."

* • *

Das Proletariat ist die Sklaverei der Neuzeit und unterscheidet sich von der Sklaverei des Altertums nur dadurch, daß diese die Persönlickeit direkt negterte, durch Gewalt; das Proletariat aber ist das Produkt einer heuchlerischen, mittelbaren Negation. Das Proletariat ist der Widerspruch in sich selbst, es ist die Persönlickeit, die keine ist; denn die bloß abstrakte, gedankenmäßige Persönlickeit hat, wie gesagt, keine Wahrheit. Dies ist die Bedeutung des Kampses der Besiglosen. Wenn man in Repräsentativstaaten die Vertretung vom Besige abhängig macht, so liegt der Gedanke zu grunde, daß der Staat ein Werk der Freiheit, sie it sein müsse. Die Auslösung des Proletariats in Freiheit, die die Geschichte vollbringen wird, kann nur durch eine Reorganisation der Eigentumsverhältnisse bewirkt werden. Im Proletariat ist die Persönlickeit eine tote, im künstlich gehegten Besige, z. B. des auf Besigtum gegründeten Adels, ist das Eigentum ein totes. Dieser polare Cod, dort der Persönlickeit, hier des Eigentums, soll sich versebendigen und dies geschieht am natürlichsten, indem das tote Eigentum der toten Persönlickeit überlassen wird, dadurch erwachen beide zu neuem Ceben.

* _ *

Die Parteien in einem Staate und ihr Kampf sind der Cebensprozes des Staates; sie sind die Venen und Arterien des Staatsorganismus, durch sie erfolgt die Bildung des Neuen, die Abstospung des verbrauchten Alten.

. . .

Stahl sagt Band II, 1. Abteilung, Seite 198, seiner Rechtsphilosophie: "Die Natur bleibt immer eine Symbolit des Geistes; aber die menschliche Gemeinschaft muß dahin tommen, seine wirkliche Offenbarung zu werden." Dieser Sat ist falsch; auch die Natur ist die wirkliche Offenbarung des Geistes, sie ist nicht dazu bestimmt, etwas zu bedeuten, das sie nicht ist. Die Symbolit lesen wir nicht aus der Natur heraus, sondern in sie hinein, die Symbolit ist in uns, in der Natur ist der Geist, als Naturgesetz. Das Naturgesetz ist tein Symbol, es ist wirklich das, was es ist — Wirklichseit des Geistes.

12. April 1843.

Ich arbeite jest fleißig an meiner Schrift über die Rechtswidrigkeit des Nachdruds.

13. April 1843.

Die heutige Menscheit ist ein Kind der Industrie — Sabritware. Keiner hat den Mut, er selbst zu sein. Jeder ist nur, was der andere und so sind alle gleich. Die große Masse ist unberührt von dem Kampse der Ideen, von den Dissonen der neuen Zukunst, womit sich die armen Philosophen die Langweile homöopathisch vertreiben müssen. Die innere Leerheit der Gesinnung hat sich zur Charakterlosigkeit verdünnt, die nach außen als bloße Sigur auftritt. Die Sigur ist der Gipfelpunkt, zu welchem es das gewöhnliche Leben bringt. Gestalten, die ein Produkt des schassenden Geistes sind, begegnen wir nur dort, wo wir dem Geiste begegnen. Ach! ein selkenes Rendezvous in dieser unglaublich geistreichen Zeit. Die Sigur verhält sich zum Charakter wie

der Surrogatkassee zum echten Motta. Die Siguren sind Surrogatmenschen. In einem Kasseehause ist es weit leichter, echten Motta als echte Menschen zu sinden. Unsere ganze Gesellschaft ist nur ein schlecht zubereitetes Surrogat, das zuweilen Magenbeschwerden verursacht. Und doch zwingt man sich, dieses elende Surrogat zu frühstüden. Die echten Tücker und die echten Menschen verhalten sich jetzt ganz umgekehrt; die echten Tücker gehen nicht aus, aber die echten Menschen gehen jetzt ganz aus.

. . .

Man sagt, die Mystik sei ein unleugbares Element des menschlichen Seelenlebens; man glaubt an die Macht, an die Bedeutung der Mystik. Alle Mystik ist nur die Macht der Dunkelheit, sie ist also eine Macht, sie hat eine Bedeutung. Allein ihre Macht ist die Unmacht des Geistes, ihre Bedeutung ist die Geistlosigkeit. Dor dem Geiste schwindet alle Mystik, vor dem Lichte der Vernunst erbleichen die gespenstischen Dissonen der Mystik. Die Mystik ist der unbegriffene und unbegreisende Geist — das Gemüt, ihre Logit ist die Phantasie. Jede Religion begünstigt die Mystik, jede Religion ist auf die Dunkelheit des Menschengeistes gebaut. Mit der Auftlärung schwindet diese Dunkelheit, darum hat die Religion von jeher die Aufklärung verdächtigt. Mystik ist Sklaverei des Geistes; der Freigeist, wie ihn die gemeine Sprache, die überall die Wahrheit trisst, bezeichnet, erfährt keine Mystik.

18. April 1843.

Der Geist des Menschen beherrscht seine Physiognomie. Die innewohnende schone Seele verschönt auch das Gesicht, macht es zum Antlitz, aus dem die Seele strahlt.

. . .

Materielle Menschen sind immer Egoisten, und wenn sie Derstand haben, bringen sie es dis zur Ironie. Aber ihre Ironie ist eine ohnmächtige, sie ist das Geständnis des Mangels idealer Kraft.

Die Erfenntnis ist die Schönheit der Seele. Man weiß, daß die Schönen oft kotett sind, und es gibt auch kolette Seelen.

19. April 1843.

Was frommt mein Dichten? Die Welt geht ihren Riesengang weiter, ohne sich um einen Wurm zu bekümmern, der sich um sein elendes Leben zerkrümmt. Die Welt! Unverstanden und ungenossen bleibt sie mir. "Ein Kerl, der spekuliert, ist wie ein Tier auf dürrer Heide." Ich komme auf keine grüne Weide.

20. April 1843.

Srüblingsichmer3.

Es tehrt der Cenz, die milden Cüfte weh'n Die Seligkeiten längst verstosst verstaden In die Erinnerung kosend mir zurüd. Ich denk' der Frühlingstage, wo im Glüd Der Liebe alles Erdenweh' verschwunden, Die einmal kommen und für immer gehn. Nur einen Frühling lebt das Menschenerz,

Nur einmal bricht aus ihm die Cebensblüte, Derblassend jedes Erdenfrühlings Pracht. Dann taucht es wieder in die alte Nacht Und zehrt im dunkeln, dämmernden Gemüte An seinem ew'gen Weh', an seinem Schmerz.

21. April 1843.

Naturreligion.

3d bete nicht mit Beichen und mit Worten, Die lifpelnd über fromme Cippen quellen, Um aufzuschweben zu des himmels Pforten. Ein Wort, ein Zeichen fann die Bruft nicht ichwellen, Ein Kreug, ein hingebeugtes Knie, ein "Amen!" Dermögen nicht, den Geift mir zu erhellen. In der Natur ichläft des Gebetes Samen, In fie verfente beinen Blid und ichauen In jedem Werte wirft du Gottes Namen. Es wölbt der hehrste Dom sich an dem blauen Azurnen himmel auf, in seinen Strahlen Befällt fein Bangen dich, fein Kirchengrauen, Mit Beil'gen sind die Wande nicht bemalen. Die fluten heller, fonnenglub'nder Meere, Sie raufchen wie der Wein in Opferschalen; Und hoch empor erheben als Altare Sich blaue Berge, gold'ne Gleticherginten Erglangen wie des Tempels Kergenheere. Und wenn der Andacht Weihestunden winken, Da fauselt es wie ferne Glodenflange, Die Caler rub'n in ftillem Gottverfinfen, Und durch die Walder mogt es wie Gefange; Wie Orgelton erbrauft es in den Cuften, Als Dilger gieb'n die Wolfen im Gedrange. Mit Seuerzungen predigt aus den Klüften Der Donner furchtbar nieder in die Ciefe; Die Demut fteigt empor in Blumenbuften, Die Erde schweigt, als ob sie fromm entschliefe.

24. April 1843.

Atten.

Ein Scher3.

Wer die Akten hat erfunden, Ach! der war ein bojer Mann; Alles Leid hat nur empfunden, Wer von Akten sprechen kann.

Atten! Ach das Wort schon totet, Wie es rauh und troden klingt! Ob's ein fetter Hofrat flotet, Ob's ein mag'rer Schreiber singt. Aus den Atten weht es schaurig Mich wie Grabesmoder an, Meine Seder schleicht so traurig Auf der langen Attenbahn.

Auf den langen, langen Seiten, In der gähnend weiten Schrift Glaub' ich als Kamel zu schreiten, Das durch heiße Wüsten schifft. Wenn ich eine Klage schreibe, Klag' am allermeisten ich, Daß ich so was Kläglich's treibe, Ach! Darum beklag ich mich.

Mur wenn wir zusammenpadten Jum Verbrennen einen Stoß, Dann wohl fühlt' ich selbst bei Atten Mich "gewissermaßen" groß.

Manchmal fagt man: "atten mäßig". Ach, bei Gott, 's ist Ironie! Denn die Atten sind gefräßig, Oft verschlingen alles sie.

Exhibiten, Protofolle, Kanzelei, Registratur — Ahnt Ihr nicht das Schauervolle Bei dem bloßen Namen nur?

Attenstaub! O, Atmosphäre Sür den armen Attenwurm, Der des Lebens froh nicht wäre Ohne einen Attenturm.

Ein Saszitel! Welche Wonne, Wenn er ihn zusammenschrieb, Und bei warmer Maiensonne An dem Schreibtisch sigen blieb.

O! wie freut's ihn, daß sein Ruden Schon von vielem Schreiben krumm, Nichts könnt' ihn wohl mehr beglüden, Als er würd' auch aktendumm. "Die Natur, wie ist sie blobe, Nirgend nur ein Attenstüd! Alles ist so leer und obe, In den Atten wohnt das Glüd.

Michts als weite, grüne Matten,
Drauf der Blumen zwecklos Blüh'n,
Und ein frost'ger Waldesschatten,
Unverschämtes Abendglüh'n.

Caute Vögel in den Bäumen, Was das für ein teder Sang! Und Verliebte, die da träumen Ohne Atten stundenlang!

Keine Tinte in den Wässern, Rirgend Schreib- und Löschpapier, Ach! wie arm an Streusandfässern Sind die dummen Berge hier!

Wie die Bienen lastig summen Um die Ohren her und hin! Und die Käfer, wie sie brummen, Wie die Müden drohend zieh'n!

Und nun raubt mir die Perude Auch sogar ein frecher Wind, Wie ich mich zur Erde bude, Macht er mich mit Blüten blind.

Die Natur ist schlecht geschrieben, D'rum ad acta die Natur! Helsen will ich, sie zu schieben In die Weltregistratur."

Es gibt nicht nur ein Proletariat des Besitzes, sondern auch ein Proletariat des Geistes, der Intelligenz. Es ist die mihachtete, in ihrem Streben, in ihrer freien Entsaltung und in ihrer unendlichen Berechtigung hiezu, nicht anerkannte und gehemmte Intelligenz. Allein dem Proletariat des Besitzes steht nur der Besitz, allein dem Proletariat des Geistes steht nicht etwa der Geist entgegen, sondern gerade wieder nur der Besitz, und zwar der geistlose, der entweder an Zufall geknüpst ist oder als reaktionäre Macht gegen den Besitz des Zufalls und Privilegiums als Besitz der materiellen Interessen sich geltend macht.

27. April 1843.

Mein Gedanke über das Proletariat des Geistes gestaltet sich mir immer deutlicher heraus. Der Adel, die Aristokratie mit ihren Vorrechten an Persönlichkeit und Besit hat die Industrie und die Intelligenz gegen sich in die Schranken gebracht. Die Intelligenz sest sich den Vorrechten der Persönlichkeit entgegen und hat den Besitz zum sekundären Momente; die Industrie setzt sich den Vorrechten des Besitzes entgegen und

bat die Intelligenz zum sekundären Momente. Zwar hat Intelligenz und Industrie in der Gesellschaft sich schon eine aristotratische Stellung errungen, allein jene nicht mit notwendiger Allgemeinheit, sondern nur in gufälliger Einzelheit, diese nur durch Besith. Ohne Geltung auf dem geistigen Gebiete, aber mit dem Willen und der geistigen Kraft der Geltung, das sind die geistigen Proletarier; ohne Besitz auf dem industriellen Gebiete, aber mit dem Willen und der Sähigfeit der Arbeit, das find die induftriellen Proletarier. Beide konnen nur durch eine Reorganisation der Gesellschaft zu ihrem Rechte tommen. In beiden Proletariaten aber ift es nur die Perfonlichteit, welche thre unendliche Berechtigung in Anspruch nimmt. Im industriellen Proletariate ift es die reine Personlichkeit, welche nach Wirklichkeit strebt, denn eine Person ohne Besth ist ein bloger Gedante, ein Schattenbild, das teine tonkrete, materielle Wahrheit hat. Denn die Personlichkeit hat Wahrheit nur als freie, der Bestylose aber ift unfrei, er hat nur die Freiheit des Gedankens, nicht der Cat, die Freiheit aber hat ihr Leben und Dasein, Sleisch und Blut nur in der Cat, weil diese die in Wirklichkeit getretene Sreiheit ift. Im Proletariat der Intelligeng aber ift es die erfüllte Perfonlichteit, die Subjektivität als gebildeter Geist, welche nach Betätigung ringt. Der Geist als Dernunft ringt nach Allgemeinheit, ihn drängt es, seinen Inhalt in das Ceben überzutragen, an dem großen Werte der Geschichte fortzuarbeiten, es mitbilden zu helfen. Er sucht also mit seiner Subjektivität maßgebend zu werden in der Gesellschaft, er haßt das Privilegium der einzelnen, die da seinen Geist bevormunden dürfen, die allein Staat sein wollen und die übrigen als tote Masse behandeln, die kein Recht hat. Staat zu werben. Das Proletariat der Intelligenz also will den Staat, der ein Werk der gesamten Dernunft, das Proletariat der Industrie will die Gesellschaft, in der jeder Person ist und so wollen beide in ihrem überfließenden Zusammenwirten, die durch allgemeinen Besitz und herrschende Intelligenz organisierte Gesellschaft, zu der die bisherigen Staaten nur Übergänge sind.

29. April 1843.

In Frankreich und England, den Candern der Cat, mußte das Proletariat des Besitzes entstehen, in Deutschland, dem Cande des Gedankens, das Proletariat der Intelligenz.

8. Mai 1843.

Dorgestern habe ich Cheresa und Maria Milanollo auf der Dioline spielen gehört. Wäre meine Seder der Zauberbogen Cheresas, wäre das Papier eine himmlisch tönende Satte, dann vielleicht könnte ich die Gesühle schildern, welche auf den Klängen von Theresas Dioline in meine Brust wogten. Es ist, als betäme die Seele Schwingen, als entschwebte sie auf Melodien der schweren Erdenhülle. Bei einem Adagio Cheresas, bei den verzitternden Tönen könnte ich sterben. Unendliche Sehnsucht zieht uns empor, wenn Theresa auf den Saiten der Violine jenen tiesen, unnennbaren Schmerz der Seele klagt, sür den tein Mensch das Wort und nur wenige, nur Engel, wie Theresa, Melodien haben. In Melodien klagt die Seele ihr Heimweh, weint sie um das verlorene Paradies. Schluß folgt.

Martin Sölch.

Ergahlung von Nifolaus Krauf.

1.

Der obere Ofen stand ganz in schwarzem Braunkohlenqualm. Kam ab und zu ein Mund voll Wind, dann schoß eine Stichflamme aus dem Schürloch, man sah den Brenner mit einer Eisenstange in den glühenden Rachen stoßen, aus allen Zuglucken quirkte der Rauch eilig in die höhe.

Die langen, roten Dacher der Trodenschuppen schienen sich emporzuschieben. Sür einen Augenblid. Die Septemberluft war regenschwer. Sofort siel wieder der Qualm wie ein großes, dunkles Tuch, alles verhüllend.

Aus dem brodelnden, ziehenden Dunkel drangen Geräusche, Caute, alle sonderbar gedämpst. Ein Pserd wurde angetrieben. Ein taktmäßiges Schlagen wie mit holzschlägeln. Ein Rad quitschte. Auf den nassen Boden platschte ein Brett, daß man das Spriken hörte. Und plöglich eine heisere Stimme:

"himmel-herrgott! . . . Das reine Spigbubenwetter!"

In der Tür des Brennerhauses erschien ein hochgewachsener, hagerer Mann, äugte und lauschte nach den Arbeitsplätzen der Ziegler hinüber. Schultern und Kopf hingen ihm eigentümlich nach vorn, als müßte er gegen etwas sich stemmen. Er schob einen grauen haarbüschel vor das rechte Ohr und wieder zurück, war mit einem ausgreisenden Schritt über die Pfüße, die sich in dem ausgetretenen Boden vor der Schwelle gebildet hatte, und trat zu dem Brenner.

Der rift ibn am Armel gur Seite.

"Der Wind tommt auf . . . "

Im nächsten Augenblid schnellte eine armlange Seuerzunge aus bem Ofen.

"Na aljo!"

Der Brenner griff zur Eisenstange. Bald 30g der Rauch in breiten Sahnen nach Osten.

Der Schwarzbartige fah fragend gum herrn auf.

"Dorgejammert hat sie mir wieder, die Deine . . . Das Dach und immer das Dach! Ein paar Ziegel fehlen ja . . ."

"Die Bodenbretter fangen icon an gu faulen."

"Ach, was! . . . Dazu ist jetzt keine Zeit . . . Ich brauche Ziegel! . . . Ziegel brauch ich! . . . Wie viel Brande können wir noch machen?"

Der andere gudte die Achseln.

"Wenn die Schlager aushalten . . . "

Ein trodenes Lachen unterbrach ihn:

"Die muffen!"

"Muffen? . . . heutzutage? . . . Nein, Bauer, die Zeiten find vorbei . . . "

Das Blut war ihm mählig ins Gesicht gestiegen, als er so sprach. Er tat einen Blid in den Ofen und suhr fort:

"Bauer, zum Ersten geh' ich . . . Daß Ihr's wißt . . . "

"haft bein Geld net immer richtig triegt?"

"Wohl, wohl! ... "

"So einen iconen Derdienft!"

"Was man übrig hat, geht im Winter drauf."

"Wenn man auf der faulen haut liegt . . . "

"Soll ich auf Eurem hof helfen? . . . Das hätt' ich daheim auch haben können . . . Jetzt kränkeln die Kinder und die Frau. halt' ich noch einen Winter aus, reißt mich das Reißen krumm."

"Alsdann, das Dach wird gemacht! Gleich nächste Woche . . . "

"Bauer, mir gefällt es hier nimmer. hat mir nie gefallen . . . Die Bauern schauen jeden für einen flamander an, der nicht mit ihnen aufgewachsen ist . . . "

"Das kann ich net anders machen . . . Fremde Zieglerleut'! . . . "

Er nicte einigemal und überlegte.

"Ja . . . Wir reden noch d'rüber . . . "

Dann wandte er sich den Ziegelschlägern zu. Der Qualm war weggeblasen, das Getriebe der beiden Ziegelhütten lag vor seinen Bliden.

In den Trodenschuppen war schier kein Brett mehr frei. Bis zu den Dachsparren hinauf standen die Ziegel, auf der schmalen Kante, im schiefen Winkel zu einander und in Abständen, daß die Luft streichen konnte wie durch Jugkanäle.

Er fingerte an einigen Ziegeln. Die Eden waren scharf ausgeprägt, die Seiten glatt. Nur noch einige Tage klares, sonniges Wetter, und die Franzensbader Bauherren mußten zahlen, daß sie schwarz wurden! Mit dem Preis hatte er schon in der vergangenen Woche aufgeschlagen, als die meisten Konkurrenten wegen des Wetters Schluß gemacht für dieses Jahr. Glückte es ihm, dann . . .

Er wandte sich, blidte mit brennenden Augen nach dem einen der beiden baumumbuschten höfe hinüber und murmelte, während er die Singer zur Saust zusammenpreßte, daß es knadte:

"Dann... hab' ich dich!..."

Weiter schritt er. Jur Rechten die Cehmgrube. Das bischen Wasser tat noch lange nichts! Drunten hieben sie mit Spithauen die Klumpen herunter. Bretter liesen die Kreuz und Quer. Auf ihnen schoben sie die gefüllten, einräderigen Karren zur höhe. Ehe er das Tragband überwarf, spuckte jeder in die hände. Die Räder quitschten und knarrten in den Naben, verließen sie droben das letzte Brett, schnellte es hinten empor und schlug klatschend auf den nassen Boden.

Der Bauer wischte sich einen Sprizer von der Joppe und trat zu den Cehmtretern. Bis über die Knie patschten sie in der zähen Masse auf und ab, auf und ab, und wenn einer den Suß ganz herauszog, gab es jedesmal einen Knall, wie wenn man eine start vertortte Slasche öffnet. Sie waren über und über beschmiert. Selbst die Gesichter.

Als der eine den Bauer erblickte, sprang er über das Brett, das auf dieser Sette die Einfassung bildete, und schrie mit heiserer Stimme, während er die nackten Süße aneinander rieb:

"Aus ist's!... Ganz blau gefriert man!... Herr Sölch, am Samstag ist Seierabend!.."

"Jeden Tag ist Seierabend, Burkl, jeden Tag... Am Samstag ist der große, da gibt's Geld. Und da freuen sich die Weiber, wenn's recht viel ist..."

"Aber, man wird ja hin!... Bei dem Wetter!..."

"Wetter? . . . Jetzt hatt' ich bald was g'sagt! . . . So ein Wetterl hat noch keinen Mann umbracht . . . 's wird wieder anders . . . Schaut's nur nach Bayern 'nüber . . . Alle Berg sieht man . . . Willst ein Igarrl? . . . Da! . . . "

Der Arbeiter griff zu, brummte noch etwas und sprang wieder in den Kasten.

Bei denen, die Mauersteine schlugen, hielt sich Solch nicht auf. Das Klopfen der Formen auf den Arbeitstischen klang wie Drischelschlag auf einer Holztenne. Man verstand sein eigenes Wort nicht. Sie arbeiteten im Aktord, nickten nur, als er vorbeiging.

Gegen die Straße zu hantierten die Dachziegelstreicher, drei Brüder Eigler mit ihrer Schwester. Mit ihnen hatte der Bauer angesangen, als er vor zehn Jahren die still liegende Ziegelhütte des Nachbars gepachtet. Nach drei Jahren gehörte ihm der ganze Grund und Boden, soweit Lehm unter der Ackertrume lag. Bald rauchte der zweite Osen. Die Eigler brachten ihre Schwester mit und machten nur noch Dachziegel, weil sie damit am meisten verdienten. Die Eva war so groß wie ihre hochgewachsenen Brüder. Bald bekam sie es fertig, den nötigen Lehm herbeizuschafsen und die fertigen Ziegel abzutragen, ohne daß se eine Pause entstand. Gingen die Geschwister um die Ecke des Schuppens, so konnten sie ihr neugebautes, bligend-weißes haus erblicken, das über'm Bach, an der anderen Lehne lag. hinter dem Webstuhl saß ihre alte Mutter und "klatschte" bunte, leichte Baumwollstoffe für den Brambacher Verleger zusammen.

Der Bauer tam heran und tippte grußend mit dem Zeigefinger an die Codenmute. Die Brüder dankten, ließen sich aber nicht stören. Die Arbeit ging von hand zur hand.

"Na, das geht ja! . . . Da wird noch was fertig! . . . Du, Josef!"

Der Alteste legte die form bin und trat aus der Reibe; die andern rudten nach, weiter ging die Arbeit.

"Der Brenner will jum Ersten abfragen . . . Was meinft d' dazu? . . . "

"Soll er doch gehn, der eingebildete Tropf!"

Sold pfiff leife vor fich bin.

"hat's Streit gegeben?"

"Ach, er meint, er wär' der Erste hier, weil er Brenner ist. Was der kann, haben andere Ceut' schon wieder vergessen . . . Na, der Andres da hat ihm neulich die Wahr-heit ordentlich gegeigt."

"So fo! Und mit dem Stingel fauft er 'rum, bab' ich g'bort . . . "

"Vor drei Wochen haben sie ihn in Mühldorf aus'm Taglöhnerwirtshaus 'nausg'worfen. Er hat eine Zunge wie ein Schwert. Sind alle so, da drunten, wo die Nüss'
wächsen. Ich war einmal dort, aber keine vier Pferde bringen mich wieder hin . . . "

"Wart' einmal! . . . Trauft du dich, einen Brand zu machen?"

Das bartlose Gesicht des Arbeiters verzog sich, die hande wollten nach den hosentaschen, sielen aber auf halbem Wege herab. Sie waren voll Lehm, und das hatte den Taschen geschadet.

"Die Kunst ist net so groß. Gleichmäßiges Seuer, und aufpassen, wann's genug ist; sonst geht der ganze Brand zum Teusel... Siehst, und wir triegen schon noch anderes Wetter. haben ja noch teinen ordentlichen Weibertssommer gehabt! Dor vier Jahren war's g'rad so. Und damals haben die "Kurstädter" bis in den toten herbst hinein gebaut. Müssen ja! Im Sommer ist die Saison, bleibt ihnen nur das zeitige Frühjahr und der herbst... Na, willst?"

"Sölch, ich probier's! . . . Wie ist's denn mit der Zahlung?"

"Was d' jett verdienst und eine Zulag."

"Einperstanden!"

Der Ziegelstreicher wollte sich wieder an die Arbeit machen. Noch einmal hielt ihn der Bauer zurud.

"Wenn morgen der Brenner den andern Ofen einbaut, bist du dort und schaust zu. Und so jeden Tag, bis der Brand sertig ist. Besonders wenn er das Seuer abstellt, mußt d'aufpassen. Das ist die Hauptsach', ich hab's dir schon gesagt. . . . Mit dem Brenner werd' ich selber reden, daß er dir nichts in den Weg legt. Vorsehen kannst dich aber immer."

Der Bauer schob das haarbüschel vor das Ohr und wieder zurück, um seinen Mund stand ein Lachen. Jeht konnte der Schwarzbart gehen, wann er wollte. Und wurden zu Anfang auch ein paar tausend Ziegel schwarz, die Franzensbader mußten auch die nehmen! Nur das Wetter halt. . . .

"Ju was denn!"

Er bog um den Schuppen und steuerte nach dem andern Brennosen. Um ihn herum standen hausen frischgebrannter Ziegel. Da und dort. Damit die Wagen leichter heran und umtehren konnten, ehe sie beladen wurden. Der Ziegelstaub flog durch die Luft, der Boden, auf dem eine tiese Räderspur über die andere lies, war rot von ihm. Abtrager und Aussader, Wagen und Pserde waren mit ihm überstäubt. Die Juhrleute schrien, die Wagen trachten beim kurzen Wenden, Ziegelhausen, an die eine Deichsel stieß, siesen polternd ein, an den Kummeten der bäumenden Pserde Klirrten die Messingscheiben.

Als Sölch herantrat, kam von einem Wagen her, der noch nicht beladen wurde, ein junger Mensch. Blondes Gelod quoll ihm unter dem ganz verschwitzten hütlein bis tief in die Stirn herab, über dem vollen Gesicht lag ein sanstes Lächeln. Er ging nicht so steif und edig wie die andern.

"Ah, der Lenz!" sagte der Bauer freundlich und klopfte dem Jungen, der so groß war wie er, auf die Schulter. "Na, dein Schnurrer wächst aber!"

Als er die Verlegenheit des andern sah, meinte er begütigend: "Ach, geh! Bist ja in den Jahren! Und die Mädel heutzutag haben es gern, wenn einer etwas unter der Nase hat.... Ja so! Mit fünf Gespannen fahrt ihr?... Schon den ganzen Cag?"

"Ja!... Mit den Rappen ist der Dater früh in die Stadt."

Im Gesicht des Bauern zuckte es. Die Lippen preßten sich zusammen, daß der Mund wie mit dem Messer geschnitten erschien. Aber er sagte nichts.

"Der Vater läßt sagen, Ihr sollt heute ins Wirtshaus tommen, zur Kropitzer Marie."

"Wann?"

"Er ist icon dort."

Der Wagen des Jungen war an der Reihe. Er ging zurüd und half beim Aufladen. Solch sah ihm nach.

"Aderbauschüler, und jest Pferdetnecht! . . . Und er tutschiert in der Welt herum und lebt wie ein herr!" — — —

An der Straße standen einige weißgetunchte häuschen. Die hatte der Bauer nach und nach, wenn ihm einmal Tiegel übrig geblieben waren, von einem Dorfmaurer zu-

sammenbauen lassen und herbingsleute hineingenommen. So hatte er, wenn es nötig war, immer billige Aushilfe, auf den Seldern, in den Ziegelhütten.

Das letzte haus nach dem Dorfe zu war etwas stattlicher, mit einem Erfer nach der Straße. In allen Fenstern standen Blumen, über den Zaun hingen in einer Reihe die golden slammenden Scheiben der Sonnenblume, die Zaunstecken verschwanden scheie unter der bunten Cast der Aletternden Winde und Kresse. Auf dem Dache, im Garten klapperten kleine Windmühlen. Spielereien zum Teil: zwei Männer sägten ewig an einem Block, eine Tänzerin drehte sich im Kreise, so lange der Wind ging. Andere waren durch kleine hebewerke mit dem Brunnen verbunden und leisteten nuthringende Arbeit. Neben dem Andau, hinter dem hause, hing auf hoher Stangenzimmerung das große Rad eines Windmotors.

In dem hause wohnte der "Mechani". Der alternde Schmiedgeselle hatte keine rechte Arbeit mehr gefunden. Er bastelte zu viel. Ließ über'm Sinieren die Pflugscharen, die geschärft werden sollten, im Seuer verbrennen, saß nach Seierabend über Zeichnungen und Büchern, versuchte jede neue landwirtschaftliche Maschine, die aufkam, nachzumachen. Die Meister wurden mistrauisch, und jeder ließ ihn bald wieder gehen.

Sölch war auf ihn aufmerksam geworden, damals, als er die große Dampfdreschmaschine gekauft hatte und sie für Lohn bei den anderen Bauern herumschickte. Einen Heizer hatte er bald gefunden. Aber mit den Reparaturen haperte es. Da mußte jedesmal einer aus der Stadt kommen; darüber vergingen Tage, die Bauern schimpften und
einige redeten schon davon, es würde das Gescheidteste sein, wenn sie selbst eine Maschine
kauften.

Da versuchte es Sölch mit dem "Mechani". Der machte das spielend. Sosort nahm ihn der Bauer in das haus, richtete ihm eine Werkstatt ein und verpslichtete ihn. Der Schmied hatte gleich darauf geheiratet. Jeht hatte er die Stube voll Kinder, baute den Bauern der Niederung Windmotoren für die Wiesenbewässerung, ersand neue heuwender und Kartosselausheber, war oft die ganze Woche draußen auf Arbeit. Und schon hatte er dem Bauer wissen lassen, wenn es ihm recht sei, würde er haus und Garten lieber heut als morgen für einen "anständigen" Preis kaufen.

Sölch ging über die Straße. "Mechani!"

Der glatköpfige Mann, der aus einem Mohrrübenbeet Unkraut riß, richtete sich auf, trat an den Zaun und zwängte sein rotes Gesicht, das ein fahler, verfilzter Bart noch röter erscheinen ließ, zwischen zwei Sonnenblumen hindurch.

"Gruß Gott! Gruß Gott!"

"Auch so viel! . . . Ja. . . Die Maschin hat schon wieder ihre Mucken. . . . An der Speisung sehlt's, haben sie heut' sagen lassen . . . In Mühlgrün steht sie, beim Auschl. Wennst morgen Früh zeitig dort sein könntest . . . "

"Kann ich! . . . Warum denn nicht?"

"Ich verlaff' mich alfo . . . "
"Aber felbstverftandlich!"

Der Bauer nidte und tippte an die Mütze. Wo der Weg nach dem Dorfe abzweigte, bei den beiden halb eingesunkenen, vermosten Steinkreuzen, blieb er stehen und wandte sich,

Der bayrische Wetterwinkel war rein. Über dem langgestreckten Hochwald bei Liebenstein stand die volle Sonne am klaren Himmel, die Strahlenbundel kamen von ihr her wie an einem Sommerabend.

In dem Bauer schoß ein Glücksgefühl auf, das Blut drang ihm ins Gesicht. Aber er preßte den Mund zusammen, nur die Augen glänzten. Da, vor ihm, sprang hochstämmiger Söhrenwald bis einige hundert Schritte an die Straße heran. Noch gehörte er dem Stingel. Wenn der ihn bei Zeiten niedergeschlagen hätte... der Esel... dann Aber jest erlaubte er es ihm nicht mehr, und er mußte gehorchen....

Jur Rechten bog der Wald in weitgeschwungenem halbkreis nach hinten bis zum hange aus, bot Raum für die Felder der beiden höfe. Eben wie ein Tisch lagen sie da. Wenn erst ein Wille sie bestellen hieß. . . .

Lange stand der Bauer und sog das Bild in sich hinein. Dann schloß er mit einem Ruck die Augen und ging nach dem Dorfe. Sortsetzung folgt.

Aus dem historischen Trauerspiel "Johann Philipp Palm".*

Don Dr. Alfred Cbenhod.

V. Att, Schlußigene. (Gefängniszelle in Braunau.)

Palm: ... Und wie weh mir's tut! ... in einer fremden Stadt, nicht in beimatlicher Erde wird man mich begraben.

Pöschl:** Nicht doch, lieber Freund! Es ist nicht eine fremde Stadt, in der Sie Ihre Seele dem Schöpfer gurudgeben.

Palm: Kein Mensch tennt mich in Braunau.

Pöschl: Wohl tennt Sie niemand hier persönlich. Aber Ihr Schickal geht der ganzen Stadt zu herzen. Kein Mensch zeigt sich auf den Straßen. Tiefe Trauer erschüttert aller herzen. Wehklagen erfüllt die Bürgershäuser, und der Name Palm ist allen schon ein Märtyrername geworden.

Dalm: hab' Dant, Stadt Braunau, für so viel Liebe.

Ich hab's ja gut gemeint. Daß unser Plan nicht glückte, ist nicht meine Schuld. Wie armselig ist doch Menschenwerk!

Poschl: Nicht doch, mein Freund! Sie sterben nicht vergebens für das deutsche Vaterland.

Palm (freudig): Was sagen Sie?

Poschl: Da Sie so mutvoll dem Tode ins Auge schauen, wird es Ihnen Freude bereiten, zu hören, was ich Ihnen sage.

Palm (freudig): hochwürden?

Pofch [(vorsichtig um sich schauend, leife): Ihre Derhaftung und Ihr Prozes haben Deutschland aufgewühlt von einem Ende bis zum andern. (Palm hort immer begeisterter zu.)

* Jum Gedächtnis an den Nürnberger Buchhandler Johann Philipp Palm, der am 26. August 1806 auf Befehl Napoleons zu Braunau am Inn erschossen wurde.

Erfte Aufführung am Candestheater in Cing am 2. Februar d. 3.

** Pofchl, tatholifder Priefter in Braunau, der die letten Stunden um Palm war.

Es will nicht länger den Druck der fremden Knechtschaft tragen. Allenthalben haben sich Komitees gebildet und Geheimbünde, welche sich geloben, die Fesseln zu zerreißen, die das deutsche Volk an die fremde Herrschaft schmieden. In Preußen regt sich deutscher Geist. Schon erheben Freiherr von Stein und Baron Hardenberg ihre Stimmen; Scharnhorst organisiert das Volk zur allgemeinen Wehrpstlicht, Sichte spricht zur deutschen Nation, Jahn sammelt die deutsche Jugend um sich und Arndt beleuchtet grell den "Geist der Zeit". In Cirol gärt es unter dem wackeren Bauernvolke, in Franken, Schwaben und Westfalen rührt sich deutsche Hand; und Erzherzog Karl versammelt seine tapseren Scharen.

Palm (freudig erregt): Gott im himmel!

Pöschl: So wird Ihr Tod das Flammenzeichen geben zur Erhebung Deutschlands und Errettung des deutschen Volkes aus der fremden Willkürherrschaft.

Die deutschen Sürsten fangen an, sich zu vereinigen mit ihren Völkern, und es glänzt ein heilverkündend Rot an Ihrem Lebensabend.

Deutschlands Freiheit ersteht aus Ihrem Grabe.

Palm: So ift mein Tob gesegnet. Gott, Dank für deine Gnade! (Palm und Posale fich in die Arme.)

(Man hört Trommelwirbel und Kommandorufe.)

Palm: Die Zeit rückt heran. Ich höre ihren Schritt. Das Scheiden von der Welt ist mir leicht, ja gesegnet durch Ihre — darf ich im Codesnahen sagen — Deine Vertündigung?

Pösche : Solchen Mann zum Freund zu haben, wenn auch erst in seiner letzten Cebensstunde, ist hohes Seelenglück.

Waderer Freund! Dich segnet jeder Mund, so weit die deutsche Junge reicht. (Sie umarmen sich.)

Frangösisch er Offigier (eintretend): Ich bedauere, melden zu muffen, daß die Estorte bereitsteht.

Pofchl: Sind viele Ceute auf den Strafen?

Frangösischer Offizier: Kein Menfch. Alle Senfter find verhängt. Mur unsere Truppen find ausgerudt und fie versehen nur murrend diesen Dienst.

Pofchl (zu Palm): Lieber Freund, es muß sein.

Palm: Darf ich dich bitten, mir den letzten Freundschaftsdienst zu erweisen und mich auf meinem letzten Gange zu begleiten? Er wird doch schwerer, als ich glaubte. (Er erhebt sich, zu gehen.)

Mein Weib, meine Kinder!

Pofchl: Mut lieber Freund! Gott wird dich ftarten!

Palm: Noch einmal, bitt' ich bich, grüße mir die Meinen und sag' ihnen, daß ich gut gestorben bin, Gott und sie und das Daterland im brechenden Herzen und auf den erbleichenden Lippen.

grangölischer Offigier: Es ift Beit!

(Palm hangt sich in Poschl ein, sie geben langsam der Tur gu.)

Palm (im Abgehen): Mein Leben dem Heile des deutschen Volkes!

(Vorhang fällt.)

Mozarts Freuden.

Von Dr. Robert hirschfeld. (Schluß.)

Ein Glüdsjahr für Mozart war das Jahr 1787. Die "hochzeit des Sigaro" war am 1. Mai 1786 in Wien mit großem Erfolge aufgeführt worden. Mögen andere Darstellungen die Intrigen, denen schließlich jedes Genie ausgesetzt ist, und die Widerstände der Italiener mit Behagen ausmalen. Ich suche positive Daten und finde "Figaro" bis zum Ende des Jahres neunmal im Repertoire. In derselben Zeit wurde diese "Sigaro"-Siffer nur von Cimarosa übertroffen, dessen »L'Italiana in Londra« auch nur zehnmal aufgeführt wurde. Im Jannner 1787 schreibt aber Mogart schon aus Prag, wohin er, um außerordentliche Chrungen zu empfangen, eingeladen worden war: "hier wird von nichts gesprochen, als von - "Sigaro"; nichts gespielt, geblasen, gesungen, gepfiffen als - "Sigaro"; teine Oper besucht als "Sigaro", und ewig "Sigaro"; gewiß große Chre für mich . . . " Ja, "Sigaro" wurde, nach Nemetschet, "fast ohne Unterbrechung ben gangen Winter" in Prag gespielt. Die "Prager Amtszeitung" berichtete: "Gestern tam unfer große und beliebte Contunftler herr Mozard aus Wien hier an." Mozart wurde im Theater vom Publitum umjubelt; am 19. Jänner gab er ein Konzert: "Nie sah man das Theater so voll Menschen als bei dieser Gelegenheit . . . Gewiß, sowie biefe Atademie für die Prager die einzige ihrer Art war, so gählte Mogart diesen Cag au den iconiten leines Cebens."

Don Prag brachte Mozart 1000 Gulden heim. "Don Juan", den er in diesem Jahre 1787 für Prag schrieb, trug 100 Dukaten und den Erlös einer Benefizvorstellung ein, die man auf 1000 Gulden beziffern darf. Dom Jahre 1787 angesangen, bezog aber Mozart auch ein Jahresgehalt von 800 Gulden, da er nach dem Code Gluds zum Kammermusiker ernannt wurde.

Die Summe von 800 Gulben, der heute eine Summe von ungefähr 2400 Gulden entspricht, war gewiß nicht groß, doch wir wissen, daß die taiserliche Hoshaltung damals eingeschränkt wurde, und Mozart erwähnt selbst, daß zur Zeit kein anderer Kammermusiker ein Gehalt in dieser Höhe empfing. Eine künstlerische Gegenleistung oder dienskliche Derpstichtung war mit diesem Honorar nicht verbunden. Mozart hatte nicht Ursache, sich zu kränken, daß keine künstlerische Arbeit von ihm für jenes Honorar verlangt wurde. Es war ein Chrenhonorar und Mozart, erst 31 Jahre alt, behielt seine Freiheit. Freilich, die Zusage, daß bald eine "Ausbesserung" folgen werde, geriet in Dergessenheit. Otto Jahn aber bemerkt: "Wenn man bedenkt, von wie schweren Sorgen bedrängt und verdüstert die späteren Jahre Joses waren, wird man es begreislich sinden, daß mit der Cebhastigkeit seines Interesses für Musik und Oper auch die Sorge für den großen Komponisten in den Hintergrund trat, zumal da Mozart es so gar nicht verstand, sich geltend zu machen, sich in Erinnerung zu bringen, auch die un schuld ig en Mittel anzuwenden, ohne welche bei den so komplizierten modernen Staatseinrichtungen nur sehr wenigen ein rasches Fortkommen gelingt."

Die Prunkzeiten Karls VI. und der Kaiserin Maria Theresia waren eben vorüber. In der Gesellschaft aber und in den großen Schichten der Gebildeten, das zeigte auch Prag, genoß Mozart die Ehren eines Unsterblichen. Eine Kunstreise nach England, für die Mozart einen sehr vorteilhaften Antrag empfing, wußte der Vater Mozarts, der

auch über den zum Manne herangereiften Sohn noch die hand hielt, aus kleinburger- lichen Motiven zu verhindern.

3m "Don Juan"-Jahre 1787 hielt man allerdings mit Mogart-Aufführungen in Wien gurud. Dom Mai bis Ende 1788 wurde "Don Juan" aber in Wien fünfzehnmal gegeben und nur von Salieris Modeoper "Agur" an Jahl der Aufführungen übertroffen. Diefe Oper ericien freilich icon feit 18. Janner 1788, also mahrend des gangen Jahres, neunundzwanzigmal im Repertoire. Mogarts "Sigaro" nahm 1789 in Wien den Kampf gegen die italienischen Dielschreiber mit elf Dorftellungen auf. 3m Jahre 1790 erschien Mozart in Wien mit "Figaro" gar fünfzehnmal und mit »Cosi fan tutte« zehnmal im Repertoire. Das find doch fur die friegerische und aufständische Beit, welche den gangen Staat aus den gugen zu bringen drohte, fehr ansehnliche Siffern. Man fage also nicht, baß Mozarts Genie in Wien verkannt wurde. Waren es doch für die damalige Zeit wirklich schwer verständliche Werte. Mogart schrieb Bufunftsmusik. "Kenner und Confünstler sagen", so berichtete ein amtliches Prager Blatt nach der ersten Aufführung der Oper "Don Juan", "daß zu Prag ihresgleichen noch nicht aufgeführt worden." Nach ber vierten, einer Benefigaufführung für ben Meifter, ichrieb Mogart nach Wien : "Ich wollte meinen guten Freunden wunschen, daß fie nur einen einzigen Abend hier waren, um Anteil an meinem Dergnugen zu nehmen." Als "Sigaro" in Berlin aufgeführt wurde, noch zu Cebzeiten Mozarts, schrieb die "Chronit von Berlin": "Mozart gehört zu den außerordentlichen Menichen, deren Ruhm Jahrhunderte dauern wird ... Keiner por ihm hat ihn übertroffen, und tiefe Chrfurcht und Bemunderung wird die Nachwelt biefem großen Manne nie verfagen."

Warum denn immer Dummtöpfe gitteren, wenn wir (durch Otto Jahns fleift) auch solche Zeugnisse besitzen! Eine unvorsichtige Augerung Otto Jahns gab auch hinsichtlich bes Erfolges der "Zauberflöte" manchem Mikverftandnis Raum. "Der Erfolg", so ichreibt ber Biograph, "war anfangs teineswegs so groß, als man erwartete, und nach dem ersten Att foll Mozart blag und bestürzt zu Schikaneder auf die Buhne gekommen sein, ber ihn zu troften versuchte." Das Wortlein "anfangs" bezieht fich aber eben nur auf den Anfang der Oper und auf die erste Aufführung. Am Schlusse wurde Mogart gerufen; er hatte fich verstedt und wurde nur mit Mube hervorgezogen - Otto Jahn meint, er sei mit der Art, wie man seine Musik gewürdigt hatte, unzufrieden gewesen. Doch das tonnte nur die augenblidliche Aufregung bewirft baben. Mogart ichreibt bald darauf, wenige Wochen por feinem Tobe, dem Weibchen nach Baben vergnügte Briefe. Der Erfolg der "Jauberflöte" steigerte sich noch mit jeder Aufführung. Am 30. September 1791 war fie zum ersten Male gegeben worden. Balb darauf fchreibt Mozart; "Die Oper ift, obwohl Samstag allzeit wegen Posttag ein schlechter Tag ist, mit gang vollem Theater mit dem gewöhnlichen Beifall und Repetitionen aufgeführt worden." Und Otto Jahn felbst berichtet von vierundzwanzig Aufführungen im Monate Oktober, so daß die "Jauberflote" eine Jugoper wurde, wie man fich feiner ahnlichen erinnerte. Mogart war gludlich, diese Erfolge zu schauen.

Seine Werke wanderten ins Ausland. Die "Entführung" wurde 1789, "Sigaro" und "Don Juan" wurden 1790 in Berlin aufgeführt. Ohne Zweifel wurde dabei Mozart honoriert. Cosi fan tuttes brachte ihm wieder 100 Dukaten, "Titus in Prag" 200 Dukaten, die "Zauberflöte" 100 Dukaten, das Requiem 50 Dukaten. Das Erträgnis der Kunstreise

nach Berlin, wohin ihn Surst Lichnowsky mitnahm, belief sich auf 100 Friedrichsdor, war aber um 100 Gulden geschmälert, die der gutherzige Mozart einem Freunde geliehen hatte. Sur das D-Dur-Quartett, das Mogart dem Könige von Preußen schidte, empfing er auch 100 Friedrichsdor in einer goldenen Dose. Gleichwohl waren Mozarts Sinanzen nie recht geordnet. Seine Frau tränkelte in der letten Zeit und brachte wiederholt einen Teil des Jahres in Baden zu. Der zweifache haushalt, in Baden und in Wien, verschlang viel Gelb. Trog vorübergehender Kalamitäten, hat Mozart — man kann dies zum Croste sagen — nicht Not gelitten, obwohl das vielfach behauptet wird. Die Bittbriefe an Puchberg, glaube ich, beweisen wenig. Puchberg war wie ein Bruder zu Mozart und half gerne über augenblidliche Verlegenheiten hinweg, die nach der Art ber Mogartichen hausführung unvermeidlich waren. Otto Jahn sieht ba gu ichwarg, auch wenn er von Wucherern spricht, denen Mogart in die hande gefallen war. Wenn Otto Jahn aber erklärt, daß es Mozart nie möglich war, dem Freunde Duchberg entliebene Summen wiederzuerstatten, so icheinen die befannt geworbenen Siffern dem gu widersprechen. Mozart hatte von Duchberg Beträge empfangen, die sich insgesamt auf 2000 Gulden beliefen. Bei Mozarts Code hätte Puchberg, der auf Bezahlung aber keinen Anspruch machte, nur noch 1000 Gulben zu fordern gehabt. Mozart hatte also 1000 Gulden wiedererstattet. Neben jener Puchberg-Schuld von 1000 Gulden war der Witwe Mogarts eine Schuldenlaft von 2000 Gulden verblieben. Einen erheblichen Teil diefer Summe machten die Krankenkolten für Mozart selbst aus — die Apothekerrechnung allein betrug 250 Gulben. Nun ist es aber für Mogarts Gelbgebarung bezeichnend, daß zwei Freunde ihm selbst, als er starb, 800 Gulben schuldig waren. Der Sehlbetrag, der übrigens der Witwe vom Kaiser ersett wurde, war also nicht so bedeutend, und die "Wucherer" waren bemnach nicht so start in Catiqteit gesett, wie die Biographien vermuten lassen. An rudständiger Besoldung hatte Konstanze beim Tode Mozarts 133 Gulben zu fordern und einiges Bargelb mar im hause. Der teuere Meister murde der Welt durch eine Art Cyphus, die damals in Wien verbreitet war, entrissen — in einem Zeitpuntte, da ungarische Abelige ihm gerade eine Summe von jährlich 1000 Gulden zusicherten, von Amsterdam aber die Anweisung auf einen jährlich zu behebenden, noch größeren Betrag eingelaufen war. Salomon aber, der den fast 60jahrigen handn nach England 1790 gerufen hatte, von wo der Meister ein Dermögen nach hause brachte, hatte einen gleichen Plan auch schon mit Mozart besprochen.

Das Schicfal wollte es, daß Mozart abberusen wurde, gerade als die Wendung zu glänzenden Cebensverhältnissen für den Fünfunddreißigjährigen eintreten sollte. Das Schickal! hätte das Zauberwörtlein "Cantième" früher die künstlerische Welt erfüllt, so wäre Mozart 1790 ein reicher Mann gewesen. Die Liebe und die hilse der Menschen mußte ihm den Ausfall ersehen. Daß, einzelne Neider ausgenommen, Mozart auch in bewegten Zeitläusten helser und ein Publikum fand, das sich ihm liebevoll hingab, soll man nicht übersehen. Welch einen wunderlichen Zirkel machen doch die Biographen! Mozart war der erste große, freie Künstler — sie klagen, daß er keine Anstellung hatte. Mozart empfing einen Chrensold — sie klagen, daß er dasür dem hose nichts zu leisten hatte. Mozart brauchte Geld — sie klagen, daß er von Puchberg häusigere Beträge erbitten mußte. Ja, woher hätte denn hilse kommen sollen, wenn nicht von einem ausopsernden Freunde, der es Mozart niemals sühlen ließ! Dom Ertrage seiner Werke

tonnte ein Künstler in der Zeit des ungehinderten Nachdruckes nicht leben. Was sollten die Derleger für Sinsonien oder Quartette bezahlen? Ein Konzertleben, das solche Werke im Wirbel beständig an die Oberstäche treibt, gab es in Deutschland noch nicht. Der einzige lohnende Weg zum Erwerbe für den freien Künstler war die Substription. Die Substribenten aber, das zeigte ich, haben Mozart nie im Stiche gelassen. In den bewegten Jahren ließen die Substriptionskonzerte nach. Da taten sich Substribenten für jährliche ansehnliche Beitragsleistungen zusammen — und Mozart starb.

Die unglückseligen Ereignisse bei dem Begrädnisse sind oft beschrieben worden. Treue und edle Freunde, die, wie Puchberg, auch sosort der Witwe beisprangen, sammelten sich um die sterblichen Reste des großen Mannes. Aber sie schienen, zumal auch Konstanze ertrankte und sich nicht aufrechthalten konnte, den Kopf verloren zu haben. Man glaube doch nicht, daß Mozarts Tod in Wien unbeachtet, unbeweint geblieben ist. Als die Leiche ausgebahrt wurde, so berichtet Otto Jahn, strömten über Tag die Menschen scharenweis herbei, welche um ihn weinten und klagten. Eine Ankündigung des Leichenbegängnisse scheint aber nicht erfolgt zu sein. Konstanze wurde aus dem hause geschafft. Es sehlte offenbar an der geeigneten Persönsichkeit, die nicht nur von hingebender Liebe erfüllt war, sondern auch die Fähigkeit bewiesen hätte, Feierlichkeiten anzuordnen, wie wir sie heute rings um große Männer — gewohnheitsmäßig — zu veranstalten pflegen.

"Jur Kritik der Weiblichkeit."

Don Guftav Schwarztopf.

"Gegner zu überzeugen erwarte ich nicht, denn das würde heißen, Andersgeartete zu bekehren. Und ich glaube nicht an eine Derständigung durch intellektuelle Mittel unter Personen von ursprünglicher Wesensverschiedenheit. — Im Grunde genommen reden wir nicht, um zu überzeugen, sondern um das zu sagen, was die Natur uns aufgetragen hat." In einem Dorwort dürsten sie wohl noch nicht ost einen Platz gefunden haben, diese ruhigen, stolzen und bescheidenen Worte, die Rosa Manreder an ihre Leser richtet." Aber sie haben die Aussicht, obligat zu werden, weil sie gute Stimmung machen. Wenn man auch ganz sicher ist, daß man sich nicht zwingen lassen würde, zu kausen, die Dersicherung: kein Kauszwang erleichtert doch den Entschluß, die ausgestellten Waren zu besichtigen. Und man vertraut sich williger einem Sührer, der so reserviert Distanz zu halten versteht, der die kleine Eitelkeit, bekehren zu wollen, überwunden hat, dessen geseststigte Überzeugung nicht Stützen zu suchen braucht in der Zustimmung der andern. Wenn man sich auch sagt: eigentlich erwartet, uneingestanden hosst er sich nicht umsonst bemühen wird, man sühlt sich doch freier.

Die Derfasserin sagt, daß ihr Buch "mehr Erkenntniswert als propagatorischen" hat. Das ist richtig. Dieses Buch, das sich so eingehend mit den Problemen der Frauenbewegung beschäftigt, ist kein Kampsbuch, seine Urheberin ist keine Parteifrau. Dazu ist sie zu geschmackvoll und zu ehrlich. Sie weiß, was eine "Partei" verlangt. Der Partei

^{*} Roja Mayreder: "Tur Kritit ber Weiblichteit." Esfais. (Eugen Diederichs, Jena und Ceipzig, 1906.)

ist man schon verdächtig, wenn man als Anbanger einer neuen Richtung nur so weit gebt, zuzugestehen, daß die zu überwindende alte Richtung auch nur eine Spur von Dernunft und Eristenzberechtigung gehabt bat. Aber diese Frau, welche für die Frauen das Recht der Persönlichkeit fordert, ist so unbefangen, zuzugestehen, daß sie, "wenn sie ganz privatim und unverbindlich ihren subjektiven Geschmad betennen sollte, wohl dem mannlichen Geschlecht den Vorzug geben wurde", fie raumt ein, daß die "Mehrzahl der Frauen weder in den Eigenschaften des Charakters noch in denen des Intellekts dem Manne gleich ist", sie gibt zu, daß "die Natur dem Manne einen großen Dorsprung gewährt hat, daß icon in seiner teleologischen Geschlechtsbeschaffenheit die Disposition qu jenen Eigenschaften liegt, welche bie Entwidlung ber freien Perfonlichkeit begunftigen, indes bei dem Weibe erst die teleologische Beschaffenheit überwunden sein muß, wenn biese Eigenschaften fich entfalten sollen"; fie ift objektiv, unbeimlich objektiv, immer barauf bedacht, vom Standpunkt des andern zu sehen, und in der Polemik ist sie so magvoll — wie Manner der Wissenschaft sein sollten. Diese vornehme Zurüchaltung ist auch tlug, sie besigt vielleicht mehr werbende Kraft als die übliche Derschweigungs-, Entstellungs- und Überrumplungstattit, die für irgend eine gute Sache Stimmen zu gewinnen trachtet. Sie wird den pringipiellen Gegner wenigstens nicht reigen, und dem Gleichgesinnten gibt diese klare, ruhige, selbstwerftandliche Art ber Darftellung, der Solgerungen die Illusion, daß hier nur ausgesprochen wird, was er selbst gefunden hat. So glaube ich auch schon früher davon überzeugt gewesen zu sein, daß "in der weiblichen Pfnche die gleiche Möglichkeit einer unbeschränkten Differenzierung nach Individualität wie in der männlichen liegt", auch ich glaube, daß "man erst dann wissen wird, was die Frauen sind, wenn ihnen nicht mehr vorgeschrieben wird, was sie sein sollen", "daß die normativen Bestimmungen über das Weibliche und Unweibliche aufhören muffen"; auch ich finde, daß es eine Sorderung der primitipsten Gerechtigkeit ist, den Frauen burgerliche Gleichstellung, das Recht auf Selbstbestimmung zu gewähren, ja ich glaube, daß eine Zeit kommen wird, die es gar nicht verstehen wird, daß die Sorderung: nach eigener Saffon felig werden zu burfen, von den Frauen erst gestellt werden mußte, wie man später einmal es auch nicht begreifen wird, daß die Arbeiter, welche indirette Steuer zahlen und Waffendienst leisten muffen, das Wahlrecht erst ertrogen mußten. Ich glaube, daß die Auffassung, welche die Frau nur auf die Pflichten der Gattung verweist und ihr nur noch die Wahl freigibt zwischen: haushaltungsmaschine, Vergnügungsinstrument und Reprasentationspuppe, nicht icharf genug verurteilt werden tann - nur eines glaube ich nicht: daß es wirklich sehr viele Frauen sind, die eine neue Wertung, eine andere Geltung, eine Deranderung ihrer Stellung ernstlich wunschen. Ich bin im Begriff, etwas febr Kegerifches auszusprechen: die eigentlichen Gegner der Frauenbewegung find nicht die mit Gemeinplätzen arbeitenden, einsichtslosen, ungerechten Manner, auch das wirtschaftliche hindernis, die Konfurrengfurcht ware zu besiegen, die eigentlichen Gegner sind die Frauen. Don ihnen kommen die hemmungen. Sie sind es, die das Tempo verlangfamen, in erster Linie durch ihre Indoleng, ihre Teilnahmslofigkeit, denn fie denken gar nicht daran, fich der Bewegung anzuschließen, laut, energisch, mit gaber Beharrlichkeit zu fordern, ja sie wissen oft gar nichts von dem Kampf, der für sie gekämpft wird. Um Mifperständnissen vorzubeugen: nicht die Frauen, die "Damen" meine ich. Aber Damen, in diesem Sinne gibt es nicht nur unter den Bornehmen, den Wohlhabenden,

den hübschen, nicht nur die "aus besserer Familie", die mit einer "guten Erziehung" Behasteten, auch die Frauen der kleinen Bourgeoisie gehören dazu, alle, die ihr Tiel erreicht haben oder es zu erreichen hoffen. Solidarität kennen sie nicht, sie sinden, daß die Welt für sie vortresslich eingerichtet ist. Ich glaube, daß der Prozentsat unter den Frauen, welche die Galanterie mit allem was dazu gehört unbedingt der Freiheit der Selbstbestimmung vorziehen, noch ein sehr bedeutender ist und bleiben wird. Die meisten wissen es gar nicht, daß ihnen ein Platz zwischen "dem Kind und dem Unmündigen" angewiesen wurde, und diesenigen, die es wissen, machen sich nichts daraus. Sie sagen sich: von diesem Platz haben wir Minderwertige, wir Menschen zweiter Ordnung, gegen den Willen der Männer und dem Gesetz zum Trotz, die Familie, das gesellschaftliche und geistige Leben, die Anschauungen, Sitten und Gebräuche nach unser nur verlieren.

Ich habe auch nicht den Eindruck, daß die Stellung des Weibes als Dame bedroht ift. Der Sport zwingt die grau wohl, die zur Ausstattung der Dame gehörende Schwäche. hilflofigfeit und Schutbedurftigfeit aufzugeben; er veranlaft fie, einen tamerabschaftlichen Con anzuschlagen, hauptfächlich weil er zum Kostum paßt, weil das galante Brimborium in diesen Situationen stilwidrig mare, aber das hindert fie nicht, einige Stunden spater im Salon sich wieder auf ihre Schwäche, ihre Prarogative zu berufen, wieder gang Dame zu sein. So wird sie auch die fertigen neuen Rechte, wenn sie ihr eines Tages als Geichent überreicht werden follten, gnädigst annehmen, aber feines ihrer Dorrechte bafür aufgeben. Wie der Begriff "Dame" entstanden ift, alles, was sie über ihre eigene historische Entwidlung aus der portrefflichen Darstellung des Manrederschen Buches erfahren tonnte, das hat für fie nur mäßiges Interesse, aber fie wird dafür sorgen, daß diefer Begriff nicht "binfällig" wird. Auch in ihren Augen ift ber Mann ja nur ein "tomisches großes Kind" und fie weiß, daß seine Citelteit, sein Geschlechtsdunkel ihr immer helfen werden, ihre Stellung zu behaupten. Auch noch neben ben "innthetischen Menschen" der Jutunft. Sind wirklich Anzeichen porhanden, daß diese "Reprasentanten eines höheren Menschentums", welchem die Möglichfeit gegeben sein wird, "die Schranten des Geschlechts zu überschreiten und eine Steigerung und Erhöhung des innerlichen Derhältniffes zwischen den Geschlechtern berbeizuführen" - später einmal in gahlreicheren Eremplaren pertreten fein werben? Wurden dazu nicht in erster Linie gang außerordentlich gunftige wirtschaftliche Bedingungen notwendig fein, die dem Mann und dem Weib Beit und Stimmung gur Gemeinsamteit, gur gegenseitigen Dervolltommnung übrig laffen?

Jest wäre eigentlich noch einiges über das Buch zu sagen, über seinen Gedankengang, seinen Plan, sein diel; es gibt ja so viele Anregungen, berührt so viele Gebiete, streift so viele Fragen, aber ich glaube, man tut einem Buch, das eine Art Glaubensbekenntnis ist, das etwas zu sagen hat, immer Unrecht, wenn man den Dersuch macht, es im Extrakt wiederzugeben. Ordentlich erzählen, ohne ein Unrecht zu begehen, kann man nur den Inhalt der Bücher, die keinen haben. Auch von den Leitmotiven, Schlagworten, Sentenzen sollte man nicht zuviel mitteilen, weil man den Leuten, die gerne als Leser gelten wollen, ohne zu lesen, nicht das Flunkern erleichtern soll. Das Buch der Manreder verdient gelesen zu werden.

Chronit.

Dolfstunde in Ofterreich.*

Wie man, nach einem bekannten Worte, die Sehler seiner Tugenden hat, so birgt auch mancher Sehler auf der anderen Seite manches Gute in sich. So ist die in unserem Daterlande besonders erhigte Nationalitätsleidenschaft die Ursache, warum Ofterreich in bezug auf volkstundliche Arbeit jett entschieden den übrigen Kulturstaaten voranschreitet, während vor etwa 30 Jahren mit dem gemäßigteren Tempo der nationalen Bewegung auch in Österreich das wilsenschaftliche Studium der volksmäßigen Güter und Aberlieferungen kaum noch eingesetzt hatte.

So fommt es, daß ich heute bereits zum dritten Male binnen Jahresfrist in die Gelegenheit versetzt bin, als getreuer Chronist von der reich und breit fließenden Arbeit zu berichten, welche nach verschiedenen Richtungen unser Dolkstum in seiner Mannigsaltigkeit gleichsam umspült, um mit den aufgelösten Ceilchen dieser alten Kulturerde unsere eigenen Cebensssuren zu befruchten. Denn es ist nicht irgend ein gleichgültiges, kaltes Studium, das mit der volkskundlichen Arbeit geleistet wirditzendwie wird diese steht sulturell fruchtbar und hört bei aller Wissenschaftlichseit nicht auf, dem Dolksleben unmittelbar zu dienen.

Don der großen und erfolgreichen Deranstaltung, die gegenwärtig im t. t. Ofterreichifchen Mujeum das Intereffe der großen Offentlichfeit in hohem Mage feffelt, der "Ausstellung öfterreicifder hausindustrie und Dolfstunft", gilt bies beabsichtigtermaßen in hohem Grade.** Diefe Ausstellung verfolgt - abgesehen von ihrer vollstundlichen und tunfthiftorifchen Bebeutung - por allem die Aufgabe, die mehr und mehr verfallende Dolfstunft und die funftgewerblichen hausinduftrien Ofterreichs nach Möglichteit gu ftuten und vielleicht in neue Bahnen leiten gu helfen. Ein ichwieriges und borniges Unternehmen! Gewaltige ötonomifche und fulturelle Stromungen entwurzeln unauf. haltsam und allenthalben die urwüchsige volksmaßige Droduttion, und nur wohin der ftarte Wellenichlag ber modernen Industrieepoche noch nicht ober porerft in ichmachen Dorftoken binbringt, ift primitive, eigenwüchsige, auf ungebrochenen Aberlieferungen fußende Arbeit unter Okerreichs Dolferstämmen noch am Leben. Sormulieren wir in aller Scharfe bas gegenmartige Droblem einer Dolfstunft- und hausindustrieforderung, so gilt es, gewissen primitiven Dolfstreifen, beren wirticaftliche Krafte burd ibre Wirtichaftsform nicht genügend bechaftigt und ausgenütt werben, unter Benütung ibrer angestammten technischen und fünftlerischen Befähigung, Betätigung und damit erbohten Erwerb zu ermöglichen. Die von der hausinduftriell arbeitenben Bevölferung in diefer Richtung felbständig entwidelten Betriebe ftoden und erlofchen, wohl gumeift infolge ihrer unbeholfenen und primitiven mertantilen Unterlage, gum Teil allerdings auch infolge ber Rudftanbigfeit ibrer Techniten und bes in ihnen abgelviegelten bauerlichen Kunftgefdmades. Wir fcagen zwar jede alte, echte Volkstunft überaus hoch und tragen ihre Erzeugnisse in mitunter recht ftrupellofer Art für unfere Ateliers ober Salons. für Museen und Liebhabersammlungen mit lebhafter Begierde zusammen; aber für die hausindustriellen Kopien und flüchtigen Abklatiche diefer Kunft vermögen wir uns nicht gu ermarmen. Wie foll nun in diese übel verfahrenen und verwidelten Buftande bewußte Sorderung eingreifen? Auf dem bisher begangenen Weae ber staatlichen Sachschulen ist ber lebendige Kontatt mit dem Arbeitsgeift des Dolles durchaus nicht immer gewonnen worden; auch ift das Problem nicht gelöft, wenn man in dem Doltsarbeiter einfach nur die Arbeitsmaschine fieht, beren bloke manuelle Cuchtigfeit man burch hinausgabe weltläufiger Mufter und fremder martigangiger Dorlagen für die Doltswirticaft auszunügen versucht. Greilich, unmittelbar Dolfstunft zu pflangen und gu guchten ift man nicht im ftande; aber Talente, wo immer fie fich ruhren, ertennen und fordern, die Schleubermare perfolgen und jeden Ernft, jede fromme Arbeit ermutigen, das "Wie?" der Produttion im Auge haben und nicht ein gleichgültiges "Was?" - das ware schon etwas, wenn es von den faatlichen Organisatoren tonsequent und umfaffend gur Richtschnur ihrer fördernden Catigfeit genommen murbe. Es bleibt abzuwarten, ob die Ausstellung des öfterreichischen Museums in diefer Richtung wirfen wird, wie sie es konnte, und ob ibre Lebren von den Deranstaltern felbit aufgefaft und, worauf es antommt, herzhaft und tonfequent werden befolgt werden.

Der Sörderung und Befruchtung volkstünstlerischer und tunstgewerblicher Produktion auf beschränkten Gebieten wollen auch zwei prächtige Verlagswerke des bekannten Kunstverlags Anton Schroll & Co., die fürzlich der Offentlichkeit übermittelt wurden, dienen. Es sind die "Slowakischen Volksarbeiten" von Dusan Jurković, und Cadislaus von Benesch Bildergeschichte des Beleuchtungs-

[&]quot; Dergl. Bo. IV, fieft 45 ber "Ofterr. Runbicau". " Dergl. Bo. V, fieft 54 ber "Ofterr. Runbicau".

mefens vom Mittelalter bis Mitte bes XIX. Jahrhunderts. Die vollsmäßigen Schöpfungen des tunftbegabten flowatifden Dolfsstammes haben ichon mehrfach Intereffe und Liebe von Künftlern und Sorichern auf fich gezogen. 3ch brauche hier nur den Namen Joža Uprta gu nennen, der den bunten Abglang flowafifchen Dolfslebens mit meifterlichem Dinfel mannigfach festgehalten hat und in seinem Werfe "Slomafifche hauben" auch einem bestimmten Doltsfunftzweige feiner Beimat bilberreich nachgegangen ift. Sowohl vom rein voltstundlichen Standpunfte wie im Intereffe der gegenwärtigen, auf die Dolfsfunft im befonderen gerichteten fünftlerischen Strömung ift das Unternehmen Jurtovic' aufs warmste gu begrufen. Gute und authentische Aufnahmen flowafischer Dollsbauten, auf welche das Absehen diefer Deröffentlichung in erfter Linie gerichtet ift, mit ihren mannigfaltigen Bierformen, ferner der flowafischen handarbeiten gum Schmud des haufes find in der Literatur erft fehr fparlich porhanden; das Intereffe der flowafifchen Dolfsforicher war bisher mit allgu großer Ginfeitigfeit hauptfachlich auf die Ornamentit der Stidereien, ber Oftereier und ber Copfereien beidrantt. Hun feben wir mit Greube auch einen anders gearteten Reichtum nationalfünftlerifcher Produttion fich por unferen Bliden ausbreiten.

Cebhaftes Interesse wird auch das Cafelwert von Beneich finden. Die martige Kunft des Schmiedes ist es, die hier in einer großen Jahl von Unpen und Biermeifen gur Anichauung gebracht erscheint, welche wohl geeignet fein durften, porbildlich gu wirfen. Richt als Dorlagenwert gur unmittelbaren Nachahmung benten wir uns diefen Cafelichat wirtfam; ficher aber wird er neben feinem tulturgefchichtlichen Inhalt, ber, bis auf einige Irriumer, im Gangen guverläffig ift, auch praftifch von Bedeutung werben. Unguganglicher als diese beiden Dublitationen, aber von boditem Intereffe für die Dolfstunft find endlich auch die an diefer Stelle icon einmal erwähnten vollsfünftlerifchen III aterialien ber Dolnifden Gefellicaft für angewendete Kunft in Krafau, beren legtes (6.) heft mit einer Sulle flotter handzeichnungen und prachtiger Lichtbrude ber alteren vollsmäßigen polnischen Baufunft gewidmet ift. Die ablich, ift der fparliche Tert in polnifcher und teilmeife auch in - frangofischer Sprache beigegeben; eine Engherzigfeit, an ber nur gum Schaden ber guten Sache festgehalten wird.

Bei der Ende August 1905 zu Salzburg abgehaltenen gemeinsamen Tagung der Deutschen wie der Wiener anthropologischen Gesellschaft ist gebührendermaßen auch die Volkstunde zu ihrem Rechte und zum Worte gesommen. Na-

mentlich die Besiedlungsgeschichte bes öfterreichiichen Alpengebietes hat mehrfachen Gewinn bavon gezogen. In viel lebendigerer Weife, die ben Bulauf einer großen neugierigen Menge fand, ift bie Dolfstunde bei biefer Gelegenheit aber durch die öffentliche Dorführung einer großen Jahl poltsmäßiger Schauspiele - Tange, hochgeit, Spiele, Trachten-Aufguge u. bgl. m. berporgetreten, ju deren Erläuterung einer der Deranstalter, Sachschullehrer Karl Abrian in Salzburg, einen vortrefflichen Leitfaden: "Salgburger Dolfsspiele, Aufzuge und Cange" er-Scheinen ließ. Gin Wort bedentlichen 3meifels fei hier nicht unterdrüdt, ob man, fpeziell in polistundlichen Kreifen, gut daran tut, folche Dorführungen gu veranstalten ober gu ermutigen, die eigentlich nur im vollen Leben, wo fie fpontan entstehen, ihren richtigen Plat haben. Es ift allerdings recht "intereffant" belehrend und por allem bequem für die Buichauer, wenn fie auf eine fo billige Art gleich. fam eines polisfundlichen Anschauungsunterrichtes teilhaftig werden. Dermogen es aber Dolfsforicher und Dolfsfreunde por ihrem wissenschaftlichen Gewissen zu rechtfertigen, wenn fie aus den intimen Cebensgugen der bäuerlichen Bevölferung (gumal die Dorführung wirflicher Bauernhochzeiten ift in diesem Sinne nicht unbedenflich) ein Theater machen? Auf ber großen ethnographischen Ausstellung in Drag 1895 gab es ein foldes regelmäßiges, polistundliches Theater. 3ch habe ichon damals Protest gegen ein derartiges, die Dollsseele prostituierendes Beginnen eingelegt. Ethno. graphie à la hagenbed ist vielleicht bei Cenlonefen und Wild-West-Indianern erträglich; benn wir tonnen nicht alle nach Cenlon oder Amerita reifen. Aber in die Taler unferer Alpen tonnen wir wallen und finden dort genug Gelegenheit, wenn wir nur wollen, das naturliche Dollsleben, die Bauern unter fich gu belaufden. Es fei hiemit die gange Frage gur Distuffion geftellt; unferen vorsichtigen Standpuntt habe ich mich verpflichtet gefühlt, porläufig wenigstens angudeuten.

Gegenüber solcher etwas vorlauten vollstundlichen Propaganda ist es erfreulich, auf das stille verdienstliche Wirfen so mancher unserer Provinzmuseen, darunter des oft rühmend genannten Krahulez-Museums in Eggenburg (Niederösterreich), hinweisen zu können. Die Deranlassung, dieser verdienstvollen Schöpfung eines begeisterten heimatsfreundes im besondern zu gedenken, ist durch die fürzlich erfolgte herausgabe eines "Sührers" durch das Krahulez-Museum gegeben, in welchem vor allem auch die niederösterreichische Sammlung des hern Dr. Eugen Frisch auf ihren gebührenden Dat gefunden hat. Dollstundliche Samm-

lungen aus Niederösterreich sind selten und wahre Glüdstreffer für ein Museum, überdies, wenn sie mit so großem wissenschaftlichen Derständnis und solcher Zuverlässigteit angelegt sind, wie die Srischaussigke Sammlung. Sie lehren, daß Niederösterreich vor etwa hundert Jahren noch genau den gleichen volkskünstlerischen Reichtum auszuweisen hatte, wie die übrigen deutschausguweisen ein Reichtum, der wegen der Kreuzungslinien verschiedener kultureller Einssüsse, die gerade hier zusammentressen, von ganz dessonderem Interesse ist.

Noch ware hier zweier auf musealem Boden erwachsenen, ober, genauer gesprochen, sich mit polfsfünftlerifchen Realien beichäftigenden wertvollen Deröffentlichungen zu gebenten, wiewohl fie, streng genommen, sich nur auf Nachbargebieten des Seldes öfterreichifder Dolfstunde bewegen. Es find dies : gunachft die Geschichte der holitider Geschirrfabrit, auf Grund archivalifder und mufealer Sorfdungen mit großer Gewissenhaftigfeit von dem Kustos des mabrischen Gewerbemuseums Karl Schiret dargestellt, und sodann das prächtige Wert des Herrn Alfred Walcher Ritter von Molthein über die Renaissance - Copfereien von Oberofterreich und Salzburg, das an Pracht der Ausstattung und Gediegenheit des Inhalts seinesgleichen sucht (im Ericeinen). Erft im letten Jahrgehnt ift die Befcichte der öfterreichischen Kunfttopferei einigermaken aufgehellt worden, tropdem blieben noch große Gebiete völlig ununtersucht. Die beiben porgenannten Werte betreten folche neue Bahnen mit glangendem Erfolge und werden gewiß dazu beitragen, den Eifer neuhingutretender Sorfder auf verwandte Selder gu loden.

Auf dem eigentlichen Gebiete der öfterreicifden Dolfstunde find nicht minder reiche Ernten wie auf dem der Dolfstunft gu verzeichnen. Die "Zeitschrift für öfterreichische Doltstunde" hat soeben eine prächtige Studie des verftorbenen Tiroler Sorichers und Novelliften S. Centner: "über die Dolfstracht im Gebirge" 3um Abichluß gebracht, in welcher in feinfinnigfter Art auf gefchichtlicher Grundlage ber Trachtencharafter Tirols, Vorarlbergs und Oberbaperns seine Darstellung findet. Cirol ist noch immer das Cand der Volkstrachten: man wird in Centners Schilderungen vielleicht auch die Grunde entdeden, die gur lebendigen Erhaltung ber altertumlichen und eigengearteten Kleibermoden in den Tiroler Bergen zusammengewirft haben. Eine überaus gediegene Monographie einer beutschen Dolfsinsel in Welfctirol, der Sprachinfel Lufern, haben wir in dem Werte Josef Bachers erhalten, welches ein mertwurdiges Licht auf die früher weitaus größere Derbreitung bes beutiden Stammes und ber deutiden Sprace in Sudtirol, ja auch in Oberitalien, namentlich auf venezianischem Gebiete, wirft. Croz mannhaftesten nationalen Widerstandes wird sich diese, wie auch noch andere kleine deutsche Volksinseln unter den gegenwärtigen Verhältnissen kaum in der welschen Umflutung behaupten können.

Seit Jahren hat sich die "Gesellschaft gur Sorberung beutider Kunft, Willenichaft und Literatur" in Prag unter ber sachtundigen und eifrigen Ceitung Professor Dr. A. hauffens bemüht, den volkstundlichen Stoff aus gang Deutschöhmen als Unterlage zu einer Dolkstunde ber beutichen Stamme in Bohmen gusammenzubringen. Don dem gludlich zu stande gebrachten, überaus reichen Material erhielten wir fürzlich in der zweibandigen " Doltstunde von Weltbohmen" eine portreffliche Teilbearbeitung aus der hand des eifrigen und erfolgreich tätigen Egerlanders Alois John. Ein ungeheurer überlieferungsreichtum ift bier in überfichtlichfter Darftellung nach bem gegenwärtigen Stande unferer Wiffenfchaft festgelegt, und es ift nun der vergleichenden Betrachtung leicht gemacht, aus diesem Born nach allen Richtungen bin Gewinn gu gieben. Als eine fleine Nebenfrucht folder vergleichenden Betrachtung barf ich hier gleich die prachtige Studie desfelben Derfassers, "Dolkstümliches im "Freischütz", aus der "Zeitfdrift für öfterreichifche Dolfstunde" gitieren, in welcher die volfsmäßigen Elemente des "Freifcung"-Stoffes in fehr intereffanter Weife aus dem weitverbreiteten Jägeraberglauben belegt werden. Ebenfalls aus Böhmen holt seinen Stoff das von G. Schmidt bearbeitete "Miefer Krauterund Arzneienbuch", das eine Autorität wie hofrat Dr. M. höfler als einen wertvollen Beitrag gur Geschichte ber Dolfsmedigin bezeichnet hat, für welche das Interesse der Soricher mehr und mehr erwacht.

Im gangen Umtreis ihres ohnedies fast unübersehbaren Umfanges berührt fich die Doltstunde eben mit andern Disgiplinen, denen fie ebenso wichtige Einsichten abzugeben hat, als fie Aufflärung und orientierende Winte von ihnen empfängt. Dies Verhaltnis von erfreulichem Geben und Nehmen besteht in bohem Grade auch zwischen ber vergleichenden Sprachforichung und der Volkstunde. Als ein vollwichtiges Zeugnis dafür habe ich namentlich die Arbeiten Professor Dr. Rudolf Meringers anzuführen, der in feinen überaus reichen "Wörtern und Sachen" nicht mube wird, die Welt der Worter burch die Welt der Wirflichfeit - in der er ebenfo einheimifch ift, wie in jener, ein augerft feltener, staunenswürdiger Sall! - nach ihrer Bertunft und ihren Derwandlungen zu erläutern. Freilich hat der Wortforscher oft genug zu klagen, daß die Sachforschung noch so fehr im Rudstande ift, daß fie ibn an entscheibenden Puntten im Stich lagt : wichtige und dringende Grunde mehr 3u den andern, einer wirklich wissenschaftlichen Psiege der Dolkstunde mehr Kräfte und mehr Mittel zuzussühren. An Begeisterung für ihre Sache fehlt es denjenigen gewiß nicht, die sich ihr einmal gewidmet haben. Wer sich hier ernstlich bemüht, wird den griechischen Mythus von Antäus innerlich an sich erfahren, daß die mütterliche Erde des Volkstums dem, der auf ihr festen Sußes steht, unüberwindliche Kräfte leiht. Dr. M. haberlandt.

Besprechungen.

Die Wohltätigteitsvereine der t. t. Reichshauptund Resloenzstadt Wien, herausgegeben vom Wiener Magistrat. 2. Auflage, Wien, 1905. 472 5.

"Die porliegende Broichure foll einerseits ein Nachichlagebuch für 3wede der öffentlichen und privaten Armenpflege bilden, fie foll aber auch ber Offentlichteit gur Kenntnis bringen, über welch bedeutende Mittel die Wiener Privatwohltätigfeit verfügt und daß diefelbe Leiftungen aufweift, die unferer Stadt nur gur Ehre gereichen tonnen. Dielleicht gelingt es bem Buche aud, die Ertenninis mehr und mehr gu fordern, daß diefe bedeutenden Leiftungen der Wiener Privatwohltätigfeit noch wesentlich an Wert gewinnen tonnten, wenn fich bie einzelnen Dereine zu einem gemeinsamen Wirfen gufammenichliegen und por allem mit ber öffentlichen Armenpflege in Derbindung treten wurden." Dieje Sage fennzeichnen den Swed bes Buches. Es gibt Ausfunft über 637 Dereine, deren Leiftungen, womöglich auf Grund der Berichte der Jahre 1901 - 1903, in Dergleich geftellt werden. Der altefte Derein ftammt aus dem Jahre 1764; die Jahl ber Grundungen erreicht bis 1880 taum gehn Bereine im Jahr; von da ab bis 1894 variieren bie Grundungen jahrlich gwijchen 10 und 20 Dereinen und fteigen bann rafch und andauernd. Im Jahre 1902 entstanden ihrer nicht weniger als 52; im Jahr 1903 fiel ihre Jahl allerdings wieder auf 39 gurud. Die meiften Grundungen der letten Periode betreffen Schulfüchen und Dereine gur Unterftugung von Schultindern ; in ben beiden legten Jahren mehren fich auch die Dereine gur Surforge für Waisen, Sindlinge und ichuglose Kinder. Außer Betracht blieben die Dereine, die ein Kronland oder mehrere Kronlander umfaffen und deren Wirtfamfeit für Wien allein nicht ausgewiesen wird.

Die Derwaltungslosten der Wiener Dereine erfordern im Durchschnitt 11 Prozent der Gesamtauslagen, welche für 1901 mit 7·2, für 1902 mit 7·9 und für 1903 mit 8·4 Millionen Kronen angegeben sind; doch dürften die Tiffern viel zu hoch und mithin die Prozentsäse der Derwaltungsauslagen zu gering sein, denn in

den "Auslagen" find auch die jeweiligen Kapitalsrudlagen der betreffenden Dereine enthalten. Die effettipen Unterftugungen durften etwa 5 Millionen erfordert haben; wenigftens verzeichnet eine Busammenftellung auf Seite 467 für 1902 auf Grund des "Statistischen Jahrbuches der Stadt Wien" folgende Ausgaben für Unterftungen: aus Gemeindemitteln 9-4 Millionen, aus Candesmitteln 3.5 Millionen, aus Staatsmitteln 2.6 Millionen, aus öffentlichen Stif. tungen 700.000 K und aus Mitteln ber Drivatwohltätigfeit 4.8 Millionen Kronen. - Die Angahl der unterftutten Derfonen tann begreiflichermeife nicht erhoben werden, denn es merden nur die Unterftugungsfälle ausgewiesen, mahrend doch häufig dieselbe Derfon, fei es bei demfelben Derein, fei es von verschiedenen Dereinen, wieberholt Unterftugung genießt. So weift der Wiener Warmestubenverein allein fast 1.2 Millionen "Wärmestubenbesucher" aus.

Das Armenamt des Wiener Magistrates hofft, eine ähnliche übersicht über die Stiftungen sowie über die öffentlichen Wohltätigteitsaustaten Wiens, desgleichen über sonstige private Deranstaltungen — mit Ausschluß der Vereine — folgen zu lagen. Jedenfalls war schon diese Publikation sehr erwünscht.

Dr. A. Starger: "Die Konftituierung der Ortsgemeinden Nieberöfterreichs." Wien, Derlag der L. t. niederöfterreichischen Statthalterei.

Den Derwaltungsbehörben obliegt bei der Bemühung um eine zwedmäßige Gestaltung der Ortsgemeinden die oft nicht leichte Aufgabe, zwischen dem historischen Anrecht, das jede, auch die kleinste Gemeinde durch ihren Bestand aus eine individuelle Existenz hat, und zwischen der vom Staat gestellten Sorderung nach Schaffung von lebensfähigen untersten Selbstverwaltungsförpern die richtige Mitte zu halten. Ein Zuweit nach der einen oder der andern Seite hin wird da immer vom Bösen sein. Das haben die auf amtliche Quellen aufgebauten Darlegungen Starzers für Niederösterreich klar gezeigt.

In Durchführung des provisorischen Gemeindegesetzes von 1849 bildeten die Kreishauptmannschaften zu große Gemeinden, die wegen der örtlichen Entsernung der vereinigten Orte und der verschiedenen Erwerbsverhältnisse einen Anspruch auf dauernden Bestand nicht haben tonnten. Dennoch war der Gesichtspuntt der Kreishauptleute im Prinzip der richtige und es ist zu bedauern, daß bei Wiederaufnahme der Attion im Jahre 1850 und bei den folgenden Experimenten bis 1864 dieser Grundsah nicht mehr mit annähernd gleicher Festigseit gehandsabt wurde. Allzusehr wurde den kleinlichen Wünschen der einzelnen Gemeinden, die ihre Autonomie nicht ausgeben wollten, Rech-

nung getragen, so baß eine ganze Reihe Meiner lebensunfühiger Ortsgemeinden entstand, die weder ihrer Selbstverwaltung und noch weniger ben aus dem übertragenen Wirkungstreis entspringenden Pflichten gerecht zu werden vermochten.

Nun ist die Frage durch den Candtagsbeschluß vom 11. November 1904, der auf eine Dereinigung der durch Verbauung sörmlich zusammengewachsenen Orte abzielt, neuerdings in Sluß gesommen. Möge über diesen Arbeiten ein günstigerer Stern walten als disher. Jedenfalls wird das Büchlein Stauzers, das im Auftrag des Statthalters Erich Grafen Kielmansegg entstand, den mit der Ausführung des Candtagsbeschlusses betrauten Organen ein willstommener Behelf sein; es wird sie davor warnen, in das eine oder das andere Extrem zu geraten.

F. W. Aubin Eugen: "Das hentige Marofto". Autorifierte überfehung von Dr. Th. Müller. Sürer. Großoftav, XV und 444 S. Berlin, hüpeden und Merzyn, 1905.

Das frangosische Original »Le Maroc d'aujourd'hui. ist 1904 bei Armand Colin in Paris erschienen. Aus seiner Vorrede erfährt man, daß der Kern des Wertes Reifebriefe des Derfaffers an das Journal des Débats«, die »Revue des deux mondes« und andere Seitschriften bilden. Da er der aras bijden Sprache nicht machtig mar, ver-Schaffte er fich insbesondere durch einen Algerier, der ihn begleitete, durch Konsularbehorden u. f. w. die Möglichfeit, hervorragende Marottaner grundlich auszufragen und an gahlreichen Orten Ertundigungen einzuziehen. Die Dorrede ber beutschen Ausgabe ift viel fürger und verichwiegener; wir erfahren aus ihr bie angeführten wichtigen Umstände nicht, sie schließt vielmehr recht reflamehaft mit ber Aufgahlung aller der Gemahrsmanner, jo daß der Eindrud erwedt wird, der Derfaffer habe fich mit diefen allen ohne Dolmetich verständigen tonnen. Aus einer Mitteilung des Derlages (nebenbei bemertt, in icauderhaftem Deutsch) erfahren wir auherdem die - vielleicht mahre, aber ohne die porermabnten Bemertungen immerbin febr leicht zu überschätzende - Catsache, daß der Name Aubin "ein Pfeudonnm, hinter dem fich einer der erfolgreichsten Diplomaten der jungeren Soule verbirgt und in der wichtigften Epoche der neuen maroffanischen Geschichte amtlich tatig". Das Buch ift nicht fo fclecht, daß es einer folden Art der Einführung bedürfte. Denn der Derfasser hat fich ernstliche Mube gegeben, um fich gut gu informieren, und wenn and bei ber geschilberten Art ber Ermittlung Irriamer nicht ausgeschlossen sein können, macht doch ber Grundstod seiner Mitteilungen einen guverläffigen Eindrud. Das Intereffantefte un bem Buche ift bie ausführliche Schilberung des maroftanischen Derwaltungsorganismus (bes "Mathzen") mit feinen tomplizierten Einrichtungen, dann der religiofen Derbande und ber sozialen Derhaltniffe. Denjenigen Cefern, welche mit Worten, wie "Regierung", "Aufftand", "Seldzug", auch für Marotto bisher die landläufige europäische Dorftellung verbanden, werben auch die Geschichtden vom Krieg und vom hofleben fehr reiche Belehrung fpenden. Don der Matur des Candes ist in dem Buche, auch dort, wo es die Reiserouten des Derfassets foilbert, faum je die Rede. Daß die frangofifchen Cendenzen, gu jener Zeit noch vor allem antienglifc, gelegentlich ftarter hervortreten, ift felbstverftanblich. Bis gu einem Derftoß gegen ben guten Gefchmad fteigert fich aber ber Ausbrud der Sympathien und Antipathien taum je. Das Buch ist überhaupt gut geschrieben und angenehm zu lefen. Die Aberfegung ift recht gut. (Berber ftatt Beraber, S. 156, Scheint bloß ein Drudfehler.) Sieger.

"53 Jahre aus einem bewegten Leben." Dom Verfaffer ber "Memoiren eines öfterreichifden Deteranen". 3. Band. Kommiffionsverlag Braumaller & Sohn. 1906.

Memoiren find Dentwürdigfeiten, welche erlebt und aufgezeichnet werben, aber der Etgahlende muß mit den Ereigniffen in hervorragender Weise verflochten gewesen fein. Er muß attiv ober paffiv ber Mittelpuntt ber Beschnisse sein. So lefenswert, und mitunter amufant, die Erlebniffe des Unbefannten find, ber fich in feinem Buche fiberall als Baron Ludwig Wattmann, Sohn bes ehemaligen Ceib. arztes des Kaisers, verrat, so bieten fie für Memoiren doch zu wenig und für ein Tagebuch zu viel. Der vorliegende Band, aber auch die beiden erften Bande (erfchienen im Jahre 1903 und 1904 bei Braumüller & Sobn) enthalten viele Erzählungen und Betrachtungen, die aber bei weitem tein Ganges hervorbringen. Aber aus vielen Stiggen ein Ganges hervorbringen genfigt, wie Goethe treffend bemertt, felbft bem Besten nicht immer.

Die Betrachtungen des Autors über Politit und Religion, über Kapitalismus, Verkehrswesen, Schule und Bevölkerungswesen, seine Kriegs- und Reiseschilderungen lesen sich ganz angenehm und zeugen von großer Belesenheit. Es fehlen nur noch Citeratur und Kunst und wir hätten ein fleines Konversationslegikon eines ganz gescheiten Mannes. Voila tout. Und weil es füglich gleichgültig tit, welche Motive diese schriftstellerische Cestung zutage förderten, und welcher Kategorie sie angehört, so seit konstrukt, daß das Buch seinem Iwede entspricht, intelligenten, nicht gelehrten Ceuten zu gefallen.

Der Krieg mit Preugen im Jahre 1866 mar ein besonderes Erlebnis für den Autor, weil auch feine Frau, geborene v. Brunicta, bie Strapagen des Seldzuges mitmachte. Sie war ihm eine gute Gattin aber auch eine tapfere Begleiterin im Seldzuge. Ihre Erlebniffe find wirfliche Denfwurdigfeiten für eine Srau. Unmittelbar vor ber Schlacht bei Biein hatte fie gang allein eine grauenvolle Nacht in einem volltommen verlaffenen Dorfe zugebracht. 3mei Nachgugler ber burchgiehenden Infanterie fanden fie in einem Wagen verborgen, und als fie nach dem Koffer griffen, hielt fie den Revolver jo entichloffen entgegen, daß die unangenehmen Gafte Reigaus nahmen. Sie war auch in Königgrat, in Olmut und in Trencfin. Sie machte, mitten unter ben Slüchtlingen, in stodfinfterer Nacht den Elbeübergang mit, und zwar ichwimmend, an ihrem Arme einen gerichoffenen Major haltend, und fie tonnte mit Recht fagen, daß auch fie an bem Seldzug teilgenommen.

Aber du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas. Der schneidige Generalstabsofsizier läßt sich pensionieren, weil seine Illusionen, die Traume von militärischen Corbeeren, dabin

waren und er wird - Sinangmann, Bur Catigfeit bei finangiellen Unternehmungen, fagt Wattmann euphemistijch, in Wirt. lichfeit wurde er Derwaltungsrat zweifelhafter Unternehmungen, unter anderem der beruch. tigten Matlerbant, für die er vormittags an der Borje, nachmittags aber, als Dermaltungsrat, am grunen Cifche angestrengt tatig gewesen. Es mutet einen gang fonderlich an, wenn ein Generalstabsoffigier hohe militarifche Ehren aufgibt und gu Beichaftigungen Buflucht nimmt, welche weitab von feiner Sphare liegen und unerquidlich find. Ubergeben mir die nicht inmpathischen Gestalten ber Memoiren, bie Rappaports, Baron Popper, Stroug. berg, Offenheim, die Tramwanmatadore Reiges und Wiener und auch den Derwaltungsrat Baron Ludwig Wattmann, von dem es absolut nicht flar wird, weshalb ihn bas Schidfal gezwungen hat, gerade Derwaltungsrat der vertrachten Unternehmungen zu werden und mit Matadoren ber Borfe, am grunen Tifche, über Kontermine und Kostgeschäfte gu beraten. Don diefem Ceile der Memoiren fei nur vermerft, daß die ariftofratifchen Geldmanner gute Spagmacher und Spieler gemejen und daß bie Epifode vom Krachjahre 1873, fowohl für diefe, als für den Derfasser der Memoiren mit bedeutenden unausgeglichenen Schulden geendet hat.

Der Retter in der Not war schließlich der Schwiegervater, rette das Erbe seiner Frau. 11.000 Joch guter Kieferwaldungen mit entsprechenden Industrialien, konnten manches

wieder gleichmachen. Das an der ruffifchen Grenge gelegene Waldgut Ruba ift bas lente und, wie es scheint, das erfolgreichste Operationsfeld bes Autors. Diel Arbeit, große Sorgen, aber nachhaltige Erfolge. Das rationelle Sorftwefen ist in Galigien eine Seltenheit, man verzehrt nicht die Rente, sondern gleich das Kapital, weil in der Regel 50 Prozent mehr geforstet wird, als nach forstwirtschaftlichen Grundfägen gestattet mare. Und wenn es gutrifft, daß Wattmann eine Ausnahme bildet, dann mögen auch Candwirte aus feinem Buche lernen. Micht leicht entwindet man den Urwäldern die alten Beftande, um fie gefdunden, gefdnitten und verarbeitet dem Menschen dienstbar zu machen, nicht leicht entzieht man bem Boden die Kraft, um fie neuen Anpflangungen guguführen. Der penfionierte Offizier und ber verungludte Sinangmann Schlieft mit diefer Catigleit fein bewegtes Leben ab. Er findet nun bei ber Cand. und Sorft. wirtichaft den hart ertampften Cohn.

Dr. Mag Reinig.

"Abalbert Stifter." Eine Studte von Wilhelm Rofd. Mit einem Porträt Stifters nach dem Aquarell von M. M. Daffinger und einem Falfimile. Leipzig. C. F. Amelangs Derlag. 1905.

Eine Studie. Eine Bemühung. "Um" Stifter (wie man fich heute ausbrudt). Gut. Seien die "Bemühung", der gute Wille, Kenntniffe u. f. w. anerkannt. Das fleine, fehr nett gedrudte Buchlein ist forgfältig in Kapitel gegliedert. Jedes Kapitel trägt ein Motto aus bem Sentengenichane des Unericopflichen. Sonft find noch, paffend und wirtfam wie immer, Stellen aus den Werfen und Briefen, diefen mundervollen echten, tiefen, innigen, weisen, lieben Briefen verftreut. Wilhelm Kofch ichant Stifter febr. Das interessiert uns vorläufig gar nicht. Er hat auch einiges an dem Schwerfällig-ichwantenden, bem pebantifchen Ethiter auszusegen; bas Schematifchbreite ber Spatzeit wird bemangelt. Das fteht jedermann frei. Aber was bietet - eine ungeduldige Frage -, mas bietet diefe "Studie", was rechtfertigt ihr Ericheinen, ihr Auftreten mit zwiefältiger Jubilaumsgebarbe: 100 Jahre Stifter, 50 Jahre Sauer ("August Sauer gum fünfzigften Geburtstag, 12. Oftober 1905") - ? Michts. Dürr gesagt: nichts. Der Nachweis wird nicht ichwer fallen. Das Biographische leitet die Brofdure ein. Ein Seuilleton. Hein gutes. Ich habe einige gu biefem Ehrentage ber Ofterreicher in ben Blattern ericienene gu lefen versucht. Kofch gur Solie feien die deprimierenden Beobachtungen vermertt. Da ichreibt ein Jemand folgenden Unfinn (wortlich): "Als er (Stifter) endlich im Jahre 1850 eine feste Anstellung mit Infpettorat über die oberöfterreichischen Dolfsichulen erhalten hatte, murde ihm dies Amt, gu dem er wie fein zweiter berufen war, burch Metter-

nich (1850 !!) und das reaftionare Minifterium Leo Thun derartig verleidet" u. f. w. Derfelbe "Seierer" verfest fich gu Anfang feines Claborates in die beliebte weihevolle Stimmung: "Es ist uns, als breite sich im Sonnenscheine eine smaragdene paradiesische Wiese aus." Blauer himmel. Weiße Wöllchen "gleich Engeln" hinziehend. Ewige Liebe u. f. w. In der Mitte ber hier versammelten "braven Menschen" wandelt "ihr Schöpfer, Abalbert Stifter, in buntgeblumtem Schlafrod und mit Pantoffeln an den Sufen, fo wie er im Leben als wurbiger Schulrat fein ehrbares Städtchen Cing gu burchqueren pflegte (!!!)". Genug. Ein anderer Sestredner (in einem die Provingblatter beimsuchenden Artifel): "Aber noch ehe dies (Professur in Mariabrunn) gur Entscheidung tam, führte er die geliebte Amalie Mohaupt u. f. w. heim." (Nach bem voraufgehenden Sage unvertennbar, hat der Sestredner Sanni, Stifters Sanni, das tieffte Erlebnis des Dichters, mit der unseligen Mohaupt, diefer mahrhaftigen Bleitugel des Galeerensträflings Stifter, verwechselt, tatsachlich verwechselt!!) Noch ein "Berufener" - Surft, der aus feiner Stifter Ausgabe (heffe) den "Nachsommer" ausgeschlossen hat (!) — weiß (troß hein) immer noch zu berichten, daß Stifter fich bis jum Code "die Bartlichteit des Slitterwöchners bewahrt" hatte (ber "Slitters wöchner" an Sanni: "... ach, ich hatte über dem Experimente bald mein herz gebrochen ...") ... Kofchs "Studie" gewinnt. Gewinnt trot dem flaglichen Deutsch der dem tlassischen Stiliften der "Bunten Steine", der "Mappe", des "Protopus" gewidmeten Arbeit. (Die "Bunten Steine" find übrigens nach Kofch "mit dem herzblut eines großen Padagogen gefdrieben".) Gewinnt trop folden der Sprace Stifters gugefügten Freundlichfeiten ("Blütenlese": wir find ja in Seststimmung) : "Ein geistiger Seinfomeder - verzehrte er fich felbft." "Stifter hatte fich des Rechts befliffen . . . Eifrig besuchte er das Theater, in dem por allem Shatespeare ihn gewaltig anzog." "Die Literaturbewegung feiner Zeit behielt er ftets im Auge." "Mit einem Schlage ward Stifter berühmt; er trat bamit in die Reihe der ersten" u. s. w. "Seine Che war tinderlos, obwohl er einen Nadwuchs von gangem . herzen herbeiwunschte (!)." "Stifter sandte ibm (Majlath) die "Selbblumen" (?) und bahnte gleichzeitig mit Bedenaft ein naberes Derhaltnis an . . . " "Stifter vertehrte damals auch viel in dem geistigen Mittelpuntte Wiens (Meuners Kaffeehaus) . . . " "Dabei arbeitete er unablaffig. Es war die Zeit feiner dichterifden Blute, feine Schöpfungen häuften fic." "Stifter batte teineswegs die Absicht,

als Schriftsteller fein öffentliches Wirten gu beichließen. Es brangte ibn, mit dem praftifchen Ceben in Sublung gu treten." "Eine wandelnde Leiche war der früher u. f. w. in den Strafen von Ling mitunter noch zu treffen. Sonst (!) weilte er am liebsten gu hause . . . In diesem erfreulichen Stile ift die "Studie" abgefaßt. Wir erfahren ben "Inhalt" ber einzelnen Werte bes Jubilars. Es wird indessen auch - und ein Sestredner "gibt" fogar "bie Ergählung in gefürzter Saffung (nach Kosch) wieber" (!) - ein größeres Stud "Narrenburg" (die Episode Jodot-Chelion), nach dem ... ungefähren Wortlaut des Dichters" und gewürzt mit Regiebemertungen wie: "Unfere Spannung machit" Aufhordenben nicht verfagt ... Wem foll die klitternde Arbeit dienen? Die Bedeutung eines der herrlichften deutschen Ergahler fteht fest. Seine Werte wird ber Liebhaber in der großangelegten Sauerichen Ausgabe endlich doch einmal mit ben für Stifters "Werbegang", wie herr Kofch ficherlich gefagt haben wurde, fo maßgeblichen Lesarten "hiftorifch. fritifch" genießen tonnen (wenn es ihm bisher noch nicht gelungen fein follte): eine "Studie" gu diesem, jedem Deutschen teuren, mit bitterer Wehmut um ein in eflem Kleinfrieg aufgeriebenes, unfäglich fein organisiertes Ceben rudichauend erlebten Tage hat Pflichten, Pflichten felbft gegen ein "popular" gu belehrendes "großeres" Dublitum, Pflichten gegen ben Nachfolger hedenafts, Amelang, Pflichten vor allem gegen ben großen Dichter Abalbert Stifter. Liebe gu einem Gegenstande, Sleiß, Papier und Cinte, felbst grammatitalische Kenntnisse und Stilgefühl - icon find wir im Gebiete der heute, icheint's, unerreichbaren Ideale - Pfnchologie fogar: das ift, ware vielmehr noch wenig, wenig, wenig. Eine zum 100. Geburtstage diefes munderbaren Künftlers um Beachtung werbende Stigge mußte felbst ein Kunftwert fein. Das ist ihr Minimum an Eriftengberechtigung.

Dr. Ricard Schaufal.

"Die Scholle." Roman aus dem Ungarischen von Franz Herczeg. Deutsch von Leo Lazar. (Derlag von Carl Konegen [Ernft Stülpnagel] in Wien, 1905.)

Dieser Roman beginnt wie ein Buch von Jokai, er wird sortgesetzt wie eine der orientalischen Geschichten von Rudolf Lindau und er endet wie ein echter Herczeg. Schon die beiden ersten Namen deuten an, daß der dritte mit ihnen in eine Generation älterer Erzähler zu setzen ist, die — wenn sie auch sehr viele Sehler gehabt haben mögen — doch den einen großen Dorzug besahen, daß sie zu erzählen verstanden. Es ist nicht jene nervöse Erzählermanier, die von Szene zu Szene, von Impression zu Impression eilt, sondern eine weitaus besonnenere Art, die nicht nur schildert, sondern auch berichtet. Es

ift von Bedeutung, daß die Dichter, die bas wirfliche "Ergahlen" versteben, auch neuestens bei uns wieder zu Ehren tommen und daß die Jüngeren und Jüngften ihre Erfolge gerade diefer Kunft des ruhigen Geschehens verdanten.

- Don einer Obnffee hanbelt der Roman Grang herczegs, er gibt, wenn man fo will, die Geichichte einer Derbannung, einer Cauterung, einer Reinigung. Der Verluft ber Beimat und ihre Wiedereroberung, das ift das echt ungarifche Grundthema ber handlung. Die Liebe gur Scholle außert fich in einer tiefen und feltfam ichamhaften Weife. Gin ungarifder Grohgrundbefitger verspielt in einem Budapester Klub mahrend einer Nacht fein ganges Dermogen. Das ift Maurus Jolai, Nach einer Jeit des Schwantens, in der er allerlei persucht, ohne bas für ihn einzig Mögliche gu finden, fällt er noch einmal. Aber nun, am Rande des Abgrunds, fommt er gur Besinnung und ertennt, mas ihm not tut, das Rettende. In hartester Arbeit erzieht ihn fein Wille vom genuffroben Kinde gum Mann. Buerft Beiger auf einem Dampfer, gelingt es ihm zu befferen Stellungen aufzusteigen, dann wird er gum Gehilfen eines betrügerifchen Armeniers, ben er gur Ertenntnis gwingt, daß Redlichteit im handel nicht zu verwerfen fei. Jahre geben in der Levante bin. Das gange bunte, abenteuerliche Leben bes Brients gieht ihn in feine Kreise, Das ist Rudoli Lindau. Und endlich, nachdem er in unabläffigem Ringen im Derein mit einem andern und minder widerwartigen Bundesgenoffen ein Dermogen erworben hat, tann er baran benten, in die Beimat gurudgutebren. Er tommt als Sieger und alle Derhältniffe von früher fpiegeln fich verandert in feinem wieder blant gewordenen Shild. Die verlorene Scholle wird wieder fein. Das ift ein Roman von fo ungemein einfacher Komposition, daß man taum darauf aufmertfam wird, wie tunftvoll gerade diefe Einfachheit ift. Er ift fo felbstverftanblich wie bas Leben; mit allen feinen Sufallen, abentenerlichen Ereigniffen und den mertwürdigen Begegnungen felbstverftandlich. Und mas neben diefen fcriftstellerischen und technischen Qualitäten bas bichterifch Schonfte ift: die Liebe gur Scholle wird nirgends in Sentimentalitäten laut, Keine Parogysmen des heimwehs erschüttern die Luft diefes Romans, feine Klagegefange trauern ber verlorenen Scholle nach. Der Schmerg ift innerlich, wortfarg und man munte vielleicht nichts von der Triebfeder aller handlungen diefes Georg von Szitnnan, wenn nicht Gerczeg gleich 3u Beginn des Romans einiges aus der Ge-Schichte des Gefchlechtes derer von Szitnnan ergahlt hatte, aus dem hervorgeht, daß die große Macht im Ceben diefes Gefchlechtes und jedes einzelnen feiner Glieder, eine über Ceben und Tod ftebende Macht, die Liebe gur Beimat mar. Eine Art des magnarischen Chauvinismus, die auch jest, tros aller Beitereigniffe, nicht anders als sympathisch sein tann.

Karl hans Strobl.

Balgac: "Die Meffe bes Atheiften". fonorine. P. Graffon Deutich von G. Bogenhardt. Gr. Lichter-felde, Enfelt. 1905.

Balgae: "Das Madden mit den Goldaugen". Deutid von Ernft hardt. Leipzig, Infel-Derlag. Balgae: "Phyliologie der Che". Deutid von Conradt. Leipzig, Infel-Derlag.
Balgae: "Ausgewählte Werte". Deutid von

A. Brieger. Berlin, Cebermann. 1905. Behn Banbe.

Dor vierzig Jahren etwa hat man Balgac guerft ins Deutsche überfest und feitdem nicht mehr. Bei dem Uberfegungsfieber, bas feit einiger Seit in Deutschland wütet, hat man fich auch des foloffalifchen Autors der ,Comédie Humaine' erinnert und bas ift gu loben, wenn Künftler wie hardt und E. Bogenhardt die Arbeit machen; die Derdeutschungen von Brieger find gut, doch nicht gang auf der hohe nachichaffender Kunft.

Wer Balgac einen beobachtenben Realisten nennt, gibt ibm ein vermeintes Cob, das feine Art ganglich migverfteht. Sein Ausgang ift manchmal die Wirflichteit, aber feine phantaftifche Leibenschaftlichteit laft ibn fie bald vergeffen. Auch wenn er fich daraus etwas gemacht hatte - die 16 Stunden taglicher Arbeit ließen ihm taum Seit, zu "beobachten". Sein Schaffen ift, wie bas aller Dichter, rein imaginativ - die zweitaufend Personen feiner ,Comédie Humaine', die ein Balgacien gegahlt hat, find Erfindungen in hinficht auf die objettive Wirklichfeit, lebendige Wefen in binfict auf die Leidenschaft ihres Schöpfers, der feinen Geftalten feine Mustulatur gab und fie von feinem Gedanten beherrichen ließ: der Energie. Sie find Willensmenschen wie er felber. Und diese unbedingte Derehrung der Energie, des handelns gleich wie mas, gibt Balgac ben außermoralischen Standpuntt - bie "Objettivitat" - von dem aus er die Welt fieht und inftematifiert, benn er ift, ein echter grangofe, oft logischer als die Catfachen. Er ift gang davon überzeugt, daß die Menichen feit Gbipus fich nicht geandert haben und fo gibt er feinen Gestalten, feinen multiplen Wefen, das größte Schidfal, gegrundet auf Leidenschaft und Notmendigfeit. Bu einer fo bom Willen trunfenen. Intelligeng paßt ber Dorfag, das Bild der Zeit in einem Riefenspiegel gu fangen - aber die ,Comédie Humaine' wird niemand als ein foldes Bild ansprechen, auch wenn man es noch nicht aufgegeben hatte, Jola einen Naturaliften gu nennen. Don dem großen Wert bleiben ein paar unfterbliche Bande und die gigantische Geftalt ihres Belden: Balgac. Srang Blei.

"Aus einer alten Stadt." Cine Prager Gefdicie von M. Banel. Wiener Derlag. 1906.

Die Geschichte einer Kindheit, einer Jugend. Monfessionen eines jungen Mädchens, das an dem Ceben leidet. Die "alte Stadt" gibt eine ganz hübsche Staffage, ist aber gar nicht das Wesentliche daran. Oder vielmehr: es ist dem Autor geglüdt, die Anregungen und die Eigenart des Lokales als höchstpersonliches Stimmungselement aufzunehmen und zu formen.

Eine Drager Geschichte. Wirflich - die Welt

"einer alten Stadt." Man fühlt die dichterische Seinheit, wie hier alles durchtränkt ist mit dem Blut und Geist der Scholle. Ein Gesellschaftsund Kulturroman ist hier gegeben, der in der Echtheit der Gestaltung nichts zu wunschen übrig läßt. Der haß und das Mistrauen zwischen den Nationen spielen schaft und lebendig hinein und nicht minder deutlich wird der Jerfall der deutschen Gesellschaft in Cliquen durch Stellung, Dermögen, Konfession.

R. holzer.

Seuilleton.

"Tragit des Lebens."*

Der wuchtige Titel soll niemand erschreden. Nicht der Dichter der heinrichs-Dramen und der "beiden de Witt" spricht zu uns, der sich am liebsten dort bewegt, wo die Geschiede ganzer Daller entschieden werden: auf dem Boden der Weltgeschichte; sondern der feinstnige Erzähler der "Novellen aus Gsterreich", der mit nachentlichem Blid und mitsuhlender Seele in das Leben der Gegenwart schaut und Einzelschiefale, die als typisch gelten können, herausgreift, um sie vor uns auszubreiten und mit tiesem Dersieden ihre letzten Gründe klarzulegen.

"Kein Dorgang ift an und für sich tragisch", fagt Chamberlain, "er wird es erst durch den Sinn derer, die ihn erleben." Saar ift tragifch veranlagt, wie alle hochgestimmten Dichter; er fühlt fich baher burch das Cragische angezogen und ichildert mit Dorliebe Lebensläufe, die nicht wie ein wohlregulierter fluß in einengenden Schranten babingleiten, sondern abirrend vom ficheren Wege bem Abgrund zueilen. Jebe Nummer einer Tageszeitung enthalt in Sulle folche Tragit des Cebens. Niemand hat Zeit, tieferen Anteil gu nehmen. Der Dichter aber balt uns bei ber einzelnen Begebenheit feft. Sein Geist fällt wie ein Sonnenstrahl in das Duntel der feelischen Dorgange. Alles wird bell und dentlich por unseren Augen, wir seben und begreifen und find gefesselt.

Die Stoffe der vier Novellen sind durchaus modern. Denn sie berühren Lebensgebiete, die gegenwärtig im Dordergrund des allgemeinen Interesses stehen: die sozialen Zustände und die Mysterien des sexuellen Lebens.

In "Samille Worel" bricht die Cragit des Lebens über eine ganze Samilie herein, weil Vater und Kinder, vom Hochmutsteufel besessen, nicht mehr dienen wollen und gute, sichere Stellungen auf einem fürstlichen Gute verschmähen, um in der benachbarten Stadt ein

Dier neue Novellen von Serbinand v. Saar, Wiener Derlag.

zweifelhaftes Glud zu fuchen. Die ichone Olga, der, ohne daß sie es ahnt, eine Grafentrone wintt, gelangt nicht in beren Befig, weil Selbftsucht und Berechnung in ihrer Bruft die reine Liebesflamme erftidten, die brennt, ohne gu fragen warum und wozu. Es ist wie im Marchen. Die Demut hatte fie in Glang und Berrlichkeit geführt, ber hochmut führte fie in Armut und Selbsterniedrigung und gulett in den Cob. Aber die Erzählung trägt den Stempel lautester Cebenswahrheit und hat nichts gemein mit ber hohlheit von willfürlich Erbichtetem. Die zweite Novelle, "Sappho", will uns zeigen daß ein reizloses Weib den Mann nicht gu feffeln vermag und wenn es fich auch in forantenlofer freiheit über alle Gebote der Moral binwegfest. Eine ungludliche Wiener Dichterin enthullt in einem Briefe einem Manne, der fie verschmahte, mit verbluffender Offenheit, mit einer gegen sich felbst geradezu grausamen Wahrheitsliebe, die nichts verschweigt und nichts beschönigt, ihre traurigen Erfahrungen auf dem Gebiete der Liebe. Bei heftigftem Liebesverlangen ift fie gum Entbehren verurteilt; benn fo oft fie einem Manne ihre Gunft ichentte, erlebte fie die tief demutigende Beschämung, daß fie fic der Gier eines Suchenden preisgegeben, dem fie nicht zu gefallen vermochte. Sie flagt die Natur an, weil fie ihr feffelnden Reig verfagte, und fühlt fich in diesem Puntte frei von jeder Derantwortlichteit. Sie vergift, daß die Urfachen ber feruellen Anziehung nicht nur phyfiologische und physitalifde, wie etwa die Berührungselettrizität, sondern auch psychische sind. Die allzu hingebungsvolle Dichterin ift gu leicht gu erobern. Ihre heimlich schwelende Liebessehnsucht hat die Widerstände, die der angeborene Catt und die Erziehung in der Seele des Weibes aufgerichtet, verzehrt und ihr Urteil getrübt und fo fällt fie mehr ober weniger leichtfertigen Maddenjagern gur Beute.

Ober muß das vielleicht so sein? Schlägt die grausam berechnende Natur, um ihre 3wecke zu erreichen, die Nichtumworbenen vielleicht mit Blindheit und treibt sie sie zum Entgegentommen an, um den Mangel der Anziehungstraft auszugleichen? Zedenfalls hat der Dichter hier wieder in ein dunkles Gebiet des Liebeslebens hineingeleuchtet, wiewohl er es dem Leser überläßt, sich darin zurechtzusinden.

Der Citel der Novelle ist wohl halb ironisch gemeint, denn mit der großen Cesbierin hat die unselige Dichterin nur die erotische Veranlagung und die Codesart gemein. Auch sie stürzt sich von einem Selsen ins Meer, tut aber auch das mit wenig Glüd; denn sie erreicht nicht das Meer — ein symbolisch wirfendes Detail — sondern fällt mit zerschmetterten Gliedern auf den Strand.

Die Anregung zu diefem Werte gab dem Dichter die ichrantenlose Erotit, die fich in einem Teile des modernen Frauenschrifttums fundgibt. In der Einleitung wird diese Ericheinung erwahnt und die Anficht ausgesprochen, daß es namentlich jene Ungludlichen, die vom andern Beichlechte nicht begehrt werden, fein durften, die für das Weib das Recht fich "auszuleben" fordern und die alte Moral, die es baran hindert, fo heftig befampfen. Diefer Anficht tann ich nicht gang beipflichten. Möglich, daß auch hier ber 3mang ber Natur auf ausgleichende Wirtungen abzielt, daß jene, die ihr heißes Temperament im Leben nicht verbrauchen fonnten, es in ihren Schriften gu verwerten fuchen und, weil es ihnen verjagt blieb, durch ihre Derfon berauschend zu mirten, mittels des Geiftes durch Unverhülltheit und Glut der Darftellung beraufchenbe Wirfungen gu erreichen fuchen. Sie wurden es aber nicht gewagt haben, durch Migachtung der Sittengesette Erfolge gu erstreben, wenn nicht eine weit tiefer gehende Bewegung die alten Cafeln umgeworfen batte.

Eine von hellenischem Beifte erfüllte geiftige Bemeinde ruft nach Erlofung unferes Trieb. lebens von dem Gluche der Sundhaftigfeit und will der Hadtheit den Adel der Unichuld wiedergeben, der ihr bei den Griechen eigen mar. Don dem Gedanten ausgehend, daß die burch die herrichende Moral fanttionierte Entwurdigung und Entehrung bes Geichlechtslebens bie Nachlommenichaft burch Willenslähmung und inneren Swiespalt entgelten muß, strebt man nach einer Geiligung jener Dorgange, die der Sortpflanzung der Gattung dienen follen. So ift 3. B. Richard Dehmel ein Apostel jener hoheren, in ebelftem Sinne Schamfreien Erotit und, fortgeriffen von der neuen Stromung, stellten fich gewiß auch viele Grauen, die der fellelnden Anmut feineswegs entbebren, mehr oder minder gielbemußt in den Dienft diefer Bewegung. Natürlich murde die neue Cofung auch vielfach migverftanden und fegeln unter biefer Slagge auch viele Elemente, bie gang perfonliche, niedrige 3mede perfolgen.

Die dritte Novelle "finmen" zeigt uns bas Widerspiel der Pseudo-Sappho: eine nicht eigentlich icone und nicht mehr junge Frau, die ftarte magnetische Kraft befigt und vermoge ihres starten Geiftes und ihrer überlegenen Willenstraft die Manner beberricht. Ginem tragifchen Gefchid verfällt einer ihrer Lieb. haber, mit dem fie ein frevelhaftes Spiel treibt. Der Dichter gibt bier eine Cofung bes pinchologischen Ratfels, wie eine Frau aus Liebe gu einem fich dem andern bingibt. 3m Ciefften getroffen durch die Creulofigfeit des mahrhaft Geliebten, fucht fie fich an ber Leidenschaft bes andern gu marmen und aufgurichten, racht fich aber an ihm für den eigenen Sall burch Kalte und Geringichanung.

"Die Pfrundner" ift die ergreifendfte ber vier Novellen. Mit Meisterhand zeichnet bier der Dichter zwei arme, durch Alter, Unglud und Krantheit tief gebeugte Menfchen, die fich im Derforgungshaufe finden. Er lagt es uns miterleben, wie ihre gegenseitige Meigung ihnen in die Atmosphäre von Neid, Swietracht und Seindseligfeit, die sie umgibt, ein wenig Sonne bringt und wie fie fich in diefem fummerlichen Strahl feelisch und phyfisch allmählich aufgurichten beginnen und wieder hoffen lernen. Da zeigt fich ihnen bas Glud wirklich in greif. barer Mahe. Ihre Erlöfung aus bem Derforgungshaus und endliche Dereinigung er-Scheint gewiß. Aber statt fich des unverhofften Schatzes vor allem raich zu verfichern, lodt ber hoffnungstruntene Mann durch fein untluges Derhalten das tragifche Derhangnis berbei, das ihn zermalmt.

Die beiden schüchternen, gealterten Menschen, die in ihrer Neigung zueinander so rührend keusch und zart sind wie huber und Tertickla in den "Steinklopfern", weden unsere innigste Teilnahme. In ungeduldiger Spannung zittern wir für ihr Glück, da sie es nicht rasch genug ergreisen, die mit der dramatisch bewegten Katastrophe das Gewitter, das wir herannahen sühlten, sich entlädt und den Unschuldigschuldigen vernichtet. Die Schuld des unglücklichen Pfründners ist seine Schwäche. Er war den Ansorderungen, die das Leben an ihn stellte, nie gewachsen und hat es immer verssäumt, rasch zuzugreisen, wenn ein Glück sich darbot.

Selten hat Saar eine Novelle so liebevoll bis in die kleinsten Einzelheiten ausgearbeitet wie diese. Milieuschilderung und Cokalkolorik, sowie auch die Zeichnung der Nebenpersonen sind von größter Cebendigkeit. Er bedient sich diesmal auch nicht der von ihm sonst bevorzugten subjektiven Form, die gestattet, manchen Teil der Entwicklung zu übergehen, sondern schildert objektiv und aussührlich.

Auch aus den andern drei Novellen tritt uns die Idee entgegen, daß die dämonischen Gewalten, die unser Schickal schmieden, in uns selber wohnen. In diesem Sinne sehlt bei teinem der vorgeführten Opfer der Lebenstragit die tragische Schuld, wenn auch die meisten sich nur gegen sich selbst versündigt haben.

Auch diese jüngsten von Saars Erzählungen sind Novellen aus Österreich. Der Schauplat ist Wien und Mähren und es wird gewiß wieder Leute geben, die in manchen der geschilderten Personen werden Porträts erkennen wollen.

Saar ist ein Lebendiger geblieben, wiewohl das Alter und ein schweres Leiden an seinem Leben zehren. Er hat den Zusammenhang mit der Gegenwart nicht verloren, wie manche andere alternde Dichter, und das Empfinden der Jugend ist ihm nicht fremd geworden. Auch in seinen neuen Novellen sinden wir seine alten Dorzüge wieder; den edlen Stil, die seine, lebensvolle Charatteristif und Schilderung, die Wirklichkeitsstimmung; Ausblide ins große Allgemeine und Einblide in die Liesen des Individuellen, Lebensweisheit; endlich das spezistischen Con, der uns beim Lesen in die Stimmung verset, als ob wir einem trauten Freunde lauschten, der uns seine Erlebnisse erzählt. Denn das ist das Wesentliche in Saars Kunst: sie will Leben sein. Ella Hruschta.

Von der Woche.

20. Januar. Auf dem Hofball bezeichnet der Kaifer dem ferbifden Gefandten Dr. Duic gegenüber das Derhalten der ferbifden Regierung bei den Handelsvertragsverhandlungen als intorreit.

21. Da die österreichtich-ungarische Regierung die Kandelsvertragsverhandlungen mit Serbien abgebrochen hat, werden die serbischen Delegierten von Wien abberusen.

22. Der Diererausichuf ber beutiden Parteien halt eine Sizung ab; Dr. v. Derjchatta entschuldigt sein Nichterfceinen. Es wird erflärt, daß der Ausschuß über die Derjuche der Retonstruttion des Ministeriums von tompetenter Sette nicht informiert worden fei. - Eine ruthenische Deputation unter Suhrung des Metropoliten Grafen Szeptydi bittet den Kaijer, es möge bei der Wahlreform Galizien und insbesondere Oftgalizien und die ruthenische Nation hinfictlich der Unmittelbarteit der Wahlen eine gleiche Behandlung mit den übrigen Kronlandern fowie auch bei der Juweisung der Mandate eine der Größe des Candes und der Einwohnerzahl entsprechende Berücksichtigung erfahren. Der Kaiser erwidert, daß die Regierung "bei dieser fowierigen Aufgabe die Rechte und Intereffen aller Dolts. ämme aufs forgfamfte beachten und bemüht fein wird, jebem die Möglichteit zu bieten, feine Anfprüche zur Geltung 34 bringen". Der Monarch ermahnt die Vertreter der Ruthenen, ein friedliches und vertrauensvolles Derhaltnis 3u den Dolen gu ichaffen. Eine verfohnliche Gefinnung ber zwei Dolfsstämme in Galizien werde "auch das Zuftandedommen einer Wahlreform erleichtern, die den Anforderungen der Zeit Rechnung trägt". - Reichsratsabgeordneter Ritter D. Corsti warnt in einer Derjammlung in Neujandec vor den Solgen der geplanten Wahlreform. — Eine Derfammlung in Starefiolo forbert die Sicherftellung der nationalen Interefen der Polen und eine Derfassungsänderung, welche Galizien und seinem Candtag volle Selbständigkeit in der Candesgesetigebung und Derwaltung sichere. — Wegen ton-Ratierter Salle von Cierertrantungen wird die Grenze für die Einfuhr von Dieh und fleifch aus Serbien gesperrt.

23. Die Obmänner der drei Gruppen im Herrenhaus seizen den Ministerpräsidenten in Kenntnis, daß die drei Parteien die Anschauung über die gegenwärtige Reformbedürftigseit des herrenhauses und über die Notwendigseit des Jusammenhauges einer Reform des herrenhauses mit einer Wahlreform des Abgeordnetenhauses nicht teilen und daß ihnen insbesondere die Entsendung von Dertretern der Gruppen, die durch die Wahlreform ihre Vertretung im Abgeordnetenhause versieren sollen, in das herrenhaus als nicht annehmbar erscheint.

24. Die parlamentarische Kommission des Tschechensubs erklärt, mit Rücksicht darauf, "daß die Situation auf deutscher Seiten nicht gestärt ist und angesichts der Schwierigseiten und hindernisse, die sich noch einer gerechten Wahlreform entgegenstellen" es nicht für vorteilhaft, daß ein

Dertreter des Klubs in das Kabinett eintrete. — Eröffnung der deutschen Jahrhundertausstellung in der Nationalgalerie in Berlin.

25. Der Diererausschuß nimmt den Bericht des Dr. v. Derschatta über seine Derhandlungen mit dem Ministerpräsidenten mit Befriedigung zur Kenntnis. — Die serbische Eisenbahndirettion annulliert alle in Österreich-Ungarn gemachten Bestellungen.

26. Graf Julius Andrassin trägt dem Kaiser in zweistandiger Audienz seine privaten Ideen über die Entwirrung der ungarischen Krise vor. — Adolf Werthner (geb. 1828), Mittbegründer der "Neuen Freien Presse", in Wien +. — Eine Versammlung von Postbediensteten in Wien beschließt, falls die 1. April seitens der Regierung nicht ihren Sorderungen entsprochen wird, für den 12. April die passive Resistens zu prossamteren.

die passive Resistenz zu proklamieren.

27. Die 150. Wiedersehr von Mozarts Geburtstag wird insbesondere in Wien und Salzburg gefeiert. — Der Kaiser empfängt abermals den Grafen Julius Andrassiv in Kaiser empfängt abermals den Grafen Julius Andrassiv in kandrassiv in den Militärfragen tangiert derart die einheitliche Leitung, Sührung und innere Organisation der gesamten Armee, daß der Kaiser "auf die unterbreiteten Dorschläge überzeugungsgemäß nicht einzugehen vermag". Graf Andrassiverstärt, nicht in der Lage zu sein, auf der Basis der vom Monarchen zum Ausdruck gedrachten Ansichten die Regierung zu übernehmen. Er wird vom Kaiser beauftragt, den Sührern der ungartschen Koalition eine mündliche Botschaft zu überdringen. — Eine Landesversammlung der seinlichen Kausseute in Belgrad billigt das Derhalten der serbischen Kausseute in Belgrad billigt das Derhalten der serbischen Regierung gegen Osterreich-Ungarn und spricht den Wunsch aus auf Erhaltung freundskassischen Seziehungen mit der Rachdeurmonarche auf Grund gegenbeitiger Coyalität; sie protestiert gegen den durch die Diehgrenzsiperre begangenen Dertragsbruch und verlangt die Anwendung einer zielchen Maßregel gegen Österreich-Ungarn, sobald der Dertrag abgelaufen sei.

Deutsches Volkstheater. Möglicherweise wirkt das Singes-Drama des André Gide auf Franzosen? Franz Blei, der sonst feine Entdeder allerlei literarischer Delitatessen, enttäuschte diesmal. Aus allen Publikationen Bleis strömte stets der Reiz höchster Kulturvollendung, der Kunstgeschmad der Wenigen. Man kann sich sonst auf ihn unbedingt verlassen. Offenbar kennt er aber das Cheater viel zu wenig, um zwischen den Wirkungsmitteln

ber Bühne und denen eines seinen Buches unterscheiden zu können. Das dreiaktige Drama "König Kandaules" ist von der delikaten Schönheit alter Gobelins. Dementsprechend von kleiner, intimer Wirkung, bleibt es in der Darskellung wesenlos, schattenhaft, seer: eine Tragödie von Spielkartensiguren. Kandanles, die Königin, Gnges, wandeln ohne psichlogische Tiefe, ohne eigenes Leben dahin. hieratischen Gemälden gleich, stehen sie stach, ohne Perspettive im Bühnenbilde; die dramatischen Motive hängen ihnen als Spruchbänder aus dem Munde.

An hebbel darf gar nicht gedacht werden! Mit Dergleichen ist auch nichts getan! Bestände die Dichtung nur aus sich selbst! So aber lebt jeder Alt von einem andern seelischen Impuls. Der erste vom Glüdsbewußtsein und dem daraus sließenden inneren Reichtum; der zweite bringt das Drama der deladenten Erotil; der dritte das Keuschheitsmotiv der beleidigten Königin. Sie treten leider untereinander in kein dramatisches Gesüge.

Kutschera war von einer prachtvollen Dunkelheit, die in Ciefen strebte, die der Dichter nicht zu eröffnen hatte. Fräulein Galafrés hatte sehr schone Momente. Das Bühnenbild war stimmungsvoll und die ganze Vorstellung von einem starten Regiewillen geseitet.

-1z-.

Raimund . Theater. Das Schaufpiel "Mofdus", von einer Dame, die unter dem Dednamen Ernft von hofe ichon einen Roman bat ericheinen laffen, erfreute por allem durch die fittliche Energie, von der es erfüllt ift, und durch das herzhafte Empfinden, das daraus für alles menichlich Edle und Gute gu unferem Gemute fpricht. Gewiß, es ift bas alte Defraudantenftud vom leichtfinnigen Bantbeamten, der fich und feine Samilie um einer Dirne willen ju grunde richtet. Aber es enthalt auch ein neues tragifches Motiv: die grau, die im felfenfeften Glauben an die Creue ihres Gatten alles Unglud für ihn und mit ihm heroifch ertragt und erft gujammenbricht, als fie erfahrt, bah ihr opfermutiger Glaube an einen ihrer Liebe Unwürdigen verschwendet ward. Theatralijch ift bas Schaufpiel, abgesehen von einigen technischen Unbeholfenheiten und einigen echt frauenhaften Abertreibungen, gut aufgebaut, und dant der ausgezeichneten, die gange Stala weiblichen Empfindens umfaffenden Darftellung, die die betrogene Gattin durch Srau hetfen im Raimund-Theater erfuhr, verfehlte es benn auch nicht feine tragische Wirtung. Diese mare vielleicht noch ftarter, ficherlich aber reiner gewesen. hatte fich die Derfasserin von ihrem literarifchen Chrgeig nicht verleiten laffen, den vollstumlichen Con ihres Studes durch gewaltfam aufgepfropfte 3bfen . Imitationen gu verfalichen. Schon der Titel "Mojdjus" deutet auf fymbolifierende Abfichten bin. Er foll durch Erinnerung an gemiffe Geruchsempfindungen in uns affoziative Vorstellungen von Cafter und Sunde auslosen, und er tritt hier auch als unsichtbarer Dorbote des moralijchen und physischen Todes in Attion, Wo aber Iblen durch Gerangiehung von fombolischen Gleichniffen verborgene Bufammenhange aufbedt und bligartig aufhellt, verbuntelt die Derfafferin von "Mofchus" durch ihren hang gum Symbolifieren Dinge und Begiehungen, die flar am Tage liegen und beichwert ihre Sprache fo fehr mit geschraubten Bildern, bag diefe guweilen den Ernft der Situation gefährben.

-tr-

Bürgertheater. Aber den Original. "Sherlod Golmes", den man jest auf der Canbitrage aufführt, ift taum mehr gu fagen, als daß fich die Leute von ihm ebenso willig gu ihrer Unterhaltung die Merven reigen laffen, wie von dem Schonthanichen im Deutschen Dolfstheater. Aberreigte Nerven fuchen am liebsten Erholung in noch stärferen Reigungen, als fie der Tag, der Beruf, ihnen bringt, und die Kriminalliteratur mar barum von jeher die beliebteste Berftreuungsletture. Das ift das Geheimnis des Erfolges ihrer jungften Spielart: ber Deteftiogeschichten Conan Donles. Ob der englische Amateurdeteftio auch im Burgertheater feine finanzielle Schuldigfeit tun wird? In Dingen der Mode und Sensation behalt zwar gewöhnlich der Erste recht, was aber nicht ausschließt, daß auch einmal ein Sweiter pom Dorteil des Ersten einen Gludsgipfel erhaicht. Bu wunichen mare es bem jungen Theater. Aber nur in ber Doraussegung, daß es den petuniaren Erfolg dagu benütt, um fich mit deffen filfe endlich einmal gu ernften fünftlerifden Caten aufzuraffen.

Oberreichtige Rundicau, fieft 66. D Redattionsichlug 27. Jamer 1906. D Ausgegeben t. Sebruar 1906. DD ferausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Gloffn. D Berantwortlicher Redatteur: Dr. fingo haberfeld

Notizen.

Die österreichisch-ungarische Bant versendet soeden thren Rechenschaftsbericht pro 1906. Der Reinsegwinn ohne Gewinnvortrag beträgt K 13,266.609 und ist um K 779.425 größer als im Vorjahre. Die Bividende ist und K 20.29 oder 5·014 Prozent gegen K 68.— oder 4·857 Prozent i. D. bemeisen worden. Der österreichsiche Staatsvermaltung fallen K 1,364.962 (+ 74.839) 3m, der ungarischen K 787.255 (+ 268.108).

Der wisseuschaftliche Klub in Wen beging am 27. Immer sein dreiftgjähriges Jubiläum. Seit seiner Grünbung hat er 1350 Dorträge, 220 Extursionen und Besichtiammaen und 14 Gesellschaftsreisen veranstaltet.

"Und Pippa tangt!" Glashuttenmarchen in vier Alben von Gerhart hauptmann, ist in würdiger Aus-Battung von S. Sicher, Derlag, Berlin, foeben in Buchform

Don der im Derlag Herder zu Freiburg i. B. in zweiter Auflage erscheinenden Bibliothel deutscher Klassifter für Schule und Haus sind soeben drei Schiller-Bande ausgegeben worden, von welchen jeder ein gut reproduziertes Schiller-Bild enthält. Diese Ausgabe zeichnet sich von anderen billigen Klassiterburden durch eine große, leicht lesdare Schrift aus, die dem Auge ungemein wohltut. Troh der schönen Ausstattung boget ein Band nur 3 Mart.

Mozart. Bei Greiner & Pfeiffer in Stuttgart werden in Kürze erscheinen: Mozarts Briefe, herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Dr. Karl Stord (Preis gebunden M. 2.50) und eine Biographie Mozarts, gleichfalls von Dr. Stord (Preis M. 5.—, gebunden M. 6.—).

Der Herausgeber der zweimal monatlich in Wien ericheinenden Seitichrift "Authentische Redue", Reichsratsabgeordneter Baiql Jaworski, teilt mit, das diese Seitfchrift won mun an unter dem Titel "Utrainische Rundschau" monatlich einmal erscheinen wird.

Die tgl. Candesregierung in Agram hat dem Schriftsteller und Oberleutnant t. d. R. Alexander S. C. Roda sein bisheriges Pseudonym Roda Roda als bürgerlichen Namen 311. führen gestattet.

Büchereinlauf.

- Dr. Harl Oppel. Das Buch der Eltern. Praktische Anleitung zur häuslichen Erziehung der Kinder vom frühesten Alter dis zur Selbständigkeit. Frankfurt a. M., 1906. Mortn Dietkerweg.
- Die Herren von Altenbruch, Agrax-Komobie in vier Aufgilgen von hans Karlmann. Dresden, 1908. C. Pierfon. M. 1.50
- Weitreifebilder von Julius Meuren. Leipzig, 1906. B. G. Teubner. M. 9.—
- Freut end des Lebens! Don Johanna Bedmann. Berlin. D. Dreger & Co.
- Matechismus der Frauenbewegung. Don Dr. Karl Wollf. Getröme Preisscrift herausgegeben von Verein Frauenbildung — Frauenstudium. Letpzig und Berlin, 1906 B. G. Ceubner. M. 1.—
- Die Auswanderungsfrage. Don Dr. Ernst Franz Weisl. Berlin, 1905. Wilhelm Süßerott.
- Segtern "1906". Der Jusammenbruch der alten Walt. Leipzig. Dieterich. M. 2.50

- E. Haedels monistische Weltansicht. Von 3. Koltan. 3ürich, 1906. €. Speidel. M. 1.50
- Arno Hol3. Buch ber Jeit. Cleber eines Mobernen. München und Leipzig, 1905. R. Piper & Co.
- Lebt die Liebe! Aphorismen von Emil 5. Müdebusch und Helmar Corsti. Ieidnung von Fidus. Schmargendorf bei Berlin, 1905. Otto Cehmann.
- Geiftiges Training. Don Dr. Raphael Eugen Kirchner. Berlin. Modern-Padagogifcher und Pfpcologifcher Derlag.
- Do die Nordjeewellen raufden. Bilder aus der feimat von fans Rambad. Peters. Dresden, 1906. E. Pierfon.
- Deutsche Sprachsunder. 36 tritifie Studien von Ernst Sriedegg. Berlin, 1906. Siegfried Cronbach. M. 2.—
- Wilhelm Cindemanns Geschichte der deutschen Literatur Herausgegeben und teilweise neu bearbeitet von Dr. Mag Ettlinger. Freiburg i. Br., 1906. Herder. M. 10.—
- Die Gust. Wiener Roman von Richard Kola. Umichlag von Eduard Kola. Wien, 1906. Paul Knepler.
- Schillers Werle für Schule und Haus. Herausgegeben von Prof. Dr. Otto Hellinghaus. In 3 Banden. Freiburg t. Br., 1906. Herder.
- Moderne Illustratoren. Don Hermann Ehwein. Band V: Roolf Oberlander. Band VI: Ernst Neumann. Band VII: Edvard Munch. München und Leipzig. R. Piper & Co.
- Die Fruckschule. Band V: Adalbert Stifter. Eine Selbstdaratteristit des Menichen und Künstler. Ausgewählt und eingeleitet von Paul Josef harmuih. Band VI: Jörg Widram. Der Goldfaden. Erneuert von Klemens Brentano. Band VII: Walt Whitmann. Projaschriften. In Auswahl übersetz und eingeleitet von O. E. Lessing. Band VIII: Jakob Böhme. Morgenröte im Aufgang. Don den drei Prinzipien. Dom dreifachen Leben. Herausgegeben und eingeleitet von Josef Grabisch. München und Leipzig. R. Piper & Co.
- Das Meer ift das Ceben. Novellen von hans horsten. Berlin — Ceipzig, 1906. Modernes Verlagsbureau Kurt Wigand.
- Aus meiner Heimat. Sagen aus der Iglauer Sprachinsel von Marie Cang. Iglau, 1906. I. Rippl & Sohn.

Eingesendet.



nofficieration Demel



Redattion: Wien, 1. Opernring 3. Telephon 4636.

aten=Annahme durch die Administration der Ofterreichischen Rundican, Wien, I. Operaring 3 und durch alle Annoncen-Bureaus. ionspreise: Die viergespaltene Millimeterzeile 25 h, 1/16 Seite K 12.-, 1/8 Seite K 20.-, 1/4 Seite K 35.-, 1/4 Seite K 45 te K 60.-, 1/1 Seite K 100.-. Inferate im redaktionellen Teil K 1.20 für die Petitzeile. Beilagen nach Abereinkommen.

Konzerte

Konzertbureaus der Hof-Musikalienhandlung

libert Gutmann

Wien, L. L. hofopernhaus.

Saale Bolendorfer.

Sebruar:

- st. 1. Paul de Conne, Klavier-virtuoje, II. (lettes) Konzert.
- J. Alno Adté, Primadonna der Großen Gper in Paris, Einziges Konzert. (Großer Mußtbereinsfaal.)
- Mulitvereinsfaal.)
 Wohltätigkeits.Matimee unter dem Protestocate
 der Frau Erzherzogin Marie
 Dalerie Mitwirfende: Agnes
 Brichtehnllemann, Dioten Chartres, Frin Schrödter,
 Joief Hainz, Willy und Couls
 Thern, Cicherniausky-Trio.
 (Rachmittags 5 Uhr.)
 3. Melliam. Piossuprivirusse.
- 3. Mellion, Dielinvirtuofe.
- 6. Rosé-Quartett, III. Abend. 6. Karl Jörn, tgl. Hospern-jänger aus Bersin, Cieder-abend. (Kleiner Musikvereins-(Joni
- 7. Eugène Ujane, Violinvir-tuofe, Konzert mit Orchester. (Großer Musitvereinsfaal.)
- 7. Thilde Walfd Some-
- 7. Mina Saltero Dalcroge, Lieberabend. (Kleiner Musikvereinsfaal.)
- st. 8. Divien Chartres, Violin-virtuofin, III. (lehtes) Konzert, q 9. Gifeld Springer, Klavier-
- 10. Bronislamfinbermann, Diolimbirtuoje, III. Kongert mit Orchefter. (Großer Mujil-vereinsfaal.)
- 10. Offip Gabrisowitich, Maniervirtusje. II. (lettes) Hongert.
- og 10. Semjon Karajjił, Kla-viervirtuoje, (Kleiner Mujif-vereinsjaal.)
- 11. Sechites Philharmoni-iches Konzert. Mittags 13.1 Uhr. (Großer Musitver-einsfaal.
- 12. Céza v. Kresz, Diolinvir-tuoje, Konzert mit Orchejter. Dirigent: Eugène Pape. 12. Julia Culp. II. (letter) Liederabend.
- 13. GermaineSchniger, Kla-
- plervirtuofin och 14. Soldat Roeger . Quar-tett, II. Abend.
- tect, it. eibend.

 11. (legter) Llederabend.

 Rieiner Mulitvereinsfaal.)

 tst. 15. Eugène I | ane, Otolinoirtnofe. II. (legtes) Konzert mit
 Ordester. (Großer Mulitbereinsfaal.)
- it. 15. T | hampa-Quartett, (Thampa-Koleit Kröler-Kaymaητ).
- 17. Annie de Jong, Diolin-pirtugfin.
- 19. Kain 3.- Abend, Vorlejung 311 Gunften des Kaller Franz Joseph-Ambulatoriums. (Großer Musikvereinsfaat).
- m. Danl Goldidmidt, Kla-Rofe-Quartest, IV.Abend.

Mittmod rtanne Stefft

- Donnerst. 22. Srin Kreisler, Diolinvits
- e Konzerte, wenn nicht anders an. Samstag' 24. Agnes Bricht Dylle-mann, III. (lester) Lieder-abend.

Dormerfungen und Kartenverfauf zu obigen Konzerten ausschliehlich in

Gutmanns

2. Martha Samiot, Mavier. f. u.f. hof-Mufitalienhandlung (fofopernhaus)

und im Klavier-Etabliffement 1. himmelpfortgaffe Nr. 27.

(Haffestunden an Wochentagen vormittags 10-1, nachmittags 3 7.)

Dankbarkeit

verantafit mid, gern und toffentos atten Lungen- u. halsleidenden mitguteiten, wie mein Sohn burd ein einfaches, billiges und erfolgreiches Raturprobutt von feinem langwierigen Leiben befreit

K. Baumgartl, Gaftwirt in Rendet bei Rarisbab.

Englische und französische Sprachschule

S. LEVETUS

WIEN, I. Maria Theresienstraße Nr. 8 (Sühnhaus).

Übersiedlungen, Einlagerung,

Spedition von Reisegepäck

Th. Bindtner Nfg.

kals. s. königi. 🙀 Hofapediteur

WIEN

- I. Flohtegasse 6.
- II. Nordbahnhof, Magazin VI, III. Hauptzollamt, Magazin X, VII. Andreasgasse 10,

- X. Columbusgasse 8.

Verfaller von Dramen, Gedichten, Romanen ett-bitten wir, lich zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorichlages hin-lichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, mit uns in Verbindung zu letzen.

Modernes Verlagsbureau Euri Wigand

Berlin-Wilmersdorf, Kallerplatz 15

Hochfeines Tafelwasse Überall erhältlich! Elgene Niederlag

WIEN, I. Sonnenfelsgasse Nr.

Telephon Ilr. 12.801

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

WIER, I. Concordiaplat 4

lielt fämtliche Wiener Tages-Journale, ferner alle hervorragenden Blätter der ölterr. - ung. Mon-

und des Huslandes (welche in deutscher, tranzonicher, englischer und ungarischer Sprache ericheinen), sowie alle wichtigeren Fach- u. Wochenichriften, und persendet an die Abonnenten jene

Zeitungsausich

welche lie perionlich (oder fachlich) intereffieren.

Der »OBSERVER«

lit in der Lage, aus allen wichtigeren Journalen des Kontinents und Amerikas leinen Auftraggebern Prefitimmen (Zeitungsausichnitte) jedes gewünschte Thema ichnellitens zu liefern.

BEZUGSOUELLEN WERDEN AUFGEGEBEI IST DER BESTE

SPRECHAPPARA

Deutsche Grammophon-Aktiengesellscha Wien, I/1. Krugerstraße 8.

lobasse Wien, I. Kolowratring

TAPETEN von den einfachsten bis zu den feinsten Sorte Telephon 6121. Muster frank

...........

Telephon 801 Wien, VII. Mondscheingasse 4 Telephon

Preiskurant, klein, gratis, groß s R, welche bei Bestellung rückvergütet wer

Zur Reform des Herrenhauses.

Eine Anregung von Th. Comper3.*

I.

Ich vermag nicht der sehr weit verbreiteten Meinung beizupflichten, daß solch eine an die Einführung des allgemeinen Wahlrechts geknüpfte Reform, wie immer sie auch beschaffen sei, jedenfalls eine mutwillige Schädigung oder eine arge Herabsetzung für unser Oberhaus bedeute. Ganz im Gegenteil. Es scheint mir durchaus einleuchtend, daß jene gurgeit geplante und sicherlich alsbald gur Durchführung gelangende Neuerung auch diese Konsequenz in ihrem Gefolge hat. Das herrenhaus mag an sich so wenig reformbedürftig sein als möglich; die Reformbedürftigkeit wird sich aus seinem Zusammenbestehen und Jusammenwirken mit einem von Grund aus umgestalteten Unterhaus ergeben. Die restringierende, hemmende, zügelnde Aufgabe des Oberhauses wird eine andere, eine schwierigere und höhere in dem Augenblide, da das Kurienparlament einem Parlament des allgemeinen Stimmrechts Plat macht. Wenn die flut steigt, gilt es die Dämme zu sichern. Wir wollen uns gewiß keiner Illusion hingeben. Intensiv und extensiv übermächtigen, im Volkshaus siegreichen Strömungen tann tein Oberhaus der Welt ein gebieterisches halt zurufen und ein entscheidendes Deto entgegenseten. Nicht mehr und nicht weniger, als in den parlamentarisch regierten Ländern die Krone dieses ihr verfassungsmäßig zustehende Recht mit nachhaltigem Erfolg auszuüben im stande ist. Allein, neben dem endgültig entscheidenden Deto gibt es ein aufschiebendes oder suspensives, wie es die Verfassung Norwegens seinem König einräumt. Don dieser Art Scheint uns der Einfluß zu sein, den eine erste Kammer allein einer auf breiter Grundlage ruhenden Dolkstammer gegenüber zu betätigen hoffen darf. Es gilt natürlich nicht den Aufschub um des Aufschubs willen, wohl aber als ein Mittel, um Übereilungen hintanzuhalten, um die rechtzeitige Rücklehr der nüchternen Besonnenheit zu ermöglichen, nicht minder um gewichtige Detailverbesserungen, technische Verbesserungen mag man sie immerhin nennen, in Maßregeln einzuführen, deren entscheidende Züge allerdings vom wohl oder übel beratenen Volkshause festgestellt worden sind.

* Der nachfolgende Auffatz (1) ward am Morgen des Tages verfaßt, in dessen Lauf der Ministerpräsident dem Herrenhaus seine auf die Wahlresorm bezüglichen Eröffnungen gemacht hat (2. Dezember 1905). Der gegenwärtige Augenblid erscheint dem Derfasser für seine Veröffentlichung geeigneter als der damalige, in dem die Absichten der Regierung noch in tieses Dunkel gehüllt Es bedarf kaum einer kurzen Aberlegung, um einzusehen, daß das Oberhaus, um auch nur dieses Maß von Einfluß zu besitzen, und bei belangreichen Ankassen mit Erfolg auszuüben, gar nicht genug Ansehen, und als Grundlage des Ansehens, nicht genug Sachkunde und Unabhängigkeit in sich vereinigen kann. Unabhängigkeit nach oben wie nach unten, wobei kaum weniger als die Wirklichkeit auch jeder Schein von Abhängigkeit zu vermeiden ist.

In einer nicht eben geringen Jahl von Ländern beruht gegenwärtig die Busammensehung der ersten Kammer gang ober gum Teil auf Wahl ober durch ein Dorschlagsrecht beschräntter Ernennung, nicht lediglich auf Erblichkeit und unbeschränfter Ernennung. So ist denn auch bei uns daran gedacht worden, den erblichen und ben für Lebenszeit ernannten Mitgliedern der Pairstammer erwählte Mitglieber an die Seite zu stellen. Als Wahlförper wurden sich Korporationen empfehlen, die große, der Vertretung wurdige und nach Durchführung der geplanten Reform des Abgeordnetenhauses ihrer in höherem Grade bedürftige Interessen in sich vereinigen. Solch eine Vertretung ließe sich übrigens auch burch die Schaffung neuer Diriljtimmen neben den bereits bestehenden bewirten. Der Unterschied zwischen den beiden Bestellungsweisen ift fein fehr tiefgreifender. Denn da die meisten der hier in Betracht tommenden Körperschaften ihre zeitweiligen Oberhäupter selbst erwählen, so begründet es keinen prinzipiellen Unterichied, ob eine Universität 3. B. eines ihrer Mitglieder in das herrenhaus entsendet ober ob sie dasselbe Mitglied in Kenntnis der Tatsache, daß es dem Oberhause angehören wird, und jum Teil im hinblid barauf, mit der Rektorswürde bekleidet. Aus Gründen der Zwedmäßigfeit freilich scheint der erste Bestellungsmodus den Vorzug por dem zweiten zu verdienen. Eine Perfonlichkeit tann für das ihr unmittelbar zugewiesene Amt die volle Eignung, eine geringere Qualifitation bingegen für das ihr durch dieselbe Wahl mittelbar übertragene besitzen. Und ebenso umgefehrt. Auch tann die nur turgfristige, im Salle der hochschulrettoren 3. B. nur jahrige Bugehörigkeit zu einer gesetzgebenden Körperschaft taum mehr als eine äußerliche Reprafentation bedeuten, da bas ber Körperschaft nur fur so turge Zeit eingefügte Mitglied in ihr jedesmal ein Neuling und ein Fremdling zugleich fein und scheinen mird.

Doch es tut umsoweniger not, bei dieser Alternative zu verweilen, als uns gewichtige Gründe gegen die Grundvoraussetzung zu sprechen scheinen, aus der sie erwachsen ist. Eines ist die Resorm des herrenhauses, ein anderes wäre seine Neuschaffung! Stünde die letztere in Frage, so würde sich wohl in erster Reihe die Nachahmung des Vorbildes empsehlen, welches der nordameritanische Senat und der Schweizer Ständerat uns bieten: die Vertretung der "Königreiche und Länder" als politischer Individualitäten im Gegensatz zu der Vertretung der Kopfzahl, die das Abgeordnetenhaus verkörpern wird. Die wohlbegründete Scheu vor zugleich grundstürzenden und durch tein dringendes Bedürfnis gebotenen Neuerungen, wie es die Ersetzung des gegenwärtigen herrenhauses durch ein völlig neuartiges

politisches Gebilde wäre, hat die Reformgedanken in andere Bahnen gelenkt. Man beruhigt sich mit Sug bei einer bloßen Modifikation im Bau des zurzeit bestehenden Oberhauses. Und so mochte man wohl daran denken, diesen "Anbau" von dem Hauptgebäude durch die Anwendung der im besprochenen Sinne unsmittelbar oder mittelbar erfolgenden Wahl zu unterscheiden.

Allein, indem wir das Wort "unterscheiden" niederschreiben, tritt das oben angedeutete ernste Bebenten in unseren Gesichtstreis. Eben diese Unterscheidung und die aus ihr sich ergebende Verschiedenheit in der Stellung zweier Kategorien von herrenhausmitgliedern scheint uns den entscheidenden Einwand gegen diesen Modus der Erweiterung zu liefern. hier die Erwählten großer Körperschaften oder Berufsstände, dort die Gunstlinge der Krone oder die von ihren zeitweiligen Ratgebern Empfohlenen und Bevorzugten! Solch ein Ruf könnte gelegentlich laut werben, und er wurde ernste Gefahren in sich bergen. Man bente sich einen Sall, in dem hervorragende Mitglieder der ersten Kategorie auf der Seite einer mächtigen populären Strömung stehen, namhafte Mitglieder ber zweiten Kategorie sich ihr zu widersetzen als ihre Pflicht erkennen. Da bedarf es keiner langen Aberlegung, um die Ungunst der Lage zu ermessen, in die bei solchem Anlaß die Angehörigen der zweiten Kategorie geraten würden. Auch würde dieses schwere Abel nicht nur die eine Klasse von Pairs, sondern die Pairstammer selbst treffen, deren vornehmster Daseinsgrund ja eben der Widerstand gegen unheilsame Volksströmungen, der Schutz vor nicht ausreichend überlegten und ausgereiften Neuerungen ist. Die hier bezeichnete Gefahr besähe übrigens die Tendenz, nicht zu erlöschen, sondern zu dauern; denkt doch schwerlich jemand daran, das Ernennungsrecht der Krone überhaupt antasten und beseitigen zu wollen.

Nicht in solch einer Beseitigung, wohl aber in einer Einschränkung bieser Prärogative scheint uns das heil und die wahrhaft gedeihliche Lösung des im Doranstehenden erörterten Problems zu liegen. Das für das herrenhaus als wünschenswert, ja als unerläßlich erkannte Maximum von Sachtunde, Unabhängigteit und Autorität läßt sich, wie wir meinen, unter Dermeidung der soeben als bedrohlich erwiesenen Abelstände erreichen. Dazu wäre taum etwas anderes erforderlich, als daß die Krone der Freiheit ihres Ernennungsrechtes eine sie wenig beengende und das erstrebte Ziel bennoch in erheblichem Make sichernde Schranke zu ziehen sich entschlösse. Wir meinen die Sestsehung einer Minimalzahl von Repräsentanten jeder der im Staatsleben eine bedeutende Rolle spielenden Berufstlassen und Körperschaften. Diefer Seltsegung von Minimalzahlen (welche die Krone sich als Richtschnur beim Ersatz der mit Tod abgehenden Pairs vorzeichnen würde) müßte wohl die Sirierung auch einer Maximalzahl der Herrenhausmitglieder überhaupt zur Seite gehen. Denn nur dann würde die auf die Gesamtheit entfallende Sonderzahl von Repräsentanten der einzelnen Berufstreise immer denselben Bruchteil des Ganzen bilden. Dieser Dorschlag kann zum mindesten zeigen, daß man sehr wohl die Nebeneinanderstellung

von Wahl und Ernennung und mit ihr die Zwiespältigkeit in der Zusammensetzung des Herrenhauses, mit vollem Recht, wie wir glauben, ablehnen kann, ohne damit jede Reformidee auf diesem Gebiete abweisen zu müssen. Ein derartiger Ausbau unseres Oberhauses würde aber auch sonst, wie wir meinen, keinem ernsten Bedenken unterliegen; er würde dieses dem Sturm der Zeiten Trotz zu bieten, und die ihm obliegende, ebenso wichtige als schwierige Aufgabe, die niemals wichtiger und schwieriger war als in den kommenden Tagen, in vollem Maße zu erfüllen befähigen.

II.

Ich wende mich zur Besprechung einiger Bedenken, welche die voranstehende Darlegung wachrufen mag. Der für die Derwirklichung der hier erteilten Anregung unentbehrliche Derfuch, die Gerrenhausmitglieder nach Ständen und Berufen gu sondern, ist nicht frei von Schwierigkeiten. Soll man 3. B. die Gelehrten, die das Amt von Ministern befleidet haben, als Vertreter der Wissenschaft oder als Repräsentanten des Staatsdienstes ansehen? Und wie steht es mit erblichen Mitgliedern, die gleichfalls zu hoben Stellungen im Staatsdienste gelangt sind? Ich antworte: daß es derartige Grengfälle gibt, ist in diesem Salle so wenig als bei den Gegenständen der beschreibenden Naturwiffenschaften ein Grund, auf eine tlassifizierende Gruppierung zu verzichten. Man wird sich über die Einreihung dieser zweifelhaften Instangen verftandigen und irgendeine Regel feststellen muffen, die, welche immer sie sei, in folgerichtiger Weise gehandhabt werden soll. Die einfachste Regel ware vielleicht die, daß die Zugehörigkeit zu einem Berufskreis je nach der Stellung bestimmt wird, die der ernannte Pair gur Zeit seiner Ernennung eingenommen hat. Bei den erblichen Mitgliedern tame die Rudficht auf die von ihnen eingenommene amtliche ober Berufsstellung überhaupt nicht in Betracht.

Don etwas ernsterer Art ist vielleicht der folgende Einwurf. Sobald die Dertretung bestimmter Kategorien einen hauptgesichtspunkt bei der Zusammensehung des Oberhauses bilden wird, sei — so läßt sich einwenden — eine Tendenz geseth, die im Laufe der Zeit von der Ernennung zur Wahl überzugehen veranlassen wird. So stünde es in der Tat, wenn es sich um eine Interessenvertretung handelte. Nicht eine solche, sondern eine Dertretung der in den verschiedenen Berufs- oder Interessenkreisen vorhandenen Sachkunde hat jedoch der Derfasser diese Aussatzsim Auge. Eben hieher gehört auch der naheliegende hinweis auf die Schwierigsteit, die sich bei der Repartition der in Frage kommenden herrenhaussishe ergeben würde. Diese Schwierigkeit muß keineswegs allzu hoch veranschlagt werden oder gar als unüberwindlich gelten. Daß jeder guten Sache ein kundiger und bereckter Anwalt erstehen, nicht daß sie von vornherein auf eine große Jahl von Stimmen rechnen könne, gilt uns als ein haupterfordernis in der Zusammensehung einer geistig hochstehenden, dem Dunstkreis des Parteitreibens vielfach entrückten Körperschaft, wie es unser herrenhaus ist. Es wäre nicht nötig, hier die Goldwage zu hands

haben, da die Interessenkämpse sich zumeist im Volkshaus abspielen und nicht das Oberhaus ihr Schauplatz ist. Kommt es aber zu solchen auch in der Pairskammer, so ist das jetzige System, bei welchem die Verteilung der Sitze ohne jede derartige Rücksicht oder doch mindestens ohne jede feste Richtschnur erfolgt, dem in diesen Blättern angedeuteten System sicherlich nicht überlegen.

Der tiefstgreifende aller Einwürfe ist aber dieser. Das im obigen empfohlene System Scheint an dem schweren Abelstand zu franken, daß es die Tendeng besitht, bie Qualität des hauses herabzuseten. Der 3mang, jett den Vertreter einer bestimmten Berufsgruppe in das herrenhaus zu berufen, während vielleicht zurzeit an hervorragenden Männern in eben dieser Gruppe Mangel, in anderen Gruppen aber relativer Aberfluß herricht, tann die soeben ausgesprochene Befürchtung gu rechtfertigen scheinen. In Wahrheit hängt hier jedoch alles von den Modalitäten ber Ausführung ab. Es macht den denkbar größten Unterschied, ob die gesetlich festzustellenden Kategorien vielumfassende oder engumgrenzte sind. Nur im letteren Salle ware die von dieser Seite drohende Gefahr eine ernstliche. Schafft hingegen das Gesetz ein recht weitmaschiges Netz, begnügt es sich mit der Seststellung solcher vielumfassender Kategorien, wie Kunft und Wissenschaft, handel und Gewerbe, Militar- und Zivilstaats bienst, liberale Berufsarten (nämlich Arzte, Anwälte, Geistliche, Ingenieure, Architekten u. dgl.), so würde das oben formulierte Bedenken wohl so gut als vollständig in Wegfall kommen. Und insoweit es noch begründet wäre, ließe es sich durch eine leichte Modifitation des oben stiggierten Planes vollends beseitigen. Die Minimalzahlen, von denen wir gesprochen haben, brauchten teine unbedingt firierten zu sein. Die Bestimmung könnte dabin lauten, daß eine jede jener großen Berufsgruppen aus nicht weniger als so und so viel, und aus nicht mehr als so und so viel Mitgliedern zu bestehen habe. Und demgemäß tonnte auch der numerus clausus der Gesamtheit ernannter Mitglieder dem freien Ermessen der Krone einen derartigen Spielraum übrig lassen.

Noch eine letzte Erwägung und wir sind zu Ende. Die nächste Analogie zu den hier entwicklen Gedanken bieten die Normen, welche die Jusammensetzung des italienischen Senates regeln. Es besteht daselbst zwar nicht, wie etwa in Spanien und Portugal, ein numerus clausus und somit auch keine Proportionalzahl für die verschiedenen Kategorien von Senatoren. Aber es gibt zum mindesten derartige, und zwar 21 Kategorien, darunter auch solche mit recht engumgrenzter Qualisitation, wie Akademiker, sieben Jahre nach ihrer Ernennung zu solchen, und Deputierte, die der Deputiertenkammer bereits durch sechs Jahre angehört haben. Am meisten bemerkenswert aber scheint uns die Catsache, daß der Gedanke einer Reform des Senats durch "die Erweiterung des politischen Wahlrechts kraft des neuen Gesetzes von 1882" veranlaßt ward, indem "man angesichts der Autorität einer aus fast universellem Stimmrecht hervorgegangenen Deputiertenkammer" darauf bedacht war, auch die Autorität des Senates zu erhöhen (vergl. Brusa in Marquardsens "handbuch des öffentlichen Rechtes der Gegenwart", IV., 1., 7. Abt., S. 120/1). In diesem Zusammenhang tritt

uns auch ein Gedanke entgegen, der manche durch unsere Anregung hervorgerusenen Besorgnisse zu beschwichtigen geeignet scheint. Man hat im Königreich Italien die Besürchtung gehegt, daß die Minister des nahezu allgemeinen Stimmrechts die Krone bei Senatorenernennungen in einer der Unabhängigkeit des Senates abträglichen Weise beeinstussen. Wer sich in diesen Gedanken vertiest, dem wird sich dassenige, was zunächst als eine Beschränkung der monarchischen Prärogative erscheint, in einem ganz anderen Lichte zeigen. Angesichts des allgemeinen Stimmrechts und der auf die Dauer kaum zu vermeidenden Parlamentarisierung der Regierung darf der eventuelle Verzicht der Krone auf unbedingte Freiheit des Ernennungsrechtes sogar als eine Verstärkung der Bürgschaften für die Unabhängigsteit und den konservativen Charakter des herrenhauses gelten.

Goethe und der Lebensglaube.

Don Ellen Ken.

Der Stifter der Religion des Lebensglaubens ist Goethe.

Es heißt, daß der unvergleichliche Ton der Stradivarigeigen daher kam, daß sie aus Holz gebaut waren, das in Italiens Glockenstühlen, unter der steten Dibration der darin erklingenden Glocken von der Sonne getrocknet worden war. In Goethes wunderbarem Saitenspiel sind in gleicher Weise alle Licht- und Tonwellen eingeschlossen, die seit unendlichen Zeiten durch die Menschenseele vibriert haben.

Einer seiner Bekenner, Wilhelm Bölsche, konnte mit Wahrheit sagen, daß man bei Goethe die Frage des indischen Weisen sindet, ob das Leben des Lebens Mühen auch wert sei, die hellenische Schönheitsfreude, den römischen Einheitsgedanken und das christliche Liebesgefühl, die menschliche Selbstherrlichkeit der Renaissance und das Weltbild der neuen Naturforschung, zugleich mit dem Gemüt der deutschen Romantik. Und weil Goethe so alles Verstossens zusammensaßt, konnte Taine ihn auch den "Dater und Förderer aller modernen Ideen" nennen.

Goethe empfing seine Taufe von Spinoza. Aber er konnte mit Recht sagen, daß dessen Lebensanschauung ihm selbst angeboren war. Er nahm Spinozas wie Giordano Brunos höchste Gedanken auf, und der erstere erhielt für seine Philossophie dieselbe Bedeutung wie Shakespeare für seine Dichtung und Linné für seine Naturforschung.

Ehe Goethe kam, lag das Weltbild, das Spinoza geschaffen, strahlend, aber erstarrt da. Goethes Prosperostab berührt es — und fruchtbarmachende Ströme verzweigen sich nach allen Richtungen. Mißdeutet, hatte der Pantheismus die Gesahr in sich geschlossen, daß, da Gott alles war, alles gleichberechtigt wurde; da alles mit ewiger Notwendigkeit bestand, für Derantwortung und Tatenlust kein Raum blieb. Mit gewisser Berechtigung konnte man auch gegen den Pantheismus ein-

wenden, daß, wenn alles seinem eigentlichen Wesen nach in der unabänderlichen Einheit besteht, die Mannigfaltigkeit ihre Existenzberechtigung und die Personlichkeit ihre Bedeutung verliert. Durch den Entwicklungsgedanken brachte Goethe Bewegung in Spinozas stille West. Nicht auf dem Wege der Beweisführung, sondern auf dem der Ahnung vereint Goethe die Gegensäte, die noch als unvereindar angesehen werden. Er fühlte mit der lebendigsten Gewisheit, daß all die Begriffe, die der Dialektiker einander "ausschließen" läßt, sich nicht aus der Wirklichkeit ausschließen lassen. Denn da ist ja alles, was dem Denker Anlaß zu den Abstraktionen gibt, in denen er — nach Goethes Worten — kristallisiert, wo die Natur selbst organisiert. In Wirklichkeit ist die Einheit und die Mannigfaltigkeit; da ist die Umwandlung und die Sestigkeit; da ist die unbedingte Notwendigkeit und die dadurch bedingte Freiheit; da ist der Monismus Wahrheit und doch der Dualismus unverkennbar.

Darum wurde für Goethe alle Theorie das Graue und Tote; das Leben einzig und allein — nicht das Denken über das Leben — gab dem Dasein seinen Sinn. Das Leben ist der Regenbogen und die Sonne, die ihn bildet, liegt hinter uns.

Goethe wußte, daß das Verhältnis, das er damit bezeichnete, bleibend sein würde. Aber er wußte auch, daß der Mensch — wenn er vor diesem "Regenbogen" steht — von der Naturfurcht, die jener Aberglaube geweckt hat, zu der Naturfrömmigkeit vordringen kann, die die Wissenschaft schenkt.

Bei ihm war schon der Entwicklungs- und Einheitsgedanke Sleisch und Blut, Jubel und Andacht. Dies ist — mehr als seine unmittelbaren Beiträge zur wissenschaftlichen Beweisführung — das für den Evolutionsgedanken bedeutungsvolle bei Goethe. Er ist von der neuen Frommigkeit durchdrungen, die nicht erwartet, daß unsere Wünsche und Schickale die feste Ordnung des Daseins erschüttern können. Er liebt das Leben in allen seinen Sormen, den Weltzusammenhang in allen seinen Gesetzen. Seine Art zu forschen, ist schon die des neunzehnten Jahrhunderts: mit der stolzen Stille gegenüber dem Unmöglichen und Unwißbaren verbindet er Geduld und Eifer zu untersuchen; mit der gurcht vor dem Übereilten verband er die Freude über das Gefundene. Sehr wahr sagt Maeterlind, daß nichts gefünder ist als Goethes Grundsat: sich stets auf der äußersten Grenze dessen zu halten, das begriffen werden kann, aber nicht das Wort Mysterium zu migbrauchen, um das Gebiet dessen einzuschränken, das sich begreifen läßt. Und niemand kann besser als Goethe die Wahrheit der Worte desselben Maeterlind beträftigen: "Wenn wir nicht fallchen Symbolen ben Plat ber wahren Gedanken einräumen, wenn wir nicht aus gurcht vor einem leeren Raum die gesprungene Seder des Glaubens bestehen lassen, bann bilden sich neue Wahrheiten, neue Sebern, die unserer Seele neue Spannkraft geben; nicht durch den Glauben, der uns am iconsten, nur durch ben, der uns am wahrsten scheint, wird die Chrlichkeit und grömmigkeit unserer Seele wachsen "

Diese aus Goethes Werken, seinen Briefen, seinen Gesprächen hervorquellende neue Frömmigkeit, diese seine Lebensberauschung und Lebensanbetung ist das Ewige bei Goethe. Seine Werke mögen als Dramen oder Romane veralten: was sie für alle Zeiten zur Bibel des Lebensgläubigen macht, ist, daß unter dem Weinlaub, das welken kann, die Trauben hängen, deren Sast die Jahre immer edler machen.

Erst jetzt beginnt die Menschheit Goethe ernstlich erleben zu können. Denn der Entwicklungsgedanke war sein Lebensgedanke. Er macht das Wort Natur in seinen Werken zu demselben Worte wie Gott. Sür ihn ist die Ersahrungswissenschaft Lebensanschauung, und damit ist die Zeitrechnung des Lebensglaubens begründet.

Unveränderlich läßt er den Schuldbegriff sich in den Entwicklungsgedanken auflösen:

Wer immer strebend sich bemuht, Den tonnen wir erlosen

Mit diesem Welterlösungsplan ist das Zeitalter des Christentums abgeschlossen. Das Schuldgefühl ist nur eine Stufe zu einem höheren Zustand, ja "ohne Sünde stände die Weltentwicklung still". Auf die Gewisheit, daß die physische und die geistige Natur denselben Gesehen gehorchen, baut Goethe sein Lebensbild auf. Und bei den ethischen wie bei den ästhetischen und religiösen Problemen läßt er sich stets vom Entwicklungs- und Einheitsgedanken leiten.

Dem Gefühl der Göttlichkeit des Allebens Formen und Worte zu leihen, das empfand Goethe als unmöglich. Wenn die Menschen von Gottes Größe durchdrungen wären, müßten sie verstummen und ihn aus Ehrfurcht überhaupt nicht nennen, dies ist ein Goethe-Wort; ein anderes, Gott zu erkennen, wo immer er sich offenbart, ist Seligkeit. Am innigsten ist dies:

3ch habe feinen Namen Dafür. Gefühl ist alles.

Aus dem Entwicklungs= und Persönlichkeitsgedanken schafft Goethe sein Ideal der Bewegung. Er, wie Schiller, wußte, "daß der Mensch Ideale verwirklichen soll"
— aber Goethe hatte eine andere Anschauung vom Ideal. Für ihn war jedes neue Ideal ein Iiel für die sich entwickelnde Wirklichkeit. Die bewußt geschaffenen Ideale der Menschen — auf dem Gebiet der Religion, der Sittlichkeit und der Schönheit — sind nach ihm nur der Menschheit erwachendes Bewußtsein ihrer eigenen, ihr innewohnenden Entwicklungskraft nach irgend einer bestimmten Richtung. Goethes Idealismus war der Idealismus des hellseherischen Wirklichkeitsgefühls, und dadurch wurde er ein so tieser Gegensatzur Romantik. Diese vermenschlicht die Natur, anstatt sie zu erforschen, während Goethe die Natur erforschen wollte, um den Menschen zu vergöttlichen; die Naturkraft erobern, um eine in jeder Beziehung lebensbezahende Kraftentwicklung zu ermöglichen, um überall Lebenstüchtigkeit im vollsten Sinne des Wortes zu fördern. Für ihn war "alle Anschauung Denken,

alles Denken Anschauung"; ja man kann auch sagen, daß er stets bemüht ist, das Denken in Handeln umzusehen. Seine Allseitigkeit ist nur mit der Ceonardos verseleichbar, der jedoch nicht all die extremen Gegensähe barg, die Goethe nach zahllosen Mühen allmählich in Harmonie auflöst und dadurch jene Cebensanpassung im höchsten Sinn erreicht, die sein Ziel war.

Goethe hat von Plato gesagt, daß dieser in die Tiefen hinabstieg, aber nicht um sie zu erforschen, sondern um sie mit seinem eigenen Wesen zu erfüllen: was er an irdischer Wirklichkeit sindet, verdunstet für ihn, der nur einem ewig Ganzen, Guten, Wahren und Schönen entgegensieht. Er steigt zur höhe hinan wie ein Obelist, eine spize Flamme, während Aristoteles Material für ein Gebäude sucht und dieses wie eine Pyramide baut

Damit hat Goethe sein eigenes Ziel angegeben. Er wußte, daß die Pyramide, weil sie auf einer breiteren Basis steht, schließlich auch höher ragt als der Obelist.

Bisher hatten die Menschen Weltanschauungen oder heilspläne beselsen.

Goethe gab ihnen eine Lebens anschauung: die, daß das Leben selbst der Iwed des Lebens ist. Aber Leben, das bedeutete für ihn, nicht mit der Seele allein, nicht mit den Sinnen allein zu leben, sondern mit beiden. Es gibt nichts jenseits der Natur. Denn die Natur ist alles, Schale und Kern, Regenbogen und Sonne. Eine Weltseele, die ihre ewigen Ideen in vergängliche Gestaltungen gekleidet haben sollte, dieser Begriff war für Goethe nicht Welterklärung, sondern Weltsverwirrung.

Und wie kann dieser Gedanke anders wirken? Denn noch niemals hat man einen einzigen triftigen Grund angegeben, warum Gott seine Ideen nicht bei sich selbst behielt, wo sie in der Vollkommenheit waren, anstatt sie in die Unvollkommenheit hinauszusenden. Was Goethe das Geheimnis der Genialität nennt, sich felbst still von den Gegenständen beeinflussen zu lassen, die Wirkungen zu beobachten und sie ehrlich wiederzugeben, dies war für ihn auch der einzige Königsweg des Denkens. Das reichste, vollste Leben ist das in verschiedenen Sormen Kultur khaffende. Und alles Schaffen ist Religion, ist die Art des Menschen, dem ewig chaffenden All-Sein zu gleichen. Das Schaffen ist der Weg des Lebens, der Weg, ber uns zu neuen Menschen macht, mag unser Stoff nur unsere eigene Seele und unser eigener Garten sein, oder mögen unsterbliche Werke aus unserem Schaffen erstehen. In diesem Sinne sagt Goethe die Worte: Wer Wissenschaft und Kunft besitzt, der hat Religion. Wer sie nicht besitzt, der habe Religion. Oder auch: Die allgemeine, natürliche Religion braucht feinen Glauben. Denn wir empfinden, daß eine hervorbringende und ordnende Macht der Natur innewohnt; das brauchen wir folglich nicht zu glauben. Die wirkliche Religion ist individuell und hat es ausschlieklich mit dem Gewissen eines jeden zu tun.

Schon in der Jugend hatte Goethe von Spinoza gelernt, seine Persönlichkeit und seine Dichtung als mit Notwendigkeit wirkende Naturmächte zu sehen, als

Selbstzwede, die er weder das Recht hatte als Mittel zu behandeln, noch nach dem Maßstab anderer beurteilen zu lassen, sondern nur in ihrer Eigenart zu vervollkommnen. Und darum wurde das Bildungsideal, das Goethe der Welt gab, dies, daß unsere Selbstbildung Selbstzwed ist, ein Tiel, das man nur in Ruhe und Frieden versolgen kann, weil man nur aus dem, was man liebt, was mit der eigenen Natur übereinstimmt, lernt. Dieses Ideal mußte in der zweiten hälfte des vorigen Jahrhunderts in seinem eigenen Cande dem Militarismus und dem "kategorischen Imperativ" weichen. Autorität, Pflicht, Dienst wurde die heilige Dreieinigkeit; Eramen, Anstellung, Beförderung, die Seligkeitsziele, die man durch die Anbetung der Dreieinigkeit erreichte.

Darum hat auch ein historiker auf den in Deutschland wieder zunehmenden Goethe-Kult als auf das bedeutungsvollste Symptom einer wieder steigenden Kultur hingewiesen; und ein Dichter hat gesagt, daß ein Deutscher noch immer sich vor Goethe sedes Fortschritts der Kultur freut, so wie er sich vor ihm sedes Rückgangs schämt!

Das Philistertum mar für Goethe in allen Studen der Gegensatz einer evolutionistischen Cebensanschauung; es war die Begrengung auf einen eigenen fleinen Kreis, die Beurteilung von allem, und die Tyrannei über alle, von dem Gesichtspuntt dieses kleinen Kreises; die Erziehung der Jugend aus demselben Gesichtspunkt, mahrend nach Goethe "bie junge Seele wie das neue Blatt ist, das fich rungelig und fraus entfaltet: glättet man es, so gerstört man fein weiteres Wachstum, aber überläßt man es diesem Wachstum, so glättet es sich von selbst". Seine Beobachtung der Natur lehrte ihn, nie von einem Menschen zu erwarten, was er nicht - natürlich - besitzen konnte; bingegen aber zu schähen, was er bejaß; mit langen Zeitraumen zu rechnen; nicht zwedlofen Widerstand zu leisten, aber Widerstand in einer bas Wachstum forbernden Art zu nugen. Die Natur lehrte ihn weiters, daß jeder "Eigenes in sich hat", ein Eigenes, das nur durch die Freiheit, nach seinem eigenen Gesetz zu wirten, ausgebildet werden tann; daß jedes Wefen für diese seine Eigenart lebt, deren Wirken - und Sortwirken auf uns selbst geheimen Wegen - uns gu "selig mitschaffenden Kräften" in der Welteinheit macht. Und für Goethe wie für Schiller war das Ideal des Schaffens die reine und freie Kraft des Kindes - jene Dereinigung von Konzentration und Unendlichkeit, die das Kind zeigt, und die Goethe selbst das ganze Leben hindurch bemahrte.

Einer seiner Seelenverwandten hat gesagt, daß Fausts und helenas Dermählung das Sinnbild der Synthese, der Romantit und des hellenismus bei Goethe selbst ist; daß er von der ersteren die Gefühlstiefe hatte, die zusammengesetzte, raschbewegte, feinschattierte, zarte Sensibilität des neuen Seelenlebens, während seine Breite und Güte, seine Wesentlichkeit und Seelenklarheit, seine Dornehmheit und Formenliebe hellenische Züge waren. Aber vor allem seine Allgemein-Menschlichkeit, seine "Daseinsfroheit", sein "Wohlgefallen an den nächsten Dingen", sein

Wille, "sich des halben zu entwöhnen und im Ganzen, Vollen, Schönen resolut zu leben". Er war jeden Augenblick wach, empfing vom Moment alles, was er gab, und hatte stets die größte Summe lebender Kräste in Bewegung; er ließ sich von teinen Spstemen eindämmen, opferte keinen noch so geringen Teil der Wirklichkeit einer Theorie, und vermochte vor allem das ganze Leben hindurch die Begeisterung zu bewahren.... "so zu leben, ist das vollste Leben. Dieses Leben war das Leben Goethes."

* * *

Goethe stellte freilich wie Rousseau das Individuum über die Gesellschaft, die Natur über die Kultur, das Gefühl über den Derstand, die Mystik über die Klarbeit. Aber im Gegensatz zu Rousseau gab Goethe auch allem so Untergeordneten seinen vollen Wert. Darum war sein humanismus eine Synthese von Individualismus und humanität. Sein Bildungstrieb, sein All-Sinn machte ihn von Natur aus empfänglich für alles Menschliche; bald wurde er auch vor den Menschen von ihe melodious reverence« ergriffen, die Carlyle bezeichnend sein Cebensgefühl nennt. Aber er sernte allmählich die Menschen entbehren.

Dielleicht hatte Darnhagen damit recht, daß Jesus Goethe zum Freunde erwählt hätte. Ungewisser ist es, ob Goethe — bei all seiner Jesus-Liebe — Jesus zu dem seinen gewählt hätte. Er liebte freilich bei Schiller den christusähnlichen Jug, alles zu veredeln, was er berührte. Aber Goethe selbst hatte einen geläuterten und klarsehenden Egoismus, einen Egoismus ohne Schuldgefühl. Er war seinssühlig, ausdauernd und vielseitig gut. Aber der christliche Sinn war niemals der seine. Und was er bei den Menschen am meisten liebt, das ist die Macht, start zu leben, durch ihr bloßes Dasein Sest und Freude zu schaffen.

Der echte Christ arbeitet nicht für eigene irdische Ziele, sondern empfängt das Glück als eine Gabe, wenn es ihm geschenkt wird, und will nichts empfangen, was einen andern in irgend einer Beziehung ärmer macht. Ja, er hat das Gesühl, daß jeder eigene Genuß auf Kosten von etwas Gutem erkauft wird, das wir andern erweisen sollten. Der echte heide arbeitet hingegen nur für eigene Iwecke und füllt seinen Becher, unbekümmert um fremden Durst. Der Goethe-Sinn hingegen — der Seelenzustand des dritten Reiches — streckt sich freimütig nach allen guten Gaben des Erdenlebens aus; er weiß, daß er Gott dient, wenn er in Liebe, in Schänheitsfreude, in Schaffenslust ausströmt. Aber er fühlt gleichzeitig, daß es der Adel des Menschen ist, hilfreich und gut zu sein.

Bei Goethe war, wie Brandes es ausgedrückt hat, die Vernunft ein heibe, aber die Leidenschaften waren getauft. Seine Lebenskunst ging darauf aus, die Seelenfreiheit zu bewahren: er lernte lieben, ohne von Gegenliebe abhängig zu sein; kampfen, ohne zu hassen; arbeiten, ohne sich hetzen zu lassen; leiden, ohne zu sprechen; genießen, ohne je übersättigt zu werden. Er vermied peinliche Eindrücke als lebenaussossen und golche Eindrücke, die sich nicht in Tätigkeit umsetzen

ließen. Er wies alles ab, was seiner Zeit, seinen Kräften, seiner Eigenart Eintrag tat, gerade weil er sich in allem "ausleben" können wollte; denn er ertrug nichts halbes. Weil er wußte, daß nur wirkliche Sachlichkeit den Gehalt der Persönlichkeit steigert, vermied er die Gegenstände, in die er sich nicht vertiesen konnte oder wollte — und über die er also kein gegründetes Urteil abzugeben vermochte — während er hingegen mit Eiser den einfachsten Arbeiter beobachtete, der seine Sache gut machte und ihn so etwas lehren konnte.

Seit einem Jahrhundert haben die Menschen Freiluftleben gelebt und ihren Natursinn verseinert. Dehmel hat sehr wahr gesagt, daß unsere Sähigkeit, die Natur mit sinnlicher Andacht zu fühlen, "Neugehirn" ist. Aber erst von Rousseau und Goethe an begannen die Gehirne Europas diese Eigenschaft zu erlangen, die Jahrhunderte hindurch den japanischen Gehirnen eigen gewesen war. Dor allem war es Goethe, der — durch die Empfänglichkeit seiner Sinne und die Gesundheit seiner Seele — die Menschheit der Erde und dem Leben näher brachte, jene Nähe, die die Grundbedingung aller Erneuerung ist. Wenn er dem Memento mori des Christentums sein Memento vivere entgegenstellte, so war es nicht allein das Evangelium der Lebenslust, das er verkündete, nein, sondern auch ihr Geseh.

hätte Goethe in unserer Zeit gelebt, wie voll hätte er nicht mit all jenen übereingestimmt, die jest in allen Ländern gegen das Maschinenleben der Gegenwart betonen, daß die Arbeit der Kraftbefreier, nicht der Kraftbinder sein soll; daß das Schaffen eines Lebens in Schönheit das Ziel unserer Arbeit ist. Das Ziel, das die Menschen vergessen haben, aber das Goethe niemals vergaß, er, der in der Mutter, an deren Brust die rosigen Lippen des Kindes saugen, den höchsten Ausdruck des All-Lebens sah; er, für den das Frühlingszwitschern des nestbauenden Dogels sessen als alle Parlamentsdebatten der Gegenwart.

* *

Die Aufklärungszeit war nicht ganz so ohne jedes Grübeln über die Lebensrätsel, wie der "Idealist" sie zu schildern pflegt. Aber wenn ihre großen Geister vor dem Unmöglichen haltmachten, setzten sie ihre Resignation in Tätigkeit für das Mögliche um.

Goethe hatte diefen Bug mit feinem Jahrhundert gemein.

Schon früh sieht man ihn unter widrigen Schicksalen das Leben mit Nachsicht behandeln, so wie man einen Unzurechnungsfähigen behandelt. Und bald begreift er, daß der Wert des Menschen von seiner Macht abhängt, dem Leben Werte zu verleihen. Nicht grübelnd, nur handelnd entdeckt der Mensch, was in ihm liegt. Dor allem im handeln für große Tiele.

So fagt die Seherin in "Saust":

"Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt."

Goethe wollte nach seinen eigenen Worten mit bem "Sauft" die Entwicklungsgeschichte einer Menschenseele geben. Aber "Saust" wurde mehr, er wurde das Vorbild der neuen Menschheit.

Die französische Revolution hatte die Rechte des Menschen verkündet. "Saust" war die Rechtsdeklaration des Menschengeistes.

Die Dichtung beginnt damit, die Unzulänglichkeit des Forschens und Denkens zu zeigen, wenn es gilt, den — mit herzversengender Ceidenschaft — gesuchten Sinn des Cebens zu finden. Da tritt die Versuchung der Cebensverneinung ein, da erwacht das Grauen vor der Nichtigkeit des Cebens.

In der Aberzeugung von der Wertlosigkeit des Lebens begegnen sich Mephisto und das Christentum. Aber während dieses mit dem himmel tröstet, tröstet Mephisto mit der Lust des Augenblicks.

Und dies wedt den Willen zum Tode. Denn eine Seele kann nicht — nicht einmal durch die Liebe — ganz einen Augenblick genießen, der nicht Teil eines Ganzen ist, und weist jene Art von Genuß zurück, von der es im "Faust" heißt: "Genießen macht gemein."

So sündigt und kämpft Saust sich zur Gewißheit durch: daß das Leben selbst der Iwed des Lebens ist; daß das Leben auf Erden, unter Mühen für seine Vervollkommnung der Heilsplan ist, der von dem Negativen und Irrationellen im Dasein, mit anderen Worten, dem Satanischen erlöst.

Er sieht ein, daß, nur auf sich selbst gestellt, das Leben des Einzelnen ein Leiden wird, mag er im Wahrheitsuchen oder im Genuß leben. Mit dem Ganzen verbunden, kann hingegen der einzelne sein Leben zugleich mit dem des Ganzen steigern; kann für aller Recht, für aller Glück arbeiten, indem er die Wildnisse des Daseins in Erntefelder umwandelt. Und wenn er sich so Ziel für Ziel seht, wird jeder Augenblick schön, weil er Ewigkeit in sich trägt. Saust jubelt dem Augenblick entgegen, als er fühlt, daß die Spur von seinen Erdentagen nicht untergehen wird; als er gefunden hat, daß der Iweck des Lebens jenes Leben ist, das für alle Zeiten Spuren im Leben hinterläßt.

Aber dieses auf das Ceben gerichtete Streben, diese frohe Schaffensmacht, diese allgemeine Liebe zur Menschheit ist nur die eine Hälfte. Die andere Hälfte ist das Ewigweibliche, die auf die einzelnen gerichtete Liebe.

Die Art des Mannes ist es, ewig strebend, sich am vollsten in seinem Wirken auszudrücken. Die Art des Weibes ist es, vom Reichtum des Gefühls erfüllt, sich am vollsten in ihrem Wesen auszudrücken. Der Lichtstrom weltumschaffender Caten, der Wärmestrom weltumschaffender Gefühle vermischt sich, und sie bilden zusammen einen einzigen Ring, der sich vielleicht einmal im Verlauf der ewigen Entwicklung an einen anderen Ring schließen kann.

Aber nicht die Liebe an und für sich, sondern die schirmende, wärmende Liebe; nicht das Wirken an und für sich, nur das von Vollkommenheit träumende, eine Liebe, die die höhen der Seele sucht, ein Schaffen, das die höhen der Menscheit sucht — das ist das Streben des Ewigweiblichen und des Ewigmännlichen. Ihre Vereinigung in jedem einzelnen Menschen und in der Menscheit ist für Goethe der

Weg zur Selbsterlösung, weil nur diese Einheit den ganzen Menschen befreien tann.

Micht die Gottesverneinung also ist der Sündenfall des Menschen, sondern die Cebensverneinung, möge sie zu der Herabsetzung des Menschenwertes durch die Selbstaufgabe an den Genuß oder an die Askese führen.

Goethe stellte die Selbstentwickung — die Befreiung des einzelnen und der Menscheit von innen heraus, durch Erreichung immer höherer Entwickungsformen — sowohl der Ohnmachtslehre des Christentums, wie der Irrlehre der Aufklärungszeit, daß der Mensch volktommen aus der Hand der Natur hervorgegangen sei, entgegen.

Während das Urbild des "Faust" der Inbegriff der schwarzen Magie des Mittelalters war, wurde der andere "Faust" das Urbild jener weißen Magie, die die einzig wunderwirkende ist: "Weltfreudigkeit" nicht Weltabgewandtheit; Selbstherrlichkeit, nicht Selbstzerknirschung; Selbsthingabe, nicht Selbstaufopferung. Aber darin stimmt Goethe mit dem Christentume überein, daß das einzige, was not tut, ist, zu sein, nicht zu wirken. Das Streben erlöst uns freilich aus einem niedrigeren Zustande, aber nur die Beseeltheit zieht uns zum höheren empor. Unsere Werke gehören der Erde an, unser Wesen allein kann uns über sie erheben.

Und in diesem Sinne wurde nicht die Frau im allgemeinen, aber das höchste Weibliche die Macht, die die Menschheit emporzieht. Die Frau glaubt sester an die Lösung der Rätsel, an die Dereinbarkeit der Widersprüche; sie strahlt unmittelbarer — im großen Sinn gedankenlos — Güte und Freude aus. Mit einem Wort: Wenn die Frau ein Mensch ist — so ist sie es mit weniger Mühe als der Mann.

Weil Goethe felbst die höchste Mannlichkeit mit der höchsten Weiblichkeit und höchsten Kindlichkeit vereinigte, ist er vor allen anderen der Mensch.

Er wurde der Begründer des Lebensglaubens, nicht nur weil er der Menschheit ihr bisher höchstes Ideal gab, sondern weil er — von diesem Ideal geleitet — sich selbst zu einer Idealgestalt bildete.

Nach der heute noch herkömmlichen Bewertung der Cebenssteigerung würde freilich ein großer Vertreter der christlichen Liebestätigkeit höher stehen als ein Goethe, der sich selbst zu einem großen Schönheitswert gestaltet hat, der Menscheit zur ewiglichen Freude. Denn noch sieht die Menschheit in der Linderung der Leiden des Lebens die höchste Tätigkeit für die Menschheit. Erst wenn es das höchste Ziel der Lebensfrömmigkeit ist, einander darin beizustehen, höher zu leben, größere Seelenmacht hervorzubringen, dann wird man voll erkennen, was Goethe wollte und was Goethe war: der Urtypus des Menschen im dritten Reich — im Reich des heiligen Geistes — der Offenbarer des Gemeingefühles der Selbst-herrlichkeit.

Erinnerungen an Gedanken, Taten und Erfahrungen aus meinem Leben.

Haec olim meminisse juvabit.

Aus Dr. J. N. Bergers literarischem Nachlaß. Mitgeteilt und eingeleitet von Alfred Freiherrn von Berger. (Schluß.)

13. Mai 1843.

Bettina hat mahrend ihres Aufenthaltes in Wien in Erdberg im Birkenstodichen hause gewohnt.

Die Stunde, nachmittags 3 bis 4 Uhr, die ich mit meinen Freunden Heller, hartmann und Rant zubringe, gehört zu den vergnügtesten. Alle müssen wir dulden. Allein in dieser Stunde bringen wir jeder unser kleines Kapital an Witz und Frohsinn mit und konstituieren eine Aktiengesellschaft, deren Geschäfte zwar auch manchen Ausfall mit sich bringen, die aber im ganzen immer gewinnreich sind, indem unsere Papiere durch erneute Frische steigen. Ich gehe jetz schon beinahe zwei Jahre in Geringers Kassechaus. Wenn wir uns erst wieder trennen werden, wie verwaist werde ich mich fühlen! Sonderbar, wie lange ich schon kein Gedicht gemacht habe! In manchen Perioden wird mir alles Melodie und wieder bleibe ich dann längere Zeit Prosa. — Die Briese Bettinas an Goethe habe ich geendet. Wunderbares Weib! Sie hat Stellen, die der erste deutsche Philosoph unterschreiben könnte. Sie ist wahrhaft spekulativ. Ihre Offenbarungen über Musit und Liebe sind vielleicht das Ciesse, was gesagt wurde. Und wie erquidend ist ihre Begeisterung für Cirol (1809)! Doch Goethe ist in seinen Briesen unerquidlich, schlassocharig, pedantisch.

17. Mai 1843.

Klara G jum erften Male wird der Name dieses Madchens hier genannt, das mir eine freundliche Erscheinung in meinem Leben bleiben wird. Die kleine, niedliche, transparent weiße Klara mit dem rosigen Anslug auf den zarten Wangen, mit dem kleinen, lieblich geschwellten Munde und den herrlichen Zahnen, mit den großen, fcelmifden Augen und dem totetten Naschen, mit der zierlichen Stirn und den reichen, üppigen, breiten, braunen haarflechten. Ja, du kleine, du Mignonklara, deiner will ich gedenken, du geistreiches, nedisches, gemutlich-ironisches Klärchen! Ich habe viel mit dir gescherzt und gewißelt und manchmal war ich sogar sentimental. Du bist ein gutes Kind! Du haft meine schlechten Gedichte hubsch gefunden und warst entzudt, wenn ich dir die Preghiera aus Mosé vorpfiff. Du bist eine liebe Kritit! Ich sehe dich noch lachen, wenn ich deine kleinen, weißen Ohren lobte und aus ihnen zu trinken wünschte. Manchmal hab ich dich erzurnt, doch du verzeihst so leicht. Und wieder du furchtsame Caube, wie bebteft du in dich zusammen, wenn dämonische Blasphemie von meinen mephistophelischen Lippen zucke! Jedes höhnende Wort erzitterte durch deine Seele. Wie oft haben wir bis Mitternacht geplaudert, bis deine Mutter tam und unseren warmen Gesprächen ein frostiges Ende machte. Ich ahnte ihr Kommen und rief: "Da kommt das Schickfal, rauh und kalt . . . u. s. w." Da wurdest du bose, daß ich deine Mutter das Schicksal nannte. Ich wünschte dir eine gute Nacht und lief nach hause.

Ich habe jest in der Kanzlei einen hübschen Anblid. Mir gegenüber ist eine Küche, in der eine junge, dralle, frische Magd ihr wirtschaftliches Geschäft verrichtet und zuweilen sehnsüchtige Blide nach mir herüberwirft. Wenn mir eben die Akten nicht mehr recht zu Gesicht stehen, schiele ich nach ihrem weißen Busen hin, der sehr einladend aus ihrem einsachen Kleide hervorquillt. Ich werde dann wider meinen Gegner im Prozesse etwas milder gestimmt.

. . .

Gestern war das Leichenbegängnis Bachs. Mich hat es wunderbar ergriffen. Es ist lo rührend, die Menichen zu feben, wie fie hinter einem Sarge geben, der die Bulle des Geschiedenen umschlieft. Es ist uns, als ob wir hinter der eigenen Leiche gingen. Nur das geldräftsmäßig Kirchliche, die bungrigen Bettler mit ihrem widerwärtigen Beten, diese hungrige Trauer, die bezahlt wird, die Pfaffen mit ihren geistlofen, geizigen, langweiligen und gelangweilten Gesichtern, mit der ausdruckslosen Masse dummer Gläubiger — das ist das Widerwärtige. — Die letzten Nummern der "Augsburger Allgemeinen Zeitung" entbielten wieder einen höchft geistreichen, poetisch freien und philosophisch tiefen Artikel über die mitroftopische Welt. Eine neue Anschauung von unendlichem Sauber fteigt aus der Entdedung Chrenbergs herauf. Wer hatte es ahnen können, daß die Entdedung der Infusorien eine neue geologische und tosmologische Theorie von folder Cebendigteit erzeugen wurde? Das unendlich Große des Univeriums und das unendlich Kleine des Erdballs muß sich unserem Auge erschließen, jedes Geheimnis luftet sich nach und nach; wo liegt die Grenze, an der das Menschengeschlecht seine Geschichte, seine Mission gu Ende gespielt, feine Dernunft erfüllt haben wird? - 3ch lese heute den zweiten Band der Memoiren von Cana gu Ende. Dieles darin ift zwar fleinlich, attenmäßig langweilig. Aber boch befommen wir intereffante Aufschlusse über Personen und Justande, manchen Einblid in jenes verwidelte, verschlungene Getriebe jener fleinen Großen, die da glauben Geschichte machen zu tonnen. Gerade erst durch die Erbarmlichkeit jener geschichtlichen Ameisen und Gewurme bestärft sich ber Glaube an die unendliche, jeber Einzelheit und ihrer Machtlosigkeit spottende Gewalt der Weltgeschichte, die mit ihrem gigantischen Tritte Dollter germalmt wie ber Sug des Wanderers einen Ameisenhaufen.

6. Juni 1843.

Ich sprach mit Rank über Mystik und im Verlauf des Gespräches erklärte ich sie als eine Bauchrednere i des Geistes. Dieser Vergleich scheint mir treffend zu seine. Man glaubt, eine fremde Stimme zu vernehmen und hört doch nur die verstellte eigene.

— Isidor heller will sich tausen lassen; er braucht einen Ausenthaltsschein in der Welt — einen Tausschein. — heller hat die Gewohnheit, sehr oft Börne zu zitieren. Dabei hat sein Atzent einen jüdischen Anklang. Ich sagte daher neulich zu ihm mit jüdischer Aussprache: "Sie werden so lange den Börne zitieren, dis sie selbst werden sein ganz börniert". — Wir sprachen von Blasphemie. Ich erklärte sie für die freimütige Aussellung einer konventionellen Lüge.

Als das Rheinlied von Beder erschien, machte ich nach den ersten zwei Versen:

"Sie sollen ihn nicht haben Den freien deutschen Rhein" —

sogleich beim ersten Cesen folgendes Impromtu:

"Erst macht ihn frei, ihr Schwaben, Dann stimm' ich mit euch ein."

9. Juni 1843.

Seelennacht.

Traumhaft 30g das Ceben mir vorüber,
Doch der Traum ward immer düst'rer, trüber,
Und als ich erwacht',
War es — Mitternacht.
Und so leb' ich mitternächtig
Wie ein finstrer Dämon hin,
Was im Ceben licht und prächtig,
Seh' vor meinem Hohn ich slieb'n.

Mich umwogt gespensterhaftes Grauen
Muß ich in die eigne Tiefe schauen,
Neues Morgenrot
Bringt mir nur der Tod.
Doch noch glänzt kein Tagesschimmer
In die schwarze Seelennacht,
Nicht ein leiser Sonnenstimmer
Strahlt in den Dämonenschacht.

8. Juni, 12 Uhr nachts.

Die österreichische Bureaukratie hat eine natürliche Inklination, Adel zu werden und ihre Samilien durch Amtssideikommisse zu versestigen. Der Sohn des hofrats wird wieder hofrat, dem Sohne des Prosessors muß natürlich wieder eine Prosessur werden. Zwar ist die Wissenschaft nicht erblich, aber die Unwissenheit ist in vielen Samilien ein Kleinod, das mit besonderer Pietät gewahrt, als ein herrlich kostbares Ahnenstück vom Vater auf den Sohn sich forterbt. Und bei einem österreichischen Prosessor frägt man nicht, wie viel er in seinem Fache weiß, sondern wie viel er in allen andern Fächern, vorzüglich in der Politik nicht weiß. Die Sternwarte ist ein Sideikommiß der Edlen v. Littrowschen Familie geworden-

21. Juni 1843.

Lift ift die Gewalt der Zivilisation.

22. Juni 1843.

Am 19. ist Ignaz Jeitteles gestorben. Ein wikiger, geistreicher Mann, voller Kenntnisse, Erlebnisse, ironisch und satirisch, aber gut. Noch vor acht Tagen habe ich mit ihm gescherzt und Wike gerissen und gestern hat man ihn begraben. Er starb an einer ähnlichen Krankheit wie Hermann Bach. Sonderbar! Der Mann, der sein ganzes Ceben hindurch Ästhetik gepredigt und ein ästhetisches Cexikon geschrieben hat, stirbt mit Kot im Munde. O grauenhastes Schickal! Warum muß der Mensch seine eigene Ironie sein? — Heute lese ich: "Dingelstedts Wanderbuch". Es ist artig, aber kokett und für unsere

Zeit hin und wieder zu sentimental geschrieben. Man möchte zuweisen an der Wahrheit und Aufrichtigkeit der ausgekramten Empfindungen zweiseln. — Was ich denke und arbeite, in allem lebt Klaras Geist mit. Es ist ein Unglud für mich, denn es wird doch wieder nur zu einem Verluste führen. Und wie schmerzlich ist es, ein liebes herz zu verlieren! Man verliert das eigene immer mit. An schmerzhaft zudenden Sasern hangt es an dem Verlornen und reift uns dann grausam mit, bis wir verbluten. Doch! ich werde sentimental, wie Dingelstedt in seinen "Briefen an eine Verlorene". — Vorgestern hat die liebliche, sechzehnjährige Cochter des Abvokaten Dr. J. B. Bach geheiratet. Ich fab fie, als fie fich zur Trauung begab, aus der Wohnung ihrer Eltern als geschmudte Braut die Treppe herabschweben. Sie war schön, wie eine Sylphe; die zarte, durchschimmernde Wange etwas bleich, das große Auge von langen Wimpern bedeckt; die feine, jungfräuliche Gestalt schwebte grazienhaft herab. Mich durchschauerte eine leise Melancholie, ein solches Geschöpf wird die Frau eines blafierten Menschen, der eben nur reich ift. Das Gedicht "Einer Knofpe" im ersten Bande meines Tagebuches bezieht sich auf die junge Braut. — Dor acht Tagen habe ich das neue Gedicht von Zedlit "Waldfräulein", ein Märchen, erzählt in Abenteuern, gelesen. Es hat keinen Eindruck auf mich gemacht. Es ist tein Stoff, teine neue Empfindung und selbst die Sprache sie ist zwar voll und feurig, aber zuweilen poetisch gemeinplätig. An Wiederholungen gleichartiger Beschreibungen fehlt es in dem Buche nicht.

Beim Scheiben.

Ich geh' mit dir; gefesselt an bein Ceben Will ich, ein Schutgeist wachend, dich umschweben

Und in bein Sinnen, bein geheimstes Denken In beine Ahnung, deine Träume mich versenken. Und wirst du einsam deinem Innern lauschen, Dann hörst du sanft es aus der Ferne rauschen,

Als ob's unsichtbar dich umwehte, Ein stiller Gast vom Schattenreich des Lethe. Das ist die Macht der sehnenden Gedanken, Daß sie die Seelen untrennbar umranken —

Zwei Cropfen, die in einen überfließen, Wer tann sie wieder auseinandergießen?

Ein Wort.

Nur ein Wort — boch ich will es nicht sagen, Ob es mächtig auch die Brust durchklingt, Und in leisen, sehnsuchtsvollen Klagen Nach Befreiung aus den Sesseln ringt.

Ciebe ist's! Der Schöpfung ew'ge Quellen Sprudeln auf aus ihrem Lebensschoß, Um mit wunderbarem Drang zu schwellen, Was ins Werden stieß das dunkle Cos. Ob es lebt am dunkeln Meeresgrunde, Ob es lebt im Strahl des Sonnenlichts, Nur dies Wort rief es in süßer Stunde In das Sein aus grauenhaftem Nichts.

Ciebe, mich durchwehen ihre Schauer,
Wie die Cuft durch Holsharfen tont,
Cont dies Wort durch mich voll füßer Crauer,
Als ein Lied, das mich mit mir verföhnt.

27. Juli 1843.

Stänbchen.

Der Abend graut, in mich versunken
Jieh' ich allein und still umher,
Gedanken schweben sehnsuchtstrunken
Ju dir auf weitem Liebesmeer.

O Meer der Liebe! Deine Wogen
Durchsluten tief mit ew'gem Schmerz
Die Brust, und schwellen hoch zum Bogen
Den Lieberquell im Menschenherz.

Hörst du es klingen, wenn tiefnächtig

Ju dir empor mein Lied sich schwingt,
In vollen Tonen laut und mächtig

Die Seele ihre Trauer singt?

Dann wird es still, ich geh' vorüber,
In weiter Ferne hallt mein Lied,
Und immer leiser wird's und trüber

Als ob 's zum letzen Male schied!

29. Juli 1843.

In die gerne.

Wie ein Craumbild schön'rer Tage, Gleich der halbverklung'nen Sage, Dämmert es um meinen Sinn, Und es schwebt die stille Klage Ziellos in die Ferne hin. In die Mondnacht möcht' ich fliegen, Mich auf Silberwolfen wiegen, Hin, wo Friede dich umweht, Und dein Haupt an meines schmiegen Bis das Leben uns vergeht.

1. August 1843.

Dieses Gedicht habe ich in einer schönen Mondnacht, ich glaub' es war am 11. oder 13. Juli, gedacht, aber in Verse hab' ich es erst am 29. Juli gebracht. Vorgestern machte ich einen Ausslug in Wald, Berg und Cal. Das folgende Gedicht durchschauerte mich im Walde, als etwas Unbestimmtes; gestern habe ich es in Kunstform gegossen:

3m Walde.

3m Walbe lieg' ich weltvergeffen, Als hätt' ich nie mit euch gelebt, Und nur im Weltengeist, in dessen Allmächt'gem Wort die Schöpfung schwebt.

hoch über mir, gleich lauten Meeren, Durchtont's die Bäume, wie Gefang, Als wogte die Musik der Sphären Erbrausend her im Weltenklang. Ju meinen Sugen springt die Quelle Empor aus fuhlem Selsengrund, Und singt ein Marchen waldfrisch, helle, Aus silberflarem Glodenmund.

Es rauscht das Wild, die Berge hallen, Doch teine Menschenstimme flingt, Nur in der Ferne hör' ich fallen Die Art, die einen Baumstamm zwingt.

Und mich ergreift ein mächtig Sehnen Nach füßem Menschenweh zurud, Nach Erdenleid und seinen Tränen, Nach euerm fleinen Menschenglud.

13. Auguft 1843.

Am Abend.

Weine nicht, senkt ihren dustern Sittig nieder dunkle Nacht, Denn in stiller Traume Sluftern Wird dir suger Trost gebracht. Cächle nicht, wenn goldne Strahlen Glühend schwingt der junge Tag, Denn sie brennen neue Qualen Wild in deines Herzens Schlag.

Aber wenn nach heißem Tage Kühlend taut die Abendruh', Dann verstumme deine Klage, Dann durch Tränen lächle du!

11. September 1843.

Und nun find alle Zweifel verschwunden. Ich ging vorgestern abends nach Klofterneuburg. Klara tam mir bei der Stadtmauer entgegen, mit leuchtenden, feligen Augen. Wir gingen hinter bem Kirchhof einen traulichen, einsamen Berapfad binauf. Die Sonne war hinter die Berge gesunten und wir fagen auf frischem Rasen, aneinandergeschmiegt, ibr haupt ruhte an meiner Bruft. Dor uns flufterte und fauselte das Gebufch im tublen Abendwinde, tief unter uns glangte die Donau im Lichte des Dollmonds, der am Horizonte aufgetaucht mar und uns durch die wehenden Gesträuche entgegenstrahlte. O, wie waren wir glücklich! Gestern kamen wir um acht Uhr morgens zusammen und wandelten im herrlichften Sonnenglange, von ber gangen Natur angelacht, langs ber Donau in stille, beilige, geheimnisvolle Auen. Wir waren allein, gang allein. Tief auf einsamem Waldpfade lehnte sich Klara an mich und hing an meinem halse und wir füßten uns lang und beiß. Wir fprachen fo fuß und ichwarmten von unferer Jufunft, Cangfam tehrten wir gurud. Es ichlug elf und wir follten icheiben. Aber teines vermochte ben ersten Schritt zu tun, sich von dem andern loszureifen. Da standen wir an den Umzäunungen des Weingebirges, Klara etwas höher als ich; sie blidte mir lang und tief in mein Antlit und aus ihren Augen strömte die Seligkeit der Liebe. Die Glode schlug eine Diertelftunde nach ber andern und wir fonnten nicht icheiden. Endlich tonte die zwölfte Stunde. Ein glühender, heißer Huß brannte auf unsern Lippen und noch einer und wir schieden, doch nein - an der Ede wandte fich Klara noch einmal um: "Und vergeft eure Schlachtbevise nicht Berger" rief sie mit so schmelgendem, flotendem, weichem Cone, daß es mir tief in die Seele drang und nochmals eilte fie gurud und an meine Bruft und in schneller Umarmung und im letten Kuffe war das Scheiden vollbracht. 3ch aber rief mir die Schlachtdevise in meine Seele: "Alles fur - nichts ohne Klara!"

9. Ottober 1843.

Ein langes, langes Schweigen in diesen Blättern. Ich bin ihnen untreu geworden. So lange ich unglücklich war, wie blieb ich euch da treu! Jeder Seufzer meines beklommenen herzens floß in euch über. Nun bin ich glücklich. Klara liebt mich. Am 5. habe ich den Konturs für die Cehrkanzel der Politik gemacht.

26. Oftober 1843.

Weltidmers.

Poche nicht du blut'ger Quell des Cebens, Poche nicht du armes Menschenherg! Die Sekunde freudigen Erbebens Ach, durchzittert ein Konenschmerz.

Kannst du sagen, wann dein Leid begonnen, Wann es aufgebrannt aus ew'ger Nacht? Geist! Dein Schmerz ist alt wie jene Sonnen, Aus der Schöpfung wüstem Craum erwacht. Melancholisch zieht's dich immer wieder In des Denkens rätselhaften Grund, Zu den Klängen deiner Wiegenlieder Sehnst du dich von Cebenszweiseln wund.

Ach! du hörst die süßen Caute nimmer Wo der Tritt der Weltgeschichte dröhnt, Doch es bligt wie leiser Ahnung Schimmer, Wenn das Glödchen in den Bergen tont.

Wenn es tönt so süß, daß all dein Denken, Deines Lebens schönste Poesie Du auf ewig möchtest tief versenken In die trübe Welt-Melancholie,

31. Oftober 1843.

Meine Liebe.

Ich pflanzt' ein zartes Reis in weiche Erbe Und träumte einen schönen Blütentraum, Es wuchs das Reis zum Stamme an und sentte Die schlaffen Ranken hin — ein Tränenbaum.

Aus den Gedanken wählt' ich mir den schönsten Und sah aus ihm erblühen Poesie, Aus dem Gedanken quoll ein Meer von Dichtung Unendlich schmerzender Melancholie.

11. November 1843.

Geistesein fam feit.

Es schwebt der Geist in lichten himmelsräumen, In des Gedankens reiner Ätherwelt, Hoch über Erdenglüd und seinen Träumen, Wohin kein Schatten niedern Daseins fällt. Im Golde strahlend ragt die Alpenfirne, Wohin des Tales Nebel nimmer dringt, So hebt sich fühn die geistumglänzte Stirne, Wohin kein Miston des Gemeinen klingt.

Nicht Lieb' und haß hab ich mit euch gemeinsam, Das warme Leben hab' ich abgestreift, Es steht der Baum im Paradiese einsam, An dem verboten die Erkenntnis reift.

21. Februar 1844.

Nach langer Zeit tehre ich zu dir zurück, kleines, vergessenes Büchlein; du nimmste meinen Schmerz mit derselben Ruhe auf, wie meine Freuden, du bist besser, als es die Menschen sind. Seit ich zuletzt mich dir vertraute, war ich glücklich oder unglücklich? Glück! Bin ich denn geboren, um glücklich zu sein oder auch nur, um danach zu streben? Der Dienst des Geistes ist meine Religion, ihr will ich leben, sie ist meine Welt. Selbst die Liebe ist nur eine Lampe im stillen Heiligtume des Geistes, ein ewiges Licht, sie ist zu hoch, um noch zum Glück zu gehören.

1. Juli 1844.

Deine Butunft.

Derlange nicht, dein Schickal zu erschauen, Bu ahnen deiner Cage Glück und Schmerz; Dersenke in den Augenblick dein herz, Richt in der Zukunft ratselhaftes Grauen!

Die Liebe lebt in flüchtigen Setunden, Die Ewigkeit ist ihr ein Atemzug, Was kummert dich des Lebens Spiel und Trug — Die Mystik seiner ungewissen Stunden?

Dein haupt sollst du an meine Brust mir legen, hier wohnt die Zukunft ewig, tief und kar; Geschide wechseln, doch was blekbend, wahr, Prophetisch klingt's aus meines herzens Schlägen.

Treue Liebe.

Nie soll weiter sich ins Cand Lieb' von Liebe wagen, Als sich blühend in der hand Läßt die Rose tragen.

(Lenau.)

Wahre Liebe darf ins Land Sich auch weiter wagen, Als sich blühend in der hand Lätt die Rose tragen. Denn die Rose fort und fort Blüt im treuen Herzen, Und ihr Blühen tann tein Ort In der Welt verscherzen.

2. September 1844.

Wanberlieb.

Durch Nacht und Sturm hin, Im Wettergebraus, Jieh' ich so fröhlich Jum Liebchen hinaus. So leicht und munter, Auf steilen Wegen, Eil' ich voll Sehnsucht Der Lieb' entgegen. Dom hohen Berge Send' ich Grüße, Wehende Lüfte Cragen die Küffe. O, schlafe, träume, Du Liebchen mein, Und graut der Morgen, So bin ich dein!

Bewußtfein.

Sie zweifeln alle? — Nun, so mag Mit Kot besudeln mich die Menge; — Es wird zur Nacht wohl nicht der Tag, Wie schwarz auch das Gewöll sich dränge. Umhüllen will ich still mein haupt, Wird vollends mich die Welt umnachten, Und — hat sie alles mir geraubt — Im Todesdunkel sie verachten.

11. Ottober 1844.

Wiebertaufe.

Wer da tritt ins Erdenleben
Dem wird aus den heil'gen Quellen,
Mit des Wassers reinen Wellen
Kraft auf seinen Weg gegeben.
Aber daß in harten Mühen,
Wenn die Schmerzen wilder glühen,
Wir der Stärke nicht entbehren,
Darum wurden uns die Jähren.

Bist du eisern auch entstiegen Trogend start der heil'gen Slut, Leiden werden dich besiegen Und die Kraft der Taufe ruht, Wenn du nicht im Tränenbronnen Neu getauft an Kraft gewonnen.

12. Ottober 1844.

Doppeltrug.

Hoch gehen der Geschichte macht'ge Wellen Und immer voller braust die Slut heran. Ich blide schweigend in den Ozean, Kein neuer Stern will meinen Pfad erhellen.

Als wild mein herz gestürmt im heißen Schlage, Wie glich die Welt da einem trägen Sumpf; Nun ist mein herz so traurig, alt und stumpf Im Morgenrot verblutend junger Tage. Die beste Kraft verschwärmt im Wahn der Liebe, Bin ich ein ausgelebter Epigon, Nicht wert, zu sein der Freiheit starker Sohn — Ein tätig Glied im großen Weltgetriebe.

O rollt heran, ihr tühlen Todeswogen, Auf meinen brennend wilden Lebensschmerz. In eure Tiefen reißt mein wundes Herz, Um Freiheit wie um Liebe gleich betrogen!

29. Ottober 1844.

Craum.

Es träumte dir, daß meine Mutter An dich so zaubersüß geschrieben, Doch sind der toten Freundin Worte Dir im Gedächtnis nicht geblieben? Es hat der Craum dich nicht belogen, In meine Brust, geheim verriegelt, hat dir den Brief gelegt die Mutter, Mit meinem herzen zugesiegelt.

Doch willst du ganz den Inhalt tennen? Das Siegel müßtest du zerbrechen — Mein Herz, es könnte nur verblutend Dir seine schönsten Worte sprechen.

. . .

Die Nawität tritt an zwei extremen Seiten des Cebens hervor; in der unmittelbaren Natürlichkeit und an der vom Ceben zurückgezogenen Gelehrsamkeit.

Martin Sölch.

Erzählung von Nikolaus Krauß.

(fortfetung.)

2.

"Recht lung machen sie 's, recht lang! Scheint ja eine sehr wichtige Sach' zu sein!" sagte der Alte, graute mit der Rechten in seiner weißen Bartfrause und zwinkerte sein Gegenüber an.

"Was meinst, Slaucher?"

Der, ein hagerer Ding mit einer feuerroten Narbe über dem linken Auge, legte die Linke auf den Wirtshaustisch, nahm die Holzpfeise aus dem Munde und hielt die Pfeisenspize knapp vor die Zähne.

"Na ja!" . . . er sog einigemale . . . "ich werd' euch was sagen . . . Ich hab's vom Cehrer, und der hat's aus den Kirchenbüchern 'rausgelesen . . . Die zwei höf' vor'm Wald haben einmal zusammeng'hört. Ein hof war's und herr war das Waldsassener

Kloster. Das ist schon lange her, natürlich, und Waldsassen war damals ein Männertloster. So war's, sagt der Cehrer."

Er griff nach dem Bierglas, schnellte den Deckel mit dem Daumen zurud, hielt das Glas einen Augenblid gegen das Licht und trank.

"Na, was denn?"

"Die G'schicht ift doch net schon aus?"

"Er muß immer feine Dummheiten machen, ber flaucher!"

"Nur langjam! . . . Regnet's auf uns? . . . Könntest dein Maul zumachen, Diertel! Ein Schweinernes fliegt dir net hinein."

Der Diertelbauer klappte unter dem Gelächter der anderen seinen Brotladen gu. In den hosentaschen machte er gaufte. Sagen aber tat er nichts.

"Alsdann... wie hier alles protestantisch worden ist, hat den Klosterhof ein Fremder 'taust. War ein Hoher bei den Soldaten gewesen. Wird wohl ein bist g'raubert haben, wo hätt' er sonst das Geld her g'habt? Don der Wirtschaft hat er nichts verstanden und hat nur ein Bein gehabt... Ja, er hat bald versaust. Und noch einer kam und ging, und noch einer, und zulezt blieb der Hof in den händen der Rubner. Die hatten immer viel Buben. Der älteste wurde der Bauer, die anderen erhielten ihr Teil und gingen. Ist ja heut' noch so im ganzen Egerland."

Flaucher versuchte einen Jug. Als kein Rauch mehr kam, klopfte er die Asche auf die Diele, holte hinten unter dem Rock die Schweinsblase mit dem Cabak hervor, gebrauchte eifrig den Pfeisenräumer und begann dann den Maserkopf, den er einige Male mit dem Daumenballen der Linken gerieben, zu stopfen.

"Zulett," — er riß ein Schwefelholz an der hose an, passte, drückte die Glut zusammen, der Dedel klappte — "zulet waren nur ein Bub und ein Mädel da. Das Mädel nahm ein Stingel. Der Schwiegervater teilte die Felder und baute einen neuen hof hin . . ."

"Eine schöne Partie!" sagte der junge Mann, der links vom Flaucher saß, und fingerte an seinem blonden Schnurrbart.

"Gelt? . . . Das war was für so einen steinreichen Komotauer gewesen? Ia . . . fei nur ruhig! Der Detter Simmermann da hat schon auch noch Geld . . . "

Der Alte war rot geworden. haftig fragte er:

"Wann war denn das?"

"Ift schon taum mehr mahr, sagt der Lehrer. Na, und jest?" . . .

Flaucher drehte die Pfeife um und wies mit der Spige nach der Cur, die nach der Nebenstube führte.

" . . . und jest frift ber alte hof wieder ben neuen!"

Der alte Jimmermann schüttelte den Kopf.

"Sein Vater hat die Preußentaler in Säckeln zu stehen gehabt . . . Ich glaub's net!"

"Ich a net!"

Der Diertel murde lebendig.

"Wenn er auch leicht ist, der Stingel ... Aber so ein großer, schöner hof! ... Männer! ... Seine Freundschaft wird ihn auch net steden lassen ... Schulden hat er ja ... wie man allgemein hört ..."

"Mehr wie Ziegel auf dem Dach!"

"Und ich glaub's doch net!"

Flaucher legte die Pfeife vor fich auf den Cifch und schnellte die Rechte vor. "Wetten?"

Sofort zudte der Diertel zurüd.

"So trau dich doch, Notfint, elendiger! . . . Ich zahl' dir auf der Stell' eine Unadwurft und meinen besten Ochsen seh ich gegen deine einhornige Ruh . . . Alsdann?"

"Mit dir will ich nichts zu tun haben."

"Auf einmal?"... Ich an deiner Stell hätt' das Dieh, die alte Gams, schon lang dem Fleischer geben ... Ist sie net blind auch schon?"

Zimmermann hatte eine alte, vierectige Dose hervorgeholt, die wie eine Dienstbotenlade aussah, war einige Male mit dem Zeigefinger innen an den Wänden hin und her gefahren und hatte glücklich etwas Cabat auf den linken handrücken gekratt; langsam sog er jett das schier ganz trockene Pulver in die sleischige Nase. Plötzlich schnelkte er die hand fort, suhr sich mit dem blauen Caschentuch einige Male über Nase, Mund und Bart und dann sagte er:

"Aber Männer!... Wer wird denn streiten!... Ich wett' net und glaub's net. Mit dem Stingel ist's noch lang net so weit... Sein Lenz hat noch das Mütterliche und heiraten kann er jeden Tag, er ist von seinem Dater schon in der Wiegen loskauft worden; und beim reichsten Bauer kann er anfragen. Er ist ein schoner Bursch."

Slaucher freischte ordentlich.

"Der Cenz? . . . Den Senz meinst du? . . . Aber das ist ja der dümmste Kerl weit und breit! . . . War auf der Aderbauschul' und macht seinem Vater einen Knecht! . . Der ist ja dumm zum häusereinrennen!"

"Wart' a weng, Flaucher, wart' a weng! . . . Mit'm Ziegelfahren wird Geld verdient!"
"Und der Satiler und Wagner tommt net aus'm haus, und ein Pferd ums andere holt der Schinder . . . Warum hast denn du kein solches G'schäft ang'fangen, wenn's gar so viel trägt?"

"Ich hab's not notig! . . . Gott sei Dank!"

Der Alte legte beide Säufte auf den Tifch und blidte nach oben.

Jetzt wurde der Flaucher wild.

"Nötig?... Als wenn wir net alle Geld brauchen könnten, net wahr Viertel?... Verdreh' nur die Augen, wir kennen dich schon! Dreimal gesiebt bist du, Zimmermann, und ausg'picht wie ein Backtübel!"

"Na . . . aber . . . na!"

"Und der Cenz ist im stand und heiratet ein Taglöhnermädel!"

"hast was g'hört?"

"Müßt ich lügen."

"Na alsdann! . . . Wenn er zu mir kommt . . . unsere Rosel . . . "

Den jungen Blondbart hatte es aufgerissen.

"Detter Jimmermann!"

Dem Alten schoß das Blut in den Kopf.

"hab' ich dir was versprochen? . . . Und ausg'macht ist noch lang nichts! . . . Brüderl, so schnell schiefen die Preußen net."

Flaucher sah, wie die Tur zur Nebenstube sich bewegte. Sofort frahte er: "Burgermeister wenn ich war', der Solch war' schon lang verklagt!"

"Warum denn?" fragte dieser, der mit Stingel im selben Augenblick in die Schankstube trat. Er wandte sich gleichmütig nach seinem Seidelglas, in dem noch eine schaumslose Bierneige stand, während Stingel, dessen wohlgenährtes, glattes Gesicht wie immer vor Zufriedenheit glänzte, sich oben bei den Fenstern zwischen Wand und Tisch einzwängte.

Slauchers Augen funtelten.

"Warum? . . . Weil deine Ziegethütten das ganze obere Dorf verstänkern Darum! . . . Aber die häuselleut können net mucken, weil sie zu dir in die hütten gehen . . . Und der Bürgermeister? . . . Na ja!"

Er fließ einen Ballen Rauch aus und icheuchte ibn mit der hand.

Solch legte ein Vierfreuzerstück als Jahlung auf den Tisch.

"Slaucher, Slaucher! . . . Du regst dich schon wieder auf! . . . Dich wird noch einmal der Schlag treffen."

"hat ihn schon!" ticherte der Diertel. "Man sieht es ja noch ganz deutlich." Das ging auf die Narbe. In Gaßnitz drüben war er einmal mit seinen Spöttereien, Sticheleien an den Unrechten gekommen, einen Holzsuhrmann. Der hatte ihm sofort das Bierglas aufgesetzt.

Davon wollte er nichts hören. Er sab sich um, erblidte die verzogenen Gesichter, die bas Lachen verbissen, plöglich mußte er die Pfeife anzunden.

Solch wollte geben. Der Diertel hielt ihn gurud.

"Schonen hafer hatt' ich, brauchft teinen?"

"Wieviel?"

"Weißt ja, wie's auf fo einem Diertelhof zugeht . . . Jehn Jentnerle halt."

"Na ja! Kann ihn der Ditus bei Gelegenheit aufladen."

"Weißt . . . ich hab noch net ganz ausdroschen . . . Aber 's Geld brauch ich zum Steuerzahlen."

"Geld gibt's, wie aufg'laden ist . . . Aber nimm dich in acht, ich will ordentliches G'wicht!"

Er hatte die hand schon auf dem Turdruder, da wandte er sich noch einmal.

"Ich brauch heuer viel Erdäpfel... aber nur von sandigen Feldern. Wintererdäpfel, rote und weiße Zwiebel... Sie können bei jedem liegen bleiben, bis ich sie brauch. Jahlt wird, wann ich sie g'jehen hab'."

Die Tur flappte mit turgem Rud von außen. - -

"Der richtige Geschäftsmann!" meinte der "Komotauer". "Der könnte auch mit Äpfeln handeln."

Slaucher stieß Stingel mit der Pfeife an.

... "Du fagit ja nichts ..."

"Caf' mich aus! . . . Was geht mich benn bem fein handel an?"

"Na ja, natürlich, wenn man herr Kulturrat ift!"

Stingel faßte mit der Cinken sein leeres Bierglas und ließ den Deckel einigemal auf und zu schlagen.

.. "Wirtshaus!... hunger hab ich!"

In der Küchentür erschien die Wirtin. Groß, vollbusig. Das Gesicht strotzte vor Gesundheit. Prall saß das dunkse, städtische Kleid. All den Bauern lief das Wasser im Munde zusammen, obwohl die Frau schon über ein Jahr im Dorse war und zwei halbwüchsige Buben hatte.

"Ceuteln, Ceuteln, ihr sitt ja im Dustern!"

Sie machte sich an der Petroleumlampe zu schaffen. Als sie brannte, sagte Stingel, seine Stimme klang weich und gar nicht wie die eines Bauern:

"Marie, könntest meinen hasen bringen und gleich noch ein Bier dazu."

Der Viertel warf schnuppernd die Nase auf. Die andern Bauern sahen einander an und nickten. Ach, daher stammte der gute Geruch! Ja, wer an einem elenden Wochentag einen hasen essen konnte!...

Der alte Zimmermann schüttelte, in Erinnerungen versunten, den Kopf. Einmal, nur einmal in der ganzen, langen Zeit, hatte er einen Hasen heimgebracht. Die Seine hatte ihn in Viertel und Broden gehadt, ihn, ohne nur ein "Häutel" abzuziehen, in den Topf gestedt und mit Zwiebeln und Majoran gesocht. Und dann eine braune Einbrenn darüber gemacht... Brr!... Wie ganz anders roch das hier!...

Die Wirtin tam mit der irdenen Pfanne und zwei Tellern.

"Könntest mir einen G'fallen tun, Stingel", sagte sie, als sie alles vor ihn hinsetzte. "Meine Buben sind so viel g'lustig nach hafensleisch. Willst ihnen net ein Brösel abschneiden? Ich rechne dann für's herrichten weniger."

"Aber warum denn net! . . . Recht gern! . . . Da lang' auch felber zu, wennst magst . . . "

"Dank der Zusprach!... Ich mach mir net viel daraus. Aber die Buben, weißt... Der Karl war immer bei mir, wie ich 'kocht hab', und dem hans stand das Wasser in den Augen, wie ich mit der Pfanne hereinging."

Stingel schnitt ein handbreites Stud von dem Ruden; und der alte Immermann wußte es so einzurichten, daß die Wirtin im Vorbeigehen mit der hüfte seinen linken Ellenbogen streifen mußte.

Als auch das frische Bier vor ihm stand, warf der "Kulturrat" seinen Jägerhut auf die Bank und öffnete die Joppe.

"So, jest wollen wir's angehen!"

Er zog gleich die ganze Pfanne por fich bin.

Sagte der Diertel: "So ein haf' muß wohl gut schmeden?!"

Gleich war der Slaucher da:

"hast noch teinen g'geffen?"

"Stallhasen schon, aber einen wirklichen no net."

"Schmedt auch net viel anders . . . Alles Einbildung!"

"Das glaub' ich net!"

"Dann raff 's!"

Stingel taute mit beiden Baden. Auf einmal hielt er dem Viertel einen großen Bissen an der Gabel hin.

"Caff' den Slaucher reden . . . Probier's!"

Der griff gleich mit der hand gu.

Zimmermann raufperte fich.

"Wennst mir ein Stud verlaufen that'st . . . Möcht' doch einmal wissen . . . weißt . . . Einmal hab ich schon einen g'gessen . . . aber . . . "

Er gog fein Meffer.

Stingel spießte einen Schentel auf den Teller.

"Koft't nichts! . . . Koft't nichts! . . . Laff' dir's fcmeden!"

Die Drei aßen. Der Diertel am langsamsten. Seine gesunden Jähne mahlten das Fleisch wie Brot. Bei jedem Schlud und Druck und wenn er an einen Specksaden kam, klappte er die Augen zu. Zimmermann brummte vor Vergnügen:

"Ein herrenessen! . . Jest weiß ich's . . . Die Marie muß mir auch einen machen . . . "

Stingel trant fein Bier aus und wischte fich den Mund.

"Man follte tein Bier gum hafen trinten. Rotwein fcmedt viel beffer."

Slaucher gab feiner Pfeife einen Schwung nach links.

"So was taugt net für einen Bauersmann. Jahlt sich net aus . . . Enten und Gänf' und hühner, wenn er viele hat . . . meinetwegen . . . "

höhnisch fragte er Stingel:

"Wie hoch kommt dir denn so a Has" zu stehen? . . . Alles mit eingerechnet: die Jagdpacht, Zeitversäumnis, das Herrichten . . . "

"Billig net . . . Aber gut hat er geschmedt!"

Der Diertel nickte, Jimmermann putte sein Schnappmesser mit dem blauen Tafchentuch. Und der "Komotauer" ließ sich vernehmen:

"Ich ess' alles, was mir schmedt!"

Als die Wirtin abraumte, sagte Flaucher: "Bring' die Karten mit, daß auch einmal was Dernünftiges dran kommt. Bei der ewigen Rederei schaut nichts 'raus."

Simmermann fah pon der Seite.

"Gehoppt wird fein net! . . . Und um acht geh' ich beim."

"Wie du willst . . . Ift deine Sach!

Flaucher hatte schon die Karten in der hand, zog mit dem linken Suß seinen Stuhl naber an den Cisch und mischte.

"Tuft du mit, Stingel?"

"Wenn's grad fein muß . . . "

Er fuhr mit der hand in die rechte Westentasche, zog ein Buschel Banknoten hervor und stedte es wieder ein.

"Ich hab tein fleines Geld . . . Aber die Marie wird mir icon mas geben."

"Was fpielen wir benn? . . . 3widen?"

"3a!"

Der "Komotauer" hatte die Banknoten gesehen. Sofort lag ein häufiein Geld vor ihm. Seine Augen glänzten.

Das Spiel begann, die Karten flogen.

Mahlich tamen auch andere Gafte. Sahen zu und redeten in das Spiel hinein. Wurden angeschnauzt und verzogen fich. Die Spieler schrien und schlugen auf den Tifc. Ein Glas wurde umgestoßen. Das Bier schwappte über die Platte und tropfte auf die Dielen. Gleich kam die Wirtin mit einem Hadern.

"Pager, elendiger!"

"Raus mit der Ziegen auf'm Teichsdamm!"

"Eine Karten ober ein Scheitel Holz!"

"Männer, jest tomm' i dran."

"Trumpf und Trumpf und aus ist's!"

Das Gesicht des alten Jimmermann glühte wie ein rotes Cuch. Malit, den sie den "Komotauer" nannten, holte bei jedem Crumpsstich aus, als wollte er einen Psahl mit einem hieb in die Erde schlagen. Der Viertel hatte sich schon lange verzogen.

Nach einer Stunde tat der Flaucher, der gerade zum Mischen kam, einen hascher, legte die Karten bin, sab nach seinem Geld und nach dem der andern.

"Rentiert sich net! . . . Keiner hat noch was g'wonnen. So ein Taglöhnerg'spiel! . . . Sangen wir was anderes an!"

"Einundzwanzig spiel ich net. G'sagt hab ich's, und dabei bleibt's!"

"Ist schon recht, Simmermann; ich tue da auch net mit."

Flaucher wandte sich Stingel zu. Um seinen Mund stand wieder das höhnische Lächeln.

"Was spielt denn ihr in Prag, wenn du als "Kulturrat" dort bist?"

Stingel fühlte sich geschmeichelt, das Wort Kulturrat tat es ihm jedesmal an.

"Nun, was die herren sind, und ich und einige andere Ökonomen, wir spielen meistens "Makao", auch "Särbel"."

"Särbel'! . . . Wer färbelt mit?"

Die anderen waren einverstanden. Auch der alte Zimmermann. Färbeln war ristanter als hoppen, aber das Spiel hatte er nicht "verredet".

Um ungestörter zu sein, setze man sich an den kleinen, vieredigen Tisch in der Ede. Die Wirtin hing eine frischgefüllte Campe hin und brachte ein leeres Schnapsglas für die "Pinke". Beim hasard siel mehr für sie ab als so ein lumpiges Kartengeld.

Natürlich war um acht Uhr das Spiel noch lange nicht zu Ende.

* . *

Stingel und die Wirtin saßen einander an dem mittleren Cische gegenüber. Jest, nachdem die Tür und alle Senster eine Diertelstunde offen gestanden, war die Luft wieder halbwegs erträglich.

Der Bauer reichte ihr eine Banknote hinüber.

"Sür das, was du mir geborgt, und für die Zech". Ist was übrig, gehört's deinen Buben."

"Dant schön! Sie werden eine greud' haben."

Die Frau widelte die Banknote um den linken Zeigefinger und glättete mit der Rechten das Papier.

"Wie war des Spiel? hast gewonnen?"

"Alle ausgefädelt! . . . Mit fo Tröpfen hab' ich immer Glud, aber . . . "

_Aber?"

"Nichts! . . . Reden wir von was anderm."

Die Frau nickte und sah ihn dann voll an.

"hast wieder Geld auf Wechsel genommen, von dem Sölch?"

Er fah zur Seite, das linke Augenlid zuckte.

"Schau mal, Schorsch, was soll denn daraus werden? . . . Du hast doch gesagt, du willst mich heiraten."

"Ja, das will ich auch, wenn ich nur ein bifl beffer stunde."

"haft benn gar so viel Schulden?"

"Ich weiß selber kaum mehr, wie viel. Manchmal bin ich ganz 3'wirrt."

"So treib doch dein Holz ab! Haft gleich wieder Luft."

"Das leid't der Sölch net. Und die Obervormundschaft hat er hinter mich g'hetzt, der Cenz ist noch net majorenn. Ja, wenn der Bub wenigstens heiraten tät, dann täm Geld ins haus! Aber er trifft keine Anstalten. Ob er was in Kaaden drunten hat, wo er studiert hat . . . er sagt nichts, er ist ganz ein Derdruckter."

"Ja, dann weiß ich wirklich net, wie's werden soll."

Die Wirtin faltete die Banknote und stedte sie in ihre Brieftasche. Dann legte sie beide Arme auf den Tisch.

"Du, Schorsch, sieh mich einmal an, ich muß dir was sagen. Schau, ich muß auch an meine Buben denken. Zu grund g'gangen bin ich schon einmal . . . mit meinem Ersten. Der Hof war groß, aber Schulden waren drauf . . . in ein paar Jahren war er sertig. Wenn ich das g'wußt hätt', wär' ich beim Dater in Eger und in seinem Wirtshaus blieben . . . Man soll keinem Toten was nachsagen, aber er hat sich dann tot trunken. So was möcht' ich net mehr erleben. Siehst und . . . der Zimmermann nimmt mich wie ich geh und steh."

Stingel hatte es einen Riß gegeben. Er tat, als hätte er nur genickt.

"Jimmermann? Der alte Jimmermann?"

"Ja, der Zimmermann. Die Rosel, was das Geschwisterkind ist, kriegt den Hof; sie will den Malit heiraten. Mir kauft der Zimmermann das Wirtshaus. Du weißt doch selber, daß bei einer Pachtschänk so gut wie nichts herausschaut. Kurzum, ich brauch' nur "Ja" zu sagen."

Stingel trommelte mit den Singern auf der Tischplatte. Plötzlich hob er den Kopf. "Ich will dir net im Weg stehen, Marie."

"Aber Schorsch! Ich hab ja noch net "Ja" g'jagt. Kannst mir denn gar nichts versprechen? Bis drei Wochen vor'm Advent will ich ja gern warten."

Der Bauer war aufgestanden.

"Einen großen Schlager hätt' ich noch gewagt . . . aber vielleicht ist es besser so. Gute Nacht, Marie!"

Sie ging mit ihm nach der Tur. Im dunklen Vorhaus fiel sie ihm um den hals und kufte ihn ab mit der Kufwut eines jungen Mädchens.

"Schorsch! . . . Ich wart' . . . Hörst du, ich wart' auf dich!"

Als sie die Haustür hinter ihm doppelt verschlossen hatte, suhr sie sich mit dem Schürzenzipfel über die Augen. Nur einen Augenblick sann sie, dann wurde es wieder ruhig in ihr.

"Und es wird doch nichts! . . . Wenn ich erst auf das Kartenglück warten soll "

(Sortsetzung folgt.)

Andreas Xaver Stütz.

(Zu seinem 100. Todestage.) Don Friedrich M. Berwerth.

Am 11. Februar 1806 starb zu Wien der Direktor des kaiserlichen Naturalienkabinetts Andreas Xaver Stütz. Seine Lebensarbeit bedeutet das Aufblühen des naturwissenschaftlichen Zeitalters in Österreich. Um das Arbeitsfeld dieses am 22. August 1747 zu Wien geborenen Gelehrten zu überblicken, ist es nötig, etwas aus der Vorgeschichte des Naturhistorischen Hosmuseums mitzuteilen.

Kaiser Karl VI., dessen Kunstsinn und Prachtliebe Wien die herrlichsten Barockbauten von Sischer v. Erlach, hildebrand und anderen Meistern, sowie die Psiege der Musik, der Dichtkunst und der bildenden Künste verdankt, hatte bekanntlich seine neunzehnsährige Tochter Maria Theresia mit dem Prinzen von Lothringen, Franz Stephan, vermählt, der sich auch an dem Türkenkriege, in welchem Belgrad verloren ging, als Besehlshaber beteiligt hatte. Für den unglücklichen Ausgang des Krieges machte der Kaiser die heerführer verantwortlich und ließ sie einsperren. Auch den Schwiegersohn Franz traf die kaiserliche Ungnade. Er wurde als Großherzog von Toskana für zwei Jahre in sein Großherzogtum beurlaubt, um es aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

Hier scheint sich der Prinz in seinen Mußestunden viel mit Mineralogie beschäftigt zu haben, und es ist anzunehmen, daß er in Florenz zu dem Mineralogen Johann Ritter v. Baillou in Beziehung getreten ist, der seine Sammlung nach einem eigenen, Systeme geordnet und beschrieben hatte.

Nach der Chronbesteigung Maria Theresias widmete ihr Gemahl die vollste Ausmerksamkeit der Naturkunde, die in den Ländern seiner Gemahlin stets zurückgeblieben war; er förderte sie durch die Gründung des Naturalienkabinetts in Wien.

Dor dem Jahre 1748 besaß der hof an Mineralien nichts anderes als einige Klumpen Goldes und Silbers aus Südamerita, wahrscheinlich Geschente der habsburgischen Könige in Spanien, dann den großen Edel-Opal, und nur gang wenige Minerale nebst Kunstwerten von Bergfristall, Achat und Jaspis, die in der Schaftammer aufbewahrt wurden. Als sich Frang I. ernstlich mit der Grundung des neuen Museums beschäftigte, mag er sich der ihm bekannten Baillouschen Sammlung in Florenz erinnert haben, bie er dann im Jahre 1748 kaufte und deren früheren Besitzer, Johann Ritter v. Baillou, er zum Direktor ernannte. Die Sammlung wurde von Baillou mit hilfe seines Sohnes Ludwig 1749 nach seinem eigenen Systeme in dem späteren und bis vor wenigen Jahren noch in Verwendung gestandenen großen Lesessale des hofbibliothetsgebäudes aufgestellt und der kleine mineralogische Besitstand aus der Schatkammer hinzugefügt. Damit war die Gründung der kaiserlichen hofmineraliensammlung vollzogen. Kaiser Franz soll die Sammlung fast täglich besucht haben. Wie tief er sich in mineralogische Studien einließ, beweisen die Bersuche, die er in Gemeinschaft mit dem Jesuitenpater Franz im Caboratorium des Jesuitenklosters, der nachmaligen alten Universität, über die Gewinnung großer Diamanten auf dem Wege der Schmelzung anstellte, wobei als unerwartetes Resultat die Derbrennbarkeit der Diamanten erwiesen wurde. Don dem nach Amerita gesendeten Botaniter Jacquin wurden nebst vielen anderen Mineralien die kostbaren Smaragde und das erste Platin nach Europa gebracht. Als 1758 Johann Ritter v. Baillou starb, wurde dessen Sohn Ludwig Balthasar sein Nachfolger. In wenigen Jahren war die Dorliebe für Naturwissenschaften gewaltig gehoben und vertieft worden, so daß Maria Cheresia und Franz I. sich entschlossen, neue Einrichtungen zu schaffen, um das Studium und die Verbreitung der Naturwissenschaften in ihren Staaten zu ermöglichen.

Schon im Jahre 1749 wurde an der Universität in Wien eine eigene Cehrkanzel für Naturwissenschaft, Botanik und Chemie und 1753 an den anderen Universitäten Österreichs eröffnet. Im nächsten Jahre wurde der botanische Garten gegründet; 1763 an der Universität in Prag die erste Cehrkanzel für das Studium der theoretischen Mineralogie und Bergwerkswissenschaft errichtet und 1760 die Bergakademie in Schemnik gestistet. 1775 waren auf allen Universitäten Cehrstühle für Naturgeschichte.

Wie rasch die Neigungen zur Pflege der Naturwissenschaften sich entwickelten, äußerte sich vor allem in der Anlage von Privatsammlungen, deren in den Siebzigerjahren des XVIII. Jahrhunderts in Wien schon sechs gemischte, 13 Minerals und 13 Pflanzensammlungen bestanden. Auch die Kaiserin Maria Theresia nahm an den Bestrebungen ihres Gemahls das lebhafteste Interesse und förderte in jeder Weise die Unternehmungen zur Dermehrung der Sammlungen. Als ein Zeichen ihrer Sympathien für die Mineraliensammlung müssen wir auch die Schenkung des bestannten Edelsteinstraußes ansehen, den sie als Überraschung für ihren Gemahl in die Sammlung stiftete.

Als Franz I. im Jahre 1765 starb, war die Weiterentwidlung der Sammlungen bereits gesichert. Maria Theresia stellte nun die Sammlungen unter den Schutz des Oberstämmereramtes und übergab sie aus dem Privateigentum in das Eigentum des Staates. Ebenfalls auf ihre Anordnungen hin wurden die Sammlungen in die neuerbauten, längs des Augustinerganges gelegenen Säle übertragen. Die Naturalien füllten hier zwei, die physitalischen Instrumente ebenfalls zwei, die Münzen und Antiten fünf Säle. Es sind dies jene Räume, in denen das Mineralienkabinett bis 1884 untergebracht war.

Auch diese Neuausstellung ersolgte nach dem Systeme von Baillou. In den ersten Jahren dieser Periode scheint eine Erstarrung im Organismus der Derwaltung einzetreten zu sein, die aber unter dem Oberstämmerer Grasen Orsini-Rosenberg behoben wurde, der im Auftrage Maria Theresias und Joses die Einsammlung der inländischen Minerale aus sämtlichen Bergwerten Österreichs, die Ausstellung der Sammlung nach wissenschaftlichen Prinzipien und die herausgabe eines systematischen Derzeichnisses anordnete. Zur Durchführung dieser weitgreisenden Ausgaben wurde Ignaz Edler v. Born von Prag, wo er Beisitzer des obersten Münz- und Bergwertsamtes war, nach Wien berusen. Damals war Born die bedeutendste Persönlichseit auf dem Gebiete der mineralogischen und bergmännischen Wissenschaften in Österreich. Borns Ansehen war auch über die Sachtreise hinaus tief in die damalige Gesellschaft eingedrungen.

Als Josef II. auf den Thron gelangt war, konnte man es erwarten, daß der weitsehende und die Auftlärung fördernde Monarch auch den naturwissenschaftlichen Hoseinstituten seine ganze Ausmerksamkeit zuwenden werde.

Es wurden auf seinen Einfluß bin die verschiedensten Beziehungen zur Erwerbung von Mineralien angeknüpft und die kaiserliche Sammlung durch die reichen Bestände der aufgelassenen Cheresianischen Akademie und der aufgehobenen Klöster vermehrt.

Die von Josef II. ausgerüsteten Expeditionen nach Amerika und Afrika bezogen sich mehr auf botanische Sorschungen, doch brachte damals Boos den an beiden Enden ausgebildeten gigantischen Bergkristall aus Madagaskar mit. In diese Zeit fällt eine wegen des Gegenstandes bemerkenswerte und von der Petersburger Akademie preisgekrönte Publikation von K. Haidinger, "Entwurf einer sustematischen Einteilung der Gebirgsarten"; veröffentlicht in den von Born begründeten "Physikalischen Arbeiten der einträchtigen Freunde in Wien" (1783—1788).

Don Born, Jacquin und Ingenhousz abgesehen, wirkte um diese Zeit kein hervorragender Natursorscher in Österreich. Wie anders dagegen im Auslande, wo die namhaftesten Gesehrten, wie: Wallerius, Romé de l'Isle, Werner, Haun, Cronstedt, Bergmann, Klaproth, Danquelin, eine reiche wissenschaftliche Tätigteit entsalteten. Auch Cavoisiers Stern war damals schon aufgegangen.

Wenn wir diesen Verhältnissen im Auslande die Zustände in Österreich gegenüberstellen, so erscheinen die Verdienste von Franz I., Maria Theresia, Josef II., Leopold II. und Franz I. von Österreich um so bedeutender, als sie durch die Gründung und Vermehrung des Hossamslungen das Studium der Naturwissenschaften in Österreich wesentlich gefördert haben.

Äußerst verdient um die kaiserlichen Sammlungen aber machte sich Andreas Stütz, dem es beschieden war, zwanzig Jahre am Naturalienkabinett zu wirken. Er trat in seinem 16. Lebensjahre in den Orden der regulierten Chorherren des heiligen Augustins zu St. Dorothea in Wien ein, wo er am 2. Juni 1765 die seierlichen Gelübde ablegte und am 20. September 1771 zum Priester geweiht wurde. Neben seinen priesterlichen Obliegenheiten betrieb Stütz sehr sleißig naturgeschichtliche, besonders mineralogische Studien, wozu er von Born angeeisert wurde, der einen großen Bund aller Natursreunde gründen wollte. Daß Stütz schon vor 1775 Born gekannt hatte, geht unzweideutig aus seinem "Zweiten Dersuche einer Mineralgeschichte von Österreich unter der Enns" hervor, worin es heißt, daß er seinen ersten Dersuch für den Herrn hofrat v. Born aufgezeichnet habe. Dieser "Erste Dersuch einer Mineralgeschichte von Österreich unter der Enns", den Stütz noch als Priester des Stiftes in den von Born herausgegebenen "Abhandlungen einer Privatgesellschaft in Böhmen", Prag, 1777, verössentlichte, läßt teinen Zweisel übrig, daß zwischen beiden ein reger wissenschaftlicher Derkehr bestand.

Wie Born war auch Stutz ein echter "Josefiner", aufgeklärt im Geiste, gut im herzen, fest und recht in der Cat.

Stüt hatte, nachdem das Kloster zu St. Dorothea aufgehoben worden war, die Cehrkanzel der Naturgeschichte, Geographie und Mechanik an der k. k. Realakademie in Wien erhalten, entsagte ihr aber, als im Naturalienkadinett eine Stelle erledigt wurde. Der begabte Karl haidinger war nämlich 1786 als Professor und Bergrat nach Schemnitz berufen worden, um dort die ersten Amalgamationshütten nach Borns System einzurichten. An haidingers Stelle wurde durch einen Besehl des Kaisers Stütz berufen, der schon im Jahre 1784 eine "Beschreibung der im kaiserlichen Naturalienkabinette auf bewahrten Zeolithe" veröffentlicht hatte.

Auch unter Kaiser Leopold, der 1790 die Regierung übernahm, wurden die Sammlungen derart ausgiebig vermehrt, daß abermals eine Neuaufstellung erforderlich wurde. Auf Antrag des Oberstämmerers Fürsten Rosenberg wurde Born damit betraut; seine helfer sollten Stütz und Johann B. Megerle sein. Da Born noch vor Beginn dieser Arbeiten starb (1791), übernahm nun Stütz die Leitung der Neuaufstellung, wobei ihm Johann B. Megerle und dessen Sohn Johann Kar I behilflich waren.

In wissenschaftlicher hinsicht war die Umordnung der Minerale dringlich geworden, weil durch die von den Chemitern "bewirkte neue Lehrart in der Scheidetunst und Naturlehre" und durch die in erster Reihe von den Deutschen und unter ihnen besonders von Werner aufgesundenen äußeren Kennzeichen die Bestimmung und Scheidung der Minerale gründlicher geworden war als bisher. Stütz legte der Neuausstellung das eben von Werner erschienene, auf die natürliche Verwandtschaft aufgebaute Mineralssstem zu grunde. In einigen Stücken glaubte er die Wernersche Anordnung verlassen zu müssen, er meinte, "es sei dies ein Beweis, daß man nicht auf die Worte des Meisters blindlings zu schwören, sondern selbst zu prüsen gewohnt sei". Dor allem wendete er sich schafgegen die von Werner gebrauchten Mineralnamen, insofern sie von der Farbe, dem Fundorte oder dem Entdeder hergenommen wurden.

In der von ihm gewählten Einteilung und Nomenklatur sinden wir als Appendig zu den erdigen Mineralien die Gesteine und am Schlusse die Versteinerungen angesügt. Der von ihm hergestellte und eigenhändig geschriebene Katalog in sieben Bänden enthält in lateinischer Sprache eine genaue Beschreibung nebst Angabe des Jundortes und des Gewichtes jeder Mineralstuse. Die Anlage des Kataloges gilt heute noch als Muster in der Darstellung und musealen Behandlung der Minerale.

In dieser Mineraltabelle seben wir unter Eisen als Sippschaft auch das Ferrum nativum meteoricum aufgeführt. Da die Abfassung des Kataloges wahrscheinlich um das Jahr 1795 stattfand, wo Chladnis flassische erste Publikation über die Seuermeteore noch nicht erschienen war, ist es interessant, zu erfahren, welche Ansichten am Ende des achtgehnten Jahrhunderts über die Meteorsteine bestanden. Stug erhielt von dem bei Eichstädt in Bagern am 19. Sebruar 1785 im Sallen beobachteten Meteorstein eine Probe, die er aus aschgrauem Sandstein und feinen, gediegenen Eisentörnchen bestehend bezeichnete. Die Beschreibung der Sallerscheinungen erinnerte ihn daran, daß auch an das Mineralfabinett ein "Kloß" gediegenen Eisens, 71 Pfund schwer, als ein vom himmel gefallener Stein eingesendet worden fei. Er teilt nun die vom bischöflichen Ditar Kutuluevicg in Agram aufgenommene und historisch gewordene Urfunde über den bei Brafding 1751 stattgefundenen und beobachteten Meteorenfall mit. Bu den schriftlichen Beugenaussagen bemerkt nun Stut: "Die ungeschmudte Art, mit welcher das Gange geschrieben ift, die Übereinstimmung der Zeugen, die gar feine Ursache hatten, über eine Luge fo gang einig zu werden, und die Ahnlichteit der Geschichte mit der zu Eichstädt, machten mir es wenigstens wahrscheinlich, daß wirklich etwas an der Sache sein möge." "Aber" - fo folieft er - "daß in beiden Sällen bas Gifen pom bimmel gefallen fein foll, mogen wohl im Jahre 1751 selbst Deutschlands aufgeklärtere Köpfe bei der damals unter uns herrichenden ichredlichen Ungewisheit in der Naturgeschichte und der prattischen Dhufit geglaubt haben; aber in unsern Zeiten mare es unverzeihlich, folche Marchen auch nur mabricheinlich zu finden."

Nachdem die Neuaufstellung vollendet war, wurde das Naturalienkabinett auf taiserliche Anordnung wöchentlich einmal für den öffentlichen Besuch freigegeben. Personen von Rang, Fremde und Gelehrte hatten gegen Anmeldung jederzeit Zutritt.

Im Jahre 1795, inmitten der Katalogarbeit, unternahm Stütz eine Reise nach Siebenbürgen, um die dortigen Bergwerke kennen zu lernen. Das Resultat dieser Reise war eine Abhandlung,* die von der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin mit dem größten Lob anerkannt wurde.

Etwas später folgte eine Reise nach Karlsbad und in die nächstgelegenen Bergstädte, und zwar mit großer Ausbeute für das von ihm verwaltete Institut.

Auch unter der Regierung Franz II. (Franz I. von Österreich) fand eine bedeutende Dermehrung der Sammlung statt. Die Gesandten an den fremden höfen erhielten Auftrag zur Aufbringung mineralogischer Seltenheiten. Mehrere Erzherzoge schenkten die auf ihren Reisen gesammelten Schätze und auch Private bemühten sich, die Sammlungen zu vermehren.

Als Stüt auch zum Direktor des zoologisch-physikalisch-astronomischen Kabinetts ernannt wurde, war der äußere Anstoß gegeben, das ältere Mineralienkabinett mit dem neuen zoologischen Museum zu vereinigen. Don jetzt an widmete sich Stüt vollskändig der Zoologie. Es siel ihm die schwierige Aufgabe zu, das in dekorativer Weise eingerichtete Tierkabinett, in dem sich auch zwei ausgestopste Menschen, ein Neger und ein Mulatte, befanden, soweit dies eben möglich war, nach wissenschaftlichen Grundsähen zu ordnen. Seinem Lieblingsstudium der Mineralogie hat er aber trot aller Amtsbürden nicht entsagt. In den Ferialwochen unternahm er wiederholt Ausstüge in die Ebenen und auf die Berge Niederösterreichs, um seine Kenntnisse auf eigene Beobachtungen zu gründen. Die Freude, die er auf diesen Extursionen empfunden, ist auch in das wissenschen. Die Freude, die er auf diesen Extursionen empfunden, ist auch in das wissenschen verdienstvolle Gelehrte in der mineralogischen Lokalgeschichte ein unvergängliches Denkmal gesetzt.

Den vier Abteilungen, in denen er die Mineralgeschichte der Viertel in Niedersösterreich darstellte, hat Stütz einen Abschnitt "von der Stadt Wien" vorangestellt. Aus allen Zeilen dieses Buches spricht ein bescheidener, streng wahrheitsliebender Beobachter.

Seine Meinung über eine richtige Naturforschung drudt er in den denkwürdigen Worten aus: "Der Naturforscher, dem es um wahre Aufklärung in seiner Wissenschaft zu tun ist, darf nie zu Dermutungen und hnpothesen seine Zuflucht nehmen, so lange er hoffen kann, die Wahrheit auf dem gewöhnslichen Wege der Erforschung aufzufinden."

Die Herausgabe des "Mineralogischen Taschenbuches", das er noch druckeif fertiggestellt, hat Stütz nicht mehr erlebt. Er starb am 11. Februar 1806 ganz unverhofft im 59. Lebensjahre. Ein Nachruf in der "Wiener Zeitung" vom 1. März schließt mit den Worten: "Die Wissenschaften verloren an ihm einen eifrigen Verehrer, viele einen tätigen Freund. Notleidende einen Wohltäter."

Auch die Nachwelt wird das Andenken dieses verdienstvollen Gelehrten aus dem josefinischen Zeitalter in Ehren halten.

- * "Phyfitalifd-mineralogifde Befdreibung des Gold- und Silberbergwerkes zu Szenkerembe bei Nagnág, nebst einer Jugabe über einige problematifde Mineralien Siebenburgens."
- ** "Mineralogisches Caschenbuch, enthaltend eine Ornstographie von Unterösterreich zum Gebrauche reisender Mineralogen, herausgegeben von J. B. Megerle v. Mühlfeld, Wien, Crieft, 1807."

Gedicht.

Da rinnt der Schule lange Angst und Zeit mit Warten hin, mit lauter dumpfen Dingen.

O Einsamteit, o schweres Zeitverbringen . . .

Und dann hinaus: die Straßen sprühn und klingen und auf den Plätzen die Sontänen springen und in den Gärten wird die Welt so weit. —

Und durch das alles gehn im kleinen Kleid ganz anders als die andern gehn und gingen —:

O wunderliche Zeit, o Zeitverbringen,
o Einsamteit.

Und in das alles fern hinauszuschauen: Männer und Frauen; Männer, Männer, Frauen und Kinder, welche anders sind und bunt; und da ein haus und dann und wann ein hund und Schrecken lautlos wechselnd mit Vertrauen —: O Trauer ohne Sinn, o Traum, o Grauen, o Tiefe ohne Grund.

Und so zu spielen: Ball und Ring und Reifen in einem Garten, welcher sanft verblaßt, und manchmal die Erwachsenen zu streifen blind und verwildert in des haschens hast, aber am Abend still, mit kleinen steifen Schritten nach haus zu gehn, sest angefaßt —: O immer mehr entweichendes Begreisen, o Angst, o Last.

Und stundenlang am großen grauen Teiche mit einem kleinen Segelschiff zu knien; es zu vergessen, weil noch andre gleiche und schönere Segel durch die Ringe ziehn, und denken müssen an das kleine bleiche Gesicht, das sinkend aus dem Teiche schien —: O Kindheit, o entgleitende Vergleiche. Wohin?

Meudon Dal Sleurn.

Rainer Maria Rilte.

Chronit.

Städtebau.

II.

Das Dentmal im Stadtbild.

Denkmäler sind in unserer Zeit zumeist Geschenke, und zwar solche, die wohl gerne gegeben aber nicht ebenso gerne angenommen werden. Ein Komitee ist leicht gebildet. Gelder sließen mitunter merkwürdig rasch zusammen. Künstler sind stets der Aufträge gewärtig und große Männer gibt es immer, die eines Denkmals würdig sind.

Gibt es aber auch immer Plätze genug, die nach einem Dentmal verlangen? Wird bei den Stadtanlagen stets dafür gesorgt, daß der detorativen Plastit ein Spielraum bleibt? Sind unsere öffentlichen Garten den Dentmälern günstig?

Die Tatsachen zeigen, daß Dentmäler als hindernisse empfunden werden; daß die Suche nach Plägen jedesmal neue und größere Sorgen bereitet, daß die endliche Wahl selten als glüdsich empfunden wird. Es sind in Wien in letzter Zeit wenig Dentmäler aufgestellt worden, benen man nicht lebhaft eine andere Ausstellung oder gar keine wünschen würde. Es sind meist die Künstler selbst, die Urheber der Kunstwerke, die über das Schickal ihrer Kinder am lautesten klagen.

Alte Plahanlagen zeigen dagegen in der Regel eine solche Aufstellung von Brunnen und Siguren, die uns den plastischen Schmuck als unentbehrlich erscheinen läßt, wenn er auch in seiner überlieferten Gestalt oft einer anderen Zeitperiode angehört als die Bauanlage.

Man hat auch bei den alten Wiener Plätzen stets das Gefühl ruhiger Abgeschlossenheit. Stets sind die Verkehrswege so gelenkt, daß sie die gut gesormte Hauptsläche frei lassen, die Bauwerke sind in ihren Dimensionen und ihrer Stellung der Platzgröße und den Visurlinien angepaßt, die Denkmäler sind in bezug auf Silhouette, Größe und Richtung zur Bauweise gestimmt, den Verkehrslinien entrückt. Allerdings kam in der Regel die oft mäßige höhe alter Gebäude und ihre ruhige Gliederung dem Plastifer entgegen, der nicht zu abnormen Dimensionen greisen mußte, um wirken zu können und sich vor größeren Slächen bewegen durfte.

Alle neueren Stadtteile erschweren die Beziehungen der Plastif zur Architektur von vornherein. Die Nähe der großen, meist unruhigen
Bauten setzt auch bei jedem dekorativen Schmud
in der Regel so große Dimensionen voraus,
daß selten entsprechende Ausgaben und Mittel

porhanden sind. Dann ist im XIX. Jahrhundert die Trennung zwischen ben Kunften eine fo tiefgehende geworden, daß der Typus des architettonifch aufgebauten Dentmals fast gang jum Aussterben fam. Die meiften öfterreichifchen Provingstadte besigen noch in Dreifaltigfeits. fäulen, Destfäulen ober Marttbrunnen treffliche Leistungen der deforativen Architeftur pergangener Epochen, insbesondere des XVIII. Jahrhunderts und feinerlei moderne. Erft in allerletter Zeit ift bei uns wieder das Bewuftfein rege geworden, daß im Stadtbild der architettonische Aufbau jedes Dentmals ebenso wichtig ift, wie das bildhauerische Detail. Das fünstlerisch empfindende Auge verzeiht viel eber die Sehler der Durchbildung als die des Aufbaues und fucht vor allem die Gesamtionzeption.

Das Auge der Mehrzahl ist aber heute leider nicht künstlerisch empfindend. Und der Ruf nach einem Denkmal erwacht fast immer aus Beweggründen, die mit der bildenden Kunst nichts zu tun haben. So ist die Mehrzahl der Denkmäler unserer Zeit zur Porträtplastik zu rechnen, die in der Regel für das Stadtbild keine Bedeutung besigt.

Und felbst diesem bescheideneren Gast, der auf unferen Plagen und Plagen Unterfunft sucht, ift der unruhige hintergrund großer Schaufenster, die abends start beleuchtet werden, ein unbarmherziger Gegner. Da blieb ibm naturgemäß nur die Slucht in den Garten; der grune hintergrund, die Rube abgeschlossener Partteile wurden gur Sehnsucht der Bildhauer. Aber auch bier begegnete der Künftler einem gefährlichen Gegner. Der Canbicaftsgartner hat mit feinen geschwungenen Wegen alle Slachen gerichnitten, die Gelegenheit gu regelmäßigen Anlagen gegeben hatten, wie fie bas Dentmal braucht; und die geschlossenen grunen Maffen, die in ihrer ruhigen form die Opposition der deforativen Plastit begunftigen, find in den neuen öffentlichen Garten gumeift nicht vorhanden. So ist ein Naturalismus großgezogen worden, der den Ernft der Aufgaben gu theatralifden Effetten herabwürdigte.

Ist es unter solchen Umständen zu wundern, wenn das Wert des Künstlers, das dem Plats und der Straße zur Weihe dienen soll, die erhebt, zu einer Verlegenheit geworden ist, zu einem Ballast, der hinderlich ist?

Ist nicht gerade in der Dentmalfrage das zielbewußte Zusammenwirten sehr vieler und vorwiegend kunstlerischer Saktoren nötig und zeigt sich nicht heute bei uns das Auseinanderstreben ganz entgegengesehter Interessen, wenn die Dentmalfrage aufs Capet kommt?

Den Bestellern liegt die Porträtäfinlichteit vorwiegend am herzen und die historische Beziehung zu Ortlichteiten und Erinnerungen.

So hat man einem der größten Musiter einen ganz unmöglichen Platz zugewiesen, weil diesem die Oper, wenn auch nur mit der Rüdseite, nahe war. Ein großer Dichter wurde auf den Abschnitt einer unausgebauten Platzildung verbannt — weil sein großer Freund und Zeitzgenosse (noch dazu durch eine breite Straße getrennt) schon früher ein Denkmal in der Nähe hatte. Beide Pläze sind weder der Form noch den Dimensionen nach für ernste Denkmäler bestimmt oder geeignet.

Nie wurde ein fünftlerisches Bedurfnis gu einem plastischen Schmud hier vorgelegen

haben.

In Döbling wurde fürzlich ein reizvoller alter Bau, an sich ein Dentmal, der Körners Wohnstätte war, aus Verlehrsrücksichten zerstört. An seine Stelle tam ein fünstschieger Neubau, der in seiner falschen Gotit leeren Stillsmus zeigt und an einer vermauerten Fensteröffnung desselben, an abseits liegender Stelle, wurde ein — neues Körner - Dentmal angebracht.

Canon wurde an die abgeschnittene Ede der Stadtparteinfriedung — außen hingestellt, wo eine Straßenkreuzung leine passende und ruhige Ausstellung gestattet und wo weder die Silhouette noch die Frontansicht einen Jusammenhang mit der Umgebung ausweisen kann

Gerade aber im Jusammenhang mit der Umgebung liegt die Wirksamkeit des Dentmals begründet.

Wie auf dem Bild der dargestellte Gegenstand sich jederzeit der für die Wand berechneten Wirtung unterordnen muß, so soll das plastische Dentmal dem Eindrud des Raumes, für den es bestimmt ist, angepaßt, aus ihm hervorgewachsen sein.

Ist eine große Zahl von Porträtplastifen zur Erinnerung an große und verdiente Männer ein tatsächliches Bedürfnis — dann möge man Gartenanlagen eigens dafür schaffen oder neue Plazibildungen diesem Zwede eigens widmen. Dann hat auch der Künstler den ihm einzig zusagenden Sall gegeben, daß er für eine bestimmte und geeignete Grtlichseit zu arbeiten hat, seine Mittel abwägen kann.

Geschieht dies nicht, so werden wir immer wieder den Sall erleben, daß wertvolle Leisstungen ernst strebender Künstler um ihre verdiente Würdigung tommen, daß Kräfte vergeudet werden, deren Derwendung an geeigneter Stelle von unschätzbarem Wert für die Schönsheit der Stadt und die fünstlerische Erziehung ihrer Bevölferung werden könnte.

Daß aber die detorative Plastit, besonders im Jusammenhang mit architettonischem Aufbau einen hohen Schönheitswert für das Stadtbild besitht, das tann nicht start genug betont werden. Hartwig Sische L

Besprechungen.

"Aus meinem Leben." Erinnerungen und Erörterungen von Professor Dr. Morih Benebitt. Wien. 1906. Derlagsbuchhandlung Carl Konegen.

Dem tommenden Geschichtsschreiber dienen die Autobiographien als mehr oder minder getreue Zeitbilder; den zeitgenösslichen Ceser fesselt in erster Linie die subjektive Seite, das heißt die Art, wie Dortommnisse eines individuellen Daseins zu "Erlebnissen" desselben werden, und die Kunst, mit der sich der Selbstbiograph als Objekt betrachtet und — behandelt.

Den vorliegenden "Lebenserinnerungen" bringen in diesem Sinne gewiß die weitesten Kreise das gunftigfte Dorurteil entgegen, erwedt doch icon der Rame des Derfaffers die gespannteste Erwartung - ein berühmter Nervenargt, mit der Gabe, die verwideltsten pfnchologischen Ratfel zu enthüllen, ein Anthropologe pon weitestem Ruf, einer ber feltenen Gelehrten, welche mehr Blide in die Natur als in die Bucher gu tun gewohnt find, unternimmt es diesmal, fich felbst unter die Lupe ber fritischen Reflegion, der pinchologischen Analyje gu fegen. Die Erwartung wird vollauf erfüllt! Das Buch ift mahrhaft dem Leben abgefdrieben, intereffant durch feinen ichier überquellenden Inhalt, feffelnd und anregend durch feine farbenfrifche Darftellung, aber oft geradegu fortreißend durch die Gewandtheit, mit welcher der feinfühlende Pinchologe das eigene Innenleben gerfafert und deffen Wechfelbeziehungen gur Außenwelt darlegt. Kaleidoftop. artig und doch einheitlich verfnupft, reiht fich Bild an Bild, Episobe an Episobe und mitten unter den gablreichen Erlebniffen, von der früheften Kindheit an bis binauf ins Greifenalter, erhebt fich ftrahlend, in immer deutlicheren Jugen, bas Portrat einer vielfeitigen, reichbegabten, immer wachsenden, auf fich felbit beruhenden Perfonlichfeit. Ibeen und Probleme, wiffenschaftliche und fünftlerifche Erörterungen, Personen- und Zeitbilder, Reifeeindrude und völterpfnchologifche Betrachtungen, Dorfommniffe der argtlichen Pragis und philofophische Dentfragen, humor und tieffter Ernft gieben untermischt am Lefer porbei in perwirrender Sulle - widerfpiegelnd ben Reichtum eines nie raftenden, ftets weiter und hober ftrebenden Seelenlebens, hier wird das Kleinfte

zum Ereignis, zum Denkstoff! Wie ein lebendiges Wesen mutet das Buch an, das man dauernd liebgewinnt, nicht mit einem einmaligen Auschlagen erschöpft. Manches erscheint bizarr, paradog, allzukühn in den Aussprüchen — von einer so markigen Persönlichkeit, die keine Leisertreterei kennt, nimmt man es gerne hin; denn Sermente, welche der saulen Stagnation enn gegenwirken, können nicht anders als von beißender Schärse sein. Aber auch wer nicht libereinstimmt, muß dieses Leben bewundern und beneiden, dieses Leben, dem jedes Lernen ein Genießen, jedes Genießen ein Mittel zu höherer Erkenntnis wird.

Leopold Tiegler: "Der abendländische Rationalismus und der Eros". Diederichs, Jena und Leipzig, 1906.

Einer der intereffanteften jungeren Denter scheint mir Ceopold Siegler zu sein. Unter den Anhangern des Neoidealismus, der nach der troftlosen Ara des Materialismus und Relativismus unter gludlichen Aufpizien ins Cand 30g, verdient er besondere Berudsichtigung. Er ift nicht bloß ein feiner Dialettiter, der das Wertzeug der logischen Methodit virtuos meistert, fondern auch ein gedankenreicher Philosoph und, was nicht unberücksichtigt bleiben foll, ein pornehmer Stillft, deffen arcaifierende Darftellung blog eine leife Neigung gum Barod verrat. Bieglers vorlettes Buch hieß "Das Wesen der Kultur". Drei Stadien unterscheidet er dort : Naturguftand, Sivilisation, Kultur. Die strifte Gegenüberstellung von Zivilisation und Kultur, die auch Chamberlain betont, ift ein Derdienft, bas ihm hoch angerechnet werden foll. Dem Kulturproblem gibt er eine Wendung ins Metaphylifche. Das Derlaffen des Naturgustandes, ber bewußte Kampf wider die Natur, der den animalifden Selbsterhaltungstrieb in das givilifatorifche Medium erhebt, begründet noch feine Kultur. Dieje entspringt bort erft, wo das Einzelindividuum sich in einen höheren, tranfgenbenten Jusammenhang versett sieht, wo es sich als Ausfluß eines unbewußten Geiftes begreifen lernt. Das Wefen diefes unbewußten Geiftes, ber bort gleichsam als Postulat figurierte, und feine Beziehung gu unferm Ertennen und Bewußtsein naber gu bestimmen unternimmt das vorliegende Wert "Der abendlandische Rationalismus und der Eros". Der Titel möchte beinahe die Befürchtung erregen, als fei hier einem ftreng eraften Chema ein phantaftifcher Jufat beigemengt. Aber dem ift nicht fo. Biegler geht Schritt für Schritt mit flarer Konfequeng vor. Den Anfang der Philosophie bildet der naive Dogmatismus, der Elemente der Erfahrung, Sinnesempfindungen Schlechtweg gum Ding an fich modelt. Er ift erft in Sofrates, dem Begrunder des Rationalismus, übermunden. Plato

weitet den Afpett ins Unendliche, da er im Eros, in der unmittelbaren Anschauung der Ideen, das wahrhaft icopferifche Ertenntnispringip zu erfassen mahnt. Aber erft mit Plotin und der parallel gehenden Begrundung der driftlichen Weltanichauung erfteht der Geift der Kritit. Es wird das Wesen des Eros erkannt als überzeitlicher mystischer Dorgang, als geheimnisvolle Selbstanschauung des Subjettes. Mit dieser Wendung zum Subjett geht Plotin über Plato hinaus, er legt eben damit den Grundstein gur modernen Weltauffaffung, die aber erft in Cartefius und feinem »Cogito ergo sum« abermals lebendig wird. Aber der Sehler diefes Denfers lag darin, daß er im empirischen, finnlichen Bewuftsein die Quelle rationaler Ertenntnis entdedt zu haben glaubte. Diefen Sehler vermied auch Kant nicht, der die Wurzel feiner Kategorien im menschlichen, personlichen Geifte fab. Erft Sichte, Schelling und hegel begriffen, baß der Trager der Kategorien tein beschranttes, individuelles Bewuftfein, fondern ein tranfgendenter, unbewußter Geift ift. Aber fie irrten darin wiederum, daß sie die Sormen dieses Geistes in apriorischer, in intellektualer Anschauung zu gewahren meinten. Eine Korrettur dieses Irrtums bahnten Schopenhauer und hartmann an, die eine strifte Grenglinie gogen zwischen dem Unbewuften und dem menschlichen Bewußtsein. So vollendet sich das Schickfal und die Tragit des Rationalismus. Die Metaphplit des Unbewußten bleibt, aber ihre unmittelbare Erfenntnis ift uns verwehrt.

Das sind die Grundzüge dieses geistvollen und bedeutsamen Werkes, das von vergangener Kultur gesättigt und reich an Aspekten für die Jukunst ist. Sreiksch darf man Ziegler nicht den Dorwurf ersparen, daß sein Denken von Ansang zu sehr aufs Metaphylische angelegt ist. So überssieht er manche theoretische Möglichkeit, insbesondere den modernen Plan einer reinen Cogik, der seinem System verhängnisvoll zu werden vermöchte, und dem gegenüber er übershaupt erst die Berechtigung der Metaphysik zu vertreten hätte.

3. Coferth: "Genealogische Studien zur Geschichte des fteirischen Uradels. — Das haus Studenberg bis zur Begründung der habsburgischen herrichaft in Steiermart". Graz, Derlagsbuchhandlung "Styria", 1906.

Den "Sorschungen zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Steiermart", welche bie historische Candeskommission für Steiermart herausgibt und in deren Rahmen das vorliegende Wert das erste heft des 6. Bandes bildet, verdanken wir bereits mehrere Veröffentlichungen, die, weitaus über die Grenzen der Candesgeschichte hinausreichend, wertvolle Beiträge zur allgemeinen Geschichte geliefert haben. Speziell auf

dem Gebiete der genealogischen Wiffenschaften hat ber 3. Band, Siegenfelds "Candesmappen der Steiermart", geradezu Epoche gemacht, ba er gum erften Male im großen Stil an Stelle bilettantifcher Arbeit ernfte Sorichung gejest bat, Auch die vorliegende Dublifation greift über die Canbesgrengen hinaus, und auch ihr ift die Aufgabe gugefallen, aus den Gebieten des steirischen Uradels und der verwandten Samilien der Nachbarlander manche phantaftiiche Gebilde erbarmungslos wegzuweifen. Die Stubenberge gablen gu den wenigen Samilien, auf welche wir Ofterreicher hinguweifen vermogen, wenn es gilt, die bodenständigen Ge-Schlechter gu nennen, beren Geschichte fich widerspruchslos bis in ein früheres Mittelalter gurudverfolgen lagt. Da fie bei ihrem Eintritte in die Geschichte bereits großen Grundbesit befagen und als herzogliche Ministerialen an den Beididen des Candesfürften tatigen Anteil hatten, verfügte ber Derfaffer über ein nicht unbedeutendes Urfundenmaterial. Das Schwergewicht der Darftellung liegt in ber Klarlegung bes engen verwandtichaftlichen Jufammenhanges ber Samilie Stubenberg mit ben herren v. Schirling-Neidberg, v. Candesere und v. Stabed. Diefem Ergebnis ber muhevollen Unterfuchung wird von der Sachliteratur taum widerfprochen werden. In einigen Puntten burfte jedoch der Derfaffer ichwerlich Buftimmung finden: fo in der Darftellung der Wappengeschichte ber Stubenberge und in bem Derfuche, eine Urfunde für das Klofter Garften aus dem Jahre 1143, in welchem die alteste Erwähnung eines Samilienmitgliedes begegnet, gegen ben Dorwurf der Salfchung gu verteidigen. Auch dem Umstande ift zu wenig Rechnung getragen, daß nach dem neuesten Stande ber Sorichung die firchlichen Gebenftage fur Derftorbene nicht unbedingt mit deren Codestag gufammenfallen. Osfar p. Mitis.

Thomas Mann: "Siorenga" Drei Atte. S. Sifder, Derlag, Berlin, 1905.

Der Künftler - foll feiner ichaffenden hand ein Bilb des mediceifchen Sloreng gelingen muß leuchtende, muß duntle Sarben auf der Palette einen: leuchtende, bamit er die Sulle strogender Kraftgeftalten jener finnlichen, freudeund iconheitsberaufchten Stadt in ihrem Purpur. ton treffe; duntle fur den dufteren Rebel, in ben gu gleicher Stunde die gewaltig machfenbe Menge astetischer Buger, Derneiner jeden Cebensgenuffes ihr ichwermutiges Dafein hullte. Sloreng der Medici - Floreng Savonarolas: 3mei Gegenfage, die folch icharfen Sarbentontraft verlangen, wenn mit gerechtem Mag geteilt wird. Und wer den toftlichen Duft der feltjamen Blume Siorenga in den garten Kriftall des Dramas zaubern will, mug viele Künfte fein eigen nennen, foll die edle Blute nicht nutlos unter eines Stümpers hand verwellen. So unendlich ichwer ift fie in ihrer Gefamtheit gu faffen, jene unerhorte Zeit unerhorter Kontrafte. die - perglichen mit fruberen ober fpateren Perioden der Gefdichte - aufflammt wie ein blutig funtelnder Rubin, gelagert zwischen matte Rauten; eine Zeit, in der hellenische Cebensbejahung, höchfte Kultur des real Schonen in jaben Kampf geriet mit dufterer Derneinung des Cebens diefer Welt, verbiffen dumpfer Aus. legung ber Galilaerlehre.

Dies weite, taum mefbar weite Biel bat ber Dichter Thomas Mann feinem ichopferifchen Streben gemählt : im engen Rahmen breier Afte burch Wort und handeln weniger Siguren bas toloffale Schaufpiel ber Geschichte wiederzubeleben, das Renaissance beißt. So weit die Kraft des Epigonen reichen fann, ift's ihm gelungen ; nicht Schemen find es, fondern Menichen, die bes Dichters Worte fprechen : Savonarola, der elstatische Berftorer jeder Freude, der in "icheelaugiger Milbe" fein iconheitsfrembes fogiales Evangelium predigt, er, ber die Hunft befigt, "mit einem ratfelhaft betonten Wort die Gemiffen gu berühren, daß die Menge wie ein einziger Körper zusammenzudt". Corenzo il Magnifico, ber - von ratfelhaftem Siechtum erfaßt - in Sorge um den Schag von Schonheit ftirbt, den der Mediceer edles haus in drei Beichlechtern angehäuft. Giovanni, der findliche, nicht findische Kardinal, Poliziano, Hellas treuester Sohn, und der bunte Kreis schmarogender, felbitjuchtiger Kunftler. Dann fie -Siore, die feltsame, feingetonte Geftalt, Storengas, ber emig mechfelnden, emig fich andernben Stadt legte Reprafentantin. Und Sloreng felbft, dies munderbare, taufendfache Mofait, auch Sloreng hat des ftarfen Kunftlers fichere hand noch einmal aufzubauen vermocht -Sloreng mit feinem Dolt, das heute jauchgend fich der festlichen Gerrichaft der Medici gibt, und morgen dem dufteren, lebensvernichtenden Prior von San Marco in Reue und Berfnirichung gu Sugen liegt. . .

Ein wundervolles Gemalde, reich an leuch. tenden, reich an dunteln Sarben ift es, das die deutsche Hunft dem Dichter Thomas Mann bantt. Alfred Neumann.

Kleine Mitteilungen.

Das Droblem einer gerechten Dablreform. Der befannte deutsche Bodenreformer Michael Sluricheim, der lange Seit in Australien gelebt hat und fich gegenwärtig in Kalifornien befindet, fendet uns, angeregt durch die Ausführungen des hofrates Eglauer (Bo. V, S. I, der "Ofterreichifden Rundichau")

eine Justifeit. Er welk durin auf das leiner Auflicht und beste Pemportiona. Inden, jewes von Hare hin, des — wohl hamptich ich ich ich der Agination der Milj Katherine Spance in Abelaide — in Casmanien eingeführt wurde und dort vorzäglich fantiswiert.

"Das gange Canb bilbet einen Diftrift, in dem jeder Wähler das Recht hat, einen Abgesehneten zu mablen. Dor bem Strutinium wird die Jahl aller Wähler, die ihr Wahlrecht ausüben, durch die Jahl der zu ermablenden Dextreser dividiert und jeder Kandidat, der diefe Tiffer dann erreicht, erscheint gewählt. hat 3. B. eine Million Wahler gestimmt und find 100 Abgeordnete zu wählen, so ist jeder Kandidat als gewählt zu betrachten, der im gangen Cand 10.000 Stimmen auf fic vereinigte. Die darüber hinaus auf ihn entfallenden Stimmen find überfluffig, damit fie aber nicht verloren geben ift die Cinrichtung getroffen, daß jeder Wähler auf feinem Stimmzettel der Reihe nach mehrere Namen von Kandidaten aufschreiben darf. Bei dem Strutinium wird anfangs jener Kandidat gezählt der auf dem Zettel mit Ir. 1 bezeichnet ift. hat dieser aber die Wahlziffer erreicht, fo wird er auf allen weiteren Stimmzetteln nicht mehr gegablt und die Stimme gilt für Ir. 2. 3ft auch diefer gewählt, so tommt Ur. 3 in Anrechnung u. s. w. Um zu verhuten, daß durch zu große Berwlitterung Minoritaten ein Unrecht geschiebt. wird mit den Stimmpaketen die am Schluß die Minimumgahl nicht erreichten, folgendermaßen verfahren. Zuerft wird das Pafet aufgenommen, das die wenigften Stimmliften enthält. Da der darin Dorgezogene feine Aussicht mehr hat, fein Stimmenquantum zu erhalten, wird jeder Settel des Patets der nachften Nummer der betreffenden Lifte, die noch nicht gewählt ift, zugeteilt. Erreicht eines der Patete in diefer Weise seine volle 3ahl (10.000), so wird es abgelegt und ein weiterer Kandidat ift gemählt. Die Aufteilung der Patete mit der geringften Stimmenzahl wird fortgesett, bis alle Nummern auf den Liften erschöpft find und nun werden die Kandidaten, welche die meisten Stimmen haben, als gemählt erklart, bis die Jahl der 34 mablenden Abgeordneten erreicht ift."

Slürscheim hebt dann die Vorteile dieses Systems gegenüber allen anderen Wahlspkemen hervor: 1. Die Mandate werden in der gerechtesten Weise verteilt und keine Stimme geht durch Majorisierung verloren. 2. Jede Wählergruppe findet die ihrer Jahl im ganzen Cande entsprechende Vertretung. "Nehmen wir 3. B. an, daß sich in den beispielsweise 100 Wahlbezirken eines Candes je 500 Wähler der A-Partei besinden, so hätten diese unter dem heutigen System auch nicht die geringste

Ausfiche im Parlamente vertreten ju fein. Sie würden entweder ihr Wahlrede nicht ausüben ober als lleineres Ubel bem Bandeluten einer ihnen untempathüchen Pattei ibre Stimme geben, der aber immer nach dem der Gegenpartei vorzuziehen ift. Ihr liecht, im Rate der Mation pertreten gu fein, wird aus einem positiven ein negatives. Sie Nuven nicht den mablen, den fie manichen und maffen fich damit begnugen, den ferngubalten, den fie am wenigften haben wollen. "Unter dem Proportional. foftem fonnen bagegen bie einbanger ber el-Darrei des ganzen Landes eine gemeinfame Lifte veralreden und ibre 5th000 Stimmen werden fanf Abgeordnete mablen fatt feinen. 3. Eine der wichtigften Wirkungen des Proportionalfoftems in diefer form ift die Schwächung der Ibermucht pon Parteiführern, beren unbeilvollen Ginflug man gerade in den Dereinigten Stuaten Amerifas am besten erfennen fann. 4. Der Reichtum wird gehindert durch seine Macht auf die Wahlen einzuwirken. Eigentumlicherweife ift einer der Einwande gegen das Proportional. foftem, daß nur die Reichen fundidieren fonnten, da die Bearbeitung eines so riesigen Bezirkes zu große Mittel beanspruche. Man vergift biebei. daß, was an Extensität bei dem System bingu. fommt, an Intensität erspart wird. In einem engen Wahlfreis, wo der Erfolg der Partei oft eine reine Cotterie ift, indem gewöhnlich bie gleichgultige Maffe die eigentliche Mebrbeit bilbet, muß der Kandidat himmel und Erde in Bewegung feten, um durchjudringen. Anders aber wo die Gesinnungsgenoffen im gangen Cande fich vereinigen. Bier bat das Derdienst und nicht der Reichtum die besten Chancen. 5. Stich. und Erfanwahlen fallen meg. Die Kandidaten der Liften, welche die nachftgroße Stimmenzahl erhielten, treten eventuell an die Stelle ber rudtretenden Kanbidaten,"

Jum Soluffe feiner intereffanten Bufdrift wendet sich Sluricheim gegen die Vorzugs. rechte, die Bofrat Eglauer ju gunften der Steuer. träger machen will, und zwar "nicht auf Grund ber ungerftorbaren Menfcheitsrechte, benen eine folde Differenzierung nach Anfict ber Phrafen. brefcher entgegen fein foll, fondern als Bobenreformer, als Vertreter ber Uberzeugung, bah ber Grund und Boben allen gu gleichen Ceilen gehören follte, daß die beutige Verteilung eine Ungerechtigfeit ift, die fruber oder fpater gutgemacht werben mug". Aber auch abgefeben bavon, ertlart fich Sluricheim gegen die Bevorzugung des Steuertragers. Er fagt: "hat der Reiche nicht ohnehin icon ein volles Aquivalent für feine bobere Steuerlaft? Sur wen arbeiten benn die Polizei, Richter, Gefängnis. warter und in letter Cinie das Militar als für ben Befiger, ben fie gegen ben Befiglofen gu

schützen haben? Wäre es gerecht, dem letzteren die Mehrkosten, die dem Staate so verursacht werden, aufzubürden, und wenn der Reiche gerechtermaßen mehr zahlt, diesen noch dafür zu beschnen, jenen zu bestrasen, indem man einen Unterschied in den Rechten eintreten läßt? Soll ein Streit wieder auftauchen, den Bensamin Franklin seinerzeit so prächtig in diesem Cande zum Austrag brachte, indem er die Frage stellte: Angenommen, ein Dermögensbesitz von hundert Dollars berechtige zur Wahl. habe ich einen Esel, der hundert Dollar wert ist, so kann ich stimmen, krepiert er, so darf ich es nicht mehr. Wer hatte nun das Stimmrecht: ich oder der Esel?

Österreicher im Ausland. Unter dem Namen »Austrian-Hungarian Press Association« hat sich in St. Paul (Minnesota) am 12. Jänner 1906 eine Druck und Derlagsgesellschaft gebildet. Das Kapital besteht in tausend Attien zu 25 Dollars. Jum Prösidenten wurde Josef Mair, zum Generalmanager und Sefretär der Schriftsteller Jos. Sischnaller berusen. Die Gesellschaft beabsichtigt in erster Linie, das schon lang projektierte, den österreichisch-ungarischen Interessen in Amerika gewidmete Blatt herauszugeben.

Jeitschriftenschau. "Die neue Rundschau" bringt einen geistreichen Artikel vom hofrat Max Burdhard über die Biologie der Dichtungen. Antnüpfend an ein Wort Goethes über seine Werfe führt der Dersaller aus, daß jedes Kunstwerk nicht so sehr das Wert eines einzelnen, als vielmehr die plastische Darstellung dessen ist, was von Generationen geschaffen wurde. Ebenso wie der einzelnen nichts ist, als eine flüchtig verrinnende Welle, so ist das, was wir die Schöpfung eines einzelnen nennen, gar nie Schöpfung eines einzelnen. Mag uns die Dersönlichteit des Künstlers

noch fo befannt, fein Name noch fo geläufig fein, feine Werte find nie die Werte eines eingelnen, fonbern immer Werte einer Dielheit. Burdhard führt biefen Gebantengang an eingelnen flaffifchen Werfen, insbesondere am Mibelungenlied weiter aus. — Das 4. Heft der neuen Breslauer Monatsschrift "Kritit der Kritit" ift speziell Wiener Schriftstellern gewidmet. Es ent. halt Beitrage von Rudolf Cothar (Die Wiener Kritit), Serdinand v. Seldegg (Mein Benedet-Drama und die Kritit), Bemerfungen über moberne Kritif von R. v. Stern, Julius v. Ludaffn, Emil Luda, Maria Stona u. f. w. - Das Jannerheft der "Deutschen Revue" bringt den Wortlaut des intereffanten und inftruttiven Dortrages, den Professor Mar Gruber am Budapester internationalen Kongreß gegen den Altoholismus über die "fingiene des 3ch" gehalten bat, - Das neuelte Beft der "historisch-politischen Blatter" enthalt unter dem Titel "Ein fatholisches Kulturprogramm", Neujahrsbetrachtungen von Dr. Richard v. Kralit. Er faßt die Tenbengen ber fatholijden Kulturbestrebungen in ber Stigge eines Programmes gufammen, das 15 Puntte umfaßt. Jum Schluß fordert ber Derfaffer gur weiteren Durcharbeitung feiner Ceitfage auf und betont, daß es auch fur die Dertreter tatholischer Kultur eines festen Programmes bedarf, um ihren Ansichten neue Freunde zu ichaffen. - In der Parifer halb. monatidrift "Ca Revue" macht Jean Chantavoine aus den Schriften ber Berliner loniglichen Bibliothet neue Mitteilungen über Beethovens Meffen Karl, für beffen undantbares Benehmen gegen den Obeim er Milberungsgrunde anguführen fucht. - Die "Nation" bringt eine Ergahlung von Stephan 3 weig "Das Kreug."-In der "Umschau" schreibt hofrat Wiesner über die Abhangigfeit des Lichtbedarfs der Pflange vom Lichtflima.

Seuilleton.

hofmannsthals "Odipus und die Sphing" im Deutschen Theater zu Berlin.

Berlin, 3. Sebruar.

hofmannsthal gewährt uns den freudigen Anblid einer sich steigernden Kraft, eines anschwellenden Stromes von Begabung, der im raschen Cause sich selber reinigt. Sein neues Werk, seine Tragödie des jungen Gdipus, die am 2. Sebruar in Reinhardts Deutschem Theater zum erstenmal gegeben wurde, hat in der Wirtung unvergleichlich tieser gegriffen als im Dorjahre seine bloß interessante Umdichtung des "Gerettesen Denedig" von Otwan. Durch

ben stürmischen Premièrenbeifall, den, beiläusig bemerkt, die gegenwärtige Teitung des Deutschen Theaters so gut zu inszenieren weiß, wie die Stüde, klang diesmal oft und oft die herzliche Anerkennung der Unbefangenen und Kunststreudigen hindurch. Und die philologischen Pedanten fanden diesmal keinen Anhaltspunkt, von einer Ilias nach homer, von Umdichtung oder Nachdichtung des Sophokles zu reden, wie es im Salle der hofmannsthalschen "Elektra"—freilich auch ohne innere Berechtigung—geschah. Die neue Tragödie trägt auch äußerlich den Stempel der Originalität an sich, sie behandelt jene Jugendgeschichte des Gbipus, auf

die bei Sophoffes nur als auf ein Vergangenes gurudgebeutet wird, die Ereigniffe von ber unheilvollen Begegnung am hohlwege zu Photis bis gur Dermahlung bes Obipus mit ber Jotafte. Und sie sett diesen Teil der Sage in ein so eigentumliches Licht, daß auch von einer Ergangung des Sophofles nach rudwarts nicht die Rede fein tann. Wollte man den antiten "König Odipus" unmittelbar an das hofmannsthaliche Werf anschließen, er murde dazu paffen wie die zusammengeballte Sauft des Dramatifers auf das unheimlich erregte Auge des Seelenforschers. Ift auch der Umrig der handlung etwa derfelbe wie in den Sophofleischen Dorausfetungen, jo ift doch alles anders gesehen, empfunden und gestaltet. hofmannsthal versucht gu den "Müttern" hinabzudringen, aus deren Bereich das Lebendige immer wieder emporsteigt. Don dem Mythos, den er ins Innerste aufgenommen, treibt es ihn gur "mpthenbildenden Substang", deren Bewegung er im Lichte der Gegenwart, der modernen, zergliedernden und zerfafernden Dinchologie fieht. Derdichtet er icon nach antifer Art, fo find doch die Elemente mit jenen icarferen Instrumenten, mit benen unfere Zeit foricht und untersucht, erichaut und aufgefaßt. Das Bild, das zu Tage tritt, ift gleich weit von der Antite, wie von der antitisierenden Dichtung unserer Klassiter entfernt. Und wenn bas nun auch wieder Renaissance ist, so ist es doch eine zweite, aus dem Geifte unserer Tage und aus einer originalen Begabung herausgeborene, eine Renaissance der Renaissance.

Sehr interessant ift es, daß sich trog alledem die Schichalsidee unverbullt in den Mittelpuntt der hofmannsthalschen Ödipus-Tragodie ftellt. Schon das dem hölderlin entnommene Motto fundigt uns dies in den Worten an: "Des herzens Woge schäumte nicht so schön empor und murde Geift, wenn nicht der alte ftumme Sels, das Schicfal, ihr entgegenstunde." Alfo wieder eine Schicfalstragodie. Aber eine, bie fich fuhn und mutig der Antife entgegenfest. Wenn wir in das Satum der Alten, die Dererbungsidee, hineinsehen, so blidt bier aus der unverschleierten, mit ungewöhnlicher Kunft bloggelegten Anlage des Blutes das Schichal heraus. Dort ift der Atem der Menichen längft gur Wolfe verdichtet, die über ihren häuptern schwebt, hier drangt alles Duftere und Drauende erft aus bem Innerften in den hauch binein. Die Tragit der Vererbung ist gang unmittelbar in die qualenden Kampfe des Scheinwillens bineinverlegt und spielt aus dem Unbewußten in das dammernde halbbewußtsein, in deffen Belaufdung unfer Dichter eine befondere Meifter-Schaft zeigt, hinüber.

Am bedeutenoften ift dies im ersten Atte ber Dichtung, der am hohlwege in Photis spielt,

ber innerlichsten Exposition, die wir seit langer Beit im Theater erlebt haben, ausgeprägt. Doipus, den der Orafelfpruch von Delphi gur Derzweiflung gebracht hat, irrt in der weiten Welt umber, möglichft weit von Korinth, wohin er aus gurcht vor den vermeintlichen Eltern niemals gurudtehren will. Wütend ichilt er erft die Diener, die ohne ihn nicht heimtehren wollen, und enthüllt bann, gerührt von ben Klagen feines Kindheitspflegers Phonig, fein Innerftes. In wundersamer Mischung tritt da ein sexualpathologisches Element und ein naivheroisches gutage, die fich berart verbinden, daß ihre gemeinsam treibende Kraft ben helben tragifch. wider fein Wollen, in Unheil und Schuld hineintreibt. Odipus hat das Entsekliche, das ihm die Pothia fundet, die Ermordung des Daters und die Blutichande mit der Mutter, nicht nur vernommen, sondern in einem Justande gerrüttenden Siebers - icon vor dem Orafelipruch - traumend erlebt. Die Prophezeiung flog wie ein Sunten in den Jundftoff feiner Dorftellungen. Und zugleich enthüllt er uns aus dem reinsten, naivsten Jünglingsgemute heraus die Empfäng. lichfeit für folche unbeimliche Reize der Ginbildungsfraft. Er hat, wie er dem alten greunde anvertraut, trog mancher Wallung bes Blutes, noch nie ein Weib berührt. Er mochte nicht wie "ein abenteuerndes Tier nehmen und nehmen ohne fich zu geben". Er hatte fich des "vor dem Anhauch des Meeres, por dem Schatten, bem Licht, vor den Sternen, dem Wind, vor der nadten Nahe lebendiger Gotter icamen" muffen. Und da er grubelnd in sich hinabtaucht, um auf den Grund diefer Sprodigfeit gu tommen, gefteht er fich, daß er nur mit Koniglichem fein Wefen taufden konnte und Konigliches in Frauengestalt ift ihm bisher nur in feiner vermeintlichen Mutter Merope zu Korinth erschienen. So ist in diefer unrein-reinen, fouldig-unichuldigen Natur alles für das Unheil gestimmt, gegen das sie fich mit einem Trope straubt, der fie der Erfüllung des fluches nur naher bringt. Und icon fdwebt diefe Erfüllung in den Luften. Bofmannsthal hat das originell und icon in einer neuen Art des Chores versinnlicht. Aus dem anhebenden Sturme achgen, drohnen und pfeifen die Rufe, die den Aufgeregten hegen und in Etstafe bringen: es sind die Stimmen der dahingegangenen und nicht gur Ruhe gefommenen Ahnen, es ift der Widerhall des raufchenden Blutes, das dem Gelden felbst im Gergen und in den Schläfen pocht. So vorbereitet, gerat Boipus mit dem Saios, dem er betend den Weg perfperrt, gufammen. Der Streit entbrennt, erft wird der Diener des Konigs, dann der herr felbit erichlagen, und der Datermorder, der nur im Stande der Notwehr gehandelt zu haben glaubt, sturmt vormarts auf der Strafe; im

Wahne, sich so weit wie möglich von keimat und Eliern zu entsernen und doch auf dem geraden Wege zu seiner — Mutter.

Die Gegenspieler bes Obipus beberrichen die nächsten breit ausgesponnenen Szenenfolgen, die uns nach Theben verfegen, das Shatefpeare-Studium des Dichters spiegelt fich in diefer Behandlung der Kontraftfiguren, die, durch unbewußten Sluch, der auf ihnen laftet, in ahnliche Derhaltniffe wie Goipus verfest find und fich da gang anders entfalten. Aber die Ofonomie des Großmeisters aller Dramatit, bei dem folche Parallelgeschide immer ein ftartes Seitenlicht auf ben hauptcharafter werfen, ift unferem jungen Seelenergrunder noch verfagt. Mit feiner bohrenden Dinchologie vertieft er fich jest derart in Kreon und Jotafte, daß Gbipus uns nicht nur gu lange aus den Augen, fondern fait ichon aus dem Bereiche unserer Teilnahme entschwindet. Blut ift in diefen Charafterbildern, aber auch dramatifche finpertrophie. Kreon, der Bruder der Jotafte, ift hochst originell charafterisiert - moglich, daß zwei Juge des Sophotles hier die Anregung gegeben haben, die Art, wie der held einmal im "Konig Gbipus" ben Schwager verbachtigt und fennzeichnet, und dann vielleicht ber verbangnisvolle inrannifde Eigenfinn, den Kreon in der "Antigone" hervortehrt. Die Ausgestaltung ift hofmannsthals eigenstes Wert; mas er uns da vorführt, ift der Enrann aus Ohnmacht, der Wüterich des Pratendententums, dem die Krone ewig por Augen gantelt, und der nicht Mut und Kraft hat, nach ihr zu langen. Don Kindheit an ift auch diefer Kreon burch einen Sluch vergiftet. Er hat einft als Knabe an bas Chebett des eben vermählten Königspaares, der Jotafte und des Caios, die duftere Priefterbotichaft gebracht, daß der Spröfling der Che ben Dater erichlagen werbe. Seitbem nährt er in sich die Anwartschaft auf die Krone und verzehrt fich in einem emigen Sieber. Jett, da Laios erichlagen und der Thron erledigt ift, tritt die furchtbare Krifis in feiner feigen Seele ein. Anstatt zu wagen und zu handeln, qualt er einen Magier, dem er Jufunftsworte abpreft, falt gu Tode, treibt er feinen Schwerttrager, einen Knaben, der an ihn glaubt und nicht genug Blutzeugniffe bafür aufbringen fann, jum Selbstmord, hohnt er die Boten der Dolfsbewegung gu feinen Gunften, die er felbft angestiftet hat und auf die er fich doch nicht gu ftugen magt. Wahrend diefer Krante der hoffnungslofen Gerrichgier gegen fich felbit mutet, habern die loniglichen Frauen, Antiope, die Mutter, und Jofafte, die Witwe des erichlagenen Saios, miteinander. Die herrichfüchtige Antiope, die fein höheres Intereffe fennt als die Macht des haufes, fcmaht und ichilt die Unfruchtbare, die der Dynastie von Theben einen Erben schuldig geblieben. Da enthüllt Jolaste, die Dulderin, die unter der Cast des Fluches so still und demütig geworden, wie Gdipus laut und wild, das Geheimnis ihrer Mutterschaft, das aller Welt, auch der Schwiegermutter, verborgen geblieben, die entsehliche Geschichte vom vermeintlichen Tode des ausgesetzen Knaben. Döllig umgestimmt, seht Antiope alle hoffnungen auf den fruchtbaren Schoß der Witwe ihres Sohnes. Josaste soll einen neuen Gatten wählen, um dem Königshause einen Erben zu geben, und die passive Utatur der Unglücklichen, so verblendet in ihrer hingebung wie Gdipus in seinem Trog, erklärt sich bereit zu allem, so sehr es ihrem herzen widerstrebt.

Mun, endlich, nach einer zu langen, und por allem gu ftarf abbrangenden Unterbrechung, fest das eigentliche Gbipus-Drama wieder ein, allerdings in einer Szene, in der die vielfältigen Saben ftart gujammengerafft werben, und beren dramatifder Pulsichlag für den großen außeren Erfolg des Abends entschied. Das Dolf brangt an die Burg heran und fordert in flebenden Worten (Unisono-Klagen, die wiederum die Stelle des Chors vertreten) toniglichen Schut por der Sphing, die perheerend in Theben waltet. Kreon, der icon einmal den Gang gur Sphing mit fläglichem Erfolg versucht hat, halt fich trot aller Burufe feig beifeite. Jotafte verfpricht, fich, zugleich mit der Krone und dem Schwert, dem Manne, der die Sphing besiegen wird, ju eigen ju geben. Da ericheint, burch Seherwort des Teirefias angefündigt, ber irrende Ödipus, deffen gottahnlicher Anblid das Dolf mit neuen hoffnungen befelt. Eigenartig icon ift feine Begegnung mit Jotafte, erft gang in das fanfte Licht der unbewußt erwachenden Sartlichteit zwischen Mutter und Kind getaucht, bann ichwer belaftet und verdüftert durch die erotische Wallung, die das ahnungsvolle Weib niederwirft, mahrend ber verblendete Gbipus mit wildem Derlangen der Sphing entgegenftürmt.

Der lette Aft, der por dem Geflüfte der Sphing fpielt, bringt leider nicht den großen Austlang, den man erwartet. Die Art, wie Goipus die Sphing besiegt, bleibt völlig im Duntel. An Stelle des jagenhaften Ratfelfpiels tritt ein bramatifches Ratfel, bas feinen rechten Körper hat. Die Sphing, ergählt Gdipus, erfannte ihn und fturgte fich in den Abgrund hinab. Dielleicht, weil er den Sluch, den fie vertrat, auf feine Schultern nimmt. Gewiß ift, daß hier das Widerspiel zwischen Kreon, der den Goipus erdolchen will und por feiner Bottheit erichauert, den Dichter berart gur pinchologischen Bergliederung reigte, daß er den Gegenstand unseres gespannten dramatifchen Intereffes guruddrangte. Erft die Schlugigene zwischen Gbipus und Jokaste, turz und bedeutsam, führt uns wieder in den tragischen hauptzug der handlung zurüd.

Mit allem Juviel und Juwenig ftellt fich das Ganze als ein zwar ungefüges aber startes Wert eines fast überreichen poetischen Konnens dar. Es gibt da Szenen, die sich tief in die Dorftellung eingraben, und Worte, die man nicht vergift. In der Bildtraft der Sprache hat hofmannsthal viel von Grillparger und hebbel empfangen; aber ein lettes gehört ihm, das Drängen feiner Rhythmen ins Geheimnisvollfte, der heiße Drang, bas Innerfte zu entschleiern, und ber Sinn für eine Gleichnisrede, die nicht nur ruhenden Dorftellungen entspricht, sondern auch das Gleiten der Stimmung, die gudende Bewegung im Innern in ein Bild einfangt. Man hat an diefem hofmannsthal-Abend nicht nur gefehen und gehört, man hat Geficht gehabt und vernommen.

Sür den äußerlich glänzenden Eindruch hat das Deutsche Cheater reichlich gesorgt. Maler, Architetten, Archäologen bauten an den Szenen mit; man sah griechische Candschaften, das stilgerechte Innere der Königsburg mit den hausgöttern, prächtige echte Koltüme. Kunstvoll war

der Chor der Cufte abgestimmt, das Zusammeniprechen des Dolfes abgetont. Kanfler, dem ber Schmelz ber Weichheit abgeht, gab die Wildheit des Odipus portrefflich und beherrichte das Gedankliche. Die Sorma war rührend icon und bemütig als Jotafte, Moiffi, ber etwas Gequaltes im Wefen hat, paßte für den Kreon. Die Enfoldt, fonft immer treffficher, übertrieb diesmal das Mannliche als jugendlicher Schwerttrager. Abele Sandrod, die in der Rolle der Antiope gum erstenmal als engagiertes Mitglied auftrat, hatte zwar Applaus, aber teinen echten Erfolg. Sie ift fremd im Berliner Ensemble und in Bofmannsthals Dichtung. Sie hatte Stil in der Bewegung, aber ihr allzu wuchtiges Pathos ein Schwergewicht an jedem Worte - flang wie aus einer fremden Welt. Sonft traten noch Pagan, ber ben Magier mit starter Phantafie, gab und der hollandifche Schauspieler Ronaards, der fich für die deutsche Buhne ausbildet, als Teiresias hervor. Im gangen war es fein völlig ungetrübter bramatischer Erfolg - man fühlte gu viel Cangen und Ablentungen - aber doch ein poetischer Abend voll Glang und Ciefe.

Alfred Klaar.

Von der Woche.

29. Janner. Die vom Stadtmagiftrat in Trieft bisher besorgten Geschäfte ber politischen Behörbe erster In-Kang sowie die Bezirfsichulaussischen ihm abgenommen und hiefür ein "t. 1. Statthaltereirat in Trieft" befullt.

30. Dr. Franz Sedej wird zum Fürsterzbischof von Görz ernannt. — 370. Sigung des Abgeordnetenhauses: Erste Lesung der Retrutenvorlage. (2464. Bell. d. St. Pr.) — FMC. Franz v Hutter-Ammant (geb. 1824), in Wien †.

31. 371. Sizung des Abgeordnetenhauses: Die Refrutenvorlage wird dem Wehrausschuß zugewiesen. Der Letter des Handelsministeriums bespricht in Beantwortung einer an ihn gestellten Interpellation den Jollonslitt mit Serbsen. Derhandsung über die Regierungsvorlage, betreffend die Pensionsversicherung der in privaten Diensten und einiger in öffentlichen Diensten Angestellten (2462 Bell. d. St. Pr.). — In Belgrad sinden Demonstrationen gegen Gerreich-Ungarn statt. — Bildhauer Werner David (geb. 1836 in Hannover), in Wien †.

1. Sebruar. 372. Situng des Abgeordnetenhauses: Sortiegung der Debatte über die Dersicherung der Privateamten. — bojähriges Jubidium der i.t. priv. österreichischen Kreditanstalt für Handel und Gewerbe in Wien. — Die niederösterreichlichen Candärzie treten in die "passive Resitenz". — Im Deutschen Theater in Berlin sindet die erste Aufsturung der Tragsöble "Gdipus und die Sphinz" von Hugo v. Hofmannsthal statt.

2. Graf Andrassy überbringt dem Kaiser die Antwort des leitenden Ausschusses der ungarischen Koalition auf die mündliche Botichaft. Der Monarch ertätt, "sie herwägung ziehen zu wollen". — In Beantwortung einer Interpellation belpricht der serbliche Ministerpräsident Stosanowitsch in der Stupschina den Jollonslitt mit Operreich-Ungarn. — Schriftseller Anton Rens (geb. 1871) in Innsbruck †. — Eine Versammlung in Cettinse sprick in begeisterter Weise "den Brüdern in Serbien die wärmsten Gefähle und die Bereitwilligteit zu Opsern im gemeinsamen Kampse sur den Balkan" aus.

3. Unter dem Dorsitz des Kaisers sindet eine Konserenz der gemeinsamen Minister statt. — Ludwig Spetdel (geb. 1830 in Ulm), Schriststeller, in Wien †. — Hofrat Dr. Johann Woldrich (geb. 1834), Prosessor der Geologie an der Universität in Prag †.

Raimund. Theater. In der jungften Neuheit diefer Buhne, dem Wiener Dolfsftud "Das Recht", von Edmund Sturamn, gibt es einige hubiche Episoden, die in humoristischer Weise bas Ceben und Treiben por dem Derhandlungssaale eines Wiener Bezirksgerichtes fcildern. Sie zeugen von icharfer Beobachtung und satirischem Wig. In ihnen waltet auch ein wohltemperierter Strafgeist, der scherzend Kritit übt an den fleinen übelftanden der öffentlichen Rechtspflege, und, indem er uns lachen macht, uns unvermertt gu einer ernfteren Ertenntnis erzieht. Diese freundliche Art der Erziehung war von jeher das gute Dorrecht des Dolksftudes. Sturamy verfteigt fich aber weiter : wie Brieur in der "Roten Robe", tonstruiert auch er fich einen tragifchen Sall, um flammenben Protest zu erheben gegen die mechanische Derwaltung des Richteramtes und gegen inhumane Bestimmungen ber Gerichtspragis. Auch feine Antlage wendet sich zunächst gegen die pro-zessuale Vorschrift, bei Angeklagten und Zeugen nach dem Dorleben zu forfchen. Die Sabel aber,

an ber er feine Thefe illuftriert, ift in ihren Doraussehungen fo naiv, daß es einem ichwer wird, mitzugehen, und in ihren Solgerungen fo rührfam, daß einem ichlieflich der gange naffe Jammer als ein frevles Attentat auf die Tranenfade ericheint. Ich finde überhaupt bei all diefen Proteftstuden das Problem falich und einseitig gestellt. Immer find es die Institutionen, die befampft werden, nie die Urfachen, die ihre Migftande herbeiführen. Immer ift das Produtt die Sielicheibe des Geschoffes. Aber nicht bas Produtt, sondern bie Produttion foll die Aufgabe bes Dramatiters fein. Sur einen wahren Dolfsbichter, dem es um allgemein ethische Tendengen gu tun ift, lage barum die Aufgabe fo: er mufte fich junachft fragen, woraufhin wir alle, ob Beamte, Juriften, Cehrer ober Politifer, unfer Amt erwerben? Die Antwort wurde lauten : auf allgemein bestimmte Kenntniffe, nicht auf unferen besonderen Charafter. Wer pruft benn aber, ob ber Jurift ein bober entwideltes Rechtsgefühl, ber Cehrer ein größeres Ergiehungstalent, ber Prediger ein ebleres, sittliches Bewußtsein hat? So ift in feiner Weife porgebeugt, daß mir alle unfer Amt mechanisch verwalten: nach dem Buchftaben des Gefetes, nach den Regeln ber Grammatit, nach dem Wort der Bibel. Dies ohne Einseitigfeit ber Auffassung und ohne Tendeng in der Schattierung in lebensvoller Bestaltenfulle bramatifch bargestellt, mare eine eindringliche Mahnung an jeden, mit dem Revisionswerte bei fich felber anzufangen, damit der Geift in unseren öffentlichen Einrichtungen wieder lebendig werbe und das fogiale Unheil verringere, das der Buchstabenglaube allentbalben anstiftet. Bis uns aber ber Dichter erftebt, der uns ein Dolfsftud von fo ethischer Tragweite beichert, werden noch viele Protest. ftude einseitiger Natur nach turgem Buhnen. leben in das Archiv mandern, und auch dem Sturampfchen wird es, ungeachtet bes großen Augenblidserfolges, den es, dant einer guten Darstellung, bei seiner Erstaufführung im Raimund-Theater gehabt hatte, bald heißen: legt's gu ben übrigen . . . -trOberösterreich besitt in seinem Candeshauptmann eine unstreitig interessante und bedeutsame Persönlichkeit. Man hat anderwärts keine rechte Dorstellung, welchen Ansehens und welcher Hochschung sich Dr. Alfred Chenhoch im ganzen Cande erfreut.

Ebenhoch ist auch eines von den impetuosen Temperamenten, wie sie Gberösterreich mehrsach zeitigte. Man tönnte eine Anzahl innerlich ganz gleicher Naturen herzählen, welchen nur der Jusall eine verschiedene Etilette fürs

Ceben anhängte.

Die Linger Bubne bat an Ebenboch mabrlich nicht blog einen "Intendanten", fondern einen ibealen Derehrer von geradegu ichwarmerifcher hingabe fur die bramatifche Kunft. Uber die Politif hinmeg fand er den Weg gum Theater. Man fah in Ebenhochs Bestrebungen, als Dichter anerkannt zu werden, eine liebenswurdige Schwäche. Wenn nun auch einstweilen der Candeshauptmann den Poeten taum verdrängen wird, fo hat Ebenhochs lettes Stud "Johann Philipp Palm" (gefpielt am 2. Sebruar auf der Linger Buhne) folche Qualitäten, daß die Kritit einfegen fann. Ebenhoch hat Gefühl für theatralifche Wirfungen und zeigte in ein paar Siguren die Sahigfeit, gu charafterifieren. Eine Uberrafdjung für Freund und Gegner waren die nationalen Afgente und der Cobipruch tonfessioneller Duldsamfeit aus dem Munde eines tatholijchen Priefters. Der Charafter diefer funf bildhaften Aufguge entfpricht ihrem Swede: fie find als eine Guldigung bes am 26. August 1806 als ein Opfer napo. leonischer Willfür zu Braunau am Inn gefallenen Buchhandlers Johann Philipp Palm gedacht. Dathos und heroentum find die Ceitmotive,

R. holger.

In dem Augenblide, da wir die Redaktion schließen, erreicht uns die Nachricht, daß Ludwig Speidel gestorben ist und wir verzeichnen sie mit tieser Trauer. In einem der nächsten Heste soll dann zu sagen versucht werden, was sein Wirlen für die Geschichte der Literatur und des Theaters in Osterreich bedeutet.

[🗀] Giterreiciliche Rundicau, Heft 67. 🗆 Redaftionsschluß 3. Februar 1906. 🗆 Ausgegeben 8. Februar 1906. 🗅 Gerausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Gloffiq. 🗅 Derantwortlicher Redalteur: Dr. fingo haberfeld

Notizen.

Am 15. Jänner hat sich die "Gesellschaft für Pjuchologie in Wien" unter dem Vorsitze des Univ.-Pros. Dr. A. Stöhr fonstitutert. Die Aufnahmsbedingungen sind bei dem Sefretären der Gesellschaft: Privatdozenten Dr. K. Siegel, XVIII. Genigasse 38, und Privatdozenten Dr. H. Swoboda, IX. Beethovengasse 4, 3u erfahren.

Hygientice Ausstellung Wien—Rotunde 1906. Ruber dem Protestorat des Erzherzogs Leopold Salvator von Österreich hat auch Kronprinz Konstantin von Griechen-land das Amt eines Sprenförderers übernommen, die Ministerien des Innern, des handels und Aderbaues haben Regierungsvertreter ernannt und auch die Reichzhaupt- und Resterungsvertreter ernannt und auch die Reichzhaupt- und delegiert. Die Stadt Wien selbs sowie unter vielen anderen amch München beteiligen sich im größten Stil. Anmeldungen sind die Ausstellungsdirektion in Wien, III. Marzergasse 13, zu richten, woselbst Programme und Auskinste tostenlos erhältlich sind.

Der Lefe- und Redeverein deutscher Hochschler in Wien veranstaltet im Margeine Sestaufführung des "Teut" son Robert hammerling im Jubilaumstheater.

Am 7. Mai geht der 3. allgemeine österreichische Courd espilgerzug unter Sührung des Prälaten Migr. Sebastian Danner und unter der gesklichen Leitung des Pfarrers Johann Mechtler von Wien ab.

Im Insel-Derlag ist Eduard Mörifes Novelle Mozart auf der Reise nach Prag erschienen. Walter Tiemann hat das Buch geschmückt. Bescheiden ordnet er sich den beiden großen Meistern unter und gibt ein seines Bild von Ort mund Seit der handlung. Ausstattung und Einband sind kunstvoll; den Preis des koltbaren Bändchens — M. 4.— darf man als niedrig bezeichnen.

Im Derlag von Franz Wunder ift ein Colftoj. Buch mit ausgewählten Stüden aus den Werfen des Dichters und dem Bildnisse Colftojs erschienen.

Büchereinlauf.

Tintoretto ("Renaissance"). Drama in zwei Alten von Holger Drachmann. Autorisserte deutsche Bühnenbearbeitung von J. C. Poestion. München und Leipzig, 1906. Georg Müller.

Sapfel Kerns Abenteuer. Eine beutiche Kaiperlgeschichte in 43 Kapiteln. Srei nach Collodis italienischer Puppenhistorie Pinochio von Otto Julius Bierbaum. Mit 65 Jeichnungen von Arpad Schmidhammer. München und Leipzig, 1905. Georg Müller.

Swei Stilpe-Komödien. Das Cenacle der Maulejel und die Schlangendame. Don Otto Julius Bierbaum. München und Letpzig, 1906. Georg Müller.

Erdreich. Gedichte von Jofef Schander I. München und Letpzig, 1906. Georg Müller.

Das Leben der niederländischen und deutschen Maler des Carel van Mander. Tertabbrud nach de: Ausgabe von 1617. Abersetzung und Anmertungen von Hans Sloerte. Band L. Mit 20 Bildertaseln. München und Leipzig, 1906. Georg Müller.

Mein Austritt aus dem Verbande des Karlsruher Hoftheaters. Ein Wort der Aufflärung von Eugen Kilian. München und Leipzig, 1906. Georg Müller. Das Tagebuch, Gebichte von Leo Greiner. Munchen und Leipzig, 1906. Georg Muller.

hugo Wolf in seinem Derhältnis zu Richard Wagner. Don Karl hedel. München und Leipzig, 1905. Georg Müller.

Beethovens äußere Erscheinung. Don Ch. von Frimmel. Mit einer heliogravüre und zahlreichen Abbildungen im Text. München und Leipzig, 1905. Georg Müller.

Franz Golbhann. Wald und Welt. Aus dem Wanderbuch eines Naturfreundes. München und Leipzig, 1906. Georg

Roolf Dichler. Gesammelte Werte. Dom Derfasser für den Drud vorbereitet. Band X. Allerlet aus Italien. Munchen und Leipzig, 1906. Georg Müller.

hans Grasberger. Ausgewählte Werte. Band II. Geschichten aus Wien und Stelermart. München und Leipzig, 1906. Georg Müller.

Banns von Gumppenberg, Aus meinem lyrifdenCagebud. Munden, 1906. Georg D. W. Callwey. M. 2.—

Sur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der österreichiichen Herzogiumer mit besonderer Berücksichtigung Oberösterreichs. I. Mittelalter. Ein populär-wissenschaftlicher Beitrag zur Landestunde von Oberösterreich. Don Dr. Kerander Nicoladoni. Linz. Verlag des Museums Francisco-Carolinum.

Neue Garten von Olbrich. Berlin. Ernft Wasmuth R.-G. M. 10 .-

Jahrbuch der bildenden Kunft 1905/06. Begründet durch Max Maxterfieig unter Mitwirfung von Dr. Woldemax von Seidlitz. Herausgegeben von Wilhelm Schäfer, Düffeldorf, 1906. Sicher & Franke.

Tolftoj-Buch. Ausgewählte Stüde aus den Werten Ceo Tolftojs. Herausgegeben von Dr. Heinrich Meyer-Benfen, Berlin, 1906. Franz Wunder. M. 2.50

Das Leben, sein Ursprung und seine Entwidlung auf der Erde. Don Dr. E. König. Berlin, 1906. Frang Wunder. M. 6.—

Eingesendet.



Franz Josef-BITTERQUELLE

von ärztlichen Autoritäten seit Jahrzehnten als das gehaltreichste und sicherste natürliche Abführmittel empfohlen.

DIE DIREKTION IN BUDAPEST.

00	Redattion: Wien, I. Operaring 3. Telephon 4636.	00
00	Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.	00
00	Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernft Stülpnagel).	00
80	Drud von Chriftoph Reiher's Sohne, Wien, V. Dapier: Schlöglmilbl.	00
00	Redattionsschluß für Heft 68: 10. Sebruar 1906.	00

Inseraten=Annahme durch die Roministration der Giterreichsichen Rundschan, Wien, 1. Opernring 3 und durch alle Annoncen-Bureaus.
Insertionspreise: Die viergespaltene Millimeterzeile 25 h, 4, n Seite K 12. - , 4/n Seite K 20. - , 4/2 Seite K 35. - , 4/3 Seite K 36. - , 4/3 Seite K 36. - , 4/4 Seite K 36. -

»OBSERVER«

Telephon Ilr. 12.801

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

WIEN, I. Concordiaplat 4

ileit idmtiliche Wiener Tages-Journale, ferner alle hervorragenden Blätter der Siterr. - ung. Monarchie und des Huslandes (welche in deutscher, iranzöllicher, englischer und ungarischer Sprache erscheinen), sowie alle wichtigeren Fach- u. Wochenichritten, und versendet an die Abonnenten jene

Zeitungsausschnitte

welche fie periönlich (oder fachlich) interessieren.

Der »OBSERVER«

ift in der Lage, aus allen wichtigeren Journalen des Kontinents und Amerikas seinen Austraggebern Prehitimmen (Zeitungsausschnitte) über jedes gewünschte Thema ichnellitens zu liefern.

TAPETEN

W. Klobasser

Wien, I. Kolowratring 8

von den einfachsten bis zu den feinsten Sorten Telephon 6121. Muster franko.

BEZUGSQUELLEN WERDEN AUFGEGEBEN.
IST DER BESTE

GRAMMOPHON SPRECHAPPARAT

Deutsche Grammophon-Aktiengesellschaft Wien, I/1. Krugerstraße 8.

FR. JUL. THIEL

..............................

MESSINGMÖBEL NUR EIGENER ERZEUGUNG

Telephon 801 Wien, VII. Mondscheingasse 4 Telephon 801

Preiskurant, klein, gratis, groß 2 K, welche bei Bestellung rückvergütet werden.

Invert-Licht.

Schönste, beste, billigste Beleuchtung.

Friedrich Plan

II. Stephaniestraße Nr. 16.

Telephon 21190.

WIEN, I. Maria The straße Nr. 8 (Süh

französische Sprach

Englische uni

Verfaller "

bitten wir, fich zwecks Unter eines vorteilhaften Vorichia flebtlich Publikation ibrer i Buchform, mit uns in Ver zu letzen.

Modernes Verlagsbut Eurf Wigand Berlin-Milmeradorf Railer

Klaviere Dörr

k. u. k. Hoflie WIEN VI. Hofmühle

Geschäftsgründung 1817.

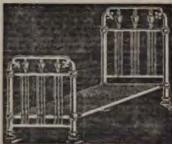
Geschäftsgründun

Franzensbader

"NATALIE-QUELLI

Kohlensäurereichster Lithionsäuerling. ausgezeichneter Heilwirkung bei Gicht u. R matismus. Von besonderem Wohlgeschma

FRANZENSBADER MINERALWASSER-VERSENDUI



Reichhaltiges L

Elsenbetten, Messing

Kinderbetten, Kastenbetten, Wascht

Geschmackvoll susami

Schlatzimmer in Eisen u.

Elsenmöbel-, Messingmöbel- und Stahldrahtmatratzen-

EMIL FINGER, Wie

VI. Mariahllferstraße 107, nur im Hofe rec Telephon 443. Mezzanin. Telepho

Gediegenes Fabrikat! — Keine Marktware! — Billigste Fabrika Illustrierte Preiskerante gratis und franko! — Bei Besugnahr die «Ofterreichliche Rundschau» böberer Rabatt.

Statistik und Politik.

Don Profesjor Dr. Ottotar Weber.

Im Auftrage der Gesellschaft zur Sörderung deutscher Wissenschaft, Kunft und Literatur in Böhmen hat der Professor an der deutschen Universität in Prag, Beinrich Rauchberg, bessen Namen in statistischen Kreisen mit einem Ausrufungszeichen genannt wird, ein Werk verfastt, das eine Aufmerkamkeit beanspruchen darf, die weit über das gewöhnliche Niveau solcher gelehrter Bücher hinausragt. **Es** ist ein im wahrsten Sinne des Wortes groß angelegtes Nachschlagewert über böhmische Politik, wobei das Wort "böhmisch" in dem Sinne gemeint ist, der beide Völkerstämme des Candes umfassen soll. Bei dem alles vergiftenden Kampfe, der leider nun zumal in Böhmen geführt wird, ist freilich zu fürchten, daß der tschechiiche Volksstamm sich den Ergebnissen des Buches gegenüber etwas fühler verhalten wird als der deutsche. Es steht aber so viel rein politisch unantastbares Ziffernmaterial in dem Buche, daß dieses bei Freund und Seind die höchste Achtsamkeit erregen muß. Damit soll beileibe nicht behauptet werden, daß anderes zu Zweifeln Anlaß geben könnte, es sind nur die Solgerungen für die Deutschen manchmal so überraschend günstig ausgefallen, daß der berufsmäßig hnpochondrisch angelegte deutsch-böhmische Politiker den lauten Jubel, den das Buch weden könnte, etwas au dämpfen sich für verpflichtet hält; es könnte sonst einmal der allzeit optimistischen Regierung einfallen, darauf hinzuweisen, wie sehr gut es eigentlich den Deutschen in Böhmen gehe: und das glauben doch die tschechsischen Politiker wohl selbst nicht!

Rauchbergs Buch zerfällt in drei Bände; im ersten ist der Text, im zweiten sind die Tabellen untergebracht, während in den dritten, ganz kurzen Band die — man ist beinahe versucht, zu sagen, wenn das nicht abgeschmackt klänge — reizenden Karten und Diagramme verwiesen sind. Rauchberg hat auch umsichtig für die Bequemen im Geiste gesorgt, die sich nicht lange durch Ziffern und Seiten durcharbeiten wollen: im Schlußkapitel des ersten Bandes sind alle Resultate in anmutiger Verknüpfung anseinandergereiht.

In den übrigen 23 Kapiteln hat er das große Problem der nationalen Schichtung in Böhmen behandelt und dabei alle möglichen Verhältnisse in Berückssichtigung gezogen: Schulen, Konfessionen, Arbeitsbetriebe, Zu- und Auswanderung, Geschlecht, Alter, Sterblichkeit, kurzum es wird uns eine genaue Bilanz der gessamten Bevölkerung Böhmens vorgeführt. Der Ausgangspunkt war, den nationalen

^{*} Der nationale Besitsstand in Böhmen. Leipzig 1905, Dunder & Humblot.

Besithstand der Deutschen festzustellen, das mußte aber mit zwingender Notwendigkeit ebenso zur Erörterung des tichechischen Besitzes führen und zu der des wechselleitigen Derhältnisse beider Dolksstämme in Böhmen. Man konnte darauf gespannt sein ju erfahren, wie im Caufe der Jahrzehnte das Jahlenverhaltnis der Deutschen und Cichechen sich verschoben haben wurde, und wird nicht ohne Überraschung hören, daß es im großen und gangen das gleiche geblieben ift. Seit 1880, feit Beginn der, man möchte fagen, wissenschaftlich durchgeführten Dolkszählungen, ift man zu diesem Ausspruche berechtigt, aber auch für die frühere Zeit Scheint das gelten zu können - wenn eben die früheren Schätzungen verläglich find. Das Derhältnis der Deutschen zu den Tschechen in Böhmen ist 373 zu 627 für 1000 Menschen: also ein erkledlicher Bruchteil über ein Drittel tommt den Deutschen in Böhmen gu. Die absolute Junahme in den Bevölkerungsgruppen weist eher einen tleinen Überschuß zu gunften der Deutschen aus, insoferne als die Junahme derselben in dem letten Jahrzehnt 8'24 Prozent beträgt, mahrend fie fich bei den Tichechen auf 7.85 Prozent beläuft, ein im übrigen nur geringer Unterschied, der aber beweisen soll, daß das Deutschtum in Böhmen bisher nicht im Rudgang begriffen ift. Gang anders sind die Derhältnisse in Mähren und Schlesien; in ersterem Lande betrug die Junahme der Deutschen nur 1'70 Prozent gegen 8'60 Prozent der Cichechen; in Schlesien waren die Jahlen 5:33 Progent gu 12:67 Progent. Es ist das ein Zeichen, daß dort die nationale Abgrenzung noch nicht soweit vorgeschritten ift wie in Bohmen, und die unsicheren und unbestimmten Elemente, die sich früher aus Gewohnheit, Tradition, aus geschäftlichen Rudfichten beutsch genannt hatten, es jeht vorgieben, sich zum anderen Volksstamme gugurechnen, ein Verluft, den man eher begrüßen als bedauern wird. Es ist fraglos, daß darunter die Juden einen starten Prozentsat stellen; diesbezüglich gibt es für Bohmen ein interessantes Exempel in den dortigen judischen Privatschulen; in dem Dezennium 1890 bis 1900 sind da nicht weniger als 69 Schulen mit 2296 Kindern aufgelassen worden, die mit deutscher Unterrichtssprache bestanden hatten. Don diesen Kindern find in den betreffenden Gemeinden über 800 verschwunden, die vielleicht Gelegenheit gesucht haben werden, irgendwo anders deutschen Unterricht zu finden, die übrigen laffen fich durch entsprechende Junahme der tichechischen Schultinder nachweisen.

Eine der überraschendsten Erscheinungen ist sedenfalls die scharfe Abgrenzung der Sprachgebiete, unter 219 Gerichtsbezirken sind 200 einsprachig und nur 19 (eventuell 20) gemischt; in gemischen Bezirken, in denen die Minderheit nicht ein Sünftel der ganzen Bevölkerung umfaßt, leben als nationale Minderheiten nur etwa 80.000 Menschen, die sich auf beide Dolksstämme beinahe ganz gleichmäßig verteilen. Es ist eine auffallende Erscheinung, wie scharf an den Grenzgebieten die nationale Trennung vorhanden ist. Wir wandern am Saum des Böhmerwaldes in rein tschechischer Gegend, haben ein kleines Dorf verlassen, plöslich hört der disherige Weg völlig auf, über sturmbewegte hutweide suchen wir unseren Pfad, und schon nach einer Wanderung von 20 Minuten erreichen wir ein deutsches Dorf,

das ebenso ungemischt deutsch ist, wie es das frühere tschechisch war, und das ausschlieflich mit dem deutschen hinterlande verkehrt. Mögen auch nicht alle Beispiele so draftisch sein wie dieses, das eine läßt sich mit Bestimmtheit aus der porliegenden Statistik herauslesen, daß es verhältnismäßig außerordentlich leicht wäre, eine reinliche Scheidung zwischen den beiden Sprachgebieten in Bobmen durchzuführen und daß die Anzahl der damit von der einen wie von der anderen Seite preisgegebenen Dolksgenossen eine sehr geringe ware, es mußte eben nur erst die wirkliche Neigung zum nationalen Frieden vorhanden sein. Diese ist aber leider vorläufig noch mehr auf der Seite der Statistiker zu finden, als auf Seite der Polititer. Und nicht einmal bei ersteren immer. Einen schlagenden Beweis dafür geben die Resultate der Volksgählung in der Candeshauptstadt Prag, Dieselbe weist scheinbar einen sehr großen Rudichritt des Deutschtums im Laufe des letten Dezenniums nach: es ist interessant, Rauchberg zu folgen, wie er Schritt für Schritt, besonders aus der Anzahl der vorhandenen deutschen Schulkinder nachweist, daß die Jahlen für Prag nicht stimmen können. Auf ein Argument möchte da, abgesehen von den Schulkindern, hingewiesen werden: aus dem deutschen Sprachgebiete sollen 6424 Personen nach Prag eingewandert sein und von diesen batten sich nicht weniger als 3020 mit tschechischer Umgangssprache bekannt, das ist bei den icharfen Trennungsbedürfnissen unserer Tage nicht wahrscheinlich. Ergöklich und instruktiv ist der Kampf, den Professor Rauchberg um die Prager Jählungsbogen führen mußte, die der Magistrat gesetzlich in sorgfältiger Derwahrung zu halten hat. Sein erstes Gesuch, in dieselben zu wissenschaftlichen Zweden Einsicht zu erhalten, blieb unbeantwortet, "erst infolge meiner an die t. t. Statthalterei in Böhmen gerichteten Aufsichtsbeschwerde wurde es erledigt, und zwar abschlägig beldieden. Meiner Beldwerde dagegen gab die Statthalterei Solge. Die Befolgung des Auftrags, mir das Zählungsmaterial vorzulegen, hat der Prager Magistrat auf jede Weise verzögert . . . nach langwierigen weiteren Derhandlungen wurden mir endlich die Bogen vorgewiesen. Sie befanden sich in einem solchen Justande, daß sie weder für wissenschaftliche noch für praktische Zwede benugbar waren!" Sie waren auseinandergerissen, zerstreut, vielfach fehlten die Erhebungslisten überbaupt. Don der statistischen Zentralkommission waren sie in bester Ordnung, geheftet, nach Drag zurückgeschickt worden, so daß erst hier der betreffende "Unfall" geschehen war, der selbstverständlich in dem Busen des Prager Magistrates ein foldes Gefühl brennender Scham vor dem neugierigen deutschen Professor entstehen ließ, daß er sich deshalb so sehr gesträubt hat, ihm die Materialien auszuliefern. Rauchberg hofft, daß man bei ber nächsten Volkszählung gegen solche Vorkommnisse Abhilfe schaffen und auch die individuellen Angaben der Einzelnen unter gesetzlichen Schutz stellen wird. Ob das nicht eine allzu sanguinische Hoffnung ist? Das Resultat der vorliegenden Nachforschungen ergibt als Jahl der in Prag samt Dororten lebenden Deutschen die Summe von 50.000. Also ein Neuntel der Gesamtbevölkerung.

Wie sehr im Laufe der Zeiten sich oft die nationalen Derhaltnisse verschoben haben, zeigen die Namen; wir finden unter den rein deutschen Orten ein Prestault und ein Sohore, dagegen unter den rein tichechischen: Namen wie Waldsteinrube, Weihmaffer, Lerchenhof, Siebenthan, Saibendorf. Aber es muß immer wieder betont werben, die gegenwärtigen Derschiebungen sind geringfügig. Eine besondere Ausnahme bilden die Kohlengebiete, wie Nurschan-Dilfen, in denen ein stärkerer Einschub des billigeren tichechischen Arbeitermateriales stattgefunden hat, bei dem aber wohl zu berudsichtigen ift, daß es fich hier nur um vorübergehende Derhältnisse handelt. Aus den interessanten Einzelheiten des Werks mögen einige Details festgehalten werben: fo, daß sich auch in den tichechischen Städten die deutschen Minderheiten erstaunlich aut erhalten haben, daß eine ftarte Junahme der tichechischen Schulen in den deutschen Gebieten zu bemerten ift, daß die hochausgebildete Frauenarbeit der Deutschen auf die Kinderverhältnisse ungunftig ein= wirkt, daß die tichechischen Minderheiten in den deutschen Begirten zunehmen, die deutschen Minderheiten in den tichechischen aber abnehmen. Es sind das fast lauter Angeichen, die dafür sprechen, daß die angeführten Jiffern für die gleichmäßige Junahme der Deutschen in Böhmen nicht überschätt werden durfen und daß nichts ichablicher mare, als wenn die beutschen Politiker sich von den Ziffern der Statistit einlullen ließen.

Rauchberg findet den unvermeidlichen Ausgleich aller nationalen Reibungserscheinungen in der wirtschaftlichen Entwidlung des Candes. Er fordert, mit Rudsicht auf die sich vollziehende Umbildung Bohmens aus einem Agrar- in einen Industriestaat, Anderung der Wahlordnung nach der Richtung des allgemeinen Wahlrechtes bin: eine Sorberung, der sich heute tein ernster Polititer mehr entgiehen darf; er itellt das nationale Programm der beiden Dolfsstämme dabin auf. daß die Cichechen, statt auf Eroberung fremder Gebiete, darauf ausgehen sollten, ihren Vollsgenossen innerhalb bes eigenen Gebietes die nötigen Arbeitsbedingungen ju ichaffen, daß anderseits die Deutschen sich nicht gegen fremden Jugug wehren, sondern denselben durch tulturelle Eroberung affimilieren sollten. Man wird diesen Ausführungen nur Beifall zollen tonnen, fie aber wehmutvoll gleich den politischen Romanen früherer Jahrhunderte behandeln mullen, denn gerade die Eroberung fremden Gebietes ist eine nationale Pflicht der Tichechen, eine Brotfrage infolge der Vermehrung ihrer Volkszahl, und so start ist die nationale Kraft ihres Volkes geworden, daß die Affimilierung der tichechischen Einwanderer durch die Deutschen von Jahr gu Jahr immer geringer werden muß, wenn die Statistif auch mit den heutigen Jiffern noch nicht im stande ist, dies nachzuweisen.

Bei der Beurteilung der günstigen Cage der Deutschen in Böhmen, für die Rauchberg eintritt, ist vor allem das eine nicht zu vergessen, daß die internationale Sozialdemokratie immer größere Sortschritte in Böhmen macht und daß diese ihre Eroberungen vornehmlich auf Kosten des Deutschtums erringt, so daß viele Tausende, die die Statistik als Deutsche anführen muß, von der Politik als solche nicht mehr

anerkannt werden können: es bestehen eben zwischen Statistik und Politik dieselben Unterschiede, wie zwischen Theorie und Praxis.

Die sich immer erneuernde Kraft, die das Deutschtum in Böhmen aus seiner großen wirtschaftlichen Entwicklung schöpfen soll, kann ebenfalls auf die sich von Jahr zu Jahr sichtlich steigernde, gleiche Expansion der tschechischen Industrie angewendet werden, gleiche Ursachen werden gleiche Wirkungen hervordringen. Und der in Böhmen geborene und hier aufgewachsene Deutsche wird unmöglich, trotz aller trostreichen Iiffern, über das Gefühl hinauskommen, daß sich sehr vieles in den letzten 20, 30 Jahren zu ungunsten der Deutschen verschoben hat.

Wenn auch die Bevölkerungsziffer im statistischen Sinne keinen Rückschritt aufweist, und das muß natürlich zugestanden werden, so ist der politische Wert dieser Zisser nicht mehr derselbe: der Verlust von Prag, von Pilsen, die immer größer werdende Gesahr für Budweis oder Prachatitz oder Krummau läßt sich durch gar nichts wettmachen, das liegt zugleich begründet in dem ungeheuren Ausschwunge, den die tschecksische Kultur in den letzten Jahrzehnten genommen hat; die zwei Drittel Cschecken von 1850, ja von 1870 bilden einen ganz anderen Machtsaktor als die zwei Drittel von 1900.

Das Rauchbergsche Werk ist jedenfalls innerhalb seiner Wissenschaft ein Standardwork, dem die verdiente Anerkennung nicht versagt werden darf, aber die Deutschen müssen sich sehr hüten, alle Solgerungen aus den Jahlen wörtlich zu nehmen: es gibt auch eine Poesie der Jahlen, die zu süßem politischen Schlummer verführt, und gerade der ist's, der den Deutschen Böhmens gefährlich werden könnte und darum muß bei aller schuldigen Hochachtung für die Statistik auf die grausame Prosa der Politik hingewiesen werden: für die wirtschaftliche Romantik, die aus dem allgemeinen Wahlrechte entstehen soll, müssen wir erst reif werden!

Napoleon und Kant.

Don hofrat Kareis.

Könnte es nicht auch heißen: Kant und Napoleon? Das ist so leicht nicht zu entscheiden. Zwei Fürsten im Reiche des Geistes. Beide so hell und sicher in ihren Gedankengängen; beide einzig in ihrer Art! Der eine aus innerem Lichtborn schöpfend, von der objektiven Wahrheit seiner Überzeugungen derart durchdrungen, daß er mit seinen Offenbarungen alle alten Spiteme über den hausen warf und den Kärrnern seiner eigenen und auch der späteren Zeit Beschäftigung gab mit der Wegführung des alten Schuttes und mit dem herandringen der brauchbaren Bausteine zu angeblich neuen Spitemen — auf lange Perioden hinaus.

Der zweite — ein Damon, zu dessen Verstehen kein klügelndes hin- und herdenken ausreicht — prüfte die Richtigkeit seiner Vorskellungen sofort an den Taten, und an welchen Taten!

Kants Nachfolger: Sichte, hegel, Fries, Schopenhauer fanden sein Werk umbildungsfähig, ja der Umbildung bedürftig; ein Beweis, daß es nicht befriedigte. heute sind noch Männer, wie die Mitarbeiter an den Kant-Studien, eifrigst daran, seine Gedanken dem Derständnis der Gegenwart näher zu bringen und erst vor einigen Wochen erschien Chamberlains Buch, das unter Aufgebot großer Mittel denselben Iweck verfolgt, nachdem Paulsen, Simmel u. a. m. ihm vor kurzem in gleicher Absicht vorangegangen.

Kant ist einmal schwer verständlich und Chamberlain rechtsertigt diesen Mangel— er erkennt ihn also an. Kant will zwischen dem ewig Unvorstellbaren — dem Ding an sich — und zwischen dem, was wir durch unseren Wahrnehmungsorganismus zu erkennen vermögen, mit seiner Sprache vermitteln! Er erinnert an Saust, der zu den Müttern herabsteigt! Seine ehrlichsten Bewunderer müssen diese Schwäche Kants zugeben. Glücklicher war Kant mit der Ausstellung des kategorischen Imperatios. Sein Inhalt ist: "Mensch von Fleisch, Blut und Nerven, handle als hättest du das alles nicht, handle wie ein reines Vernunstwesen." Man sagte sogar, daß in den Kriegen von 1866 und 1870 die Früchte senes reinen Pflichtgesetzes zur Reise kamen! Wir glauben das nicht, obwohl Kants Pflichtenlehre hehr und erhaben dassteht!

Napoleons Proklamationen an seine Soldaten ließen andere Saiten der Seelenklaviatur anklingen mit häusig weit rascherem und staunenerregendem Erfolge!

Wie kam nun der Autor des Büchleins "Dom ewigen Frieden", das — nebenbei gesagt: nebst den "Träumen eines Geistersehers" in klarer, ja eleganter Schreibweise abgesaßt ist, dazu, von dem größten Kriegsgenie aller Zeiten, vom "Shakespeare des Schlachtselbes", wie ihn Bleibtreu so tressend nennt, beachtet zu werden? Wie kam der, der im brennenden Wüstensand sowie in den Eisseldern des Nordens, auf den Kämmen der Alpen — wie in den lachenden Gebreiten der lombardischen Ebene und in den Schluchten der Sierras in Spanien — immer der Gleiche, der Sprungbereite blieb, dazu, sich um den Mann der vier Wände zu kümmern, den des Denkens gleichgestellte Uhr im Gange erhielt? Wie kam der fühle Philosoph — ein Mensch ohne Schicksal — eigentslich eine denkende Pslanze — in die Cage, die Ausmertsamkeit des Wagenlenkers des Schicksals — während einer kurzen, aber weithin strahlenden Zeit — zu sessen.

Kant, dessen Streben und Reich wohl nicht von dieser Welt war, wurde der Gegenstand lebhaften Interesses von Seite jenes Mannes, der aus der Welt ein Reich und zwar sein Reich zu machen nicht übel gesonnen war. Ist das nicht merkwürdig?

Die einzelnen Phasen dieses Derhältnisses historisch genau sestzustellen, wird wohl kaum möglich sein; nach den in dieser Skizze anzuführenden Daten jedoch wird eine diesbezüglich zulässige Annahme gestattet werden dürsen.

Man wird dem ersten Konsul die Anerkennung nicht versagen, daß er aus dem verwüsteten Schutt der Revolution mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln neues Leben hervorzuzaubern bemüht war. Rousseausche Gedanten hatten zeit seines Lebens, besonders aber in dem aufsteigenden Iweige seiner Bahn, Macht über das Tun dessen, den Chateaubriand den größten Dichter genannt, weil er die reichsten Phantasiegebilde sofort in Wirklichteiten zu verwandeln verstand. Er schützte und sörderte Wissenschaft und Kunst nach Kräften war stolz auf seine eigenen mathematischen Sähigteiten, zeichnete seine ägnptischen Expeditionsgenossen. Monge, Berthollet, Cuvier, Caplace, den

Diese Schrift ung durch Charactes Dermitthung dem himphi de die feliede per rusem eine Charactes Milmeistung merdeniter Pillers ju und die nem Hendelsen delter extensive Ericalius, in fein Paterland, das er 1742 verbahlen mucht, jurihistehem in diese.

Daß der erde Komiel sich um diese deit mit Kant deschäftigte, in zwar habt merk wärdig, aber ganz und gar nicht unglaudwärdig, hatte er dah den Uberter mit nach Agopten *** genommen, ihn etwa sechsmal gelesen und eine sein psychologische ihnsches Friedrich II. von Preußen, der die Literatur der Deutschen roh und durdurisch sinnal bestämmerte sich dieser Universalmensch, der für die verschiedensten Gegenschlinde seine Schöer im Gehirn hatte, auch um das Schrifttum des Nachbarvolles, denn er kunnte u. a. auch Wielands Werte, der ihn und sein Wirken genau prophezeit hatte; auch ihn hatte er zum Lever in Ersurt geladen, wo ihm die Gegenwart der Kalser und Könlye nicht genügte; er wollte auch die Fürsten des Geistes um sich haben.

Für unsere Annahme spricht auch folgender Vorsall: Matthisson ("Erinnerungen", Bd. II., S. 68—70) berichtet, daß, als er 1801 in Causanne den Prosessor Levade besuchte, er an der Wand des Empfangszimmers das Bild des "thelden des Anges" sand; Levade erzählte nun, daß, als der erste Konsul, der ja der theld vieler Jahrhunderte gemorden, durch Causanne kam (als er den Übergang seiner Armee über den St. Nernhard leitete) — es war im Frühling 1800 — er - Levade sich dem Ruhmgekränten vorstellte und den General einlud, in seinem Candhaus auszuruhen. Napoleon dankte und so knilpste

- * Ein bedeutender Gelehrter, Cacépède, murde Groftangler des Ordens der Chronloulan.
- ** Siehe "O. Ulrich: Charles de Villers. Sein Ceben und fein Wirten". belpgig. Dieterich, 1899.
 - *** Ja sogar nach St. Helena hat er Werther mitgenommen.
- † Napoleon selbst sagte von sich, daß die verschiedensten Gegenstände sind einem und tête, comme ils eussent pu l'être dans une armoire. Quand je voux fermer une affaire, se ferme son tiroir, et j'ouvre celui de l'autre. Veux-je dormir, je ferme tous les tiroirs, et me voilà au sommeil.«

sich eine Unterhaltung an. In dieser fragte der erste Konsul, sich ganz lebhaft an den Prosessor wendend: "Was hält man in der Schweiz von der Kantschen Philosophie?" Die Antwort war: "Wir verstehen sie nicht, General."

Mit freudiger Miene und einem leichten Schlag der geballten Rechten in die offene Cinke wandte sich Bonaparte zu seinem Generalstabsches und ries: "Haben Sie wohl gehört, Berthier? Kant wird hier auch nicht verstanden!" Aus diesem Gespräche geht ungezwungen hervor, daß sich der erste Konsul bereits mit der tritischen Philosophie beschäftigt und wahrscheinlich auch mit seinem Stabsches darüber disputiert habe. Napoleon mochte auch die kleine Schrift "Zum ewigen Frieden" gelesen haben, die sofort nach ihrem Erscheinen im Jahre 1795 — nach Abschluß des Baseler Friedens — ins Französische übersetzt worden war und die den für den Kamps Prädestinierten nach dem Gesetz der Kontrastwirkung angezogen haben mag; denn die Deröffentlichung dieses kleinen, mit einer seuilletonistischen, bei Kant daher so seltschen, Eleganz geschriedenen Büchleins siel in eine Zeit, wo viel über Frieden in Zeitschriften, in Kongressen, Staatskanzleien, ja sogar in dürgerlichen — damals für politische Angelegenheiten so apathischen — Kreisen verhandelt wurde.

Bezeichnend für Napoleon ist es, daß er in jener Zusammenkunft in Causanne nach der Cage und Entsernung des Dorfes Clarens, wo sich Rousseau aufgehalten, gefragt hat, um — wie er meinte — "diesen durch das Genie geweihten Ort nicht zu versehlen".

Nachdem nun der Übergang über die Alpen — Mai 1800 — vollzogen und die Schlacht von Marengo geschlagen, dreizehn sesste Plätze eingenommen, 1000 Kanonen erobert worden waren, kehrte der Sieggekrönte nach Paris zurück, um die an ihn herantretenden Aufgaben des Friedens zu lösen. Wie er sich in dieser Periode verhielt, weiß ja die Welt!

Um diese Zeit war es, daß Dillers um die Rückfehr nach Frankreich ansuchte, worauf sodann seine Philosophie de Kant ou principes sondamentaux de la philosophie transcendentale« — 1801 — in zwei Bänden erschien. Seine bereits erwähnte Absicht, die beiden großen Kulturvölker einander näher zu bringen und sein Werk scheinen Bonaparte interessiert zu haben; er verlangte von Villers eine kurze Darstellung der Kantschen Grundideen und so machte der Versasser einen kurzen Auszug aus seinem zweibändigen Werke. De premier Consul de toute l'Europe« schreibt Villers an einen Freund*, da très peu de temps à perdre, et l'on ne m'accordait que quatre pages pour lui dire de quoi il était question, et quatre heures pour y songer«. Ein Exemplar der als Manustript gedruckten, auf zwölf Kleinoktavseiten zusammengeschrumpsten Broschüre schickte Villers im Jahre 1803 an Goethe, der für ihren Empfang vorläusig gar nicht dankte; ob er denselben im Jahre 1806 anläßlich einer zweiten Sendung Villers bestätigte, ist aus der Darstellung dieser Angelegenheit in den Kant-Studien (Bd. III, S. 4) nicht zu ersehen.

Der fehr gefürzte Inhalt des Dillersichen Schriftchens ift folgender:

"Der Mensch ist ein erkennendes und zugleich ein wollendes Wesen. Nach der in Frankreich vorherrschenden Ansicht sind die Sinne und die durch sie vermittelten Empfindungen die einzige Quelle der Erkenntnis, während persönliches Interesse, der hang

^{*} Siehe das gitierte Wert von D. Ulrich. S. 18.

zum Wohlleben, die Wünsche, die Leidenschaften und die Eigenliebe sein handeln bestimmen. Diese auf Locke zurückzuführende Anschauung sei verwerflich; sie schließt hauptsächlich die Freiheit des menschlichen Willens aus. Kant aber hat nach sechzigsährigem Nachdenken neue Grundlagen für die Lehre vom Erkennen sowohl als auch für die Lehre von der Freiheit der menschlichen Willensbestimmungen ausgefunden.

hinfichtlich des Erkennens stellt Kant fest, daß dafür nicht bloß der äußere Eindruck der Gegenstände auf die Sinne, sondern auch die spezisische Beschaffenheit unseres Intellekts bestimmend sei."

Dillers erläutert seine Darstellung durch Gleichnisse:

"Man setze ein und dasselbe Objekt vor einen Plan- und vor einen parabolischen, sodann auch vor einen sphärischen Spiegel, so erhält man drei ganz verschiedene Bilder. — Eine zweite Erklärungsweise: Man führe Nahrungsmittel in eine über Seuer gestellte Conröhre und ganz gleiche Mengen derselben in den menschlichen Magen; die Wirkung wird eine ganz differente sein. — So ist es auch mit dem Akt des Erkennens. Die Gegenskände, die wir als außer uns besindlich erachten, sind sediglich bestimmt, durch den Eindruck, der abhängt von der Beschaffenheit unserer erkennenden Organe.

So kommt es, daß die Gesetze und die Formen, die das uns inhärente Erkennen beherrschen, dem äußeren Geschehen anzuhaften scheinen. Wie die "Dinge an sich" — unabhängig von unserem spezisischen Erkenntnisvermögen seien — das können wir — gebannt in die Erscheinungswelt — nicht wissen.

Man könne daher nicht die Freiheit des menschlichen Wollens verwerfen; denn der Mensch, als körperliche Erscheinung, folge zwar dem Gesetze von Ursache und Wirkung und ist in die eherne Kette des Weltgeschehens eingeschlossen: allein sein innerstes Wesen, das sich durch die Stimme des Gewissens ankündigt, folgt jener unzerreißbaren Notwendigkeit nicht — es ist frei!

Auch der Materialismus kann vor der Lehre Kants nicht bestehen; denn Materie, Sarben, Cone 2c. sind nur Produkte unserer Anschauungsweise; was sie in Wirklickkeit sind, das wissen wir nicht. Ebensowenig kann die rein mechanische Auffassung des Weltgeschens und der Atheismus vor den Beweisen der kritischen Philosophie Stand halten.

Les choses en elles mêmes sind — das bezieht sich aber nur auf die Außenwelt — für den Menschen unerreichbar. Anders sei es (wie schon angedeutet) mit der innern Welt; die Stimme, die hier vernehmbar ist, ruft: "Du sollst oder "Du sollst nicht" dem Menschen zu! Das intime Selbst tritt da hervor; dadurch ist, dadurch lebt er! Da rührt er an den innersten Kern alles Seins. Das herz ist gerettet vor allen Irrungen des Verstandes, die Pflicht emporgehoben über alle Versuchungen durch die Leidenschaften."

hier läßt nun Dillers eine begeisterte Anpreisung Kants folgen; er nennt ihn den Newton de l'homme moral. Der edle Idealist, der sich's zur Lebensausgabe machte, de noble esprit de la sagesse et de poésie germanique. seinen Landsleuten zu vermitteln, erhebt sich zum Schluß seiner Darlegungen zu einer Art prophetischer Diktion: L'homme vraiment au niveau de son siècle a la forçe, de s'élever avec lui, de renoncer aux institutions et aux idées vieillies. Ceux qui veuillent entraver le progrès de l'humanité et étouffer les nouvelles lumières, ne réussissent, que momentanement; l'oubli ou la risée des générations a venir les attend, quelle qu'ait été à d'autres égards leur renommée et

leur considération personelle. Das klingt fast wie ein alttestamentarischer Warnungsruf ein Menetekel gegenüber einem Manne, der nach den höchsten Stusen persönlicher Macht strebte. Wie sich dieser Mann, der ganz andere Dinge im Sinne hatte, als das "Ding an sich" zu dieser Enunziation verhielt, ist unbekannt. Auf St. helena bekannte er sich zum Spinozismus, von dem Lichtenberg ja prophezeit, daß er — geläutert — die Anschauung der ausgeklärten Nachwelt sein werde. Dillers kehrte noch zu Ende des Jahres 1801 entmutigt und enttäuscht odu pays du charlatanisme et de la forsanteries — wie er schreibt — sur la terre de la loyauté et de la véritable humanité, also nach Deutschland zurück.

Aber auch Kant, der Mann der stillen Studierstube und des Katheders, beschäftigte fich in Gedanten mit dem phanomenalen Meniden, dem nichts unmöglich ichien, wie der Dhilofoph ja auch in abgemessenen Stunden die Politif in den Kreis seiner Betrachtungen aufnahm. In ben "Ibeen zu einer allgemeinen Geschichte in weltburgerlicher Ansicht", in ber "Beantwortung der Frage: ,was ift Auftlärung?", in der "Rechtslehre", in der "Metaphpfit der Sitten" und sogar in der "Anthropologie" findet sich manch hübscher Erturs auf das politische Gebiet, in welchem - trot der Erfahrung, die Kant anläglich seiner Deröffentlichung ber "Religion innerhalb der Grenzen der Bernunft" gemacht — viel flare Offenheit und Gradheit des Raisonnements zu finden ist. Nichtsbestoweniger muß man die Dorsicht oft bewundern, mit welcher der große Weise sein Gedantenschifflein zwischen den Klippen der ftreng monarchischen Derfassung und der icharfen Zensur, die in Preugen die erfte Rolle in allen Fragen der Offentlichkeiten fpielten, durchsteuerte. Mit Bonaparte beschäftigte sich Kant anläglich der in seinem Nachlaß aufgefundenen "Rechtfertigung des Direktoriums der frangofischen Republit wegen eines angeblich ungereimten Planes, den Krieg mit England zu ihrem Dorteil zu beendigen", 1798. Dieses kleine Schriftden findet fich in der von Kirchman herausgegebenen "Philosophischen Bibliothel", und zwar in bem Bande, ber die "Dermijdten Schriften und ben Briefwechsel" enthält. Der anscheinend so weltscheue Philosoph mutet hier dem jungen Phantasiemenschen viel mehr Nüchternheit zu als dieser, der befanntlich die Bedrohung Indiens im Kopfe hatte, als er nach Agnpten 30g, wirflich besaß. * Der Inhalt des Aufsages ist folgender: "Vorteilhaften Frieden mit England gu ichließen tann Frantreich nur gelingen", meint Kant, "wenn es einen siegreichen Candtrieg führt. Dies ware nur möglich, wenn - mit Genehmigung Spaniens - ein Canbbeer nach Portugal, mit dem Franfreich im Kriege ift, geführt werden tonnte.

Spanien sei jedoch arm an Cebensmitteln und könne einen solchen Durchmarsch nicht gestatten; zur See kann Frankreich ein großes heer nicht transportieren, da Englands Übermacht in Schiffen das verbietet. Man wolle daher Englands Seemacht irreleiten, indem man vorgibt, über Ägypten und das Rote Meer ein Truppenkorps unter Bonapartes Sührung nach Indien zu senden. Wenn dann Nelson nach dieser Sinte griff, werde sich das heer Bonapartes geschickt wenden, und zwischen Tunis und Malta nach Frankreich zurücktommen, sich mit der Toulonschen Flotte vereinigen, um dann in Portugal einzusallen. Man hat auch in den Zeitungen von der Niederlage Bruchs gelesen: "Bonaparte hat Nelson irregeleitet und ist zu seiner Bestimmung (nämlich nach Portugal) gegangen", wiewohl das alles nicht eingetrossen ist. — Was nun das

^{*} Es ist bekannt, daß Bonaparte bei seiner Agnptenfahrt auch an den Durchstich der Candenge von Suez bachte.

Dies (in turzem) der Auffatz Kants, der Annahmen und Doraussetzungen enthält, die der Wirklickeit nicht entsprachen, die jedoch, wenn Bonaparte sie zur Richtschnur seines handelns hätte machen können oder wollen, den Ereignissen eine ganz andere Wendung gegeben hätten, als sie genommen haben. In der von der Berliner Akademie besorgten Neuausgabe von Kants Werken werden sich vielleicht noch andere Belege dafür sinden, daß der große Denker den großen Feldherrn und Catmenschen in seiner damals noch ganz kurzen Lausbahn genau beobachtet hat.

Uns war es jedoch mehr darum zu tun, den Spuren des Weges nachzugehen, auf welchem Napoleon dem Namen Kants begegnet. Es ist nicht unmöglich, daß Kants Ruhm den jungen Helden anzog; wir wissen ja, daß Ruhm das geistige Reizmittel hoher Seelen ist und daß der Neid, den fremde Größe wedt, am tiefsten greift. Seben wir doch Alexander, der seinen eigenen Dater beneidet, Cassius, der Casar haßt, Pring heing, der heinrich hotspur nicht in seiner Sphare treisen laffen mag! Welcher der beiden im Citel stehenden Namen langer glangen wird, ist schwer zu sagen. Die Bahn, welche bie Welt seit dem Wirken beider Manner gurudgelegt, ist bei aller Sulle des Erreichten zu turz, um die richtige Parallage für diese beiden Sterne zu gewinnen. Kants Absichten ertennt jeder, der ihm naber getreten, an; seine Ansichten, namentlich in erkenntnistheoretifder Beziehung, werden von der Schule Machs, Avenarius', Schuppes 1c., verworfen. Napoleon hat aber durch Gründung der Anstalten und Schulen, 3. B. der École polytechnique, durch Sörderung von Kunst und Wissenschaft, durch den Code Napoléon 2c., gewiß tiefer und auch nachhaltiger auf die Mitlebenden gewirkt als der Königsberger Weise. Sollen wir das Urteil der Mit- und Nachwelt heranziehen, um einen Masstab für die Größe Napoleons zu gewinnen, so wollen wir bloß Goethes und weniger anderer gebenken. Goethes eigenes Geständnis bezeugt, daß er für Kant da ihm (Goethe) das philosophische Organ fehle, mit Ausnahme der Kritik der Urteilskraft kein sonderliches Derständnis habe; er habe "nie über das Denken gedacht"! Napoleon aber hält er für das größte Erdenwesen, sowie Marschall Wolselen * ihn: " the greatest being, which

* Besonders die Engländer sind es, die solche Kraftsentenzen über denjenigen von sich geben, der sie seit Toulon befriegte, ihnen Verluste von Milliarden verursachte und auch Ströme von Blut abzapste: "Er verfürzt die Geschichte und erweitert die Einbildung.".... "Vergangenen Ruhm stellt er in Zweisel und macht zufünstigen unmöglich" zitiert Lord Roseberrn in seinem schön geschriebenen Buch über Napoleon als Aussprüche seiner Landsleute. Unter den Franzosen sindet er seine eifrigsten Verkleinerer: wir nennen nur Taine, Charras, Pierron, Lanfren. Taines Verkleinerung ist aber mit so viel Lob durchset, daß man ihn noch unter die Objektiven rechnen darf. Neuere Deutsche: Sischer ("Goethe und Napoleon"), Bleibtreu und holzhausen sind in zahlereichen Werken kritische Bewunderer des großen Korsen.

God has sent to the earth- nennt. Hegel, als er den Kaiser über den Marktplat von Jena, am Tage vor der Schlacht, reiten gesehen, schrieb in sein Tagebuch: "Ich habe den Weltgeist erschaut!" Manzoni, Grillparzer, Byron, Gaudy, Platen, Iedlitz, Chamisso, hauss, heine und so viele andere haben ihn über alles geseiert; ihn, der den Geist so hoch hielt und zu Gourgaud einst sagte: "Nur der Geist und dann erst das Schwert kann die Welt untersochen." In der Kapuzinergruft zu Wien, angesichts so vieler Kaisersärge, rief der große Geistesgläubige aus: "Alles ist vergänglich, nur der Geist und seine Krast besteht." Napoleon war überhaupt gläubig: man muß nur seine Deliberationen über Religionen und die geheimen Kräste der Natur, die er seinem Liebling Gourgaud vorphilosophierte, lesen, um zu begreisen, daß zwischen ihm und dem Denker des "Dinges an sich" eine gewisse geststige Verwandtschaft bestand, Sie waren beide — und wie — groß und die Größe ist ein Mysterium!

Martin Sölch.

Erzählung von Nikolaus Krauß. (Fortsetzung und Schluß.)

3

Kirchweihsonntag! Den Dienstboten und dem jungen Volk der liebste Tag im Jahr. Heute hatte sich jeder an Sleisch allein satt essen können, und in aller Früh hatte es schon zwei Sorten Kuchen zum Kassee gegeben. Morgen wird man sogar gebadene Karpsen essen, und der Dienstag ist auch noch ein Seiertag.

Und an allen drei Tagen wird getanzt. In allen Dörfern des Egerlands, die ein Wirtshaus haben. Die Siedel klingt, die Klarinette schrillt, vergnügt brummt und quiekt der Dudelsack.

"herrgottsatra, wer da Geld im Sade hat!"

Und die "Stodterer" tommen heraus aus ihrem rußigen, rauchigen Eger, zu ihren Derwandten und Bekannten, essen und trinken, als hätten sie mit Absicht acht Tage gefastet, jubelieren, wollen in allem die Gescheidtesten sein und schleppen zum Schluß ganze Bündel Kuchen mit fort, damit die Daheimgebliebenen auch was haben von der "Kirwah". Manchem judt dann noch ein paar Tage lang der Buckel. Er ist "aus Versehen" einem Mädel zu nahe gekommen, und da hat es gleich Säuste geregnet. —

Einige Zeit nach dem Mittagessen war's. Martin Sölch saß an dem großen, vieredigen Tisch der Esstube, den Rücken gegen die Stirnseite des hauses gewandt, und
zahlte seinen Dienstboten das "Kirwahgeld" heraus. Dor sich hatte er das Wirtschaftsbuch, in dem er jeden Posten vermerkte. Die meisten waren schon abgesertigt und sofort
aus der großen Stube verschwunden. Jeht war die erste Magd dran, die "Große".

"Na, Liefel, du hast ja schier noch den gangen Lohn steben! Wie viel willst denn?"

"Ift's zu viel, wenn ich funf Gulden fag?"

"Zu viel? Wie man's nimmt, Liefel . . . Wenn Jahrmartt war' . . . "

"Wift's Bauer, i möcht' mich wieder einmal austangen."

"Je dann!"

Er gab ihr das Geld.

"Bift denn auch g'itelit?"

"Ordentliche Schuh' hab' ich . . . Recht schöne, rindslederne."

Der Bauer blidte zur Seite, sein Geficht verzog fich.

Mifchte fich der Großtnecht drein:

"Liefel, ich an deiner Stell', ich tät gleich zwei Canzer nehmen. Einer, schätz' ich, der-

Sie blitzte ihn zornig an und wandte sich.

"Steig mir auf'n Budel!"

"Recht gern! . . . Wenn sich's grad amal schickt."

Draußen war fie. Bauer und Knecht lachten.

"Abam! ... Andres!" fcrie Sölch.

Aus der Nebenstube polterten seine Buben herein. Burschen so an die Iwanzig, mit diden Nasen in den breiten Gesichtern, schwarzem haar und funkelnden Augen. Die Glieder erschienen wie ausgerenkt. Richtige Litschkara.

"Da habt's euer Seiertagsgeld!"

Der Bauer schob jedem zwei Gulben bin.

"So wenig?" maulte Adam, der ältere, griff aber mit der großen, ausgearbeiteten hand sofort nach den Silberstücken.

"Sür Bier, einen Canz und ein paar Zigarrln wird's wohl langen. Ich hab das net g'habt. Macht mir keine Dummheiten. Don Schulden will ich nichts hören! Und jest macht, daß ihr fortkommt! Zum Abendessen seid ihr wieder da!"

Die Tür war hinter den Burschen ins Schloß gefallen. Sölch hatte den Söhnen nachgeblickt. . . . Diese Knieschieber! . . . Und das Ungelenke! . . . Nein, das war nicht die Raff', auf die er stolz gewesen wär'!

Er wandte sich dem Großtnecht zu.

"Und du, Ditus?"

Der Knecht trug basselbe kleine Bartel unter ben Ohren wie der Bauer, auch die schmalen Gesichter und scharfrückigen Nasen ähnelten einander. Aber Oitus' haar war noch braun, in den Augen blinkerte es.

"Bauer, wie viel hab' ich denn noch stehen?"

"Das wirst du so gut wissen, wie ich . . . Zwanzig Gulden sind's."

"Richti, richti . . . jest fällt's ma ein."

Er zählte an den Singern herum und tat, als machte er einen Überschlag. Endlich weinte er mit einem Seufzer:

"Ja, da wird wenig übrig bleiben! . . . Nach meiner Rechnung — nix."

"Gar nichts?... Aber Vitus!... Nach der Kirwah kommt der Michaeli-Markt und Weihnachten!"

"Bauer, 'n Kalender kenn' i scon!"

Ditus begann wieder zu zählen. Mit der Rechten faßte er drei Finger der Linken zusammen.

"Nummero eins: das kost der Rausch."

"A Rausch? ... Pfui Teufel!"

"Schimpft's net Bauer, so a tüchtiga Rausch is a net zu verachten... Was hat denn Unsereins vom Leben?... Na, ös wißt's ja selber: Arbeit und Arbeit. Alle heiligen Teiten kann ma amal aufhäschen... Na, und affa gibt's an Rausch. Und drei Tag muß ein'm no der Kopf brummen, sonst vergißt man's ja, wann ma 's letztmal Geld g'habt hat und daß ma sich am andern Tag hat ausschlafen können, so lang's g'schmedt hat."

"Alsdann, wie viel?"

"Bauer, i hab's ja schon g'sagt . . . Na ja . . . 3'grob wollen ma a net sein. Cassen ma fünf Güldala für Weihnachten 3'ruck."

"So viel Geld! . . . Aber, Ditus, das ift ja die reine Sund!"

"Sünd? . . . Ich hab' ja für nemats 3'sorgen! . . . 's Gwand und d' Stiefel san im Stand."

Er schloß das rechte Auge und blinzelte mit dem andern.

"Bauer, wennt's mi bos' machit, heirat' ich!

"Äh! . . . Ift ichon tein Taglöhnerhäusl!"

"Ja, das habt's wegreißen lass'n, die alte Hütten, weil ein Knecht billiger kommt als a Taglöhner . . . Zieh' i halt in ein Herbingshaus an da Straßen . . . A Weib trieg i schon! . . . U affa gehen ma ins Ziegelschlagen."

Sold ichob ihm das verlangte Geld bin und ichlug die Sauft auf den Tijch.

"Bist denn ganz verruckt? . . . A Bauer und will unter die Zieglerleut'! . . . Da schaut dich ja kein Mensch mehr an!"

"Is net so arg ... Und dann ... was die Eigler san, die hab'n schon a rechts schön's häusl, und die Eva hat noch Geld auf der Kassa."

"Aber es g'hort fie net! . . . Was Bauer ift, foll Bauer bleiben!"

"hm, na ja! . . . Aber . . . Jum ersten bin i nur a Knecht U affa . . . Früherer Jeit hab'n d' Bauern a net spekuliert u g'handelt . . . I kenn an Bauern, der wird si bald an ganz'n hof derspekuliert hab'n.

Sold fah feinem Großtnecht ruhig ins Geficht.

"Geht das dich was an?"

"Könnt' i net behaupten!"

"Alsdann! . . . Tu' was d'willst . . . Du mußts 's es ja am besten wissen Um acht wird zug'sperrt."

"Auf einer Wirtshausbant ichläft's fich a net ichlecht.

Ditus stedte sein Geld ein, wette an der Ofenplatte sein Schnappmesser und verließ langsam die Stube. — —

Eine Weile rechnete Sölch noch, nicke und sah starr vor sich hin. Da lenkte etwas Slatterndes seinen Blick nach dem hose. Aus der Mitte schob sich das zweibeinige Taubenhaus empor. Die starken Tragstämme waren in halber höhe mit Blech beschlagen, oben, unter den Schlägen wand sich ein Dornenkranz, eine Schuzwehr gegen den Räuber, den Marder. Und auf dem Dache einige hundert Tauben jeder Farbe und Spielart. Gewöhnliche haustauben, Rot- und Blauschwänze, Kropser und Trommler pluderten sich auf im hellen Sonnenlichte, puzten ihr Gesieder, neckten und umwarben einander. Ein nie zur Ruhe kommendes Gewoge von weißen Brüsten, schillernden hälsen und Köpsen, roten Süßchen. Bis in die stille Stube drang das Gurren. Und plözlich schoß ein ganzer Slug

empor, drehte sich im rasenden Kreistanz über dem Hofraum, saß im nächsten Augenblick in einer Reihe auf dem sonnenübergossenen Sirst des Scheunendachs.

Das Gesicht des Bauers strahlte. Diese und schöne Tauben zu haben, war seine einzige Liebhaberei. Nun ja, es trug auch etwas ein. In Franzensbad konnten sie im Sommer nie genug junge Tauben bekommen.

Sölch sah das Spiel der zierlichen, sauberen Dögel. Und er sah die Gebäude seines Hoses in dem milden Schein der Oktobersonne. Die graussimmernden Schindeldächer, die starken Balken, deren Rotbraun sich gut abhob von dem gelblichen Sachwerk. Alt war alles, aber gut im Stande. Und noch hundert Jahre konnte es stehen und halten, wenn man es psiegte und in Ehren hielt, wie es sich gehörte.

Ein Geräusch beim Ofen riß den Bauer aus dem Sinnen. Ein Blick, und jede Freudigkeit war aus seinem Gesicht verschwunden. Der Dorwurf klang aber beinahe mild, als er sagte:

"hast dir net einmal die haare g'macht, Barbara!"

Die alte Frau, die auf der Ede der Ofenbank saß, 30g den Kopf mit dem wirren, grauen haar in die Schultern. In dem aschstarbenen Antlitz flackerten dunkle Augen, die Mundwinkel waren nach oben geschwungen, unter der schmalen Oberlippe schoben sich zwei Eckzähne hervor.

"hast denn schon einen Kirwahgast bei uns g'sehn?"

"Davon hab' ich net g'red't.... Aber von deiner Schlamperei.... Eine Bäuerin soll in allem ein gut's Beispiel geb'n."

"Und der Bauer?"

_Aud!"

Sie lachte bitter und höhnisch.

"Na ja!... Wie man's halt nimmt.... Trinken tust net, Karteln a net. Umbracht hast bis dato a no keinen. Aber viel hast doch auf'm G'wissen, Martin."...

"Willst mir's erforschen?"

"Nur a bißl anrühren, wenn's a nichts helfen wird.... Schau amal: Was hab' i denn von meinem Leben g'habt!... Schön war i ja grad net und die jüngst' a nimmer, wie du mich g'nommen hast. Da Dater hat net "übergeben" wollen vor sein'm Cod. Aber 's reichst' Bauernmädel war i im ganzen Egerland.... Und du?... Dom ersten Augenblick an warst a Cyrann!"

Sie umfaßte die Knie, daß die Handrüden nach innen kamen, und sah vor sich hin. "Du red'st von schlampert? . . . Hab' i net immer arbeiten müssen wie a Dienstbot? Was hab' i denn g'habt von meinem vielen Geld? . . . Wenn i was kausen wollt', hast d' g'sagt: nimm's vom Marktgeld. Das hab' i zum wirtschaften braucht. . . Wie oft warst denn gut zu mir, wiest's vorm Pfarrer versprochen hast? . . . Wie die StingelBäuerin tot war, ein paar Wochen . . . Hast mi amal ausg'führt, oder wo mit hing'nommen? . . . Seit fünf Jahren war i net in der Stadt!" . . .

Wie ein leises Knurren tam es vom Tische her: "Wennst Schnaps trinkst!"

"Martin, du weißt hauptgut, daß ihn mir der Dotta als Medizin für mein'n Magen verschrieben hat... Und jest bin i halt dran g'wöhnt."

Sie machte mit der hand eine drehende Bewegung um den Mund.

"... Und allweil steht ein Pfluderer da!"

"Geht's von deinem Geld? . . . Wissen möcht' i überhaupts, wo das viele Geld hinkommt, das verdient wird!"

"Vertu' ich was?"

"G'sagt hast du mir noch nie was.... Und das Vermögen stammt doch von mir.

... Die paar Causender, die von deines Vaters seiner Mühl' übrig blieben sind . . . "

"G'rad die haben g'hedt!"

Die Bäuerin fuhr sich durch die haare und fragte lauernd:

"hast 's Geld auf der Spartass?"

"Nein!"

"Affa spekulierst? . . . Du, i sag' dir's noch einmal: Schulden kommen auf den Hof fein net, so lang i leb'!"

"Brauchst teine Angst zu haben."

Die Augen der grau wurden groß.

"Ad, jest weiß ich, was die Ceut' meinen. Den Stingel willst 3'grund richten!"

"Der bringt fich schon selber um."

"Der Stingel!" . . . Die Bäuerin sank wieder in sich zusammen. "War das ein schöner Mensch! . . . Der, wenn mich g'mocht hätt'! . . . 's wär ein anderes Leben worden . . . "

"Meinst? . . . Mit deinem hof warft heute so sicher fertig wie er mit seinem."

"Dem seine Bäuerin hat ein schönes Ceben g'habt.... Alle vierzehn Täg sind sie in die Stadt g'fahren, zwei Pferd' waren vorgespannt, wie bei einer Gutsherrschaft... Die hat's viel gut g'habt!"

"Und nach drei Jahren war s' tot!"

"Don ihrem Mann hat s' nig ausz'stehen g'habt. Und der Cenz hat studieren dürfen . . . "

"Dafür tann er jest einen Knecht machen und später einen Caglohner."

Die Frau fuhr auf. Ihre Lippen zitterten.

"Du ... du ... Nie hast du dich um die Buben g'tümmert. Kein gutes Wort haben sie 3' hören triegt, tein freundliches Aug' g'sehen. Kaum waren sie aus der Schul', hast d' sie schon eing'spannt.... Schau sie an, wie sie aussehen! Der Andres wird ein Rauser..."

"Wie die Mutter, so . . . "

"Und du bist der Dater!... Nur ums Geld war's dir zu tun... Geld und wieder Geld!... Du bist ja kein Bauer... ein Wucherer bist du!"

Sölch war aufgestanden.

"A lange Predigt taugt net viel."

"Das sagen alle Lumpen."

Er trat zu seiner grau und sah sie an, von oben herab, mit taltem Blid.

"Sei stad!... Trink" beinen Schnaps und lass' mich in Ruh... Was ich zu tun hab', weiß ich!"

Kein Wort kam mehr über ihre Lippen.

Der Bauer verschloß das Wirtschaftsbuch in ein Schränkhen, das in die Mauer eingelassen war, griff nach dem hut und ging hinaus.

•

Söld famb auf dem Sandräcken hinten beim Walde, mitten unter den Disteln, deren die Köpfe von der Sülle der Samenhaare schier platten. Die klare Lust des Ottoberinges verringerte die Weiten. Und so erschien es ihm, als könnte er den Kulmer Berg mit einem Steinwurf treffen. Rot standen die Senster der Wallsabrtskirche, ein Gleihen und Blitzen war in ihnen. Plötzlich glaubte er das summende Brummen der großen Glock zu vernehmen. Aber das war ja nicht möglich. Um diese Jahreszeit sam keine Prozesson mehr. . . .

Nach Süden zu hing an dem Berge etwas Wald. Über die Felder, die bucklige Cehne herab, wand sich der helle Weg zur Straße. Auf den Knien rutschten ihn manche Wallsahrer hinauf, die zur Kirche, über die Stufen, zum Marienbilde. Sölch preßte den Mund zusammen. Einmal in seinem Leben war er mit einer Prozession gegangen, getrochen war er nicht.

Sein Blid glitt vom Berge. Das Gligernde mußten die Teiche der Nonnengrüner und Mühlessener sein. Zusammenhängend, schier wie ein breiter fluß erschienen sie. Das ware was für ihn gewesen! Da hätte er seine Sische nicht mehr aus zweiter hand zu kausen brauchen! Ein altes Lied siel ihm ein, unwillkürlich summte er es:

"Heut', morgen
Sisch' i mein' Ceich, mein' Ceich,
Heut', morgen
Sisch' i mein' Ceich.
Über'm Damm, unter'm Damm,
Klaub' i meina Sischla 3'samm',
Heut', morgen
Sisch' i mein' Ceich."

Aber die Teiche gehörten nur zu den größten Höfen. Und so ein Didtopf gab, und wenn er die Steuer schuldig bleiben mußte, nicht einmal einen Palter her! Der Stingel hatte drunten am Moor eine Wiese, deren saueres heu taum als Einstreu was taugte. Wenn . . .

Etwas Rotes und stechend Weißes riß seine Augen nach rechts. Die hinter die Söhren sinkende Sonne warf noch einmal ihre Strahlenbundel voll auf die Tiegeldächer und hellen Wände des Stingel-Hofes. Die Birn- und Apfelbäume waren schon tahl, hinterm Grasgarten standen die Eichen im fahlen Braungelb, aber vorn beim Wohnbaus glübte ein Ahorn, als hüllte ihn feurige Lohe.

Wie mattfarbig erschien dagegen sein Hos! Grau, verwaschen und abgeschabt wie ein lang getragenes Kleid. Halt!... Aber behäbig. Not sah man ihm wahrlich keine an... Diel breiter und massiger wie der Neubau.... Ein Mann neben einem jungen Leder.

Und in diesem Augenblicke tam alles in ihm zum Durchbruche, was er bis dahin mit aller Gewalt niedergehalten: Wilde Freude, Stolz, Befriedigung. Beide Arme warf er nach oben, drehte die Säuste nach rüdwärts, als suche er nach einem Stützpunkt, um sich über die Erde zu erheben. Nun schritt er aus. Die Augen starr auf die roten Dächer geheftet.

Seit gestern wußte er es: Er stand vor dem Ziele. Er hatte wieder gespielt, der Cump, drinnen in der Stadt, mit reichen Kausseuten und anderen herren, und alles verspielt, auch die Zinsen für die Sparkasse. Ließ er seine letzten Forderungen eintragen, war alles zu Ende. . . .

Aber zwanzig Jahre hatte es gedauert. . . Dreiundzwanzig Jahre waren vergangen, seit . . .

Dom Dorse her drangen verslogene Tone der Kirchweihmusik. Der Bauer stedte die Daumen in die Westentaschen, pfiff leise vor sich hin und stelzte daher im Catte. Don weitem sah es aus, als käme er aus dem Wirtshaus und hatte ein paar halbe zu viel.

4.

Troh seiner Schulden stand der Stingel noch in allgemeiner Achtung. Man hielt ihn für leichtsinnig. Aber so ein großer Hos, vom Vater schuldenfrei übernommen, und Bargeld noch dazu, das ließ sich nicht so leicht umbringen. Dom Trinken allein war auch noch kein Bauer zugrunde gegangen. "Die Alten" waren oft acht Tag lang nicht aus dem Wirtshaus gekommen, und ihre Kindeskinder saßen noch immer auf den Hösen. Und das bist Spielen? Na, Gott ja, eine Freud' muß der Mensch haben! Wer so oft mit den herren zusammenkam wie der Stingel, mußte halt manchmal mittun. Man muß immer schauen, daß die Kirch' im Dorf bleibt. Zu "hoch" wird er in der Stadt auch nicht angehen. Man sah's ja, wenn er im Dorf mitkartelte.

So redeteten die, welche immer dabei waren, wenn der Stingel etwas zum Besten gab. Andere hatten eine andere Meinung, wollten aber nicht mit der Sprache heraus, um nicht als Ehrabschneider zu gelten.

Nach der Kirchweih schlug die Stimmung erst allmählich, dann mit einemmale ganz um. Man ersuhr, daß der Stingel die Sparkassensien in einer Nacht verspielt hatte. Und das Geld hatte ihm noch dazu seine Schwester geborgt, die selbst zu würgen hatte.

Jetzt kam alles auf die Beine, das vom Stingel-Hof etwas zu fordern hatte: Krämer, Handwerker, Wirte. Die einen setzten sich auf die Hosen und schrieben einen halben Cag lang an einem Mahnbrief, der grob ansing und mit Wehtlagen endete. Andere gingen selbst hin, um ihr "sauer verdientes" Geld zu holen. Der bekam es, ein zweiter ließ sich vertrösten; schon schien es, als wollte der Sturm sich wieder legen.

Da erzählte Sölch öffentlich, daß er im Grundbuch wieder einen neuen Posten auf den Stingel-hof habe eintragen lassen. Wer nicht zu Schaden kommen wolle, möge sich dazuhalten.

Sosort bekamen die Advokaten zu tun. Den Klagen folgten Pfändungen. Die Kläger drangen in die Ställe, in den Keller, auf den Schüttboden. Allgemeines Geschrei und Fluchen. Don den Pferden war nicht eines mehr da. Am meisten ärgerte sich der Sattler, der es auf die beiden Rappen abgesehen hatte. Mit ihnen war der Bauer eines Tages nach der Stadt gesahren. Er kam zu Suß wieder heim. Pferde und Wagen blieben verschwunden.

Was nicht zum täglichen Gebrauch notwendig war, wurde versiegelt. Ein Schuster machte sich über das Taubenhaus. Nicht eine Seder blieb zurück. Selbst den Taubenmist ließ er auskrazen; der war gut für den Garten. Man sah sich die Felder an. Die Kartosseln waren nicht ordentlich ausgegraben, nur mit dem Pfluge ausgefahren; ganze Schöpfe staken noch im Erdreich. Im Keller aber lag nur ein kleines häuslein. Auch da konnte man nicht heran!

Dom Kraut hatte im Sommer und Frühherbst niemand die Raupen genommen. Don einem Kopf teine Spur auf dem weiten Selde. Besen glichen die einzelnen Stauden. Die Winteransaat hatte taum begonnen, da war alles ins Stocken geraten.

Der Großtnecht war in der Nacht gezogen. Die Magd hatte dem Bauer ihre Ersparnisse geborgt. Sie trumpfte jest auf und räuberte auf eigenes Risito.

Im toten Herbst war die Wahl zum Candeskulturrat. Stingel erhielt nicht eine Stimme. Das traf ihn härter als der Zusammenbruch seiner Bauernexistenz.

Jeden Tag ging er jest in die Stadt, bekam dort Bier und Essen, so viel er wünschte, wenn er den Betrag gleich hinlegte. Wollte er spielen, selbst mit Arbeitern, mußte er erst zeigen, daß er Geld hatte.

Unter die anderen Bauern traute er sich nicht mehr. Er kannte ihre Spottsucht, ihren Respekt vor dem großen Besitz. Wußte, daß gerade die ehemaligen Schmeichler am meisten höhnen würden.

Das geschah auch. Den ganzen Advent über ging das Gerede über den Stingel-Bauer. Man wettete, wann er "absliegen" würde. Nur die Frauen wagten, für ihn ein Wort zu reden. Die mit ihm ausgewachsen, groß und alt geworden. Dor ihren Augen stand noch immer der junge, schöne Bursch mit den freundlichen Augen, dem vollen Gesicht, wie Milch und Blut, auf dem Kopf das kede Jägerhütlein, das ihm so gut ließ. Es war ein liebes Erinnern: Mit der hatte er getanzt, wie nur die Jugend tanzen kann, einer anderen ein gutes Wort, einen vernünstigen Rat gegeben, als sie schon verheiratet war und nicht wuste, wo ein und aus. Und wie freundlich war er zu den Kindern!

In dieser Zeit fürchtete der Cenz für seinen Vater. Der Bauer ging umber, "als hätten ihm die hühner das Brot genommen", saß stundenlang am Tisch und rechnete auf großen Bogen, um zum Schlusse alles wieder durchzustreichen. Gab nichts mehr auf sein Gewand. Zollang standen ihm im verfallenen Gesicht die Stoppeln nach allen Richtungen.

Kurz vor Weihnachten ließ ihm die Sparkasse mitteilen, daß sie den hof zur öffentsichen Feilbietung bringen würde, wenn zu Neujahr die Jinsen wieder ausblieben. Als Stingel den Brief gelesen, knickte er zusammen wie unter einem Schlage. Im nächsten Augenblick warf er den Kopf zurück und tat einen Lacher. Alle Unsicherheit war von ihm gewichen. Nicht ein Dierteljahr mehr würde er Bauer sein. Das Geld aufzutreiben, war unmöglich. Die Verwandtschaft? Der hätte er einen Grundbuchauszug vorlegen müssen. Lang und breit hätten sie geredet, das Wort Kuratel hätte er gehört, aber geholsen hätte ihm keiner. So sollten sie sich nur auch recht ärgern über die Schande.

Es war alles ruhig geworden in ihm. Bauer? Er war ja zeitlebens kein so rechter Bauer gewesen, der mit seinem Grund und Boden verwachsen ist wie Baum und Rinde. Gefallen hatte ihm der schöne hos schon, wenn er aber wie die andern mit hand anlegen sollte, hatte er es immer wie eine Rackerei empsunden. So war es ihm schon in der Jugend ergangen, und sein Dater hatte nichts dagegen einzuwenden gehabt... Wie es nun werden sollte?... Ach, was!... Da war der Lenz noch da. Zu was hatte er ihn denn studieren sassen?... Das Leben würde man wohl haben.

Am Dreikönigstag ging der letzte Dienstbote. Und gleich nach dem Sasching kam es zur Dersteigerung. Als Stingel erfuhr, daß der Nachbar Sölch der Ersteher sei, nickte er. Der hatte ja das meiste darauf, der mußte ausbieten! Einige Wochen Zeit, damit er sich nach was anderem umschauen konnte, würde der ihm schon lassen...

* *

Es war noch früh am Tage, als Sölch aus seinem hose trat, um von dem Abgehausten sein neues Besitztum zu übernehmen. Der hatte es selbst so gewollt, um sortzutommen, ehe die Bauern zu Selde suhren. Die Sonne war schon heraus, da und dort strich flatternd eine Cerche über die Wintersaat, ihr Lied probierend. In den Ziegelhütten war es noch ruhig; die Arbeit für dieses Jahr hatte noch nicht begonnen.

Solch hatte nur einige Schritte zu gehen, über den Sahrweg hinüber. Die Wohnhäuser der beiden höfe lagen einander gegenüber, schauten beide mit der Stirnseite nach dem Dorfe hinab.

Und die paar Schritte hatte er seit beinahe einem Menschenalter nicht einmal gemacht! Haus an Haus hatten sie gelebt, und keiner war in die Stube des andern gekommen; ihre Geschäfte hatten sie draußen abgeschlossen.

Beide Flügel des hoftores waren weit aufgerissen. Im weiten, kahlen hofraum, in dem auch nicht ein hühnerraunen sich bemerkbar machte, ein Steirerwagen mit einem schmächtigen Braunen bespannt, reisefertig. Als Sölch auf die Granitplatten des Flötzes trat, hallten seine Schritte wie in einem Gewölbe. Noch etwas siel dem Bauer auf: Die hundehütte war leer.

Dater und Sohn saßen am Tische. Sie mußten gerade mit dem Essen fertig geworden sein. Der Junge widelte einen übrig gebliebenen Brotranken in ein Tuch und stedte ihn in die Rodtasche. Sosort erhob sich der Abgehauste und legte eine hand voll Schlüsseln vor Sölch hin, der auf der Sensterbant sich niedergelassen.

"Soll ich oder der Ceng mitgeben?"

Sold wehrte ab.

"Ich tenn' ja den hof von früher... Was pfändbar war, ist weg... hast du, was von deiner Frau stammt, mitgenommen?"

Stingel ftand an den Tifch gelebnt.

"Fort ist's . . . Aber das ist dem Cenz seine Sach . . . Geht mich nichts an und keinem andern was!"

Das flang spin.

Sölch blidte seinen Todseind voll an . . . Der sah ja gar nicht aus, als hatte ihn ein Unglud getroffen! Das volle Gesicht war glatt rasiert, tampflustig blidten die Augen. In Sölch schop die Wut empor. höhnisch sagte er:

"hast's notwendig, groß zu tun!"

"Bist hertommen, um mich tlein zu machen?"

"Kleiner als du bift, tann man icon gar net werden, mein' ich."

"Du -"

Stingel schöpfte tief Atem und stieß die Luft wieder hervor, daß es pfiff. Er sah sich nach seinem Sohne um. Der war nach den ersten zornigen Worten in die Nebenstube gegangen.

"... Sold, was willst du von mir?"

Die Stimme des Fragenden klang beiser.

"Ich? . . . Nichts! . . . Was kann man denn von einem Abgeflogenen wollen?"

Stingels Augen wurden für einen Augenblid ganz starr. Plöhlich fuhr er sich mit beiden handen über Stirn und Augen und lachte auf. Und lachend sagte er:

"Mit dir streiten oder gar raufen? . . . Nein, Solch, dafür bist du mir seit jeher zu dumm gewesen!"

Jetzt verlor der andere die Rube.

"Dumm?... Ich?... Und du?... Den hof hast verloren und keine heimat bast mehr ..."

Stingel lehnte sich wieder an den Tisch. Ein Zuden, halb Mitleid, halb hohn lief um seinen Mund.

"Was ich bin, weiß ich ... Was kommt, muß ich tragen ... Aber was hast denn du erobert, du Neunmalgescheidter? ... Einen Hos. Und was hast drangegeben? ... Dein Ceben ... Schau einmal in den Spiegel, wiest ausschaust! ... Ich bin zwei Jahre älter ..."

Sölch machte mit dem Kopf eine geringschätzige Bewegung.

"Na, wie d' meinst... Aber beine Buben können lachen! Jetzt kommt jeder zu einem hof... Wann gehst denn auf'm Auszug?"

"Ich hab' g'meint, du hast's eilig?"

"So viel Zeit ist schon noch."

Stingel, der sich durch die häufigen Stadtfahrten und den Derkehr mit den herren ans Reden gewöhnt, war voll im Juge.

"Cass" mich ausreden!" sagte er. "Auch der Ochs lebt. Aber Ceben und Ceben ist zweierlei... Was hast du in deinem Ceben g'nossen? Warst wo g'wesen?... Ach, ja: In Adorf, in Brambach, in Schönberg... Aber über Falkenau bist net 'naus kommen und da hat dich der Diehmarkt hinzogen..."

Sölch gab teine Antwort. Da fuhr der andere fort, ein Con klang aus seiner Stimme wie bei einem prahlenden Kinde:

"Hast einmal Kaviar g'gessen? Weißt, was das ist? . . . Auf einer Jagd warst auch noch net? . . . Du rauchst net, gehst alle heiligen Zeiten einmal in ein Wirtshaus, hast daheim ein bissiges Weib, das Schnaps trinkt . . . Weißt, für so ein Ceben tät ich mich bedanken."

Sölch blidte auf. Es schien, als hätte er gar nicht zugehört. Ruhig sagte er:

"Ich hatt' mit 'm Ceng 3'reben."

Der Abgehauste rief den Sohn. Solch betrachtete ihn aufmerksam, als er vor ihm saß. Eine leichte Röte stieg in sein Gesicht, und leise zitterte die Stimme, als er stockend fragte:

"Cenz . . . hättest Cust . . . da zu bleiben?"

Der junge Stingel war gang überrascht.

"Ich weiß nicht, wie Ihr das meint."

"So... ja... Den hof übernehmen, mein' ich... eueren... Was hast ja noch brauf stehen. Zinsen brauchst mir auch keine zu zahlen, bist d' eine gute heirat gemacht hast..."

Der Junge wandte sich zu dem Abgehausten um.

"Und der Dater?"

Solds Geficht jog fich gujammen, feine Stimme flang falt, entichieden:

"Das geht net! Dann bift in ein paar Jahren auch du fertig."

Coreng Stingel war aufgeftanden.

"Ich geh' mit 'm Dater."

Sold rif ihn am Armel gurud.

"Aber du bift ja . . . Weißt du ficher, daß ber da bein wirklicher Dater ift."

Ceng war im erften Augenblid gang verwirrt.

"Das war' ja was gang neues!"

"So frag ihn doch!"

Der Junge fah Stingel an.

"Bum Cachen! . . . 3ch bleib' bei ibm."

Jest griff ber Abgehaufte ein.

"Geh', Ceng, ichau einmal nach dem Braunen. Wir fahren gleich."

Er ging mit ihm bis zur Tur. Als er zurudtam, stellte er sich vor Solch bin; fein . Gesicht war ernst, aber nicht unfreundlich.

"Jest kenn' ich dich erst! . . . Ich weiß, was du meinst . . . aber du bist im Irrtum."
"Ich? . . . "

"Du! . . . Kannst dich noch erinnern, wie ich nach Annas Tod bei dir drüben war? Ich wollt' mit dir über was Wichtiges reden, aber du hast dich verleugnen lassen."

"Ich brauch mich doch net anlügen 3'laffen!"

"hat fein Mensch g'wollt... Das wollt' ich dir sagen, was ich dir setzt sagen muß... Als es mit der Anna immer schlechter worden ist, hat sie mir eing'standen, daß sie in der Teit, wo ich mit ihr g'gangen din, dich einmal in der Nacht hineing'lassen hat... Sie hat nichts dafür g'konnt... Es war finster, und wie sie hing'langt hat, ist sie an deine mehlige, weiche Müllerweste g'kommen und hat denkt, es ist meine manschesterne. In der Früh hat sie ein anderes G'sicht g'sehen... Aber es hat nichts g'schad't, das Kind war schon aus'm Weg..."

Sold war aufgesprungen und schüttelte den andern bin und ber.

"hund! . . . Du fügft!"

Stingel ließ den Sturm austoben.

"Glaubst du, daß eine Frau auf dem Totenbett lügt? . . . Wir haben dann schnell heiraten muffen — der Cenz ist ein "Siebenmonatskind" . . . "

Er bolte tief Atem.

"Und jeht weiß ich, weswegen du die ganze Zeit so hinter mir her warst... Denkt hast, ich hätt' dir das Mädel g'nommen und das Kind dazu, wegen dem bißl Geld... Und sagen wollt'st du nichts, weil sonst die Anna ins Gered' g'kommen wär'... und gern hast sie noch g'habt, als sie schon tot war... So hast alles in dich hineingefressen und ich hab's büßen müssen."

Sold ließ fich auf die Bant gurudfallen.

"Es tann nicht mahr fein! . . . "

"Du hast vorhin den Cenz genau angesehen . . . hat er nur einen Sunten von dir? . . . Er ist die ganze Mutter, nur die Augen sind die meinigen."

"Aber dann hatt' ich bich ja umfonft g'grund g'richt't!"

"Ja, Martin, fiehst, da tann ich dir net helfen."

"Ich hab' ja den alten Drachen nur g'nommen, um Geld in die Singer 3'triegen. Ich war schuld, daß du damals in den Candeskulturrat g'wählt worden bist, weil ich g'wollt hab', daß d' Schulden machen sollst. Ich hätt' ja nicht ankommen können . . . Heimzahlen wollt' ich dir's."

"Und jest siehst's: Die falsche Karten hast ausg'spielt . . . "

Stingel öffnete ein Senster und rief hinaus:

"Cen3', richt' dich 3'famm', wir fahren!"

Dann wandte er sich wieder an Sölch, dem der Kopf vornüber hing:

"Cass" dir's gut gehen, kann ich dir net sagen, Martin. Na, hast ja den hof . . . Mußt es halt tragen, wie's kommen wird . . . Mir geht es ja grad so . . . Der Cenzwird bald was haben. Der Brief von seinem Prosessor ist school da . . . Bleib' ich halt' so lang bei meiner Schwester."

Er sette den Jägerhut auf und ging mit festen Schritten durch die Tür. Don drausen herein klang deutlich seine klare Stimme:

"Gieb mir die Zügel, Lenz! Ich will ihnen zeigen, wie ein Stingel von seinem Stammhof fährt . . . hah, Bräunl! . . . Doran!" —

Wiederkehr.

Don Gifela Freiin von Berger.

Mich tommt das alte Träumen an, Don dem ich längst genesen, Und all die Collheit und der Wahn, Die einst in mir gewesen!

Das kam in einer Cauwindnacht, Als aufgeseufzt die Erde, Aus ihrem weißen Schlaf erwacht, Daß es nun Frühling werde.

Im Cal, wo sich, ein grünes Meer, Die jungen Wälder breiten, Da wandelt nun das Glück umber, So scheint mir, wie vor Zeiten. So mag mich wieder denn der Cust Geschmückter, bunter Wagen, Die tolle Freude in der Brust, Weit in die Welt hintragen.

Das lockt und ruft mich dort und hier Mit heimlichen Gewalten, Aus allen Wegen winken mir Die alten Traumgestalten.

Die wilden Pferde treib' ich an, Die Wünsche, die verwegnen, Noch einmal auf goldlichter Bahn Dem Leben zu begegnen.

hei auf, ihr Pferde, wild und froh! Laßt jagen uns und traben! Frisch auf! Noch wissen wir nicht wo Die Trümmer uns begraben!

Das Schicksal des neuen Prefigesetes.

Don Dr. Julius Splvefter.

Jahrzehnte hindurch wurde von allen freiheitlichen Parteien eine Reform des geltenden Prefigeseges verlangt und insbesondere auf die Unhaltbarfeit des objettiven Derfahrens und des Kolportageverbotes hingewiesen. Im Abgeordnetenhause wurden wiederholt von den Vertretern verschiedener Parteien derartige Antrage eingebracht und betrieben. Im Frühsommer 1902 brachte nun das Ministerium Koerber eine Novelle ein, welche sowohl die Beseitigung des objektiven Derfahrens wie auch die Aufhebung des Kolportageverbotes enthält. Auch in anderer Richtung brachte der neue Geschentwurf manchen guten Dorschlag; bei näherer Besichtigung dieser Dorlage fand man jedoch, daß in ihm auch mancher Tropfen Wermut enthalten fei. In gahlreichen Verlammlungen. Dereinen und Korporationen wurde die Novelle einer aufmerksamen Beratung und Beschluffassung unterzogen und dabei festgelegt, daß sie durchaus nicht so gunftig beurteilt zu werden verdiente, wie es anfänglich geschienen hatte. Insbesondere der Umstand, daß die Pregehrenbeleidigungen ganglich dem Schwurgericht entzogen werden sollten, murde als ein hauptmangel ber Dorlage empfunden. In furger Zeit war über den Gesetzentwurf eine reiche Broschurenliteratur entstanden und, bevor noch das Abgeordnetenhaus in die Lage gekommen war, diese Novelle der ersten Lesung zu untergieben, waren die einzelnen Bestimmungen bereits einer fachmannischen Beurteilung nach jeder Richtung bin unterzogen.

Im Februar 1903 gelangte man im Abgeordnetenhause endlich zur ersten Cesung. Da wurde die mit so großem Jubel ausgenommene Preßgeseknovelle durchaus nicht den modernen Ansorderungen entsprechend besunden. Die Vorzüge wurden zwar anerkannt, aber die tritischen Bemerkungen, welche daran geknüpft wurden, ließen erkennen, daß die Preßgeseknovelle noch wesentliche Abänderungen ersahren müßte, wenn sie dem Zeitgeiste entsprechen sollte. Der Preßausschuß, dem die Vorlage zur Beratung zugewiesen wurde, übertrug sein Mandat einem Subkomitee. Dieses Subkomitee unterzog sich im Frühsahre 1903 in der eistrigsten Weise dieser Ausgabe und in wenigen Wochen ward das ganze Material, welches sowohl von der Regierung als auch von der Journalistik und von Sachkorporationen vorlag, bearbeitet und über die ausgetauchten Änderungsvorschläge Entscheidung getrossen.

Das Ergebnis dieser Beratungen waren die Anträge des Subtomitees, welche bereits im Juni 1903 dem Prehausschusse vorgelegt werden konnten. Seit dieser Zeit oblag dem Prehausschuß die Aufgabe, die Prehresorm der Erledigung zuzusühren. Die Art und Weise, wie er dies tat, und die Dorgänge in diesem Ausschusse sind hinreichend bekannt geworden. Genug an dem, nach zweisähriger Tätigkeit oder Untätigkeit — denn eine große Zahl von Sitzungen war beschlußunsähig — war nicht einmal die hälfte des Prehzeletses durchberaten. Da mit der jetzigen Session der Reichsrat zu Ende geht und überdies die Wahlresorm vor der Tür steht, blieb nichts übrig, um wenigstens die Arbeit des Subtomitees der Öffentlichkeit übergeben zu können, als in ungewöhnlicher Weise die Beratungen zum Abschluß zu bringen. Es wurde daher der Antrag auf En bloc-Annahme jener Anträge des Subtomitees gestellt, welche im Ausschuß noch nicht zur Durchberatung gelangt waren. Dieser Antrag wurde auch mit überwiegender Majorität angenommen.

Die Gegner des Beschlusses richteten ihren Protest nur gegen die Sorm desselben, enthielten sich aber der Einbringung meritorischer Anträge. Die Ausschußtätigkeit war damit abgeschlossen.

Wenn nun auch der Prefgesehentwurf im Plenum des Reichsrates zur Behandlung tommen könnte, so ist doch eine endliche Erledigung kaum in Aussicht. Nicht in der Divergeng der Anschauungen, die im Abgeordnetenhause herrichen, sondern in dem Widerstand der Regierung, welche sich der durch das Subtomitee erledigten Kompeten 3frage widersett, liegt der springende Punkt, der die Erledigung verhindert. Der Regierungsentwurf will die Chrenbeleidigungsangelegenheiten dem Schwurgericht entziehen und dem Sachgericht zuteilen; er hat dies in der Weise zu machen versucht, daß er mit Umgehnng der Staatsgrundgesethe die Vergehen einfach zu "Übertretungen" degradierte. Während jest nur einfache Beschimpfungen nach § 496 dem Einzelrichter zufallen, jo sollen nunmehr sämtliche Delitte von § 482-497 dem Bezirtsgericht zugewiesen werden. Das Subkomitee nahm dagegen Stellung und restituierte die Kompetenz der Schwurgerichte sowohl in Bezug auf die in den Absätzen 1 und 3 des Artitels V des Gesetzes vom 17. Dezember 1862 bezeichneten Vergehen gegen die Sicherheit der Chre als auch in Bezug auf andere Dergehen gegen die Sicherheit der Chre, insoferne der Angriff gegen ein Mitglied des Reichsrates oder des Candtages oder gegen Angestellte einer Gemeinde oder Bezirksvertretung wegen dessen beruflicher Wirkamkeit gerichtet war. Nur die übrigen Dergehen gegen die Sicherheit der Ehre sollten den Gerichtshöfen erster Instanz zugeteilt werden. Die Regierung erklärte durch ihre Dertreter, diesem Dorschlag des Subkomitees in bezug auf die Kompetenzfrage auf teinen Sall zustimmen zu tonnen. Im hinblid auf die in verbreiteten Broschüren gemachten Dorfolage tam man auch auf die Utilität der Schöffengerichte zu sprechen. Es tauchten zwei Vorschläge auf; ber eine ging babin, zwei Richtern mit drei Schöffen, ber andere einem Richter mit fünf Schöffen die Juditatur zu übertragen.

Im Prehausschusse wurden diese Dorschläge zwar besprochen, es herrschte jedoch keine Neigung, auf den Kompromisvorschlag der Institution von Schössengerichten einzugehen. Es wurde darauf hingewiesen, daß der vom Subkomitee gemachte Dorschlag ohnehin ein Mittelweg sei, der die Regierung bestriedigen könnte. Solange es nun in dieser Richtung über den springenden Punkt der Kompetenzfrage zwischen den Abgeordneten und der Regierung nicht zu einem Ausgleich kommt, ist eine baldige Erledigung der Preßgesetznovelle nicht zu erwarten. Stimmt auch das Abgeordnetenhaus den Anträgen des Subkomitees zu, so würde voraussichtlich das herrenhaus über Einslusnahme der Regierung die Beschlüsse in deren Sinne redigieren und wieder an das Abgeordnetenhaus zurückleiten.

Die Zeit des jetzigen Reichsrates ist aber zu turz bemessen, als daß ein endliches Ergebnis in diesem hause zu erwarten wäre. Im Abgeordnetenhause hält man an der Kompetenz des Schwurgerichtes in der Weise sest, wie sie das Subtomitee vorgeschlagen hat, und wenn die Regierung nicht einen annehmbaren Gegenvorschlag macht, so wird an der Kompetenzsfrage die Preßreform vorläusig scheitern. Dabei ist es allerdings möglich, daß die Beseitigung des obsektiven Versahrens und die Aussehung des Kolportageverbotes aus dem Komplex der übrigen Punkte des Gesehentwurses ausgeschaltet und selbständig legislativ behandelt werden könnte. Nicht unerwähnt soll bleiben,

daß seit der Zeit, da die Preßresorm im Abgeordnetenhaus zur Beratung steht, das Interesse an ihr immer mehr geschwunden ist; weder in den interessierten Kreisen, noch auch von der breiten Öfsentlichteit wird die Erledigung ebenso intensiv betrieben wie vorher; mag dies nun darin gelegen sein, daß die Regierung seit Einbringung der Preßresorm die seit vielen Jahren geübte Handhabung des objektiven Dersahrens geändert hat und die Konsistationen auf ein Minimum beschränkt wurden, oder mag die Ursache die sein, daß die gesorderte Preßresorm nicht die Hossnungen besriedigte, die daran geknüpst wurden. Die Gesahr, die im Wiederaussehen der Konsistationspraxis liegt, scheint man gegenwärtig zu unterschäßen. Ob nicht vielleicht das neue Haus, das auf Grund der neuen Wahlresorm entsteht, mehr Beruf hätte, an die Preßresorm zuschreiten, mag dahingestellt bleiben. Wenn auch die Preßresorm in der jezigen Legislative nicht zu stande tommt, so werden doch dem kommenden Haus die Anträge des Subkomitees des Preßausschusses als Grundlage einer ersprießlichen Arbeit dienen können.

Die niederen Schulen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.*

Don Dr. Paul Cohn.

Gegenwärtig bestehen in den Dereinigten Staaten von Nordamerika Einrichtungen vom Kindergarten bis zum höchsten Cehrinstitut, und der Cernbegierige braucht nicht mehr, wie noch vor einem Menschenalter, die Reise nach Europa zu machen, um sich eine höhere Ausbildung anzueignen; man bedarf drüben kaum mehr europäischer Cehrträfte, da für die heranbildung solcher im eigenen Cande durch die »Colleges, Universities, Polytechnics, Seminaries« und eine Menge Sachschulen reichlich gesorgt ist.

Die Cehrtätigkeit beginnt mit der Elementarschule (public schools), die vom Staate erhalten wird; es werden hier alle Gegenstände gelehrt wie an unserer Volkschule, nur mit dem Unterschiede, daß "Religion" tein Unterschiedegenstand der Schule ist. Es sind in den Vereinigten Staaten auch so viele Setten, daß zum Gegenstande "Religion" ein ganzes Korps von Instruktoren ausmarschieren müßte, um allen gerecht zu werden, denn es gibt da Presbyterianer, Baptisten, Calviner, Lutheraner, Katholiken (römische und griechische), Juden (orthodoze und resormierte) z. Die Konstitution der Vereinigten Staaten hat bestimmt, daß die Regierung für religiöse Iwecke keine Auslagen machen dars, daß Religion nie ein hindernis oder eine Protektion zu bilden habe und immer Privatangelegenheit bleiben müsse. Rassen, und Religionshaß sind dem Amerikaner unbekannt und jeder kann in diesem großen Lande nach seiner Sasson leben und seligi werden.

Im übrigen haben alle hier lebenden Setten Vereinigungen, deren Mitglieder Gemeinden bilden, um sich ihre Gotteshäuser aus eigenen Mitteln zu bauen und alles, Gottesdienst und Religionsunterricht, selbst zu bestreiten; zu letzterem Zwecke unterhalten

^{*} Mit freundlicher Justimmung des Verfassers veröffentlichen wir dieses Kapitel aus der demnächt im Verlag Alfred hölder in Wien erscheinenden Schrift "Das Bildungswesen in den Dereinigten Staaten von Nordamerila".

alle Sekten überall Sonntagsschulen und es steht den betreffenden Eltern frei, ihre Kinder dorthin zu schieden, um dem Religionsunterrichte beizuwohnen. In den Public schools wird mehr aufs Praktische gesehen; aus den Kindern sollen unde fangene, geistesskische Menschen werden. Dielen ist es nicht gegönnt, nach der Public school eine höhere Schule zu besuchen, sie werden daher einer praktischen Tätigkeit überliesert, um "thr Teben zu machen" und oft auch noch das Teben der Eltern; sie müssen also school die nötigen Kenntnisse für das Teben mitbringen und die Ternlust und Wisbegierde müssen so weit geweckt sein, daß der Betreffende — trozdem er sich einem Beruse so frühzeitig widmen muß — auch weiter an der Sammlung von Kenntnissen sir Unterrichtsziel der amerikanischen Schulen.

Nach den Public schools sind die Grammar schools, die ungefähr unserer Bürgerschule entsprechen, in denen aber auch Sächer unserer Mittelschule (Realschule und Gymnassum) gelehrt werden; ferner die Handsertigkeits (manual trainings) und die Kunstund Gewerbeschulen. Diese letzteren Schulen haben sich seit der Ausstellung in Philadelphia außerordentlich vermehrt; durch die möglichst frühe Einführung des Zeichenunterrichtes soll das Auge frühzeitig geübt, der Kunstsinn geweckt und dem Sinn für Kunst und Kunstwerke Eingang in weite Kreise geschafft werden.

Diese handsertigkeits-, Kunst- und Gewerbeschulen haben sich vorzüglich bewährt, und je mehr ihre Nüglichkeit erkannt wird, desto mehr steigt auch die Zahl der Schulen, da die Kommunen rasch im handeln sind, wenn es gilt, Erziehungsmittel für die heranreisende Jugend zu schaffen, indem sie von dem Grundsate ausgehen: "Was die Jugend lernt, kommt allen zu statten." Das führt nicht bloß zum Wohlstand, sondern auch zur Deredlung der Nation.

Nach ungefähr 25jährigem Bestande dieser Schulen sindet man jest zumindest bei öffentlichen Bauten, daß auch die Kunst mitspricht, während früher alles möglichst einsach, wenn nur rasch auf- und ausgeführt wurde. Im Jahre 1890 bestanden bloß in 37 Städten. 1898 schon in 146 Städten solche Schulen.

Jur Sörderung des Kunstsinnes wurden ferner Museen geschaffen und mit großen Summen seitens amerikanischer Philantropen und Kunstsreunde ausgestaltet; man sammelte in Europa Kunstwerke aller Meister, antiker und moderner, und heute ist in diesen Museen nahezu jeder Meister vertreten. Das Derständnis für Kunstwerke kann aber nur der haben, der Kunstsinn hat; dieser wurde in der Schule geweckt. Von Jahr zu Jahr steigt die Zahl der Aspiranten für die Kunstgewerbeschule.

Bis zum Jahre 1876 gab es im ganzen Cande nur acht Colleges, in welchen über "Kunst" Belehrung gegeben wurde, und bloß fünf Museen. Jehn Jahre später finden wir 37 Anstalten, in denen der Kunst die größte Aufmerksamkeit gewidmet wird, und 30 Kunstmuseen, von denen jedes reichhaltiger ausgestattet ist als die ursprünglichen fünf.

Waren und sind noch jetzt alle Straßenzüge in amerikanischen Städten unheimlich langweilig, da sie alle — durchwegs rote Karrees — wie feindliche Sestungen ausschauen, ein haus dem andern gleicht, glatt, kahl, ohne Ornament, und waren auch die öffentlichen Bauten höchst einsach, bloß für den betreffenden Zweck erbaut, so ist seit 25 Jahren zumindest in bezug auf öffentliche Bauten ein Umschwung zu verzeichnen, da



bei ihnen die Kunst wesentlich mitspricht. Das erst gegen Schluß des Jahrhunderts errichtete Gebäude der öffentlichen Bibliothet in Boston und der Marmorpalast der Kongresbibliothet in Washington sind nicht nur Monumentalbauten der amerikanischen Architektur; alles daran, außen und innen, Konstruktion, Bau, Skulptur und Malerei, alles ist von einer solchen Vollkommenheit, von solchem Kunstsinn durchwebt, daß man sich in die Renaissancezeit zurückversetzt dünkt.

Solche Fortschritte mit eigenen Kräften waren nur möglich durch Schaffung der Grundlage, das ist der Schulen und der richtigen Methode des Unterrichtes. Unmittelbar nach der Ausstellung in Philadelphia wurde der Unterricht im Zeichnen an allen öffentslichen Schulen — von den niedrigsten Klassen an — eingeführt. Prosessor Walter Smith aus Boston gab die Anregung dazu. Es bestand zuerst die große Schwierigkeit, daß nicht genug Cehrträste vorhanden waren, denn die Cehrer der unteren Klassen verstanden nichs vom Zeichnen. Doch der genannte Prosessor hatte sofort ein Auskunstsmittel. Er eröffnete einen Kurs für Cehrer. Ungefähr hundert Cehrer begannen sofort mit dem Elementarunterricht und so ward diese Methode fortgesetz; späterhin wurden die älteren Schüler herangezogen, um den jüngeren Unterricht zu erteilen.

Kunst-, Gewerbe- und handsertigkeitsschulen sind heute über das ganze Land ausgebreitet und deren Ersolg ist nach jeder Richtung großartig; Absolventen dieser Schulen, mögen sie sich auch nicht den höheren Studien zuwenden, was schließlich überall nur ein kleiner Prozentsatz tut oder tun kann, sind zu jedem Gewerbe brauchbar und anstellig, da sie das nötige Derständnis, die Geschicklichkeit und entsprechende handsertigkeit mitbringen.

Es wird bei der Errichtung der Schulen auch auf jene Kinder Rücksicht genommen, die nicht im vollen Besitze ihrer Sinnesorgane sind, und es wird auch an die eingeborene Bevölkerung gedacht. So gab es im Jahre 1896 im Indianerterritorium 27 solcher Schulen, sür die schwarze Bevölkerung bestanden 63 Gewerbeschulen. Ferner existierten 55 Schulen für Taube, 26 für Blinde, 19 für Schwachsinnige und alle Schulen vermehren sich fortwährend.

Chronit.

Geschichte.*

Neuere Jeit.

Bur Reformationsgeschichte sei zunächst bas anspruchslofe, aber forgfältig gearbeitete Büchlein von * Georg Coefde "Die evangelischen Sarftinnen im haufe habsburg" ** vermertt. Es wird über die Sachtreise hinaus nicht ohne Interesse bleiben. Daß eine der ersten fürstlichen Personen, die der neuen Cehre anhingen, 3war nicht die ungludliche Juana, die Mutter Karls V., wohl aber deren altere Cochter Ifabella (1501 - 1526), die frühvollendete Gemahlin des blutigen Christian II. von Danemart, die Somefter alfo der weltgebietenden habsburgiichen Brüder Karl und Serdinand gewesen fei, wird taum genügend bekannt fein. Übrigens war auch die tatholische Rechtgläubigkeit der jungeren Schwefter Maria (1505-1558), ber politifc hochbegabten und wissenschaftlich gebildeten Gemablin des ungludlichen Ludwig II. pon Böhmen und Ungarn und hernach Stattbalterin der Niederlande, lange Zeit hindurch verbachtig. Martin Cuther hat ihr eine Schrift zugeeignet und König Serdinand I. sich darüber nicht fehr freundlich geaußert; auf dem Augsburger Konfessionsreichstage begrüßten sie die Evangelischen als eine ihnen nahestehende Mittelperson und auch als Statthalterin der Niederlande bat fie die Keperverordnungen des faiferlicen Bruders nach Kräften abzuschwächen sich bemüht. Daß die liebenswürdige Philippine Welfer evangelischen Glaubens gewesen sei, ift ein Marchen. hingegen waren die Gemahlinnen Kaifer Josefs I., Wilhelmine Amalie von Braunfdweig-Cuneburg, und Kaifer Karls VI., Elisabeth Chriftine von Braunfcweig-Wolfenbuttel, "die fcone Liefel", die Mutter also der Maria Theresia, geborene Protestantinnen und der Abertritt icheint ihnen nicht gang leicht geworden zu fein. Auch die erfte Gemablin des Kaisers Franz I., Elisabeth Wilhelmine Luise von Württemberg-Mompelgard war eine Konvertitin. Drei Erzherzog. innen endlich blieben dem evangelischen Befenntnis bis ans Ende treu: Benriette von Napau-Weilburg, die jugendliche Gemahlin des Erzherzogs Karl und Mutter des Erzherzogs Albrecht: Bermine von Anhalt-Schaumburg, bie zweite Frau des Palatins Erzherzog Josef und eines Bruders des Kaifers Frang, und Mutter des Palatins Erzherzog Stephan, der in der ungarischen Revolution zwischen Kaiserhaus und Kossuthpartei einen so schweren Stand gehabt hat; endlich die Confine der Henriette und dritte Frau des Erzherzogs Josef, Marie Dorothea (1800-1855), die "einzige evangelifche Surftin im haufe habsburg, die nicht nur ihren Glauben bewahrte, fondern auch öffentlich betätigte" und in ihren spateren Jahren das besondere Vertrauen des jungen Kaisers Franz Josef genossen haben soll. Theologisch wohl gebildet, liebte fie theologische Auseinandersetungen und verstand - wie beigegebene Briefe beweifen - Gegenvorftellungen in origineller Weise mit Sitaten aus der Beiligen

Schrift abzuwehren.

Bur Gefcichte der Gegenreformation entbalt eine Dublifation von *3 obann Coferth "Salzburg und Steiermart im letten Diertel des XVI. Jahrhunderts" ergangende Mitteilungen gu den großen Werten des Derfassers über die Beschichte der Gegenreformation in den öfterreicifcen Candern*, auf deren Grund fich ein für die gegenreformatorischen Tendenzen so duntles Bild ergab, daß man mehrfach gegen ben Sorfder den Dorwurf parteimäßiger Gefcichtschreibung, ja parteimäßiger heranziehung des Aftenmateriales erhoben hat. Die 192 Briefe enthaltende Korrespondeng der Salgburger und Sedauer Kirchenfürsten, die uns besonders die Geftalt des bisher unbillig verurteilten ausgezeichneten Derwalters und gewiffenhaften Seelenhirten Bifchof Georg Agricola von Sedau (1572-1584) in gunftigftem Lichte erscheinen läßt, reicht wohl aus, die gegen Coferth erhobenen Dorwürfe gu entfräften.

Sur die Solgezeit liegen erft gur Geschichte der Repolutionszeit Arbeiten von größerer Bedeutung vor. **Sourniers "Napoleon I."
und huffers "Krieg von 1799" sind in diefen Blattern fürglich gewürdigt worden*. Nun hat auch die Ceitung des t. u. t. Kriegs.

** Ranh IV. 552-555.

[·] Siebe Bd. IV, Heft 62 der "Ofterr. Rundschau". hanje weorg: "Die evangelischen Sürstinnen im hanje fabsburg." Eine historisch-pipchologische Studie. Wien, Manz, 1906. 71 S. S.-A. aus dem "Jahrbuch der Getellischaft f. d. Geich. d. Protestantismus in Ofterreich". XXV. Bd. * Coefde Georg: "Die evangelifden Surftinnen im

^{*} Coferth 3 .: "Salgburg und Steiermarf i'm legten Diertel des XVI. Jahrhunderts." Briefe und Atten aus der Korrespondenz der Erzbischöfe Johann Jatob und Wolf Dietrich von Salzburg mit den Sedauer Bischöfen Georg IV. Agricola und Martin Brenner und dem Digedomamte zu Ceibnit (Soriqungen zur Verfassungs und Derwaltungsgeschichte der Steiermart. V. Band. 2. fieft.) XLIV und 229 S. Graz, 1906. "Styria." Hiezu Fontes rerum Austriacarum. II. 50. Band. Wien, 1898 und Coferth "Die Reformation und Gegenreformation in den inneröfterr. Canbern im XVI. Jahrhundert". Stutt-

ardins fich entichloffen, die napoleonischen Kriege (1792-1815) auf Grundlage ber bort erliegenden reichen Aftenbestande bearbeiten gu laffen. Als Resultate biefer Studien liegen einige Auffage gur Gefchichte bes Jahres 1809 und zwei Banbe einer Geschichte des erften Koalitionstrieges von 1792-1797 vor: ein Einleitungsband und eine Darftellung bes Seldjuges von 1792*, Cestere beruht nur auf einer Jufammenfaffung bereits früher geführter Unterluchungen und bietet wenig unmittelbares Intereffe; hochstens daß fich an der hand der gegebenen Siffernausmeife die leichtfertigen Anwürfe gegen den Ernft und die Aufrichtigfeit ber öfterreichischen Kriegsführung leicht werden beseitigen laffen. Um fo vorzüglicher ift ber Einleitungsband geraten. Er enthalt eine übrigens nicht gang einwandfreie - Darftellung der Politit Kaifer Leopolds II. durch Crifte, der deutschen Reichs- und öfterreichischen Derwaltung burch Canger, des öfterreichischen, preußischen und frangofischen Wehrmesens von verschiedenen Bearbeitern und endlich ausgezeichnete Ausführungen von hoen über "Truppen-, heeres- und Kriegsführung". Wenn mit diefen beabsichtigt ift, Fragen vorwiegend oder rein militarifchen Charafters auch bem Laien verftandlich zu machen, fo ift das durch. aus gelungen. Wir feben, wie die ichwerfällige Kriegsführung des XVI. Jahrhunderts mit ihren tief und in ftrengfter Anordnung aufgestellten Dieredhaufen im XVII. Jahrhundert burch bas "oranifche Snitem", die Angliederung feicht und nicht nach gang ftrengen Regeln aufgeftellter, baber leicht beweglicher Schugenicharen an die ichweren Dierede abgeloft wird, diefes Spftem aber bann gu ber Aufftellung bes heeres burchaus in folden feichten Sormationen und dabei nach strengften Gefegen erstarrt. So geht in der Cineartaftif des spaten XVII. und XVIII. Jahrhunderts mit dem Aufgeben der Dierede die Stoffraft, mit dem Sesthalten an strenger Anordnung die Beweglichfeit des heeres verloren. Eine Schlacht tonnte nicht leicht entscheidend werben, fie galt felbft einem Griedrich dem Großen nur als ein Ausfunftsmittel fur bie, "bie fich nicht anders gu helfen miffen". Der Krieg wurde jum Positionsfriege, jum mathematifchen Exempel, die Tuchtigfeit einer Truppe wurde immer mehr nach den Augerlichleiten bes Drills beurleilt. Rur bei ber Kavallerie ftand noch die Möglichteit, nachbrudlich eingugreifen. Sie murde daher die ichlachtenent. Scheidende Waffe. Die Artillerie lag im argen,

ein endlofer Croß - im Jahre 1792 im Geere bes herzogs von Braunichweig etwa das viert. halbfache ber Armee - hinderte die Bewegungs. freiheit noch mehr, bei dem Mangel geeigneter Swifdenglieder zwifden dem Oberfeldherrn und den fleineren Geereseinheiten mar es jenem unmöglich, bas heer wirflich gu überfeben. Geniale Selbherren wie Eugen von Savonen und Griedrich der Große mußten auch mit folden Mitteln enticheidende Schläge gu führen, eben indem fie fich von den Stlaventetten des formelinftems der Lineartattit befreiten. Aber ihr Cehrgebaude blieb bestehen. "Ein echter Stratege jener Periode glaubte ohne Logarithmentabelle nicht mehr drei Mann über die Gaffe führen zu tonnen." Es war die rechte Kriegsführung der rationalistischen Zeit. Ihre Schwächen waren nicht unerfannt; aber erft ein Mann der Cat tonnte der Kriegsfunst neue Wege meifen; er tam in Napoleon Bonaparte.

Wir wenden uns über die Beit des großen Korfen hinmeg ber Betrachtung der Geschide der Jahre 1815-1871 gu. In Sortfegung eines por Jahren ericienenen erften, die Jahre 1806 bis 1815 umfaffenden Bandes hat ** f ans von 3wiedined . Subenhorft feine "Deutsche Beldichte von der Auflojung des alten bis gur Errichtung des neuen Reiches" mit zwei den Jahren 1815-1871 gewidmeten Banden ab. geschlossen." Mimmt man bas Werf gur hand, fo wird barin ebenfo wie in dem der gleichen Sammlung angehörigen Werte von Kraus die einseitige Bevorzugung politischer Geschichte und die nahezu vollständige Surudftellung der tulturgeschichtlichen Momente auffallen; von den 1000 Seiten beiber Bande ift ein Dierzigstel, 26 Seiten, der Zeichnung eines Kulturbildes gewidmet. Überaus wenig für das Zeitalter der Romantit und Richard Wagners, für ein wahrlich großes Beitalter beutscher Kunft und Wiffenschaft! Innerhalb diefer felbitgeftedten Grengen maltet ber Derfaffer aber mit voller Arbeitsfreudigfeit und freimutigem Urteil. Dabei ift nun freilich in die Darftellung ein bochft subjettiver Bug gefommen. Swiedined fagt in feiner Dorrede gum britten Bande: "Es ftedt gu viel Parteilatechismus hinter der Einschätzung neuzeitlicher Ericheinungen, zuviel vorgefaßte Meinung und Lieb. haberei. Wir find insgesamt mit so vielen intimen Saben an die nachfte Dergangenheit gebunden, daß wir bei der Betrachtung der jungften Gefchehniffe unfer Gefühl nicht gang-

^{* &}quot;Krieg gegen die französische Revolution 1792 bis 1797. ** I. Band (Einseitung), X und 590 S. mit 8 Beitagen und 4 Casein im Legt; II. Band (Seldzug 1792), X und 411 S. mit 7 Beilagen und 28 Tertifizzen. Wien, 1905, Seidel.

^{*} Iwiedined Südenhorft & D., "Deutsche Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Errichtung des neuen Kalterzeiches" (1866—1871). II. Bd. "Geschichte des Deutschen Bundes und des Frankfurter Parlaments". (1815 bis 1889). Ilt Bd. "Die Cosung der deutschen Frage und das Kalsertum der Hohenzollern" (1849—1871). Stuttgart und Berlin. Costa. 1903 und 1905. X und 496 S., X und 504 S.

lich zum Schweigen bringen tonnen. Selbst bei bem ernfteften Streben nach Unbefangenheit und gleicher Bewertung alles Bin- und Berftrebenden gelangen wir niemals zu einer völligen Unberuhrtheit von Liebe und haß." Es mag fo fein. Aber es ware boch zu erwagen, ob der Derfaffer feinem perfonlichen Empfinden nicht krengere Zugel hatte anlegen tonnen. Gewiß fallt im Caufe der Darftellung manches treffende, manches warme und empfindungsvoll nationale Wort. Aber carafteristisch für sie ist doch ein Aberfcuß an Temperament im Urteil, eine baufig mafloje Scharfe in der außeren Sorm. Wir haben ein mit Auszeichnung genanntes Buch der letten Jahre die beitle grage "des Kampfes um die Dorherricaft in Deutschland" viel weniger "berührt von haß und Liebe" behandeln sehen. Nicht immer ist das schärfste das treffenoste Wort. Zwiedined redet viel mehr die Sprace der leidenschaftlichen politischen Streitidrift als des vorurteilslos magenden Geschichtswertes. Im übrigen ware die Darftellung mit manchem Detail, etwa den haargenauen Siffernvermerten von heerestontingenten, Budgetpoften, Staatsfoulden, beffer nicht belaftet worden. Wertvoll als Belege, ermuden folde Angaben den Cefer und ftoren nur die Plaftit des Geschichtsbildes.

Der zweite Band beginnt mit einer Stigge ber deutschen Bundesverfassung : Einigkeit der Meinen Souverane unter Ofterreichs Subrung und fortwährender, namentlich durch Bapern rege gehaltener Gegenfat Ofterreichs zu Preußen ift das Idealprogramm der Bundespolitif. Mit zornigen Worten wird das Milieu der Jahre und Jahrzehnte nach Waterloo entworfen : eine Bundesversammlung von "ausgedienten Kangleiporftanden", Organen einseitigfter Dynastiepolitit, landstandische Derfassungen, im Bundesgrundgefet verfprochen, aber nur mit hinterhalten und Schwierigfeit ober auch gar nicht burchgeführt, in Ofterreich eine Regierung, ber Geiftestnechtschaft Spftem ift, und ein in vollftandiger Ergebung in die "boben Orts" befundenen Magregeln verharrendes Dolt, in Preugen ein strammer, von tonstitutionellen Jugestandniffen himmelweit entfernter Jentralismus und ausschließliche herrschaft von Derwaltung und Armee. In der Schätzung des "Bundes" find der Preuge Treitschle und der Ofterreicher 3wiedined einer Meinung, ohne daß dieser sich der Sührung des ersteren blind anvertraute. Es find die Zeiten ber beiligen Allianz, des gottgegebenen absoluten Surftenrechtes, deffen leitende Grundfage befonders auf dem Cage von Laibach (1821) verfündet worden find und sich am deutlichsten in der Kontrolle des lebhaft erwachten geistigen Cebens der Untertanen durch die Jenfur ausprägten. Am 18. Ottober 1817 hatte sich die "allgemeine beutsche Burschenschaft" tonstituiert. Es war "die Antwort deutscher Jugend auf die Wiener Bundesverfaffung: die Ertlarung unbedingter hingebung an die Gesamtinteressen ber Deutschen gegenüber der gefetlichen Anertennung des bnnaftifchen Egoismus". Uber die beutschnationalen Ideale der Burichenicaft urteilt Zwiedined richtiger als Creitschfe. Aber er läßt sich barum von der Bewegung nicht gefangennehmen und verurteilt ihre Absonderlichkeiten, vor allem die Außerungen eines erft "unbedingt", dann international gefärbten Radifalismus. Diese unbeilvolle Unterströmung, welche die Mobilmachung der Regierungen gegen die Freiheit der Universitäten und den "Despotismus der Pro-fessoren" mit einem Scheine von Berechtigung umgab, hat es verschuldet, daß in den mehrmals erneuten Karlsbader Beschlüssen (1819) die Sürsten Deutschlands einmal einig maren - im Kampfe gegen die geistige Bildung und perständiges Denten.

Der große Mann der Zeit ift Metternich. Der Verfasser bietet uns teine plastifche Charatteristif des Staatstanzlers, aber wir bleiben nicht im Zweifel über feine Meinung: Metternich ift ihm ein Menich voll findisch-eitler Selbstüberhebung, ein politischer Bantrotteur nach innen und außen. Er hat verschuldet, daß Ofterrreich durch falfche Politit im griechischen Sreiheitstriege die führende Rolle in der Baltanhalbinsel, in Europa an Rußland und seinen felbitbemußten Baren Nitolaus verlor, daß es in Deutschland mit Dreufen in Wettbewerb treten mußte; in engem Derhaltnis gu Rußland, innerlich durch raftlofe Reformarbeit geträftigt, murbe bas hohenzollernreich die wirt-Schaftliche Dormacht des von seinem genialen Sinangminister Mot begründeten, vom 1. Janner 1834 nahezu alle deutschen Canber umschließenben, Jollvereines und damit Deutschlands überhaupt. Metternich ift schuldig, "daß das Reich der habsburger die außerordentlichen Dorteile, die es sich durch die Koalition gegen Napoleon erworben hatte, vollständig einbufte und . . . feine reichen Krafte an unproduktive Unternehmungen verschwendete, durch welche wohl bnnaftifden Reigungen geschmeichelt, aber niemals die Völker befriedigt und von der 3wedmäßigfeit ihres Jusammenseins überzeugt werden fonnten" - und "daß feine Staatsform für das deutsche Dolf gefunden worden ist, die alle feine Stamme gu einer politischen Einheit batte verbinden tonnen." Wirflich?

Das Seitbild ware unvollständig, saßte man nicht eine andere, meist kulturell, dann aber auch politisch bedeutsame Erscheinung ins Auge. Es ist das ungeheure Abergewicht, das die Seelenkräfte des Gemütes und der Phantasie über die noch vorhandenen Refte des besonders auf firchlichem Gebiete noch recht lebendigen Rationalismus ber Aufflärungszeit gewannen. Ein myltifch-religiofer Jug fam in die Menfchen und fprach fich besonders in der munderglaubigen "Romantit" und in gablreichen übertritten jum fatholischen Befenninis eigenartig aus. Und waren die tatholifch-firchlichen Tendengen bisher mehr auf Dersuche eines Ausgleichs zwischen Dernunft und Dogma gerichtet gewesen, jest tam ein anderer Jug in fie: fcarfer, ftrenger, papftlicher; nicht Ausgleich, fondern Unterwerfung. Gegen Ende des vierten Jahrzehntes des XIX, Jahrhunderts war die tatholische Kirche in Deutschland wieder eine "große, politifche Macht geworden" und "riefengroß ftand die ultramontane Welt auf einmal wieder por aller Augen". Daß in dem überaus fnapp geratenen Rahmen des bier eingefügten Kulturbildes (II., 241-266) die Stellung Ofterreichs ungenugend gewürdigt ist, wird jeder Kundige er-tennen. Recht anschaultch ist die dem Dertehrswesen gewidmete Partie und die gut gufammengestellten, recht charafteristischen, übrigens nicht gerade ichmeichelhaften Mitteilungen zeitgenoffifcher Quellen über Berliner und besonders Wiener Ceben wird man mit Interesse und wohl nicht ohne ernsthaftes Rachdenten lefen.

3m Jahre 1840 bestieg Konig Friedrich Wilhelm IV. den Konigsthron von Preugen; ber rechte Mann im Sinne biefer von mpftifchromantischen Bewegungen erregten Jeit. Mit feinem Regierungsantritt beginnt nach Swiedined die Vorgeschichte der Revolution. Gab es bisber feinen "verruchteren" Gedanten als die deutsche Einheit, fo murde das beutsche Nationalbemußtfein jest hoffahig. Es ist wohl wirklich das "allergrößte politische Derdienst" Friedrich Wilhelms IV. Sonst verstand ber redebegabte Konig die Beiden feiner Beit fclecht. Getragen von hergebrachtem festen Glauben an bas göttliche herricherrecht feste er fich nicht bloß in Widerstreit gu den fonstitutionellen, sondern auch zu den auf eine Suhrerftellung gegen Ofterreich gerichteten politifchen Bestrebungen in Preugen. Er hat damit parlamentarifche Derfaffung - im Sebruar 1847 trat ber vereinigte preußische Candtag gusammen - und Austrag des Kampfes um die Dorherrichaft doch nicht verhindern tonnen. In Ofterreich beginnt in den Dierzigerjahren die icarfe nationale Differenzierung der späteren Seit recht deutlich zu werden. Sie wird nicht allein burch nationale Gegenfage hervorgerufen, fondern auch - wie etwa in Bohmen bie tichechischnationale Bewegung - geschürt burch die politischen Tenbengen national indifferenter Sattoren. Am vernehmlichften macht fie fich in Italien geltend, mo der Ruf nach Abichuttelung nicht einer "Schredensherrichaft" - bas ift boswillige Sabelei - aber eines fremden, nicht nationalen Regimentes Cojungswort wird. Friedrich verfaumt es nicht, zu diefen noch heute brennenden Fragen fein politifches Kredo mit aller Deutlichfeit auszusprechen.*

Die Darftellung der Revolution von 1848 bis 1849 ist fehr eingehend. Dabei tritt die Derfonlichfeit des Erzherzogs Johann, über den der Derfasser im Befige neuer archivalifcher Nachrichten ift,** mehr in den Dordergrund. Die findliche liberale Phraseologie auf dem Srantfurter Reichstage findet an Swiedined mit Grund einen ftrengen Richter. Was foll man auch denten, wenn man bort, bag gur beutichen Nationalversammlung die Deutschen der Oftseelander und die - Tichechen eingeladen werden follten, *** daß die Wiederherftellung Polens als eine heilige beutsche Nationalpflicht bezeichnet und auch behandelt murde? + Gewiß ift in den langen Derhandlungen über die Cojung ber beutschen Grage manche treffliche Bemertung gemacht worben, aber gur Cofung felbit maren, wie jeder weiß, die deutschen Dolfsvertreter unfahig ; nur der große Zwiefpalt der Meinungen wurde in ber Scheidung in eine großdeutichöfterreichische und fleindeutich-preugische Partei offenbar. An den Machten Ofterreich und Preugen mar es nun, fie gu versuchen.

Mit einer Darftellung von "Ofterreichs Wiedergeburt" aus den Revolutionen der Jahre 1848-1849 beginnt der III. Band. Es ift mobil die beste Partie des gangen Wertes. Don den Legenden, mit denen italienische Irredenta und magnarifcher Chauvinismus die Geschichte biefer Jahre umfponnen haben, lagt ber Derfaffer fich nicht blenden. In der Darftellung ber ungarifchen Krifen ichlagt freilich ba und dort die Stimmung des über manches Ereignis ipaterer Zeit erbitterten Ofterreichers deutlich burch. Wie lebhaft trog der italienifchen Siege ber Gebante ber Abstohung des wiedereroberten

besonderes Interesse.

*** Dgl. auch auf II., 306, die albern-sentimentale An-biederung eines deutschen Demotraten an die Cschechen.

† Bet dieser Gelegenheit hat der Dichter Withelm

† Bet dieser Gelegenheit hat der Dichter Wilhelm Jordan das ausgezichnete Wort gesprochen: "Das Recht der Geschichte ist ein anderes als das der klompendien. Es kennt nur Katurgelethe und eines derselben sagt, daß ein Dollsstamm durch seine bloße Existenz noch kein Recht hat auf politische Selbständigkeit, sondern erst durch die Kraft sich als Staat unter anderen zu behaupten."

^{* 3}m einzelnen fei auf die bemertenswerte Mitteilung über ben Thronwechiel von 1835 in Gerreich (II., 220) verwiefen; überbreit icheini mir bie Deutschland och nur mittelbar angehende Julievolution in Frankreich geschildert (II., 154—171). Hingegen ist der französischen Revolution von 1848 nicht mit einem Wort gedacht und – ein großer Mangel — auch jede genauere Sührung durch die Lehren und Programme des Sozialismus unterblieben; die auf II., 235 gegebene Erflarung der "pafficen Affiliteng" ift unrichtig.
"" Die veröffentlichten Briefe bieten allerbings fein

Lombarbo-Denetien etwa zu einer neuen Republit von S. Marco unter Ofterreichs Droteftorat erwogen wurde, ift taum genügend befannt. In der geringen Einschätzung des Sürften Windifchgrag - gegenüber helfert, ber ben "Eroberer von Wien" mit Wallenstein in Darallele fest - wird man 3wiedined eber folgen durfen als in der augenscheinlich gu niedrigen Bewertung des Surften Selig Sowarzenberg. Er war tein unterrichteter Mann, aber ein Mann von Gedanten und entichlossener Initiative. In Preugen, das er erfolgreich diplomatisch betämpfte und ohne Eingreifen des jungen Kaisers Frang Josef wohl auch mit den Waffen befriegt hatte, empfand man feinen frühen Tob (1852) als eine Befreiung. Daß man zu seinem Nachfolger ben unbefähigten Grafen Buol an Stelle bes aufgetlarten und einsichtigen Grafen Proteich ernannte, halt ber Derfasser für ein großes Unglud für Ofterreich. Es folgt in anregender und planvoller Schilberung die Geschichte des Krieges von 1859; die heute gangbare Anichauung über den S3M. Kuhn wird als eine überfcatung gurudgewiefen. Der Ausgang bes Krieges von 1859 gilt dem Derfasser als unmittelbare Dorbedingung der Entscheidung von 1866. "An eine friedliche Auseinandersegung ber zwei Großmächte war weniger zu benten als jemals." Man barf wieder fragen : Wirklich?

Es tommen die hohen Jahre liberaler Politit : in Ofterreich und Preugen. Aber wahrend in Preugen, wo sich in dem revolutionaren Sturme ber Segen ber Unabhangigteit der Derwaltung von den Parteien bewährt batte, König Wilhelm I. gegen parlamentarifchen Unverstand einen Bismard fand, stand dem Kaifer von Ofterreich nur ein felbft in liberalen und großbeutschen Dorurteilen befangener Minifter gur Seite : Schmerling. Zwiedined erhebt ichwere Anschuldigungen gegen die Ratgeber des Kaisers in der Zeit vor 1866. Offen und ausbrudlich verweift er darauf, wie im Jahre 1866 die Armee und die öffentliche Meinung namentlich Deutschöfterreichs redlich ben Krieg mitverschuldet haben. Nur hatte er mit den Belegen dafür nicht fparen follen; wir hatten bafür gerne auf die übergenauen Armeeftandsangaben verzichtet. Sur den Seldzug felbit lag das große Wert Friedjungs "Der Kampf um die Dorherricaft in Deutschland" vor. Doch ift Zwiedineds verftandige Darftellung barum nicht ohne eigenen Wert. Sein Urteil über Benedet ift weniger enthusiaftisch als jenes Friedjungs, aber doch wohl gutreffender. Mit Warme und Freude verweilt der Derfasser bei den Siegen Ofterreichs zu Cand und Waffer gegen Italien.

Im Dergleiche gur früheren, mehrfach allgu breiten Darftellung ift die große Zeit von 1866

bis 1871 etwas targ bedacht (III., 385 - 504). Der Verfasser sagt in seiner Vorrede, daß hier "die Gewinnung des historischen Standpunttes nur zum Teil gelingen tann" und "mehr als porher das nationale Gefühl und das rein perfonliche Dorftellungsvermogen des Ergahlers an die Stelle des strengen Prufens und Bewertens treten" mußte. 3m großen gangen wird hiegegen wenig einzuwenden und den Grundlinien der Darftellung beiguftimmen fein. Klar und zutreffend ift die gelegentlich gu einer Raubergeidichte aufgebaufchte Geschichte von der Redigierung der Emfer Depefche behandelt (III., 444-446). Don der Darftellung des deutsch-frangosischen Krieges, namentlich des späteren Verlaufes desfelben,* hatten wir uns allerdings mehr erwartet; fie ware por allem geschlossener zu gestalten gewesen. Damit ift aber auch der Abichluß des Wertes und gugleich auch des Gesamtwerkes "Bibliothet beuticher Geschichte" ichwach geraten. Aber betennen wir nun auch, daß es teine fleine Aufgabe gewesen ift, die ber Derfasser gu lofen unternommen bat.

Einem großen Biele ftrebt Alfred Stern gu : in einem groß angelegten Werte, über beffen Anlage uns allerdings der jett vorgelegte vierte Band nichts verrat, die Geschichte Europas von 1815-1871 umfaffend barguftellen. ** Drei Bande waren bisher der Zeit von 1815-1830 gewidmet; mit dem vierten tritt Stern in die Betrachtung ber Jeit von 1830-1848 ein. Eine oberflächliche Uberlejung des fehr genauen Inhaltsverzeichnisses ergibt, daß darin die Wirfungen der Julirevolution in und außerhalb Frantreichs veranichaulicht, somit die europaische Geschichte etwa des Jahrfünfts von 1830 bis 1835 geschrieben merden foll. Daß dies in einwandfreier Weise geschehen fei, wird sich aber nicht behaupten laffen. Wenn die frangösischen Sommerereignisse von 1830 es wirklich wert sind, in eine solche zentrale Stelle gerudt gu werden, mußte dies deutlicher und vor allem fünstlerischer gum Ausbrud gelangen. Stern fagt Seite 267 : "Der Reig aller Geschichte beruht nicht zum wenigsten in der Mannigfaltig. feit. So murbe das Schauspiel der gernwirfungen eines europaischen Ereignisses, wie die Julirevolution es war, fehr eintonig fein, wenn sie nicht, je nach dem Nahrboben, auf ben fie trafen, verschiedene Sorm und Sarbung

* Die Anschauungen Swiedinecks über die Beschiegung von Paris sind nach dem Erscheinen von Busch: "Das deutsche große Hauptquartier und die Bekampfung von Paris 1870/71", nicht mehr haltbar. (Siehe "Osterreichtiche Rundschau", III., 47—48.)

** Stern Alfred: "Geschichte Europas seit den Derträgen von 1816 bis zum Frankfurter Frieden von 1871." Vierter Band. II. Abteilung: "Geschichte Europas von 1830 bis 1848." Erster Band. Stuttgart und Berlin. Cotta. 1905.

Ottav. 617 S.

angenommen hatten." Das aber ift gefchehen, um diefe Sorm und Sarbung wirtfam beraustreten gu laffen? Stern begnügt fich mit einer Einteilung einfach nach territorialen Gefichts. puntten, und auch da wird teine Einheitlichfeit gewahrt;* das Buch ist feine Komposition, fondern ein ziemlich lofes Nebeneinander von Einzelbildern. Stern ichreibt einen fluffigen, angenehmen Stil, er findet, mas man einem Darfteller modernfter Zeit wohl befonders gu gunften rechnen barf, ohne traftige Worte fein Auslangen, bemüht den Lefer nicht mit Raifonnements und politischen Selbitbefenntniffen ; aber der leichtfluffigen Darftellung fehlt Temperament und Bewegung. Keine Steigerung, fein höhepunft, eine faubere Einregistrierung von Ereigniffen in Schubfacher nach Jeit und Raum.

Gewiß find nun namentlich für neueste Geschichte Werte notwendig, die recht eingehend berichten und verzeichnen und barüber hinaus nichts weiter wollen: hiftorifche Nachschlage. werte. Im Grunde tann bas Sterniche Buch als nichts anderes gedacht fein. Inhaltsverzeichnis und die beigefetten Marginalnoten entiprechen febr mohl diefem 3mede; ein Register folgt wohl am Schlusse der Abteilung? Aber dann entichließe man fich gleich, ein foldes Wert als "Jahrbuder gur neueften Geichichte" zu bezeichnen, gruppiere feinen Inhalt übersichtlich nach Jahren, vereinige die miffenichaftlichen Belege gu überfichtlich gufammengestellten Erfursen und man wird sich um die halb in Kleinfram verlorene Geschichte ber neuesten Beit das größte Derdienst erwerben. Miemand durfte magen, ein foldes Beginnen gering zu achten. Daß das Buch über rein politische Geschichte nicht hinaustommt, möchte mit ber Abstedung nach turgen Beitraumen gu entschuldigen fein. In der Kulturgeschichte fann man nicht gut mit Luftren rechnen. Die Anichaulichfeit der Einzeldarstellung leidet meift unter der übergroßen Breite.** Die deutsche Bewegung ift in funftlofer Aneinanderfügung falt rein territorial abgehandelt. Am besten ift die Darftellung der polnischen Revolution von 1831 und ber englischen Derhaltniffe gelungen, wenn auch in England von einer "gundenden Wirfung ber Julirevolution" ichmerlich bie Rede fein fann. *** Uberall aber wird man ge-

 Warum ist nicht wenigstens die niederländische Revolution (Kapitel II und V) als ein Ganzes dargestellt?
 Dersahnte es sich 3. B. wirklich, den Begebenheiten

** Derlohnte es sich 3. B. wirslich, den Begebenhetten in den Schweizer Kantonen volle 40 Seiten zu widmen? singegen fehlen wieder Detaitzüge dort, wo sie gut illustrativ wirfen könnten, 3. B. zur englischen Wahlrechtsreform.

reform.
*** Sehr zutreffend ist die auf Seite 192 gegebene Einschützung ber polnischen Revolution als einer Dorschubleistung wider Willen für die Joee "eines auf dem Grunde morgentändischen Rechtglaubigkeit beruhenden, vom

wahr, welche Summe gewissenhafter Muhe und sorgfältiger Kritik der Derfasser an seine nur in der Anlage nicht glüdlich geratene Arbeit gewendet hat und wir beschließen nach dieser Richtung hin unsere Bemerkungen gerne mit rüchaltloser Anerkennung.

Noch zweier Quellenwerte gur neuesten deutschen und auch österreichischen Geschichte mare gu gedenten: der "Cebenserinnerungen" Rudolfs von Delbrud, deren Würdigung bem. nachft in besonderer Besprechung erfolgen foll und der neuen Dolfsausgabe der "Gedanten und Erinnerungen" Bismards*. Mit einem Derweise auf diese mogen meine Aufzeichnungen beichloffen fein. Hichts ift überfluffiger, als über ben Wert dieses hohen Buches deutscher Politit und deutscher - Kunft ein Wort gu fagen. Die Bedeutung ber neuen, von der bemährten fand des Profesors forst Kohl redigierten und fehr gefällig ausgestatteten Ausgabe liegt in der Derbilligung auf ein Diertel des bisherigen Preifes, wodurch nun wirklich bas nachgelaffene Wert bes großen Kanglers ein Dollsbuch gu merben vermag, das nicht gelesen zu haben, wenigstens für einen Deutschen, balb genug als ein Jeichen mangelnder Bildung gelten wird. Im übrigen tonnte an mehreren Stellen der Tegt der erften (großen) Ausgabe - etwa durch Auffindung von damals verichollenen Originalen mitgeteilter Briefe - verbeffert werden, und gewinnt die Ausgabe einen eigenartigen Wert durch die indeffen im handidriftlichen Nachlag Bismards vorgefundene, nach feinem Willen dem Werte vor-Bujegende Widmung: "Den Sohnen und Enteln gum Derftandnis der Dergangenheit und gur Lehre für die Butunft."

Dr. heinrich Kretichmant.

Besprechungen.

"Einführung in die Arbeiterinnenfrage", bon Elifabeth Gnaud. Kühne.

Jebe literarische Arbeit Elijabeth Gnaud-Kühnes, die auf dem Büchermarkte erscheint, erregt die berechtigte Aufmerksamkeit der sozialpolitischen und frauenfortschrittlichen Kreise. Denn es legt jede Seugnis ab von einer starken, geseltigten Aberzeugung und einer im redlichen Mühen erworbenen Sachkenntnis. Diesen Dorzügen begegnen wir auch diesmal. Die beiden Kapitel: "Was verstehen wir unter Arbeiterinnenfrage?" und "Die Sabriksarbeiterin" schildern den Abergang von der haus- zur

Westen durch eine tiefe Kluss getrennten russischen Einheitsstaates". Warum sehlen in der Seite 170 aufgeführten Polenliteratur die Lieder Lenaus?

"Gedanten und Erinnerungen." Von Otto Sürst von

*"Gedanten und Erinnerungen." Von Otio Harft von Bismard Volksausgabe. Stuttgart und Berlin. Cotta. Iwei Bände. Klein 8°. 406 und 398 S. Preis 5 M. = 6 K. Sabritsarbeit und die Lebensführung der Arbeiterin in lebenswarmen Conen mit stillstischer Meisterschaft.

In einer Kartonfabrit, wo die Derfasserin Seite an Seite mit den dort Beschäftigten gearbeitet hat, tonnte fie ihre theoretischen Kenntniffe ergangen und über die Stimmungen. Begehren und Entbehrungen berfelben mancherlei erfahren. Bezeichnend für fie ift es, daß ber Wunfch, gu belfen, badurch fo brennend wurde, daß er fie, felbft nach fragwurdigen Mitteln ausicauen laft. Es ericeint uns namlich febr fragwürdig, ob ein Jusammenfcluf von Arbeiterinnen, auf dem von der gurftin Dettingen-Spielberg eingeschlagenen Wege, dem die Derfasserin das Wort redet, die richtigen Vereinigungen icafft, Organisationen, die bem 3med entsprechen. Denn es ift zu bezweifeln, ob Madden, die, eben von der Schule entlaffen, in den Datronagen gesammelt, von diesen in die fatholischen Arbeiterinnenvereine geleitet werben, um folieflich in die driftlichen Gewertschaften überzugeben, die Selbständigfeit im Denten und Cun erlangen, die die Bedingungen eines befferen Sorttommens für die Frauen find.

Das Gängeln widerspricht ja vollständig den Grundsägen der Frauenbewegung, und es ist wohl zu bedenken, daß die Organisation nicht Zweck, sondern Mittel zum Zweck ist. Nicht immer wird das bedacht.

Es ift eine Eigentumlichfeit ber beutichen Frauenbewegung, daß sie sich in ihrer fortlaufenden Entwidlung tonfessionell gliedert. 1899 wurde dort der deutsch-evangelische Frauenbund gegründet, worauf 1903 die Gründung des tatholischen Frauenbundes erfolgte. Diese Bundlerinnen ertlaren, daß fie das Bedurfnis haben, vom Standpuntte ihrer Weltanschauung aus an die Frauenbewegung herangutreten. Wir gestehen, daß uns das Derständnis für dieses Empfinden fehlt, das auch nicht allgemein ift, denn in England, Frantreich und in der Schweiz sind Dereine aller Konfessionen und Parteien in den Candesverbanden vereint, Und das folgerichtig, denn was wirkliche grauenbewegung ist, hat gleiche Biele, und 3war folde, die mit ben religiofen und politischen Aberzeugungen der einzelnen gar nichts zu tun haben. Die Sittlichkeits., Unterrichts., Rechts. und Wirtschaftsbestrebungen sind für alle Frauen die gleichen. Die Katholifin, die Protestantin und die Judin, die Germanin, Romanin und Slawin, die Surftin und die Arbeiterin ringen um die menichliche Chenburtigteit. Nur über den gu mahlenden Weg und den einauhaltenden Schritt dürften baber Meinungsperschiedenheiten bestehen. Daber haben mobl einerseits die einen feine Deranlassung gu Sonderbundniffen und anderseits die anderen teinen Grund, diefe zu befehden. Alle Sebde mußte überhaupt unter fo fcwer Ringenden ausgeschlossen fein, daber uns die Gegnerschaft der Derfasserin gegenüber den Sozialdemofratinnen befrembet. Der Grundfat : getrennt marschieren, wenn's nicht anders fein tann, aber boch gemeinsam fampfen, mußte von allen Frauen hochgehalten werden. Elijabeth Gnaud. Kuhne tonnte es, denn fie ftedt ibre Siele weit. Nicht Dergunftigungen will fie fur die Arbeiter und Arbeiterinnen, sondern Rechte. Und die Spezialgesete, die fie fur die Arbeiterinnen anstrebt, sind nennenswert. Den gebn. ftundigen Arbeitstag, Wöchnerinnenschut, Schut por sittlichen Gefahren, ferner ben Arbeiterparagraphen, das Stimmrecht zur Wahl der Arbeiterbeifiger und das Derfammlungs- und Dereinsrecht. Es zeichnet überhaupt die deutsche Frauenbewegung aus, daß fie in ihrem Gleichheitsstreben den Unterschied ber Geschlechter nicht überfieht. So muften wir teinen Dorgug, den die tonfessionellen Organisationen por den freien voraus hatten, es mare benn, baf bie ersteren in Frauenfreisen, die sonst ablehnend find, das Intereffe medten.

Im hinblid darauf ist auch das vorliegende Buch wärmstens zu begrüßen, denn es dürfte manchen eine "neue Kunde" bringen, die Kunde, daß die Arbeiterinnenfrage eine soziale Erscheinung ist, die allen Frauen die Pflicht auferlegt, Besserung anzustreben.

Dies Buch wird zu solchen sprechen, die taub für andere Stimmen sind. Und das, was es spricht, muß normalen Frauen zu Herzen gehen. Denn wie naturgetreu schildert die Derfassern die in tausendschrieger Einzelarbeit erworbene Eigenwilligkeit und Disziplinlosigkeit der Frau, die sie zu einem Zusammengehen und Zusammenarbeiten mit andern so wenig befähigt, und wie ergreisend ist, was sie über die des Anschusses Entbehrende sagt, die allein, ohne Schuß den Kampf um die Eristenz aufnehmen muß. Ein Kapitel schließt mit den solgenden Worten:

"Sie war ein gehegtes Wild. Jest ist sie Freiwild. Wer Cust hat, jagt es oder jagt es weg. Alles ware mit einem Schlage anders, wenn sie nicht so vereinzelt ware. Mit solch einem losgelösten, verwehten Blatte kann seder Wind spielen."

Populare Sariften von Professor Lubwig Bolymann. J. A. Barth, Leipzig 1906.

Selten ist die Gelegenheit geboten, einen so tiefen Blid in die geistige Arbeitsstätte eines berühmten Gelehrten zu tun und dabei die, in der Wissenschaft nach Geltung ringenden Anschauungen in so klarer und trefflicher Weise besprochen zu finden, wie es durch diese gesammelten Reden, Vorträge, Abhandlungen mehr

philosophischen Inhaltes, Rezensionen ic. ermöglicht ist, welche hiemit der Offentlichkeit übergeben wurden.

In einem Dortrage auf ber Munchner Maturforicherversammlung 1879: "Uber die Entwidlung der Methoden der theoretifchen Pholif", bezeichnet Bolymann als feine Cebensaufgabe durch möglichst flare, logisch geordnete Ausarbeitung der Resultate der alten flassischen Theorien der Physit, someit es in feiner Kraft fteht, bagu beigutragen, daß bas viele Gute und für immer Brauchbare, das feiner Uberzeugung nach darin enthalten ift, nicht einft gum zweitenmal entbedt werben muß, was nicht der erfte Sall in ber Wiffenfchaft mare. Bestimmenb für diefe Stellungnahme Bolymanns mag die Bedeutung gewesen sein, welche die, von ihm übrigens in glangender Weife interpretierte, Marwelliche elettromagnetische Lichttheorie errungen hatte. Subrte diefelbe in letterer Beit doch bagu, die Sundamentalgefete ber Bewegung aus den Gesethen des Elettromagnetismus ber-

Die von Maxwell zuerst ausgesprochene, später von hert ausgesührte Anschauung, daß alle naturwissenschaftlichen Cheorien nur geistige Bilder der Erscheinungen sind und sich zu diesen verhalten wie das Zeichen zum Bezeichneten, daß also seine Cheorie etwas Objektives, mit der Natur sich wirklich Deckendes darstellt, hat Bolzmann übernommen und mit überzeugendem Geschiede in seine Darlegungen eingefügt.

Es ift hiernach weniger berechtigt, gu fragen, ob eine Theorie mahr ober falich fei, als zwedmäßigerweise zu untersuchen, ob fie die Erfcheinungen vollständig und auf die einfadifte Weise darftelle, sowie, ob fie die Anregung gur Anftellung neuer Derfuche in fich berge. In diefem Sinne ericheint ihm auch die Atomiftit, an deren Ausgestaltung er felbit, foweit fie auf phyfifalifche Dorgange Bezug hat, fruchtbaren Anteil genommen bat, als ein nicht zu entbehrendes Bild, da fie felbständig auf anderem Wege nicht Gewinnbares, geleiftet hat. Selbstverftandlich verteidigt er, mit unübertroffener Sachkenninis, die bisher üblichen Methoden der theoretijden Donfit gegen die Energetit, die lleues noch nicht gutage geforbert hat.

Besonderes Interesse widmet Bolgmann dem Nachdenken über die Methode des Nachdenkens selbst, das ist der sogenannten Erkenntnistheorie. Die Dentgesetze fast er im Sinne Darwins als ererbte Dentgewohnheiten auf, welche uns mitaunter so zur Gewohnheit geworden sind, daß sie oft über das Ziel hinausschießen und uns auch dann nicht loslassen, wenn sie nicht mehr am Plaze sind. Bei philosophischen Problemen sind daher Derstandestäuschungen nicht ausgeschlossen. So ist ein bekannter logischer Sehle

ichluß, der sogenannte Sophismus, die Ansicht, daß die Welt nicht real, sondern ein bloges Produkt unserer Phantasie, ein Trugbild sei, eine Ansicht, welche man unter anderem auch in einem Handbuche der allgemeinen Physiosogie entwicklt finden kann.

In der 1902 auf der Wiener Universitat gehaltenen Antrittsvorlefung jagt Bolymann hierüber: "Auch ich hing diefen Schrullen nach, verfaumte infolgedeffen prattifc richtig gu handeln und tam gu Schaden, gu meiner größten Greude, benn ich erfannte barin den gesuchten Beweis der Augenwelt, welcher allein darin bestehen tann, daß man gu minder richtigen handlungen befähigt ift, wenn man diefe Erifteng in Sweifel gieht." In der Abhandlung: "über die Grage nach der objettiven Eriftens ber Dorgange in der unorganischen Natur," begrundet Bolymann feine Anschauungen ftreng wiffenschaftlich. Befanntlich wurde er, nach Deröffentlichung berfelben, mit bem Cehrauftrage ber Naturphilosophie an der Wiener Universitat betraut. Weniger gurudhaltend augert er fich in diefer Grage in der launifchen Schilberung feiner "Reife eines deutschen Naturforichers ins Eldorado", das ift an die Berfelen-Universitn in Kalifornien, mobin et 1905 behufs Abhaltung von Dortragen für einige Wochen berufen murde.

Charafteristisch für seine Anschauungen ist eine Entgegnung auf den Dortrag, welchen Professor Ostwald im vorigen Jahre in Wien über das Glüd gehalten hat. Er wirst Ostwald mit Recht vor, daß diese Darstellung einen dem Sortschritte verderblichen Rückfall in die Methode der sogenannten Philosophen bedeutet, Lehrgebäude bloß aus Worten und Phrasen zu konstruieren und bloß auf die hübsche sormale Dersiechtung derselben Gewicht zu legen, ohne darauf zu achten, ob diese Derslechtung genau der Wirklichkeit entspricht und in den Tatsachen begründet ist.

Besonders möge noch auf die meisterhaften Gedenkred en Bolhmanns auf Jos. Stefan, Jos. Coschmidt und die Sestrede zur Seier des 301. Gründungstages der Karl Franzens-Universität in Graz, über Kirchhoff, hingewiesen sein.

Mit Ausnahme eines Teiles der Erwiderung auf die Ansichten der Energetiter und der Vorträge an der Clart-University, bieten die populären Schriften Bolzmann auch jenen Cesern hohen geistigen Genuß, welche außerhalb des Kreises seiner Sachgenossen stehen. Die wiederholten Darlegungen seiner Ansichten, zu denen er bei verschiedenen Gelegenheiten veranlast wurde, weiß er stets in eine andere, jederzeit originelle und zutreffende Sorm zu kleiden, so daß sich der Leser immer wieder daran erfreut.

A. v. Obermaner.

3. S. Madar: "Magdalena." Ein Roman in Derfen. Einzig autorifierte Aberfegung aus dem Cichediichen von Idento Sur-Jelensty.
1906. Wiener Derlag.

"Magdalena." Roman in Derfen von J. S. Machar, Antorifierte Aberfegung aus dem Cfchechichen von Dr. Emerich Salt. Wiener Dolfsbuchhandlung Jynaz Brand. 1905. Mit einem Porträt des Dichters.

Eine erfreuliche und betrübende Tatjache zugleich. Jehn Jahre nach Erscheinen des Originals erfolgt die Herausgabe zweier übertragungen ins Deutsche an demselben Orte und zu gleicher Zeit. Diese Aufmerksamkeit mag vom allgemein literarischen Standpunkt bemerkenswert, sie mag für den Dichter schmeichelhaft und ehrenhaft sein, aber die Doppelübersetzung diese satirischen, kleinbürgerlichen und kleinkadtischen böhmischen Epos hat auch ihre Schattenseiten.

Die eine, daß man den bohmifchen Dichter der deutschen Offentlichfeit mit einem Opus porführt, in welchem die Schilderung der hauslichen und heimischen gesellschaftlichen und politischen Juftande und Strömungen einen abfictlich - breiten Raum einnimmt, eine Schilderung, die einerseits dem fremden und fernen Publitum gu fubtil ericheinen durfte und anderseits viel von ihrer Aftualität eingebuft hat. Das öffentliche Leben in den böhmischen Gebieten weift heute viele neue Sarben, Trieb. federn und Intereffengruppen gegenüber jenen auf, welche den internen Kampfen im bohmifchen Dolte ihr Gepräge verliehen haben in jener Deriode. in welcher sich die Dorgange der Macharichen Dichtung abspielen, in den Achtzigerjahren, in denen politische Parteien einander in der Repräsentang des Volkes ablöften und in denen neue literarische Richtungen mit den alten um Geltung und Sieg rangen. 3meifellos ift "Magdalena" in diefer hinficht eine Cendengund Kampffdrift. Aber ich glaube Machar nicht falfch zu beurteilen, wenn ich fage, daß er fich mit der Sunttion eines Antlägers pro foro interno bescheiben wollte und daß er nicht bloß jeder Abficht, fondern jeder hoffnung bar und ledig war, jemals feinen Roman "Magdalena" in eine andere Sprache überfest zu feben. Man will beffern, aber nicht dem Gespotte Sernftehender aussehen. Die Gefahr der Schadenfreude dieser Unbeteiligten liegt jedoch fehr nahe. Auch noch eine zweite. Es fann einem Deutschen nicht gugemutet werden, eine gweifache Subtraftion bei der Cefture vorzunehmen. Das eine Mal in der Richtung, daß er auf das richtige Maß reduziert, was über dieses hinausreicht, das beift, baf er unterscheide amifchen Dichtung und Wahrheit, bas andere Mal, daß er fich die Zeit der handlung um zwei Dezennien gurudtransponiere. Das ist eben bas Mikliche und Bedentliche an einem derartigen Zeitbilde,

wie "Magdalena" sein soll und ist, daß darunter nicht, wie im Anschlusse an das Personenverzeichnis eines Dramas, vermerkt wird: Zeit der handlung 1885. Der deutsche Leser aus dem Jahre 1905 hat dann über das Milieu und die ganze Atmosphäre eine unrichtige Dorstellung. Selbst der beste Kommentar vermag dann keine Korrektur oder Remedur zu schaffen.

Das zweite Moment der zwiefachen Derdeutschung eines bohmischen, in der form febr schwierigen, in der Sache den Charafter des spezifischen und eigengearteten Nationalen tragenden Poems berührt das Derhältnis der beiden, das Konigreich Bohmen bewohnenden Nationen. Einen ganzen Roman in fnappen. achtfilbigen trochaischen Derfen, die mobl dem auf der ersten Wortsilbe rubenden Atzent im Böhmifden, feineswegs jedoch der mehr jambifden Betonung im Deutschen entsprechen, aus einer Sprache, der das abruptum genus dicendi im hauptwort, namentlich jedoch im Beitwort mit deffen iterativen Bildungen und deffen munderbarer Jufammenfegbarfeit gegeben ift. in eine Sprache, in welcher die Wortfolge teine freie ift, in der das hauptwort selten ohne Artifel und ein Zeitwort oft aus vier Worten befteht, gu übertragen, erfordert eine immense Geduld, Arbeit und Sprachtenntnis, die nur derjenige ermeffen und bewerten fann, der felbft am Werte gewefen. Diefe Beschwerden machfen, nicht bloß arithmetisch, bei einem Roman von vielen hundert Derfen mit eingestreuten, gumeist zweifilbigen bohmifden Namen. Beide Uberfeger find mit Luft und Gifer, aber mit ungleichem Konnen an die Arbeit gegangen. Unstreitig ist die Suriche übertragung die bessere. Nicht blok weil fie vollständiger, sondern auch weil fie volltommener, glatter, fliegender und dem Geifte des Originals gerechter ift. Indem ich dies in uneingeschränftem Mage und gerne anertenne, habe ich wohl das Recht, zu fagen, es mare besser, das Dorwort zu dieser Abersetzung, in welchem uns über Machars Ceben und Dichten ergahlt wird, ware unterblieben. Machar foll durch fein Wert, nicht daburch empfohlen werden, daß man ihm feinen Anfangsgehalt bei der Bodenfreditanftalt nachrechnet und ihn als einen von den bohmifden "Parnassisten" Derfolgten hinftellt. Die materiellen Derhältnife des Autors gehen das deutsche Cesepublitum ebensowenig an, wie seine Konflitte literarifcher Natur, die übrigens der Dergangenheit angehören und feineswegs fo ichroff geartet maren, als man nach der Darftellung des herrn Sur annehmen mükte.

Die Sabel des Macharschen Romanes ist eine sehr einsache. Dor einem Dezennium mochte sie gewagt erscheinen. Heute stößt sich niemand daran. Ein Privatier führt ein Mädchen aus dem Greudenhaus in fein haus und dann auf feinen Canbfig, Dort lernt die Korrigende einen fritifd. peffimiftifc veranlagten Raifonneur fennen und lieben, der bem Code geweiht ift. 3hr Retter hat fich einem anderen weiblichen Wefen gewidmet, das ihn vollauf in Anspruch nimmt : ber Politit, der agitierenden Politit oder ber politisierenden Agitation. Sein Attentat auf ihre Weiblichfeit weift fie gurud und flieht bas Afni. Der Wille gum Ceben fiegt über ihren Entichluß, fich ins Waffer gu fturgen. Sie fehrt ins haus gurud, wo Liebe pertauflich ift. 3ch gehe der Untersuchung aus dem Wege, ob und inwieweit Augier mit feinem auf dem Thema "Der Sumpf gieht wieder diejenigen an, die herausgezogen worden find", aufgebauten Drama und Doftojevsty mit feiner herrlichen Sonja im Roman "Derbrechen und Strafe" auf Machars Invention eingewirft haben. Sie bleibt felbständig genug, auch wenn man beide Fragen absolut bejaht. Das Sujet des Romanes ist übrigens nur die Umrahmung und Einfaffung des eigentlichen Mernes und Smedes ber Dichtung : des betaillierten Bildes fleinstädtischer Sluftuationen, das freilich anschaulich, angiebend und in lebhaften Sarben gearbeitet ift.

Don den beiben Ubersetzungen ift eine jedenfalls zu viel. Die technische und geiftige Arbeit, die auf fie verwendet worden ift, und der Play auf dem beutichen Buchermartte, den fie einnimmt, offen gejagt : wegnimmt, batten einem anderen guten bohmifden Werte gu gute fommen tonnen. Bleibt ja, trogdem die intenfive Uberfetjungstätigfeit ins Deutsche mabrend der letten Jahrzehnte ins Enorme angewachsen ift, fehr viel, gerade in bezug auf die nicht. deutschen Sprachen in Ofterreich, noch nachguholen. Wohl ift nicht zu leugnen, daß die innerpolitische Mijere und der nationale Antagonismus vieles retardiert, vieles gehindert haben. Allein sowie in ber Kunft die frühere Doreingenommenheit einer gerechteren Beurteilung und vorurteilslofen Burdigung Dlat gemacht haben und sowie bohmische bildende Künftler, fpeziell in Wien, erfannt und anerfannt worden sind, so wird es wohl, das hoffe ich, auch mit ben Leistungen auf bem Gebiete ber Literatur und Wiffenichaft der Joj. Penizet. Sall fein.

"Budlige Welt." Stiggen von grig Stuber. Gunther.

Der Derfasser dieser kleinen Stüdchen "zum Weinen und Cachen" steht den Meistern der Wiener Skizze Chiavacci und Pöhl nicht nach. Seine starte Seite besteht in grundgemütlicher Bonhomie. Die Skizzchen seiner Feder sind so rund, vergnügt, lächelnd, lebensklug wie der Derfasser selbst. Einmal erzählte er in so

einer ungeschminkten, aber scharf gesehenen Geschichte von der Wirtung seines Habitus; wie ihm sein ausgesprochen "geistliches" Aussehen, das in frommen Dörfern Schulkinder und alte Weiber zum Handkuß lock, in ein Schloß Jutritt verschafte. Darin stedt eine gute Selbstcharakteristik. Sein rundlicher Humor, sein glatter Wig, verschaffen ihm auch Jutritt bei einem weiten Leserkreis. —12—

Kleine Mitteilungen.

Triefts Aufichwung. Endlich beginnt auch Trieft, fich des einträglichen Ausmanderergeschäftes zu bemächtigen, das seinem hafenleben Aufichwung und Gedeihen bringen muß. Die Regierung hat die der Auswanderung über Trieft gefetten Schranten icon aus dem Grunde fallen gelaffen, um nicht länger zuzusehen, wie fremde hafenplage und auslandische Eifenbahnen aus der unaufhaltsamen öfterreichischen Emis gration große petuniare Dorteile gieben, ham. burger und Bremer Schiffe transportierten feit Jahren die Maffe der Auswanderer der dies. feitigen Reichshälfte, welche den ameritanischen statistischen Siffern nach in den legten Jahren alliährlich hunderttaufende Köpfe ausmachte. Da die hamburg - Amerika-Linie und der "Norddeutsche Elond" por einigen Jahren je eine neue dirette Dampferlinie von italienischen hafen nach Amerita in den Derfehr ftellten, fo fah fich die englische Cunard-Linie veranlagt, dem Schiff. fahrtstruft der deutschen Mittelmeerrouten die Spige gu bieten. Die Cunard-Cinie fand bei ber ungarifden Regierung ein williges Entgegen. tommen, da man sich ein Emporbluhen Siumes durch die Ginftellung einer Auswandererlinie versprach. Die Siumaner Schiffahrtsgesellschaft "Adria" wurde mit ber Reprajentation ber engliichen Schiffahrtslinie für Ungarn betraut und wußte es durch gielbewußtes Dorgeben gu erreichen, daß der ungarifch-ameritanifche Aus. wandererverfehr über Siume von feinem Anbeginne an fehr erfolgreich mar.

Triest sah sich durch die neue Siume-Rew Porf. Linie in seinem Emporblühen gesährdet. Man sürchtete außerdem, fremde Schissahrtsreeder würden den Emigrantenversehr wie in Ungarn an sich ziehen, sobald die österreichische Regierung die erwarteten Erleichterungen für den direkten Auswandererverkehr zusieße. Diesen Umstand sahten die Triester Reeder Fratelli Cosulich im Dereine mit der Speditionssirma Schenter & Co. ins Auge. Ohne längere Dorbereitungen organisierten sie im Juni 1904 die heute mit 16 Millionen Kronen kapitalisierte "Kustro-Americana" als eine Konkurrenzlinie von Triest nach Amerika, Mehrere der größeren

_Karat"-Srachtbampfer, bie porber regelmäßig zwifchen Trieft und Amerita vertehrten und beren Reprasentant die Sirma Cosulich in Trieft war, wurden für den neuen Schiffahrtsdienst ermorben und zu Emigranteniciffen umgeltaltet. damit sie den Auswandererdienst zwischen Triest und New Nort aufnehmen fonnten. Anfangs, bis zur Regelung der Auswandererfrage von Seite der öfterreichischen Regierung, mußten zumeist Passagiere in Palermo, Messina und Neapel aufgenommen werden und erst spater tonnte man auch von Trieft den Emigrantenvertehr einleiten. Schon die ersten Schiffe fubren poll ab und brachten Auswanderer aus Ofterreich-Ungarn und den Baltanlandern, wie auch aus dem sublichen Rugland nach Amerita. Die Subbahnlinie und die unter heimischer Slagge fabrenden "Auftro-Americana".Dampfer gieben daher jest wenigstens gum Teil aus bem nun über Trieft geleiteten Auswanderervertehr materielle Dorteile, während früher die Auswanderer nur mit fremden Eisenbahnen und auslandifchen Schiffen die Reife nach Amerita unternahmen. In Trieft werden die Auswanderer in dem zu einem Emigrantenhotel adaptierten und von der "Austro-Americana" erworbenen Seeholpig bis zur Einschiffung einlogiert und verpflegt.

Der Justrom, den die "Austro-Americana" hatte und der dem Triefter hafen neues Ceben brachte, 30g alsbald die Notwendigfeit der Konstruttion ober Erwerbung neuer Schiffe für ben Emigrantenvertehr nach fich. Die "Auftro-Americana" gab infolgedeffen vorerst zwei große Schiffe in Bestellung, und zwar die "Francesca", die in den Schiffswerften Glasgows zur Ausführung tam, mabrend die "Sofia hobenberg" in dem Arfenal des "Ofterreichiichen Clond" ausgeführt wurde. Es sind dies Sowesterschiffe, jedes von 6500 t Tragfahigfeit, die eine Sahrgeschwindigfeit von 14 Unoten pro Stunde zulaffen, so daß die über 5000 Seemeilen lange Sahrt von Trieft nach New Port in 14 Tagen gemacht wird. Die "Francesca" ift bereits vor einem halben Jahr in ben Derfehr gestellt worden. Sie murde in Neapel auf die Dorichriften für italienischen Auswanderervertehr behördlich geprüft und der Befund lautete dahin, daß dieses Schiff gurzeit als das am besten eingerichtete Emigrantenfoiff im Mittelmeere angesehen werden tann. Ein gleiches Urteil verdient wohl auch die "Sofia Hohenberg". Dafür bürgen die elegante Ausftattung und die perfetten Einrichtungen, mit welchen diefes Schiff vom "Clond" verfehen wurde. Es war ein Ereignis nicht gewöhnlicher Art, welches der Stapellauf des erften auf heimatlicher Werfte erbauten Emigrantendampfers für Trieft darbot, und die fürglich gezeigte Ceiftungsfähigkeit des Schiffes hat allgemein befriedigt.

Es ift zu hoffen, daß für den öfterreichischameritanischen Transport in rascher Solge weitere Dampferbestellungen gemacht werden tonnen, damit unsere heimatlichen Schiffswerften dauernde Beichäftigung finden. 3m Clond-Arfenal find 2000 Arbeiter beschäftigt, die jahrlich einen Aufwand von 2,600.000 Kronen an Arbeitslöhnen erfordern; in den Jahren 1892 bis 1904 wurden heimische Materialien im Werte von 53,000,000 Kronen verwendet. Das "Stabilimento Tecnico" gablt 4500 Arbeiter. Es hat bis Ende des Jahres 1903 344 große Seeschiffe auf seinen Werften tonstruiert. Darunter befinden sich Schiffe, die bis zwanzig Knoten pro Stunde laufen und 15.000 H. P. aufweisen; sie murden nicht nur fur ben öfterreicifd-ungarifden Bedarf, fondern auch für ruffifde, dinefifde und andere fremde Regierungen und für private Reeder gebaut.

Der Zeitpunkt liegt nicht ferne, in dem die vom Staate gebaute Cauernbahn vollendet sein wird, wodurch dann für Criest die Möglichkeit vorliegt, den größeren Ansprüchen eines aufblühenden handelsverkehrs rasch und leicht zu begegnen, zumal auch die Erweiterung und Sicherung der hafenanlage bald beendet sein wird. Dann wird auch den Absichten Italiens, die Schiffahrt in der Adria an Venedig zu reißen, durch Criest ein kaum zu schlagender Gegner erwachsen.

E. S. F.

Ein Erfan für Stichwahlen. Einen fehr beachtenswerten Dorschlag, die heute bei Einerwahlen übliche Stichwahl durch einen befferen Dorgang zu erfeten, macht Dr. A. Tedlenburg, Gerichtsaffeffor in Wiesbaben, in der "Zeitschrift für die gesamte Staatswiffenschaft". Er zeigt treffend, daß das Problem, eine folche Derringerung der Kandidaten berbeiguführen, daß einer, und zwar berjenige notwendig die absolute Majorität erlangt, der die größte Summe an Sympathien bei den Wählern hat, durch das Stichwahlsnstem nicht gelöft wird. hat nämlich von ben in die Stichwahl tommenden Kandidaten einer oder beide im ersten Wahlgang nicht wenigstens ein Drittel aller Stimmen erhalten, fo ift es möglich, daß die Summe aller nicht gur Wirtfamteit getommenen Stimmen größer ift, als die auf den einen, ja, als die auf jeden der beiden Stichmabltanbibaten entfallene Stimmfumme, Jum Beifpiel : Es entfielen bei 1000 gültigen Stimmen auf A und B je 240, auf C und D je 200, auf E 120 Stimmen, fo tamen A und B in die Stichwahl. Eine Koalition der Wähler von C und D und E bei einem neuen Wahlgang hatte aber gur Solge, daß ihr Kandibat die meisten Sympathien auf sich vereinigen würde. Im Anfoluf an das icon bestehende Softem für die Wahlen in den Candgemeinden einiger Schweiger Kantone (Uri, Glarus 2c.) und mit Berüdfichtigung der Ausführungen Thomas hares (The election of representatives, 4. Aufl., 1873, S. 189 f.) tommt Tedlenburg gum Dorichlag der folgenden Eventualftimmgebung bei Einermahlen: Jeder Wähler fann mehrere Kandidaten auf feinem Wahlgettel bezeichnen. Die Stimme jedes Wählers gilt in erfter Linie für ben gu oberft auf dem Wahlzettel Genannten; falls aber diefer nicht gewählt wird, für den Zweitgenannten und fo fort. Die Ermittlung des Wahirefultates geschieht nun in folgender Weise: Buerft merden allein die auf jedem Stimmgettel in erfter Linie abgegebenen Stimmen berüdfichtigt; hat durch diefe jedoch fein Kandidat die absolute Majoritat erreicht, fo fommt berjenige Kandibat in Sortfall, der die wenigsten Drimarftimmen erhalten bat, und auf ben Stimmzetteln, auf denen er in erfter Cinie genannt war, treten die Sefundarftimmen in Wirfung. hat nun auch nach hingurednung der Setundarstimmen noch feiner der Kandidaten die absolute Mehrheit erlangt, fo wird der nunmehr am niedrigften ftehende Kandidat fortgelaffen und es treten an Stelle der auf ibn gefallenen Primarftimmen die Sefundarftimmen und an Stelle auf ihn gefallener Sefundarftimmen die Tertiarftimmen in Wirtfamfeit. In entsprechender Weise wird fortgefahren, bis ein Kandidat die absolute Stimmenmehrheit erlangt hat. Würden also in unserem obigen Beispiel die Wähler fur D und E durchwegs den C an zweiter Stelle genannt haben, fo murde bei der zweiten Jahlung das Rejultat A und B je 240, C 320, D 200, bei der dritten aber A und B je 240, C 520 lauten und C erschiene demnach als gewählt. Ein anderes Beifpiel: Don 1000 Stimmen entfallen auf A 450; auf B 300, auf C 250; alle Wähler fur C geben ihre Setundarstimme dem A, indem fie ibn auf ihren Wahlzetteln an zweiter Stelle nennen. Schon bei der zweiten Jahlung ericeint dann A als gemählt und ein fpezieller neuer Wahlgang ift überflüffig. Der Dorichlag Tedlenburgs hat alfo gwar in erfter Linie eine Dereinfachung und Derbilligung der Wahl - ba die Stidwahl wegfällt - jum Swed, erlaubt aber, wie im erften Beifpiel gezeigt, auch eine gerechtere Durchführung der Wahlen überhaupt.

_ nb _

feuilleton.

"Briefe einer Braut aus der Zeit der deutschen Freiheitskriege 1804—1813."*

In Sommerlieblichkeit, an einem rosen- und bergumstandenen, schwalbenumslogenen See lese ich das Buch. Mit jeder Seite, die ich umblättere, hebe ich einen der zarten Schleier auf, die hundert Jahre über die Welt gebreitet haben. Und bald bin ich mitten in deiner Welt, du liebliche Philippine von Griesheim.

Ahnungslos hat eine fleine hand ein Kunftwerf aufgebaut, Ceben und Leiden ift gu einem Buch geworden, zu einem Bild aus großer Jeit, ju einem Monument fturmbewegter Tage. Aber das Leben und Leiden fiegt. Mitten in meiner jommerfuntelnden Candicaft fteht eines Cebens goldner Baum. Ich febe die Samilie aus dem thuringifchen Urabel, ritterliche und icone Manner und liebenswürdige grauen voll unbewußter Kultur. Und ein junges Madden von holdseligem Jauber. Es war die Seit "vor dem Sturm", wie in Sontanes Zeitroman. Die Epoche der großen Sreundichaften blüht auch in einer Maddenfreundichaft, in einem durch neun Jahre ununterbrochenen Krang von Briefen. Entzudend ift die reine Conart der erften

* Herausgegeben von Ebith Freiin v. Cramm. Egon Sieifchel & Co. Berlin, 1905.

Episteln dieser kleinen, aristotratischen halberstädterin, die voll tindlicher Freude ihren ersten Ball bei hosmarschall von Münchhausen mitmacht, die von Ecossaise, Monemasque und Sauvage plaudert, auf den Braunschweiger Sestlichteiten glüdselige Stunden verlebt, die das Walzertempo ihrer Briese durch das erste unheimliche Signal des Kriegs gehemmt wird. Die reine Mädchenseele hält ihm ihre Wassen eutgegen: Mut, hilfsbereitschaft, Daterlandsliebe, Tugenden, die ihr so selbstverständlich ind wie den Männern, wenn sie sie auch ins Weibliche übersett und, wie sie später einmal sagt, ihre hände nicht zum Kampse, sondern zur hilfe der leidenden Kriegshelden gebrauchen will.

In ruhigeren Tagen erzählt sie ihrer Charlotte von Münchhausen von ihren Freunden und Bekannten, nennt adelige Namen, die in Friedenszeit eine Dission von alten Schlössern an tiefernumrahmten, norddeutschen Seen geben, die aber in jenen Jahren wie Waffenklang waren — und nennt endlich, in einem Brief von 1808, den Namen Wedell.

An hundert Jahre sind über die Geschichte zweier Herzen hingegangen. Wir sehen sie abgeschlossen vor uns, wir sehen Anfang und Ende; eine Geschichte, mit Blut und Eranen

gefdrieben. Aber das Ceben und Ceiden fiegt. Ich bente an die Worte Ellen Keps von jenen, denen die Leiden der andern die Wirklichkeit des Cebens sind. Es sind ihrer viele. Und allen diesen wird sich das stille Bild des Brautpaares zurudverwandeln in atmendes Leben. Zwei morgenfrische, reine Menschen, die einander fast auf den erften Blid lieben, mit jener Liebe, die gegenseitig veredelt; die einander unbewußt entgegengeben, auf gleichen Wegen, mit den gleichen Dorzügen geschmüdt, mit Diamanten der Klugheit, der Calente, den Perlen der Gute und den rosenfarbenen Rubinen einer erften Liebe. Sie abneln einander auch in den Gesichtsgugen; ber icone Offigier hatte wohl manchen Bug von feiner Mutter geerbt, der Philippine, ihre Nichte, auffallend glich. So waren sie verwandt und wahlverwandt. Nicht eine falsche Linie stört ben vollendeten Stil dieser beiden pornehmen Gestalten, des Ebelmannes und des Edelfrauleins, diefer Geftalten einer Zeit, die in großen Seelen alle Tugenden aufrief, wie ein Konig feine Krieger.

Albert v. Wedell trat in das Schillsche Korps. Auch sein Ceben war, wie das des Bräutigams der Coni Adamberger, gerade "mit allen schönen Kränzen geschmudt". Auch ihm leuchteten "alle Sterne seines Glüds in schöner Milde", wie der ebenso todesmutige Körner an seinen Dater schrieb.

Der sparianische Geist, der die Frauen ihre goldnen Haare opsern und ihre goldnen Ringe für eiserne eintauschen ließ, lebte auch in Philippine. Sie verkaust selbst ihre venetianische Kette, um Albert, dem Kriegsgesangenen, anonym eine Geldsumme zur Erleichterung seiner Gesangenschaft schieden zu können; eine goldne Kette, die sicher oft ihr tindliches Gemüt ersreut hatte, wie das einer andern jungen, norddeutschen kette, wie das einer andern jungen, norddeutschen kriestatischen Briessschein von 1808, die ihrem Dater, Wilhelm von humboldt, von Rom ein kleines, italienisches Briesschen schrieb: »Viringrazio delle catene . . . «

Unter den elf Schillschen Offizieren, die am 16. September 1809 vor den Toren von Wesel erschossen wurden, befand sich Albert von Wedell und sein Bruder Karl. Nicht mit dichterischem Schmud der Worte, wie der verwundete Cühower Jäger, der in sein Taschenbuch schrieb: "Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben"— tonnten sie von der Welt Abschied nehmen. In schlichen, unendlich rührenden Worten (er mußte den Brief offen senden) bittet Albert einen Freund, Philippine ihren Ring zurückzugeben. Seine Ahnung hatte sich erfüllt, er sah sie nicht wieder. Als der letzte der Elf (die erste Salve hatte ihm nur den Arm zer-

comettert), mutig und gefaßt ftarb Albert pon Wedell, aus Braunsfort in Pommern, 19 Jahre alt. - Der schwarze Schatten dieses Todes fiel auf das Leben feiner Braut. Mit weichen handen, voll Ehrfurcht, mochte man die Blätter anfaffen, auf denen fie von ihrem Schmerg ergablt. Bu fromm, um ihr Dafein felbft gu beenden, foleppt fie fich durch dumpfe Tage und Jahre. Die Briefe, die sie noch durch vier Jahre an die Freundin richtet, sind erfüllt von Kriegsbildern; in ihren Sommern blüben Schwertlilien und ihre Rofen find wie Wunden. Und mabrend des furchtbaren Winterfeldzugs finen die beiben Freundinnen angstvoll daheim - und sehen in Gedanten die endlofen Schneeflachen, die eifige Berefina, Mostau, das wie eine brennende Blume auf bem Schnee liegt; und jede weiß ibren Bruder dort braufen.

Nur einmal, im letten Brief an die Freundin, schreibt Philippine freudiger. Sie teilt ihr das große Ereignis mit, dessen Schauer jett noch den umwehen, der in stillen Abendstunden durch die Leipziger Ebene geht.

Pierre Coti ergablt einmal, wie ihm in Galilaa durch die in Stein gegrabenen Linien eines Spieles, das romische Kriegstnechte gur Beit Chrifti fpielten, die gange Paffionsgeschichte greifbar lebendig murbe. - Wir haben alle oft und oft von jenen Tagen gelesen, wo ber Sturm zum Orfan murbe, wo die große Schlachtenmelodie in einen gewaltigen Afford ausklang, -Wie lebendig machen den Tag von Leipzig die Linien des Maddenbriefes; Philippine Schildert, wie in eine trauliche herbstabendplauderei bei Tee und Kaminfeuer ein Offigier mit der großen Nachricht hereinstürgt. Und in der unmittelbaren Mitteilung an die Freundin wird fie fich ichon des hiftorifden Momentes bewußt : "Die Achse der Weltgeschichte hat sich durch diese große Dölferichlacht gebreht."

hier enden die Briefe. Was wir sonst noch über die Schreiberin, die fich nach langem Jögern und inneren Kampfen vermählt hatte und hochbetagt zu Braunschweig, wo sie mit militarifden Ehren beftattet murde, geftorben war, und über Albert von Wedell, den Unvergeffenen, sowie viele andere in den Briefen ermahnte Dersonen und Ereignisse erfahren, ift in reichen Notigen, Aufgeichnungen und Berichten gruppiert. Die herausgeberin hat durch ihre Mitteilungen das Bild aus großer Zeit mundervoll erganzt. - Und etwas so Sommerwolfengartes wie ber furge Gludstraum ber gwei jungen, edlen Menichen ift festgehalten und wird mit seinem hauch, wie der Wind an Aolsharfen, an viele bergen ichlagen.

hebba Sauer.

Von der Woche.

4. Sebruar. Der Kaifer erflart dem Grafent Julius Andrafin, die ibm überbrachten Dorfchlage der vereinigten ungarifden Partelen nicht annehmen gu tonnen.

5. 373. Sigung des Abgeordnetenhaufes: Nach Be-endigung der Generaldebatte über das Pensiansgesen für privatbeamte wird die Spezialdebatte begannen. — Das Erekutivbmitee der ungarischen Koalition beichlieht die Deröffentlichung der Alten über die Vermittlungsaltion des Grafen Andrasin. — Der öfterreichsich-ungarische Gefandte überreicht ber ferbifchen Regierung eine Rote, in melder gegen die von der setvlichen Reglerung ergriffenen Repressalien bezüglich der Einsulze von österreichsichen und ungarischen Provenienzen protestiert und die sosortige Ein-stellung dieser Repressalien gesordert wird.

6. Der Prefausichuß erledigt den Prefigefegentmurf en blac — 374. Sigung des Abgeordnetenhaufes: Spezial-debatte fiber das Penfionsgefey. — Im Koliner Städte-wahlbezirt wird der radikale Staatsrechtler Dr. Anton wahlbestet wird der raditale Staatsrechter Dr. kinden Sobotta mit 1697 gegen 1105 jungsthechilde Stimmen in den Reichsrat gewählt. — Die deutschöhmischen Reichstags-abgeordneten erstären dem Ministerpräsidenten, daß sie einer Deränderung des Sahlenverhältnisses der Mandate zu unguntten der Deutschen bei der Wahlresorm den energifdeften Widerftand entgegenfegen merben. - Anton

Menger (geb. 1841) in Rom +.

7. 375. Sigung des Abgeordnetenhaufes : Der Gefetentwurf, betreffend die Pensionsversicherung der Privat-beamten wird in zweiter Cesung angenommen. — Öster-reichsicher Staatsbeamtentag in Wien. Die Resolution fordert unter anderm das Teitavancement. — Der dänische Grönlandforicher Dr. Malius Erichien halt in der Geographifden Gesellichaft in Wien einen Dortrag über die Ergebniffe feiner letten Forfdungsrelfen und über die Jiele feiner nachften Expedition.

8. In der Sigung des Wehrausichuffes betont der Candesverteidigungsminifter die Notwendigteit der Gemeinjamleit ber Remee und erflütt, daß die Reform des Militarftrafprojeffes bereits fertiggeftellt fel. - 376. Sigung des Abgeordnetenhauses: Das Penfionsversicherungsgeset wird in beilter Lejung angenommen. — Der Bericht des landwirtichaftlichen Ausschuffes, betreffend den Schutz und die Söederung des heimischen Hopfenbaues (2333. Beil.

d. St. Dr.), wird angenommen.

9. 377. Sigung bes Abgeordnetenhauses: Der Entwurf eines Gesches, betreffent die zu Sweden des gallifichen Candesgesebes über die Errichtung von Rentengutern gewührten staatlichen Begunftigungen (2435. Bell.), sowie jener über ben Sched (2398.) werden angenommen. Der Ergbifchof von Wien erläßt einen Aufruf gegen bie Cherechtsbemegung.

10. Plenarversammlung der Permanenztommission für die Handelswerte. — Erste Aufführung von Georg Hirschelds Luftipiel "Spätfrühling" im Wiener Burgtheater. — Dertagung des troatifden Canbtages.

Bur unggrifden Krife. Der leitende Ausschuft der ungarijden Koalition hat die Dotumente über die Intervention des Grafen Andraffn veröffentlicht. Er glaubte fich dadurch gu rechtfertigen, tatfachlich hat er aber nur feinen verderblichen Eigenfinn, feine vollige Unfahigfeit, die witllichen Intereffen des Candes, der Nation und ber Monarchie mahrzunehmen, bemiesen. Daß der Monarch die ihm vom Grafen Andraffn überbrachten Propositionen nicht annehmen tonnte, ift einleuchtend. Gang abgefeben, baß

fie gerabegu eine Mullifigierung ber Rechte ber Krone enthielten, hatte ihre Durchführung den Anfang des Berfalles der Monarchie bedeutet. Die Lage ift ernft ; die fdweren wirticaftlichen und politischen Schadigungen, die die ungarifche Krife den Canbern der Stephanstrone und in ihrer Rudwirfung auch Ofterreich gufügt, treten täglich mehr gur Ericheinung. Auch die Subrer der ungarifden Parteien tonnen fich der Erfenntnis, daß ihre haltung das Cand ins Unglud gu fturgen broht, wohl faum mehr entgiehen. Daß der Monarch feinem Willen und damit feiner Dflicht - treu bleibe, bat in Budapest einen tiefen Eindrud gemacht. Wenn die Anzeichen nicht trugen, fo beginnen die einsichtigeren Politifer in den Reihen der Koalition einzusehen, daß man zu weit gegangen fei und daß fie ein verwegenes Spiel trieben, wenn fie auf ihrem Standpuntt verharren. Der Weg, ben fie bisher gegangen, tann über furg oder lang nur gu ihrem eigenen Derhangnis führen; fie irren, wenn fie glauben, daß wirflich die Bevollerung hinter ihnen fteht. Das ungarifche Doll wird durch patriotische und freiheitliche Schlagworte leicht in Ertafe gebracht, daß es aber feine politifche und wirtschaftliche Eriftens ber Ambition einiger weniger opfern wird, ift nicht anzunehmen. Mögen fie fich daher noch bei Beiten befinnen, denn, fdredt man einmal por der Gewalt nicht mehr gurud, fo wird es ein tieines fein, ihren bemagogischen Kunften ein Ende gu machen.

Der Mittel gibt es viele. Dor furgem ift in Berlin eine Broidure * erichienen, die gang offen eines berfelben barlegt : Man vereinige Dalmatien mit Kroatien und gliebere Bosnien und die Hercegovina an. Dieje Koalition wurde der ungarifden Koalition ein rafches Ende bereiten. Der Derfaffer, dem man auch in den Details nicht überall beipflichten fann, bat feine 3dee mit Geschid und großer Uberzeugungstraft verteidigt. Hur der Titel ift irreführend, denn Reisner fagt felbft, daß es fich hier gar nicht um einen Staatsstreich handeln murde. Es liegt uns ferne, diefes Mittel gu empfehlen, jumal feine Benützung der Anfang gur Soberalifierung Ofterreich-Ungarns und das Ende des Einheitsgebantens mare. Die Idee verdient aber Beachtung, benn fie zeigt, gu welchen Konfequengen ber Starrfinn einiger Magnaren führen und wie leicht aus den Reihen der andern Nationen des Candes der Racher er-

fteben tonnte.

" "Ein Staatsftreich." Don Diftor von Reisner. Derlag für moderne Citeratur. Berlin, 1906.

Anton Menger. Unferer Beften einer ift dahingegangen! Anton Menger ift in Rom, wo er, dem grühling entgegenziehend, Befferung eines bartnädigen Leidens suchte, gestorben. Die Rechtswissenschaft verliert in ihm einen verdienten Cehrer, die Staatsphilosophie einen führenden Meister. Aber nicht nur ein bervorragender Gelehrter, auch ein seltener Mensch hat mit ihm zu leben aufgehört. In Anton Menger vereinigten fich vorwiegend zwei Eigenicaften: der Idealismus des Menichenfreundes und der flare Verftand des prattifchen Juriften; fie waren die treibenden Sattoren feines Cebens, feiner Arbeit. Er fab eine neue, iconere Weltordnung poraus und suchte ihre Rechtsfage porweg darzulegen und die Erkenntnis des Rechtes führte ihn zu den fundamentalen Problemen der Sittenlehre. Ihr war seine lette Arbeit gewidmet, aus der er guerft in der "Ofterreichifchen Rundicau" Teile veröffentlichte. Menger hatte alle Dorzüge des Gelehrten und nur in einem teilte er auch ihre typischen Sehler: er mied die Menschen, zu deren Wohl sein Geist rastlos tatig mar. Weltentrudt lebte er nur der Wiffenfcaft, feiner Cehre und feinen Buchern. Keiner Partei dienend, jede ehrliche Meinung icanend. ward auch er von allen, die ihn tannten, gleicherweise verehrt. Seine Schuler aber faben mit feltener Liebe und Begeifterung gu ihm empor. Seine Gedanken werben weiterleben, seine Werke fortwirfen. Der Stätte feiner Catigfeit aber bat er ein sichtbares Dentmal feiner felbst hinterlaffen : er testierte der Wiener Universität feine Bibliothet, diese einzig bastebende Sammlung, die funftig Wien gum Born für alle machen wird, die ernfte literarische Studien über die Geschichte des Sozialismus anstellen wollen. Auch in diefer Cat zeigt fich ber gange Mann. Menger, wohl bewußt, daß man in Amerita feine Bibliothet mit Gold aufwiegen murde, wollte das Ergebnis großen Sammelfleißes und nicht geringer finangieller Opfer der Wiener Universität erhalten, dauernd dafür forgen, daß, was er mit unendlicher Mühe zusammengetragen, nicht wieder auseinanderfalle. Drei junge Gelehrte hat er zu Kuratoren für seine Stiftung bestellt, mogen sie das wertvolle Erbe nicht nur erhalten fondern auch mehren.

Burgtheater. (Samstag den 10. Sebruar: "Spätfrühling", Lustspiel in drei Atten, von Georg hirschfeld. Buchausgabe: Stuttgart und Berlin, Cottasche Buchhandlung Nachfolger, 1906.)

Ein Maler hat seine Frau, die alle Träume seiner Kunst mit ihm erschaffen und ersebt hat, aber von mütterlicher Seite mit lähmender Schwermut belastet ist, und sein dreisähriges Kind verlassen. Sechs Jahre später muß sich die

Frau in einem Sanatorium einer gefährlichen Operation unterziehen. Während der Retonvaleszenz erwacht in ihr stärker die Lebensluft. und fie fcreibt ihrem Mann, den fie nie auf. gebort hat, zu lieben. Er bat inzwischen üble Erfahrungen mit den Weibern gemacht und ift außerlich und innerlich heruntergetommen. Er folgt also ber Einladung sofort und findet ein gesundes Weib wieder, das nach Lust und Ceichtigkeit trachtet und von der Schwere, ihrer eigentlichen Krantheit, genesen ift. Die ererbte Melancholie ift gludlich verfcwunden; aber amifchen ben beiden fteht nun ein anderer Damon: der Altohol, dem der Ausreifer gang verfallen ift. Während fie von Glud und freude, von Lieben und Glauben rebet, redet er vom Bogener Terlaner und pom Magdalener Dreiundneunziger - er hat fich nicht dem ftillen, fondern dem lauten Suff ergeben! Er mochte auch fie jum Bogener Terlaner befehren; aber "fie braucht's nicht, denn fie hat etwas davon, fie hat ihn" (den Terlaner nahmlich!?) - er aber braucht ibn, er glaubt ibn nicht entbebren gu tonnen, auf die Dauer wenig. ftens nicht. Sie aber ftellt ihm por, ob das nicht alles Wahn fei? Er moge fich felbft danach fragen, ob es nicht gebe? Er moge fich fragen, wenn er allein fei; er moge versuchen, allein gu fein! Die Gatten werben einig, bag fie Bedentzeit brauchen, daß fie es "überschlafen" mullen. Der erfahrene Trinfer meint zwar, daß in einer Nacht fo etwas nicht werben tonne; aber die grau weiß es beffer, fie fagt frei und groß: "Wenn's etwas ift, find taufend Nachte wie eine." Und das Wunder geschieht wirklich über Nacht. Als fich ber Dotator am nachften Morgen dem behandelnden Argt vorstellt, braucht ihm biefer nur mehr ein Regept gu ichreiben, und alle 3meifel an der heilung find behoben. Zwischen der Zeit "Dor Sonnenaufgang" und dem "Spatherbst" liegt eine ganze Welt. Damals hat man die Cruntsucht bis ins britte und vierte Glied verfolgt; heute nimmt man die Sache leichter und beilt Cruntfucht und ererbte Schwermut im handumdreben. Die moderne Dichtung hat fehr viel milbere Saiten aufzuziehen gelernt.

Der Dichter hat freilich noch einen anderen hebel in Bewegung gesett, um den Crinter zur Pflicht zurückzurufen und seine fünftige Besserung glaubhaft erscheinen zu lassen: nämlich das Kind. Brüchige Ehen durch die Kinder wieder einzurenken, ist zwar ein alter und seit Kogedue oft mißbrauchter Crick. Es lätt sich aber nicht leugnen, daß hirschfeld ihm eine neue Seite abgewonnen hat. Das Kind ist von der Mutter in Liebe und Derehrung zu dem treulosen Dater erzogen und führt ihn so wieder zu der Mutter zurück. Leider aber waltet über

dieser entscheidenden Szene tein glüdlicher Stern; das neunsährige Trudchen redet so entsetslich altslug und so absichtlich, daß die rechte Wirtung ausbleibt. Das Naive ist nicht unseres Dichters Sache, so gern er auch danach greift.

Um diefen ernften Mittelpuntt foll fich nun das Luftipiel bewegen. Es besteht darin, daß der reife und ftruppige Professor, der der Gattin des Malers durch feine Operation das Leben gerettet bat, ploglich Johannistriebe gu empfinden beginnt und fie gut grau begehren will. Man tann nicht jagen, daß diefe Sigur bem Dichter besonders gelungen ift, trogdem er fie, wie der Titel andeutet, als die hauptfigur betrachtet hat. Sie ift weder ein icharf gezeichneter Charalter, noch geht eine besondere fomische Kraft von ihr aus. Den großen Chirurgen und Kliniter wird diefem gappeligen herrn, der fich nicht zu benehmen weiß, wenn er fich den Singer an der Turflinte geriffen bat, niemand anmerfen; und por feinem Sanatorium wurde ich jeden Patienten grundlich marnen. Refonvalefgenten geben bier in ber Abendluft fpagieren; andre machen einen heidnischen Carm. Und folimmer noch fteht es mit den herren Doftoren und den Pflegerinnen. Zwei von den Affistenten find bloge Streber, die der herr Professor erft durchichaut, als fie ibm fundigen, um eine Konfurrenganftalt aufgumachen; der britte ift ein ehrlicher und tüchtiger hittopf, ber niemals ohne Geraufch tommen und gehen tann und jogar dem Besiger des Sanatoriums auf die Merven geht. Seine laute ftudentische Ausdrudsweise hat sich auch die Pflegerin Gunda angeeignet, mit der er fich ftreitend gufammenfindet und dann in einer Liebesfgene durch den Garten jagt, die ein Seiten- und Gegenftud gu der im "Kollegen Krampton" bildet, aber hinter diefer an Wirtung weit gurudbleibt. Unter allen Siguren hat diefer Sappelfrig immer noch am meiften tomifches Leben. Wenn er aber bei jedem Auftreten ftolpert; ober einen Stuhl umwirft; ober den Schirm einer Dame aufhebt, um ihn gleich darauf jum zweitenmal umzuwerfen; oder wenn er gar im Eifer um die "hand der Tochter", anftatt der "Nichte", anhalt: fo icheint mir hier die tomifche Wirfung doch mit gar zu billigen Mitteln bestritten gu fein. Solche Dinge haben die alteren Cuftspieldichter meislich ben Schauspielern überlaffen durfen, die, wenn man fie nur in das Bentrum eines fomischen Charafters hineinjuverjegen weiß, für hande und Suge, je nach dem Cotal und der Situation, hundert Mittel und Wege finden. Wie oft hat man ihnen nicht diefe Manchen gum Dorwurf gemacht, die unfere jungen Dichter mit unfreiwilliger Komit zu Papier bringen, als ob fie nichts Gescheiteres gu jagen mußten. Und über dem Stolpern und

Türenzuschlagen vergessen sie dann, daß wir in einem Sanatorium sind und daß der Besitzer trog seinen Johannistrieben als ein berühmter heiltünstler dastehen soll. hirschseld mag wohl selbst gefühlt haben, daß das nicht zum Vorschein kommt; er hätte es sonst schwerlich nötig gefunden, seinen helden durch eine Wohltat, die nicht auf Rechnung gesetzte Operation, zu heben, was recht absichtlich und altväterisch aussicht.

Das Burgtheater hat an das Stud einen großen Gleift und feine beiten Krafte gewendet. herr Chimig gab, mas der Dichter gegeben hat; ben großen Klinifer, der nicht ba ift, tonnte er auch nicht spielen. Schone und ergreifende Cone fand Frau hohenfels fur die nach Luft und Leichtigfeit ftrebende Grau. Daß herrn Reimers die verbummelten Genies gelingen, mußte man icon aus "bebba Gabler". Srau Medelsty und herr Tregler maren in Jant und in Liebe, leider auch in der Reigung ju grimaffierendem Gefichterschneiden, ein gut zulammenftimmendes Paar. Die Episodenfiguren der Retonvaleigenten tamen durch Graulein Walbed und die Gerren Paulfen, Mofer und Römpler, die hausdame durch grau Mitterwurzer, gut gur Geltung. Ein Erfolg ift trogdem nicht gu verzeichnen. Schon ber erfte und der zweite Att fanden nur auf ben Galerien ichwachen Beifall; nach dem dritten

Att blieb er auch oben aus. 3. Minor. Eustspieltheater. Drei Stude Georges Conrtelines, überfett von Siegfried Trebitid, haben jest Glud. "Boubouroche" hatte zwar mit Balanthi im Raimund. Cheater por Jahren unvergleichlich ftarter gewirft, Maran aber erzwingt fich einen perfonlichen Erfolg. Boubouroche, der tragifch lacherliche held der Wohlbeleibtheit, der dahinvegetierenden animalischen Stumpffinnigfeit, wütet, als er Abele mit ihrem Liebhaber findet, in wehmutig rührender Gewalttätigleit, in einem Schmerge, der den Mann aufwühlt, an fich aber gum Auslachen ift. Der bis gur Burdelofigfeit gutmutige Boubouroche, das im Sett trag gewordene Cemperament vergißt fich, wird plaglich Mann und tampft um fein Weibchen. Da hat nun Maran Tone, die den Typus Boubouroche in feiner Tragit enthullen. Wie diefer dann rafc wieder gurudfallt, fich in bie Seffeln feiner geriebenen Geliebten ichlagen läßt, führt Maran mit grotesfer Konfequeng, die das Urbild um fo deutlicher ertennen lagt, durch. Die zwei Studchen "Mimenfiege" und "Der Stammgaft" enthalten feine neuen Juge gur Charafteriftit Courtelines; auch fie folgen feiner Methode: das Bigarre bis gur außerften Konfequeng gu treiben, um die Harrbeit um fo deutlicher abgubeben von der Wahrheit. Die Herren Dümont, Cessen, Pallenberg, Strauß warm wirkungsvoll im Stile Courtelines.

-lz-

Bürgertheater. Serdinand Wittenbauer ift auf bem beften Wege, der Mann der Saison zu werden. Nun hat sich zu dem großen Erfolg feines Profesjorenstudes ein fast gleich starter feines weit atteren Studentenstudes »Filia hospitalis« gesellt. 'hatte er ein drittes Stud auf dem Cager, man tonnte eine Wette eingehen, es wurde sich eine britte Wiener Bühne beeilen, seinen beiden Erfolgen auf der Bellaria und auf der Candstraße noch einen dritten gur Seite gu stellen. So geht's beim Cheater. Man braucht nur einen einzigen wirklichen Erfolg, und fei's auch nur durch Jufall, errungen zu haben, dann ift man ein begehrter Mann, dann bringt man auch Stude unter Dach und Sach, mit denen man fruber umfonft haufieren gegangen mare, dann wird man fogar gegen feinen eigenen Willen aufgeführt und mit unerwarteten Ehren überfouttet. Nun, Wittenbauer bat lange genug um Anertennung ju ringen gehabt, und das blud war ihm nicht hold, als er fich emfigen Sleifes voll um die Wiedererwedung der Romantit deutscher Dergangenheit muhte. Unbeachtet blieben seine Inrischen und epischen Dersuche. Da sturgt sich der stille Craumer aus dem Dammer entschwundener Zeiten in die Gegenwart und wirft berb und ein bifchen obenhin, aber mit einer überraschend sicheren Witterung für alles, was von der Bühne berab wirtt, eine brennende grage aus dem hochschulleben ins Publifum, und siehe: die Menge läuft ihm zu und demonstriert in einer Angelegenheit mit, für die fie anders wohl nicht leicht zu interessieren gewesen mare. Und diefelbe Menge läßt sich auch »Filia hospitalis« fehr wohl gefallen und nimmt es dem Derfaffer gar nicht trumm, daß ihm viele feiner Milieueffette icon durch andere Studentenftude porweggenommen worden waren. Wittenbauer versteht sich eben auf's Theater, wie selten ein Anfanger. Er gibt auch hier, wie in seinem "Privatbozenten", dem Publitum, was des Publitums ift: por allem eine romantifchempfindfame Liebesgeschichte, verquidt mit einem modernen Problem; hier mit dem ftets geitgemafen ber Studentenmenfur. Und jo wenig geiftige Untoften ibre bramatifche Gestaltung dem Derfasser bereitet haben mochte, fo wenig geiftige Anstrengung toftet es dem Juschauer, ihm zu folgen. Es liegt alles klar auf der hand und im Grunde behalten alle recht: die Gegner sowohl wie die Anhanger der Mensur. Dagu gibt es viel zu ichauen und die Neugierde findet ihren besonderen Cohn in dem knnematographisch getreuen Bild eines Bummels auf der Aula,

gewürzt mit Prügeleien zwischen sich schlagenden und sich nicht schlagenden Derbindungen und mit stürmischen Kundgedungen gegen Polizeiund Kirchenherrschaft. Überdies berührt die studentenfreundliche Gesinnung, die aus dem Stüde spricht, sehr spmpathisch. Da es in der Theorie und im Theater der älteste und verknöchertste Philister gern mit der Jugend hält und da auch die Darstellung des Bürgertheaters eine recht befriedigende war, so erklärt sich der unerwartete Bühnensieg von »Filia hospitalis« ebenso leicht, wie die Angst des Versassers vor der Aufführung, gegen die er sich verwahren zu müssen glaubte.

Kubin-Ausstellung. Alfred Kubin ift der Beidwörer des Grauens. Die beflemmende Stimmung des Unbeimlichen, des Drobenden, Drudenden, Unausweichlichen, die Graflichteit fahl ftarrender, toter Senfterreiben, ftummer ichwerer Dogel, regungslofer Teiche, öber Behöfte, die Craurigfeit verlaffener Simmer, vergeffener Wege, die laftende Seierlichfeit des Schweigens, die Troftlofigfeit unfühnbarer Sould, das furchtbare Behagen des Cafters, die Ohnmacht der tieferen Einficht, die Einsamfeit der Kruppel und Kunftler, den "Schauer vom Gewölb berab", das girpende Singen der lampenerhellten Stille, all das und viel, viel mehr, die gange Stala der Pein, von der Qual des Entjegens bis gum ftumpfen Bruten der gefattigten Beftie, ift er nicht bemüht, fondern berufen, nachhallend anzuschlagen. hier ist der Gipfel und das Ende seiner Kunft. hier auch ihr Gericht. Jeden Künstler hat man nur eines zu fragen, eines und immer wieder nur eines: Kann er das, was er bietet, was er Geniekenden aufnötigt? Was immer er auch brachte: Fruchtgewinde, musizierende Engelfnaben, lauernde Leoparden, zinnernes und filbernes Cafelgerat, ichimmernde Perlenreihen, Tempelharfen ober ben Geift von hamlets Dater: vermag er es in Cinien und Sarben, dann hat fein Wert 3med und Sinn.

Kubin kann, was ihn bezeichnet. Ob er das Grauen beschwört mit einer zureichenden oder einer unzulänglichen Technik, hat nichts Weseniliches zu besagen. Jugegeben, daß die Dollendung der Mittel ein runderes, voller tönendes Ganze zeitigt: im höchsten Derstande des Kunstschaffens ist dieses Moment der reinen Technik ein relativer Saktor, kein konstituierendes Merkmal. Wissen wir denn so unbedingt, daß der menschlichen Physis über die "Meisterwerke" etwa der Plastik hinaus nichts Vollendeteres mehr erreichbar sei? Dieses Paradogon möge für nichts als eine Schwankung der Nadel genommen werden, die deshalb doch immer unverrückbar nach Norden oder — Süden zeigt:

nach der Schönheit, die uns Wahrheit zugleich ist, wie der hermaphrodit von Neapel in seliger Ruhe die Geschlechter bindet, die in der Welt der "Tatsachen" einander bestreiten und ewig suchen.

Kubin ift ein fünftlerifches Temperament, fein bloß literarisches. Das will betont fein, denn jenen Dorwurf hat er durch manche feiner frühen Blatter felbft auf fich berabgerufen. Das macht : Diefe fruhen Blatter find in augenfälliger Weife Poftulierungen, Schemata, Derlebendigungen im beften Salle. Sie "zeigen" eine Idee, Sie haben sl'esprit cruele (Verlaine) der zeichnerischen Rhetorit - Denbant die "Aneldote" -, von der 3. B. Klinger heute noch nicht frei ift und an ber ber bewufte Symbolismus immer wieder icheitern muß. Sie feffeln die unfünftlerifche Dernunft, ben literarifchen Wig und geben "Cogifern" bojen Anlag gu "Proben aufs Erempel". Gang abgefehen von der oft rührenben, zuweilen peinlichen Unbeholfenheit ber Mache. In der Kubin. Mappe, die vor drei Jahren ein um unfern ehrlichen Dant verdienter Kunftfreund, herr von Weber in Munden, verlegt hat, finden fich noch Proben diefer allegorijch-abstraften Deute- und formeltunft, die der Maler (benn wir möchten ihn beffer einen Maler als einen "Beidner" nennen, um der feinen, feit neuestem auch warmen und weichen Ruancen feiner Sprig- und Wifchtechnit willen) beute, wenn nicht verwirft, doch leife ablehnt. Schon diese erfte Mappe - eine zweite ift uns langit versprochen - bot Größeres, der Kunft Gemageres, Blatter, die gang von der Gestaltung, Confarbung, Gewichtsverteilung, der "Musit" des Dortrages leben. Kubins jungere und jungfte Schöpfungen - biefer noch nicht breißigjährige Munchner, der "eigentlich" ein Deutschöhme ift, besitt eine staunenerregende Gruchtbarfeit, eine Unericopflichfeit, Maglofigfeit der Einfälle, die er in ungahligen Sfiggenbuchern mit Strichen notiert und parifert - tonnen die Wiener bei Miethte in (gahmer) Auswahl feben. Dorzüglich find diesmal die jauberhaften 1001 . Macht . Stimmungen ber ichattenhaften Sarben vertreten.

Richard Schaufal. "Das schöne Prag." Jüngst hat eine Kollestivausstellung altberlinerischer Kunst gewaltiges Auffehen erregt. Auch in Wien gab es in den letten Jahren mehrere derartige Renaissanceausstellungen aus verschiedenen Kunftgebieten und auch diese Ausstellungen machten entichieden Glud. Die größte Uberrafchung in diefer Richtung jedoch bildet zweifellos die Bilderausstellung, welche feit ben erften Tagen des Sebruar unter der Bezeichnung "Das icone Prag" im großen Lichthof des Prager Rudolfinums das Entzuden des tunftfinnigen Prager Publifums erregt. Daß die stimmungsvollen Intimitaten ber alten Prager Baufer, namentlich bes engen Stragengewirres ber Kleinseite und der jest icon fast gang ben Affanierungsbestrebungen gum Opfer gefallenen alten Judenstadt von vielen unferer geitgenöffischen Maler aus beiden nationalen Lagern gum Dorwurfe von Gemalden und Zeichnungen erwählt worden find, das wußte man nur gu gut. Künftler, wie Stretti, Marold, Janja, Engelmüller, Bem, Teichner und por allem der unlängst leiber nach Berlin überfiedelte Orlit werden nicht mude, das lotale Kolorit des Prager Stadtbildes auf die Ceinwand gu Baubern. Aber auch die altere Künstlergeneration war in diefer hinficht durchaus nicht mußig und das hatte man bereits nur gu fehr vergeffen.

Und gerade diese älteren Ölbilder von Würbs, Mares, Pinkas und anderen, die Sticke und Zeichnungen von Pucherna, Döbler und Sandmann bilden den Clou der reichhaltigen Ausstellung. Das Straßenbild der Moldaustadt vor 50 und 80 Jahren ersteht da wieder vor unseren Augen und mit Staunen sehen wir, wie gemütlich es damals in Prag zugegangen ist, welche Idylle das Straßenbild von damals gegenüber dem heutigen, großstädtischen Creiben dargestellt hat.

"Das alte Rathaus" von Würbs oder Döblers "Malerische Darstellungen Prags" werden jest als wirkliche Offenbarungen empfunden. Man kann da den vollen Reiz des damaligen Stadtbildes auf sich wirken lassen, man erkennt bald, wie viel von dieser stimmungsvollen Ruhe im heutigen Prag bereits auf immer verloren gegangen ist.

Kurz, man genießt mit vollen Jügen und lernt aber auch sehr viel in dieser dankenswerten Ausstellung. -a.

Derausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, De. Karl Glossy. D Derantwortlicher Redalteur: Dr. figo haberfeld

Notizen.

Die Bllanz der Niederösterreichischen Escompte-Gesellschaft für das Jahr 1906 ergibt einschließlich des Dortrages pro K 266.438 einen Gewinn von K 5,158.531. Der Derwaltungsrat hat dechlicsen, der am 8. März d. J. stattfindenden Generalversammlung eine Dividende von 7 Prozent gleich K 28.— (gleich wie im Vorjahr), die Dorterung des Reservesonds mit K 244.604 und einen Vortrag für das Jahr 1906 in der höhe von K 384.356 vorzuschlagen.

In ihrer letten Generalversammlung beschloß die Boden-Credit-Anstalt ihr Kapital auf 45 Millionen Kronen zu erboben.

Die Buchhandlung Siegmund Steiner in Prefburg verfendet foeben einen intereffanten Antiquariatstatalog über hungarica, enthaltend 1700 Werte in allen Sprachen.

Büchereinlauf.

Otto Schroeder. Dom papierenen Stil. Leipzig und Berlin, 1906. B. G. Teubner. M. 2.80

Charaftertopfe aus der antilen Literatur. Sünf Dorträge von Eduard Schwart, Leipzig, 1906. B. G. Teubner.

Das Erlebnis und die Dichtung. Cessing, Goethe, Moualis, Hölderlin. Dier Auflätze von Wilhelm Dilthen, Ceipzig, 1906. B. G. Teubner. M. 4.80

Aus fremder Erde. Gebichte von Lina Dernaison. Berlin, 1906. Dr. Frang Lebermann. M. 1.50

Unter Pinguinen und Seehunden. Erinnerungen von der Schwedischen Südpolerpedition 1901 – 1903. Don S. A. Du fe. Berlin, 1905. Wilhelm Baenich. M. 5.—

Friedrich Schiller. Dortrag zur Jahrhundertseier seines Todestages. Don Emil Ermatinger. Zürich, 1905. Schultheit & Co. M. —.80

Sbuard Mörites gesammelte Schriften in vier Bänden. Mit einer biographtschen Stizze und Einleitungen herausgegeben von Rudolf Krauß. Band I. Leipzig. Mar Hesse.

Das Kriegsjahr 1809 in Einzelbarstellungen unter Cettung Sr. Ezzellenz SMC. Emil von Woinovich. Herausgegeben von einem Kreise von Offizieren des L. u. t. Heeres. Redigiert von Hauptmann Alois Delhé. Band III. Alpern von Maximilian Ritter von Hoen. Band IV. Napoleon und seine Marchalle von Hauptmann Oskar Christe. Wien, 1906. C. W. Stern.

Die berühmten Frauen der französischen Revolution 1789 bis 1795. Mit 9 Porträten. Don Emma Adler. Wien, 1906. C. W. Stern.

Ruffice Dollsmärden. Gefammelt von Alexander II. Afanaffiew. Deutsch von Anna Meyer. Wien, 1906. C. W. Stern.

Shopenhauers samilide Werte. Band I und II: Die Weit als Wille und Vorstellung. Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe. Leipzig, 1905. Insel-Verlag. M. 9.—

Probleme der Fürjorge. Abhandlungen der Tentrale für private Fürjorge in Frankfurt a. M. Band III: Dr. Wilbeim Seld: Die Kinder der in Fabriken arbeitenden Frauen und ihre Verpflegung mit befonderer Berückfichtigung der Crimmitschauer Arbeiterinnen. Dresden, 1906. D. Böhmert.

M. 3.—

M. 3.—

Ernft Sour. Der Sall Meier-Graefe. Betrachtungen über bie deutsche Kunst und Kultur der Gegenwart. Großlichtesfelbe, 1905. Im eigenen Verlag.

Koerners Werle, Großherzog Wilhelm Ernft.Ausgabe. Leipzig, 1906. Infel-Derlag. M. 3.50

Das Jahr der Liebe. Sonette von Emanuel Urbas. Wien. E. W. Seidel & Sohn.

Die Frauen im Leben Mogarts. Don Carola Belmonte. Augsburg und Berlin, 1905. Gebrüber Reichel.

David Balatan. Die Sozialdemofratte und das jüdische Proletariat. Wien. Brüder Suschikty.

Böhmerwald-Geschichten mit neuen Kaiser Josef-Anetboten. Don Domitius Stratil. Separatabbrud aus der Jugendzeitschrift "Gaudeamus". Fulnet, 1906. Selbstverlag.

Kleine Deutsche Liebesbriefe. Eine Nachlese zu der Ausgabe: Deutsche Liebesbriefe aus neun Jahrhunderten. Leipzig, 1905. Julius Zeitler.

"Und Pippa tangt." Ein Glashüttenmärchen in 4 Aften von Gerhart hauptmann. Berlin, 1906. Sifcher.

Der Großinecht. Drama in drei Aufzügen von Franz Abam Benerlein. Berlin. Dita, deutsches Verlagshaus.

Anfänge der Kunst im Urwald. Indianerhandzeichnungen auf seinen Reisen in Brasilien gesammelt, von Dr. Theodor Koch-Grünberg. Berlin. Ernst Wasmuth.

Eingesendet.

Die feinsten Zigaretten sind **Nestor Gianaclis**King — Phénix — Lotus.



von ärztlichen Autoritäten seit Jahrzehnten als das gehaltreichste und sicherste natürliche Abführmittel empfohlen.

DIE DIREKTION IN BUDAPEST.



00	Redaktion: Wien, 1. Opernring 3. Telephon 4636.	90
25	Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.	00
3D	Derlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stillpnagel).	80
00	Drud von Christoph Reiher's Sohne, Wien, V. D Papier: Schlöglmubl.	סמ
00	Redaktionsschluß für Hest 69: 17. Sebruar 1906.	00

aten=Annahme durch die Rominiftration der Ofterreichifden Rundichan, Wien, I. Opernting 3 und durch alle Annoncen-Bureaus. ionspreise: Die viergespaltene Millimeterzeile 25 h, 1/16 Seite K 12 .- , 1/8 Seite K 20 .- , 1/4 Seite K 35 .- , 1/4 Seite Seite K 60 .- , 1/4 Seite K 100 .- . Inserate im redaltionellen Teil K 1.20 für die Petitzeile. Beilagen nach übereinfommen.



Hochfeines Tafelwasser. Überall erhältlich! Eigene Niederlage: WIEN, I. Sonnenfelsgasse Nr. 4.

chriftsteller!

d. Verlag übernimmi Drudt u. energ. rtrieb v. Gedichten, Rovellen, Romanen, amen etc. Crägt einen Celf der Kotten J. Beding. Off. lub > 113 B H = an aalenitein & Vogler, H.+G., Leipzig,

Modernes Verlagsbureau Eurt Wigand Berlin-Wilmersdorf, Kallerplatz 13

Invert - Lich

Schönste. beste. billiaste Beleuchtung.

Friedrich Plan II. Stephaniestraße Nr. 16.

- Telephon 21190. -

Dankbark

veranloft mid, gern un atten Lungen- u. halsle den mitguteilen, wie mein burch ein einfaches, billige erfolgreiches Raturproduft

Englische und französische Sprachi

WIEN, I. Maria Ther straße Nr. 8 (Sühn)

Übersiedlung Einlagerung

Spedition von Reisege

kais. u. königi. 🙀 Hofape

I. Fichtegasse 6.
II. Nordbahnhof, Mags III. Hauptzollamt, Mags VII. Andreasgasse 10, X. Columbusgasse 8.

Telephon Ilr. 12.801 Unternehmen für Zeitungsausichnitte

WIER, I. Concordiaplat 4

tale, ferner alle famtliche W Car . = ung. Mon= B 1 bud ne in deuticher, rranzonid englischer und ung icher Sprache ericheinen), so e alle wichtigeren rach-u. Wochenichriften, und versendet an die Bonnenten jene

Zeitungsausichnitte

welche lie periontich (oder lachlich) interellieren.

Der DORSERVER«

iit in der Lage, aus allen wichtigeren Fournalen des Kontinents und Amerikas seinen Auftraggebern Prefitimmen (Zeitungsausichnitte) jedes gewünschte Thema ichnellitens zu liefern.

Verlagsbuchhandlung CARL KONEGEN (Ernst Stülpnagel), Wien.

Ein hochinteressantes Memoirenwerk ist das Buch des berühmten Nervenpathologen und Professors an der Wiener Universität

Dr. MORITZ BENEDIKT Aus meinem Leben

Erinnerungen und Erörterungen

432 Seiten Großoktav

Preis K 12 .- , elegant gebunden K 14.

Diese Erinnerungen aus reichbewegten siebzig Jahren sprühen von Leben. Das Temper ment eines Jünglings mischte wissenschaftlichen Ernst, trockenen, aus reicher Erfahru gewonnenen Humor, Pikanterien über Dinge und Menschen, Kampfstimmung, Kampfesfreude zu einem vollendeten Ganzen.

Professor Moritz Benedikt ist aus der klassischen medizinische Schule hervorgegangen. Was er aus dieser großen wissenschaftlichen Epoche Österreic und weiter aus der Epigonenzeit bis in die jüngsten Tage erzählt und andeutend verschweigt, wi nicht nur historisches Interesse, sondern auch aktuellste Sensation errege

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Bosnien.

Don hofrat Prof. Dr. Eduard Richter.*

Rätselhaft sind von jeher die österreichischen Derhältnisse für Ausländer gewesen. Und heute mehr noch als sonst. Erbitterte innere Kämpse, eine fast unverständliche Kompliziertheit der Organisation, die Grundlagen der Staatsexistenzscheinbar immer wieder in Frage gestellt und doch ein nach außen unerschüttertes Ansehen, seit einer Reihe von Jahren auch ein unbezweiselter Kredit und wohlgeordnete Sinanzen, und in der Derwaltung der neuen Eroberung, die man 1878 gemacht hat, ein Erfolg, der die Bewunderung Europas erregt. Bezeichnend für diese Mischung von Krast und Schwäche, von Krankheit und Leistungsfähigkeit wird immer die letzte große Existenzprobe des alten Reiches im Jahre 1866 bleiben, wo der durch unglückliche politische und militärische Sührung verursachte Zusammenbruch fast wettgemacht wurde durch glänzende Siege und heroische Taten, und der niedergeworsene Staat im wesentlichen ohne Gebietsverlust und als gesuchter Alliierter aus der Katastrophe hervorging.

Bosnien bildet ohne Zweisel einen Ruhmestitel für das heutige Österreich. Die bosnische Candesregierung hat allerdings dafür gesorgt, daß das Licht nicht unter den Schesse gestellt bleibe. Durch Einladung fremder Gäste, die aufs liebenswürdigste empfangen werden, durch freigebige Sörderung der wissenschaftlichen Erforschung des Candes und Begünstigung literarischer Unternehmungen, die dessen Schönheiten und Sortschritte verkünden, durch Beteiligung an Ausstellungen, wo alle Reize des orientalischen Kunstgewerbes entsaltet werden, hat sie Bosniens Ruhm zu verbreiten gewußt. Das ist ein seiner Zug; er ist um so seiner, als er gar nicht österreichsisch ist. Hochmütige Zurückgezogenheit auf der einen Seite, pessimisstische Selbstverspottung, wie sie dem Wiener eigen ist, auf der andern, verhüllen in Osterreich sehr häusig gerade das Gute und Gesunde, und lassen das, was ist und

* Dieser aus dem literarischen Nachlasse des am 6. Sebruar 1905 verstorbenen Gelehrten stammende Aufsat blieb, wohl mit Rücksicht auf die große, wissenschaftliche Candeskunde von Bosnien, an der Richter seit 1899 arbeitete, bisher ungedruckt. Da die Vollendung der Candeskunde aber nun vereitelt ist, bietet die kleine, lebendig geschriebene Stizze eine vielleicht auch weiteren Kreisen nicht unwilltommene Ergänzung der zur Veröffentlichung bestimmten Bruchstücke jenes Werkes. Der Aufsatz erscheint hier in der ursprünglichen Form, nur bedurfte er wegen der seit der Niederschrift (im Dezember 1898) verstrichenen Zeit, wie auch im hinblicke auf andere Umstände, einer leichten Aberarbeitung, von der jedoch nichts Wesentliches betrossen wurde.

Prof. Dr. Georg A. Lutas (Gra3).

was getan wird, geringer erscheinen als es verdient. Jene Art, sich zu zeigen, ist vielmehr ungarisch; an der Wertschätzung des ausländischen Urteils, an der geschickten Art sich in Szene zu sehen, erkennt man den ungarischen Zusak in der bosnischen Verwaltung. War doch herr von Kallan, der so lange Jahre Bosnien verwaltete, ein echter Ungar.

In turgem fei der staatsrechtliche Zustand Bosniens Stiggiert. Auf dem Berliner Kongreß 1878 erhielt die österreichisch-ungarische Monarchie die Ermächtigung, die bisher türkischen Provingen Bosnien und die Bergegowing zu besethen. Daß dies nur mit Schwierigkeit und unter Aufbietung von mehr als 200.000 Mann gelang, ift bekannt. Bald banach ichloft die öfterreichische Regierung mit ber türkischen einen Dertrag, in dem dieses "Ottupations"- oder "Besetzungs"-Derhältnis dahin geordnet wurde, daß zwar Ofterreich alle Befugnisse der Regierung und des Staates übernahm, die Sittion einer Art von hoheit des Sultans aber doch aufrechterhalten blieb. Obwohl es durchaus nicht ausgemacht ist, ob nicht dieser Schatten eines Rechtes sich noch einmal recht unangenehm bemertbar machen wird, so ist boch in Wirklichkeit Bosnien heute ein öfterreichisches Cand, und es glaubt wohl weder Freund noch Seind daran, daß Ofterreich jemals freiwillig wieder hinausgeben werde. Wichtiger ift daher die Frage, wie Bosnien dem öfterreichischungarischen Staatsorganismus eingeordnet wurde. Die Monarchie besteht bekanntlich aus zwei vollständig getrennten Staaten, benen nur das Berricherhaus, die Armee und ber auswartige Dienst gemeinsam sind, Gfterreich und Ungarn. Bosnien ift nun weder dem einen noch dem andern Staat angegliedert, sondern es steht als ein dritter Körper den beiden andern, wenn auch feineswegs gleichberechtigt, gur Seite. Es hat überhaupt feine Rechte gegenüber ber Monarchie, etwa im Sinne einer Verfassung, parlamentarifchen Vertretung u. dal. Freilich auch feine Pflichten; es tragt nichts bei fur die gemeinsame Armee ober die Kosten des auswärtigen Dienstes. Da man aber die bosnische Derwaltung nicht gang ohne parlamentarische Kontrolle lassen wollte, unterstellte man sie jener Kommission aus ben Parlamenten beider Staaten, die das "gemeinsame", d. h. hauptsächlich das Armeebudget zu bewilligen hat, den sogenannten Delegationen. Somit erfreut sich die bosnische Verwaltung einer größeren Freiheit von parlamentarischer Kontrolle, umsomehr, da es auch einen bosnischen Candtag nicht gibt.

Dies verleiht der bosnischen Derwaltung eine Stabilität, welche für die obwaltenden Derhältnisse unschäftbar ist, und die sich schon in der langen Amtsdauer des Herrn von Kallan vorteilhaft bemerkbar machte, der unzählige Ministerwechsel in beiden Staaten überdauert hat. Es dachte niemand daran, daß auch er mit andern "fallen" könnte. Nur mit einer, allerdings unparlamentarischen Macht ist der "Regent" Bosniens genötigt sich gut zu stellen, das ist die Armee. Mit den Wassen ist Bosnien erobert, und mit den Wassen gegen den Ausstand, der vier Jahre nach der Oktupation ausbrach, behauptet worden. Bosnien ist politisch und militärisch Österreichs vorgeschobener Posten auf der Baltanhalbinsel, ein

zwischen Seinde hineingeschobener Keil; hie Montenegro und da Serbien; an einer schmalen Front auch die Türkei und der berühmte Weg nach Saloniki. Dazu eine vielsach unverläßliche Bevölkerung. So muß wohl die Zivilverwaltung hand in hand mit der Kriegsmacht gehen. In den ersten Jahren war alles militärisch eingerichtet; aber auch jeht noch ist nicht bloß das lokale haupt der Verwaltung eine Person mit dem kommandierenden General, sondern auch in manchem Verwaltungszweig, 3. B. der Post, sieht man nur Soldaten bedienstet. Daß Straßen- und Bahnbauten in erster Linie nach dem militärischen Gesichtspunkt angelegt sind, versteht sich von selbst.

Man sieht, wie vorteilhaft sich in manchen Stüden die bosnischen Derhältnisse, 3. B. von denen Algiers, unterscheiden, das, seitdem es unter französischer Herrschaft steht, so viele Systemwechsel durchgemacht hat und außerdem von denen des Mutterlandes noch mitbetrossen wird. Mit Algier wird man aber Bosnien, wenn man es als Eroberungskolonie betrachtet, am richtigsten vergleichen. Religion, Kulturgrad und Gesinnung der Bevölkerung sind teils völlig gleich, teils eng verwandt. In beiden Ländern lag die schwierige Aufgabe vor, eine christliche Herrschaft über glaubenseifrige Mohammedaner zu errichten, deren Widerstand an dem gebirgigen Land einen vortressschaft gefunden hatte. Durch das Dasein einer bedrückten christlichen Bevölkerung bekommen die Verhältnisse in Bosnien allerdings einen abweichenden Jug; doch haben sich diese Christen für die neue Herrschaft keineswegs als ein so günstiges Element erwiesen als man erwarten möchte.

Bevor wir aber auf den Zustand der Bevölkerung von einst und jetzt eingehen, aus dem sich das Schlußurteil über das Derdienst und die weiteren Aussichten der österreichischen Herrschaft in Bosnien ergeben wird, muß das Cand als solches gewürdigt werden, da seine Naturbeschaffenheit in einem ungewöhnlich hohen Grade auf seine Geschichte Einfluß genommen hat.

Das "Ottupationsgebiet" — diesen abscheulichen Namen führen die besetzten Canber offiziell — bildet ein Dreied, das im Norden durch die Save gegen Ungarn begrenzt wird, während die östliche Seite sich an das Königreich Serbien, die westliche an das österreichische Kronland Dalmatien lehnt. Die abgestumpfte Sübspige berührt Montenegro und den türkischen Bezirk von Novibasar. Dalmatien ist nur ein schmaler Küstenstreif; in Wahrheit scheint daher die Adria die richtige Grenze unserer Cander zu sein. Wenn diese Kuste aber schon seit dem fruhen Mittelalter vom Binnenlande getrennt ift und vollends seit der Türkenberrichaft, also seit der Mitte des XV. Jahrhunderts einem gang anderen Macht- und Kulturtreis angehört, so haben wir damit einen der auffallendsten geographischen Züge ber adriatischen Oftgebiete berührt. Das ift die Abgeschlossenheit des Binnenlandes gegen das Meer durch die unwirtlichen, hohen und rauhen Karstgebirge, bie sich langs ber gangen Abria in ber Breite von fast 100 Kilometern hingiehen. Keinen stärkeren Wall hätte die Natur aufrichten können. Eine ganze Reihe hoher und steiler Felsketten ist nacheinander zu übersteigen; zwischen ihnen liegen entweder breite, versumpfte Talflächen ober muste, steinige Einöden.

In

Ein recht sprechendes Beispiel für solch eine adriatisch-bosnische "Derkehrsstrafe" ift der Weg von Spalato, der alten Kaiferpfalz des Diofletian an der sonnigen, rebengeschmudten Bucht von Salona, über Sign und Livno an dem Orbas nach Bugoino, das jenseits des Gebirges im inneren Bosnien liegt. Unmittelbar hinter Salona steigt das Kaltgebirge steil und fast volltommen tahl mauerartig empor. In langen Schlingen erklimmt die Strake die Einschartung von Cliffa, wo eine venetignische Selfenfeste den Dag zur Kuste sperrt, den einzigen auf viele Meilen rechts und links. Einen letten Blid werfen wir hier auf die blaue Adria und ihre Inselwelt und auf die italische Degetation der Kuste, unmittelbar darauf befinden wir uns in der Einode des Karftes; tein halm fprieft zwischen ben tablen, wild burchfurchten Kalfsteinen, die uns umgeben. Die unsauberen hütten der barbarisch aussehenden Bewohner beben sich taum aus dem allgemeinen öben Grau bervor. Stundenlang rollt der Wagen bergauf und bergab über die welligen Ruden; vor uns seben wir einen steilen Gebirgszug, tahl wie alles ringsum; Schneefleden vertunden feine hohe. Bevor wir ihn erreichen, wechselt nochmals das Bild. Die Strafe sentt sich, Garten und Selder treten auf, ein breiter Sluß schlängelt sich burch versumpfte Wiesen, um einen Burgfellen gruppiert sich ein Städtchen von italienischem Unpus mit wohlgepflafterten Strafen, einigen Palaften und steinernen Kirchenfronten. Es ist Sign (Sinj) im Tale der Cetina, der hauptort einer jener fruchtbaren Dasen Dalmatiens, die durch das Auftreten eines weicheren, verwitterteren Sandsteins mitten im sterilen Jurakalk bervorgebracht werden. Wenn wir Spalato am frühen Morgen verlassen haben, ift es unsere Mittagsstation, aber sofort betreten wir wieder den Kalf. Endlos ichlängelt sich die Strafe an jenem Gebirge empor, das wir mahrend des Dormittags vor uns fahen. Zuerst durch niederen Buschwald; hie und da zeigt ein Bestand fraftiger Eichen, welcher Wald hier fein konnte. Eine verfallene "Karaula", ein steinernes Wachthaus, fundet uns die einstige turkische Grenze. Aber noch lange haben wir die höhe nicht erreicht; immer neue Schlangenwindungen, immer öber wird das Gelande. Endlich zeigt ein "han", eine schmutzige, finstere Spelunke, mehr Stall als Gasthaus, die Paghohe an. Die stattliche, zur Verteidigung eingerichtete Gendarmeriekaserne verrät, daß Ordnung und Sicherheit auch auf der höhe des verrufenen Drolog eingekehrt find, über ben jahrhundertelang die Raub- und Dlünderzüge der Türken herüber und der Morlakken hinüber sich abgelöst hatten. In noch gahlreicheren und steileren Serpentinen windet sich die Strafe hinab. Bald gewinnen wir freie Aussicht. Ein mehr als stundenbreiter, gang ebener, versumpfter Talboden, ohne Kultur und Wohnstätten, liegt zu unseren Sugen, rechts und links sich fast im horizont verlierend, die Polje oder das Tal von Livno; aber jenseits erhebt sich ein ähnliches Gebirge, wie das, von welchem wir herabsteigen, ebenso boch und drohend. Wir erreichen endlich die Ebene, durchqueren fie, aber erft gum Schluß gewahren wir unser Ziel, das Selsennest Livno, enge in eine Nische des Gebirges hineingebaut. Aus einer mächtigen höble bricht ein stattlicher Bach berpor: 3erschossen türkische Befestigungen krönen alle höhen. Die Türkenstadt baut sich an einem Burgfelsen empor, der mitten in der Nische sich erhebt; in der Ebene davor sind ein paar europäische Straßen im Entstehen. Die Spuren des Bombardements von 1878 sind noch nicht verwischt. Es ist Nacht geworden, bis wir Livno erreicht haben.

Am andern Morgen erwartet uns ein Aufstieg in ganz gleicher Art, wie am Tag vorher. Aber die Berge sind noch kahler und öder; kein haus, kein Baum, nur Steine und dürres Gras, das magere Schafe abweiden. Länger als auf dem Prolog bewegen wir uns auf der unwirtlichen höhe. Dann wieder eine Senkung in eine fruchtbarere Mulde, wieder der sich schlängelnde Bach in sumpsigen Wiesen, aber nur ein elendes bosnisches Dorf, Schuiza, mit einem han, voll Schmutz und Ungezieser. Die Berge im Osten sind noch höher, wahre Schneeketten. Wieder geht es im Zickzack die höhe hinan; wir kommen aber, etwas links (nördlich) gewendet, zunächst wieder auf eine viele Stunden weite, sterile hochebene. hier steht, von allen Winden gesegt, in baumloser Ode die Ortschaft Kupresch; da können wir heute Mittag halten. Sosort geht es wieder bergan.

Auf der Paßhöhe eröffnet sich ein merkwürdiger Blick. Don der schmalen Scharte, die wir erklommen, sehen wir in üppig bewaldete, grüne Täler hinab, mit rauschenden Bächen, einsam zwar auch, aber doch mitteleuropäisch anheimelnd, anmutig und tröstlich nach der steinigen Öde, der wir entronnen. Nun geht es stundenlang durch herrlichen, hochstämmigen Wald und über Alpenmatten hinab, bis wir im letzten Abendschimmer in das breite, fruchtbare Tal des Orbas hinausbiegen und Bugojno erreichen, wo uns das Schienengeleise verrät, daß wir Verstehrsfäden berühren, die von anderswo hieher gesponnen sind.

Dies ist die große Zukunstsstraße von Bosnien an die Adria, auf der die sehnlich erwartete Bahn gebaut werden soll! So sehen bosnische Verbindungslinien aus! Drei oder vier Wasserschen, ein paar tausend Meter hinauf und wieder hinab in zwei Cagreisen, als Zwischenstationen zwei kleine Städtchen und zwei oder drei elende Dörfer.

Anders, aber kaum besser, ist die zweite bosnisch-adriatische heerstraße, die jetzt schon mit der Bahn befahren wird: Saraje vo — Mostar — Metkowitsch. Sobald die schmalspurige Bahn die Ebene von Sarajevo verlassen hat, windet sie sich mehrere Stunden durch einsame Waldtäler zur höhe des Ivansattels empor; eine Zahnstange muß die Steilheit erträglich machen. In engem, von malerischem hochgebirge umstandenen Tale liegt Konjiza. Nun folgt ein etwas bewohnteres Talstüd; aber von Jablaniza ab bis Mostar führt die Bahn in einer Felsschlucht, den berühmten Engen der Narenta, landschaftlich entzüdend, wie der Paß Lueg bei Salzburg oder das Gesäuse in Obersteiermark, doch menschener und einsam, und erst in jüngster Zeit dem Verkehr erschlossen, der bis dahin halsbrecherische Gebirgswege vorgezogen hatte. Wo die Bergpforte sich öffnet, liegt Mostar, von südlicher Vegetation umwuchert, soweit man den Boden dafür der Karstwüstenei abgerungen hat. Die italienische Sommerhitze bringt hier noch einen besonderen Zug

der Dürre in die Candschaft. Don Mostar ab ist der Weg frei zum Meer; aber das Narentatal begleiten links und rechts die unwirtlichsten, ausgedörrten Karsthochstächen. An der Mündung liegt, von Siebersümpfen umgeben, aber in stilvoller, weiträumiger Candschaft, das kümmerliche Metkowitsch. Durch eine kostspielige Regulierung der Narenta ist es Seeschiffen ermöglicht, die hieher zu gelangen. hier berührt das bosnische Bahnnetz das Meer. Aber der Verkehr ist noch schwach. Wie soll eine schmalspurige Bahn, stellenweise mit Zahnstange, einen großen Verkehr erhalten? Dielleicht bringt die kürzlich vollendete Cinie nach Gravosa neue Anregung.

Die zwei beschriebenen Wege sind nicht bloß die besten, sondern eigentlich die einzigen in Betracht kommenden Derbindungslinien zwischen der Adria und dem Binnenland.

So ist der ganze westliche Teil unseres Gebietes ödes, unwirtliches Karstland. Die Bevölkerung lebt hauptsächlich in der Umgebung jener sumpfigen Poljen. So weit der Einfluß des Meeres reicht, haben die Denezianer das Land gegen die Türken behauptet, das ist das heutige Dalmatien; die Grenze ist im einzelnen oft verschoben worden.

Der Karststreisen nimmt im allgemeinen von Norden nach Süden an höhe zu; nahe den Grenzen Montenegros erhebt er sich zu hochgebirgscharakter. Dies sind die schwer zugänglichen Gebiete an der oberen Narenta, der Sitz des letzen Aufstandes. hier reiht sich Wachthaus an Wachthaus und die hauptmasse der — übrigens schwachen — österreichischen Truppenmacht ist hier im Süden vereinigt. hier sind die blutgedüngten Fluren der oberen hercegovina, der Schauplatz der unaufhörlichen Kämpse zwischen Türken und Montenegrinern, wo der erwähnte letzte Aufstand gegen die Türkenherrschaft (1875) seinen Ansang genommen hatte, das "bischen hercegovina", das zum russischen Krieg geführt hat. Im Sommer von glühender hihe versenzt, im Winter von Schneestürmen gepeitscht, gehören diese Gebiete zu den unwirtlichsten Landschaften Europas.

Nicht überall ist die östliche Grenze des Karstlandes so scharf wie auf dem beschriebenen Wege von Kupresch nach Bugojno; aber der Gegensatz zwischen einem waldigen, gut bewässerten, grünen und einem steinigen Bosnien ist überall vorhanden. Das grüne Bosnien bildet ebenfalls ein Dreieck, da von dem großen Dreieck (des ganzen Landes) nur im Westen ein breiter Streisen wegzudenken ist. Es ist in hydrographischer Beziehung der Save, d. i. der Donau, tributär; ihr strömen in beiläusig parallelen Tälern die Una, der Orbas, die Bosna und die Drina zu. Auch das grüne Bosnien, das im allgemeinen ein mitteleuropäisches Klima besitzt, ist ein bergiges Land. Nur die letzten Abdachungen gegen die Save sind eigentlich Slachland. Aber das ist ein verschwindender Teil des Gebietes. Die höhe der Gebirge wird erst im Süden beträchtlich; der Charakter des waldigen und bergigen Landes, wo der Andau auf Täler und Vorhöhen beschränkt ist und den Verkehrswegen ganz bestimmte Linien vorgeschrieben sind, ist durchaus vorherrschend.

Man tann aber weiter gehen und sagen: für ein Cand mit so geringen Berghöhen ist der Derkehr ganz ungewöhnlich erschwert. Die genannten fluftaler haben durchaus nicht den Wert für den Verkehr, den man ihnen nach dem Kartenbild zuschreiben möchte. Die Una tommt aus den unfruchtbaren und dunn bevölkerten Karstgebieten. Der Orbas durchströmt in seinem Oberlauf ein breites, fruchtbares Tal, die Stoplje, wo jenes Bugojno liegt. Aber wie schlecht sind die Verbindungen nach allen Seiten! Der Orbas tritt sofort, wie er die Stoplje verläft, in ein schmales Cal, das sich nach einiger Zeit zu einer solchen Schlucht verengt, daß erst por wenigen Jahren mit ungeheuren Kosten die erste Strafe angelegt wurde. Eine Cagreise mit dem Wagen ist dieses Engtal lang; vor der Anlage der Straße mußte man einen weiten Umweg über die steinige hochebene machen. Das Orbastal war also bis in die Gegenwart überhaupt keine Verkehrslinie. Aber auch die anderen Ausgänge der Stoplie sind mühlam und schwierig. Ins Narentatal gelangt man nur über einen steilen, über 1100 m hohen Paf, und zwar gerade an der Stelle, wo es am engsten und wildesten ist. Die Bahn ins Bosnatal hinüber mußte ebenfalls die Jahnstange zu hilfe nehmen. Der Weg ans Meer ist schon beschrieben.

Besser als das Orbastal ist das der Bosna. Aber auch dieses hat viele schluchtartige Verengungen, führt lange als enger Graben durch einsame Waldgegenden hin, und sein oberes Ende, das Beden von Sarajewo, ist abermals, wie die Stoplje, eine Sadgasse. Wie wenig günstig die Verbindung mit dem Meere ist, wurde schon hervorgehoben; sie ist aber doch viel besser und bequemer als etwa der Weg nach Südosten an die Drina und weiter in die Türkei. So führt auch die Drina selbst, deren Bedeutung als Verkehrsader überdies durch ihre Eigenschaft als Grenzfluß beschränkt wird, mit ihrem Oberlauf in das wilde hochgebirge an den Grenzen Montenegros und Albaniens. Alles, was von Sarajewo süblich und süböstlich liegt, ist menschenleeres, beschwerliches Alpenland. Bosnien ist in dieser Richtung ohne Ausgang. Dies ist ein weiterer mertwürdiger Jug in bem Bau dieses Candes. So enge schließen sich die hochgebirge Montenegros und Serbiens hier zusammen, daß die Eisenbahningenieure die Anlegung einer Bahn einfach für unmöglich erklärt haben. Es hätte schon in den Sechzigerjahren, als herr hirsch den Bau der türkischen Bahnen begann, hier eine hauptverbindung bergestellt werden sollen; führt ja doch die kurzeste Linie von Westeuropa ans Agaische Meer nach Saloniti hier durch. Auch die österreichischen Staatsmänner, die lich seinerzeit das Besatungsrecht im Sandschaft Novibasar ausbedungen haben, scheinen außer der Sicherung Bosniens gegen albanesische Einfälle und dem Auseinanderhalten Serbiens und Montenegros die Sestsehung auf dieser anscheinend so wichtigen Linie im Auge gehabt zu haben. Wenigstens werden seitbem Ofterreich Absichten auf Makedonien und Saloniki zugeschrieben. Doch wären solche Spekulationen, seien sie nun richtig oder erfunden, mit geringer Beachtung der natürlichen Derhältnisse unternommen. Das Gelände ist auf dem langen Wege von Sarajewo bis aufs Amfelfeld, wo die türkischen Bahnen beginnen, so unwegsam,

es sind so viele und so hohe Wasserschen zu überwinden, daß ein schlechterer und bedrohterer Jugang nicht leicht zu denken ist. Schließlich kann man mit viel Geld und den heutigen technischen Künsten vieles überwinden; aber die natürlichen Dorzüge und Nachteile verlieren dadurch ihre Bedeutung nicht, denn Künste wollen bezahlt und Geld will verzinst sein. Und von diesem Gesichtspunkt aus muß man sagen: der natürliche und bequeme Weg von Osterreich nach Saloniki führt durch Serbien und nicht durch Bosnien. Eine so schwierige, von Anfang an mit allen hindernissen gespickte Nebenlinie kann keine politische Kraft zu einer konkurrenzsfähigen haupklinie machen.

Man kann sich nur wundern, daß die Türkei so lange vermocht hat, ihre Provinz Bosnien an einem so dünnen Verbindungsfaden zu erhalten. Es war Bosnien freilich stets ein lose angesügter Teil des Reiches, mit viel selbständigem Ceben und Unabhängigkeitssinn; und als die türkische Regierung versuchte, diesen zu beschneiden, folgte ein Ausstand dem andern. Auch sindet ein niedriger Kulturstand, der sich mit Saumtierverkehr begnügen kann, manches natürliche hindernis erträglich, was für lebhaftere Beziehungen zu einer absoluten hemmung wird, dies eben technisch überwunden ist.

So wird man wohl sagen tönnen, Bosnien sei ein recht abgelegener, von allen Seiten schwer zugänglicher Winkel der Welt. Auch dem inneren Derstehr stehen viele hindernisse entgegen; Räume zu einer größeren Bevölkerungsanhäufung sind nicht vorhanden. Am meisten geöffnet ist das Cand unstreitig gegen Norden und dadurch allein schon rechtsertigt sich seine Angliederung an Österreich, ganz abgesehen davon, daß dieselbe Macht seit dem Untergange der Republik Denedig auch die adriatische Küste beherrscht. Österreich konnte bei der teilweisen Ausschaft des türkischen Reiches im Jahre 1878 Bosnien in keine anderen hände kommen lassen, ohne seinen eigenen Besitz, und zwar besonders Dalmatien, aber auch das stammverwandte Kroatien zu gefährden. Darüber ist kein Wort zu versteren. Eine Dereinigung der ehemals kürkischen. Darüber ist kein Wort zu versteren. Eine Dereinigung der ehemals kürkischen Serbenländer Bosnien, Serbien und Montenegro, die andernfalls unausbleiblich gewesen wäre, hätte einen Mittelstaat von ziemlicher Bedeutung entstehen lassen, für den die Erwerbung der Meeresküste von Siume die Cattaro einsach eine Cebensfrage gewesen wäre.

Die Bevölkerung Bosniens ist national vollkommen gleichartig. Alle Bosnier sind Südslawen, vom selben Stamme wie die Kroaten, Serben und Montenegriner; die lange Türkenherrschaft hat keine ethnologischen Spuren hinterlassen. Geschieden wird das Volk nur durch die Religion; 549.000 Mohammedaner stehen 673.000 Serben, d. h. griechischen Christen, und 334.000 Katholiken gegenüber.* Diese Scheidung ist so schaff, daß sie ebenso trennend wirkt wie anderswo die Unterschiede der Nationalität. Die Mohammedaner sühlen sich, obwohl auch sie slawisch sprechen, doch in erster Linie als Angehörige des großen mohammedanischen Volks- und Kulturkreises und stehen noch heute allem abendländischen Wesen

^{*} Hach ber letten Jahlung von 1895.

volltommen ablehnend gegenüber. Sie waren die herrschende Klasse und noch heute ist der Grundbesit, aber auch vielsach Handel und Gewerbe in ihren Händen. Die Christen, durch die Konfession in zwei seindliche Lager gespalten, von denen das der Orthodogen weitaus das stärkere ist, bilden vorwiegend die bäuerliche Bevölkerung. Als die Österreicher einrückten, vereinigten sich die Mohammedaner mit den Orthodogen oder Serben, wie sie gewöhnlich genannt wurden, zum Widerstand. Entgegenkommend waren nur die Katholiken, die aber an Zahl und Besdeutung zu schwach sind, als daß man sich mit Erfolg auf sie stützen könnte.

Als im herbst 1878 die Besitzergreifung nach zweimonatlichen harten Kämpfen vollzogen war, mußte man darangehen, sich einzurichten und zu den Derhältnissen Stellung zu nehmen. Das Erste und Dringenoste war ohne Zweifel die Sicherung des Gewonnenen durch Herstellung von Verkehrswegen und Befestigungen. Das ist mit anerkennenswerter Umsicht und Energie geschehen. Das Werk des Militärs, das den Anfang machte, wurde später von der Zivilverwaltung im gleichen Geiste fortgesetzt. Was in dieser Richtung geschehen ist, macht auf den Reisenden auch den stärksten Eindruck, besonders wenn er sich gegenwärtig halt, wie es vor der österreichischen Zeit ausgesehen hat. Die Beschreibungen der wenigen früheren Besucher Bosniens ebenso wie die Geschichte des Feldzuges zeigen eine fast vollständige Weglosigkeit. Noch heute sieht man die mit Kugelsteinen gepflasterten türkischen Reitwege, "Kaldermas" genannt, bergauf, bergab über die Höhen laufen, vom Regen zerrissen; eine haarsträubende Verkehrsbahn. Die Mühsale der operierenden Truppen und die Schwierigkeit aller Bewegungen spotteten jeder Beschreibung. Dieser Zustand der Wege war ein größeres Hindernis als der meist unzusammenhängende und schlecht geleitete Widerstand der sogenannten "Insurgenten", ober vielmehr, dieser konnte erst durch die Schwierigkeit der Truppenbewegung Bedeutung erlangen. Jest ist das Cand mit einem ausgedehnten und vorzüglichen Strafenneg überzogen, das sogar manchem alteuropäischen durch rationelle Einfachheit überlegen ist, da es ohne Beeinflussung durch historische Berhältnisse angelegt werden konnte. Nicht minder macht die Sicherung der Grenge, besonders gegen Montenegro, einen sehr beruhigenden Eindruck, und die Sortsgürtel, Derteidigungskafernen und anderen Militärbauten sprechen sehr deutlich den Satz aus: "hier bin ich und hier bleibe ich!" Auch die Städte sind mit eiserner Saust in Ordnung gebracht worden; die wilden Hunde, welche wie anderswo im Oriente die Städte belebten, murden abgeschossen, Reinigung und Beleuchtung der Strafen eingeführt, in alte Winkel Bresche geschlagen, neue europäische Quartiere angelegt, und in den hauptorten wenigstens gibt es elettrische Strafenbahnen, Laden, Kaffeeund Gasthäuser, Promenaden, Bürgersteige u. s. wie sonstwo in Europa.

Nicht minder erfolgreich ist die nächste Aufgabe gelöst: die Herstellung der öffentlichen Sicherheit. Im eigentlichen Bosnien machte das nicht viel Mühe, wie es scheint; schwieriger war es in der oberen Hercegovina, wo die Nachbarsschaft Montenegros und der wilde Sinn der Bevölkerung zu sehr schaffen Maß-

regeln nötigten. Hier walteten im Anfang der Achtzigersahre die berüchtigten "Strasuni", d. h. die Streistorps, eine mobile Gendarmerie, zum Teil aus Einsheimischen bestehend. Damals wurden die vielen einsamen Gräber, von denen bei der Gusla gesungen wird, um nicht wenige vermehrt. Aber die Gewalt hatte wenigstens Erfolg. Heute reist man in Bosnien und der Hercegovina so sicher wie irgendwo in der Welt, und der ehrfurchtsvolle Gruß, zu dem sich der Bosniat erhebt, wenn der "Europäer" vorbeisährt, zeigt, daß er weiß, wie viel es geschlagen hat. Der Soldat mit ausgepslanztem Basonett, der auf einem eigens vorgerichteten Size den Postwagen begleitet, ist nur mehr ein Symbol, keine Notwendigkeit. Derwaltung und Gericht gelten heute für tadellos; streng und bevormundend, aber rührig und verständig. In der Beamtenschaft überwiegt durchaus das deutsche Element, sowohl der Jahl als dem Geiste nach, wenn auch viele Tschechen und Polen da sind; die Kroaten haben sich — wie es heißt — nicht bewährt; Magnaren sind spärlich.

Endlich durfen die Kirchen, Spitaler und Schulen nicht vergessen werden, die reichlich und mit gleicher Derteilung auf die Konfessionen errichtet wurden. Aber damit tommen wir auch schon auf eine hauptfrage: Wie stellt sich die Bevölkerung selbst zu dem neuen Kultursegen? Und wie stellte sich die Regierung zu den Bestrebungen und Interessen der drei Bevölkerungsgruppen?

Da sich die Katholiken, auf die man anfangs wohl gehofft hatte, als zu ichwach berausstellten, um die Regierung auf sie zu bafieren, sab man fich gunächst vor die Entscheidung gestellt, ob man die Mohammedaner, besonders den grundbesitzenden Abel, zu gunften der hauptfächlich serbischen Bauernschaft aus dem Cande treiben sollte, wonach man sich folgerichtig auf die Serben hatte stugen muffen. Die Mohammedaner fortzutreiben, hatte feinerlei Gewaltmagregeln erfordert; lie waren bei einer etwas unfreundlichen Behandlung und leichtem Drud von selbst ausgewandert. Es hatte vielleicht genügt, die Grundablösung energisch in Angriff zu nehmen. Die Regierung entschied sich jedoch dafür, womöglich die Mohammedaner im Cande zu erhalten. Dies gelang auch dadurch, daß man das hörigkeitsverhältnis der Bauern nicht antastete und die mohammedanische Aristokratie ber Begs und Agas mit der größten Rudsicht, ja Auszeichnung behandelte. Die Gründe dieses vielgetadelten Dorganges, der auch sicher manches Abel mit sich brachte, find ziemlich durchsichtig. Erstens sind radikale Magregeln, por allem gegen eine aristofratische Schicht, nicht im österreichischen Stil. Zweitens scheute man fich, das serbische Element zu mächtig, ja alleinherrschend werden zu lassen. Auch das ist völlig begreiflich. Man ließ also die Moscheen bestehen, baute sogar Priefterseminare, wenn man die Scheriatsschulen, die zugleich juridische Cehranstalten sind, so nennen darf, iconte aufs peinlichste die rituellen Gewohnheiten der Moslims, und wenn der Beg, mit dem Frang Josefs-Orden geschmudt, auf seinem arabilden Röklein zum Amte tommt, macht ihm der berr Begirtsporfteber febr tiefe Komplimente.

Es geht aber tropdem abwärts mit dem mohammedanischen Adel. Einmal ist die alte Naturalwirtschaft der allgemeinen Derteuerung aller Artitel nicht mehr gewachsen. Ein Stud verspäteten Mittelalters glaubt man vor sich zu sehen, wenn man einem solchen bosnischen herrensitz sich nähert. In einem abgelegenen Calchen, aber in schöner, freundlicher Umgebung, liegt eine Gebäudegruppe, halb Sestung, halb Wirtschaftshof. Eine hohe Zinnenmauer, an einer Stelle ein tüchtiger, vierediger Wartturm, an der Mauer innen angebaut die kleinen Wohnhäuser mit den veraitterten haremsfenstern, in der Mitte des großen hofes der Dungerbaufen; aukerhalb der Mauer die elenden häuschen der Jinsbauern. Der alte Beg liegt träg in einem der kleinen Senster und starrt mißmutig auf die vorübergehenden Europaer — wenn sie noch wenigstens zu Pferde waren! Dielleicht denkt er forgenvoll seines Söhnchens, das sich zu den "Schwabas" (d. h. Deutschen oder überhaupt Europäern) geschlagen hat, irgendwo in Ungarn oder Galizien bei den Husaren steht und dort, wie einst ber herr von Robenstein, ein Dorf nach dem andern verjubelt. Die Umeten (Zinsbauern) aber taufen sich mit dem Gelde, das sie von eigenen hilfskassen gegen billigen Jins erhalten, einer nach dem andern frei.

Aber auch die Bauern sind nicht zufrieden. Die alte Besteuerung blieb bestehen. Der Kmet sitt auf Herrengrund und gibt von seinem Erträgnis den dritten oder vierten Teil an den Grundherrn, außerdem den zehnten an den Staat. Er konnte auch schon in der Türkenzeit nicht aus dem Besitz gesetzt werden, so lange er das Seinige leistete. Jetzt ist er allerdings vor Brutalitäten und Gewalttaten des Herrn sicher, aber er darf ihn auch nicht aus dem hinterhalt erschießen oder sonst landesübliche Rache nehmen. Dafür arbeitet der Steuereinnehmer mit abendsändischer Unerbittlichkeit und das dünkt den Bosniaken vielleicht noch schlimmer. Da sich Bosnien selbst erhalten muß, so muß auch das Einnahmebudget strengstens eingehalten werden, und da gibt es keine Schonung. Man hört viele bittere Klagen.

In diesen Dingen liegt der Schlüssel zum Verständnis der heutigen bosnischen Derhältnisse. Der weitaus größte Teil der Bevölkerung lebt vom Landbau; mehr sast von der Diehzucht als vom Aderbau. Aber die Wirtschaftssorm ist in höchstem Grad zurückgeblieben. Der Bauer ist unglaublich arm; der Aderbau wird mit den elendesten Gerätschaften betrieben; das Dieh ist von zwerghafter Beschaffenheit, die übertriebene Ziegen- und Schaschaltung hat weit und breit um die Dörfer herum den Wald zerstört; die fruchtbaren Talboden so gut als die Berghänge sind meist verwüstete Hutweiden. Die Bauernhäuser sind verfallene unsaubere Höhlen und weder Pferd noch Rind, geschweige das Kleinvieh, sieht jemals einen Stall. Die Menschen selbst sind körperlich ein ausgezeichnet kräftiger, zum Teil schöner Schlag, und sehen in ihren abwechslungsreichen, bunten Nationaltrachten, wenn diese nicht allzusehr zersumpt sind, höchst stattlich und malerisch aus. Aber sie stehen auf einer tiesen Stuse der Bedürfnis- und Kulturlosigseit. Was man, etwa in der Hercegovina, an menschlichen Wohnstätten sieht, spottet jeder Beschreibung.

Und diese Ceute soll man durch Schulen, landwirtschaftliche Mustergehöfte, Jüchterprämien, Straßen- und Eisenbahnen zu Europäern machen! Da klasst ein Abgrund, über den vorläusig erst nur sehr dünne und schwankende Brüden führen. Die Ceute verstehen wohl überhaupt nicht, was man von ihnen will und weshalb man sie aus dem altgewohnten Justand gerissen hat. Der Südslawe ist ebenso mißtrauisch als bedürfnislos. Er verachtet innerlich den Schwaben, daran ist kein Iweisel. Die neue Regierung der Fremdlinge mit ihrer Unruhe und ihren Neuerungen ist allen unbequem. Bei den Mohammedanern versteht sich das von selbst. Der hercegoviner, besonders der im hochgebirge an den Grenzen Montenegros, bedauert außerdem, daß die Zeit der Streis- und Plünderzüge und heldentaten vorüber ist. Alle Orthodogen, zumal der Klerus, hassen die katholische Regierung schon aus Glaubenseiser, und wer so weit ist, eine politische Ansicht zu haben, denkt an das großserbische Reich und an die Brüder in Montenegro und im Königreiche Serbien.

Darnach ist es nicht verwunderlich, wenn die Regierung die Serben politisch turz hält und bei Konslitten etwas scharf zugreift. Solche ergeben sich überall, wo Spuren von Selbstregierung vorhanden sind, wie bei den Kirchengemeinden, und haben in den letzten Jahren viel Staub aufgewirbelt. Die österreichische Presse schweigt darüber; nur die Belgrader Blätter, dann die jungtschechischen und die Wiener Antisemitenzeitungen beschäftigten sich damit; letztere deshalb, weil angeblich die ungarischen Juden in Bosnien begünstigt werden.

Welchen Ausweg gibt es aus diesem gespannten Zustand? Wie soll man den Bosniaken zum Europäer machen, vor allem: wie kann man den Landbau heben? Man hat im einzelnen gewiß viel getan und hie und da auch Erfolge aufzuweisen; dem Schreiber dieser Zeilen will aber doch scheinen, daß man mit größeren Mitteln eingreisen müßte. Wenn man bedenkt, welche Summen andere Reiche an ihre Kolonien gewendet haben — man erinnere sich wieder an Algier — so erscheint es ungereimt, daß Bosnien sich nicht bloß selbst erhalten, sondern auch selbst erheben soll. Man sollte sich in Österreich-Ungarn klar machen, daß man in Bosnien ein Kolonia II and vor sich hat wie Rußland an Sibirien, Frankreich an Algier u. s. f. und daß man Kapitalien auswenden muß, wenn man aus einem ungerodeten Boden ein Kulturland machen will. Man müßte also vor allem dem bosnischen Budget soweit zu hilfe kommen, daß man den Leuten dort nicht ihren letzten Psennig abzupressen brauchte; man müßte fremdes Kapital und fremde Einwanderer ins Land ziehen.

So einleuchtend das alles ist, so muß doch jeder Kenner der Derhältnisse sagen, daß es meist unmögliche Dinge sind. Denn hier tritt wieder die Eigenart der innerösterreichischen Derhältnisse hemmend entgegen. Wie soll man zwei Parlamenten Gelder abringen für ein Land, das für jeden der beiden Staaten eigentlich Ausland ist und an dem keiner ein näheres Interesse hat? Woher soll man Einwanderer ziehen, aus Österreich oder aus Ungarn? Sollen das Deutsche,

Magyaren oder Slawen sein? Und nun die Hauptschwierigkeit: Solange der staatsrechtliche Zustand Bosniens ungestärt und die Möglichkeit des Rüdsalles an die Eurkei wenigstens rechtlich gegeben ist, halten sich die fremden Kapitalien serne und alles hat einen provisorischen Anstrich, der einem wahren Ausschwung sehr hinderlich ist.

hier mag noch angemerkt werden, daß das bosnische Problem — ob österreichisch, ob serbischer Nationalstaat — das österreichische Problem überhaupt bedeutet: ob nämlich die Nationalität den einzigen Anspruch auf staatliche Ausbildung hat und die einzige Basis für einen dauernden und kontentierten Staat abgeden kann, oder ob der historische (dynastisch-geographische) Staat auch eine Existenzberechtigung hat. Die Stärke des historischen Staates gegenüber den ausstrebenden Nationalitäten der Bassanhalbinsel liegt in seinen Institutionen und seiner Kulturhöhe, die den anderen ganz gewaltig überlegen ist. Was vermögen alle diese Bestrebungen gegen die Übermacht der Armee, der Verwaltung, des handels und der Industrie, die getragen sind von einer der großen (und zwar großartig ausstrebenden) europäischen Kulturnationen?

Daraus ergibt sich ein Doppeltes: 1. je mehr die kleinen Nationen emportommen, desto geringer wird die Aberlegenheit; das Verhältnis kann sich nur zu ungunsten Osterreichs verschieben; 2. das gleiche geschieht durch die Zurückbrängung des deutschen Elementes.

Bosnien ist ein schönes Cand. Wenn die zahllosen Pflaumenbäume blühen, die alle Ortschaften und Städte umgeben und dazu die wilden Kirsch- und Birnbaume in den Waldern, während die stolzen Kalkgebirge noch mit Schneelasten bededt sind, wie der Glärnisch oder ber Dachstein, wenn die malerischen Juge von Saumtieren und bunt gekleideten Reitern von den höhen steigen, dann muß wohl jeder sagen: "Das ist ein schönes und interessand." Das Volt und sein Treiben ist gang unverfälscht orientalisch, bunt und originell. Wenn im stillen Moscheenhof unter mächtigen Linden oder Platanen der Brunnen platichert, bem die Türken ihre Waschungen vornehmen, und der Mueggin gum Gebet ruft, könnte man sich im fernsten Oriente mahnen. Nicht minder in den Bagaren von Sarajewo ober Mostar. Diesen Orient kann man aber porstellung von der Loge aus - seben, ohne in ihn hinabzusteigen, d. h. ohne einen Augenblid den europäischen Komfort zu verlassen. Es ist nicht ein internationaler, es ist ein speziell österreichischer Komfort, den man in den größeren bosnischen Orten trifft; aber die Gasthöfe sind gut und billig, besonders die von ber Candesregierung errichteten. Freilich wenn man von den hauptwegen abweicht, so durfen Proviantforb, tuchtige Reisededen und — viel Insettenpulver nicht fehlen. Mit dem Deutschen kommt man überall durch; die Beamtenschaft ist von der grökten Zuvorkommenheit und die Regierung fördert den Reisenden mit allen Mitteln.

Bosnien ist kein reiches Cand, kein Indien oder Java. Aber wenn man es mit den kolonialen Erwerbungen vergleicht, die andere europäische Staaten in den

letten Jahrzehnten gemacht haben, so wird man anerkennen mussen, daß Gsterreich doch ein viel wertvolleres, günstiger gelegenes und hoffnungsvolleres Gebiet errungen hat, als die meisten anderen Reiche. Man müßte aber vor allem in Österreich-Ungarn selbst zur Einsicht gelangen, daß die Oktupation Bosniens nicht ein unnötiger und überflüssiger Streich gewesen ist, sondern den Gewinn einer sehr schätzbaren und wichtigen Kolonie bedeutet. Man müßte den Mut haben, sich zu seiner eigenen Tat zu bekennen und Bosnien so zu behandeln wie andere Staaten ihre Kolonien, nicht als ein lästiges Anhängsel, sondern als einen wertvollen Besit, den man im eigenen Interesse mit allen Mitteln zu heben sich bemüht.

Ein Wort über das "Niveau".

Don August Sournier.

Ein hervorragender Gelehrter und Argt hat fich jungft entschlossen, aus dem Deutfchen Reich nach Wien zu überfiedeln, um hier den durch Nothnagels Tod erledigten Cehrstuhl zu befleiden. Wir freuen uns darüber und find ihm aufrichtig dantbar. Auch deshalb, weil nun doch einmal die Reihe von Refus auf Berufungen nach Ofterreich eine Unterbrechung erfuhr. Das hängt freilich damit zusammen, daß endlich die Staatsregierung jahrzehntelange Derfäumnisse gutmachen und der medizinischen und naturwissenschaftlichen Sorichung und Cehre jene unerläglichen Behelfe an die hand geben will, die fie bisher entbehren mußten und die ihnen anderwärts langit reichlich gur Derfügung standen. Diefer Mangel hatte einen Abstand zwischen hier und bort erzeugt, ber damit gefennzeichnet wurde, daß man zuerft leise, dann immer lauter von einem Sinten des "Niveaus" unserer hoben Schulen gegenüber dem der deutschen Universitäten sprach. Und war es beute noch ein "Niveau der Cehre", so war es morgen schon ein "Niveau der Lehrer", ohne Rudficht barauf, daß doch immer wieder aus Ofterreich Berufungen nach Deutschland hinaus erfolgten, was am Ende dagegen sprach. Aber nun soll ja das alles anders werden: die Dissiplinen der heilkunft erhalten reich ausgestattete Kliniken, die Naturwissenschaften modern eingerichtete Caboratorien und Institute, und wer tein verbiffener Dessimist ist, wird die hoffnung auf ein neues, fraftiges Emporblühen der "Wiener Schule" in ben angebeuteten Richtungen magen burfen. Denn, baf ber Niveauunterschied sich auch auf die Begabungen und die Kraft ihrer Betätigung erstrede, das wird man auch draußen im Reich - unverbesserliche Chauvinisten ausgenommen nicht behaupten wollen. haben fich doch hierzulande energische Calente immer, selbst unter den beschwerlichsten Derhältnissen, zu hoher Geltung gebracht. In dem elenden Caboratorium, das dem Wiener Spgienifer gu feinen Studien diente - man mußte es gesehen baben, um bas Unmögliche gu glauben - bat fic Gruber feine Stellung in ber Wiffenschaft erobert, die in einem Ruf nach Munchen ihre Anertennung fand; im steten Kampf mit den engen Ungulänglichkeiten der Prager und der Wiener Klinif hat fich Kraus feine Berufung nach Berlin erstritten; trot den Heinen Mitteln, die Rabl gu feinen Sorfdungen zur Derfügung gestanden hatten, ist es ihm gelungen, seinem Namen den Klang zu verschaffen, der in Deutschland nicht ungehört blieb und seine Gewinnung für Leipzig wünschenswert machte. Und so rangen und ringen bier gar manche mit Schwierigkeiten, die anderswo nicht vorhanden sind, nach hohen Zielen. Denn diese Schwierigkeiten bestehen nicht nur für den Kliniter und den Dertreter der Naturwiffenschaften, wenn fie fich auch für sie am fühlbarsten machen und, da hier der Kontatt mit dem Dublitum ein engerer tst, von diesem mehr beachtet werden. Auch andere Kategorien von Sorschern und Cehrern an unseren Universitäten — und hier ist der Cehrer vom Sorscher nicht zu trennen muffen unter nicht minder beschwerlichen Umftanden ihre Pflicht tun, und tun fie redlich. Es find dies namentlich die Gelehrten der philologisch-historischen, turz der humanistischen Gruppe. Sie sind vorwiegend Buchforscher - Buch im weitesten Sinne genommen - und als solde mit ihren Studien an öffentliche Bibliotheten gewiesen. Man hat nun in früheren Jahren gelegentlich die Bibliothetsfrage für Wien aufgeworfen und erörtert. Das tut man aber icon lange nicht mehr, und auch in ben Beschwerdeschriften ber Satultäten ist davon nur nebenbei, um das stärtere Bedürfnis nicht durch ein Plus aus bem Rahmen zu schieben, die Rede. Geht man jedoch nur einigermaften auf dieses Thema ein, so zeigt sich rasch die Catsache, daß, wer mit seiner wissenschaftlichen Arbeit an diese Anstalten und namentlich an ihre Drudwerke gewiesen ist, es hier weit schwerer hat als in anderen Hauptstädten, 3. B. in Berlin oder in München, von Paris oder Condon gar nicht zu reden. Denn diese Städte besitzen einheitliche, genügend dotierte Staatsbibliotheken, gewöhnlich in eigenen, für starken Zuwachs von vornherein bedachtsam eingerichteten Gebäuden. Eine solche einheitliche Staatsbibliothet haben wir nicht. Dafür allerdings zwei, poneinander räumlich und administrativ getrennte Buchereien in Gebäuden, die anderen Zweden dienen und zu dienen bestimmt find: die hofbibliothet mit ihren reichen Schägen an handschriften und seltenen alten Druden und die Universitätsbibliothet als Studienbibliothet. Daß es nun zwei find anstatt einer, hat den Nachteil, daß eine jede für sich dieselben Anschaffungen und Auslagen — für Zeitschriften, neue Bücher, den Buchbinder — machen muß, die sonst nur einmal gemacht zu werden brauchten, wodurch Geld, Raum und Kräfte für viel andres übrig bleiben tonnten, das jest fehlt und fehlen muß, weil die Dotationen dieser beiden Bibliotheten überaus geringe sind und man sich nur immer wundert, wie ihre Dorftande es fertig bringen, damit doch immerhin einiges gu leisten. Kommen nun auch noch Jufälle wie der hinzu, daß eines der beiden Institute durch weitläufige Umbauten seinem Berufe auf längere Zeit entzogen wird, wie das seit mehr als Jahresfrist mit der hofbibliothet ber Sall ist, so tann die Cage des an Bucher gewiesenen Sorichers eine geradezu peinliche werden. Er wird fich — was ihm übrigens auch unter normalen Derhaltnissen nicht erspart bleibt — manches selbst anschaffen und damit sein Budget belasten oder an die Unterstützung durch auswärtige Bibliotheten appellieren, d. h. sich nach München oder Berlin wenden mussen. Und mit welch beschämenden Wünschen mitunter! Denn beschämend ift es, der Fremde einzugesteben, daß 3. B. teine öffentliche Bibliothet Öfterreichs ein vollständiges Eremplar des Gothaschen Almanachs oder der englischen Parlamentsverhandlungen besitzt — oder wenigstens bis vor turzem noch nicht besaß. Außerdem tosten solche Entlehnungen von auswärts viel Seit, unterbrechen den Sortgang der Sorfdung und hindern diese überdies durch die turg bemessene Frist, über die hinaus das ausländische Institut seine Werke nicht entbehren will. So vielfältig gestort und gehemmt arbeitet der an Bucher gewiesene Gelehrte in Wien unter Beschwerniffen, die der Kollege in Berlin oder in Munchen fast nicht tennt - Schwierigkeiten, die gewiß icon mancher, der von draugen hereinberufen wurde, ebenfalls in Betracht und Erwägung gezogen hat. Denn die Kritif des fertigen Werkes nimmt auf die Derhältnisse, unter denen es entstand, keine Rudsicht. Und sie soll es auch nicht. Mur derjenige, der da vom "Niveau" fpricht, follte es nicht übersehen, daß bier unter Umständen, die weit ungünstiger liegen als anderswo, schon viel Tüchtiges gelang. Ihnen zum Trot hat sich 3. B. - wenn ich von mir naber stehenden Dingen sprechen darf — das Wiener "Institut für österreichische Geschichtsforschung" unter Sidels Ceitung auf eine höhe emporgebracht, auf der es nun feit Jahrzehnten das Wanderziel junger Dottoren aus dem Reiche ift, die von hier weg ihre Eignung für das atademische Lehramt in den bistorischen hilfsdisiplinen nach hause tragen. Und wie viel beimische Calente tämpften fich nicht auch nebenber empor! Unbefangene Beurteiler draugen werden mir nicht widersprechen, wenn ich behaupte, daß mancher wohlbestallte deutsche Professor nicht ungufrieden mit fich ware, wenn er 3. B. Eudwig hartmanns "Geschichte Italiens", Kretich manrs jungft erschienene "Geschichte von Denedig", Uebersbergers "Österreich und Rußland" — lauter weitausschauende Werke — verfaßt hätte, und die Autoren sind Wiener Privatbogenten, der guletigenannte fogar erft auf bem Wege, es zu werden. Und das sind einzelne aus einer ganzen Reihe Gleichwertiger. Da fann doch das Niveau nicht gar so viel tiefer liegen als anderswo - man mußte benn alle diese Kräfte blog deshalb geringer bewerten, weil sie in einem Staate wirken, wo der Unterrichtsminister den Sinangminister nur selten weich zu bitten vermag und wo eine traditionelle Dorliebe für die materiellen Seiten des Cebens idealem Streben nicht völlig gerecht wird.

Und das letztere ist ein Moment, das gewöhnlich zu wenig Beachtung sindet, wenn man, aus Anlaß irgend einer abgelehnten Berufung herein oder einer angenommenen hinaus, die hundert Gründe anführt, die den Gelehrten Deutschlands von Österreich ferngehalten oder den Österreicher fortgetrieben haben mögen. Und doch glaube ich, daß es nicht leichter als manches andere ins Gewicht fällt.

Menschen, die nun einmal ihr Ceben an einen idealen Zweig sestgeknüpft haben, tämpsen nicht bloß den Kamps ums Dasein, sondern ost mit weit mehr Drang und Eiser den um die Geltung. Und da ist es nicht zu leugnen, daß die Geltung des Gelehrten und seines Standes in Österreich, und insbesondere in Wien, auf einer viel tieseren Stuse— oder wollen wir auch hier "Niveau" sagen? — steht als draußen, und sicher, daß die drohende Einbuße an sozialer Wertschäuung schon manchen abgehalten hat, zu uns zu kommen. Zu uns, wo die "vornehmen" Zirtel, mit wenig Ausnahmen, aus Scheu, sich im Gespräch mit dem Bessergebildeten eine Blöße zu geben, die ihrem angeborenen Ansehen schante, lieber von ihm fernbleiben, wo etwas von diesem »Noli me tangere« auch auf die Bureaukratie abgesärbt hat, und wo die "besseren" Kreise des höheren Mittelstandes dem Wissenschaften zwar nicht aus dem Wege gehen, aber ihn doch noch lieber bei sich aufnehmen, wenn er — für alle Fälle — etwas Bridge oder Tarod spielen kann. In der Regel freilich ersahren es auch sie erst aus der Zeitung, was das sür ein hervorragender Mann war, der da gestern starb. Das alles ist nun draußen — von ganz oben bis nach tief unten — anders. Nicht daß dort die Durch-

schnittsbildung um so viel höher stünde als bei uns, nein, aber die Achtung vor der Bildung und ihren Dertretern ist mit ein Requisit derselben. Und dazu kommt, daß man dort weiß, was man besitzt und was man besitzt ins Licht rückt, während hierzulande das Gute und Tüchtige, wenn man es überhaupt kennt, wie etwas Selbstverständliches hingenommen, das Üble aber fast mit Behagen sestgestellt, gerügt, verurteilt, oft übers Maß verurteilt wird. Wen mag es da wundern, wenn jenseits unserer Grenzen der Satz vom "sinkenden Niveau" der geistigen Kultur in Österreich fast schon zum Gemeinplatz geworden ist? Wen mag es wundern, wenn dort rückständiger Chauvinismus die These möglichst oft mit Betonung vorträgt? Und nicht immer ist es so leicht, solche selbstgefällige Enunziation in ihrer Haltlosigkeit zu erweisen, wie in dem folgenden Falle:

Da haben zwei, ein Berliner und ein Wiener Professor der Geschichte, über denfelben Gegenstand — über Napoleon I. — Bucher geschrieben; der Wiener vor längerer Zeit ein dreibändiges Werk, das jetzt in zweiter Auflage erscheint, der Berliner vor ganz turzem einen kleinen, reich illustrierten Band. Die beiden sind über ihr Chema verschiebener Auffassung: ber Wiener vertritt die fritische, ber Berliner die apologetische Richtung; der erste sucht seine Anschauung durch Belege zu rechtfertigen, der zweite unterläft es, wohl durch die populare Sassung seiner Schrift daran gehindert. Und nun erscheint in dem jungften Jannerheft einer preufischen Monatsschrift eine vergleichende Besprechung des Wiener Wertes und des Berliner Buches von einem bortigen Dogenten, ber den "Napoleon" aus Österreich tief herabsett und den aus Berlin hoch darüber emporhebt. Jeder untundige Ceser der Zeitschrift tann daraufhin gar nicht anders, als ben bekannten Sat von der Niveaudiffereng durch ein neues Erempel bestätigt finden. Kundige freilich, die sich in der Napoleon-Literatur umgesehen haben, das Buch des Wieners tennen und das des Berliners selbständig zu beurteilen vermögen, werden vielleicht nicht ohne Befremden — zu einem gang andern Schluß gelangen. Denn fie werden gewahren, daß der Berliner Soricher dem Wiener Kollegen die Ehre erwiesen hat, dessen Buch nicht nur für weite Partien des seinigen zur alleinigen Vorlage zu wählen und vertrauensvoll zu erzerpieren, sondern ihm auch ganze Stellen wörtlich zu entlehnen, und zwar der vor Jahren erschienenen und heute in manchen Details bereits überholten Auflage. So 3. B. schreibt

der Wiener:

("Napoleon I.", 2. Band, S. 1.)

"Jahllose Fremde — zumeist Englander — pilgerten nach Paris, um die zu unsterblicher Bedeutung gelangten Stätten der Revolution zu besuchen und den großen Mann zu sehen, der den empörten Wogen Rube geboten hatte."

(3. Band, S. 85.)

"Seit Anfang November (1812) begannen sich die Nachtfröste immer fühlbarer zu machen. Die Soldaten waren meist zu leicht gesteichet und litten nicht wenig. Auch vom Hunger; denn was man aus Mossau von Lebensmitteln mit fortgenommen, war bald völlig aufgebraucht u. s. w."

der Berliner:

("Napoleon", S. 97.)

"Aus gang Europa strömten die Fremden nach Paris, um den Mann zu sehen, der den empörten Wogen Ruhe geboten hatte."

(S. 169.)

"Seit Anfang November gab es stärtere Nachtfröste; um so schlimmer in den leichten Kleidern den Hunger zu ertragen. Denn die Cebensmittel, die man von Mostau mitgenommen, waren bald aufgebraucht . . . " "Bald wurde es öbe um den gestürzten Kaiser . . . (Napoleon zur Garde:).

Er hätte seine Existenz enden tonnen, aber er wolle weiterleben, um zu schreiben und der Nachwelt die Großtaten seiner Krieger zu vertünden. Dann füßte er den General Petit, der die Garden fommandierte, füßte ihre Sahne, rief seinen "alten Brummbären" noch einen letzten Gruß zu und fuhr von dannen."

"Nun ward es obe um den Kaifer . . . (Napoleon zur Garde:).

Daß er seine Exissen, hatte enden können, aber er wolle weiterleben, um zu schreiben und der Nachwelt die Taten seiner Krieger zu verkunden. Er küßte den General, kußte die Sahnen, rief seinen Braven noch einen letzten Gruß zu und fuhr davon."

Und das sind noch lange nicht alle Stellen, die so aus einem Buch in das andere hinüberwanderten. Wo bleibt nun da das Niveau? Allerdings, der Wiener Forscher läuft jest Gefahr, daß, wenn nächstens sein Werk in neuer Auflage vollendet sein und natürlich alles das wieder enthalten wird, was der Berliner Kollege sich unterdes angeeignet hat, oberflächliche Leser auf den Gedanken kommen könnten, der Mann an der Donausei dem geistigen Eigentum des Mannes an der Spree in so auffallender Weise nahegetreten, was ja am Ende nur der landläusig gewordenen Vorstellung entspräche. Und doch ist es umgekehrt.

Don den Schätzen des alten Hegenmeisters.

Eine Sabelei von Roja Magreder.

Kein haus auf der Welt konnte netter gehalten sein, als das des alten hexenmeisters. Schneeweiß war es getüncht, mit blauen Sensterrändern, die etwas Unschuldiges und Gemütvolles hatten; und spiegelblank blitzten die Sensterscheiben in der Märzensonne.

Der alte Hexenmeister stand vor der haustür. Er war in Schlafrod und niedergetretenen hausschuhen. Auch ein gehäteltes Käppchen hatte er auf, dessen Quaste ihm über's Ohr hing. Den braunen Ulmertopf, aus dem er schmauchte, nahm er von Zeit zu Zeit aus dem Munde, um auszuspucken. Ganz wie ein ehrsamer bürgerlicher hausvater stand der alte hexenmeister vor seiner Tür und ließ die Märzensonne auf sich scheinen.

Da tam ein Spat geflogen, hüpfte mit raschen Sprüngen bis an seine Suse heran, piepste und flog wieder davon.

"Aba!" sagte der alte Hegenmeister und ging ins haus.

Dort machte er gleich Toilette. Den Schlafrod vertauschte er mit einem pelzverbrämten Talar, das gehätelte Käppchen mit einem schwarzen Samtbarett; er 30g gelbe Schneppenschuhe an und schmückte den Zeigesinger seiner rechten hand mit einem kostdaren alten Bischofsring. Die Pseise verdarg er hinter dem Osen. Auf die Räucherpfanne, die dort lag, schüttete er eine Handvoll gepulverten Thymian, dessen Geruch dieder und gelehrt zugleich ist. Dann seste er sich ans Senster, 30g die grüne Gardine ein wenig vor, um ein vorteilhaftes helldunkel zu erzeugen, und schlug einen großen, in Schweinsleder gebundenen Solianten mit trausen, fremdartigen Lettern und geheimnisvollen Zeichen vor sich aus. So, das haupt auf die hand gestützt, im vollen Ornat seiner Weisheit, erwartete er den angekündigten Gast.

Als es an der Tür klopfte, war er so vertieft in seinen Solianten, daß er weder hörte noch sah. Er wollte dem Ankömmling Gelegenheit geben, unbeachtet einzutreten und die Stimmung des Interieurs auf sich wirken zu lassen. Erst als er in unmittelbarer Nähe neben sich ein Räuspern hörte, blidte er auf.

"Gelobt sei der Gott, dem du dienst," sagte er würdevoll.

Der Knabe, der vor ihm stand, antwortete lachend: "Um Misperständnissen vorzubeugen — ich diene keinem." Er sah sich mit einem Nasenrümpsen, das auf seiner schnippischen kleinen Nase sehr hübsch anzusehen war, in dem Raume um. "Überhaupt, verehrter Meister — pardon, aber ich psiege mit meinen Eindrücken nicht hinterm Berge zu halten — überhaupt hab' ich mir dieses Milieu anders vorgestellt. Ich din überrascht, alles so braun zu sinden, so dunkel, mit einem Worte: so unmodern. Sollte ich mich in der Kdresse geirrt haben? hier riecht es ja — pardon, verehrter Meister, aber es riecht hier wirklich wie bei einem Dürrkräutler!"

"Du bist also noch niemals in einer Hexentuche gewesen?" fragte der Alte, ohne seine Miene zu verändern.

"Soll das hier eine Hexentuche sein? Die hab' ich mir auch anders vorgestellt. Hier gibt es ja nichts als Bücher, Bücher und wieder Bücher. Schweinslederne Rüchen bis an die Decke! Und obendrein — pardon, verehrter Meister, aber die schweinsledernen Rüchen seine sie schweinsledernen Rüchen wirklich so aus, als ob sie nur aus Papiermache wären."

Da stand der Alte auf und reichte dem Knaben die Hand. Er schüttelte sie mit einem so träftigen Händedruck, daß dem Knaben das Wasser in die Augen trat. "Bravo, junger Mann," sagte er mit einem Schmunzeln, das unter seinem langen, ehrwürdigen Barte wie ein wohlwollendes Lächeln hervorkam, "ich sehe, du bist über die Anfangsgründe hinaus. Du durchschaust die Hilfsmittel, mit denen man Neulinge kaptivieren muß —"

Der Knabe nahm diese schmeichelhafte Eröffnung wie etwas Selbstverständliches hin. Er zwinkerte nur ein wenig mit seinen klugen schwarzen Augen, um das Wasser unauffällig daraus zu vertreiben.

"Da wir uns so rasch gefunden haben," suhr der hexenmeister sehr freundlich fort, "so darf ich dich wohl bitten, mir ohne Umschweife zu sagen, womit ich dir dienen kann?"

"Ja, ich liebe die Umschweife nicht. Man verliert zu viel Zeit dabei. Und ich möchte so rasch als möglich vorwärts kommen. Ich möchte Erfolg haben, sogleich, beim ersten Anlauf. Da muß man wohl ein wenig heren können. Deshalb wende ich mich an Euch, verehrter Meister. Der Ruhm Eurer Kunst, der weit über die Gaue eures Vaterlandes reicht, hat mich bewogen —"

"Du überschätzest mich, lieber junger Freund. Ich getraue mich zwar, minderen Geistern das eine oder andere zu lehren, womit man sein Glück in der Welt machen kann — aber ein so eingeteuselter Bursche wie du, wozu braucht der einen Cehrmeister aus der alten Schule, wie mich?"

"Sollten wir nicht aufhören, uns gegenseitig Komplimente zu machen? Derehrter Meister, ich gestehe, ich würde mich wohl im stande sühlen, meinen Weg allein zu sinden Doch wie gesagt, ich möchte teine Zeit verlieren. Ein Cehrer tann den Weg verkürzen, er tann dem Schüler Zeit ersparen. Ich habe gehört, daß Ihr eine Sammlung der besten und wirksamsten Zaubermittel besitzt, und unter Umständen nicht abgeneigt seid,

etwas davon abzugeben. Nun, wenn einer dazu angetan ist, Eurer Schule Ehre zu machen, so bin ich es. Öffnet mir also ungesäumt die Pforten Eures Museums und laßt mich wählen, was mir frommt."

Der Alte rieb sich die Nase. Dann wies er mit einer verbindlichen handbewegung nach einem eisenbeschlagenen Pförtchen, das sich im hintergrund zwischen die hohen Büchergestelle zwängte. Don dort holte er einen mächtigen Schlüsselbund herab und klapperte langwierig unter den zahllosen Schlüsseln, bis er den rechten fand.

Als das Pförtchen aufsprang, wollte der Knabe eilends eintreten. Aber der alte Zauberer hielt ihn zurück. "Gemach, mein Freund! Du weißt, umsonst ist der Cod—und sonst nichts. Zwar würd' ich gerne meine bescheidenen Schätze in gemeinnütziger Weise dem allgemeinen Wohle zur Derfügung stellen, allein —"

"Ohne Umschweise, verehrter Meister, was begehrt Ihr?" unterbrach ihn der Knabe, der an der Schwelle vor Begierde brannte. "Ich bin nicht gerade in der Cage, übermäßige honorare zu zahlen; doch hab' ich beschlossen, mein Erbteil an meine Ausbildung zu wenden, und wenn ihr wünscht, daß ich im vorhinein erlege, was ich schuldig bin —"

Der Alte rieb sich wieder die Nase. Das war eine unangenehme Gewohnheit von ihm, fand der Knabe. Aber diese Regung der Antipathie ging vorüber, als er hörte, der Alte habe es durchaus nicht auf Geld abgesehen. Nein, mit Geld sei von ihm nicht das geringste zu erreichen. Das habe er gottlob nicht nötig. Er könne gottlob seinen Liebhabereien leben. Und eine Liebhaberei von ihm wären solche schöne, leuchtende, seuersarbene haare, wie sie dem Knaben auf die Schultern sielen. Solche seuersarbene haare liebe er über die Maßen. Die möchte er abschneiden und behalten —

"Nur zu!" rief der Knabe erleichtert. "Ich weiß ja doch, daß ich nicht, wie Simson, meine Kraft in den haaren trage —"

Er hatte schon gefürchtet, noch auf der Schwelle den Zutritt zu den ersehnten Schätzen zu verlieren. Denn wie hätte er eingestehen können, daß sein ganzes väterliches Erbe in zwei beschnittenen Dukaten bestand, die er in einem Ledersächen auf der Brust trug? Sein Dater war ein einfältiger, alter Mann gewesen, der nichts von den geheimen Künsten verstand, mit welchen man in der Welt ein ersprießliches Fortkommen sindet; da hatten seine Kinder freilich nicht viel Beschwer, als sie nach seinem Tode ihr Erbe teilten!

Der hexenmeister machte sich gewandt ans haarschneiden. Ritsch, ratsch — und schon waren die langen, seuersarbenen Strähne in seiner Casche. Kühl wehte es dem Knaben um den entblößten hals.

Dieser kühle Lustzug kam aus dem Pförtchen. Es führte in einen langen, sinstern Gang, der so schmal war, daß der Knabe mit seiner schlanken Jugendgestalt gerade hindurchschlüpsen konnte. Ihn überlief's, als er sah, wie vor dem stattlichen Bauche des alten Zauberers die Wände zurückwichen, damit er passieren konnte.

Der Gang mündete in ein enges Kellergewölbe, das ein spärliches Licht hoch oben von einem kleinen Senster erhielt. In die dumpfe Moderluft mischte sich ein Geruch wie von Rauch und ausgeblasenen Kerzen; der legte sich dem Knaben beklemmend auf die Brust und verursachte ihm herzklopfen. Um sich nichts anmerken zu lassen, sagte er nach der schon bewährten Methode lachend: "Hier riecht es ja, pardon, verehrter Meister, hier riecht es ja wie in einer Sakristei" — aber sein Lachen klang unter dieser Wölbung hohl und er erkannte seine eigene Stimme nicht.

Judem streiste ihn der Alte mit einem Blid aus den Augenwinkeln, bei dem sich nicht unterscheiden ließ, ob es humor oder Bosheit war, was darin sunkelte. "Gewiß, mein Freund!" sagte er. "Es ist sehr wichtig, daß man sich immer in einen angemessenen Geruch setzt. Adoratio kommt von odoratio, heißt es im Catein der hezenküche. Ju deutsch: Man muß sich aufs Räuchern verstehen."

Mit diesen Worten schloß er einen großen, schwarzen Kasten auf, der inwendig in unzählige Caden und Cädchen geteilt war. In dem obersten Schubsach lagen die Räucherpulver. Damit konnte man blauen Dunst jeder Art machen. Da gab es ein schwarzes, tristallinisches Pulver, das erzeugte eine Atmosphäre der Frömmigkeit und der Glaubensstärke; ein rotes, körniges, das war für Freiheit und Gleichheit; ein schwarzrotgoldenes, das brachte gleich einen Geruch von Mannesmut und Überzeugungstreue hervor; ein himmelblaues, rundes, das machte einen Wind von Aufklärung, humanität und Fortschritt; ein gelbes, scharfkantiges, das erfüllte die Luft mit Klassenbewußtsein — und viele andere Gattungen. Sie waren sein säuberlich sortiert, jede in ihrem Lädchen für sich. Beim Gebrauch nahm man eine Prise zwischen Zeigesinger und Daumen und streute sie auf eine Räucherpfanne. "Wer aber nicht geübt ist im Geisterbeschwören," sagte der herenmeister warnungsvoll, "der verbrennt sich dabei die Singer. Auch darf ein einzelner nie zwei Sorten zugleich in Gebrauch nehmen; hintereinander kann er wohl alle abbrennen, auch in beliebiger Reihensolge, aber da muß er schon ein ausgelernter Meister der magischen Dyrotechnik sein, sonst sieden feinen Seuerwerk in die Luft."

hierauf ging er die Urnen und Phiolen durch. Sie enthielten alle Salben, mit benen ein Meister gerieben sein muß, Migturen und Eliziere von großer Kraft, nach uralten, hochgeheimen Rezepten bereitet, die niemals niedergeschrieben und nur durch mundliche Überlieferung unter ben Eingeweihten erhalten werben. Darunter waren so gefährliche Gifte, daß der hezenmeister nicht einmal ihren Namen auszusprechen magte. Der Knabe mußte fich, wie ungebärdig er fich auch stellte, mit den gewöhnlicheren Cintturen zufrieden geben. Doch waren die auch nicht zu verachten — zum Beispiel ein brauner, flebriger Saft, bitter wie Galle und agend wie Cauge; von dem genügte ein Cröpflein, auf einen Geaner gesprißt, um einen unaustilgbaren Sleck zu hinterlassen; ober ein anderer, gelb und ölig, mit einem zudringlichen, sufen Parfum, der dazu biente, biejenigen einzuseifen, die man für sich gewinnen wollte; ober gar jene nartotischen Essenzen, mit welchen man sich bestrich, um sich in die verschiedensten Gestalten zu verwandeln! Das Besondere daran war, daß sie nicht bloß für die andern den Schein dessen erwedten, was man porstellen wollte, sondern daß man, so lange ihre Wirtung porhielt, selber glaubte, es zu sein — unschätzbare Zaubertrante, von denen der herenmeister nur zögernd dem Knaben einige Näpfchen füllte.

hingegen langte er bereitwillig eine schöngeformte, tiefgrüne Slasche herab, die dem Knaben in die Augen stach. Wundersam leuchtete ihr Inhalt mit goldenen Sunken durch das dunkle Glas; sie war schwer mit blutrotem Wachs verschlossen, auf dem ein herrliches Sigillum sich rein und deutlich ausprägte.

"Das ist das Siegel Salomonis," sagte der hexenmeister nicht ohne Seierlichkeit. "Durch die unvergleichliche Gewalt seiner Magie ist ein Geist in dieses Gefäß gebannt, der dir dienstbar sein und alle Caten verrichten wird, nach denen dein Sinn steht, ein mächtiger spiritus familiaris, mit dessen hilfe du dich von allen anderen Menschen untersscheiden und stets etwas vor ihnen voraus haben kannst."

Die Augen des Knaben erweiterten sich vor Begier; er fand kaum Atem genug, um zu sagen: "Und diese Slasche soll mir gehören? Ich werde das Siegel Salomonis bestihen? Ein mächtiger Geist wird mir dienstbar sein?"

"Versteh mich recht," antwortete der Alte und lächelte sein. "Ich hofse doch, du bist nicht der Meinung, daß man das echte Siegel Salomonis so im handumdrehen erwirdt? Ich hosse doch, du weißt, daß dieser hohe Calisman immer nur den allerwenigsten zugänglich war, nur denen, die unter einem besonderen Stern geboren sind? Nein, mein Freund — dieses Siegel und diese Flasche hier sind eine Nachahmung. Was da drinnen so leuchtet, ist kein Geist — es ist bloß Franzbranntwein mit ein wenig Rauschgold vermengt. Für die Augen der Menge aber tut das denselben Dienst. Du mußt nur wissen, wie du damit umzugehen hast. Merke wohl aus: erzähle so viel du kannst von deinem Schaß; preise ihn laut, posaune ihn aus. Caß keine Gelegenheit vorübergehen, seine magischen Kräfte zu rühmen und die Wunder zu schildern, die du mit seiner silse schon vollbracht hast. Hie und da darsit du ihn auch herzeigen — aber nur jeweils einem allein, unter der Dersicherung, daß nur die ganz seltenen Menschen sähig sind, dieses Anblicks teilhaftig zu werden. Glaube mir, dein Ruhm und deine Macht werden bald so groß sein, als besäßest du den echten Calisman."

Dennoch wurde der Knabe nachdenklich. Er betrachtete die Flasche von allen Seiten. Unentschlossen wendete er sie hin und her und schien das richtige Wort nicht zu sinden. Endlich fragte er: "Und wenn ich nun doch den echten Talisman erwerben wollte? Was müßte ich da tun?"

Der Alte zuckte die Achseln. Den echten Talisman? Wozu denn? Sei etwa das Schicksal dersenigen, die ihn besähen, so beneidenswert? Mühten sie ihn nicht mit ihrem herzblut bezahlen, mit Entbehrungen und Leiden so grausamer Art, daß der Uneingeweihte sich gar keine Dorstellung davon machen könne? Und der Nachruhm schließlich — das einzige, was sie vor den Besihern der Imitation voraus hätten — sei doch ein recht problematisches Gut. habe sich nicht längst eine in diesem Punkt maßgebende Persönlichkeit dahin geäußert, daß sie lieber ein lebendiger hund als ein toter Löwe wäre —?

Während er also redete, zog er eine Lade am Suß des Kastens auf und stöberte in dem rostigen Eisenzeug herum, womit sie gefüllt war. Unter alten Dolchen, Schwert-flingen, Ketten und ähnlichem Gerümpel holte er einen zachigen Reisen hervor. Der war mit Dornen umflochten und dide, rote Tropsen Mebten reichlich daran.

"hier hast du das Abzeichen der Märtyrerschaft," sagte er schmunzelnd; "es wird die Wirkung deiner Flasche zu einer völlig täuschenden machen, wenn du es im geeigneten Augenblid auf deine Stirne drückt. Du brauchst dich nicht zu fürchten: die Dornen sind alle stumpf und das Blut ist mit Ölsarbe daraufgemalt. Auf diese Weise ersparst du dir die Leiden und genießest doch den Ruhm derer, die um ihres Talismans willen verfolgt und gepeinigt werden."

Der herenmeifter lachte laut; und jest ftimmte ber Knabe befriedigt ein.

"Um aber deine Ausrüstung gang zu vollenden," fuhr der Alte fort, "will ich dir nunmehr ein Stüd vom Allerfeinsten zeigen, was die neuere Magie hervorgebracht hat." Er öffnete den großen Kleiderschrank. Da hingen in reichhaltiger Auswahl Gewänder für alle Posen, königliche Purpurmäntel und Hohepriestertalare, großblumige Brokate und weißseidene Flügelkleider, korrette, wohlgebürstete Staatsfräck, biedermännische Flausröcke und schlichte Handwerkerkittel — alle so eingerichtet, daß man sie in einer Nußschale mit sich tragen und im Nu überwerfen konnte.

Der Knabe musterte noch, unschlüssig seiner Wahl, die Garderobe, als der Alte aus einer Haselnuß ein köstliches Gewebe entfaltete. Es war ein steischrebenes Trikot — der erdenklich volktommenste Überzug für eine menschliche Gestalt, mit Invisibleverschluß hinten auf dem Rücken und einem ehrbaren kleinen Feigenblatt aus Seidenstoff an der dazu bestimmten Stelle.

"Alle diese magischen Gewänder, die praktischen sowohl als die ästhetischen," sagte er und hielt das Trikot an den Achselteilen in die höhe, daß es in seiner vollen Länge wie eine abgestreiste Schlangenhaut herabhing, "alle diese magischen Gewänder würden ihre volle Wirkung versehlen, wenn du nicht bei geeigneten Anlässen dein Inneres zu entblößen verständest. Nur auf diese Weise kannst du alle Konkurrenten schlagen; das wirkt noch, wenn sonst nichts mehr versangen will. Aber es ist eine mißliche Sache um die Nacktheit. Sie kleidet nicht jeden; man muß verdammt gut gewachsen sein, um sich nicht zu blamieren. Überdies ist auch die schönste Nacktheit den Augen der Tugendhaften anstößig und beleidigt die Frommen. Wer sich nicht vorsteht, den steinigen sie, sobald sie seine Blöße erblicken. Dies Zauberkleid aber befriedigt die Schaulust, ohne den Anstand zu verletzen; es beruhigt die Gewissen, ohne die Augen zu verkürzen. Damit darst du die kühnsten Sprünge wagen; man wird dich als einen Meister und helden der Wahrbeit lobpreisen und deinen Ruhm in alle vier Winde tragen . . ."

Reich beladen mit Schäßen solcher Art schidte sich der Knabe zum Gehen an. Sein Abschied war turz; er konnte es kaum erwarten, in die Welt zu treten. Der alte hexenmeister entließ ihn zuvorkommend durch eine geheime Öffnung, die nach dem hofe hinaus gleich ins Freie führte.

"Da du es so eilig hast, mein Freund, erspare ich dir jeden Umweg," sagte er. "Du weißt ja: der Weg durch die hintertüren ist allemal der kürzeste."

hinten im hofe war das haus nicht ganz so sauber wie vorne. Schlammige Pfühen standen auf dem ungepflasterten Boden, Kehricht und Unrat lagen gehäuft, die Wände starrten von Schimmel und Schmuh. Der Knabe hob sich auf die Zehen, um sich im Dorbeigehen nicht zu verunreinigen — da stolperte er, und pardauz! lag er auch schon der Länge nach auf dem Boden. Fluchend erhob er sich. Wie war sein Wämslein zugerichtet! Bis auf den hut war er bespritzt! Sollte er also besudelt in die Welt hinausgehen? Ein gutes Fleckreinigungsmittel, das hatte der Alte ihm mitzugeben vergessen!

Als er sich zurückwandte, um es zu fordern, sah er den alten herenmeister noch im hofe stehen. Er schien ganz in sich versunten; er murmelte in seinen Bart hinein und seine hände bewegten sich unheimlich in einem sonderbaren Spiel. Sie nestelten, sie knüpsten, sie slochten und spannen geräuschlos und slink. Mit Unbehagen nahm der Knabe wahr, daß es seine schönen, seuerroten haare waren, mit denen die hände des Alten spielten. Er blieb vor ihm stehen wie angewurzelt.

Plöglich warf der Zauberer etwas in die Luft. Zugleich spürte der Knabe ein leichtes Würgen wie von einer haarfeinen Schnur, die zusammengezogen wird. Er fuhr

sich an den hals, um die Schlinge zu zerreißen — aber es war nichts zu greifen. Da übersiel ihn ein panischer Schrecken. Im blinden Drang, zu entsliehen, machte er einen Satz — aber er fühlte sich von einer unsichtbaren Gewalt zurückgerissen und mußte auf dem Flecke bleiben. Wie eine Fliege, die blitzschnell von einer Spinne mit einem einzigen Faden umwickelt wird, daß sie sich nicht mehr rühren kann, so war er hilflos seste gebannt.

Mutwillig zog der alte hegenmeister den magischen Saden an, bis dem Knaben hören und Sehen verging. Dann ließ er wieder loder und brach in ein schallendes Ge-lächter aus.

"Du Eilewind, du brennendes Süchslein, du Honigvogel!" sagte er und hielt sich den Bauch vor Lachen. "Hast du gedacht, daß du so leichten Kauses mit meinen Schätzen davongehen kannst? Na, geh' nur zu! Dies härleinseine Schnürchen wird dich nicht besichweren. Es ist gar lang; du kannst deinen Honig holen, wo dich's gelüstet — nur werd' ich dich dabei am Schnürchen haben, an diesem härleinseinen Schnürchen werde ich dich haben, damit du künstig nicht vergist, von wo du ausgeslogen bist."

Die Ergiehung gur Arbeit.

Don Dr. hans Kleinpeter.

In einem früheren Artikel dieser Zeitschrift* wurde auf die Notwendigkeit verwiesen, durch entsprechende Verzweigung der Mittelschule nach oben, die übrigens an eine einheitsliche Unterstuse anknüpsen kann, geeignete Vorbereitungsstätten für die höheren wissenschaftlichen Studien zu schaffen, denen bei ihrer gegenwärtigen Mannigsaltigkeit und dem gesteigerten Ausmaße an vorbereitendem Wissen, das sie nun erfordern, nicht mehr durch ein oder zwei Schultypen allein genügt werden kann, die noch dazu den größten Teil der ihnen zur Verfügung stehenden Zeit auf sprachliche Studien verwenden, so daß für die eigentliche wissenschaftliche Vorbereitung nur ein ganz unzulängliches Stundenausmaß zur Verfügung bleibt.

Dieser Mangel unserer Mittelschule, der sich daraus erklärt, daß man es verabsäumt hat, diese den geänderten Zeitverhältnissen entsprechend anzupassen, ist nicht der einzige. Ich selbst habe bereits bei mehreren Gelegenheiten** auf einen zweiten mir hinzuweisen erlaubt, der wohl noch mehr in die Wagschale fällt und sich gleichfalls durch die historische Entwicklung erklärt. Ich tomme auf ihn aus dem Grunde zurück, weil ihm nicht nur eine hohe wirtschaftliche und kulturelle Bedeutung beizumessen ist, sondern weil auch fremde Nationen in steigendem Grade ihm Rechnung zu tragen beginnen und selbst im benachbarten Deutschen Reiche, dem in Mittelschulfragen vielleicht rückständigsten Lande von ganz Europa, wenigstens von privater Seite vielverheißende Anstrengungen in dieser

^{* &}quot;Die Aufgabe der Mittelfchule in der Gegenwart", IV. Bb., S. 49 f. (10. Aug. 1905).

^{**} Dgl. 3. B. "Das Bildungsideal des XVIII. Jahrhunderts und die Gegenwart." Beilage 3ur "Allgemeinen Zeitung", München, 19. Okt. 1904; "Die Bedeutung der modernen naturwissenschaftlichen Erkenntniskritik für die Organisation des höheren Schulwesens", "Arch. f. Pädagogik", 1903, S. 308 ff.

Richtung unternommen worden sind. Ich will mir ersauben, einen dieser praktischen Dersuche näher zu schildern und hoffe, daß sich auch bei uns, wo vielleicht die Verhältnisse in mehr als einer Richtung günstiger liegen, bald werktätige und patriotische hände sinden werden, die Ähnliches zu erstreben versuchen.

Unsere Mittelschule ist gegründet auf das Prinzip der allgemeinen Bildung, die nach ben Grundsägen der bei der Organisation unseres Schulwesens maggebend gewesenen herbartschen Philosophie auf rein intellektuellem Wege — durch Zufuhr geeigneter Dorstellungsmassen — vermittelt werden sollte. Für die Entwicklung dieses Bildungsideals war das XVIII. Jahrhundert mit seinen vorwiegend literarästhetischen Interessen, 'oder wenn man noch weiter zurudgeht, die Zeit Ludwigs XIV. maßgebend. hier wurde das Schlagwort von der allgemeinen Bildung, von der harmonischen "Ausbildung des Geistes" geprägt. So wie man alles unter einem ältbetischen Gesichtspunkte zu betrachten sich gewöhnt hatte, sah man auch die Erziehung des menschlichen Geistes als eine Art Kunstwert an. Manche noch heute in der Padagogit beliebte Phrasen datieren auf diesen Ursprung zurud. Allein demgegenüber muß festgehalten werden, daß die Cätigkeit des Dädagogen mit der des Künstlers nichts Wesentliches gemein hat. Ein Charakter ist nicht für ästhetische Betrachtung von Seite and erer da; er hat in sich Selbstzwed. Charattere nach afthetischen Gesichtspuntten modeln zu wollen, ware eine Art padagogischen Sports, bie zwar für den Padagogen einen Reiz haben tann, aber für den davon Betroffenen von Übel wäre. Allgemeine Bildung ist überdies heute unmöglich, fie wurde nur mehr ein seichtes halbwissen bedeuten tonnen.* Gleichfalls unrichtig ist die intellektualistische Anficht herbarts, daß all unser Tun und Treiben durch die zugeführten Vorstellungen geregelt werde. Der Mensch ist nicht nur ein bentendes Wesen, er ist zugleich, und zwar in weit höherem Grade auch Cier, Maschine. Das heift, unterwirft man die Handlungen bes Menichen einer näheren Betrachtung, fo findet man, daß nur wenige durch dentende Überlegung, durch den Einfluß von Dorstellungen geleitet werden, einen weit größeren Anteil hingegen Instintt und Gewohnheit einnehmen. Die Jahl der verschiedenen unbewußten handlungen überwiegt weitaus die der bewußten. Auf die Einübung geeigneter Reaktionen kommt es bei der Erziehung aber vorzugsweise an. Die Erziehung muß eine Erziehung zum handeln fein.

Ju dieser Einsicht führt auch die Betrachtung der Kultur des XIX. Jahrhunderts im Dergleich zu der des XVIII. Seitdem sich die Bevölkerungsziffer Europas verdreifacht hat, ist Arbeit das Cosungswort der neuen Zeit geworden, Erziehung zur Arbeit dassenige, was wir von der Schule fordern. Niemand schickt heute seine Söhne zum Dergnügen ins Chymnasium, etwa zur Unterhaltung ihres Geistes, jeder wünscht, oder möchte doch wenigstens wünschen, daß sie zu einer bestimmten künstigen Tätigkeit erzogen werden.

Betrachtet man die faktischen Derhältnisse, so muß man leider zugestehen, daß die heutige Schule mehr zur Saulheit als zur Arbeit erzieht. Und dies, trotzem in mancher hinsicht eine Überanstrengung nicht geleugnet werden kann. Geringe Ceistungsfähigkeit verbunden mit körperlicher Überanstrengung sind die Hauptvorwürfe, die der heutigen Schule gemacht zu werden pslegen, und zwar beide, trotz des scheinbaren Widerspruches,

^{*} Schon Goethe, auf den man sich gern zu berufen pflegt und der gleichsam an der Scheidegrenze des alten und neuen padagogischen Ideals steht, sagt: "Eines recht wissen und ausüben gibt höhere Bildung, als halbheit im hundertfältigen."

nicht mit Unrecht. Der Widerspruch klart sich auf, wenn man die Ginseitigkeit der Be- lastung beruchsichtigt.

Die Zeit, innerhalb welcher der Schüler in der Schule wirklich selbsttätig ist, ist trots aller nicht immer sonderlich schönen Kunstgriffe der modernen Pädagogik immer eine recht minimale. Nach psinchologischen Gesehen kann dies auch gar nicht anders sein. Nur die sogenannte passive Aufmerksamkeit ist einer längeren Dauer fähig. Nun verlangt sie aber Interesse an der Sache und woher soll dieses kommen? Unser Cehrplan ist ein Sammelsurium von allerlei möglichen Dingen, die nur das eine gemeinsam haben, daß sie mit dem Interessenkreise des Kindes so gut wie keine Beziehungen gemein haben. Daher wird in der Schule mit einer großen Unölonomie gewirtschaftet; das Erreichte steht in keinem Derhältnis zu dem Auswand an Mitteln.

Jedem Eindrucke muß nach einem Ausspruche James' ein Ausdruck entsprechen; der Unterricht muß in Reaktionen fortschreiten, und das ist nur möglich, wenn jedes Kind seine eigene Arbeit hat. Dorzüglich manuelle Beschäftigung, die aber auf ein bestimmtes Ziel gerichtet sein muß, wird somit das beste Unterrichtsmittel sein.

Prattifche Beschäftigung, torperliche Arbeit, wenn man fo fagen barf, ift aber nicht nur von hohem erziehlichen Werte an fich, sondern sie ist auch eine unumgängliche Dorbedingung eines jeden Sachunterrichtes. Man spricht beute gern und viel vom Anschauungsunterrichte; daß aber Selbsttätigkeit des Schülers ein notwendiges Korrelat desselben ist, ohne die jener gar nichts leiftet, hat schon vor einigen hundert Jahren Komenius ertannt; er fürchtet, daß die Schüler, "wenn sie nur horen und schauen sollen, stumpf werden", daber muffe man ihnen "die Ausübung gestatten, ja sogar einschärfen und ernstlich dazu anhalten. Alles, was der Lehrer lehrt, soll er sie nachahmen heißen und barauf achten, wie fie nachahmen; und foll jeden Abirrenden bald gurechtweisen: Dann wird wahrlich bei der Tätigkeit bald die Luft gur Tatigkeit erwachen". Ein verhangnispoller Irrtum mare es, zu glauben, daß Anschauungen durch bloges Anschauen gewonnen werden; weder das bloge Vorführen von Bildern noch das Zuschauen bei Experimenten tann einen irgendwie in Betracht zu giehenden Wert vorstellen. Unsere gange Methode naturwiffenschaftlichen Unterrichtes ist durchaus schlecht und beinabe völlig wertlos. Man muß nur Abiturienten unserer Mittelfchulen, die einen nach den hergebrachten Begriffen auten naturwissenschaftlichen Unterricht genossen haben, in unbewachten Momenten belaufchen, um fich von ber ganglichen Erfolglofigfeit bes erteilten Unterrichtes gu überzeugen. Eramenerfolge besagen nichts, es verhalt sich mit ihnen abnlich wie mit den Antworten des "flugen hans".

Zwei Länder haben bereits die Notwendigkeit einer völligen Umgestaltung des ganzen bisherigen naturwissenschaftlichen Unterrichts erkannt und die Resorm bis zum Ende durchgesührt; es sind dies Nordamerika und England. Namentlich im ersteren Lande, das zur Derwirklichung der Idee nur den kurzen Zeitraum von 20 Jahren benötigte (die Bewegung wurde gegen 1880 eingeleitet), fällt es heute niemand mehr ein, Naturwissenschaften anders als im Laboratorium zu sehren. England solgte in der Resorm nach und steht nicht mehr sonderlich gegen Amerika zurück. Es ist wohl kein Zusall, daß die beiden Nationen der tatkräftigen angelsächsischen Rasse zuerst den hohen kulturellen und nationalökonomischen Wert der Erziehung zur Arbeit erkannt haben.

Ein sehr interessanter und der tatfraftigen Unterstützung von Seite aller Freunde einer gesunden Schulreform würdiger Dersuch ist nun seit einigen Jahren auch auf deutschem Boden gemacht worden. Es waren die Herren Albert Krefmann, königlich preußischer Major a. D., und der derzeitige Rektor der gegründeten Anstalt, Dr. Kapff, die eine Umformung des Schulwesens in dem bezeichneten Sinne als notwendig erkannt hatten, wenn Deutschland im Rate der Völker konkurrenzfähig erhalten werden soll. Aus eigenen Mitteln gründete herr Major Krehmann eine Anstalt, deren Einrichtung und Ceitung herr Dr. Kapff übernahm. Teils wegen ber Konfurreng der unentgeltlich gur Derfügung stehenden Staatsschulen, teils wegen der besonderen Bedeutung der Erziehung der ins Ausland ziehenden Kulturpioniere wurde diese Schule als Auslandsschule begründet, die einerseits der Erziehung der Söhne der Deutschen im Ausland, anderseits der von solchen Inlandsdeutschen gewidmet sein sollte, die ihren Söhnen eine für das Wirken im Ausland geeignete Erziehung verschaffen wollen. Das ist charafteristisch; benn bier verlieren die papierenen Scheine der Heimat ihren Zwangskurswert, hier wird der Mann nach dem geschätzt, was er kann. hier allein ist also eine Konkurrenz gegen die Staatsschulen bei ben derzeitigen Derhaltniffen möglich. Naturlich waren der Anftalt Sohne von Inlanddeutschen, die in der heimat bleiben wollen, nicht weniger lieb; aber wie kann sie bei bem Berechtigungswesen einerseits, dem nabezu unentgeltlichen Unterricht der öffentlichen Schulen anderseits auf solche hoffen?

Die Wahl des Candes für die zu errichtende Anstalt siel auf Baden, da man hier sowohl von Seite der Bevölkerung wie der Regierung auf das meiste Entgegenkommen rechnen konnte. hier war es wieder das lieblich gelegene Städtchen Wertheim a. M., das die Aufmerksamkeit auf sich lenkte und der neuen Anstalt bereitwilligst entgegenkam. Seine Cage im Innern Deutschlands, seine leichte Zugänglichkeit und doch Entfernung von einer Großstadt, seine historischen Denkmäler, seine Umgebung und seine klimatischen Derbältnisse ließen es den Begründern als ideale Schulstadt erscheinen. Don Seite der Stadtgemeinde wurde ein größeres Grundstüd für die Iwecke der Anstalt unentgeltlich zur Derfügung gestellt, auf dem sie sich entsprechend ausdreiten konnte. Don privater Seite wurden die Mittel für die Neubauten und die Erhaltung der Schule während der drei ersten Jahre gespendet; auch der badische Sinanzminister ließ der Anstalt aus seinem Dispositionssonds 5000 Mark zukommen. Don nun an soll sie sich allerdings aus ihren eigenen Mitteln erhalten.

In ihrer gegenwärtigen Gestalt umfaßt die Anstalt sechs Jahrgänge. Die Unterrichtsgegenstände sind nicht wesentlich verschieden von denen der öffentlichen Schulen und bestehen in Religion (12 St.), Deutsch (24 St.), Englisch (16 St.), Französisch (20 St.). Erdunde (12 St.), Geschichte (6 St.), Naturkunde (20 St.), Rechnen (17 St.), Mathematik (11 St.), Handelssächer (3 St.), Reformzeichnen (12 St.), Handwerkliche Arbeit (9 St.), * Leibesübungen (12 St.), Schönschreiben (4 St.), Musik (6 St.).

Die Eigenheit der Schule beruht nicht auf der Wahl der Gegenstände, sondern auf der Art des Unterrichtsbetriebes. Als Leitmotiv gilt die gleichmäßige Betonung von Wort, Zeichen und Wert. Es ist deshalb der Werk- und Zeichenunterricht in organische Derbindung mit den durch das Wort vermittelten Lehrgegenständen gebracht

^{*)} Im Winter. Im Sommer mehr; sobald mehr Raume vorhanden, überhaupt mehr.

worden. "Jedes gelernte Wort wird," jo ergahlt ein wurttembergischer Schulmann, der dem Unterrichte in allen Sachern beigewohnt hat, * "durch Dorzeigen des Gegenstandes, durch Ausführen der Cätigfeit oder Erllären des Begriffes mit seinem Bedeutungsgehalt eng perknüpft und, was besonders wichtig ist, gleichzeitig in fremdsprachlichem Satzzusammenhang bargeboten und nachgesprochen. Die wird eine zusammenhanglose Reihe von Wörtern zu hause mechanisch gelernt. Der frangofische Unterricht, später vielleicht in freier Wahl mit Spanisch und Portugiesische, beginnt in der dritten Klasse mit vier Wochenstunden. Der Unterricht in der Muttersprache steht beherrichend im Vordergrund in praftischer, formaler und idealer Absicht. In der Naturtunde beißt es por allem: der Schüler beobachte und entdede! Da jedoch die Gegenstände dieses Unterrichtes nur im Freien lebend zu finden find - und die Umgebung insbesondere ift ein wesentlicher Teil des Lebens - so muß dieser Unterricht, soweit überhaupt möglich, im Freien stattfinden. Gelegenheit dazu bietet in Wertheim der Garten, ohne den eine folde Schule überhaupt nicht austommen tann, und Ausslüge, für die jede Woche ein Nachmittag frei gelassen ift. Nie fagt der Cehrer, was der Schüler selbst sehen tann; diese betommen anstatt der sonstigen hausaufgaben in diesem Sach Beobachtungsaufgaben. Der Cehrer brach einmal den Unterricht ab, als die Schüler noch nicht beobachtet hatten, welche Insetten die Erbse besuchen, welche Stellung fie dabei einnehmen u. f. w. Im Physitunterricht (der mit der Unterweisung in Chemie verbunden ift) arbeiten die Schüler selbst an den Apparaten. Im botanischen Unterricht der Mittelstufe entstehen die Praparate unter Mithilfe der Schüler por ihren Augen. Kurg, in feiner Stunde fühlt fich der Schüler nur als ordnungsmäßig dasigender Juhörer, sondern als wichtige Person, die schaffend ben Unterricht erst ermöglicht. Abnliche Grundsake leiten die Belehrungen in Mathematik und Geometrie. Weit mehr noch ift ber Schuler die ichaffende, ichopferische Derson im Werfunterricht, der neben der direften Methode als zweites Mittel an der Erziehung gur Selbständigfeit mitwirft. Man wendet öfters gegen die handarbeit ein, fie fei ein neues Sach mit einem neuen 3wed, der mit bem übrigen Unterricht nichts zu tun habe. In Wertheim ift bas nicht fo. hand- und Kopfarbeit find hier eng miteinander verbunden zu einer organischen Einheit, eines stützt und erganzt bas andere, ist die Quelle oder die Anwendung des andern. Die handwerkliche Arbeit ift teils Gartenbebauung, teils Werfstattunterricht. Jeder Schüler hat ein eigenes Gartenstud, wo er beliebige Kulturen anlegt. Außerdem besteht ein Dersuchsgarten für Unterrichtszwede, der ebenfalls pon den Schülern unter Anleitung eines Gartners bebaut wird. In der Werfstatt find diese unter Aufficht eines Meisters, mabrend die Leitung des Unterrichtes in den handen bes naturwissenschaftlichen Cehrers liegt. Die Arbeiten ber Schüler dienen in erster Linie Sweden des übrigen Unterrichtes. Die Mathematif gewinnt, indem der kleine Cehrling die Mage handhaben und geometrische Sormen versteben und selbst anfertigen lernt. Der Naturunterricht gewinnt durch eigene Anfertigung von Apparaten, durch Kenntnis der Arbeitsstoffe und ihrer Derarbeitung, was durch Besuche in anderen Wertstätten (begiehungsweise Sabriten) noch wesentlich unterstützt wird, und nicht gum wenigsten durch Abung des Auges im Beobachten und strenge Erziehung zu Ordnung und Genauigkeit. Man pflegt besonders Papparbeiten, Schreinerei und holgichnigerei; Metall wird geschmiedet und gedreht. Neben ben besonderen Sweden dient der Werkunterricht auch gum

^{*} Dergleiche "Beilage gum Schwäbischen Mertur", Ir. 386, 1904.

Zeichnen und Modellieren, das völlig nach der direkten Methode eingerichtet ist. Nie wird nach Schablonen gezeichnet, sondern da das Zeichnen ein Ausdrucksmittel sein soll, muß jede Zeichnung je nach der Beobachtungs- und Dorstellungstraft des Schülers anders ausstallen und bleibt so. Nur die Reinzeichnungen sind gleichmäßiger. Auf den im Werkunterricht angesertigten Gegenständen werden nicht selten die Ergebnisse des Zeichen unterrichts verwendet. (Schlüsselbrett mit Eseumotiv.)" Zu den übrigen Sächern sind nur wenige Worte noch zu bemerken: Konsessionsunterricht wird von dem betressenden Geistlächen erteilt. Die älteren Schüler erhalten Unterricht in Buchführung, der fremdsprachlüchen erteilt. Die älteren Schüler erhalten Unterricht in Buchführung, der fremdsprachlüche Unterricht berücksichtigt besonders die Bedürfnisse des Kausmanns. Einer liebevollen Pflege erfreut sich von seiten des Anstaltsleiters die deutsche Geschichte, Siteratur und Kunst unter sleißiger Heranziehung der Baudentmäler von Wertheim und Umgebung. Eine wichtige Stelle im Unterrichtsplan nimmt ferner noch die förperliche Erziehung und die Gesundheitspslege ein, sür die ja ohnedies schon durch die ganze Art des Unterrichtsbetriebes am trästigsten vorgesorgt wird.

Die gleichmäßige Beanspruchung der Schülerfraft bedeutet nicht nur eine große Entlaftung von nugloser Arbeit, sondern auch eine weit größere Leistungsfähigkeit. Den allerwichtigsten Anforderungen der Schulhpgiene kann nur durch eine derartige Reform Genüge gescheben; aber auch die unterrichtliche Leistung muß eine Steigerung erfahren. Junachst ist diese Unterrichtsmethode für eine Reihe der wichtigsten Gegenstände überbaupt die einzig naturgemäße; das gilt von lämtlichen Naturwissenschaften, ja überbaupt von jedem sacklichen Gegenstand. hiezu kommt aber noch, daß die neue Art eine weitgebende Berudfichtigung der individuellen Eigentumlichkeiten und besonderen Sabigkeiten eines jeden einzelnen Schulers ermöglicht, die bei der bisher üblichen Art des Maffenunterrichtes ganz unmöglich ist. Noch viel wichtiger ist aber der erziehende Einfluß der neuen Methode, vor allem auf die Willensbildung und -stärtung, auf die Arbeitslust und Initiative. Das fällt um so schwerer ins Gewicht, als die bisherige Schule darauf nicht nur keinen fördernden, sondern einen direkt hemmenden Einfluß geübt hat. Der angeborene Trieb zum Handeln muß bis jest im Interesse der Schuldiziplin vielmehr unterdrudt als gefördert werden. Mit Recht rühmt herr Major Krehmann in seiner Denkschrift "Zur Gründung einer deutschen Nationalschule" * der neuen Art eine "Dersöhnung von Schulzucht und freier individueller Entfaltung", eine "Übereinstimmung des Gebarens ber Schuler mahrend ber Unterrichtsgeit und in ber freien Zeit", eine "Bertiefung bes Derfehrs zwischen Cehrern, Schülern und beren Eltern" nach.

Derartigen Zielen nachzustreben ist des Schweißes der Edlen wert und es tann den Bestrebungen der genannten Männer, die viele und mannigsache persönliche Opfer nicht gescheut haben, um den Gedanken auch ins Werk zu setzen, nur die wärmste Anerkennung ausgesprochen und der beste Erfolg gewünscht werden. Möge ihnen die tatkräftige Unterstützung weiterer Kreise des deutschen Volkes in einem Maße zu teil werden, der ihnen eine der Sache würdige Verwirklichung der Idee erlaubt!

Ein gutes Beispiel weckt Nachahmung. Die Überzeugung von der Mangeshaftigkeit unseres Schulwesens ist auch bei uns eine weitverbreitete. Sollten sich unter diesen vielen nicht auch welche sinden, die es beim beliebten Räsonieren nicht bewenden lassen, sondern die hand ans Werk zu legen sich bereit erklären?

^{*} Karlsruhe, 1902.

Iwar, mit einer Auslands- oder Kolonialschule ist es bei uns nichts. Im Gegensatze zu anderen ausstrebenden Staaten ist unser Welthandel im Lause des XIX. Jahrhunderts oder wenigstens in der zweiten hälfte desselben immer mehr und mehr zurückgegangen. Dagegen, glaube ich, sprechen zwei Momente zu Gunsten Österreichs.

Das eine derselben besteht in dem Umstande, daß zur Sörderung gewerblichen Unterrichtes in unserem Cande nicht unerhebliche Anstrengungen gemacht worden sind. Gerade aber für diese Ivele Ivele ist die neue Methode beinahe so gut wie unentbehrlich. Werkstättenunterricht besteht auch bereits sattisch an manchen dieser Schulen, wenn auch leider nicht an allen. Mit Recht ist von berufener Seite dieser Mangel der Organisation unseres höheren Gewerbeschulwesens zum Vorwurf gemacht worden. Ich glaube, es könnte nicht sonderlich schwer fallen, wenigstens diesen Iweig unseres Unterrichtsspstems auf der besprochenen Basis zu reorganisseren. Und sollten sich Schwierigkeiten bezüglich der bereits bestehenden Anstalten ergeben, warum könnten dann nicht wenigstens die neuen auf dieser Grundlage eingerichtet werden? Unissormität hier zu wahren, hat ja ohnedies teinen Sinn. Man hat dem mit der Leitung des industriellen Unterrichtes betrauten Departement im Unterrichtsminisserium ein größeres Verständnis sür die Zeitverhältnisse und Tagesfragen nachgerühmt als seinen Mittelschultollegen; vielleicht ist also die hossenung auf eine von dieser Seite tommende Berücksichtigung und Anteilnahme keine allzu verwegene.

Das zweite zu unseren Gunften sprechende Moment ist die Latsache, daß es in Ofterreich eine nicht unbedeutende Jahl von Eltern gibt, die für die Erziehung ihrer Sohne recht bedeutende Opfer gu bringen bereit find. Außerdem erfreut fich das Internatswesen einer gewissen Dorliebe und scheint neuerdings auch bei der Unterrichtsperwaltung Anklang gefunden zu haben. Nun belaufen fich in Wertheim die Gesamtkoften eines Jöglings für Pension und Unterricht zusammen auf 1100-1400 Mart, je nach Mafgabe ber gestellten Anforderungen, also ein Betrag, ber von so manchen Eltern auch unter ben jegigen Derhältniffen überschritten wird. Denn wenn auch ber öffentliche Unterricht beinahe unentgeltlich erteilt wird, so tommen doch die Kosten für den meist notwendigen privaten Unterricht und dann die für eine geeignete Unterbringung in Betracht, und das macht eben in vielen gallen ebensoviel oder noch mehr aus. Diefer Sall trift ferner meift bei Datern gu, die mitten im geschäftlichen Leben fteben und benen es fehr erwunicht mare, wenn ihre Sohne ftatt der bisherigen literarafthetischen eine entsprechende prattische Ausbildung erhielten, die ihnen die Dorbereitung auf ihre tunftige Stellung erleichtern und nicht, wie es bis jett oft der Sall war, erschweren wurde. Es ist ja mit ein charafteristisches Beichen der Zeit, daß das Bedurfnis nach Arbeit weit gegen die oberen Stände bin hinaufgerudt ift. Selbst febr reiche Ceute perschmähen es, sich dem Nichtstun hinzugeben. Früher war das anders, da galt physische Arbeit als Schande und auf dieses Ideal ist noch immer namentlich unser Gymnasium zugeschnitten.

Es scheint mir also begründete Aussicht vorhanden zu sein, daß eine nach diesen Prinzipien eingerichtete Anstalt sich sinanziell aus eigenen Kräften über Wasser zu halten vermöchte. Es wäre daher nicht notwendig, den Staatssinanzen eine neue Belastung zuzumuten, was ja immerhin eine große Beruhigung gibt. Leider dürste es aber trohdem nicht möglich sein, auf die Mitwirfung des staatlichen bureautratischen Apparates ganz zu

verzichten. Der Grund hiefur liegt in den leidigen Berechtigungsfragen; einmal rudfictlich des Freiwilligenjahres, dann bezüglich der Berechtigung zum Besuche einer hochschule. Die Schwierigkeiten in ersterer hinsicht durften nicht unüberwindlich sein, da ja biefe Berechtigung auch durch eine besondere Prufung erworben werden tann und speziell für militärische Zwede die Erziehung in der Anstalt ja auch ohnehin weit mehr leisten wurde; auch darf man seitens der militärischen Behörden auf eine porurteilslose Beurteilung hoffen. Schlimmer steht es mit ber zweiten Berechtigungsfrage. Man tonnte bie neue Anstalt etwa als eine wirkliche Realschule - benn die jegige trägt mit Unrecht ihren Namen — ausbauen; dann hat ihre Absolvierung doch nur dann einen Sinn, wenn damit die Berechtigung jum Besuche einer hochschule verknüpft ware. Wiewohl die neue Schule eine weit geeignetere Vorbereitungsstätte namentlich für das technische und medizinische Studium wäre — das heutige Gymnasium ist überhaupt keine solche — so hat man doch bei den bekannten Traditionen in der Ceitung unseres Unterrichtsministeriums wenig hoffnung, bier auf Derständnis zu stofen. Auf freiwilliges Entgegentommen darf man gewiß nicht rechnen; wenn da etwas erreicht werden soll, tann dies sicherlich nur dadurch geschehen, daß eine Pression ausgeübt wird. Und deshalb ist es das nächste Erfordernis, daß sich alle Freunde einer Schulreform in dem angeregten Sinne zusammentun und jeder nach seinen Kräften in seinen Kreisen für die Derbreitung und Derwirklichung der als richtig erkannten Ideen wirke.

Die Schulreformbewegung hat in Deutschland auf versahrene tote Geleise geführt; ob eine Anstalt antike oder moderne Sprachen pflegt, ob sie eine oder zwei Stunden mehr Mathematik und Naturwissenschaft pflegt oder nicht, darauf kommt es verhältnismäßig nur ziemlich wenig an. Die Erteilung gleicher Berechtigungen an Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen kann deshalb jeder Partei recht sein (unsere baperischen Nachbarn haben sich damit freilich noch nicht befreunden können); sie ist bedeutungsvoll nur als erster Schritt zur hinwegräumung veralteter Monopole. In gewissem sinne sind dadurch die äußeren hindernisse für eine freie Entwicklung der Schule beseitigt worden; die eigentliche Schulreform muß aber erst beginnen.

Iwei hauptgesichtspunkte sind es, die dabei vor allem zu beachten wären; einmal die Erziehung zur Arbeit und die direkte Beschäftigung der hände und Sinne, namentlich auf der Unterstuse der Mittelschule, d. h. die harmonische Ausbildung von Körper und Geist, wie sie hier besprochen wurde; zweitens die Gabelung und Verzweigung der im übrigen einheitlichen Mittelschule auf der Oberstuse in mehrere Abteilungen, um so den verschiedenen Ansprüchen der künftigen Studienrichtungen ohne Überlastung des Jöglings gerecht werden zu können.

Die mährischen Ausgleichsgesetze und das Nationalitätsrecht.

Das in letter Zeit im mährischen Candtage zustande gebrachte Ausgleichsgesetsgebungswert verdient schon als ein mit Erfolg unternommener Versuch einer umfassenden Regelung der Rechtsstellung der Volksstämme in einem mehrsprachigen Cande Österreichs besondere Beachtung. Wie immer die politische Bedeutung dieser Gesetz, durch

welche das Candtagswahlrecht sowie die Schulverwaltung auf nationaler Grundlage aufgebaut und der Gebrauch der Sprachen bei den autonomen Behörden geregelt worden ist, bewertet werden mag, bieten diese schon durch die neuen Gedanten, die hier zur Geltung kommen, bedeutendes Interesse, sowohl vom materiellrechtlichen als auch vom gesetzetchnischen Standpunkte. So begegnen wir hier u. A. zum erstenmale in der österreichischen Gesetzetchnischen dem Versuche, durch Einsührung der Proportional wahl in den national nicht geteilten Kurien des Großgrundbesitzes und der Handels- und Gewerbekammern den Minoritäten eine entsprechende Stimmenzahl zu sichern.

Wichtiger aber noch ift die Organisation des Candtages auf Grund der 3ugehörigfeit seiner Mitglieder und ber Wählerichaft gu einem ber beiben Doltsstämme des Candes; es wird einerseits in der Wählerklaffe der Städte, der Candgemeinden und in der neueingeführten allgemeinen Wählerklaffe in nach der Nationalität getrennten Dahltörpern mit einer ben gegenwärtigen Derhaltniffen entsprechend bestimmten Abgeordnetengahl gewählt, anderseits werden im Candtage für die Wahlen innerhalb desselben (Candesausschuft, Candtagsausschüffe, Dertretung der Candesanstalten) neben der Kurie der Abgeordneten aus dem großen Grundbesitze innerhalb ber Abgeordneten der übrigen Wählerklaffen zwei nat i on ale Kurien gebildet. Serner gründet die neue Organisation der Schulaufsichtsbehörden nach dem Muster des analogen Gefetes für Bohmen vom Jahre 1890 die Mitgliedichaft bei den Schulauflichtsbehörden jum Teile auf die Jugehörigleit zu einem der beiden Dolksstämme. Das Geset über die Geschäftssprache ber autonomen Behörden endlich ordnet, unbeschadet des Selbstbestimmungsrechtes der autonomen Körperichaften bezüglich ihrer Geschäftssprache den Derkehr mit denselben im großen und gangen nach dem Grundsate ber Nationalität der Partei, indem die Sprache der Eingabe für diejenige der Erledigung in der Regel maßgebend ist.

Da hier somit die Ausübung wichtiger öffentlicher Rechte von der Bugehörigteit gu einem ber beiben Boltsstämme des Candes abhängig gemacht worden ift, war es erforderlich, Kriterien für die nationale Zugehörigkeit und Bestimmungen über bas Derfahren gur Seststellung berselben in bas Gefet aufzunehmen. Dies ift benn auch für die Candtagswahlen, allerdings in recht unbestimmter, gewissermaßen tastender Weise unternommen worden, und zwar im Wege der provisorischen Aufnahme aller Wahler nach ihrer Nationalität, welche die Grundlage für die Wählerliften ber nationalen Wahlförper bilben foll. Es erfolgt nämlich zum Zwede der ersten Wahl nach dem neuen Wahlgesetze eine gemeindeweise Aufnahme der Wähler aus den Wählerklassen für die national geschiedenen Candtagskurien in zwei getrennte Cisten für jeden der beiden Doltsstämme. Junachst wird die Eintragung durch die Gemeindevertretungen nach Maggabe der ihnen befannten per fonlich en Der halt niffe der Wähler vorgenommen, worauf ein Richtigstellungsverfahren veranlagt wird. Jeder in eine der Liften Eingetragene tann nämlich burch die Ertlarung, bag er ber anderen Nationalität angehore, als für welche er eingetragen worden ift, die Aufnahme in die von ihm gewunschte Lifte herbeiführen, zu welchem Zwede er seinen Namen in diese einzutragen bat. Wenn ein in die Liste eingetragener Wähler die nationale Zugehörigkeit eines anderen bestreitet, hat der Gemeindevorsteher das Begehren zu prufen und eventuell felbit die Richtigstellung vorzunehmen, vorbehaltlich ber Berufung an die politische Behorde, welche hier end gultig enticheidet. Der 3med diefes Richtigftellungs.

versahrens ist jedoch lediglich die Seststellung der Zugehörigkeit der Wähler zu einer der beiden Nationalitäten, und dieses Richtigstellungsversahren bildet tein Präjudiz für die Bestreitung des Wahlrechtes oder auch der nationalen Zugehörigkeit anlählich der Candtagswahl selbst. Auch bei diesem Anlasse wird im Reklamationsversahren über die Zugehörigkeit der Wähler zu einem der beiden Dolksstämme durch den Statthalter endgültig entschieden. Die Zugehörigkeit der gewählten Abgeord neten in die betreffende nationale Kurie, welche sich nach der Nationalität des Wahlbezirkes richtet, gilt für die ganze Dauer des Candtagsmandates. — Für das Dersahren zur Feststellung der Nationalität der Mitglieder der Schulbehörden sind beine besonderen Vorschriften im Gesehe enthalten.

In den vorangeführten Bestimmungen, welchen übrigens wegen der schon im Gesetze bestimmten Anzahl der auf die nationalen Wahlkörper entfallenden Abgeordneten keine allzu große politische Tragweite zukommt, sehen wir demnach einen Dersuch der Seststellung der nationalen Zugehörigkeit durch ein formelles Derwaltungsverfahren. Dies ist ein wesentlicher Fortschritt gegenüber dem bisherigen Rechtszustande, nach welchem zwar aus der nationalen Zugehörigkeit Rechte abgeleitet werden, z. B. das Recht auf die Errichtung von Nationalitäten- (Minoritäts-) Schulen, während die Seststellung dieser Zugehörigkeit selbst nach der bloßen Erklärung der Partei, also vielsach nach der Willkür derselben sich richtete. Nunmehr soll grundsätzlich die nationale Zugehörigkeit, ähnlich wie die Zugehörigkeit zu einer Religionsgesellschaft, wie die Staatsbürgerschaft oder die Gemeindezuständigkeit nötigenfalls durch die Behörde bindend sessen feste Erundlage gestellt werden.

Daß dieser Dersuch einer derartigen, von der Willfür des einzelnen unabhängigen Regelung verhältnismäßig spät, nachdem die Unsicherheit bei der Seststellung der nationalen Zugehörigkeit der Staatsbürger in national gemischten Gegenden so manche Sowieriateit für die Derwaltung gebracht batte, unternommen wird, mag seine Erklärung u. a. darin finden, daß Österreich auf diesem Rechtsgebiete fast allein dasteht, während gerade die führenden Kulturstaaten, wie Frantreich, England, Italien und Deutschland, da fie entweder ausschließlich oder vorzugsweise von einer Nation bewohnt werden, für eine Regelung der nationalen Zugehörigkeit ihrer Bürger keinen Anlak haben, indem hier die nationale und die staatliche Zugehörigkeit im ganzen zusammenfallen. Allerdings beginnt sich der Mangel jeglicher Regelung der nationalen Rechtsverhältnisse auch in Staaten, die nur geringe anderssprachige Minoritäten besitzen, hie und da doch fühlbar zu machen; und wenn ein preußischer Schriftsteller* ben Wunsch ausspricht, es möge Preußen vor jeder Entwicklung des Sprachenrechtes verschont werden, da eine solche im umgekehrten Derhaltniffe zur gesunden Entwidlung des Staates ftebe, fo darf dem gegenüber nicht vergessen werden, daß eine solche Regelung auch einen Riegel gegen nationale Erpansionsbestrebungen bilden tann; wenn beispielsweise der Gebrauch der polnischen Sprache in den östlichen Provingen Preugens eine definitive Regelung gefunden batte, wurde die preußische Regierung nicht genötigt sein, aus dem Gesichtspunkte ber Gleichheit der Staatsbürger vor dem Gesetze auch in rein deutschen Gebieten andersspracige öffentliche Dersammlungen zuzulassen.

^{*} Profesjor 3 orn "Die deutsche Staatssprace", Berlin, 1903.

In Österreich war bisher die Nationalität, obwohl durch Art. XIX des Staatsgrundgesetes als Grundlage von Rechten anerlannt, namentlich in gemischtsprachigen Gegenden eine vielfach unsichere, bloß durch die Willensäußerung des einzelnen Staatsbürgers bestimmte Eigenschaft. In Ermanglung objektiver Bestimmungsgrunde für die nationale Zugehörigteit nahm bie Praxis in zweifelhaften Sällen diese Zugehörigfeit mit der blogen Ertlärung ber Partei, als Angehörige einem bestimmten Doltsstamme anzugehören, als erwiesen an. Dieser Zustand führte aber bei Derwaltungshandlungen, für welche die nationale Jugebörigfeit der Parteien maggebend war, 3. B. bei Errichtung von sogenannten Nationalitätenschulen für sprachliche Minoritäten, häusig zu großen Unzukömmlichkeiten. Die abgegebene Erklärung tonnte widerrufen werden, wenn die Partei gur befferen Ginficht über ihre nationale Zugehörigfeit gekommen war, und in der Zeit heftiger nationaler Kämpfe wurde oft fein Mittel unversucht gelaffen, dem einzelnen diefe beffere Einficht beizubringen und ihn in das Lager des im Orte einflugreicheren Dolfsstammes hinüberjugiehen. Den Gemeinden wurden auf biefe Weise namhafte Caften für angebliche nationale Bedürfnisse anderssprachiger Minoritäten auf Grundlage einer willturlichen Seststellung ber Nationalität aufgeburdet und der Art. XIX, bestimmt die Interessen der Doltsstämme des Staates zu schützen und zu fordern, wurde infolge der Unbestimmtheit der Grundlage dieser Interessen, nämlich der nationalen Jugehörigkeit selbst, vielfach ein Mittel der Beunruhigung und des materiellen Drudes.

Nunmehr soll durch die neuen Gesetze in Mähren die Frage der Nationalität, welche gerade hier, wo die beiden Dolksstämme durcheinander gemischt wohnen, mitunter schwer sestzustellen ist, der Parteiwilltür entzogen und wenigstens für gewisse Fälle, wenn nämlich die Erklärung der Partei über ihre Nationalität bestritten worden ist, der behördlichen Entscheidung unterzogen werden.

So wünschenswert nun auch eine objektive, von unberechtigter Beeinfluffung unabhängige Sejtstellung sein wurde, ist bennoch nicht zu leugnen, daß diese amtliche Seststellung in der Praxis großen Schwierigkeiten begegnen wird. Die Nationalität läßt sich teineswegs, etwa wie die Staatsbürgerschaft ober die Jugehörigkeit zu einer Religionsgesellschaft, durch bestimmte tatsachliche Momente feststellen, sie ist Sache der inneren Ubergeugung. "Welcher Nationalität jemand angehört" — fagt der Berwaltungsgerichtshof in einem seiner jungsten Ertenntniffe - "ift eine Tatbestandsfrage, die bei dem Umstande, als darüber, nach welchen Merkmalen die Nationalität einzelner zu bestimmen ift, gesetzliche Dorschriften nicht bestehen, nach allgemeinen, dem Begriffe entsprechenden Merkmalen gu lofen ift. So wie nun gum Wesen einer Nationalität gehort, daß sie anderen gegenüber sich als Einheit und abgeschlossenes Ganges erkennt und betätigt, fo ist auch für den einzelnen die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Nationalität Sache des Bewußtseins und des Gefühls. Eben darum ericheint aber, wenn im fontreten Salle die Nationalität des einzelnen in Frage steht, für die Beurteilung derselben nur seine biesfalls abgegebene bestimmte Ertlärung allein mafigebend." Uber diefen Standpuntt ift die Praxis bisher im allgemeinen nicht hinausgekommen. Nur in einzelnen Sällen wurde der Dersuch gemacht, derartigen Erklärungen über die Jugehörigteit zu einer bestimmten Nationalität, wenn dieselbe offenbar auf mangelndem Derständnisse oder auf äußerem Drude beruhte, gewisse objettive Momente entgegenzuhalten: es wurde auf die bei ber Volkszählung angegebene "Umgangssprache", auf die Muttersprache der Eltern des Befragten, auf die Unterrichtssprache der Schulen, welche er besucht hatte, auf die Mitgliedschaft desselben bei nationalen Vereinen u. dgl. zurückgegriffen, und namentlich wurde die Erklärung, einer bestimmten Nationalität anzugehören, dann nicht berücksichtigt, wenn die erklärende Partei der Sprache dieser Nationalität gar nicht mächtig war.

An diese recht dürftigen tatsäcklichen Indizien wird die Praxis bei der behördlichen Seststellung der nationalen Zugehörigkeit künftig sich halten müssen, falls die Erklärung der Partei, die wohl auch fernerhin das hauptsächliche Beweismittel bilden wird, nicht als genügend befunden werden sollte. Auch wird das behördliche Seststellungsversahren manchen Anlaß zu Streitigkeiten und unnötigen Weiterungen bieten. Es wird unter anderem die Frage zu lösen sein, ob die rechtsträftige Entscheidung über die Aufnahme in die Wählerlisten einer der nationalen Gruppen präjudiziell auch für die übrigen nationalitätsrechtlichen Derwaltungsfragen sein soll, insbesondere für die Gestendmachung von Ansprüchen auf Errichtung von Nationalitätenschulen, für die nationale Dertretung in den Schulaufsichsbehörden 2c.

Bei diefer Sachlage durfte dem theoretifch so richtigen Gedanten einer objettiven bebordlichen Seststellung der nationalen Zugehörigfeit taum eine fehr maßgebende prattifche Wirtung zutommen. Ein befriedigenderes Ergebnis durfte eber von der seit langem verschiedenerseits angeregten Seststellung der Nationalität durch die periodische Dolksgählung mit allgemeiner verwaltungsrechtlicher Wirtung mahrend der gehnjährigen Volkszählungsperiode zu erwarten sein. Die bagegen neuestens von Rauch berg* erhobene Einwendung, es werde ein erhöhter Kampf um die Nationalität des einzelnen Senfiten entbrennen, icheint mir nicht gang gerechtfertigt. Abgeseben von der Beschränfung des Kampfes auf das Jählungsjahr, dürfte ein Kampf aus dem allgemeinen Anlasse der Dolkszählung eber geringere heftigkeit aufweisen, als wenn es fich um einen speziellen politisch wichtigen Einzelzweck handelt. Da überdies, nach der Wahrnehmung des genannten Schriftstellers selbst, die landläufige Auffassung die "Umgangssprache" der Volksgablung ohnehin als den Ausdrud der nationalen Jugeborigkeit betrachtet, durfte taum ein größerer Kampf um die "Nationalität" als um die "Umgangssprache" geführt werden. Es ware aber damit der große Dorteil gewonnen, daß die nationale Zugebörigteit des einzelnen für das ganze Gebiet der Verwaltung für eine längere Zeitdauer von vorneherein festgestellt und eine besondere Entscheidung darüber, welche nach obigen Ausführungen doch auf recht unsicherer materieller Grundlage beruhen muß, überflüssig würde.

Wie immer indessen über die praktische Durchsührung der von den mährischen Gesehen aufgestellten neuen Prinzipien geurteilt werden mag, die hier zum Durchbruche gelangte Erkenntnis, daß die nationale Zugehörigkeit nur dann Rechte begründen kann, wenn sie unabhängig von der Willkür des einzelnen nach objektiven Momenten seltgestellt wird, bedeutet immerhin einen wesentlichen Fortschritt gegenüber der bisherigen Auffassung der Frage. Aber auch dem durch die politischen Derhältnisse der letzten Jahre pessimistisch gewordenen Österreicher wird die Wahrnehmung, daß durch die neuen Gesehe der Versuch unternommen werden konnte, das wichtigste Objekt des nationalen Kampses, die nationale Zugehörigkeit des einzelnen fortan der unparteisschen Judikatur der Behörden zu überantworten, einen hoffnungsvolleren Ausblick in die Zukunst eröffnen.

^{* &}quot;Der nationale Besitstand in Böhmen", Leipzig, 1905, I., S. 18 f.

Chronif.

Sport.

Ein Rüdblid auf die sportlichen Ereignisse des letzten Jahres lehrt, daß der österreichische Sport in startem Wachsen begriffen ist. Die Leistungen der einzelnen Sportsünger verbessern sich, Reforde fallen, die Kunst wird ausgebildeter und das Interesse der Allgemeinheit hebt sich stetig. Der Sport büßt immer mehr und mehr von seinem aristofratischen Charakter ein, er demokratisiert sich und indem er seine Bedeutung als Belustigungsmittel für beschäftigungslose, wirtschaftlich gut bemittelte Leute langsam verliert, gewinnt er als hygienischer Saktor steigende Beachtung.

Daß die für die Erziehung der Jugend tompetenten Behörden dem Sport die auf den heutigen Tag ihre offizielle Anerkennung verlagt haben und die Propaganda für die gute Sache, wie auf vielen anderen Gebieten allgemeinen Nugens, so auch hier, privaten Körperschaften überlassen bleibt, hat die großartige Bewegung keineswegs ausgehalten. Diese passive Beitenz des Staates hat bloß eine gewisse Geringschätzung unseres Sportes im Auslande zur Folge gehabt, seine Popularisierung im Innern hat unter ihr kaum gelitten.

Der öfterreichische Sport braucht trot allebem ben internationalen Dergleich nicht gu icheuen. Wir fteben nur an Quantitat hinter ben Staaten englischer Mundart gurud, unfere Einzelleiftungen find auf vielen Gebieten benen der Englander und Ameritaner ebenbürtig, wenn nicht überlegen. Diese Catsache, beren Erhartung bei der Besprechung der einzelnen Sportzweige versucht werden wird, follte gur energischeren Beteiligung bei internationalen Wettfampfen Anlag geben. Doltswirtschaftlich ift fie teines. megs pon besonderer Bedeutung, ba der Wert der Einzelleiftung seinen Magstab blog in dem Chrgeig des Individuums findet, den die Bewunderung der Mitwelt entsprechend erhoht oder erniedrigt, indes die breiten Schichten der Bevölferung ben Reford nicht tennen, noch auch gu murbigen verfteben.

Und weil das österreichische Komitee für die olympischen Spiele in Athen sich gerade jeht rüstet, die Elite der vaterländischen Sportsleute Revue passieren zu lassen, um sie auf ihre Würdigkeit für die Entsendung zu dem glänzenden Schauspiele im griechischen Stadion zu prüsen, dürste es gewiß interessant sein, zu hören, welche Sortschritte unser Sport im versstoffenen Jahre gemacht hat und wie er gegenüber der Konkurenz des Auslandes weggestommen ist.

An großen Sensationen gab es im abgelaufenen Jahre nicht viel zu sehen. Um so intensiver gestaltete sich die Arbeit in den einzelnen Dereinen und was da im stillen in bescheidener Weise geseistet wurde, hat höheren pädagogischen Wert als die Demonstrationen mit Reforden.

Im Sechten hat fich die Situation wenig verschoben. Noch immer dominieren die alten Kornphaen und es ift eine mertwürdige Erscheinung, daß der sportliche Nachwuchs auf diefem allerdings besonders ichwierigen Terrain fich immer noch nicht bliden lagt. Die Luft an großen Atademien und Curnieren hat fich ftart berabgeminbert. Die alten, in ungahligen Turnieren erprobten Kampen find der aufregenden Szenen bei öffentlichen Wettlampfen etwas mude geworden. Die jungeren Sechter find fo wenig gahlreich, daß ihr Ruf nach Betätigung im öffentlichen Kampfe bald verklingt. Das Starfeverhältnis hat fich infolgebeffen wenig geandert. Unter den Amateuren find noch immer Dr. Müller, Dr. harden, Sleich, Mühlberger und Maner die nennenswerteften. Als aufftrebender Sabelfechter tame bochstens noch Guntel in Betracht, von dem fich Franceschinis Großes verfpricht. Die Uneinigfeit unter den Wiener Sechtern ift fast fprichwörtlich geworben. Es ift die ritterliche Kunft des Sechters, die der Ritterlichfeit am meiften entbehrt.

Im Schwimmen hat die Sektion des Wiener Athletik-Sport-Klubs unter der glänzenden Ceitung des herrn Selix Graf die Sührerschaft endgültig an sich gerissen und beherrscht mit dem jugendlichen Schwimmphänomen Schess und mit Mager die inländische Konkurrenz vollständig, indes die anderen Schwimmvereine sich mit bescheideneren Corbeeren begnügen müssen. Schess, der heute 15½ Jahre zählt, scheint, wenn nicht alles trügt, berufen, das Erbe des großen Ungarn halmen anzutreten, des ersten kontinentalen Schwimmers, dem es gelang, die Engländer in ihrem eigenen Cande zu schlagen, ja den Weltrekord, den sie bisher innehatten, durch den eigenen zu ersehen. An diesen Meister heranzukommen wird Ausgabe des jungen Schessfein.

Die schwere Athletit, welche eine frohe Betätigung der unteren Dollsschichten geworden ist, die abseits von hingiene und Dissiplin mit Seuereiser ihrem Sporte huldigen, zählt stolz auch heute noch die stärtsten österreicher zu den ihrigen. Da Türt, der grohartige Wilhelm Türf, sich von seinen sportlichen höhen in die Ruhe des Privatlebens zurückzog, übergab er die herrschaft über alle Retorde dem massigen Josef Steinbach, und wieder nennen die Wiener

einen der ihrigen mit Recht den ftartften Mann der Welt. An Steinbach rantt fich der viel geichmeidigere Wikelsberger empor, und es ist fast luftig anzusehen, wie jeder von den beiden in furgen Zeitläufen ben Derfuch magt, ben Reford des andern um ein weniges zu überbieten. Ringsport und ichwere Athletit find den Wienern ans herz gewachsen. Wenn sie nicht felber beben, stemmen und ringen, so eilen sie doch begeistert gu folderlei Wettfampfen, und was felbit dem Sachmanne unertlarlich icheint, wieder haben große internationale Ringtampfe im Birtus henry die unglaublichfte Bewunderung der Wiener erregt, wieder hat die ehrliche Begeifterung Caufender entgudter Jufchauer ben unehrlichen Kampf starter Manner für echt angefehen, und der grobe Gefcaftsichwindel gelang aufs befte.

Einen wahrhaft erquidenden Aufschwung nahm der Wintersport. Meister Idarsty, dessen Lob noch nicht genug gesungen ward, hat die Freude an der winterlichen Candschaft, aufschnellen Stiern genossen, in den herzen vieler wachgerufen.

Der Dergleich zwischen ben Schonheiten bes Winters und denen des Frühlings fiel bei den Sportleuten gu gunften bes erfteren aus und Cilienfeld wurde zur Wallfahrtsstätte lernluftiger Junger, die an allen Sonntagen, mit ihren Stiern bewaffnet, hinauszogen, um unter 3barstys Suhrung gu ertennen, welch munberbare Sahigteiten ben beiben langen, anscheinend ungefoidten holzern innewohnen. Ingwischen ging der Wintersport-Klub baran, die Dopularität unseres Semmering baburch gu erhöhen, bag er auf diesem prachtigen Terrain ein öfterreichisches Davos zu schaffen trachtete. Sind auch die flimatischen Derhältniffe einem folden Beftreben nicht allgu gunftig, fo gelang dem ruhrigen Dereine doch ein Teil seiner Absicht und Tobogan., Rodel- und Steleton-Sahren wird nach und nach das beliebtefte Wintersportpergnügen. Der alpinen Wintertouristit bat die Lilienfelder Technit ungeahnte Wege eröffnet. Winterliche Touren auf sonst ungangbaren Wegen, Besteigungen beschneiter und beeifter Gipfel find heute mit hilfe der Stier viel leichter porgunehmen als ebedem.

Im Cawn-Tennis, der gesegneten Betätigung aller derer, welche den Sport mehr im Munde als im Bizeps führen, denen eine hübsche Sportgewandung wertvoller ist als die sportliche Ceistung, blieb alles beim alten. Kienzl, Wesseln ind noch immer an der Spize und der junge Iboiil ist sast so gut wie sie. Die anderen, welche mit ihrem snobistischen Treiben die Sportpläze im Prater erfüllen, haben es nicht weiter gebracht als bis höchstens zu einer ländlichen Meisterschaft oder einem handicap-Sieg. Dom

Cawn-Tennis kann man sagen, daß es bei uns in Österreich auf dem Höhepunkt angelangt ist. Es wird gewiß noch einige Jahre der populärste Sport des besitzenden Mittelstandes sein, indes die Aristokratie und die ihr getreue Gesolgschaft, die Reichsten der Reichen, die sich von dem Cawn-Tennis-Sporte bereits abgewendet haben, dem Golfspiel huldigen oder zu den älteren Freuden der Hippik wieder zurückgekehrt sind. Dem Cawn-Tennis-Sport ist keine glänzende Jukunst zu prophezeien; er wird noch einige Jahre in sommerlicher Blüte prangen und dann langsam absterben, um frischen, fröhlicherem Sporte Platz zu machen.

Ein solch frischer, frohlicher Sport ift bas Sufballipiel. Das wird fein Interesse bei der großen Menge so bald nicht einbußen. Der König unter den Rasenspielen murde es treffend genannt. Es ift geiftvoll, anstrengend, energifch und entbehrt feiner pfpchologischen Muance, beren Jufchauer und Spieler bedürfen, um den Sport interessant gu finden. Darum machit bie Jahl der Anhänger des Sugballspiels von Jahr zu Jahr. Die Gefellichaft, die es fich befieht, wird gahlreicher, aber auch vornehmer, und Wettfämpfe zwischen in- und ausländischen Mannicaften ober Rivalitätstämpfe alter, führender Dereine sind wahrhaft belagert von ben Juichauern, beren echte Aufregung und Begeifterung fich in lauten Burufen und heftigen Reflexbewegungen geltend macht. Der Wiener Athletitsport-Klub hat seine führende Rolle im Sugballfport den Cridetern abgeben muffen. Die alten Getreuen feiner Mannichaft muffen durch junge, ichnellere Spieler erfett werben. Das tommende gruhjahr wird dann zeigen, ob "traftig noch jo altbewährtes Cob," und bas alte Kampfipiel, das den Wienern ewig neu duntt, zwischen den Cridetern, dem Athletitsport-Klub und den Spielern von der hohen Warte wieder beginnen wird.

Der Sportdronist murbe feine Aufgabe fclecht erfullen, entginge feiner Erinnerung eine epochale sportliche Ericheinung, welcher nicht nur großer sportlicher Wert, sondern fogar tulturelle Bedeutung beigumeffen ift : die Einführung der japanischen Derteidigungsmethode in die Staaten Europas. Da der japanifche Sieg über westliche Waffen die Aufmertsamteit der gesamten gesitteten Welt auf japanifche Kultur lentte, begannen hervorragende Sportleute fich auch mit dem Studium der forperlichen Ubungen dieses Inselvolkes zu beschäftigen. Und mas man da fand, war nichts Geringes, ja man tann fast sagen, daß in der Korperausbilbung der Japaner das Gebeimnis ihrer Waffentüchtigfeit stedt, und daß der große Erfolg der japanischen Armee dem nunmehr allüberall befannten Jiu-Jitsu zuzuschreiben ift. Was diese Kunft an finnreichen Sinten, Kniffen und Roheiten vorschreibt, ift gewiß in höchstem Grade lehrreich und in ben meiften Sallen des Angriffes und der Derteibigung von hochftem Werte. Die Dorftufen jedoch, über welche binwegidreitend man fich nach japanifcher Cehre bas Recht ermirbt, die hoheren Seinheiten ber Selbstverteidigungsmethode tennen gu lernen, bas allgemeine torperliche Training, haben jene tulturelle Bedeutung, von der ich vorhin fprach. Genügsamfeit, Jahigfeit und Ausdauer find die Sruchte diefes Crainings. Riefenfrafte, mit unglaublich geringen Mitteln erreicht, find ber Effett japanifcher Körperergiehung. Der Japaner tennt nicht die Freuden der Mahlgeit, er ift wenig und nicht genußsuchtig, er ichläft nicht viel und liegt nicht viel auf ber faulen haut und doch ift er, wenn es auch augerlich nicht an Musfelbepadungen gum Ausbrud fommt, ftart und ausdauernd. Künftige Sportpadagogen werden fich an diefen Cehren ihre Schule bilden und wenn vielleicht die Robeit ber japanischen Derteidigungsmethode wenig Anklang finden wird, fo wird gewiß ihre Cehre von der allgemeinen Korperergiehung die Runde um die Welt machen. Darum icheint mir die Befannt. ichaft mit japanischem Sport die bochfte Errungenichaft des verfloffenen Jahres gu fein.

Doch will ich diese erste Chronif des Sportes nicht ichließen, ohne eines engeren Candsmannes zu gedenten, der durch eine wahrhaft ingeniofe Erfindung einer automatifc wirtenben Sidjerung und Entsidjerung auf waffentechnischem Gebiete den gahlreichen Sreunden des Jagdfportes ein Gefchent beichert hat, wie fie es fich herrlicher nicht hatten wünschen tonnen. Der Erfinder, ein öfterreichischer Sportsmann, heißt Jojef Cambour. Durch die ebenso einfache als sinnreiche "auto. matifche, boppelt mirtende Sicherung und Entsicherung, Patent Cambour" wird die handhabung der tompligierteften Jagdmaffe gleich leicht und gefahrlos in ber hand bes Anfangers, wie des alten, im Weidwert ergrauten Jagers. Die Buchse wird, geladen und gespannt, über die Schulter gehangt. Entgleitet ber hammer mahrend bes Spannens dem Singer des Schützen; fällt das gespannte und ichuffertige Gewehr gu Boden; bleibt ber Souge am Jungel des Gewehres bangen ; erfolgt ein noch fo heftiger Stoß oder Schlag von rudwarts gegen die abgelaffenen und etwa nicht in die erfte Raft eingefallenen hammer, oder war diefe Raft etwa gebrochen : in feinem Salle wird es zu einer Auslofung des Schuffes tommen !

Dasfelbe gilt von Gewehren mit Stechichlöffern. Der Schütze tann mit "gestochenem" Jungel pirichen, ohne im geringften Gefahr gu

laufen, auch fur ben Sall, daß er mit dem Gewehre fturgen follte : das "geftochene" Jungel und der von ihm gu betätigende Abfeuerungsmechanismus bleiben genau fo ftarr und unbeweglich wie etwa ber Lauf feiner Buchfe. Will er aber fchießen, fo hat er nichts anderes gu tun, als die Buchse in gewohnter Weise an die Wange zu nehmen und abzudruden. Keinerlei langwierige und in der Aufregung und haft oft genug unrichtig ausgeführte Manipulation an hammern, Stechern, Sperren u. f. w.; fein Dergessen, diese Mechanismen wieder in ihre normale Lage gu bringen! Die Buchfe wird, ob man jum Schuffe gefommen ift ober nicht, einfach wieder über die Schulter geworfen, mo fie in abfolut ficherem und doch ichuffertigem Bustande der nachsten Schufgelegenheit entgegen. barrt.

Was diese Neuerung, deren turze Stizzierung hier versucht wurde, für alle Jagdsportseute bedeutet, wird aus meinen Aussührungen auch dem Taien klar werden: die Ausschaftung einer ganzen Serie von surchtbaren Unglückssällen, die alljährlich den ständigen traurigen Beitrag der Jagdchronisen bilden. Tambours Erfindung wird eine Wohltat der Jäger und aller jener Personen werden, in deren Nähe dem weidmännischen Dergnügen gehuldigt wird. Sie ist eine der bedeutendsten Errungenschaften der Neuzeit aus wassenschaften Gernegeit auf wassenschaften Gebiete und speziell für den Jagdsport von unermeßlichem Werte.

Dr. Otto Herschmann.

Besprechungen.

"Die Bedeutung der Berufsvormundichaftfür den Schutz der unehelichen Kinder." Eine Dentschrift für den internationalen Kongreß für Erziehung und Kinderschutz in Tüttlch. Mit 11 farbigen Tabellen, von Dr. Chr. 3. Klumfer und Dr. Ortmar Spann (3entrale für private Fürsorge und Derein Kinderschutz, Frantfurt a. M.), Dresden, 1906. © D. Böhmerts Derlag. 51 Seiten. 8°.

Die Einzelvormundschaft des Zivilrechts ift angefichts ber Auflojung ber Samiliengujammenbange und des Auftretens großer Dolfsichichten fleinsten Eintommens hinsichtlich Unehelicher finnlos geworden; es fteht beute nicht mehr in Frage, daß fie durch eine Ginrichtung des öffentlichen Rechts erfett werden muffe, fondern es fragt fich nur noch, wie und in welchem Umfange das zu geschehen habe. Die Erfenntnis diefer Notwendigfeit verdanft man den statistiichen Studien über die uneheliche Bevolterung, gu benen auch Spanns junft erichienene ausgezeichnete "Untersuchungen über die unebeliche Bevölterung in Frantfurt a. M." (Probleme der Surforge. Abhandlung der Jentrale fur private Surforge in Frantfurt a. M., heraus. gegeben von Dr. Ch. J. Klumter, zwei Banbe) gehoren. Die Resultate diefer Untersuchungen

finden fich in der porliegenden Schrift über die Berufsvormundschaft auf wenigen Seiten in ichlagender, pragifer und flarer form gufammengefaft; einfacher und bequemer tann man bem Cefer die Früchte einer großen, sozialstatistischen Erhebung wohl nicht mehr zuganglich machen. Wer diese ehernen Sage lieft, welche wie Keulenfolage auf die hilflose Einrichtung ber giviliftis iden Einzelvormundschaft, diefes für die armen Schichten wefenlofe Scheingebilde, niederpraffeln, ber tann - und ware er auch ein vollständiger Neuling in dieser Sache - teinen Moment zweifeln, daß diefer Einrichtung die Stunde gefolagen habe und daß auch ein Gebiet bes Sivilrechtes vom öffentlichen Recht abgelöft wird. Der Derfasser vorliegender Schrift findet die neue Gestaltung des Dormundicaftswesens unehelicher Kinder - in übereinstimmung mit ben Bielen ber Bentrale für private Surforge in Frankfurt a. M. - in ber Berufsvormund. fcaft, das ift: die berufliche, bis gur Dolljährigfeit des Unehelichen dauernde Generalpormundschaft. Diefer Standpuntt wird von ber Surjorgeftelle auch an anderen Orten nachdrud. lich propagiert, vergleiche 3. B. die von ihr berausgegebene Schrift über "Ausbildungsturfe in ber Surforgetätigfeit 1904". - Wir empfehlen die fleine, bochft interessante Schrift allen gur Cetture, welche am Problem des Kinderichuges mitarbeiten ober ihm wenigstens Intereffe entgegenbringen; die Cefer werden mit mir übereinstimmen, daß fie felten ein halbes Stunden nugbringender gugebracht haben.

Grag. E. Mijchler.

Cafcadio Hearn: "Kotoro." Abertragen von Berta Franzos Mit Dorwort von H. v. Hofmannsthal. Buch fcmud von Emil Orlit. Frankfurt a. M. Rütten und Coening. 1906.

Die Angft vor dem Sinten des Geloprofit und por dem Migerfolg driftlicher Missionen hat die Interessierten gewiß icon ichlimmere henworte erfinden laffen, dummere und lügenhaftere als bas von der "Gelben Gefahr" gewiß nicht. Es ließen sich im westlichen Europa Leute finden, die mit gut bezahltem Pathos die ruffischen Kofaten als Kulturbringer nach dem Often feierten, dieselben Kofaten, benen die Japaner in ber Gefangenicaft zu Sajebo und anderwärts Schulen einrichteten, in denen fie lefen und idreiben lernten! Und da man fich doch irgend. wie mit den japanischen Siegen - und es waren nicht nur friegerifche - abfinden mußte, beeilte man sich, die Japaner als gelehrige Souler europaifder Inftruttoren binguftellen. Es gab eine Zeit, da weitere Kreise alle ihre Kenntnisse über Japan aus dem "Mitado" und der "Geisha" bezogen, die übrigens nicht falscher informierten als des Marineleutnants Pierre Loti sentimental-alberne ,,Madame Chrysantheme" und "Prune", die das japanifce Madden so vorstellten wie etwa die "Nana" bas frangofische. Mit Cotis Buchern hatte man Gile, fie ins Deutsche gu überseten; es bedurfte erft eines sensationellen mächtigen Anlasses, um ben Deutschen die besten Bucher befanntzumachen, die je einer aus Japan Schrieb. Cafcadio hearn lebte siebzehn Jahre, bis zu seinem Tode im herbst 1904, in Japan, bas er wie sonst tein Europäer tannte und deshalb auch liebte wie feiner. Ich möchte glauben, daß es diese Liebe war, die sich durchaus nicht aus dem haß gegen alles Europäische baute, die ihn so scharf seben ließ und das Gesehene so mundervoll beschreiben. Denn die Neugier des gewöhnlichen Touristen ist voller Duntel und Dormeinung und die Artung des reinen Kunftlers wieder zu eigensüchtig und fo bleiben beide außerhalb ber Dinge. Und hearn war weder Courift noch Künftler, wenn er auch das Cand in den verborgenften Winteln aufjuchte und barüber bochft tunftvoll zu ichreiben verftand. Ich lernte ibn por Jahren in New Orleans, feiner Geburtsstadt, als einen lieben, freudigen Menschen tennen, der leicht und ohne die leifeste Dedanterie mit außerordentlich vielen Kenntniffen und Wiffensdingen umging, voller Anschauung, doch nie falich blendend war und fein Schreiben trieb ohne Absicht auf das Kunstwerk. Auch die polemische Absicht, über Japan etwa aufzu. flaren, lag feiner in fich beruhigten Natur gang fern. Er ichrieb alles wie ein Tagebuch, und so wurde es das Schönste nicht nur, sondern bas Richtigfte, was wir von einem Europaer über Japan haben.

Dieses Dolf lebt mehr als tausend Jahre länger als wir in einer hohen Kultur, lebte darin, als sich unsere Ahnen noch von Eicheln nährten und in Tierselle hüllten und hat unsern "Stol3", die Zivilisation des Banko, der Kanonen und der Elektrizität in kaum zwei Jahrzehnten sich so zu eigen gemacht, daß Europa von ihm darin lernen kann — ja, wir haben wirklich allen Grund, uns vor denen zu fürchten, die von der "Gelben Gesahr" reden, und hoffen, daß nicht ein Tag kommt, wo die Japaner ihre Kultur an unsere Zivilisation verloren haben.

Beinrid Wolgaft: "Das Elend unferer Jugendliteratur." 3. Aufl. B. G. Teubner, Leipzig, 1905.

Als Cheodor Storm, einer Aufforderung Julius Lohmeners folgend, die töstliche Novelle "Pole Poppenspäler" für die "Deutsche Jugend" schrieb, faßte er die Aufgabe der Jugendschriftstellerei in das Paradozon: "Wenn du für die Jugend schreiben willst, so darfst du nicht für die Jugend schreiben." "Denn es ist unkunstlerisch, die Behandlung eines Stoffes so oder anders zu

wenden, je nachdem du dir den großen Peter oder fleinen hans als Publifum dentft." Daran fnüpfen die Bestrebungen nach einer Reform der Jugendliteratur an, die dem großen Biele der Kunfterziehung entsprungen find. Die Jugendichrift in dichterifcher Sorm - und nur von diefer fpricht Wolgaft in feinem Werte muß ein Kunftwert fein. Da aber literarifche Kunstwerte ber allgemeinen Literatur angehören, verliert die spezifische Jugendliteratur ihre Eriftengberechtigung. Mur unfere echten Dichter follen unfere Jugendidriftsteller fein, und mas fie nach Stoffwahl und nach Art ihrer dichteriichen Ausbrudsmittel "für bas Derstandnis und die Teilnahme ber Jugend" Geeignetes ichaffen, tann durch diefe Erweiterung bes Ceferfreifes nichts von feinem allgemein literarischen Werte perlieren. Gerade an der Gemeinsamfeit der dichterischen Quelle für Ermachsene und Kinder habe die Erziehung das allergrößte Intereffe.

Die Jugend gur literarifden Genugfahig. teit zu ergieben, muß pornehmfter 3med ber Jugendletture fein. Er tann aber nur badurch erreicht werden, daß man fie echte Dichterwerte genießen laft und Bucher, die unter der außeren Sorm einer Dichtung als Machwerf eines Dichterlings einhergehen, von der Cefture der Jugend ausichließt. Die lanblaufige Auffaffung fennt außer oder neben der Unterhaltung noch höhere 3mede der Jugendletture - die Belehrung und Deredlung. Im echten Kunftwerfe, das ohne Rudficht auf Sittlichteit und Erziehung entftanden ift, liegt ein ftarferer Anreig gum fittlichen handeln als in jenen eigens auf die Moral zugeschnittenen Pfeudobichtungen. Literarifch mertvolle Werte, die nur dem Genuffe dienen follen, leiften nicht nur der Gefchmads. bildung, fondern auch ber Charafterentwidlung der Jugend einen wesentlichen Dienft.

Diefen nachstliegenden Beruf, der Jugend literarifden Genuß gu bieten ober fie dafür gu bilden, bat die Jugendichriftstellerei nie erfannt. Der größte Ceil ber poetifchen Jugendliteratur und darin sieht Wolgast das Elend - befteht aus Tendengidriften moralifder, belehrenber, religiofer ober patriotifcher Art. Namentlich Religion und Patriotismus mifbrauchen das Gewand dichterifder Sorm für ihre 3wede. Die Phantafie wird an Bombaft und an Ungeheures im Gefcheben gewöhnt und badurch für intime Reize abgestumpft, die allermeiften Cefer der gangbaren Jugendichriften find fur bie ernfte Kunft verloren. Die eingehendfte Kritit, der Wolgast die verbreitete Jugend. literatur unterzieht, lagt fie zum weitaus größten Teile als nichtig ericheinen und beweift unwiderleglich die Notwendigfeit einer Reform, befonders ber von der Schule geleiteten und unterftugten Jugendbibliotheten. Daß Autoren, die ben Geschmad der Jugend verderben, in Schülerbibliotheken noch immer Aufnahme finden, ist teils auf die Überschätzung der politischen Wirkungen zurückzuführen, die durch die dichterische Mache erzielt werden können, teils auf die Unterschätzung des stillen Einflusses, den die Cektüre unserer Nationalliteratur auf Gesinnung und Haltung des Menschen auszuüben vermag.

Daß die Reform der Jugendlettüre keine Sache für sich ist, bleibt Wolgast nicht verborgen. Ihre gründliche Erledigung häit er an wichtige Dorbedingungen gebunden. Doraussehung ist eine Jugend, die im Derhältnis zur wachsenden Kraft liest, eine Erziehung, die vorwiegend die körperliche Gesundheit und Kraftigung im Auge hat. Notwendig ist ein Unterricht, der sich vor Aberreizung der kindlichen Geisteskräfte hütet, notwendig ein möglichst spätes Cesensernen, jedensalls ein hinausschieden privater Cestüre die zum 12. Cebensjahre.

Wolgasts Schrift bietet allen, die erschöpfende Auftlärung über die Bedeutung der Jugendlekture, einen Einblid in die Unzulänglichkeit und Schädlichkeit der gangbaren und den Weg zur wertvollen Jugendliteratur suchen, die gründlichste Belehrung.

Dr. Frang Moghammer.

hans von follenhaag: Dom Topus in der Hunft. Proben. Leipzig und Wien. Afademijder Verlag,

Es ist eine wunderhübsche Sache, wenn drei, vier gute Freunde bei ihren Jusammentünsten von anderen Dingen reden als von Weibern und vom Essen. Aber so Kluges dabei auch herauskommen mag, es in die breite Öffentlichteit zu tragen, tut meist nicht not. Was im gesprochenen Worte neu und überraschend klingt, wirft geschrieben oft wie eine alte bislige Wahrheit; besonders wenn der Verfasser leine rechte ansprechende Sorm sindet.

3d gebe felbit gern in meinen fleinen Untersuchungen auf die primitive Bedeutung des oder jenes Ausbruds gurud, der durch bie Jahrzehnte oder Jahrhunderte fich gum fleifig benütten Klifchee herausgebildet und an Scharfe des Umriffes verloren hat. Aber gerade hierbei giemt Knappheit und Bestimmtheit. Beide find hollenhaags Dorzüge nicht. Obwohl er im Dorwort die Derficherung gibt, daß alles reiflich erwogen fei für einen ernften Schriftsteller eine fehr überfluffige Derficherung), gefteht er an anderer Stelle zu, daß er gang planlos vorgebe. Diefe Planlofigleit zeigt fich denn auch gur Genüge bei der Auswahl der Proben, die er auf fein Erempel macht. Er gitiert nämlich am Schluffe feiner Arbeit einige Gedichte, die ihm als besonders topisch erscheinen, in denen also jeder Lefer eigene Empfindungen wiedergefpiegelt fieht. Es treten in die Reihe: Goethe, Gichendorff, heine, Kerner, Lenau, Storm, Stieler, Scherer, Schönaich-Carolath, Saar und — dreimal — hollenhaag selbst. Auch wenn seine Verse besser wären (sie sind nicht schlecht; das mittlere ist merkwürdigerweise als Vierzeiler gesetz, obschon seine Melodie zweizeilig ist), hätte es dem Dichter besser angestanden, Mörike, Keller, hebbel und die Droste anzurusen als seinen eigenen Genius. Wer eine neue und gute Sache vertritt — und hollenhaag schätz die seine mindestens so rühmslich ein — der muß auch den Schein persönslicher Eitelleit vermeiden.

Doch gu feiner eigentlichen Arbeit! Aus ihrer Derworrenheit klingt eine Derhimmelung der Objettivität ziemlich vernehmlich heraus. Der Reig der fünftlerischen Gestaltung liegt aber nicht zuerst in ihrer typischen, nachtobjettiven Sorm, fondern in der geheimnisreichen Derfleidung biefer Nactheit durch individuelle Eigenschaften. Der Zuschauer ober Ceser will ein Individuum ertennen, wie er felbst eines ift. hat er bies ertannt, bann läßt er fich gern jum Topus hinführen, der über das Individuum hinauswächst. Sauft, wie er unruhig auf seinem Stuble fint, ift fur uns noch fein Copus bes Reinmenfclichen, fondern ein Gelehrter, der am Wiffen verzweifelt. Wir glauben an feine Erifteng wie an einen Mitmenfchen; und nun erft darf uns der Dichter von der wohlbefannten Wirklichkeit, in der diefer individuelle ungludliche Mann lebt, auf die gefahrvolle Klippe der Möglichkeit geleiten, wo Sauft, der typische Mensch, wohnt.

hollenhaag wendet sich mit Recht gegen unfere einseitigen Sormfünftler, aber er ichieft über das Biel hinaus. Wenn es nach ihm ginge, fo burfte nur bas funftlofe Dolfslied Geltung haben. Sind die tosmischen Gedichte Goethes und Gebbels, sind die Naturbilder Kellers und ber Drofte weniger groß und lebendig, weil sich das Dolt nicht zu ihnen bingezogen fühlt? Und find fie nicht topisch und objettiv wie die vielgesungenen Doltslieder? O nein, man tann die Menge nicht gum alleinigen Kunstrichter machen; benn bann stunden die Schwantfabritanten und Coupletdichter über unseren herrlichen Großen. Man tann fie aber nach und nach erziehen, damit fie Gut und Boje unterscheiden lernt. Gewift, das "heidenröslein" wird allenthalben verftanden, aber ware es nicht wunichenswert und in Goethes Sinne, daß auch seine Zueignung zu den Gedichten Gemeingut wurde, obgleich fie in tunftreichen Stangen gebaut ift? 3ch hoffe, es tommt die Beit folder Erfüllung.

Alles in allem begeht Hollenhaag den oft begangenen Sehler, die Kunst in Gesetze bannen zu wollen; aber sie spottet heute wie immer der Regeln, die ihr von außen aufgepelzt werden. Die Derquidung von Subjektivem und Objektivem wird in alle Zukunst ihr Eigentümlichstes sein. Serdinand Gregori.

Seuilleton.

Wienerisches.

Gar oft hort man bei Beurteilung der Werte von Schriftstellern, die das Volksleben unserer Daterstadt zum Gegenstand ihrer fünstlerischen Darstellung gewählt haben, daß diese Kulturstudien eigentlich einer absterbenden Spoche angehören, die mit dem Leben der modernen Weltstadt, die Wien in den letzten Jahrzehnten geworden ist, nur wenig Berührungspunkte gemein hat. Es seien Anachronismen, wenn der Autor die Cypen einer verstossenen, wenn mitten ins moderne Leben stellt und ihnen einen Ideenkreis und eine Ausdrucksweise andichtet, die längst aufgehört haben, charafteristische Sigenschaften des Wienertums zu sein.

Es ist nicht zu leugnen, daß dieser Dorwurf hänsig berechtigt ist, zumal bei jenen, die das Wienertum aus zweiter Hand beziehen. Gedankenlos nachgebildete Capen, die aus der Letture älterer Werke bezogen werden und die der Autor mit allerlei, beim Heurigen oder bei den Siakerstandplägen aufgefangenen Redessteln behängt, mussen freilich jedem echten

Wiener als lächerlicher Anachronismus erscheinen. Eine Ungahl von alten Wiener Typen ift längft icon ausgestorben oder im Aussterben begriffen. Der Bandelframer, der Sagfeiler, der Evangelimann, der Konduttanfager, der hoffanger, die Ratichenbub'n, das Wasserweib, der Bratibrater, der Holzbauer, leben nur mehr in der Erinnerung der alten Wiener oder führen bier und ba noch ein sporabisches Dasein. Der Siater, das Wäschermädel und der Schusterbub haben langft foon ihre Eigenart eingebußt. Der Schufterbub war überhaupt nur ein Kunftprodutt, dem man die Wige, die anderen eingefallen find, auf ben Leib gedichtet hat. Diefer Schufterbub ist das Paradigma der erfundenen nur in Buchern und Anetbotensammlungen fputenden Doltstypen. Es gab eine Zeit, in ber humoristen und Chronisten ihren gangen Wit in Schufterbubenwigen vergeudeten. Jedermann glaubte an die geniale Begabung gerade diefer Cehrjungentategorie, aber teiner tonnte fich erinnern, jemals felbst aus dem Munde eines Scufterbuben einen winigen Ausspruch vernommen zu haben.

Auf ähnliche Weise wurde am Schreibtisch viel Dolkstümliches konstruiert, das niemals in der Dolkssele gelebt hat.

Aber sollte damit, daß man in den Gassen feine kostümierten, mit der Maske einer besonderen Eigenart ausgestatteten Volkstopen mehr sieht, auch das Wienertum als solches ausgestorben sein? Bringt das Einschmelzen der 34 Vorstädte und zahlreichen Vororte mit ihrer schaff ausgeprägten Individualität zu einem weltstädtischen Ganzen auch eine vollständige Veränderung des Volkstümlichen mit sich?

Es ift mabr, die weitläufigen hauser mit ben großen hofen, den offenen Gangen, ben ebenerdigen Slügeltraften, deren Turen alle in ben hof mundeten, find fast alle verschwunden und auch der sparliche Rest ist dem nahen Untergange geweiht. hier entfaltete fich echt patriarchalisches Leben, ein behaglicher Separatismus, ber hochstens noch die Gaffe oder ein angrengendes Glacis in feinen Intereffentreis einbe-30g. Den Bewohnern diefer eingesprenkelten Dorfer, die meift aus den ehemaligen Domanen der Adeligen oder der Klöfter hervorgegangen waren, fannten nur ihren Grund und ihre Pfarrgemeinde, wo ihre Samilienmitglieder und ihre Dorfahren getauft worden waren. Man tonnte fie mit jenen "Ortlern" vergleichen, die Angengruber in einer trefflichen Stigge geichildert bat. Er pragte diefes Wort fur die Bewohner einfamer, abgelegener Gebirgstaler, die ihren Dafeinsting fernab von dem Getriebe der übrigen Welt Schliegen und eine fleine Welt für fich vorstellen. Solche "Ortler" gab es noch in bem Wien der Sunfzigerjahre. Da fagen die hand-werfer und Kleinmeifter mit ihren Samilien beifammen und verdienten in emfiger Arbeit ihren Cebensunterhalt. Einmal vielleicht in der Woche ging bas Samilienhaupt in die "Stadt", um feine Ware abzuliefern ober Beftellungen entgegenzunehmen. Die übrigen Samilienmitglieder tamen gumeift nur auf das nachftgelegene Glacis und an Sonntagen in den Prater oder por die Linie, nach hernals, Neulerchenfeld oder Sievering, wo die grunen Buichen gu einem guten Tropfen einluden. Bu weiteren Maffenausflügen verlodte hodiftens eine Wallfahrt nach Maria-Canzendorf oder der Maria-Brunner Kirch. tag. Der Verfehr wurde fast ausschlieflich auf den eigenen Rappen bewertstelligt. Dor den Linien gab es wohl "Linienzeugeln" und "Steirerwageln" und bie und ba rumpelte auch eine ichwerfällige Arche, Stellwagen ober Gefellichaftswagen genannt, durch bie Strafen, der feine Daffagiere nach Klofterneuburg, Kagran ober Schwechat beforderte ; aber diefer Dehitel bediente fich nur eine verschwindend fleine Jahl der Bevolferung.

So tam es, daß außerhalb des "Grundes" schon das Fremde begann. Eine übersiedlung

von einer Dorftadt in die andere galt bei den erbgesessen Bewohnern als eine Auswanderung in neue, ungewohnte Derhaltniffe. Daber wurde eine Auffündigung von Seite des allmächtigen hausherrn wie eine halbe Eriftengvernichtung gefürchtet. Insbesondere bie Alten fühlten fich entwurgelt, ihrer Cebensgewohnheiten beraubt; denn ein Bewohner der "enteren Grunde" galt für ein anderes Wefen als der Bewohner einer Dorftadt. Selbft in den Dialettichattierungen bestanden wesentliche Unterschiede und gar oft fonnte man die Ermahnung einer "grundstolgen" Mutter boren : "Was is benn bas für a Sprach? Du red'ft ja wie a Thurp-Brudler, oder wie a Erdberger." Der Thurn. Brudler, der Erdberger, ber Cerchenfelder, die Bewohner von Michelbauern und vom Sechsichimmelberg hatten gang andere Sprachnuancen als die der "Stadt" naberliegenben Anrainer von der Wieden, vom Heubau oder von der Canbitrafe.

Das Gesagte gilt natürlich alles nur von der breiten Doltsschicht der Kleinburger, handwerfer und Arbeiter.

Im Cauf der Zeiten haben sich freilich diese Derhältnisse gründlich geändert. Mit der Stadterweiterung und den neuen, mächtigen Derkehrsverhältnissen verschwanden auch die "Örtler" bis auf wenige, bodenständige Aberbleibsel.

Aber damit ift noch nicht gefagt, daß das Wefen des Wienertums an der Wurgel getroffen worden mare. Wien ift eine alte Ariftofratin, die ihren Besity nicht in wenigen Jahrgehnten erworben hat. Keine plogliche Einwanderung aus allen himmelsstrichen hat den Doltscharatter vermaffert. In taufendjahriger Entwidlung hat fich das Wiener Dolfstum herausgebildet und all die fremden Elemente, die es im Caufe der Jahrhunderte affimiliert hat, tonnten feine Eigenart zwar bereichern und vermannigfachen, aber nicht grundlich umgestalten. Die ursprungliche Dolfssprache des bajuvarifchen Sprachstammes hat fich im Caufe ber Beiten gwar abgeschliffen, gerundet und modifiziert, aber all die Sedimente aus fremden Sprachgebielen, die von Italienern, Ilngarn, Slawen und felbit von Frangofen abgefett wurden, fonnten ben Dollwert und die Reinheit diefer Dolfsfprache nicht trüben. Es blieben einzelne verfprengte Worte jurud, aber ber Geift ber Sprache, ibr Gefüge und ihre Wortbildung, ihre Bilder und ihr Sprichwörterichat blieben urdeutsch. Und die Seele diefer Sprache lebt heute noch unberührt in jedem Wiener, der die trauten Caute feiner heimat aus dem unerschöpflichen Born der Samilientradition übertommen hat. Die Sprache ift aber bas toftbarfte Gefaß fur die Sitte und Eigenart und für bas Gemutsleben eines Dolfes. Die Kinder auf den Stragen fpielen heute noch dieselben Spiele wie por vielen

hundert Jahren und gebrauchen dabei noch dieselben Worte, deren Sinn der lebenden Generation oft nicht mehr bekannt ist. Und unsere Mütter und Großmütter führen noch dieselben Sprichwörter im Munde, die schon einer Urahnfrau aus der Babenbergerzeit geläufig waren. Ein Millionenwesen durchlebt andere Zeiträume als ein Einzelwesen.

Der Schriftsteller, der das Wiener Dolkstum aus dem Samilienleben heraus erfaßt und gestaltet, hat den Vorwurf, archaistisch zu werden, nicht zu fürchten. Er kann heute noch aus dem vollen pulsierenden Leben schöpfen, das sich unter den neuen, vielgestaltigen Lebensbedingungen verwirrend und farbenreich, bald dramatisch padend, bald rührend, bald erheiternd, vollsaftig und lebensstrotzend vor uns entfaltet.

Einer der berufenften Schriftsteller, die das Wiener Leben ber Gegenwart mit sicherem Blid erfaffen, fich liebevoll mit allen feinen Außerungen und Ausstrahlungen befreunden, ift Eduard Pogl. Er hat das herz des Wieners, ber der Scholle entsproffen ift, in der fein Denten und Sublen murgelt, der aus dem Dollen Schöpft, den aber die Liebe gur Daterstadt nicht blind macht gegen die Schwächen und Derfehrtheiten des großen Gemeinwejens. So Schildert er mit bem herzen bes Wieners und dem Stifte des Satirifers seine Candsleute und durch die richtige Derteilung von Licht und Schatten erhalten wir ftets ein lebenswarmes, wahres Bild der Gegenwart. Und wie bei allen echten humoristen, denen die Weltbetrachtung die lachende Trane im Bergen braut, flingen auch feine Stiggen häufig in feingetonte Stimmungsbilder aus, die sich aus liebevoller Naturbetrachtung, aus einsamen Spaziergangen und Jagdausflügen ergeben. Ein volles Dugend Bandden, die in bem rührigen Verlag von Robert Mobr in Wien erschienen sind, zeigt uns das Wien der Gegenwart in allen Sacettierungen feiner Cebensaußerungen. Das Kleinleben in feiner behaglicen Beschränktheit, mit feiner Kirchturmpolitit und feiner treubergigen Urfprunglichfeit findet in ihm einen ebenso scharfblidenden Schilderer wie das Kunstleben und die Kulturbestrebungen der wach senden Weltstadt. Sein jungstes Buch heißt: "Wiener Cage." hier dehnt er feine Wanderungen nach den neuerworbenen Gegenden des Slachlandes aus, die das Großwien der jungften Tage in feinen Schof aufgenommen hat und mit seiner Kulturwelle befruchtet. In anmutigen, den subjettiven Eindrud festhaltenden Sederzeichnungen lernen wir unfere neuen "engeren" Candsleute jenseits ber Donau tennen. "Nach Gaunersdorf", "M. O.", "Die Bauernbahn", "Ein Wiener Seebad", "Die Candstadt" sind ebenso scharf gesehene wie amusante Kulturbildden. In der zweiten halfte des Buches tommt das spezifisch Wienerische zu Worte, das Pogl fprachlich und fulturell meifterhaft beherricht. Es find zumeift Momentbilder, wie fie das Treiben der Großstadt gebiert, aber aus all diesen Szenen spricht der Kenner und Schäger bes Dolfstumlichen und in den urfprunglichen Geftalten lebt fich die Seele des Dolles aus. Das find teine fcmachlichen, erhaichten und angelejenen Einbrude, fondern eigenster Besig, der zugleich ichauend und mitgestaltend wirft. Gesundes Dolfstum, echte Wiener Luft weht uns daraus entgegen und ber Wiener weiß folche Gaben wohl zu untericheiden von den toftumierten Strohpuppen und Maquetten unberufener Stumper.

Auch ein neuer Mann, Frig Stüber. Gunther, zeigt mit feinen frifch und liebevoll geschriebenen Stiggen: "Budlige Welt", die in demfelben Verlage erschienen sind, daß es der volfstumlichen Darftellung des Wienerifchen nicht an neuen, fraftigen Trieben fehlt. Manch treffliche Stigge aus dem Alltagsleben wird uns hier mit fleißiger Kleinmalerei zu farbigem Ceben erwedt. Manchmal auch weiß er bie Schaben unferes öffentlichen Cebens mit mutwilliger Caune gu geißeln. Auch der bem Wienertum eigene fentimentale Jug fehlt nicht barin. Ein foldes warm empfundenes Genrebild der sozialen Gegenfage der Kinderwelt ift "Der Eindringling". Die Sehnsucht des fanquinifchen Dolfchens nach Bluten und Sonnenichein, nach Bergen und Waldern, der Wandertrieb nach dem Neuen und Unbefannten hat in vielen feiner Betrachtungen neben einem draftifch-volkstumlichen Einschlag bas Wort. Der Derfasser sieht viel und gut und mit Geschmad und Stilgefühl verbindet er ein liebevolles Derfenten in das Wefen der Volksfeele.

Das Wiener Volkstum lebt also noch und zeigt tausenbfache frische Triebe und ein organisches Wachstum und so lang sein Dasein durch solche künstlerische Dokumente bewiesen wird, ist auch die Behauptung von dem hinsiechenden Wienertum und seinem Aufgehen in ein harletinfarbenes, seelenloses Weltstadtwesen eine Sabel.

D. Chiavacci.

^{*} Dergl. "Ofterr. Runbichau", heft 68, Seite 130.

Von der Woche.

11. Sebruar. Der handels- und Schiffahrtsvertrag Gherreich-Ungarns mit Italien, ber am 29. September 1904 in Dallombroja paraphiert wurde, wird in Rom, jener mit

Belgien in Wien unterzeichnet.

12. 378, Sigung des Abgeordnetenhaufes: bem Antrag der Abgeordneten Gofer, Mallt und Genoffen, betreffend die Dortommuisse bei dem am 8. Sebruar d. 3. im Wiener Rur-jalan veranstalteten Sestabend zu Ehren des slowenischen Dichters Stritar, wird die Dringlichfeit nicht zuerkannt. Der Diererausicus der deutschen Parteien überreicht eine

Intereausjang der deutschen Parteien überreicht eine Interpellation über die schädichen Rüdwirkungen der ungarischen Krise auf die österreichsichen Interessen. 13. 379. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Dem von den italienischen Abgeordneten gestellten Antrag, betressend die Magregelung des Erichter Magistrates, und senem der All-deutschen, daß die geschlichen Bestimmungen über die Gemein-sunkeit des Krisasweiens ausgehaben merden ballen, mied jamleit des Kriegsweiens aufgehoben werden jollen, wird die Dringlichleit nicht zugesprochen. Eine Außerung des Ministerpräsidenten bei Verhandlung des letztern Dringlichfeitsantrages, daß die Antragsteller nur die Wahlreform hindern wollen, führt zu stürmlichen Szenen. Der Minister-präsident tritt den gegen die Krone gerichteten Aussishrungen des Abgeordneten Grafen Sternberg entgegen.

14. 380. Sigung des Abgeordnetenhauses: Zweite Lesung der Refrutenvorlage. (2525, Beil. d. St. Pr.) — Der serbische Gesandte Dr. Wuitsch überreicht dem Minister des Außern eine Note, in welcher um Bekanntgabe der von

offerreich-Ungarn verlangten Modifilationen des serbisch-bulgarischen Sollvertrag es erjucht wird. 15. 381. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Die Retruten-vorlage wird in zweiter und dritter Lesung angenommen. Der Candesverteidigungsminister halt biebei eine seine ersolgreiche Rede, in welcher er die Notwendigkeit der deutschen Dienstiprache betont. Der Minifterprafident beantwortet die Interpellation des Viererausschusses. Die Regierung werde anfangs Mary eine Vorlage, betreffend die Beitragsteiftung gu ben gemeinfamen Koften, bem haufe unterbreiten. Es fei dafür Sorge getragen, daß der autonome Jolltarif und die handelsverträge tatjächlich am 1. März auch für die Cänder der ungarischen Krone in Wirssamselt treten werden. Die Regierung legt den Entwurf eines handelspolitischen Ermachtigungsgefetes vor. — Der fandels- und Schiffahrts-vertrag zwischen Sterreich-Ungarn und Rugland wird in St. Petersburg unterzeichnet.

Dolls vertreter. Ein hervorragendes Mitglied der Wiener Gefellichaft ichreibt uns : "Das ungarifche Abgeordnetenhaus ift aufgeloft worden, das öfterreichifche hatte icon langit das gleiche Schidfal verdient. Gine Angahl zweifelhafter Elemente, nur von perfonlichen Intereffen geleitet oder bon blinder Leiden. ichaft verblendet, sucht auch hier bas parlamentarifche Leben ad absurdum gu führen. Die por einigen Tagen gehaltene Rede eines gedantenlofen Schreiers, der mit unerhörtem Innismus den Trager der Krone angriff, hat in allen Kreifen der Bevollerung tiefe Emporung hervorgerufen. Diele Empfindung murde gewiß von gahlreichen Abgeordneten geteilt und doch horte man im hause leinen Ausruf der Entrüftung, ja es hat fich fein Dolfsvertreter gefunden, der in gebührender Weise dieser Rede entgegengetreten mare. Schon rein menichliche Gefühle, dann aber auch die ichulbige Chrfurcht por bem Monarchen und bas tonstitutionelle Interesse

hatten es erfordert. Caft ein Parlament eine Beleidigung ber Urone gu, fo entehrt es fich felbft, denn es gestattet die Derlegung jener Gefege, die die Rechtsgrundlage feiner eigenen Erifteng bilben. Es gehört nämlich fein Mut bagu, unter dem Schuge ber Immunitat Derbrechen gu begeben. Und daß die Möglichkeit, ungestraft gu ichmahen, jenem Abgeordneten besonders am Bergen gelegen gu fein icheint, beweist fein famofer Antrag, daß die Immunitat der Abgeordneten nach Auflösung des Parlaments bis gum Bufammentritt bes nachften hauses ausgebehnt werden folle. hoffen wir, daß ein auf breiterer Basis beruhendes Wahlrecht es bald unmöglich machen wird, daß folde Elemente unter Anwendung allerlei Mittelden und unhaltbarfter Derfprechungen gewählt werben."

Gedanten gur Beitgeschichte. Wie der deutsche Michel im Reiche draugen feinen Bedarf an politischem humor und politischer Satire dedt, das ift einer ber mertwürdigen Juge unserer Beit und verdient ein paar Worte.

Michel freut fich von Gergen des Reiches und feiner Gerrlichfeit, er fühlt fich tannibalifch wohl dabei und möchte um alles in der Welt nicht, daß es anders murbe. Aber raifonnieren will er auch, fonft ift des Dafeins Freude unvolltommen, und fo tauft er fich allwöchentlich feine Portion Geschimpfe auf alles und alle, haben fich benn nicht auch Konige ihre Schalfsnarren gehalten? Die durften fühne, freche und ungiemliche Worte wagen, nur mußte es beim Worte bleiben. Webe, wenn fie fich eines Mehreren vermeffen hatten, da lauerte die Peitiche im hintergrund. So bentt auch Michel: Das alles ift ja doch nur Spaß eines verwegenen Schaltsnarren, verdammt gepfefferter Spaß, aber wenn die Letture gu Ende, ift die Sache auch erledigt, denn diefer Wig bleibt ja ichlieglich doch immer und ewig nur in der Sphare des Literarifchen.

So glaubt er.

Aber da ftedt der Rechenfehler. Eines Tages tann fich unfer Greund in der unerquidlichen Situation finden, die wir aus Schniglers "Grunem Kafadu" fennen: Er glaubt, daß ihm noch immer Komodie gemimt wird, dieweilen langft unbeimlicher Ernft baraus geworden ift. Michel wird fich eines Tages noch immer den Philifterbauch halten über die toftlichen Doffen feines fleinen halb-anarchiftifchen Schalfsnarren, und auf einmal wird er entbeden muffen, daß es hunderttaufende gibt, die die Sache bitter ernft nahmen und danach zu bandeln entichloffen find.

Das alles ift fehr alt. 3m Taine fann man es hubich nachlefen. Es ift die Geschichte von ben edlen herren und Damen des ancien ré-

gime. In der knappen Zeit, die ihnen Schäferftunden und Parforcejagden und Liebesaventuren freilieken, tannten fie tein aparteres Dergnugen als die Cetture revolutionarer Schriften. Noch beif vom ichweren Weine und von glübenden Kuffen fanten fie auf die Chaiselongue und genoffen die fcaurig-füße Senfation jener Cetture, aus der dann die große Revolution blutig auffciegen follte. Die Armften, fie ftellten fich das so nett por: Literatur ist Literatur und Leben ist Ceben, das sind zwei Kreise, die einander weder ichneiden noch berühren. Aber die Wirtlichfeit mußte nichts von diefer hubichen Arbeitsteilung, und eines Tages war ein Wunder geichehen: Inmitten des haufens febr intereffanter Bucher, die die vornehmen Damen und herren mit beträchtlichem Genuß gelefen hatten, mar mit einem Male eine Guillotine emporgewachsen.

Dor ein paar Jahren tonnte man in Frantreich wieder etwas Ahnliches erleben. Da war ber befannte herr Magnaud, ber "gute Richter", der bei seinen Urteilssprüchen mit souveranem Sowung des handgelentes Gefet und Recht beifeite foleuderte und fo judigierte, wie es ibm fein gutes herz eingab. Ging es mit einer leifen Umdeutung des Gesetzes, so war es gut; sprach aber Wort und Sinn des Gefeges fonnenflar bagegen, fo betam eben das Gefet feinen Sugtritt. Nun war es gang merfwürdig gu feben, wie der Parifer Bourgeois-Philister, wie herr Bonhomme dem »bon juge« zujubelte: "Ein gang patenter Kerl, diefer Magnaub der nur für drollige Urteilsspruche von fich gibt!" Aber bas Gesicht unseres Parifer Nigerl hatte ich seben mogen, wenn herr Magnaud zufällig in die Lage getommen mare, feine Theorien in einem Progeffe gu betätigen, in den herr Nigerl-Bonhomme verwidelt war. Man bente etwa. Bonhomme hatte irgend einem armen Teufel ein paar tausend Francs geliehen und da der Schuldner nicht zahlen will, flagt Bonhomme. Jufallig ift herr Magnaud der Richter, und dieser gang patente Kerl judiziert so, wie er in folden Sallen immer judigiert: "In Ermagung, daß herr Bonhomme ohnehin teils burch Erbicaft, teils durch gludliche Geschäftsunterneb. mungen in den Befit einer mehr als ausreichenden Rente gelangt ift; in weiterer Erwägung, daß dem notorisch bedürftigen Schuldner die Ruderstattung des geschuldeten Betrages, wenn nicht unmöglich, fo doch immerbin laftig ware und er jedenfalls den eingeforderten Betrag viel beffer brauchen fann als der wohlhabende Kläger - wird herr Bonhomme abgewiesen und in den Erfat der Koften verurteilt." Das flingt vielleicht sonderbar, liegt aber durchaus in der Cinie gahllofer Urteile, die der berühmte »bon juge« unter bem Jubel eines weitverbreiteten Publitums von sich gegeben hat. Unter bem Jubel — so lange eben das Ganze eine pikante Sensation war, die man sich aus der Serne ansah. Wenn aber einmal Bonhomme in eigener Person das Opfer der Magnaudschen Justiz würde!

Das ichmungelnde Behagen an der papierenen Revolution erflart sich leicht. Das Konservative ist nämlich nicht amusant, ebensowenig wie die Tugend amufant ift, beide riechen nach Cangweile. Das geht so weit, daß unter den burgerlichen Parteien teine sich gerne expressis verbis "tonservativ" nennt. Und doch braucht fein Wort barüber verloren zu werben, bag ein modern bentender, besonnen fortidrittlicher Konservativismus eine unentbehrliche politifche Maxime ift, auch für bas Bürgertum, und keineswegs etwa das Monopol des hochabels. des großen Grundbesites, der Bureaufratie und anderer regierender Schichten. Aus diefer Scheu, fic aufrecht gum Konfervativismus zu betennen, ist eine ungludliche Begriffsverwechslung in weiten Kreisen ber Benolferung eingetreten, denen tonservativ aleichbedeutend ist mit reattionar. Sie bewegen sich noch immer in der politischen Nomenklatur des Dormara: bamals war ber beherrichende Gegenfat der zwischen Reform und Reattion. Das Problem des XX. Jahrhunderts aber ift der Gegenfat zwischen Demofratie (und Demagogie) einerseits, Autorität und Stabilität anderfeits ober, richtiger gefagt, nicht ber Gegenfat, fondern die zwedmäßige Ausgleichung zwischen den beiden Polen. Diefe Ausgleichung wird aber unendlich erschwert, weil der Mut eines aufrechten Betenntniffes gum Autoritätsund Stabilitätspringip fo felten angutreffen und infolgedeffen das Kräfteverhaltnis zu ungunften der konservativen Marime verkoben ilt. Und das alles geschieht komischerweise so gang im Widerspruche mit den innersten Neigungen ber Ceute. Sie beflatichen die ichlimmften Berabwürdigungen der Autorität, weil fie fie für einen literarifden Spaf halten, ber mit den wirklichen Gestaltungen des Lebens nichts zu tun hat. Wenn nicht alles trugt, werben fie bald eines anderen belehrt werden. . . .

Fremdenverkehr. Es verlautet, daß das Eisenbahnministerium beabsichtige, nach dem Dorbilde der bei den schweizerischen Bundesbahnen bestehenden "Kommission für den Publizitätsdienst" einen Beirat für Angelegenheiten des Fremdenverkehrs zu schaffen. Das Ministerium, welches in den letzten Jahren eine sehr anerkennenswerte und erfolgreiche Tätigkeit zur hebung des Fremdenverkehrs in Giterreich entfaltete, setzte sich disher bei Beteiligter Stellen, Dereinigungen und Verkehrsunternehmungen in Verbindung. Diese periodischen Besprechungen sollen nun in eine seste Organisation gebracht werden. Der Beirat hätte

fich in erfter Linie bei Durchführung einer Reihe einschlägiger Attionen, fo insbesondere der Schaffung eines ausgebehnten, fpeziell die ausländische Preffe umfaffenden Publigitats. bienftes, der Deranftaltung von Spezialaus. Stellungen lanbichaftlicher Bilber, der Errichtung pon Reife- und Ausstellungsbureaus im Auslande und bergleichen gu betätigen. So begrußens. wert diese Absicht ift, scheint fie uns noch einer wichtigen Erweiterung zu bedürfen, Bur Gebung des Frembenverfehrs genügt es nicht, die land. Schaftlichen Schönheiten und die sonstigen Reize unseres Daterlandes im In. und Ausland betanntzumachen, fondern es muß auch babin. gewirft werden, daß die gremden in den betreffenden Orten bann auch jene Einrichtungen vorfinden, an die fie gewöhnt find und die fie für ihre Bequemlichfeit und für ihr Wohlbehagen mit Recht verlangen. Man muß daher auch durch Belehrung der betreffenden Bevollterungsfreise, insbesondere der Wirte und Wohnungsvermieter, dafür forgen, daß im Inland das Derftandnis für den gremdenverfehr und für modernen Komfort gehoben werbe. Dies ware wohl am leichteften durch Wanderlehrer gu erreichen, die in den betreffenden Orten Dortrage über die großen ötonomifchen Dorteile eines lebhaften Fremdenperfebrs und über moderne Einrichtungen gur Sorderung desfelben hielten. Was nugen die ichonften Gegenden, wenn man dort nichts zu effen betommt, in den elendeften Betten ichlafen muß und dafur noch horrende Preise 3ablen foll.

Raimund. Theater. Die jungfte Neuheit diefer Buhne ift eine Poffe von Emanuel hollftein, die fich aus unerforichlichen Grunden "Cuftige Wiener Ceut'" nennt. Ware fie abgelehnt worden, tonnte man ftillichweigend über fie hinweggeben. Da dies aber nicht ge-Schehen ift, ericheint eine ernfte Auseinanderfegung vonnoten. Richt die erichredliche Armut an Wig und Erfindung, nicht die Schablonenhaftigleit der Durchführung, auch nicht die mangelhafte Buhnentednit ift es, was zum öffentlichen Widerspruch reizt, sondern bie Robeit der Gesinnung, die hollstein nach dem Beispiele Buchbinders bem Wienertum als befonderes Mertmal von Urwüchsigfeit andichtet. Der gu furg gehaltene Chemann, deffen Greiheitsdrang und Lebensluft in heimlichen Aben-

teuern ein Dentil suchen, ift ein uraltes Doffenmotiv, das icon in taufend Darianten feine Schuldigfeit getan hat, und es verfchlagt nichts, daß es auch bei hollstein wiedertehrt. Man fehe aber gu, wie verroht und entartet! Bier ift der held ein Emportommling, der eine um gehn Jahre altere Witme ihres Geldes wegen geheiratet hat, mas ihn aber nicht hindert, fich öffentlich in der brutalften Weife über das Alter feiner Frau luftig zu machen und fie mit hilfe ihres Geldes, wo und wie immer es angeht, ju betrügen. Bu haufe mit dem Dienft. madchen und außer hause mit jeder Schurge, die ihm über den Weg lauft. Das ift nur ein als hervorragend traffes Beispiel heraus. gegriffenes Eremplar von den " Cuftigen Wiener Ceuten", wie fie fich im Kopfe hollsteins malen. Gewiß gibt es fo niedrige und erbarmliche Geicopfe wie auf bem gangen Erdenrund jo auch in Wien. Das ift aber fein gureichenber Grund, fie blog deshalb, weil fie da und bort portommen, zu Tragern einer wienerifchen Poffenhandlung zu machen, die beluftigen foll. Denn hier handelt es sich nicht mehr um liebensmurbige Schmachen, die man lachend verzeihen tann, fondern um eine nadte Gemeinbeit, die auf der Buhne nur dann Berechtigung hat, wenn fie als folde getennzeichnet erscheint. Und hand in hand mit diefer Derwechslung von Urwuchligfeit und Gemeinheit geht in der Poffe hollsteins auch eine gefliffentliche Derrohung der Wiener Mundart. Seit der verstorbene Schauspieler Pauli unter der Direttion Blafel im Josefftabtertheater ben gemiffen "Schurl". Con eingeführt hat, ift es auf allen Wiener Buhnen, wo man noch die Wiener Poffe pflegt, üblich geworden, jenes harte "Cerchenfelderijch" gu reden, das fich mit Wohlluft auf jedes rude Wort fniet und das durch die Bemühungen Buchbinders zu einem Konglomerat unflätiger Schimpfworte verfälicht worden ift. Und unfer liebes Theaterpublifum Scheint gludlich icon fo weit gebracht gu fein, daß es die Salidung nicht mehr erfennt. Sonft hatte es fich auflehnen muffen gegen das, was hollstein ihm als Außerungen wienerischer Cebensluft zumutet. Das ift es, was einmal offen ausgesprochen werden mußte; ausgesprochen im Namen jener Wiener, benen die Cauterfeit ihrer Art und ihres Wefens noch herzensfache ift. -tr-

DI Giterreichilche Rundlichau, fieft 69. 🗆 Redaltionsichlut 17. Sebruar 1906. 🗆 Ausgegeben 22. Februar 1906. 🗅 Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glosso, D Derantwortlicher Redalteur: Dr. fingo haberfelb

Notizen.

Unter dem Dorsitze des Privatdozenten Dr Heinrich Sickerlch sand am 3. d. M. im Saale des Wissenschaftlichen Kinds die konstituierende Dersammlung der Österreichischen Gesellschaft für Kinderforschung statt. In den Dorstand wurden solgende Herren gewählt: Privatdozent Dr. Heinrich Reicher (Präsident), die Universitätsprosssionen Dr. Theodor Sickerich und Dr. Friedrich Jodl (Vize Albentung). Direktor Dr. Theodor Heller und Universitätsassissent Dr. Miemens Freiherr v. Pirquet (Schriftsührer). Der Jahresbeitrag wurde auf 2 Kronen settgelegt. Die Anmeldung der Mitglieder kann bet einem der Schriftsührer erfolgen.

Derlosungsverlust. Am 1. März findet die Ziehung der Kommunal-Cose sowie mehrerer anderer Cose und Obligationen statt, deren Verlosung mit dem kleinken Creffer, bzw. Rominalbetrage, bedeutende Verluste verursacht. Die Dersicherung gegen diese Verluste übernehmen die Zentral-Depositentasse und Wechselstube des Wiener Bank. Dereines sowie dessen Silialen in Prag, Graz, Brunn, Aussig an der Elbe, Budapest, Lemberg, Czernowitz, Bielitz-Biala, Mlagenfurt, Pilsen, die Exposituren und Zweiganstalten in den Wiener Bezirfen.

Der Verwaltungsrat der Oesterreichischen Creditanstalt hat in seiner Sigung vom 15. d. Mr. beschlossen Generalversammlung vorzuschlagen, sür das Jahr 1906 eine Dividende von achtundzwanzig Kronen per Attie zur Verteilung zu bringen, 600.000 K in den außerordentlichen Reservesonds zu hinterlegen und den Rest des Gewinnes im Betrage von zirta 430.000 K auf den Gewinne und Verlusktonto des laufenden Jahres zu übertragen. Serner wurde der Beschluß gesaßt in der Generalversammlung die Erhöhung des Attiensaptials von 100 auf 120 Millionen Kronen zu beantragen.

Büchereinlauf.

- Ostar Walbet. Die Stadtmegare. Luftfpiel in 4 Aufzügen. Pofzonn-Szentgnorgn, 1906. Selbstverlag.
- Benrif Ibsens politisches Dermachtnis. Studien zu den vier letten Dramen des Dicters von Erich holm. Wien und Letpzig, 1906. Wiener Verlag.
- Multatuli-Briefe. Herausgegeben von Wilhelm Spohr. Mit fünf Bildern in Mezzotinto-Gravüre. Titelzeichnung von Sidus. 2 Bande. Frankfurt a. M., 1906. Literarische Anstalt, Rütten und Coening.
- Thomas P. Krag. Im Josthof. Autorifierte übersetzung aus dem Norwegischen von Julia Koppel Frantfurt a. M., 1906. Etterarische Anstalt, Rütten und Coening.
- Thomas P. Krag. Jon Graff. Autorifierte Aberjetung aus dem Norwegischen von Julia Koppel. Frankfurt a. M., 1906. Etterarische Anstalt, Rütten und Coening.
- Cafcadio Hearn. Cotos. Blide in das unbefannte Japan. Frantfurt a. M., 1906. Citerarijche Anstalt, Rütten und Comina.
- Das neue Herrenhaus in Ofterreich. Entwurf von Dr. David Rauter. Wien, 1906. Morig Perles.
- Gefcicite von Japan. Don O. Nachod. Erster Band. Erstes Buch: Die Urzeit (bis 645 n. Chr.). Gotha, 1906. Friedrich Andreas Perthes.

- Berg des Argernisses. Eine Cragobie in fünf Aufzügen von Heinrich Cilienfein. Heibelberg, 1906, Karl Winters Universitätsbuchhandlung.
- Der Völkertod. Eine Theorie der Defadenz von Dr. Franz Krauß. II. Teil. Leipzig und Wien, 1905. Franz Deutide. Das Buch der Lebensklugheit. Don Dr. Robert Plöhn. 1905. Orania-Verlag, Oranienburg.
- A d o I f Dr. Jatob. Kleine Bilber aus dem Leben. Wien, 1905. Carl Konegen.
- Srig Mauthner, Totengelpräche. Berlin, 1906. Karl Schnabel, Arel Junters Buchhandlung.
- Oheim Serentssimus. Dramatisches Gebicht in fünf Aufzügen. Don Julius Albert. Graz, 1905. "Centam."
- Das Grabesfenster. Eine Sarajevoer Geschichte aus dem Beginn der Offupation. Don Milena Preindlsberger-Mrazovic. Umschlag und Dignetten von Ewald Arndt. Innsbruck, 1906. A. Eblingers Verlag.
- Kinderfeelen. Drei Erzählungen von Hermann folgte. Dresden, 1906. C. Pierfons Berlag.
- Kautajus. Reifen und Soridungen im tautafifden hodgebirge von Morig von Dedyn. In drei Banden. Berlin, 1905. Dietrich Reimer (Ernft Dobien).
- Umjonft. Don Julius Konft. von hoefflin. Schöpfungen eines Ringenden. Leipzig. G. Müller-Manniche Derlagsbuchhandlung.
- M. fanel. Aus einer alten Stadt. Gine Prager Gefchichte.
- Wien, 1906. Wiener Verlag. Geldichte Bohmens. Von Abolf Bachmann. Zweiter Band. Bis 1526. Gotha, 1905. Friedrich Andreas Perthes, Altiengelellichaft.
- Jojef Emanuel Hilichers Gedichte. Originale und Aberjehungen. Herausgegeben von Anton Schams. Dritte, vermehrte Auflage. Leitmerit, 1906. S. Seifert & Co.
- Eduard Morife. Mozart auf der Reife nach Prag. Eine Novelle. Leipzig, 1906. Infel-Derlag.

Eingesendet.



Franz Josef-BITTERQUELLE

von ärztlichen Autoritäten seit Jahrzehnten als das gehaltreichste und sicherste natürliche Abführmittel empfohlen.

DIE DIREKTION IN BUDAPEST.

90	Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636.	Π.
30	Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.	0.0
00	Derlag: Derlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernft Stülpnagel).	0:
00	Druck von Christoph Reiher's Söhne, Wien, V. 🗆 Papier: Schlöglmühl.	9.0
70	Redaktionsschluß für Heft 70: 24. Sebruar 1906.	o

eraten=Annahme durch die Köministration der Ofterreichischen Rundschan, Wien, I. Operating 3 und durch alle Annoncen-Burraus.

ertionspreise: Die viergespaltene Millimeterzeile 25 h, ½,6 Seite K 12.—, ½,8 Seite K 20.—, ½,4 Seite K 35.—, ½,5 Seite K 60.—, ½,4 Seite K 35.—, ½,5 Seite K 60.—, ½,6 Seite K 100.—. Inserate im redaktionellen Teil K 1.20 für die Petitzeile. Beilagen nach Abereinsommen.

"OBSERVER"

Telephon Ilr. 12.801

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

WIER, I. Concordiaplat 4

lieft famtliche Wiener Cages-Journale, ferner alle hervorragenden Blätter der ölterr. = ung. Monarchie und des Auslandes (welche in deutlicher, franzöllicher, englischer und ungarischer Sprache ericheinen), sowie alle wichtigeren Fach- u. Wochenschriften, und versendet an die Abonnenten jene

Zeitungsausschnitte

welche fle perionlich (oder iachlich) intereilieren.

Der DBSERVER«

lit in der Lage, aus allen wichtigeren Fournalen des Kontinents und Amerikas leinen Auftraggebern Prehitimmen (Zeitungsausichnitte) über Jedes gewänichte Thema ichnellitens zu liefern.

TAPETEN W. Klobasser

Wien, I. Kolowratring

TAPETEN on den einfachsten bis zu den feinsten Sorten Telephon 6121. Muster franko.

BEZUGSQUELLEN WERDEN AUFGEGEBEN.

BRAMMOPHON SPRECHAPPARAT

Deutsche Grammophon-Aktiengesellschaft Wien, I/1. Krugerstraße 8.

FR. JUL. THIEL

MESSINGMOBEL REZEUGUNG elephon 801 Wien, VII. Mondscheingasse 4 Telephon 801

reiskurant, klein, gratis, groß a K, welche bei Bestellung rückvergütet werden.

* **********************

Invert - Licht.

Schönste, beste, billigste

Beleuchtung.

Friedrich Pian

II. Stephaniestraße Nr. 16.

- Telephon 21190. -

Englische und französische Sprachsch

WIEN, I. Maria Theres straße Nr. 8 (Sübnha

Verfaller von Dra Gedicht Gedicht Gestichten wir, fich zwecks Unterbreines vorteilhaften Vorfchiages fichtlich Publikation ibrer Bert Buchform, mit uns in Verbin

Modernes Verlagsburens Eurt Wigand Berlin-Wilmersdorf, Kalierplati

Klaviere Dörr

k. u. k. Hoflieferi

VI. Hofmühlgass

Geschäftsgründung 1817.

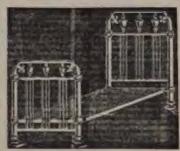
Geschäftsgründung it

Franzensbader

"NATALIE-QUELLE"

Kohlensäurereichster Lithionsäuerling. Vo ausgezeichneter Heilwirkung bei Gicht u. Rhei matismus. Von besonderem Wohlgeschmacke

FRANZENSBADER MINERALWASSER-VERSENDUNG



Reichhaltiges Lage

Elasabetten, Messinghette neuestes engl. System m

Kinderbetten, Eastenbetten, Waschflocks

Geschmackvoll susammeng stellte komplette Schizfzimmer ja Elses u. Bassi

Elsenmöbel-, Messingmöbel- und Stahldrahtmatratzen-Fabi

EMIL FINGER, Wien

VI. Mariabiliferstraße 107, nur im Hofe recht Telephon 443. Mezzanin. Telephon 44

Gediegenes Pabrikat! — Keine Marktware! — Bifligste Fabrikspreis Illustrierte Preiskorante gratis und franko! — Bei Berugualme die «Ofterreichische Rundschau» höherer Rabatt.

Das Sinanzprinzip der staatlichen Verkehrsmittel.

(Ein Beitrag zur Frage ber Eisenbahnverstaatlichung.)

Don Dr. Friedrich Freiherrn gu Weichs. Glon.

Unter "Sinanzprinzip" ist im allgemeinen der Grundsatz für die Derwaltung einer öffentlichen Einrichtung oder Anstalt zu verstehen, einerseits mit Rüchicht auf ihr Derhältnis zu den öffentlichen Sinanzen, anderseits mit Rüchicht auf ihr Derbältnis zu den Gegenleistungen der einzelnen sich ihrer bedienenden Personen.

Man sollte meinen, es sei etwas Selbstverständliches, daß bei den Staatsverwaltungen über das Sinangpringip der verschiedenen Staatseinrichtungen in einer jeden Zweifel ausschließenden Weise, wissenschaftlich festgestellte oder empirisch erworbene Klarheit herriche, eine Klarheit, die in der genauen und umfassenden Erkenntnis der Natur, des Wesens, der betreffenden Einrichtungen und Anstalten und deren zahlreichen Zusammenhängen mit allen Erfordernissen des Staatslebens und der öffentlichen Wohlfahrt besteht. Denn die Seststellung des Sinanzprinzips bildet in vielfacher hinsicht eine Doraussetzung, um eine in jeder hinsicht entfprechende Verwaltung der betreffenden Staatseinrichtung oder Anstalt organisieren und durchführen zu können. Sie bildet daher auch eine Doraussetzung für jede Sinangpolitik. In anderer hinsicht ist das Sinangpringip die Basis, auf der sich ein ganzes Gebäude von Geseken, Derordnungen und administrativen sowie technischen Maknahmen erhebt, die alle wieder hinübergreifen auf zahlreiche andere Gebiete der Gesetzgebung und Verwaltung. Dadurch tann das Sinanzprinzip einer Staatseinrichtung von tief einschneibender und vielfach grundlegender Wirkung für das öffentliche und private Leben eines Volkes sein.

Es ist daher von elementarer Wichtigkeit und Bedeutung, jeder staatlichen Einrichtung oder Anstalt das ihrem Wesen, ihrer wahren Natur entsprechende Sinanzprinzip zu unterlegen und bei ihr zur Geltung und Anwendung zu bringen. Denn die Anwendung eines sehlerhaften Sinanzprinzips muß, wenn schon nicht aus seiner Grundlage die Verwaltungsmöglickeit ganz oder auf die Dauer ausgeschlossen erscheint, unvermeidlich zu Widersprüchen, mangelhaften Sunktionen, unbegründeten Opfern der Allgemeinheit und in verschiedener hinsicht zu Mißersolgen führen, sowie auch die richtige Eingliederung in den staatlichen und gesellschaftlichen Organismus erschweren oder verhindern.

Im allgemeinen trifft die früher ausgesprochene Mutmaßung wohl auch zu. Es besteht im allgemeinen Klarheit über das "Sinanzprinzip", weil dieses auch

in der Mehrzahl der Sälle, insbesondere für gewisse elementare Staatseinrichtungen und Anstalten sehr einfach ist, so 3. B. für die Candesverteidigung, die öffentliche Sicherheit, die Rechtspslege, den diplomatischen Dienst, die Volksschule u. a. m.

Die Leistungen dieser Anstalten fließen unsichtbar, unmeßbar, ununterbrochen ununterschiedlich in das Leben der Gesamtheit eines Volkes; sie sind ungreifbare Wohltaten eines gesicherten und gesitteten Staatsverbandes und sie werden der Gesamtheit der von diesem Verbande umschlossenen Bürger zu teil. Sie sind Güter, die die Bedürfnisse einer entwickelten Kultur befriedigen. Anstalten und Einrichtungen wie die genannten haben ihrer Natur nach — und darin besteht ihre besondere, auch ihr Sinanzprinzip bestimmende Charakteristik — ausschließlich objektive Zwecke zu erfüllen.

Das Sinanzprinzip solcher Einrichtungen, die ausschließlich objektive Zwede zu erfüllen haben, ist daher sehr einfach. Der Grundsat für ihre Derwaltung mit Rücksicht auf ihr Derhältnis zu den öffentlichen Finanzen kann nur lauten, daß die erforderlichen Kosten aus den Mitteln der öffentlichen Sinanzen zu bestreiten sind.

Damit ist auch schon der Grundsatz für die Derwaltung solcher Staatseinrichtungen in Rücksicht auf ihr Derhältnis zu den Gegenleistungen der einzelnen
sich ihrer bedienenden Personen ausgesprochen. Diese Gegenleistungen sind bereits
in den Steuerzahlungen gegeben. Die Sinanzen dieser Staatseinrichtungen können
nur auf das Steuerprinzip basiert werden, weil sich ihre Leistungen nicht stückweise,
topsweise, bemessen lassen. Es ist nicht möglich, die Atmosphäre dieser Kulturgüter
mit einem materiellen Maßstabe derart zu messen, daß man die Entgelte individuell
zu bestimmen vermöchte.

Ganz anders liegen jedoch die Dinge bei Staatseinrichtungen, die nicht ausschließlich objektiven Zweden zu dienen haben oder nur solchen Zweden dienen können, sondern die ihrer Natur nach auch die Erfüllung subjektiver Zwede zulassen. Dieser Fall tritt bei Unternehmungen oder Produktionsanstalten ein, deren Betrieb und Verwaltung der Staat (Land, Gemeinde) besorgt, z. B. Gass, Elektrizitätswerke, Tabakfabrikation u. dgl. mehr.

Es ist wohl jedermann klar, daß hier das Sinanzprinzip ein ganz anderes sein müsse, und daß, soweit es sich um das Derhältnis zu den öffentlichen Sinanzen handelt, als Grundsah für die Derwaltung unmöglich die unentgeltliche Leistung, z. B. die Erzeugung und unentgeltliche Abgabe von Tabak an die Konsumenten auf Kosten der öffentlichen Sinanzen gelten könne, sondern im Gegenteile, das einzig richtige Derhältnis solcher Staatsanstalten zu den öffentlichen Sinanzen darin besteht, daß durch das zu erstrebende höchste Erträgnis, d. h. durch die Erfüllung des subjektiven Zweckes solcher staatlicher Produktionsanstalten, für die öffentlichen Sinanzen eine Quelle der Einnahmen eröffnet und dadurch eine relative Derringerung der Steuerlasten bewirkt werde.

Ebenso klar wird es jedermann sein, was für ein Grundsatz für die Derwaltung, 3. B. des staatlichen Cabatmonopols, in Rudficht auf ihr Verhältnis gu den Gegenleistungen der einzelnen Personen gu gelten habe. Es hat jeder Raucher den von ihm begehrten und ihm gelieferten Cabat zu bezahlen, zu taufen; die Nichtraucher sind von diretten oder indiretten Jahlungen selbstverständlich befreit. Der wirtschaftliche Charakter ber öffentlichen Veranstaltung des Cabatmonopols weist auf die handgreifliche Gerechtigkeit des individuellen Entgeltes hin und auf die absolute Unzulässigkeit, eine solche Veranstaltung auf das Steuerpringip zu basieren. Der Preis, der für den Cabat zu bezahlen ist, muß nach taufmannischen Grundsagen und im hinblide auf das zu erzielende höchste Erträgnis bemessen werden, wodurch sich die Gegenleistung der einzelnen Personen von selbst nach der Intensität des Bedürfnisse und den materiellen Mitteln derselben requliert. Nach taufmännischen Grundsätzen muß jedoch auch die ganze Organisation ber Verwaltung und die Betriebsführung mit der Sicherung höchster Otonomie eingerichtet sein; denn einerseits tann nur unter dieser Voraussetzung ber subjektive 3med ber staatlichen Derwaltung gur befriedigenden Erfullung gebracht werden, aber anderseits tann auch der objektive Zwed, die Erzeugung preiswürdigen guten Cabates, nur unter dieser Voraussetzung erfüllt werden.

Dieses Beispiel dürfte klar erkennen lassen, daß das Sinanzprinzip einer Staatseinrichtung genau dem Wesen, der Natur, derselben entsprechen muß, damit die Iwecke dieser Staatseinrichtung zur vollen und befriedigenden Erfüllung gelangen und die Interessen der Gesamtheit wirkungsvoll gewahrt werden können.

Die Anwendung, und zwar die grundsätzliche allgemeine, sowie auch eine nur teilweise oder fallweise erfolgende Anwendung eines falschen Sinanzprinzipes bei einer Staatseinrichtung, welche ihrem Wesen nach die Verfolgung subjektiver Zwecke zuläst, käme daher in gewissem Sinne der Verschwendung öffentlicher Mittel gleich.

Die Natur einer Anstalt oder Einrichtung erfährt selbstwerständlich keine Anderung durch Wechsel in der Person des Wirtschafters. Daher muß es wohl als widersinnig bezeichnet werden, wenn bei einem solchen Wechsel, für den Sall, als der Staat selbst als Wirtschafter auftritt, wesentlich andere Verwaltungsgrundsäße nicht nur als zulässig erkannt, sondern mitunter sogar als notwendig bezeichnet werden.

In Wahrheit ist der Unterschied zwischen staatlicher und privater Verwaltung solcher Anstalten nicht grundsätlicher Natur und nicht bas Wesen der Sache berührend, sondern nur formeller Natur. Denn in jedem Falle, wo es sich um eine Produktionsanstalt handelt, also in jedem Falle einer Gütererzeugung, muß die Erfüllung des subjektiven Zwedes der Ausgangspunkt und das Endziel, die Triebseder und der psindologische Faktor des Ganzen sein, auf den sich die nach den Grundsäten der Wirtschaftlichkeit und des kaufmännischen Betriebes geordnete Verwaltung stützt, gleichgültig, wer das Wirtschaftssubsekt ist. Allerdings weisen die subjektiven Zwede der verschiedenen Wirtschafter in manchen, wenn auch kaum

wesentlichen Dingen, Derschiedenheiten auf. Auch hinsichtlich der Erfüllung des objektiven Zwedes besteht kein Unterschied, muß wenigstens keiner bestehen. Der Käufer einer Ware oder einer Leistung weiß ja oft gar nicht, ob er den Preis einer privaten Unternehmung oder einer Staatsanstalt entrichtet. Das Erträgnis des Unternehmens, d. i. das Ergebnis der Erfüllung des subjektiven Zwedes, fällt dem Wirtschaftenden gleichfalls ohne Rücksicht auf die Derson desselben zu.

Der einzige rein formelle Unterschied besteht demnach nur darin, daß in einem Salle der Staat, im andern Salle eine private Unternehmung der Wirtschafter ist. Dieses sormelle Moment hat jedoch große materielle Bedeutung für die öffentlichen Sinanzen, denen in dem einen Salle das Erträgnis zugute kommt und dadurch eine relative Verminderung der Steuerlast der Gesamtheit bewirft wird; im andern Salle fällt das Erträgnis privaten händen zu und die Gesamtheit zieht nahezu keinerlei Vorteile daraus.

So einfach und klar wie beim Tabakmonopol liegen nun die Derhältnisse allerdings nicht bei allen Produktionsanstalten, deren Verwaltung und Betrieb sich in händen des Staates besinden, weil einerseits nicht immer erkannt wird und auch nicht immer ohneweiters erkennbar ist, daß die betreffenden Anstalten auch tatsächlich Produktionsanstalten sind und weil anderseits durch solche Anstalten teilweise auch rein objektive Iwede zu erfüllen sind. Aber eben diese Unklarheit führte zur Unsicherheit bezüglich des Sinanzprinzipes der betreffenden Anstalten.

hieher gehören nun vor allem die staatlichen Dertehrsmittel.

Ich habe an anderer Stelle* die Ursachen dieser Unklarheit aufzudeden versucht und dabei den Nachweis erbracht, daß "Derkehr" Produktion ist und die Derkehrsanstalten Produktionsanstalten sind. Um umständliche Wiederholungen zu vermeiden, sei hier auf jene Abhandlung verwiesen und deren Ergebnis teilweise zum Ausgangspunkt der nachstehenden Ausführungen genommen.

Wenn nun als unverrückbar feststehende Tatsache angesehen werden darf, daß die Derkehrsanstalten Produktionsanstalten sind, demnach volle Klarheit über die besondere Natur der Derkehrsanstalten hergestellt ist und besteht, diese dieser ihrer Natur entsprechend nicht allein objektive Zwede zu erfüllen haben, sondern auch subjektiven Zweden nachkommen müssen und sie ihrer Natur nach die Erfüllung subjektiver Zwede zulassen, so ist damit, wie schon an dem Beispiele des Tabakmonopols gezeigt wurde, auch schon das Sinanzprinzip der staatlichen Derkehrsanstalten gegeben: in Rücksicht auf ihr Derhältnis zu den öffentlichen Sinanzen hat als Grundsatz der Derwaltung, wenn anders nicht eine Derschwendung öffentlicher Mittel platzgreifen soll, zu gelten, daß durch die Erfüllung des subjektiven Zwedes, d. h. durch das zu erstrebende höchste Erträgnis, den öffentlichen Sinanzen eine Quelle der Einanahmen eröffnet werde.

^{* &}quot;Berkehrswirtschaft und Berkehrspolitit" in Nr. 7, 8 und 9, I. Jahrgang (1905) ber Seitichrift: "Gisenbahn und Industrie".

Damit soll nun keineswegs einem öben Siskalismus das Wort geredet werden, der darin besteht, daß die Erfüllung des subjektiven Iwedes ohne jede oder ohne genügende Rücksicht auf die Erfüllung des objektiven Iwedes der Verkehrsmittel versolgt und an der Auswendung nutzbringend arbeitenden Kapitals unangebracht zu sparen gesucht wird. Im Gegenteil, das obenbezeichnete, dem Wesen der Verkehrsmittel allein entsprechende Sinanzprinzip bedeutet, soserne es nur richtig verstanden wird, die Beseitigung eben jenes Siskalismus und Bureaukratismus aus der Verwaltung staatlicher Verkehrsmittel, deren Ersat durch kaufmännische Verwaltungsgrundsähe und einen technisch-sommerziellen Betrieb, der in richtiger kaufmännischer Logik sowie in Erkenntnis der alles beherrschenden Rolle des Verkehrs in der modernen Wirtschaft, die Erfüllung des subjektiven Iwedes nur im Wege der befriedigenden Erfüllung der objektiven Iwede, der Volkswirtschaftspssege, der Melioration des Landes, der Hebung der Steuerkraft als möglich erkennt.

Aber nicht allein, weil die Verkehrsanstalten Produktionsanstalten sind und sie nicht ausschließlich objektive, sondern auch subjektive Iwede zu erfüllen haben, also kraft der inneren Vernunft der Dinge, muß ihr Verhältnis zu den öffentlichen Sinanzen das früher bezeichnete sein, sondern auch aus Gründen, die aus dem öffentlichen Wohle, den Interessen der Gesamtheit und der Staatsnotwendigkeit entspringen — und solche reale Gründe wiegen nicht weniger schwer, oft noch schwerer als wissenschaftliche Beweise — kann ein anderes Verhältnis wohl nicht ernst in Betracht kommen und verantwortet werden.*

Das ununterbrochene Andringen des fortschreitenden Bedarses im Staatshaushalte des modernen Staates ist eine so allgemein bekannte Erscheinung, und die niemals abgeschlossene und schließlich immer sich durchsehende Befriedigung dieses Bedarses ist eine so allgemein anerkannte unwiderstehliche Notwendigkeit, daß es keiner Rechtsertigung und Begründung bedars, wenn das Staatsersordernis für alle Angelegenheiten der einzelnen Ressorts, für Bewassnung und Ausrüstung der Wehrmacht zu Cand und zu Wasser, für die Erhöhung der Gehalte, für öffentliche Bauten, Gewerbepslege, Agrarpslege, für Kultus, Unterricht, Wissenschaft, Hygiene, die soziale Sürsorge und alle andern Seiten bürgerlicher Wohlfahrt in den letzten Jahrzehnten eine erhebliche Steigerung erfahren hat. Man unterziehe nur die Budgets der letzten Jahrzehnte einer Vergleichung! Und diese Steigerung erfährt keinen Stillstand, geschweige denn einen Rückgang; es kann ihr auch kein Einhalt getan werden, so lange wenigstens nicht, als ein Volk, ein Staat, sich auf dem Wege kultureller und wirtschaftlicher Auswärtsentwicklung besindet und entschlossen ist, diesen Weg und diese Entwicklung mit Einsah und Ausgebot aller Kräfte einzuhalten.

Dem gegenüber stehen die Noten um Vermehrung der Einnahmen, die sich mehrenden beweglichen und gewiß nicht immer unberechtigten Klagen der Steuer-

^{*} Siehe auch die bedeutungsvollen einschlägigen Abhandlungen Cohns in "Jur Geschichte und Politik des Berkehrswesens" (1900) und "Jur Politik des deutschen Sinanz-, Berkehrs- und Berwaltungswesens" (1905) u. a. G.

zahler über die auferlegten wachsenden Casten, die sich teilweise tatsächlich kaum mehr erhöhen lassen; denn auch die Pflichten des einzelnen Bürgers gegenüber dem Staate haben ihre Grenzen. Was in den bestehenden Formen der Besteuerung erreicht werden kann, ist bereits dis zum äußersten geschehen. Dem stehen weiter gegenüber die ständige mühevolle Suche der Finanzminister nach neuen Steuern und Einnahmequellen, die im Kampfe gegen den Unmut stetige Fortbildung der Einstommensteuer, Dermögenssteuer, Erbschaftssteuer, mit dem ganzen System der Derbrauchssteuern und Verkehrssteuern, die gleichwohl niemals Schritt halten mit den unabweisbaren gesteigerten Bedürfnissen der öffentlichen haushaltungen.

Muß nicht angesichts dieser Sachlage dem Verantwortlichkeitsgefühle die Aberzeugung und Erkenntnis entwachsen, daß es durchaus angebracht sei, einen Teil der Summen für den öffentlichen Sinanzbedarf in der gerechten und zwedmäßigen, bequemen und unmerklichen, das subjektive Bewußtsein wenig drückenden Sorm der Aberschüsse staatlicher Verkehrsmittelverwaltung aufzubringen, wenn diese Aufbringung bei Anwendung entsprechender Verwaltungsgrundsähe und unter voller Wahrung der öffentlichen Wohlfahrt möglich ist? Gibt es überzeugendere Gründe, als es die harten Notwendigkeiten sind, unablässig wachsende und unabweisbare Bedürfnisse zu befriedigen?

Es seien hier, ohne allen Kommentar, zur Illustration des Gesagten zwei Beisspiele angeführt, denen vielleicht die überzeugende Kraft jener harten Notwendigsteiten innewohnt.

Die jährlichen Nettoüberschüsse (Reinertrag) der preußischen Staatsbahnen betragen derzeit im Durchschnitte rund 550 Millionen (1904 660 Millionen) Mark oder 40% der gesamten Staatseinnahmen. Sie bilden, worüber alle politischen Parteien in Preußen einig sind, einen unentbehrlichen dauernden Bestandteil der preußischen Staatseinnahmen. Der preußische Staatshaushalt hat sich auf diese Eisenbahnüberschüsse eingerichtet; sie werden für wichtige Aufgaben der Staatsverwaltung verlangt und an Stelle der nicht vorhandenen Steuern als Ersahmittel gebraucht. Seit 1882/83 haben die preußischen Staatsbahnen rund 8 Milliarden Mark Aberschüsse, davon über 4 Milliarden zu den allgemeinen Staatseinnahmen geliesert; in dieser Zeit wurden außerdem aus jenen Aberschüssen über 1 Milliarde Mark Schulden getilgt.

Das Mindererträgnis der österreichischen Staatsbahnen dagegen beträgt jährlich rund 60 Millionen Kronen und wird nach Ausbau der Alpenbahnen voraussichtlich 70 Millionen Kronen jährlich erreichen. Dieser Abgang im Erträgnisse gegenüber den Kapitallasten bildete bisher einen dauernden, allerdings leicht zu entbehrenden Bestandteil des österreichischen Staatshaushaltes, der sich auf diesen Abgang eingerichtet hat, d. h. leider einrichten mußte. Die für wichtige Aufgaben der Staatsverwaltung verlangten und aufgebrachten Steuerbeträge müssen in der höhe des angegebenen Sehlbetrages zur Declung dieses Mindererträgnisses herangezogen werden. Diese jährlichen Zuschüsse aus den öffentlichen Finanzen umfassen das Er-

trägnis der ganzen Grundsteuer und einen großen Teil des Erträgnisses der allgemeinen Erwerbsteuer. Was die österreichische Staatsverwaltung im Laufe der Jahre an derartigen Zuschüssen zur Deckung der Mindererträgnisse der Staatsbahnen, ferner an Garantiebeiträgen an Privatbahnen und an Lasten für mit Staatshilfe gebaute unrentable Linien u. dgl., im ganzen aus den öffentlichen Sinanzen für das Derkehrswesen zu leisten hatte, läßt sich auf mehrere Milliarden Kronen beziffern.

Mit dieser Gegenüberstellung soll teineswegs irgend eine Kritit geübt, sondern lediglich dargetan werden, welche ungeheuren Vorteile einerseits aus der Gewinnung von Aberschüssen aus der Verwaltung staatlicher Verkehrsmittel, anderseits welche empfindlichen Nachteile und Schaden aus den Mindererträgnissen staatlicher Dertehrsmittel für einen Staatshaushalt, für die Gesamtheit, für die Volkswirtschaft, erwachlen können. Für die Frage des richtigen Sinanzprinzipes ist durch diese beiden Beispiele jedoch insoferne nichts gewonnen und bewiesen, als das günstige finanzielle Ergebnis der preußischen Staatsbahnen nicht auf die Anwendung des obenbezeichneten Sinangpringipes gurudgeführt werden tann. Bei der seinerzeitigen Abernahme der Eisenbahnen aus den händen der Eisenbahngesellschaften hat im Gegenteile ber preußische Staat selbst niemals einen solchen finanziellen 3wed zugestanden, sondern vielmehr seine Gleichquiltigfeit gegen eventuelle finanzielle Verluste erklart. Später haben sich die Meinungen über den letteren Punkt allerdings geändert. Die Derwaltungsgrundsätze der preufischen Staatsbahnen unterscheiden sich auch durchaus nicht wesentlich von jenen der österreichischen Staatsbahnen. Die Ursachen der Derschiedenheit der finanziellen Ergebnisse liegen einerseits bei den preufischen Staatsbahnen in den relativ geringeren Anlagekoften und Betriebsauslagen infolge der gunstigeren Neigungs- und Richtungsverhältnisse der Bahnen, in dem Sehlen der Konkurreng durch Privatbahnen, in der dichteren Besiedelung des Candes und der weiter fortgeschrittenen wirtschaftlichen Entwicklung. Der finanzielle Mißerfolg ber öfterreichischen Staatsbahnen bagegen ist zum Teil auf die ungunftigen Meigungs- und Richtungsverhältnisse der Mehrzahl der Linien (Gebirgsbahnen), auf die in Ofterreich, nicht aber in Preugen, bestehende Besteuerung der Staatsbahnen, ferner auf die bei den Derstaatlichungen vielfach bestandenen ungunstigen Geldbeschaffungsverhältnisse und endlich auch auf den Umstand gurudzuführen, daß eine große Anzahl von Bahnen nicht im hinblide auf ein zu gewärtigendes Erträgnis, sondern mit Rudficht auf gesamtstaatliche Erwägungen hergestellt werden mußte.

An den bestehenden Tatsachen vermag jedoch die vorstehende Erklärung derselben nichts zu ändern, und diese Tatsachen eben sind es, die uns immer wieder vor die Frage nach dem Finanzprinzip der staatlichen Verkehrsmittel stellen. Denn eine Antwort auf diese Frage ist noch von keiner Staatsverwaltung erteilt worden, auch von der preußischen nicht. Diese kann sich nur eben den Luzus erlauben, auf eine Beantwortung der Frage zurzeit noch zu verzichten, weil die dank der Gunst

ber Umftande ihr gur Derfügung stehenden Gifenbahnüberschüsse das Derhaltnis ber Staatsbahnverwaltung zu ben öffentlichen Sinangen zu einem recht erfreulichen gestalteten und dadurch der Anschein erwedt wird, als seien die angewendeten Grund. fate für die Derwaltung der staatlichen Derkehrsmittel mit Rudsicht auf die öffentlichen Sinangen ohnehin gutreffend und nicht mehr entwidlungsbedurftig. Die Frage nach dem Sinangpringip hat bei der preußischen Staatsverwaltung nicht jene peinlich praktische und aktuelle Bedeutung wie für andere Staatsverwaltungen. Im wesentlichen beschränft sich, wie aus den Berichten über die Etatverhandlungen hervorgeht, die preußische Staatsverwaltung darauf, den bestehenden Zustand gegen staatswissenschaftlich Ungebildete sowie gegen einzelne mit mangelndem Derantwortlichfeitsgefühl begabte Interessengruppen mit gludlichstem Erfolge zu verteidigen und aufrechtzuerhalten. Und bei den übrigen Staatsverwaltungen beschräntt man sich in der hauptsache darauf, sich mit der jeweilig gegebenen Sachlage wohl oder übel abzufinden, wobei gewiß allfeits in eifrigfter Pflichterfüllung eine Berminderung der Ausgaben und eine Erhöhung der Einnahmen im Betriebe der staatlichen Dertehrsmittel angestrebt und verfolgt wird. Ein gewisser wissenschaftlicher Charatter tann auch den bestehenden Derwaltungsspstemen der staatlichen Derkehrsanstalten vielleicht insofern nicht abgesprochen werden, als sie in einer weiteren hinsicht als Erperimente im wissenschaftlichen Sinne angesehen werden burfen. Aber an bas Droblem des Sinanapringipes als solches wurde nicht herangetreten. Es darf dies behauptet werden, weil andernfalls die wahre Natur und das eigentliche Wesen ber Derfehrsanstalten ergrundet und festgestellt hatte werden muffen. Daraus hatte fich dann unabweisbar die Ertenntnis ergeben, daß mit Rudficht auf die öffentlichen Sinangen die staatlichen Derfebrsanstalten nur nach jenen Grundsaken perwaltet werden durfen, die ihrer Natur entsprechen und in höchstem Mage die Erfüllung des subjektiven Zwedes sichergustellen geeignet find, und daß diesen Grundsähen mit allgemeinen, mitunter etwas unflaren Bestrebungen nach Mehrung ber Einnahmen und Minderung der Ausgaben teineswegs Genüge geleiftet ift. Es hatte dies vielmehr eine von der bestehenden vielfach wesentlich abweichende Dertehrspolitif und Organisation ber staatlichen Vertehrsanstalten sowie teilweise auch eine geänderte Tarifpolitik zur unausweichlichen Solge haben muffen. Es hatten endlich die in die Praxis übergeführten geanderten Grundsate gang zweifellos zu wefentlich höheren Uberschüffen als die gegenwärtig erzielten führen muffen.

Bezeichnend ist, daß die Gesetzebung der meisten Staaten die Kaufmannseigenschaft, den gewerblichen Charakter der Verkehrsmittel im allgemeinen, also auch der staatlichen Verkehrsanstalten, teilweise, nämlich mit Ausnahme der Staatspost, richtig erkannt hat, indem diese Verkehrsanstalten nach den betreffenden handelsgesetzbüchern zu den handelsgewerben gezählt werden, deren Kriterien darin bestehen, daß sie Unternehmen sind, die nach Art und Umfang einen in kaufmännischer Weise eingerichteten Geschäftsbetrieb erfordern, dessen zwei von vorneherein nicht auf den Abschluß einzelner Geschäfte, sondern auf eine ganze Reihe

zusammenhängender Geschäfte gerichtet ist und daß zugleich die Absicht besteht, aus dieser Tätigkeit dauernd Gewinn zu erzielen. Sür die Derwaltung der staatslichen Derkehrsanstalten wurden jedoch aus dieser Erkenntnis nicht die entsprechenden Solgerungen gezogen.

Was nun die Grundsätze für die staatliche Verkehrsmittelverwaltung in Rücksicht auf die Gegenleistungen der einzelnen sich ihrer bedienenden Personen anbelangt, — gewissermaßen der zweite Teil des Problems des Sinanzprinzipes — so wird nicht selten die Meinung vertreten, die staatlichen Verkehrsmittel, als gemeinnühige Einrichtungen, seien auf das Steuerprinzip zu basieren, höchstens seien Gebühren zur Deckung der Selbstosten zu erheben. So weit es sich hiebei nicht um vulgärsiberale Phrasen oder um den Ausdruck von Sonderinteressen einzelner handelt, sei im Jusammenhange und gestützt auf die Ergebnisse des ersten Teiles vorliegender Untersuchung versucht, die einzuhaltenden Grundsätze für die Verwaltung auch in der angegebenen Richtung klarzulegen.

Die Sinanzwissenschaft ist im Cause ihrer Entwicklung und angesichts der Entwicklung der Steuergesetzgebung im abgelausenen Jahrhundert dazu gelangt, die zahlreichen entgeltlichen Wechselbeziehungen zwischen den Privatwirtschaften und den öffentlichen haushaltungen genau zu unterscheiden. Dabei mußte sie zu dem Ergebnisse gelangen, daß die modernen öffentlichen haushaltungen eine große Anzahl von Ceistungen produzieren, die nicht rein objektiven Zwecken dienen, nicht unmeßbar sind, sondern vielmehr wie andere Leistungen und Erzeugnisse des privatwirtschaftlichen Verkehrs sich abmessen und deren Vorteile für den einzelnen sich ausmitteln lassen. Für Leistungen solcher Art wurde erkannt und gilt heute als wissenschaftlich seltstehend, daß die individuelle Entgeltlichkeit angemessener sei als die aus dem Steuerprinzip sich ergebende. Auf diese individuelle Entgeltlichkeit weisen sowohl der wirtschaftliche Charakter solcher Veranstaltungen als 'auch die einfachen Gründe der Gerechtigkeit hin.

Was das erstere Moment betrifft, so wurde schon an dem Beispiele des staatlichen Tabakmonopols mit allgemeiner Gültigkeit für alle analogen Sälle nachgewiesen, daß, wo es sich um öffentliche Veranstaltungen wirtschaftlichen Charakters
handelt, eine andere als die individuelle Entgeltlichkeit dem Wesen dieser Anstalten
zuwiderlaufen würde, geradezu deren Sunktion in Frage stellen müßte und praktisch
überhaupt nicht durchführbar wäre.

Man stelle sich nur vor, welche ungeheuren Summen aus den öffentlichen Sinanzen bestritten werden müßten, wenn die Leistungen der staatlichen Derkehrsmittel ohne individuelles Entgelt jedermann zur beliebigen Benühung dargeboten würden! Diese Summen würden sich nicht auf die bestehenden Betriebskostenbeträge, vermehrt um die erzielten gesamten Betriebsroheinnahmen, beschränken (bei den preußischen Staatsbahnen rund 2.3 Milliarden Mark jährlich, bei den österreichischen Staatsbahnen rund 500 Millionen Kronen jährlich), sondern infolge der zweisellos eintretenden maßlosen und verschwenderischen Inanspruchnahme dieser unentgeltlichen

Benühung gewiß bald auf ein Dielfaches jener Beträge erhöhen. Damit ist wohl die Unsinnigkeit solcher Sorderungen dargetan.

Aber auch der wirtschaftliche Charatter, die Natur der staatlichen Derkehrsanstalten als Produktionsanstalten bedingt schon an sich die individuelle Entgeltlichteit. Denn die individuell meßbaren Leistungen der staatlichen Verkehrsanstalten werden ebenso wie die Leistungen und Erzeugnisse anderer Produktionsanstalten, nach den Grundsähen des privatwirtschaftlichen Verkehrs erst durch individuell meßbare Bedürfnisse hervorgerusen und diesen Bedürfnissen und der durch dieselben bewirkten Nachfrage sich anpassend und nach ihnen sich richtend, dargeboten. Der einzige Maßtab für diese individuellen Bedürfnisse, das einzige Mittel, um ihr Vorhandensein überhaupt wahrnehmen und sesstellen zu können, bildet die Gegenleistung in der Form individuellen Entgeltes. Denn die Bereitwilligkeit zur Entrichtung desselben ist der Ausdruck eines vorhandenen Bedürfnisses. Der privatwirtschaftliche Verkehr kann sich nur auf dem Prinzip des individuellen Entgeltes vollziehen, das seinen Regulator darstellt und das Gleichgewicht der Kräfte in der Dolkswirtschaft herbeisührt.

Was nun das zweite Moment, die Gründe der Gerechtigkeit, anbelangt, die auf die individuelle Entgeltlichkeit gegenüber den Leistungen der staatlichen Verkehrsanstalten hinweisen, so bedarf es wohl kaum längerer Auseinandersetzungen, um das handgreifliche dieser Gerechtigkeit darzutun. Die einzelnen Verkehrsleistungen bilden Bestandteile der Gütererzeugungsprozesse, die durch Privatwirtschaften in Versfolgung von deren subjektiven Iweden bewirkt werden und müssen daher, ebenso wie die übrigen Bestandteile jener Gütererzeugungen, selbstredend von diesen Privatwirtschaften getragen werden. Die Unentgeltlichkeit der Verkehrsleistungen auf Kosten der öffentlichen Finanzen wäre ebenso ungerecht, wie z. B. die unentgeltliche Lieserung von Baumwolle an die Spinnereien, von Kohle an die Sabriken oder von Leder an die Schuster u. dgl. m.

Die Gerechtigkeit des individuellen Entgelts gegenüber den dargebotenen Dertehrsleistungen geht des weiteren auch hervor aus der Betrachtung, wem diese Leistungen zugute kommen.

Die ungeheure mit der wirtschaftlichen Entwicklung und durch diese zunehmende Menge von Verkehrsakten, die dem Snstem der modernen Volkswirtschaft den Stempel aufdrückt, verleitet leicht zur Anschauung, daß die Vorteile dieses die moderne Wirtschaft begleitenden und bezeichnenden Momentes in gleichmäßiger Verteilung an die Gesamtheit allen Gliedern derselben zu gute kommen. Denn daß es sich dabei nur um Vorteile handelt, ist keinen Augenblick strittig, weil die Verkehrsleistungen durch die auf Vorteile abzielenden privatwirtschaftlichen Gütererzeugungsprozesse verursacht werden. Aus jener Meinung heraus ist auch das schöne Wort von den Kanälen und Kanälchen gebildet worden, welche angeblich die durch die Verkehrsleistungen gebotenen Vorteile bis in die kleinste hütte tragen und indirekt den Letzten und Ärmsten daran teilnehmen lassen. Daß in gewissem

Grade und beschränktem Umfange dieser Meinung ein Stud Wahrheit zu grunde liegt, ist angesichts der zahllosen Wechselbeziehungen und Zusammenhänge im komplizierten Spitem ber modernen Wirtichaft richtig und verleiht ihr ben Anichein einer Catsade. Allerdings nur bei gang oberfläcklicher Betrachtung und bei Geneigtbeit, Schlagworte prüfungslos und gläubig hinzunehmen. Es wird dabei übersehen oder verschwiegen, daß die moderne Wirtschaftsentwicklung auch andere weniger erfreuliche Wirkungen mit sich bringt, die in der zunehmenden Konzentration des Besitzes und der Kapitalmittel einerseits, in der zunehmenden Derarmung und Derchulbung des Bauern- und handwerkerstandes, sowie im raschen Anwachsen beliklofer Arbeitermassen anderseits in Erscheinung tritt. In der Privatwirtschaft dieser letteren Bevölkerungstategorien, die weitaus die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung ausmachen, tann vielleicht bestenfalls von gewissen ihnen mitunter indirett zukommenden Vorteilen der modernen Verkehrswirtschaft, aber niemals ernstlich von diretten Vorteilen die Rede sein.* Wann und wie oft tommt wohl der Caqlöhner, der Bauer, der handwerker dazu, das Telephon zu benügen, Telegramme zu erhalten ober aufzugeben? Selbit Briefe gehören im Leben diefer Bevölterungsmehrheit zu den seltenen Ereignissen. Die Leistungen der Eisenbahnen für Personenbeförderung werden allerdings von dieser Seite in relativ großer Jahl in Anspruch genommen; aber gum groken Teile boch wohl nur infolge ber abnehmenben Sekhaftigkeit, auf der Suche nach Arbeitsgelegenheit u. dal., höchstens für karge Sonntagsvergnügung. Und die Ceiftungen in der Güterbeförderung werden ihnen vorwiegend in ihrer Eigenschaft als Konsumenten zu teil, als welche sie zwar zu ihrer Nutung gelangen, aber diese Nutung besteht wohl nicht so sehr in einem Vorteile, als vielmehr in der einfachen Bestreitung der äußersten Lebensnotdurft.

Dem entgegen steht die allgemein bekannte Catsace der fast ausschließlichen Benützung des Telephons und Telegraphen, der überwiegenden Benützung der Post und der Eisenbahnen für Personen- und Güterbeförderung durch die Minderheit der Bevölkerung, die sowohl in ihrer Eigenschaft als Produzenten in Verfolgung der subjektiven Ziele ihrer Privatwirtschaften als auch in ihrer Eigenschaft als Konsumenten mit bedeutend weiterem Bedürfniskreise iher direkten Vorteile der Verkehrsmittelleistungen in der Hauptsache teilhaftig werden.

Angesichts dieser so sehr ungleichen Verteilung der Ceistungen der Verkehrsmittel und der Vorteile dieser Ceistungen auf bie verschiedenen Bevölkerungsteile und angesichts des Umstandes, daß die Meistbeteilten die numerische Minderheit bilden und überdies den besitzenden und jedenfalls besierbemittelten Klassen angehören, darf es wohl widerspruchlos als eine Forderung der einfachsten Gerechtigkeit bezeichnet werden, daß diese Vorteile wenigstens nicht auf Kosten der Minderleistungsfähigen und Meistbedürftigen den Besitzenden und Ceistungsfähigeren gehäuft und gesteigert zugewiesen werden. Dies würde aber unter allen Umständen

^{*} Siehe auch mein Buch "Das finanzielle und soziale Wesen der modernen Vertehrsmittel" (1894).

geschehen und müßte mit Notwendigkeit eintreten, wenn die Entgeltlichkeit der Ceistungen der Verkehrsmittel aufgehoben würde. Denn nicht nur, daß, wie früher gezeigt wurde, der Gesamtheit ungebührliche neue Casten auferlegt werden müßten, die wieder die Minderbemittelten am schwersten drücken würden, nicht nur, daß einer Minderheit große direkte Vorteile in den Schoß fallen würden, sondern es würde auch ein einigermaßen annehmbarer Ausgleich, darüber gebe man sich keiner Täuschung hin, niemals durch das Zusließen indirekter Vorteile, etwa in der Form des Rückganges der Preise der Konsumgüter bewirkt werden. Denn solche Vorteile pslegen nicht in gleicher Weise wie gewisse Lasten an die lehte hand überwälzt zu werden; im Gegenteil, sie haben die Tendenz in der ersten hand zu bleiben. Und dann unterliegt die Preisbildung auf dem modernen Markte noch so zahlreichen anderen Faktoren, welche eine Veränderung des Preisniveaus nicht zulassen würden.

In erhöhtem Mage tritt die Gerechtigkeit individueller Entgeltlichkeit der Dertehrsmittelleiftungen auch hervor in Ansehung der Derschwendung und des Lurus, die heute troth dieser Entgeltlichkeit eingerissen sind. Das Telephon dient, insbesondere in großen Städten, ebenso der Bequemlichteit des gesellschaftlichen als dem geschäftlichen Verkehre. Wie viele Telegramme werden aus den nichtigften Anlässen befordert; für gemisse Anlässe, insbesondere Seftlichkeiten, Geburten, Derlobungen, hochzeiten, Namens- und Geburtstage, Todesfälle, Jubilaen, Neujahr u. dal. ift das Telegramm geradezu die Modeform der Nachrichtgebung geworden. Welche Unmaffe von Postsendungen, Prospetten, Anfündigungen Probenummern u. bgl., die ungelesen in den Papierkorb wandern, bringt uns täglich bie Post auf ben Tisch! Welchen ungeheuren Umfang hat das Schreiben der Ansichtsfarten angenommen! Wiewohl für die Absender badurch mindestens eine leicht vermeibbare Verdoppelung der Postauslagen eingetreten ist, haben sich die Einnahmen der Post für Postfarten bennoch bedeutend erhöht, mitunter vervielfacht. Auch das Reisen ist in vieler hinsicht zur Modesache geworden, sowohl bezüglich der häufigkeit als der Reiseziele. Es soll hier jedoch keineswegs gegen diese gesteigerte und teilweise übermäßige Nugung ber Berfehrsmittel gesprochen werden, weil sie wohl auch in mancher Beziehung teilweise eine Solge und teilweise eine Sorderung intensiver Kulturentwidlung ift und bes ethischen Moments nicht entbehrt, endlich auch ein Stud der treibenden Kraft zur technischen und öfonomischen Dervolltommnung der Derfehrsmittelleiftungen enthält. Aber dagegen foll aus Gründen der Gerechtigfeit Einwendung erhoben werden, daß die Kosten dieser Ceistungen auch nur teilweise von jenen getragen werden, die ihre Dorteile und Annehmlichkeiten nicht genießen.

Die individuelle Entgeltlichkeit der Verkehrsmittelleistungen muß daher als feststehender Grundsatz angesehen und angenommen werden.

Daran schließt sich nun die weitere Frage an, in welcher Sorm diese Entgeltlichkeit erfolgen soll. In der Sorm des Beitrages, der Gebühr oder des Preises? Die Form des Beitrages kann wohl nicht in Betracht gezogen werden, weil das Charakteristische des Beitrages darin besteht, daß er nicht ein individuelles Entgelt an öffentliche Veranstaltungen für einzelne Leistungen, sondern für Errichtung oder Erhaltung berselben ist.

Die Gebühr dagegen ist zwar ein individuelles Entgelt für einzelne Leistungen öffentlicher Veranstaltungen, aber doch nur von solchen Veranstaltungen, die ihrer Natur nach, entsprechend ihrer Bestimmung, ausschließlich objektive Zwede zu erfüllen haben und im allgemeinen auf dem Steuerprinzip basiert sind. Die Gebühr ist in solchen Sällen gewissermaßen nur ein Beiwert, um gewisse individuell meßbare und individuell verursachte Nebenleistungen durch die beteiligten Personen entgelten zu lassen. Wo die Gebühr steuerlichen Charafter hat, ist sie !entweder auf dem Prinzip der Dedung lediglich der Selbstlosten aufgebaut, oder sie wird bei Nichtvorhandensein individuell mekbarer Leistungen öffentlicher Veranstaltungen nach rein fiskalischen Gesichtspunkten bemeisen. Es kann daher für das Entgelt der Ceiftungen der staatlichen Dertehrsanstalten auch die "Gebühr" nicht in Betracht tommen, weil die genannten Deranstaltungen, wie bereits nachgewiesen wurde, ihrem Wesen nach nicht auf dem Steuerprinzip basieren können und die ausschließlice Selbsttofte ndedung dem wirtschaftlichen Charatter der Verkehrsanstalten sowie ben Grundfagen des privatwirtschaftlichen Vertehrs zuwiderläuft. Die Seltsenung einer "Gebühr" gur Dedung der Selbstoften wurde übrigens in der Praxis unüberwindlichen Schwierigkeiten begegnen, weil den Verkehrsanstalten die Selbsttosten ihrer Ceistungen nicht selbst bekannt sind und diese Selbstosten auch durchaus teine stabilen Beträge vorstellen. Würden ferner zu den Selbsttosten richtigerweise auch die Zinserfordernisse für die staatlichen Derkehrsmittelanlagen gerechnet werden, da dies ja auch Kosten sind, die der Staatsverwaltung selbst auflaufen, so würde damit dem gefürchteten "Sistalismus" (im Sinne des Sprachgebrauches des taglichen Cebens) erst recht Tur und Tor geöffnet werden; denn die Gebührenbemessung wurde eben nach rein fistalischen und nicht nach taufmännischen Gesichtspuntten erfolgen. Dom polkswirtschaftlichen Standpunkte ware ein solcher Dorgang bedentlich.

Selbst wenn es gelingen sollte, im Wege der "Gebühr" zur vollen Deckung der Selbstosten zu gelangen, so wäre endlich damit der "Gerechtigkeit" keineswegs Genüge geleistet, weil die Bewertung der Leistungen der Verkehrsanstalten nach deren Selbstosten keinen geeigneten Maßstab bildet für die Bewertung der Vorteile, die einzelnen aus diesen Leistungen erwachsen.

Es erübrigt sohin nur das Engelt in der Form des Preises. Der Preis ist die allgemein geltende und allein mögliche Form der individuellen Entgeltlichkeit im privatwirtschaftlichen Verkehre und bietet auch, schon wegen seiner größeren Elastizität gegenüber der Gebühr die größte Gewähr für die Erfüllung des objektiven Iwedes der Verkehrsanstalten, vorausgeset, daß seine Bemessung nach den Grundsähen dieses Verkehres erfolgt und daran festgehalten wird, daß die

Derkehrsmittel dem Derkehre zu dienen haben, daß sie dienende Glieder der Volkswirtschaft sind.

Auch vom Standpunkte der öffentlichen Sinanzen, welche als solche lediglich die erreichbaren höchsten Uberschüsse fordern, kann nur dem Preise als Entgelt-lichkeitsform zugestimmt werden, weil in keiner anderen Sorm in gleichem Maße eine Gewähr für die Erfüllung jener Sorderung gegeben erscheint.

Und endlich ist der Preis auch aus Gründen der Gerechtigkeit die am besten entsprechende Sorm der Entgeltlichkeit. Es wurde früher gezeigt, wem die Dorteile der Verkehrsmittelleistungen in erster Linie und zum größten Teile zugute kommen; es sind dies durchwegs die besserbemittelten Bevölkerungskreise. Gerade das Entgelt in der Sorm des Preises ermöglicht es nun, eben diese Kreise in entsprechend höherem Maße zu Gegenleistungen heranzuziehen und sie auch in der hauptsache die Aberschüsse der Verkehrsmittelbetriebe tragen zu lassen. Der Preis ermöglicht es, in dieser hinsicht eine ausgleichende soziale Wirksamkeit auszuüben, die umsoweniger von der hand gewiesen werden darf, als eine solche Wirksamkeit bei der Mehrzahl der Steuern vermißt wird.

Es läßt sich nunmehr zusammenfassen: als Grundsatz für die Derwaltung der staatlichen Derkehrsmittel in Rücksicht auf die Gegenleistungen der einzelnen Personen hat zu gelten, daß diese Gegenleistung als individuelles Entgelt in der Sorm des nach den Prinzipien des privatwirtschaftlichen Verkehres gebildeten Preises zu erfolgen habe.

Mit den vorstehenden Ausführungen erscheint übrigens der Gegenstand nicht völlig erschöpft.

Im Derhältnis der staatlichen Derkehrsanstalten zu den öffentlichen Sinangen wird noch ein anderes Moment bestimmend auf die Derwaltungsgrundsate gu wirfen haben. Dieses Moment geht aus dem Umstande hervor, daß die Derfehrsmittelüberschüsse, besonders jene der Eisenbahnen, ihrer gangen Natur nach schwankend find, weil sie von gablreichen wirtschaftlichen Sattoren abhängen. Es wird dadurch eine Unsicherheit und Unstätigkeit in den Sinanzhaushalt hineingetragen, die es verbietet, dauernde große Auslagen unvermittelt auf die Verfehrsmittelübericbuffe zu basieren. Im Interesse der Sicherheit und dauernden Ordnung des Staatshaushaltes sowie der Erhaltung der Sinangtraft des Staates erscheint es daber geboten, mit dem Schatze der staatlichen Derkehrsmittel porsichtig umzugeben und wirffame Magregeln jum Schute gegen die ungemessene Inanspruchnahme ber Derkehrsmittelüberschüffe gu treffen. Dies tann in der Weise erfolgen, daß einerseits nur solche Überschüsse ben Staatsausgaben zu grunde gelegt werden, auf welche man vernünftigerweise auf die Dauer rechnen tann und anderseits an die Bilbung eines Reservefonds der staatlichen Derkehrsmittel geschritten werde, um einen Ausgleich der verschiedenen zufälligen Ergebnisse bewirken zu tonnen.

In Rudficht auf die Gegenleiftungen der einzelnen Personen darf dagegen nicht außer acht gelassen werden, daß, wiewohl die staatlichen Verkehrsanstalten als

Produktionsanstalten mit ihren Leistungen in den Kreis des privatwirtschaftlichen Derkehrs eintreten und sich den in demselben geltenden Prinzipien nicht entziehen tounen, daher auch, wie früher dargetan wurde, der nach privatwirtschaftlichen Grundfätzen gebildete Preis als die Sorm des individuellen Entgelts zu gelten hat die subjektiven Iwede des wirtschaftenden Staates doch andere sind und weiter gefaßt werben mussen, als jene der Drivatwirtschaften. Die privaten Verkehrsanstalten, sehen ihren subjectiven Iwed in der Erzielung der absolut höchsten Überschüsse, um die höchsten Dividenden ausschütten zu können, gleichqultig, ob dies 3. B. erreicht wird, indem ausländischen Gütern zum Nachteile der inländischen Droduttion und des heimischen handels besondere Transportbegunstigungen zugewiesen werden. Auch den Sorderungen ihres öffentlich-rechtlichen Charafters unterwerfen sich die privaten Derfehrsanstalten nur zwangsweise. Der Staat hingegen, der zugleich feiner Volkswirtschaft vorsteht, deren Interessen seine eigensten vitalen Interessen sind, findet seine subjektiven Zwecke in Wahrung dieser Interessen und wenn er diese Zwede im Wege der von ihm verwalteten Verkehrsanstalten zur Erfüllung bringen will, so werden ihn handels- und wirtschaftspolitische Erwägungen bei der Preisbildung in gewissem Sinne mitzuleiten haben, wobei nichtsdestoweniger diese Preisbildung nach taufmannischen Grundsaken erfolgen tann, erfolgen muß. Der Staat hat außerdem im Wege seiner Verkehrsanstalten noch eine Reihe kultureller und rein objektiver Zwede sowie auch in Ansehung des öffentlich-rechtlichen Charafters der Verkehrsanstalten in erhöhtem Mage daraus entspringende Sorderungen zu erfüllen. In diesen Umständen liegt nun eine große Gewähr, daß bei Anwendung richtiger Verwaltungsgrundfäte bei den staatlichen Verkehrsanstalten bie Interessen der Gesamtheit nicht geschädigt werden können. Allerdings ergibt sich daraus auch, daß der subjektive 3wed der staatlichen Verkehrsmittelwirtschaft nicht wie bei Privatbahnen die Erzielung der absolut höchsten Überschüsse, sondern nur der unter Wahrung der angegebenen Interessen erreichbaren höchsten, also der relativ höchsten Überschilse sein kann. In diesem Sinne sind auch die in der vorstehenden Abhandlung vielfach geforderten "höchsten Erträgnisse" und "höchsten Aberschüsse" staatlicher Derkehrsanstalten immer zu verstehen.

Wenn nun bei einer Staatsbahnverwaltung trotz einer strenge auf dem Sinanzprinzip der staatlichen Verkehrsmittel basierten Verkehrspolitik, Organisation der Verwaltung, kaufmännischer Betriebsführung und Tarispolitik das höchste Erträgnis noch immer zu keinen Aberschüssen führt, dann, aber erst dann, erscheint die Abernahme der "Unterschüsse" durch die öffentlichen Sinanzen gerechtfertigt.

Vormärzliche Briefe.

(Unveröffentlichtes von Bauernfeld, Grun, Raimund, Schubert und Schwind.)
Mitgeteilt von Otto Erich Deutsch (Gras).

Unter den wertvollen Autographen der Munchner hof- und Staatsbibliothet fand ich por turgem fechs Briefe öfterreichischer Künftler, die bisher unveröffentlicht find. Einen der Briefe icheide ich bier aus der Reihe aus, da er bereits von einem banrifchen Literaturforider jum 3mede der Deröffentlichung topiert worden war. Diejes fehlende Schreiben stammt von der hand Friedrich hebbels und ift am 29. Juni 1862, etwa ein Jahr vor dem Tode des Dichters, im "hotel Marienbad" zu Munchen geschrieben. hebbel, der im Mai über Paris nach Condon zur Weltausstellung gefahren war, hielt fich auf der Rudreise von Condon nach Wien zwei Tage in Munchen auf und bat in biefem Briefe einen ungenannten banrischen Würbenträger, ihm in Eile eine Aubieng beim König Maximilian II. zu verschaffen, bem er in Starbemberg oder in Munchen für die Derleihung des Maximilians-Ordens danken wollte. Statt deffen tann ich den Munchner Briefen zwei Billets von der hand Frang Schuberts beifugen, die ich in der Autographensammlung der t. t. hofbibliothet in Wien vorfand. Obwohl sie an Umfang und Inhalt den turgen Schubert-Brief in Munchen nicht sonderlich übertreffen, so ift ihr Wert schon deshalb nicht zu unterschätzen, weil von Schubert überhaupt taum 60 Briefe befannt find, unter denen diese bisher fehlten.

Die sieben aufgefundenen Briefe seien nun in dronologischer Reihenfolge mitgeteilt, Der erste stammt aus der Jugendzeit des Dichters Anastasius Grun (Anton Graf von Auersperg), die sonst nur mit wenig Zeugnissen belegt ist. Grun war nach einigen Dorftubien auf dem väterlichen Schlosse Churn am hart nach Wien getommen, wo er von 1813-1818 Schüler ber f. f. theresianischen Ritterafademie, von 1818-1822 des Klintowströmschen Institutes für abelige Jünglinge war. Nachdem er 1823 und 1824 die Philosophieflassen in Wien absolviert hatte, betrieb er in den folgenden Jahren (1825-1828) Rechtsstudien in Grag und Wien. In diese Zeit, der auch unser Brief angehort, fallen feine ersten dichterifden Dersuche und feine Befanntichaft mit den herporragenoften Mannern bes geiftigen Alt-Wiens, die er im "filbernen Kaffeehaus" (beim Neuner) und anderen Ortes traf. Die Adresse des Briefes fehlt; aber aus dem Inhalt ift zu ersehen, daß das Schreiben an den Schriftsteller und Überseher Theodor hell (Pseudonym für Karl Gottlieb Theodor Wintler, 1775-1856) in Dresden gerichtet ift. hell, seit 1824 sachsischer hofrat, war von 1825-1832 als Regisseur ber italienischen Oper in Dresden tätig und wurde 1841 jum Dizedirettor des sachsischen hoftheaters ernannt. Er gab außer den Taschenbuchern "Dramatisches Vergigmeinnicht" (1823 bis 1849), "Komus" (1815, 1818 und 1820) und "Weimarisches dramatisches Taschenbuch für größere und fleinere Bühnen" (1823) auch das im Briefe erwähnte, namens "Penelope" (1811-1813, 1815-1848), heraus, das bei J. C. Hinrich in Leipzig erschien und auch häufig Gedichte feines Redalteurs brachte. Außerdem leitete fiell die von Grun genannte Dresdener "Abendzeitung", das erste belletristische Blatt Deutschlands in der Zeit nach dem Wiener Kongreß. Dieses Blatt gab er von 1817 an mit Friedrich Kind, dem Librettisten des "Freischützes", später allein beraus. Seit 1822 ericien es mit wechselnden Beilagen. Grüns Brief lautet:

"Euer Wohlgebohren!

Ich nahm mir im März l. J. die Frenheit, Ihnen durch H. v. Gräffer* zwen Gedichte (des Sängers Trost und das Zusammentressen) als Bentrag für die Abendzeitung zu schieden. Da ich sie bisher noch nicht abgedruckt sinde, so muß ich glauben, daß Ew. Wohlgebohren die Gedichte entweder nicht erhalten, oder für Ihr geschätztes Blatt nicht passend befunden haben. Im ersten Falle würde ich mir jetzt die Frenheit nehmen, sie Ihnen zu schieden. In jedem Falle aber bitte ich, mir in einigen Zeilen über die Sache Aufschluß zu ertheilen. Meine Adreße habe ich unten bengesetzt. Ingleichen wäre es mir sehr angenehm, wenn ich Ihrem Taschenbuche Penelope sür d. J. 1827 als Mitarbeiter bentreten könnte. Sollten Sie noch Raum dafür haben, so würde ich Ihnen einige Balladen, entweder mittelst Post oder durch Buchhändlergelegenheit binnen kurzem zusenden. In Erwartung eines gütigen Schreibens verharre ich in aller Achtung

Euer Wohlgebohren

bereitwilliger Diener Ant. Alex. Graf v. Auersperg

Wien am 27ten Nov. 1825.

Spiegelgaße Ur. 1089 im 2ten Stod."

In dem Caschenbuch "Penelope" und in der "Abendzeitung" erschienen in diesen Jahren keine Beiträge von Grün. Hell scheint sich also gegen den damals 19jährigen Dichter ablehnend verhalten zu haben. —

Es folgen nun drei Schubert-Briefe, von denen leider nur zwei datiert und adressiert sind. Das nicht näher bezeichnete Münchner Briefchen, dessen Adresse vielleicht abgeschnitten wurde, lautet:

"Wenn Euer Gnaden mich mit einem Exemplar der umgearbeiteten Rosamunde beglücken können, so verbinden Sie mich sehr.

Ergebenster

Franz Schubert."

Schubert hatte im Dezember 1823 die Musit zu dem Schauspiel "Rosamunde" von Wilhelmine Christ. v. Chezy geschrieben, das mit mäßigem Erfolge am 20. Dezember im Theater an der Wien zum ersten Male aufgesührt wurde. Nach ein paar Vorstellungen wurde das Stück, das dem Geschmack des Theaterpublitums nicht entsprach, wieder abgesetz. Das Schauspiel blieb begraben, aber Schuberts Musit, bestehend aus einer Ouverture, brei "Entr'actes", einer Ballettmusit, einer Romanze und drei Chören, lebte fort. Mit der "Rosamunden"-Ouverture, von der auch im dritten Briese die Rede ist, hat es nun solgende Bewandtnis: Bei der Erstaussührung des Schauspiels wurde die gleichfalls im Dezember 1823 entstandene Ouverture zu der aus den Jahren 1821 und 1822 stammenden Oper "Alsonso und Estrella" gespielt und mußte, nach Josef hüttenbrenners Angaben, zweimal wiederholt werden. Wegen des großen Ersolges dieses Musikstüdes schrieb Schubert, angeblich mit seinem Freunde Josef hüttenbrenner, einen Klavierauszug nach

* Graffer Frang, 1785 - 1852, Bibliograph und Schriftsteller, war mit Grun befreundet.

dieser Ouverture, der 1827 für zwei und vier hände als Ouverture zur Oper "Alsonso und Estrella" (op. 69) bei Diabelli erschien. Das ursprünglich für Orchester gesetzte Stück wurde dem Fräulein Anna hönig, der später verehelichten Frau Manerhoser v. Grünbühel, zugeeignet. Die heute so beliebte "Rosamunden"-Ouverture dagegen ist ursprünglich zu dem Melodram "Die Zauberharfe", das 1818—1819 entstand, geschrieben. Sie wurde schon 1823, ebenfalls für zwei und vier hände, von Diabelli herausgegeben und erschien als op. 26a um 1828 unter dem Titel "Ouverture zum Drama "Rosamunde". Schubert schoint also selbst noch die erstgenannte Ouverture für "Alsonso und Estrella", die zweite sur "Rosamunde" bestimmt zu haben, so daß die heute übliche Benennung wirklich berechtigt ist.

Don einer Umarbeitung des Dramas und der anderen Musikstüde, die Schubert in fünf Tagen dazu geschrieben hatte, ist nichts bekannt; jedenfalls ist Text und Musik der "Rosamunde" in keiner anderen Fassung erschienen. Es dürste also in dem ersten Briefe nur die Ouverture, wahrscheinlich die früher und später für "Alsonso und Estrella" bestimmte, gemeint sein. Das Schreiben wäre deshalb in die Jahre 1827 oder 1828, sicher in die Zeit nach 1823 zu verlegen. Don dem ungenannten Adressaten läßt sich nur sagen, daß es kaum einer der Freunde und der Verleger Schuberts gewesen sein dürste, den er mit "Euer Gnaden" anspricht.

Das zweite Schreiben Schuberts ist an einen "herrn von Kandler" gerichtet, der offenbar mit dem Musikgelehrten Franz Sales Kandler, geboren zu Klosterneuburg am 23. August 1792, gestorben zu Wien am 26. September 1831, identisch ist. Don Schuberts Beziehungen zu ihm ist bisher nichts bekannt geworden. Kandler, der Sohn eines Schullehrers, kam 1802 als Sängerknabe der hoskapelle in das k. k. Stadtkonvikt, wie später bekanntlich auch Schubert. Nachdem Kandler seine philosophischen und juridischen Studien in Wien beendet hatte, bekam er 1815 eine Anstellung beim hosk triegsrate in Wien. Da er die italienische Sprache beherrschte, wurde er 1817 nach Denedig, 1821 nach Neapel zu der dort stationierten Armee verseht und 1826 — in dem Jahre, aus dem unser Brief stammt — nach Wien zurückberusen, wo er die Stelle eines Seldkriegskonzipisten erhielt. Er starb 1831 in Baden bei Wien an der Cholera. Kandler, der mit Salieri und Gyroweh befreundet war, hatte den ersten musiktheoretischen Unterricht bei dem Komponisten und Musikschriftsteller Johann Georg Albrechtsberger, dem Lehrer Beethovens, Josef Weigls u. a., erhalten. Er war Ehrenmitglied zahlreicher Musikvereine und philosophischer Gesellschaften. Schuberts Brief lautet:

"Euer Wohlgeb.

Ich ersuche höflichst, meine Messe, welche sich ben Ihnen befindet, gutigst in die Kunsthandlung des fi. Leidesdorf ober Pennauer expediren lassen zu wollen.

Wien, den 30. Juny 3hr Ergebenster 1826

Frz. Schubert."

Es handelt sich wahrscheinlich um Schuberts 1822 entstandene Messe in As-dur, deren Manustript er Kandler geliehen haben dürfte. Die erwähnten Wiener Verleger, mit denen Schubert seit 1823, beziehungsweise seit 1825 in Verbindung stand, sind M. F. Leidesdorf, Komponist und Musikalienhändler, Mitinhaber der Firma Sauer u. Leidesdorf (Kärntnerstraße Nr. 941) und der Musikalienhändler A. Pennauer, der seinen Laden

turz vorher am Graben eröffnet hatte. Mit Leidesdorf war Schubert persönlich befreundet und ließ sich während seiner Abwesenheit von Wien öfters Briese unter dessen Adresse fareiben.

Der dritte Schubert-Brief ist an den fruchtbaren Komponisten und Kapellmeister Ignaz Ritter v. Senfried (1776—1841) gerichtet, der sich gerade damals (Ende 1826) mit Schubert und einigen anderen Musistern um die erledigte Dize-hostapellmeisterstelle bewarb, die schließlich Josef Weigl erhielt. Sein Bruder, Josef Ritter v. Senfried (1780—1849), war Schriftsteller, Setretär und Theaterdichter des Theaters an der Wien, von 1828 an Kanzleidirektor am Kärntnertortheater. Schuberts Brief, der an den "Kapellmeister Ritter v. Senfried", also an Ignaz gerichtet ist, hat solgenden Wortlaut:

"Euer Wohlgeboren!

Ich ersuche Sie höflichst, mir durch den Überbringer dieses wissen zu lassen, ob sich meine Ouverture zur Rosamunde gesunden hat. Da sie den 2. Dec. gegeben werden soll, so wäre ich in einer schrecklichen Verlegenheit. Ich bitte also nochmahl, um baldige Antwort.

Ich verbleibe mit aller Achtung

Ihr Ergebenster

Wien den 23. Dec. 1826.

Frz. Schubert."

Auch in diesem Falle dürfte es sich um die oben erwähnte Ouverture zu "Alfonso und Estrella" handeln, deren Partitur wohl seit der Erstaufführung des Dramas "Rosamunde" im Musikarchiv des Theaters an der Wien ruhte. Senfried war seit 1797 Kapellmeister dieses Theaters, diente unter sechs Direktionen, hatte aber seine Stellung 1825 bereits aufgegeben. Schubert scheint an eine Aufführung der Ouverture in einer Privatgesellschaft gedacht zu haben; wenigstens ist von einer öffentlichen Produktion des Werkes um diese Zeit — es soll wohl "2. Jänner" heißen — gar nichts bekannt. Sensried war ihm für die verlorene Partitur verantwortlich. Sie wurde auch gefunden und ging später in den Besitz des Verlegers Spina über. —

Der folgende Brief von der Hand Serdinand Raimunds ist an "Doctor Spengel", Universitäts-Sistal in München, gerichtet.

Jum Derständnis dieses Briefes sei noch einiges vorausgeschickt. Raimund war im Juli 1830 nach München gereist, wo er von dem Intendanten des hof- und Nationaltheaters, Joh. Nep. Frhn. v. Poißl, zu einem Gastspiel für das nächste Jahr eingeladen wurde. Der Dichter und Schauspieler sagte zu und suhr ansangs Februar 1831 wieder nach der baprischen hauptstadt. Raimund begann am 3. Februar sein überaus ersolgreiches Gastspiel, das er nach der sechsten Dorstellung wegen eines Unwohlseins unterbrechen mußte. Ein zweiwöchentlicher Ausstug in das baprische hochgebirge verschafste ihm die nötige Erholung. Raimund setzte dann sein Gastspiel in München sort und beendete es mit ungestörtem Ersolge am 14. (nach anderen am 6.) Mai 1831. Nach der Abschiedsvorstellung schrieb die Zeitschrift "Flora": "Raimund hinterläßt das ehrenwerteste Andensen; die Teilnahme des Publitums steigerte sich bis zu seiner letzten Rolle, tein Gast hat die Häuser fortwährend so gefüllt wie er, und alles sieht seiner Wiedertunst mit Freuden entgegen." Der Dichter kehrte nach dem Gastspiele in seine Daterstadt zurück, wo er bis zum August verblieb. Sein Brief sautet:

"Derehrungswürdiger Freund!

Erft nachträglich erhalten Sie gur Schande meines Gedachtniffes die fur Ihren verehrten herrn Papa gewünschten Arienterte. Ich ließ sie gwar sogleich topiren, da ich aber Ihren werthen Brief, den ich in Wien gurudließ, ben seiner Beantwortung in Gutenftein* nicht wieder durchlefen tonnte, vergaß ich darauf. Derzeihen Sie mir und glauben Sie nicht daß mein Gedachtniß darum nicht ftart genug ift, mir die Erinnerung Ihrer seltenen Freundschaft zu bewahren, welche Sie mir in Ihrer lieben Daterstadt bewiesen haben. Daß ich je vergeffen konnte wie liebreich Sie mich empfangen, meine Besorgnisse theilten, meinen Kummer trofteten mit mir fürchteten und jubelten. Nehmen Sie dafür wenigstens die ungeheuchelte Derficherung, daß ich dieß Alles tief ertannt habe, und mich jest ichon wieder auf manche schöne Stunde freue, wo wir vergnügt zusammenweilen, und das alte philosophische Lied anstimmen, das die Menschheit nie zu Ende singen tann. Kommen Sie doch bald nach Wien, damit ich Ihnen auch als Cicerone dienen tann, ich will Ihnen dann die Umgebung meiner Daterstadt zeigen, und sie bis an dem wildromantischen Gletscher des Großglodners ausdehnen. Meine Angelegenbeiten mit hamburg find in Ordnung, und ich werde Anfangs August dahin abreisen. hier trägt man fich mit der Neuigteit berum, daß Mad. Schröder**, die Gemahlin des herrn Sorst werden soll. Wenn sich dieß bestätigt so dürfen Sie sich nicht wieder beflagen, daß seit meiner Abwesenheit tein Mitglied bemubt mare dem Publifum einen Spaß zu bereiten. Dieß ist aber auch außer der gurcht por der Cholera die einzige Neuigfeit, die ich Ihnen gu ichreiben wufte. Nun kommt die Reihe an Sie: Wie befinden Sie und Ihre werthe Samilie fich. Was macht Augusti?*** 3ch war por meiner Abreise in seiner alten Wohnung um von ihm Abschied zu nehmen, allein man nannte mir eine neue, die ich ben meiner Untenntnig der Strafen nicht auffinden tonnte. Grußen Sie ihn, und alle Freunde gefälligft, und beglüden Sie bald mit einer Antwort

Wien am 25ten Junius 831. Ihren ergebenen Freund Raimund."

Raimund reiste am 11. August 1831 nach hamburg, wo er vom 6. September an achtmal mit großem Erfolge auftrat. Wegen der dort ausgebrochenen Cholera verließ er hamburg vorzeitig und begab sich über Frankfurt a. M. und Stuttgart wieder nach München, wo er vom November 1831 bis Jänner 1832 35mal auftrat. Auch in einer Repetitionsstrophe klagte der Dichter damals in München als "Aschenmann" über die allerorts wütende Cholera, die er mit dem nahenden Winter verglich:

^{*} Raimund war 1825 zum erstenmal nach Gutenstein (Niederösterreich) gekommen, das er nun haufig aufsuchte.

^{**} Schröder Sophie Antoinette (1781 – 1868), seit 1830 in München engagiert. Die berühmte Tragödin war bereits zweimal von ihren Gatten geschieden, aber noch immer sehr heiratslustig. *** Kgl. baprischer hossichauspieler.

"... hin ist die schone Zeit, Wo alles sich erfreut, Jetzt fürchtet jeder ja Die dumme Cholera.

Ein Afchen!"

Raimund ertrantte damals in München und schrieb am 8. Dezember 1831 dort sein Testament* nieder. Als Zeugen unterzeichneten das Schriftstück der Adressat unseres Briefes Dr. Simon Heinrich Spengel, "Dottor beider Rechte und Siskal der kgl. Ludwig-Maximilian-Universität zu München" und dessen von Raimund erwähnter Dater S. C. von Spengel (im Testament-Text fälschlich Heinrich Spengel genannt), "kgl. bayr. Ökonomierat und Ritter des Zivil-Derdienstordens der bayr. Krone. Lizentiat beider Rechte."
— Im Herbst 1835, ein Jahr vor seinem Selbstmorde, kam Raimund noch einmal zu einem Gastspiel nach München, wo man ihn so freundlich ausgenommen hatte, und trat dort mit gleichem Ersolge wie früher vom 17. September bis zum 2. November 28mal auf.

Der nächste Brief stammt von Eduard v. Bauernfeld. Das Schreiben ist an den Komponisten Franz Lachner (1803—1890), den Freund Schuberts, Schwinds und Bauernselds, gerichtet, der als Kapellmeister des Kärntnertor-Theaters in Wien lebte und, nach turzem Aufenthalte in Mannheim, 1836 nach München übersiedelte, wo er als tzl. baprischer Hostapellmeister, später als Generalmusitöirektor erfolgreich wirkte. Unser Brief stammt aus der Zeit, da Lachner sich eben in München einnistete. Bauernseld, der Lachners in seinen Tagebüchern wiederholt erwähnt und den von Wien scheidenden Freund in einem Abschiedsgedicht besungen hatte, war damals mit dem Lustspiel "Das Tagebuch" beschäftigt, das mit dem dramatischen Gedicht "Die Kunstjünger" zwölf Tage nach der Absendung seines Schreibens am Wiener Burgtheater zum ersten Male ausgeführt wurde. Der Brief sautet:

"Lieber Freund!

Mit Schrecken hab' ich aus den Zeitungen die Nachricht Deiner Krankheit, aber zugleich mit Freuden die Deiner Genesung erfahren. Caß Dir Glück wünschen und schreibe mir etwas Näheres über Dich und Deine Frauen**, die ich herzlichst grüße. — Cramolini*** hat Euch sigen lassen, aber in dem Cholera-Zustand wird man sich ohnehin um's Theater nicht viel kümmern. Was macht der närrische Schwind? † Grüße ihn, wie auch den tresslichen Baron zu Rhein, dessen Bekanntschaft Du, wie ich hosse, fortgesetzt hast.

- * Dgl. Otto Horns Roman "Serdinand Raimund", Wien 1855, III. Band, S. 344 ff.
- ** Cachner hatte sich in Wien mit Julie Ronto, der Tochter eines Kirchenvorstandes, vermählt. Da Cachners Tochter Marie 1836 noch ein Kind war, so dürften unter den Frauen, nach denen sich Bauernfeld erkundigt, außer Cachners Gattin die mit ihm befreundeten Sängerinnen Sophie hartmann. Diez und Karoline heheneder. Mangst gemeint sein. Es wäre aber auch möglich, daß Bauernfeld an Cachners Schwiegermutter Ronto dachte.
- *** Cramolini Ludwig, Opernfanger, 1805-1884, früher in Wien, später in Braunfcweig und Darmftadt engagiert.
- † Schwind weilte von 1828 1839, dann von 1847 bis zu seinem Tode sast ununterbrochen in München. 1836 war er u. a. mit dem "Kinderfries" für den Rudolf von habsburg-Saal der Münchner Residenz beschäftigt.

Ich höre mit Neid von Euern herrlichen Concerten; hier ist meine einzige Musik, 4händig Klavier zu spielen. Doch halt! Jessonda* hab' ich im Kärtnerthor-Theater gehört, und bei der wirklichen guten Aufsührung auch eine bessere Meinung von dieser Oper bekommen. Schreibe mir bald, daß ich aus Deiner handschrift ersehe, Du seist wieder ganz wohl.

Dein

Wien d. 17. Novemb. 1836.

Bauernfeld."

Den folgenden Brief schrieb Morih v. Schwind an den besteundeten historienmaler, Kunstschriftsteller und Dichter Ernst Förster (1800—1885), dem Mitarbeiter der damaligen Augsburger "Allgemeinen Zeitung", der von 1842 bis 1849 auch das Stuttgarter "Kunstblatt" mit Franz Kugler redigierte. Schwind war im Frühjahr 1844 von Karlsruhe, wo er sich 1842 mit Luise Sachs vermählt hatte, nach Franksutt a. M. übersiedelt. Dort hatte er sich auf einem kleinen Grundstüd vor dem Eschenheimer Tore ein häuschen erbaut, das ihn bis zu seiner Berufung an die Münchner Akademie (1847) beherbergte. Er arbeitete während seines Franksutter Aufenthaltes meist im Städelschen Institut. Mit Förster war Schwind seit seinem ersten Aufenthalte in München (1828 bis 1839) befreundet. Als Schwind 1839 von München schied, veranstalteten die ihm besteundeten Künstler ein Abschiedssest in Neuberghausen, dei dem Ernst Förster einen poetischen Geleitgruß sprach, der später in der "Allgemeinen Zeitung" erschien. Als sich Schwind in Franksutt angesiedelt hatte, schrieb er also an Förster nach München:

Frantfurt 7. Aug. 844.

"Lieber Freund Sorfter!

Ihr seid in München Ceute beisammen, die über Kunstsachen reden können. Ich habe ersahren (und ich schmeichle mir auch ersunden) daß es eine große Beruhigung ist, von Zeit zu Zeit in München etwas zu zeigen, denn man glaubt das Cob und den Cadel. So habe ich auch Freund Rethl** ausgemuntert, seine 6 Zeichnungen "hannibals Zug über die Alpen"*** an Dich oder Kaulbach zu schieden,

- * "Jeffonda", Oper von Ludwig Spohr, 1823 in Kaffel zum erften Male aufgeführt.
- ** Rethel Alfred, historienmaler, 1816 1859, weilte seit 1836 in Frankfurt a. M., wo neben Schwind besonders Deit und Steinle auf ihn einwirkten. Schwind protegierte den jungeren Kunstler, wie aus unserem Briefe erhellt.
- *** Rethel hatte schon 1841 für Rottecks Weltgeschichte eine Szene aus dem hannibalszuge gezeichnet und wurde im herbst 1842 zu seinem bekannten Inklus angeregt, den er im herbst 1844 nach seiner ersten römischen Reise (September) vollendete. Am 28. Jänner 1844 hatte er seinem Bruder Otto geschrieben: "... Mit meinen hannibalskompositionen geht es sehr langsam, ich bin an der sechsten und letzen Zeichnung." Und nachdem er von der Kanditatur Karl Friedrich Cessings für die ersedigte Direktorstelle am Städelschen Institut erzählt hat, sährt er sort: "Noch ein anderer Künstler soll sich um diesen wurmstichigen Institutsapfel bewerben, auf jeden Fall aber im nächsten Frühzahr mit Sac und Pac herkommen nämlich Schwind aus Karlsruhe, früher in München, ein saugrober Mensch, aber tüchtiger Künstler ..." Don den sieben Aquarellen des Institus, die die hauptmomente aus dem abenteuerlichen Juge wiedergeben, hatte Rethel selbst das letzte ausgeschlossen. Die sechs übrigen Bilder, jeht im Dresdener Museum, wurden in guten holzschnitten hugo Bürkners von der "Gesellschaft für vervielfältigende Kunst" in Wien herausgegeben.

+ Kaulbach Wilhelm v., hiftorienmaler und Direttor an der Munchener Atademie, 1805 – 1874. Rethel schiedte die Aquarelle wirklich bald darauf in die Ausstellung des Munchener

indem ich ihm zusagte, ihr würdet eine solche freundliche Zusendung mit Freundlicheit aufnehmen, und einen Brief voll aufrichtiger Meinung, als billigen Dank, der Post oder allgemeinen Zeitung anvertrauen. Der junge Donner* hat mir eine Pause zugesagt, aber noch nicht gebracht. Ich arbeite am Carton vom Sängerkrieg.** Wenn es ohne großen Schmerz der Koministration geschehen kann schied ich ihn. Es arbeitet sich so gut im Institut, man hat alles bei der Hand, und ich bin alle Cage glücklicher, daß ich meine vierjährige Robinsons Insel*** verlaßen habe. Ceb recht wohl und grüße alle Freunde. Was haben die Monochromen† für Fiasco gemacht? Das gehört mir in zwei Worten zu wissen gemacht.

Dein aufrichtiger

M. Schwind."

Mancherlei Säden verknüpfen diese hier zufällig gepaarten Briefe österreichischer Künstler aus dem Dormärz. Der eingeweihte Ceser wird sich das Sadennen selbst aufdeden.

Eros=Thanatos.

Novelle von Richard Schaufal.

Eros hat dich erspäht: du folgst dem lieblichen Unaben. Lächelnd geleitet er dich: plöglich erkennst du den Cod.

Wieder, wie jährlich, hatte der alte Gärtner zur Seier des Namenstages der verehrten Herrin schon in früher Morgenstunde ein stattliches Blumengewinde auf der Terrasse vorbereitet, diesmal ein buntes Tableau, nicht ohne Geschmack an einer ganz mit weißen Blüten umkleideten Staffelei befestigt. Alsbald auch huschte neugierig die Jungser herbei, Kunstvereines. Kaulbach war mit der Auffassung des ganzen Gegenstandes, besonders aber des Helben nicht einverstanden, der ihm nicht scharf genug charakterisiert schien. In einem gönnerhaften Briefe an Rethel nennt er dessen hannibal einen "einäugigen Schakal". Und Rethel ließ sich wirklich durch die ganz unberechtigte Kritik Kaulbachs dazu bestimmen, die Gestalt des Hannibal auf dem letzten Blatte des Originals zu ändern, was ihm trot des vorher angestellten Dersuches auf einer Bause nicht recht gelang.

- * Donner v. Richter Otto, historienmaler, 1828 in Frankfurt a. M. geboren, bis 1847 Schüler des Städelschen Institutes, dann bei Delaroche in Paris, endlich bei Schwind in München. Schwind erwähnt seiner und seines Kollegen Tobias Andrae-Willemer auch in den Briefen an Bernhard Schädel als zweier tüchtiger und fleißiger Schüler. Donner war 1866 dem Meister bei der Ausführung der Fressen in der Loggia der Wiener hofoper behilflich.
- Die ersten Stizzen Schwinds zu dem "Sängerkriege auf der Wartburg" stammen aus dem Jahre 1838. Im Auftrag des Städelschen Institutes malte er das in Frankfurt verwahrte Glbild, das erst 1846 sertig wurde. Das 1855 entstandene Fresko auf der Wartburg, das I. D. Scheffel so begeisterte, behandelt dasselbe Thema. "Don der Anordnung des Bildes in Frankfurt ist aber auch keine Spur in der neuen Komposition." (Schwind an Schädel, 11. April 1855.)
 - *** Karlsruhe.
- † In der Mitte des vorigen Jahrhunderts war bei den Klassissten die monochrome Technik sehr beliebt, die Umrifzeichnungen in einer Sarbe (Tusche oder Wasserfarbe) leicht laviert. In gewissem Sinne zählte auch Schwind zu den "Monochromen".

ben festlich gededten Gruhftudstijd zu prufen. Der Kammerdiener tonnte fich's nicht perfagen, ihr, wie sie sich so über das zierliche Arrangement der Tassen und Teller beugte, von rudwarts, nicht eben allzusanft, an die enggemiederte Taille zu greifen, daß fie vor Rigel fichernd gurud- und ihm fast in die raich auseinandergebreiteten Arme fuhr. Die ichone Grafin hatte das fürwigige Spiel bemerten muffen. Jest trat fie, um eine fturmifchere Entwidlung der Szene zwischen dem Gefinde zu verhindern, vernehmlich raufdend durch die verglafte glügeltur bervor. Sie ichien es nicht zu achten, daß fich ber peinlich überraschte Diener mit einem unter tiefem Budling porgebrachten, stotternden Glüdwunsch aus der Sache zu ziehen versuchte, so gut oder so schlecht es ihm der leidige Moment eingegeben hatte. Auch daß die Sofe mit einer unwilligen Pantomime von dem Schein eines Einverständnisses sich zu entlaften fortfuhr, geruhte die herrin nicht zu bemerten. Der Bediente entfernte sich betreten, die beiden Cafaien beranwintend, die in betrefter Galafleibung an den Tijd eilten. Eben ericien auch von der Gartenfeite ber der Graf. Er tam hastig über die Treppe. Die Anwesenheit des Gebieters hemmte den Schritt des Kammerdieners im geräumigen Saale. Er blieb, halb noch zum Geben gewendet, mehr über die Achsel gurud als geradeaus schauend, einen Augenblid unschluffig stehen, verzögerte überlegend fein Derschwinden, nicht ohne der ihm schmollend gefolgten Jofe eine Grimaffe gu ichneiden.

Der Graf tüßte seiner Gemahlin die lässig ihm entgegengehobene Rechte und rückte sich mit einigem Geräusch an ihre Seite. Der Gräsin entging seine Besangenheit nicht. Doch im Nu auch hatte der Gewandte sich wieder gesunden, mit zürtlichem Läckeln sprach er von dem heutigen Seste, das der Morgen, der Park mit ihnen zu seiern schienen, indem sie, der Gattin zu gunsten, in rauschender Schönheit, durch heitre Anmut die freudigen Stunden verherrlichten. Auch ermangelte er nicht, auf dem damasten glänzenden Tischtuche ihr sein Geschent ausmunternd näher zu schieden, eine kostdare Dase von erheblichem Gewichte; sie zeigte auf blauem Grunde in Biskuitrelief eine mythologische Begebenheit: Daphne, wie sie sich, von Apollo versolgt, schon unter seinen begehrenden händen in den rettenden Corbeerbaum verwandelt.

Nachdenklich blieb der schimmernde Blick der Gattin an den zarten weißen Sigürchen haften: dämmernd tauchte das merkwürdige Geschick der Unmphe vor dem träumenden Geiste der blauäugigen Fran herauf. Die Worte des redseligen Gemahles klangen an ihrem Ohre vorbei . . .

Sehr zu paß geriet diesem der Gratulationsbesuch des Kapitäns, der, seine Annäherung durch ein vernehmliches Schnauben, wie es Kurzatmigen eigen ist, vertündend, die zur Linken des leichten Tisches gelegene Treppe soeben herausstieg. Der mächtige Blumensstrauß, den er mit strahlendem Antlit der von ihm schon ob ihres hochgebornen Standes nach Gebühr verehrten Dame überreichte, die schickliche Ansprache, die er mit schon gedämpster herzlichteit — dies war sein hauptstüd — vor ihren sanst errötenden Wangen hielt, gaben dem Grasen die Überlegenheit und damit die gute Laune wieder. Ein mit der vollen hand dem breiten Rücken des Gratulanten ausgezielter trästiger Schlag, den der Geschmeichelte in ehrsürchtiger Freundschaftlichkeit — auch dies ein von ihm gern betontes Element gelassenen Umganges — entgegennahm, leitete ein fröhliches Gespräch ein, das bald zu reichlich zwei Dritteilen der glückliche Gast mit ausgestutztem Übermute bestritt. Der Kapitän war tein Jüngling mehr, und seine besten Jahre verdarb ihm, der

sich, ein weicher Adorant, durch schwärmende Melancholie in manchem Zirkel manches herz, freilich nicht auf lange Dauer, zu gewinnen verstanden hatte, ein übermäßig gewölbter Bauch. Settleibige geben immer wieder Anlaß zu wohlseilem Spotte, der, so harmlos er vorgebracht scheint, der verwundenden Schneide nicht entbehrt, ja grausamer verletzen mag als etwa ein derberer, jedoch nicht an so unwillig ertragene Mängel geknüpster Scherz. Der Kapitän war eine unverwüstliche Zielscheibe. Er bot sich sogar wie ein zur Entwürdigung geborner Stlave Freunden, die Edelleute von einigem Ansehen vorstellten, selbst dar. Diesmal erdat er sich von der Hausfrau die gnädige Erlaubnis, einen jungen Kameraden, den Sähnrich v. Turneck, präsentieren zu dürsen — der Kapitän präsentierte nur Adelige von geprüster Abstammung — erhielt sie und die schmeichelhafte Gewähr überdies, den neuen Antömmling gleich zum Mittagstische mitzubringen. Er ging, und Graf Paris versäumte die Gelegenheit nicht, ihn zu begleiten und sich so einer Unterredung zu entziehen, die ihm, wenn sie auch sicherlich nicht auf das Wesentliche gesteuert hätte, doch durch den Mangel an Unbefangenheit unbequem zu werden drohte.

Auf dem unter ihren behaglichen Tritten knirschenden Kiese des Dorgartens angelangt, schlang er leicht seinen behenden Arm in den massiveren des Freundes und ließ sich mit höslicher Ausmerksamkeit von ihm die Anstalten verraten, die zur Erhöhung der Sestfreude für den Abend geplant erschienen. Man wollte, ersuhr er, die Gräfin durch eine musikalische Darstellung ergöhen, die im Park am Flusse nach eingebrochener Dunkelheit bei dem flackernden Scheine weniger Fackeln nur gleichsam aus dem Stegreise sich auftun sollte. Die Grundzüge der im übrigen der Caune, der Einbildungskraft und Geistesgegenwart ungezwungener Akteurs zu überlassenden Szene seien von Gurnemann entworfen.

"Natürlich", bemerkte lächelnd der Graf. Der Kapitan fiel sofort ein: "Und er spielt und singt auch den Prolog."

Gurnemann, ein junger Diplomat, der fürstlich H.... schen Mission am Hose zu K. zugeteilt, war dem Älteren, wenn nicht verhaßt, doch lästig, da er, nicht ohne schmeichelhaften Ersolg und mit noch größerer Bewußtheit dieses Ersolges, bei der Gräsin, obwohl selbst verheiratet, totett die Rolle des begünstigten Amoroso mimte. Niemand in dem tleinen Kreise hatte seine Ausnahmsstellung unbemertt bleiben tönnen. Derstand es doch der auf körperliche Dorzüge eitle, vorlaute Gurnemann, diese seine neidenswerte Beziehung jederzeit in wenig angenehme Erinnerung zu bringen, teils indem er, einigermaßen plump, Ansprüche des nah Vertrauten geltend machte, teils durch eine Art von Herolds- und Hüteramt, das er sich über den engern Verkehr des gräslichen Hauses angemaßt hatte.

In der Seele des Grafen erhob sich mit immer lebhaftern Farben das Bild des frühen Morgens. An der Seite des erregt auf ihn lossprechenden Freundes schreitend, befand er sich in Gedanken bei der samtäugigen Dame, die ihn heute endlich erhört hatte. Er sah sie im dämmrigen Alkoven — das Licht des von jubelnden Dögeln angetündigten Tages drang durch die im kühlen Luftzug schwankenden Leinwandvorhänge der Fenster herein — ihr aufgelöstes tiesschwarzes Haar, das dünne Seidenhemd, halb herabgeglitten von den matten runden Schultern, den nackten Fuß, wie er in dem rosa Pantösselchen zierlich wie in einem Blütenkelche verschwand. Sein herz zog sich zusammen im Nachgesühle der beseligenden Stunde, die er, über den Balkon, ein schon Erwarteter,

eingestiegen, im Rausche ber lange verhaltenen Begierbe genoffen hatte. Saft wandelte ibn die frevle Luft an, den Begleiter, den er fich treu ergeben wußte, in das toftliche Geheimnis einzuweihen, Frau Gurnemann, die Sprode, habe ihn, Paris, empfangen, in ibre ambrabraunen Arme geschloffen unter dem melancholischen Sebastian des Da Dinci, ben auch ber Kapitan einmal im hellgemusterten Schlafgemache hatte bewundern durfen, da die Kunft alle Raume weiht und Gonnern eröffnet. Nicht verhehlen freilich tonnte sich ber Graf, daß ihm, dem sattsam Derwöhnten, diesmal zum guten Teile die Eitelkeit ber Dame gum Erfolge verholfen batte. Er mochte, ohne tiefere Leidenschaft für fie, wie er sich fand, das Weib bemitleiden, das, nachdem es seinen wundervollen Körper ibm nicht verweigert hatte, ein Ceben lang mit unausbleiblichen Selbstvorwurfen der Erinnerung an eine taum bedantte Übereilung nachzuhängen verurteilt ichien. Denn die reigende, reiche und auch geistig bedeutende Frau hatte fich, ohne den Caumel tropig gebäumter Sinne, wenn nicht zur Rechtfertigung, fo boch zur Erklärung ihres verhängnisvollen Schrittes in Anschlag bringen zu durfen, eigentlich nur einer Caune, einer sträflichen und also um so ficherer später fie zu peinigen geeigneten Caune, mit geschloffenen Lidern überlaffen. die - es stand ihm Mar por Augen - einen Mächtigen beschentte, ohne ihn wahrhaftig zu bereichern. Was bedeutete diese Episode in seinem, welche Epoche mußte bas Abenteuer in ihrem Leben porftellen!

Die Gräfin war, als die Manner fich entfernt hatten, noch eine Weile am grühftudstifche figen geblieben. Ein unangenehmes Gefühl wollte fich nicht bannen laffen. Schon der Auftritt zwischen den Bediensteten hatte ihr, wie ein übler Geschmad auf der Zunge, die beitere Wirfung des Sestmorgens geschädigt. Sie war, entschlossen, fich ftorenden Einfluffen, die von außen famen, zu versagen, mit sebend-nichtschauenden Bliden dem peinlichen Dorfall ausgewichen. Die Derspätung, das sichtlich befangene Ericheinen bes Gatten mußten im Derfolg der Abergläubischen die Antundigung unliebsamer Ereignisse bedeuten. Sie war gewohnt, den gelassenen Gang ihres Daseins durchaus nicht aufhalten, ibren eigenen Neigungen bingegen ungehinderten Cauf zu laffen. Das leichtfinnige Wefen des zu fleinen Irr- und Wechselfahrten seit jeher ichon geneigten Gatten, eine bequeme äußere Lage, ibre fleghafte Schönheit, der man jede Laune, ja manche Unart zu gute fcrieb, hatten sie mehr und mehr dazu vermocht, sich als ein nur zum Genießen, zum herrichen gebildetes Geschöpf zu empfinden; die Wonne der weiblichen Demut, der bingabe, des Dienens im weitesten und edelsten Sinne, war ihr fremd geblieben. Ihrer selbst vollbewukt, empfand sie die Welt als einen nicht allzu großen, sich um sie langfam ins Enge giebenden Ureis von felbstverständlichen, willfahrigen Bemuhungen um ihre Bufriedenheit. So hatte sie dem einen, dem andern, nachlässig geruhsam, manche Annaberung verstattet, die ein eitler Mann wohl als personliche Gunst hatte auslegen konnen, mahrend es im Grunde nichts andres war, als Caffigleit in Ansehung jeglicher Pflichten, soweit sie selbst dabei das verpflichtete Wesen hatte vorstellen muffen. Oberflächliche Beobachter, von bem Gemahl auf die Cebensgefährtin ichliegend, gablten gar eine Reibe allgemach begnadeter Liebhaber auf. Daß dem bisher durchaus nicht so war, dazu trug nicht zum geringsten Teile der Umstand bei, daß durch den nichts weniger als auf ihre Person gesammelten Gatten ihre Sinne zwar gereigt worden waren, sich aber nicht entfaltet, ja wohl taum noch geblüht hatten. Auch hielt eine in enger talvinistischer Geiftesjucht aufgewachsene, bedingungslose, untritische Frommigteit sie, wenn nicht von gelegent. lichen Gedanken und Vorstellungen, doch von Wünschen ab, die irgendwie die Fleischeslust streisten. So war sie, bei gesundem, vollsaftigem Körper an einen zerstreuten und zerstreuenden Mann als den am wenigsten geeigneten Erzieher ihrer dumpfen Seele gewiesen, eigentlich noch nicht zur Frau gereist und ein verwöhntes Kind geblieben, das hinter der schirmenden hülle hoheitsvollen Gebarens unschuldig sein Dämmerwesen trieb. Das zuzeiten wie in Fernen verlorene Träumen ihrer blauen Augen konnte einem Ersahrenen verraten, daß hier ein Leben sich noch nicht zu seinem Ringe gerundet hatte . . .

Da Paris den Kapitän offenbar noch eine Strecke Weges begleiten wollte, begab sich die Gräfin, gefolgt von ihren Hunden, in den Part hinauf. An einer schattigen Stelle waren einige Stühle um einen zierlichen Tisch zu einer kleinen Gruppe versammelt. Sie ließ sich da mit einem in Seide gebundenen Buche nieder. Doch ihre Gedanken verweilten nicht auf den Zeilen . . .

Dort überraschte die Canghingestrecke die Baronin Cisa, ihre Gutsnachbarin, gleichfalls eine hohe Gestalt, doch nicht von der träftigen Sülle der Gräfin, vielmehr überaus
zart und bei ihrer ungewöhnlichen Größe fast zu schlant, strohblond und aus grauen
verschatteten Augen unsicher vor sich hinblickend.

Sie setze sich neben die Freundin und spielte vertraut mit den Hunden. Don Lisa wußte die Gräfin, daß ihr Paris nicht gleichgültig geblieben war. Sie hätte mehr, hätte wissen müssen, daß bis vor turzem noch weit draußen im Cande ein überaus verliebtes Pärchen sich bei sichern herbergsleuten nachmittäglich zusammenzusinden pflegte . . .

Nicht nur zu gratulieren, war die Baronin gekommen. Der regen Eifersucht der Geliebten hatte nicht verborgen bleiben können, was der stumpfern Gattin entgangen war. Und was jene peinigte, daran sollte diese nicht ungekränkt vorüberwandeln dürfen. Haß gegen die Ruhe der schönern Partnerin an dem Ungetreuen — Sifa empfand seine Untreue als ein Derbrechen, und nur an ihr selbst begangen — stieg, je schwieriger sich die heikle Aufgabe gestaltete, in der Illegitimen auf, die nicht einmal das Recht besithen follte, fich in ber emporenoften Weife fur verraten zu halten, fich offen zu beklagen. Mit der heitersten Unbefangenheit - Frauen find ja geborene Diplomaten - fing sie an. Ob Gurnemanns tamen? Naturlich doch! Wo waren die Überlästigen nicht zu finden, zu empfinden gewesen! Der Gräfin war hier zugleich — es galt ein Größeres — eine scharfe Sonde ins Herz gesenkt. Sie konnte nicht verteidigen, wo sie, was Max Gurnemann, den Amoroso, betraf, Argwohn gegen sich selbst vermuten mußte. Sie befand sich einen Augenblid unschlüssig über die Sarbe der zu erteilenden Antwort. Doch die unleidliche Frau mochte tragen, was sie beren Gatten aufzuburden in leiser Dankbarkeit für seine zärtliche Dienstwilligkeit sich verwehrte. Und so fanden die Damen einander darin einig, daß Frau Jolanthe Gurnemann wahrhaftig ein widerliches Geschöpf sei, tokett ohne das natürliche Maß der Schicklichkeit, zudringlich ohne Berechtigung, anspruchsvoll ohne Billigung der Bedürfnisse andrer. Es war eben nicht zu verkennen, daß ihr, der Cochter des geadelten Pächters, im legten Grunde der Catt mangle, den entbehren und mit solcher Entbehrung aus höflichteit sich abfinden zu muffen, man teine zwingenden Grunde gelten lassen wollte. Ja, daß sie — rasch entschlossen spielte Lisa ihren Trumpf aus unverschämt nach den Mannern angle, sei der Gipfel ihrer Pratenfion. Wie unangenehm der teuersten Freundin ihre Bemühungen um Graf Paris sein mußten . . . Die Baronin

harrte der Wirtung ihrer mit dem Cone des herglichsten Bedauerns, wobei fie bie bande der por ihr halb Ruhenden teilnehmend ergriff, ausgesprochenen Worte. Die grauen, verschatteten Augen hatten verraten, was ihre Worte gu verbergen nach einem langjährigen hofleben nur gu geschidt waren, wenn nicht die Grafin im bitteren Dorgefühle, wie nun einmal der Cag aufs ärgerlichste zu verlaufen bestimmt sei, nach dem Austunftsmittel geforscht, der boshaft Teilnehmenden die ganze Cast überzuwälzen, und babei inftinktiv ihre eigenen Blide gleichsam nach innen hatte finken laffen. Konnte fie auch der Nebenbuhlerin aus Stoly nicht zugeben, daß fie eine mare, fie fand ein Wort, das die zu ihrer Plage allzu Kinderreiche tief franten mußte: "Mein Mann beschäftigt mich," fagte fie fpig, "nicht fo uneingeschräntt wie der deine dich, meine Liebste." Jener schof das Blut in das magere Geficht. Ihre gange haltung ließ fie fallen und rief: "Und der beine betrügt dich uneingeschränft, mein Schat!" Die Gräfin hatte sich in bem geräumigen Armstuhle halb erhoben. Die Stirne vorgefentt, die blauen Augen fprühend, rief fie: "Willft du dich etwa felbst damit bruften, weil niemand anders ihm feine Geschmadlosigleit neibet?" Den personlichen Schimpf mit ihrer schneibenoften Waffe parierend, fuhr die Beleidigte auf: "Wohl magit du's Geschmadlosigfeit beigen, gerade eine Frau Gurnemann mit den färglichen Überreften eines Seuers zu beglüden, das in der Che trube genug brennt!"

Unglüchgeligerweise erschien in diesem Augenblide, da die beiden Frauen wie Sechter in mörberischer Auslage einander gegenüber standen, Graf Paris. Das gewohnte lose Scherzwort erstarb ihm auf den Lippen, als er mit dem geübten Blide des stets auf der hut Schleichenden die Situation überfah. Die Baronin, hocherrotet, hielt gehfertig. Er ergriff ihre hand — jest galt es mehr als die Stimmung einer Stunde: galt, die Bequemlichkeit vielleicht einiger Wochen zu retten, das fühlte er - füßte sie galant und zwang fie fanft-gebieterisch an feine Seite. "Geheimniffe, Liebling?" rief er der Gattin gu, die sich langfam in den einer Rubebant abnlichen Sessel gurudfinken ließ, und 30g die Baronin mit fich fort. Außer hörweite seiner Frau gelangt, begann er, die Baronin heftig mit dem Arme an sich pressend: "Was gibt's, was hast du, Lisa? Eine Eifersuchtsigene mit Elvire?" "Abicheulicher!" - noch gitterte die Erregung in der gegen ihren Willen von der vernichteten Gegnerin also bastig hinweggegerrten - "ich verbiete Ihnen, mich fo zu nennen!" - "Warum, meine Gottin?" Er war fteben geblieben. Seine flugen fleinen Augen brudten maglojes Erstaunen aus. "Was babe ich verbrochen - außer an ihr, die du, Boje, jest eben jo schonungslos, scheint's, mighandelt hast?" "Was Sie verbrochen haben, Graf Paris? Sie wagen es, mich zu fragen?" - "Ich wage es", rief der Graf, der längst bei sich festgestellt hatte, daß Lisa der frühmorgendliche Besuch bei Jolanthen verborgen geblieben fein mußte. "Ich wag' es." "Ich aber habe teine Luft, in den Schlamm zu treten, du . . . Sie Wuftling!" fprudelte die Butende. Cachelnd versucht' er's, sie zu faffen. Sie sprang vor der Berührung wie rasend gurud. Er drangte nach. Sie stand an einem Bostett, in das der Weg abzweigend mundete. Sie hineinzwingen, ihr an den hals fallen, ihren Mund, Stirn, Wangen, hals und Augen mit heftigen, sturmenden Kuffen bebeden, war die jahe Cat eines fieghaften Willens.

An ihrer Brust flusterte er: "Innigstgeliebte, banne deine schöne Eifersucht! Du weißt doch, daß ich einzig dir gehöre!" Es gelang ihm, sie unter währenden Liebkosungen zu

beschwichtigen. Arm in Arm verließen sie das Boskett, Lisa mit sich selbst nicht im reinen, verlegen, willenlos. Er bat sie inständigst, mit Gabriel, ihrem Gatten, zur Mittagstafel unbedingt zu erscheinen. Er werde bis dahin alles bei Elviren in Ordnung gebracht, eine förmliche Versöhnung vorbereitet haben. Er half ihr in die Sänste, er drängte sich mit halbem Oberkörper ihr nach und ließ seine schmeichelnde hand eine Weile auf ihrem Knie aufruhen. "Leb" wohl, meine geliebte Lisa," slüsterte er. Und nachwinkend noch: "Auf Wiedersehen!"

Dem langsam Zurückwandelnden ward einigermaßen bänglich bei dem Gedanken, nun vor der Gattin erscheinen zu müssen. Er verzögerte seinen Schritt noch mehr. Aber der in allen Ränken und Abenteuern Erfahrene fand bald den Weg zum Erfolge. An der Windung, die zu ihrem Sitze geleitete, begann er zu lausen. Atemlos scheinbar stand der Geschmeidig-Hochgewachsene vor Elviren. Er kniete nieder. Er stützte seine langen gebräunten hände auf ihre Schenkel, die sie unwillig wegschob. "Elvire, meine Liebste, was hast du?" rief er. "Du siehst einen unglücklichen Gatten im Staube vor deiner Majestät!" Das theatralische Pathos wagte er mit seinem harmlosesten Lächeln, mit einer übertriebenen Geste der Verzweislung zu begleiten.

"Ihr habt gestritten? Sie scheint erbittert, nur mit Mühe ist es mir gelungen, sie zu bewegen, daß sie wiederkehre. Ich habe versprochen, Versöhnung zwischen euch zu stiften. hilf dem Unseligen, der nicht ahnt, was die Unzertrennlichen hat entzweien können!"

Der Gräfin war reichlich Zeit geblieben, zu bedenken, womit die Leidenschaft Lisas sie überschüttet hatte. Ungahlige Male hatte sie sich's wiederholt, daß diese nicht anders batte handeln können, wenn sie nicht Gewißheit besäße, und hundertmal hatte sie selbst bem widersprochen. Nun lag ihr Mann por ihr, den sie scheute, por dessen überlegener Klugheit, dessen Spotte der Enggeistigen immer bangte. Sie war in ihren Entschließungen noch nicht fertig, schwantte zwischen Stolz, Ingrimm, Rache und Zweifel. Er nutte ben Moment. "Die arme Lisa hat dir gewiß, nicht wahr, eine Eifersuchtsszene gemacht? Die gute Seele! Sie liebt mich eben heiß —." Er lächelte boshaft. "Du siehst, wie behutsam ich ihre hoffnungslosigfeit taressiere. Dent doch, Liebste, Suge, wie traurig es der Derblühten ums herz sein mag. So oft fie dich fleht, meine strahlende Aphrodite, wird ihr targer Ceib von Neid geschüttelt. Gönn' ihr die Wonne eines kleinen Wutanfalles. Bebente, die Frau hat sieben Kinder an ihrem dürftigen Busen genährt." Dieses Argument verfehlte seine Wirtung. "Und ich teines!" Keuchend hatte sie's ausgestoßen. Dunkle Rote überzog ihr Antlig. Die blauen Augen schimmerten. Aus seiner Ungeschicklichkeit gestaltete der Graf die zärtliche Schlinge, mit der er die nun in Tränen — Bitterkeit und Nerventranen — Gelöste, eine Caumelnde, einfing. Ginen Arm um den schluchzenden Ceib gelegt, auf sie einsprechend, gartlich-gedämpft wie auf ein Kind, langsam den steil ansteigenden Steig bergan führte der Gewandte die Rat- und Willenlose. Die taum getrodneten Jähren mit vorgeneigtem haupte, so gut es anging, bergend, schritt sie nun raich an der stumm-erstaunt aufblidenden Jungfer porbei in das innerste ihrer Gemacher. Doch sich der Abspannung hinzugeben, ließ ihr der Gatte nicht Zeit, wohl erwägend, daß es jetzt auf rasche Übergänge ankäme, jähen Szenenwechsel. Er schiette die Zofe sofort hinter ihr drein, selbst noch in der Tür mit sorglos heitrer Stimme mahnend, sich bei der Toilette nicht zu versäumen. (Soluß folgt.)

Eine Geschichte der russischen Literatur.

Don Th. G. Majaryt.

Professor Brückner ist Slawist und Literarhistoriter, und es kann darum meine Aufgabe als Referent nicht darin bestehen, sein neues Buch* von dem speziellen Standpunkt seines sachmännischen Beruses zu beurteilen; ich mache auf die Publikation im Zusammenhange mit der russischen Literatur ausmertsam, über die ich in der "Ö. R." zu berichten pslege. Auf den Zusammenhang der russischen Literatur mit den sozialen und politischen Deränderungen habe ich in der Beurteilung der gegenwärtigen Revolution (2. Sebruar 1905) hinlänglich hingewiesen; das Buch von Brückner bietet für diese Betrachtungsweise viele Belege im einzelnen wie auch als Ganzes.

Über die alte Literatur gibt Brückner in zwei kurzen Kapiteln nur eine Einleitung; in siedzehn Kapiteln wird die neue Literatur seit Katharina II. dargestellt. Die Epochen, Richtungen und einzelne Persönlichsteiten werden in großen Jügen charakterisiert, der Leser erfährt sehr viel und geschickt gewähltes Detail. Brückner seht seine Geschichte bis in unsere Tage sort, der deutsche Leser erhält derart eine willkommene Fortsehung des trefslichen Buches von Reinhold.

Brücher faßt die russische Citeratur als Weltliteratur auf und bringt das dem Ceser durch zahlreiche Dergleiche mit den westlichen Citeraturwerken zu vollerem Bewußtsein; Rußland beurteilt er vom europäischen Standpunkt. Die Darstellung ist lebendig, stellenweise glänzend, obwohl es für mich mißlich ist, den deutschen Stil eines Slawen zu beurteilen; vielleicht dürste der Deutsche das und jenes zu bemängeln haben. Die Charakteristik der literarischen Persönlichkeiten und Werke ist im ganzen gelungen, die Sülle des Stosses ist mit gewandter Ökonomie bewältigt worden; überhaupt muß die Cektüre des Buches um ihres reichen Inhaltes willen und zur Orientierung über die russische Citeratur bestens empsohlen werden. Ich habe das Buch in einem Zuge von Ansang bis zu Ende gelesen, so hat es mich gesesselt.

Die russische Literaturgeschichte bietet spezielle Schwierigkeiten, weil die Kenntnis der russischen Sprache doch gering ist; da entsteht gleich die philologische Frage über die Transstription der russischen Namen und Wörter und man kann darüber verschiedener Ansicht sein, ob und wieviel von russischer Bibliographie angesührt werden soll, ob nicht wenigstens die deutschen (eventuell auch die französischen und englischen) Übersetzungen der russischen Werte aufgezählt werden sollen. Professor Brückner führt gar teine Bibliographie an, im Text werden nur die Titel der besprochenen Werte geboten. Das hat seine Dorteile, aber auch Nachteile — eine kritisch gesichtete Bibliographie ermöglicht die Einsicht in den Literaturbetrieb, gibt sozusagen das Leibliche des literarischen Geistes.

Die relative Unkenntnis der russischen Derhältnisse und des russischen Lebens nötigt den Literaturhistoriker, auf die Kulturentwicklung Rußlands sorgfältiger einzugehen; bei Brückner zeigen die ersten fünf Kapitel schon durch ihre Überschriften (z. B. "Katharina II. und ihre Zeit") das Allgemeinere, das Kulturgeschichtliche an; in den späteren Kapiteln werden die literarischen Persönlichkeiten (z. B. Kapitel VI.: Puskin) und Gattungen (z. B. der Roman, die Satire u. s. w.) vorgeführt, die Schilderung der späteren Spochen von kulturhistorischer

^{* &}quot;Gefchichte ber ruffifden Literatur", von A. Brudner. C. S. Amelangs Derlag, Leipzig, 1905, 508 S.

Seite tritt in den hintergrund; das fällt auf, weil die ersten Epochen bis auf Alexander I. ausdrücklich hervorgehoben und geschildert werden.

Brückner gibt nur die Geschichte der sogenannten schönen Literatur; auf die wissenschaftliche und philosophische Literatur nimmt er nur gelegentlich Rücksicht; ich glaube, eine moderne Literaturgeschichte sollte auch das wissenschaftliche Gebiet, wenn auch nur zur Verstärtung der Charakteristik der poetischen Literatur mit heranziehen. Bei der russischen Literatur dürfte das um so wirksamer sein, als der Zusammenhang der Wissenschaft und Literatur ein sehr inniger ist. Auch wäre eine zusammenfassende Darstellung des russischen Zeitschriftenwesens am Platze gewesen.

An der russischen Literatur interessiert den Westler naturgemäß der Ideengehalt mehr als die kunstlerische Seite, weil er (im allgemeinen) der Sprache untundig ist, die ruffifche Literatur ist ihm eigentlich nur Übersetzungsliteratur; darum wird der Russe und ber des Russischen Kundige eine deutsch geschriebene russische Eiteraturgeschichte gang anders lesen als der Deutsche selbst. Wenn ich darum die Brücknersche Darstellung des Ideengehaltes beurteilen soll, so wurde ich sagen, diese sei ganz gut, die Zeichnungen der Charaftere in den Dichtungen und ihre Dichter kenntlich und getreu, aber ich würde öfter schärfere Umrisse und sattere Sarben wünschen. Ich glaube nicht, daß der philosophische Standpunkt den Autor daran gehindert hat; Brüdner sieht nämlich die religiösen und metaphysischen Fragen als "Romantit" an und ein solcher Liberalismus macht in metaphysicis farbenblind. Aber Brudner hat auch ein gut Teil des Renanschen historischen Sinnes und Anpassungsvermögens, und darum, glaube ich, beruht der erwähnte Mangel nur auf dem Außerachtlassen der religiösen und philosophischen Grundfragen. Das beißt: eigentlich bespricht Brudner diese Fragen auch, wo er über die einzelnen Dichter handelt, aber das geschieht mehr ad hoc, der Ceser gewinnt nicht den richtigen Einblid in die Probleme und er gewinnt auch tein Bild ber Entwidlung in der Sosung dieser Probleme, während doch das russische Denken verschiedene und gang interessante Stufen der Entwicklung durchgemacht hat. Brückner weiß ganz gut und weist es auch nach, daß die neue ruffifche Citeratur unter bem entschiedenen Einfluß europäischen Dentens gestanden ift. Aber wie hat dieses europäische Denken auf die Russen gewirkt, wie haben sie biefe Einflüsse verarbeitet und wie hat sich das russische Denken entwickelt? In concreto, wie hat der Einfluß der Philosophie von Kant bis Seuerbach gewirkt? Wie hat speziell ber deutsche Idealismus gewirkt? Wie hat nebenbei der Einfluß der deutschen und engliichen Literatur gewirkt, und wieder ganz konkret: wie hat Goethes "Saust", Byrons "Manfred" und "Kain" u. s. w. gewirtt? Auf die schulmäßige Sormel gebracht: wie hat ber germanische Individualismus und Subjektivismus ("Idealismus") auf die Russen gewirtt? Russen — b. h. die von der Orthodorie, ihren Ideen und Methoden großgezogenen Ruffen.

In diesem Sinne, sage ich, ist der Ideengehalt der einzelnen großen Dichter, DichterDenker nicht scharf genug dargelegt; das vermißt man gerade bei denjenigen, bei denen
das Religiöse eine so große Rolle spielt. Es genügt 3. B. nicht, an Puštin "bigotte"
Tendenzen zu rügen — die Sache hat einen anderen, und gerade bei Puštin einen tieseren
Sinn. Es ist eben seit Puštin fast bei allen großen Dichtern das religiöse Problem eines
der wichtigsten — gewiß bei Gogol, Cermontow, Tolstoi, Dostojewstij; aber auch
Turgensew, Saltytow und die übrigen haben für diese Seite des russischen Seelenlebens

Sinn und Gedanken gehabt. Und selbstwerständlich müßte die Derschiedenartigkeit der Auffassung des Problems nach Epochen und Charakteren dargelegt werden. Ich zweisse z. B., ob man von Tolstoi sagen könne, es fehle ihm jeglicher Glaube; auch Dostojewskijs Religiosität wird nicht genügend charakterisiert. Die neueste an Dostojewskij und den Philosophen Solowjew anknüpsende religiöse Richtung kommt nicht zur Geltung und doch hat sie ihre große Bedeutung.

Dom rein tünstlerischen und östhetischen Gesichtspunkt aus hätte Brückner 3. B. bei der Darlegung der Grundideen der Karamazows auf eine Vergleichung mit dem "Saust" und wohl auch "Manfred" eingehen müssen, um die Eigenart des russischen Titanismus darzulegen. Dostojewskij provoziert ja diesen Vergleich selbst, wenn er uns den russischen Mephisto vorsührt und ihn selbst an dem Goetheschen mißt.

Diese Nichtbeachtung der Philosophie merkt man auch an der Darstellung der russischen literarischen Kritik. Diese Kritik, das alter ego der Literatur, ist für Russland so charakteristisch; sie war und ist die führende Geschichts- und Sozialphilosophie, sehr oft die leitende Politik, das Surrogat des Parlaments. Und da hätte die Bedeutung der deutschen Philosophie, zumal hegels, mehr betont werden müssen; auf Seuerbach, der einen so entscheidenden Einsluß auf herzen, Bakunin, Belinskij und die Kritiker der Sechzigerjahre ausgeübt hat, wird kaum hingewiesen.

Weiters haben wir das Problem des Sozialismus; auch das sticht bei Brückner nicht genug hervor, und doch ist eine turze Characteristik des Sozialismus schon darum notwendig, um nicht nur die Kritiker, sondern auch die Narodniki und besonders auch Dostojewskij sachlich zu characterisieren. Dann würde auch die margistische Bewegung nicht nur erwähnt werden.

Im einzelnen ließe sich für eine Neuauflage mancher Wunsch vorbringen. Bei dem Philosophen Solowjew 3. B. burfte der hinweis auf feine "Drei Gespräche" nicht fehlen. Bei der Ermähnung der ruffifchen Literaturhiftoriter ift mir aufgefallen, daß von Eva. Solowjew (= Andrejevie) gesagt wird, er behandle die ganze Literatur vom Standpuntte der Bauernfrage, das ift ein Irrtum; Golowins Geschichte des russischen Romans wurde ich nicht hervorragend nennen. Mit Recht wird der Kritifer Dolnnstij angeführt und sein Cotschweigen seitens der liberalen (übrigens auch tonservativen!) Literarhistoriter getadelt; allein das uneingeschränkte Cob, das Volynskijs Kritit gezollt wird, mußte im Interesse Dolynstijs tritisch belegt werben. Untritisch scheint mir Brudner, wohl im Anfcluß an Volnnstij, von Belinstij das Urteil zu fällen, er habe sich sein Wissen irgendwie gusammengestoppelt; Brudner, sowie Dolonstij find da im Unrecht; es tommt bei Belinstij nicht nur auf das Wiffen, sondern auch aufs Denten an und gedacht hat Belinstij genug und oft fehr gut. Brudner ichreibt, im Gegenfat zu Belinstij, Turgenjew ein gediegenes Wiffen zu - das ist wohl zu viel gesagt und paßt taum zu dem gelegentlichen Urteil, daß Turgenjew zu tieferen Ideen überhaupt nicht anrege (in dieser Allgemeinbeit ist bas nicht ganz gerecht). Die Charafteristik Dostojewskijs ist wohl nach Volinskij durchgeführt; daß das "Saust". Droblem übersehen wurde, habe ich schon angeführt, ebenso ift der Inhalt des "Idiot" ungenügend charafterifiert, auf den Roman "Podroftot" (Nachwuchs) ist ganz vergessen worden; wie überhaupt das Problem der Regeneration aus der Dekadeng nicht scharf genug bervorgeboben wird. Auch das "Tagebuch des Schriftstellers" hatte beffer gewertet werden follen.

Chronit.

Enrit.*

Es sind ausschließlich österreichischen Dichter, die ich diesmal den Lesern der "Osterreichischen Rundschau" vorzustellen die Ehre habe, und die Mehrzahl von ihnen scheint mir ernster Beachtung wert. Ja, einer ist unter ihnen, der mehr als unser Interesse, der unsere ganze Liebe verdient, dessen Lieder sich, wenn nicht alles trügt, binnen türzester Zeit im herzen des deutschen Dolkes einnisten werden, und dessen des deutschen Jolkes einnisten werden, und dessen Jahr 1905 die Signatur verseiht wie die Sammlung dem hofmannsthal und Schautal dem Jahre 1904.

Er beißt Frang Karl Gingten, ift im Jahre 1873 in Pola geboren und lebt in Wien als Zivilbeamter des t. u. t. militargeographiichen Instituts. Er hat außer einer erfolgreichen Dichtung für Kinder ("hatschi Bratschis Cuftballon", 1905) icon im Jahre 1901 einen Gedichtband "Ergebniffe" veröffentlicht, der giemlich unbemerkt vorüberging; ich erinnere mich, ibn durchgeseben und unter vielen ichwacheren ein folechthin volltommenes Gedicht barin angetroffen zu haben, das mich ein für allemal stutig machte und bewog, ein absprechendes Urteil über den Derfasser gurudguhalten. Ich habe ihn feither nicht mehr aus den Augen verloren, und alles Neue, was Gingten inzwischen in Seitschriften bat bruden laffen, bestärtte mich darin, wie fehr recht ich damals hatte, auf Grund jenes einen Gedichtes Bedeutendes von dem jungen Dichter zu erwarten.

Diese neuen Gedichte liegen nun in einem schönen, vom Verleger C. Staadmann in Ceipzig und dem Wiener Architekten Alfred Keller liebevoll hergestellten Buche gesammelt vor, das Ginzlen "Das heimliche Cäuten" genannt hat.** Ein kurzes Gedicht "Gebet in tiefer Nacht" ersläutert den Citel:

> Jüngst betete ich, o Nacht, zu dir! Mein Welb lag schlummernd neben mir. Sanft gingen unsre Atemzüge.

3ch betete: Du stille Nacht, D halt' ob unsern Clesen Wacht. Daß uns in Cages Carm nicht sehle Das heimliche Läuten von Seele 3u Seele!

So rubten wir aus von des Cebens Lüge.

3ch betete: Du kille Nacht, Hali ob dem Glüd der Armut Wacht! Wir wußten sein irbildes Gut zu erbeuten, O schüß uns der Seelen heimliches Läuten!

* Vergl. Band IV., Heft 47 der "Ofterreichischen Rumbschau".

"Das heimliche Cauten". Neue Gedichte von Franz Karl Ginzten. Buchschmud von Alfred Keller, Wien. (Cetpzig, Verlag von C. Staadmann, 1906.) Ich finde den Citel so glüdlich gewählt, weil wirklich in den Strophen Ginztens ein heimliches Geläut ist, das man bei anderen Enritern unserer Generation vergebens suchen dürste. Damit meine ich nicht etwa das musikalische Element, das sa bei George und Dehmet, hofmannsthal und Rilks so sebelhaft reich ausgebildet ist, sondern ein seelisches. Ginztens Gedichte haben eine Innigkeit, die heute selten geworden ist: die Innigkeit eines unverdorbenen, nicht blasierten und nicht komplizierten, ganz und gar unmodernen Gemütes. Wie Kindesaugen blickt es aus ihnen hervor.

Dies ist ihr tiesster Reiz, und man wird zugeben, daß gerade der am schwierigsten zu analysieren ist. Warum hat der scheue Dust der Deilchen etwas so Rührendes, oder der parabiessiche Glanz der Maiglödchen, oder die Meigung eines sansten Mädchennadens, oder der Con mancher Stimme? Don alledem ist etwas in den Dersen des neuen jungen Dichters: geheime Süßigkeit, Unschuld der Jugend, die Demut vor der unendlichen Schönheit, unendlichen Ciefe des Lebens, und eine warme ergriffene Stimme.

Ich finde keine Analogien für diese neuen Gedichte in der zeitgenössischen Lyrik, ich finde sie am ehesten unter den Gedichten unserer Biedermeierzeit, der Zeit, "als der Großwater die Großmutter nahm". Damals, als Uhland und Eichendorff schrieben, standen der deutschen Lyrik Tone von der schlichten herzlichteit reich-lich zu Gebote, die hier wieder erklingt.

Eindringlicher als alle Beschreibung moge ein Beispiel reben.

Seliges Enbe.

Und lieg' ich einst im Grabe, Noch weiß ich nicht wann und nicht wo, Es wird eine Stunde kommen, Don der ich im Traume vernommen, Die Stunde, die träumte mir so:

Es werden drei Wölslein ziehen Schneeweiß durch die sonnige Luft. Sie bonmen mit wehendem Winde, Sie werden mir senden gesinde Ein Leuchten hinad in die Gruft.

Es werden dret Mägdlein kommen, Sich flaum ihrer Schöne bewuht. Sie pflüden sich Blumen vom Grabe Und heften die dustende Gabe Sich still an die knospende Bruk.

Drei Wanderer werden dann tommen. Don ferne schon dröhnet ihr Schritt. Es singen die därtigen Jungen Ein Lied, das ich selber gesungen, Einst, als ich noch liebte und litt.

Die Mägblein werben bas Singen Dernehmen mit brautlicher Scheu. Das bleibt nicht den Unaben verschwiegen, Drei Parchen werben fich wiegen Jen Cange und immer aufs neu!

Mein Berg wird horen im Grabe, Bevor's zu Staub zerfällt, Das Pochen der tanzenden Sühe Wie lehte verzitternde Grühe Der schönen verfinkenden Welt.

Bei aller Wehmut, welche Suge, welcher Abendionnenglang in diefen Gedichten. . . fier gibt es folche, über denen Richter und Schwind andachtig die ergrauten haupter geneigt hatten: deutsch und treu, voll heimlicher, aber tiefer Dafeinsfreude, bei reifer Kunft icheinbar funftlos. . . . Und daneben fteben andere, feierlich und geheimnisvoll wie die mondbeglangte "Novelle", die, wenn fie Klinger in drei Blattern rabiert hatte, gu feinen ichonften 3ntlen gehoren murde; und wieder andere, gelpenftifc und bennoch voll bunter Realitat wie gewisse Bauernbreughels, etwa die beiden in Neapel ("Cang ber Blinden"); und dicht baneben die ausgelaffenfte, blubende heiterfeit rotblutiger Jugend wie in fast allen Gedichten diefes entjudenden "Grotesten Intermeggos"! Wer tonnte, wenn er es einmal vernommen, das übermutige "Kalifen-Lied" vergeffen, oder gar die lebenatmende Bufte Marthas, der Studentenbraut (.. Die verlorene Tochter"). Und dies alles burch. drungen von Mufit, von der gangen Mufit einer öfterreichifchen Dichterfeele!

Es erfüllt mich mit Genugtuung feststellen gu tonnen, daß die reichsdeutsche Dreffe der überragenden Bedeutung diefer Neuericheinung vollfommen gerecht wird; obwohl erft wenige Dochen feit der Publifation des "fieimlichen Cautens" verfloffen find, mehren fich von Tag gu Tag die Stimmen, die in Gingten einen neuen Stern am himmel des deutschen Gedichtes begrußen. Wir jungofterreichischen Enriter aber haben alle Urfache, auf diefen

neuen Kollegen ftolg gu fein.

Oft habe ich mich bei ber wiederholten Cettitre ber Gebichte Bingtens gefragt: wer unter ben Geutigen tonnte biefen Con noch treffen, diefen herglichen, warmen, deutschen Con, der fo unmittelbar gum Bergen geht; und ich fand als Antwort immer nur den Namen Martin Greifs. Sonft freilich herrichen Derichiedenheiten genug zwischen den beiden, in der Stoffwahl, im Technischen (Greif ist in seinen spezifischen Sachen vor allem viel tnapper als Gingfen) und in anderen Dingen; als einen eigentlichen, bis in fleine technische Einzelheiten von feinem Meifter abhangenden Schuler Martin Greifs aber tann man einen andern Jungwiener Enrifer bezeichnen, der vor furgem mit einem zierlichen Bandchen hervorgetreten | Ceipzig bei Georg Muller, 1906.

ift: Frang himmelbauer mit feinen "Gebichten".*

3ch bin nun freilich fest überzeugt, bag diese Abhangigfeit nicht auf bewußter Nach. ahmung, fondern auf einer Art von dichterifcher Wahlverwandichaft beruht, die fo weit geht, baß fich fogar die gemiffen reigvollen Unbehilf. lichfeiten der Greifichen Wortstellung himmelbauer wiederfinden.

Wie Greif bevorzugt himmelbauer bas fleine, gartumriffene, objettive "Naturbild". In fnappen Ausschnitten gieht das gange unendliche Epos der Jahreszeiten an uns vorüber, von den fruben Jeiten, mo die Obitbaume

... "über Nacht Wie von Jauber übergoffen Dastehn in erschrodner Pracht",

bis gu den Abenden, wo

"Aus ben Rebeln lofen ftill, Silmmernd fich die erften Sloden".

Dies alles gespiegelt von einem reinen Gemut, einer liebensmurbigen menichlichen Derfonlichfeit. Sie ift uns ichon aus zwei alteren Buchern himmelbauers entgegengetreten, in den fleinen Geschichten und Gedichten in Profa des "Waldfegens" und der "heiligen drei Brunnen". Damals hat Michael Georg Conrad, der immer Teilnehmende und Junge, icone Worte gefunden gur Bezeichnung diefer Perfonlichfeit: "Stillen Menschentums leifes Wiedertonen. Heine Sturmflut. Ruhiges Wogen und Wellen wie über Sommergrafer unter hoben Baumen. In findlicher Reinheit fpiegelt fich das Beschaute. Rührende Bildchen, oft voll garter Naivitaten. Ein Buchlein für Menichen mit reinen Seelen, mit Kinderhergen." Diefe Charafteriftit ftimmt auch gu den Derfen fimmelbauers; hingutritt bei ihnen ihre ungemeine Sangbarteit. Oft fühlte ich mich bei ihrer Cetture versucht, ihnen die glodentlaren folichten Weisen altväterischer Singspiele unterzulegen.

Don feiner fympathifchen, gemutvollen Art, die Dinge diefer Welt anguichauen, ein turges Beispiel:

Angebenten:

Wenn nur ein einziger Sonnenichein In meine Hammer drange! Dann mar' ich nimmer jo allein, Dann mar's mir nicht gu enge

Wollt' ihm gar vieles anvertrau'n, Ihn hatichein wie ein Liebchen, Und alles durft' er fich beichaun In meinem armen Stubchen.

Doch dort ben Rofen well und tot Mugt' er wie Frühling lachen, Dielleicht, daß fie zu legtem Rol, Bu legtem Duft erwachen.

Freilich, nicht alle feine Gebichte find fo rein wie diefes; in manchen ftoren falfche Sentimentalitäten (vergl. ber "Geburtstag", befonders in der Schlußstrophe), anderwarts Brandet man an projaifden Sandbanten ("Nie noch hab ich so empfunden das Geheimnis der Matur" beißt es auf einmal furchtbar birett mitten in einem sonft febr lieben und ftillen Winternachtgedicht) oder man strauchelt über einen häßlichen Auftriagismus ("Ober (!) meinem Aug'"). Dergleicht man ihn mit Gingten, fo erfceint dieser sofort als der originellere. tiefere und vielgestaltigere Dichter; vergleicht man aber anderseits 3. B. seine alpinen Gebichte (wie die "Klarung im Gebirge" ober der "Inn unter Kufftein") mit benen des jungft bier angezeigten Jung-Cirolifden "Bergbreviers", fo empfindet man fehr ftart himmelbauers Inrifche Qualitaten. Er hat eben Mufit im Ceibe, und das ist nun einmal in aller Eprif die hauptsache. Und die heimische Candschaft mit ihren uralten, ewig gleichen, simpeln Senfationen grußt so vertraulich aus diesen hellen Strophen wie aus ben farbigen Lithographien der Karlsruher und hans Thomas. Ich möchte ben Liebermund, der fich hier aufgetan hat, in dem reichen Kongert der modernen deutschöfterreicifchen Eprif nur ungern miffen.

Weder Gingtens noch himmelbauers Gedichte haben etwas spezifisch Modernes, sie tonnten ebenfo gut in ben Jahren entstanden fein, als Konrad Serdinand Mener und Martin Greif ihre besten Sachen schrieben. Auch die Gebichte Bebba Sauers*, ber jugendlichen Gemahlin des Prager Germanisten, weisen gunachft auf eine altere Epoche ber beutschen Enrit gurud. Ihr Citel ift ber Anfang einer iconen Geibelichen Strophe ("Wenn es rote Rofen foneit, wenn es Liebe regnet, öffne, herz, dem Glud bich weit, das fo hold bich fegnet") und das an Geibel gerichtete Widmungsgedicht enthält die Erinnerung an einen Befuch feiner Daterftadt Lubed. Aber die Dichterin felbst ift nichts weniger als eine Geibelianerin, vielmehr gibt ihre Modernität derjenigen ihrer engeren Candsleute und Inrifden Kollegen R. Schautal und R. M. Rilte nicht viel nach. Ders und Reim behandelt fie fehr frei, die geichlossenen Sormen scheint fie geradezu zu perhorreszieren, wenn fie gestalten will, versagt ihre hand, sie gibt fast ausschließlich Stimmungen. Modern find ihre gewagten Epitheta ("blonde Wellen", "faphirner Wind", "weiße Cone" u. dgl. m.), mobern ihre fuhne Bilblichteit. "Septembergelbe Walder faumen den ftillen Cag" heißt es in dem Gedicht an den

" "Wenn es rote Rosen schneit." Gebichte von Hebba Samer. Mit Bilbern von Richard Teschner. Verlag C. Bellmann. Prag, 1904. Derfasser des "Innozenz"; und practivoll wird anderswo der Gerbst personifiziert:

... "Durch Busch und öweige war der milde herbst, Ein aufgescheuchtes Jagditer, hingestohen.
Noch immer sah man seine rote Spur —
Blutstropfen gleich, ein rotes Blatt am Wege,
Eins hier im Gras und viele dort am Busch,
Als hätte der schlanke, wundenrote Leib
Sich durchgedrängt und hätt' den Busch gefärbt."...

hier wird gewiß jedermann gerne mitgehen; andere Bilder freilich sind nicht mehr aus der Anschauung geboren und daher mißraten:

> "Ein grauer Beiger steht der Russichtsturm Im Bifferblatt des weiten, grunen Candes."

Auch dies ist caratteristisch für die Modernität dieser neuen Gedichte, daß gerade die besten unter ihnen etwas Arabestenartiges haben: einen Inhalt so zart, daß ihn ein Windhauch sorttragen könnte. Ich denke hier an das schone kleine Gedicht von der mondbeschienenen harse auf dem Steintisch im Iasminrondell; oder an jenes von dem normannischen Pagen, der an einem Frühlingstag den Bach entlang geht und von seinem Mädden träumt; oder an das süße, sleine, an Möride erinnernde, von dem ersten Deilchenblau zwischen dem toten Laub des Vorjahrs. Eine dieser Arabesten möge hier eine Stelle sinden, sie heißt:

Miniatur

kjinter einer įpanischen Wand Don grünen Ruhbaumblättern Steht ein weihes Schlöchen in tiesem Sand, Weit von der Stadt und den Städtern. Freitreppen seuchten eseugeschmüdt, Die Stusen sind jonnbeschenen, An Stelle der Casalen büdt Sich ein Troh von Balsaminen. Dort hängen in einem weihen Saal Zwischen alten Spiegeln und Uhren Zwei Blidhen: Der Graf und sein Gemahl, Elsenbenminkaturen.

— Er jah Streit und Kampf und Donner und Blig Städte, Länder, Meere und Strue,?
Don alldem blieb nur ein leichter Rig
Auf jeiner Elsenbeinstrne.
Sie jah Jugendluk kommen und Jugendluk zieh'n,
Liebe kam und ist gegangen,
Und nur ein Tröpssein Karmottin
Lebt noch auf den Elsenbeinwangen.
In dem weihen Schloß im Nuhbaumsleid
Bei den bunten Balfaminen
War es, wo unjer großes Leid,
Unser Gilled mir stein erschlenen.

Es ist tein Zweifel, die besten Gedichte dieser jungen Frau haben einen ganz besonderen Dust, eine ganz besondere Grazie; sie sind voll neugieriger Verliedtheit in das Leben, als ob sie ein schlanker, traumseliger Cherubino gedichtet hätte: "Mein Boot heißt Sehnsucht und mein Sährmann Traum." Ihre Wurzeln sind weitverzweigt: hier ist es die seudale Balladenwelt Schottlands, dort ist es eine alte Empireuhr oder

eine Elsenbeinminiatur oder ein Bild von Watts oder Bödlin, aus deren Stimmungsgrund die blauen, tonenden Gloden dieser Verse aufsprießen; und neben und über solchen "Erinnerungen aus der Kunst" entfaltet sich ein reiches, unmittelbar persönliches Erleben der Dichterin vor dem grauen, turmreichen hintergrund des

alten Prag.

Eine nachdrüdliche hervorhebung verdient die Ausstattung des Bandes. Richard Cesch ner hat ihn mit originellen, farbigen Lithographien geschmüdt, die so gut sind, daß man bei ihnen an die Pastelle L. v. hosmanns denken dark. Es ist dieselbe delikate Weichheit der Linie, dieselbe Märchenhastigkeit der Farbe; ganz personlich aber ist der findlich spielende Charakter ihrer Ersindungen. Auch die schwarzsweiser und verschwörketten Unpen des Druckes, an denen Leschner wohl unschuldig ist, passen wenig zu dem hellen und zierlichen Con der Verse hedda Sauers.

Derfelbe Zeichner bat bas Lieberbuch eines anderen jungen Drager Autors, Osfar Wieners "Das hat die liebe Liebe getan"," mit einer "Citeltapete" und einem "Sinnbild" ausgestattet. Diefes Sinnbild, eine gangfeitige Beichnung, zeigt ein von der Matur recht ftiefmutterlich behandeltes Liebespaar in jener phantaftifchaltdeutschen Cracht, wie fie Dogeler liebt, am Steinernen Rand einer Stillen Waldquelle figend, aus deren Spiegel ihnen ihr Bild in munderbarer Derflärung entgegenkommt: aus dem armfeligen Burichen ift ein Pring, aus dem dürftigen Madel ein anmutvolles Konigstöchterlein geworden . . . Dies ift wirfliche Poefie, die fich fo nur mit zeichnerischen Mitteln ausbruden ließ . . . Uber den Buchinhalt felbft darf ich mich turg faffen, da wenig Erfreuliches barüber gu fagen ift. Man tann aus ihm erfahren (wenn man es nicht icon fonft mußte), daß es auch icon ein mobernes Inrifches Klifchee gibt: Besonderheiten der neuen Inrifchen Technit, die noch por turgem apart wirften, hier aber burch falfchen und übermäßigen Gebrauch läftig fallen. Wieners Sammlung wimmelt von dunnen, nichtsfagenden Motiven, die pratentios "aufgemacht" find und bicht baneben fteht anderes, bas naiv und findlich fein foll und doch nur lappifch ift. Alle möglichen Geften ber modernen Enrif und feine Spur von einer dichterischen Perfonlichteit. Die paar Talentproben, die das Bandchen unleugbar enthalt ("Kleine Stadt", "Junge Frau", "Im Sturmwind", "Nippes") tonnen neben bem vielen teils Richtigen, teils Schiefen und Dergerrten nicht auftommen, und überhaupt -

liegt das "Talent" heutzutage nicht auf der Straße und ist billig geworden wie Holzwolle? Was Wiener noch fehlt, ist nicht wenig: bei der Konzeption die blitzartige Erlenntnis des Wertes oder Unwertes eines Motivs und bei der Ausführung die strenge fünstlerische Jucht. Jest kommt er noch allzu oft in den Sall, sier ein gutes lyrisches Aperçu durch "schlampige" Behandlung zu verderben, dort einen armseligen

Einfall parademäßig aufzupugen.

Beides: ftarte Motive voller Eigenleben und Triebfraft und eine hohe Dollendung des Sormalen finde ich in den Gedichten, mit denen der bisher vornehmlich als Novellift, überfeger und Kritifer tatig gewesene junge Wiener Otto haufer nun auch als Eprifer bebutiert. Otto hauser hat im Caufe ber letten Jahre gablreiche Gedichte aus vielerlei Sprachen (porwiegend aus dem Englischen, Grangofischen und hollandifden) übertragen; über die Ergebniffe biefer Bemühungen mag man urteilen, wie man will (ich felbft erinnere mich, feine Derdeutschung pon Roffettis . House of life« feinerzeit mit wirflichem Dergnugen gelefen gu haben) ficher ift jest jedenfalls dies eine, daß diefe intenfine Catigfeit feiner eigenen Inrifchen Droduttion in hohem Grade zugute gefommen ift; dafür ist jedes Gebicht feines "Reigens der ichonen Grauen"* ein vollgultiger Beleg.

Es ift nicht leicht, vom Wefen diefes mertwürdigen Wertes eine ausreichende Dorftellung gu geben; vielleicht hilft die Bezeichnung "praraffaelitifche Enrit" am ficherften gum Siele. Dies brangt fich zunächst auf, daß im hauseriden Reigen falt alle weiblichen Lieblings. figuren des Burne-Jones, Rossetti und Watts auftauchen: Eva und Lilith, herodias und Salome, Aftarte und Diviane. Aber die Dermandtichaft ift tiefer und innerlicher; die Art ber dichterifchen Phantalie, die bier am Werte mar, ift jener Phantafie verwandt, aus der die glühenden Geroinen der Bibel und des feltischen Sagentreises auf die Leinwand jener englischen Maler getreten find. Und weiter: fo gebrangt voll wie jene Gemalbe, auf denen auch nicht ein malerisch nichtssagender Puntt ift (Rustin verglich fie einmal im Scherg mit vollgepadten Koffern), fo reich wie die Sonette Roffettis, fo dicht find auch die Strophen diefes Reigens; da ift feine leere Stelle, fondern alles voller Anichauung, ein fprechender Jug reiht fich an den andern; und wie Roffetti einmal gesagt hat, ein icones Bild muffe etwas Schmudendes, etwas von der Schönbeit eines Juwels haben, fo icheinen die Worte in den Derfen haufers manchmal aufzuglüben, fo reich find diefe an pruntvollen, feltenen und erotifchen

^{*} Osfar Wiener: "Das hat die liebe Liebe getan". Ein Clederbuch. Citeltapete und Sinnbild von Richard Teschner. I. C. Eruns' Verlag, Minden L. W., 1905.

[&]quot; Otto Haufer; "Der Reigen der ichonen Frauen". Derlag von Adolf Bong & Co. in Stuttgart. 1905.

Worten; sie erinnern an das goldene Gewand seiner byzantinischen Isaura, das so üppig mit Edelsteinen bestickt ist, daß es "wie mit hundert Augen blickt".

häufige fühne Enjambements und häufige Derschiebungen des Atzents (3. B. "Aber herzrote Liebesvögel giehn" als fünffüßiger Jambus) geben seinen strenggebauten Strophen eine atemlose haft, und wie im Sieber raft der tolle Reigen der iconen Frauen an uns vorüber: die porzellanene Bierlichfeit der Murafati und der perverse Reig der fnabenhaften Aglaja, Eva, die ungeheure mutterliche Gestalt, von ungewissem Licht umflossen (eine Sigur, die ben Schatten von Watts herausfordert), und das raffige, jubifche Profil Judiths (hier ift haufer vielleicht von dem eindruckvollen Bilde Klimts angeregt), die schaurige Sirene und Diviane, die Morderin Merlins, von Algamil verftogen, im Wahnsinn den wilden Wald von Bregilian durchirrend, Isabeau mit ihrer Sichelhaube und den bligenden Schlehenaugen ("ift immer guter Caune, weiß von hundert Frauen das Abelfte und sagt es so, als war' es gar nicht möglich, so verwundert") und Blessie, die als Bettlermaid verfleidete Cadn des füßen Gainsborough, mit blauen Augen, die "für des Lebens Mote selig blind" find, und bann wieder Altarte und 3fis, zwei Geftalten von urweltlicher Größe, umbrangt von den Schauern einer erhabenen Mnstif . . .

Aber ich bemühe mich vergebens, von der Mannigfaltigkeit und Intensität dieser Träume einen Begriff zu geben. Sicher scheint mir dies, daß nur ein Wiener Dichter so reich von den Frauen träumen konnte; und wenn ich nun eines dieser Bilder aus seiner Umgebung herausheben soll, um es vernehmlicher von dem neuen Buche zeugen zu lassen, als jedes Referat vermöchte, so fällt mir die Wahl herzlich schwer. Ich enticheide mich für die

Sirene.

Sirene ruht, wie sie dem Meer entstiegen, Am sonneblendenden Cagunenstrand; Noch grünlich von den blauen Wogen, schmiegen Die nackten Glieder weich sich in den Sand.

Die Arme pressen rund sich um die Brüte, Aus deren Unospen icon wie Milch entitäuft, Und wenn ein Windbauch ihre Cende füßte, Ihr's wie ein Schauer, der sie überläuft.

Seucht von den Wellen hängt ihr haar in Strähnen, Grün wie das Meer in jeiner Sinsternis, Und ihrer eine Intricht sie mit den Jähnen Wie eine Binte, mit verhalt'nem Bis.

Die eingefniffnen Augen aber blinzen Ins hellste Licht des großen Seuerballs. So lauert sie auf einen Sonnenprinzen, Den will sie fussen uns den weißen hals.

Und fühlt schon vor ein seltsamlich Gelüste, Sich einzubeihen, wo die Ader Kopft, Und wiegend schaufelt sie die schweren Brüte, Aus deren Knospen grüner Geiser tropft . . .

Diefe Sirene ift so wenig liebenswurdig wie ihre vogelfralligen Schwestern auf dem fleinen Bodlinschen Bilde, aber sie ist nicht von Bodlin abgeschrieben; auch möchte ich um alles nicht die Meinung hervorgerufen haben, als ob jene praraffaelitischen Frauen von den Tafeln der Mitglieder der "Brudericaft" topiert feien. Dielmehr hat ihnen der Dichter felbftandige und ebenbürtige, wenn auch ichwesterlich verwandte Gebilde gur Seite gestellt, durchaus mit den Mitteln feiner eigenen Kunft hervorgerufen, voll innerer Bewegung, Steigerung und Gipfelung. Die feinsten Reize ber ver-fchiedenartigften Kulturatmospharen erklingen hier in einem wunderbaren Dandamonium, das Ungebeuerliche neben dem Rührenden, das Erotifche neben dem Beimatlichen, das Erhabene neben dem Derführerischen.

Je tiefer ich überzeugt bin, daß die phantasievolle Schöpfung diesen neuen hamerling teinen breiten Erfolg haben wird (da der Genuß jedes einzelnen seiner Gedichte zu viel ernste Vertiefung und noch einiges andere beim Ceser voraussett), desto dringender fühle ich mich veranlaßt es auszusprechen, daß eine Solge von dreißig solchen Gedichten, wenn sie heute in Frantreich oder Dänemark auftauchten, genügen würde, um ihren Autor bei seinen Candsleuten über Nacht berühmt zu machen.

Dr. Bermann Ubell.

Besprechungen.

"Untersuchung verschiedener Mineralien auf Radioaltivität mittels der elektrischen und photographischen Methode." Don Dittor Achtner. Mit 3 Cafeln in Lichtdrud. 14 S. 8°. Karlsbad, Derlag A. hermann Jatob, 1906.

Schon Frau M. Curie hat eine große Jahl von natürlichen Mineralien auf ihre Radioattivität untersucht. Die vorliegende Arbeit bietet in dieser Hinsicht eine Ergänzung des Beodachtungsmateriales, das der Verfasser in fleißigster Weise gesammelt hat.

Cudwig firichfeld: "Serien in Goffenfaß". Ceipzig, 1905. Derlag von Artur Cavael.

Herr Ludwig hirschseld besitzt entschiedenes schriftstellerisches Calent; ein ganz hübsches, wenn man will, sogar ein außerordentliches Calent. Warum, zum Kudud, mißbraucht er es zu grotesken Bodsprüngen, zu unerhörten Sinnund Geschmadlosigkeiten? Herr Ludwig hirschseld bleibt die Antwort keineswegs schuldig: weil er auf die Meinung der Leute im allgemeinen und der hochlöblichen Kritik im besonderen — milde gesagt — pfeift. Herr Ludwig hirschseld möge mir verzeihen, wenn ich ihm das nicht glaube, vielmehr als wahren Grund vermute, daß er um jeden Preis die Ausmerksamteit der Offentlichkeit und gerade der von

ibm angeblich gehaßten und verachteten Kritifer erregen will. Und er fonnte meine Dermutung, die icon beinahe eine Uberzeugung ift, nur durch den Nachweis erschüttern, daß die "Regenfionseremplare" feines Wertes "Serien in Goffenfag" gegen feinen ausdrudlichen Willen verfendet morden find. Denn ernft genommen braucht doch nicht gu werben, wer einen anderen urteilsunfahig ichimpft und gleich darauf fich feinem Urteil unterzieht. . . Aber wir wollen herrn firfchfeld trogdem ernft nehmen und gewiffenhaft feststellen, daß feine seltsame Novelle in Tagebuch- und Briefform neben gahlreichen Bigarrerien auch manche poetifchen Schonheiten, neben odem Gemafc und geiftreichelndem Gallimathias gutgedachte Gebanten enthält; daß fich aus einem Duft von gesuchter "Originalität" und unentichuldbaren Geschmadlofigfeiten - man fommt immer wieder auf bas Wort gurud, weil es hier fo bezeichnend ift - bas tragifche Schidfal einer Stolzen, icheuen Liebe ziemlich plaftifch und in einzelnen Szenen fast ergreifend beraushebt. herr Ludwig Birichfeld ift noch jung, er hat, wie er in der Einleitung winig bemertt, erft 1902 .. jenes Alter erreicht, bas hierzulande notig ift, um gehangt zu werden." Was für eine Art Wein alfo aus diesem trüben Most noch werden wird, darauf barf, wer fich aus Neigung ober Beruf mit folden Fragen be-Schäftigt, immerhin gespannt fein. Ich für meine Perfon erwarte in Seelenruhe, daß mir auch das nachfte Buch des großen Kritiferfeindes "gur gefälligen baldigen Besprechung" zugehen wird. S. St. Gunther.

Kleine Mitteilungen.

Dends Berufung nach Berlin. nun Scheidet wieder ein hervorragender Gelehrter von ber Wiener Univerfitat. Die Grande für feinen Entichluft, der ihm mohl nicht leicht geworden, hat er in feiner Antwort auf die Gludwunichanfprache feiner borer angedeutet, vielleicht auch den einen ober andern verschwiegen. Sie liegen tiefer, als es auf den erften Blid icheint: Dend felbst raumt ja ein, daß ihn die Unterrichtsverwaltung mit außergewöhnlichen Mitteln an Wien festhalten, ihm eine Reihe fachlicher Wünsche erfüllen wollte, daß die Ausstattung des Geographischen Institutes, an dem er durch mehr als 20 Jahre gewirtt - einzig abgesehen von den für die abnorm angewachjenene horergabl taum mehr ausreichenden Raumlichleiten - eine bochft entsprechende geworden fei. Die materiellen und wiffenschaftlichen Grundlagen für feine Stellung icheinen somit in Wien und Berlin giemlich die gleichen gu fein, und den-

noch, trop allem, trop der greundichaft ber Kollegen, der Anhanglichfeit und Derehrung ber Schuler fallt feine Enticheidung gu gunften Berlins. Gern von den Alpen, die feit feiner Studienzeit ber fein eigentliches Arbeitsgebiet waren und benen er auch, im Dereine mit dem ihm wiffenschaftlich nachftftebenden Kollegen Professor Brudner in halle, fein neuestes Wert "Die Alpen im Eiszeitalter" widmet, foll fünftig die Stätte feiner Wirtfamteit fein. Man dente nicht, daß etwa feine nordbeutiche Abstammung einen mertbaren Untergrund für feinen Entschluß gebildet habe. Durch fast 30 Jahre in Suddeutschland feghaft, mit feinen Samilienbeziehungen an Bapern und Ofterreich gebunden - fein Schwager ift der befannte Dichter Ganghofer - ift auch fein Wefen nahezu fuddeutich geworden. Was hat ihn alfo bewogen, dem Ruf nach Berlin gu folgen? Er fagt: die dort und nicht hier gegebene Moglichteit der Entfaltung des größten Wirtungstreifes, eines Großbetriebes der Geographie. Das Wort ist vielleicht mehr anschaulich, als ansprechend; es tann migdeutet werben und foll auch vielleicht etwas anderes fagen, als feinem Begriffe entspricht. Pend gebraucht es, inbem er meint, bag unfere politifchen Derbaltniffe einen berartigen Großbetrieb ber Geographie, oder fagen wir, die Kongentration der Mittel für einen großen miffenschaftlichen 3wed, nicht gulaffen. Den politischen Kreifen liegt die Mehrung der Jahl der Univerfi. taten, nicht aber die Ausgestaltung ber miffenichaftlichen Einrichtungen am herzen. Alfo diefe Mifere unferes politifchen Cebens, die nicht zu bestreitende Catsache, daß all das, mas in den legten Jahren oder Jahrzehnten in Ofterreich unternommen wurde - Wahl- ober Wirtichaftsreform - nicht der Ausfluß eines gielbewußten Programms ift, fondern daß alle unfere Einrichtungen von dem Jufall politifcher Konstellationen und sonstiger 3mangslagen und nicht von fachlichen Erwägungen abhängig find, diese find es, die jeden, der freigugig ift und irgendwie mit dem Ceben der Doller in Berührung fommt, dorthin gu gieben bestimmen, wo eine Gemahr für jachliche Arbeit und fachliche Beurteilung gegeben ift. Moge die Unterrichtsverwaltung noch fo entgegentommend fein, mogen ihr auch die Mittel gur Derfügung fteben gur Ausgestaltung von Inftituten, gur Erhöhung des Gehaltes - wenn die Regierung will, das heißt, wenn fie unter irgend einem 3wange fteht, hat fie ja immer Geld - fie wird doch nie in der Lage fein, diefes Imponderabile der politischen Derhaltniffe, unter welchen wir alle leiden, auszugleichen. Seien wir uns einmal flar über die furchtbaren Schaben, welche unfere unfeligen politifchen Derhaltniffe auf allen Gebieten des geistigen und wirtschaftlichen Lebens hervorrusen, und erkennen wir in ihnen die Grundursachen so vieler uns bekummernden Erscheinungen. V.

Dbipus auf ber Bubne. Bofmannsthals Cragodie "Goipus und die Sphing", die im Deutschen Cheater in Berlin mit fo großem Erfolge gegeben wird, knupft an die Cradition an, die bei de la Motte (>Œuvres«, Band IV, Seite 384) und Beauchamps (>Recherches sur les Théâtres de France«, Bano II, Seite 88 ff.) in ihren Besprechungen des Sophofleischen "König Odipus" gu finden ift. Die beiben grangofen, denen fich auch der englische Dramatiter Droben in seiner Dorrede gu feinem mit Cee gemeinsam verfaßten "Obipus" anschließt, erflaren übereinstimmend, das griechische Drama muffe "torrigiert" werden, da der Gang der handlung nicht genugend motiviert erscheine und namentlich die Dorgeschichte, durch die die Kataftrophe berbeigeführt werbe, giemlich untlar gehalten fei.

Die Dramatifierung der eigentlichen Schuld des Odipus, wie hofmannsthal fie versucht hat, geht allerdings von Doraussehungen aus, die in feiner der vielfältigen Saffungen der Sage ihren Miederichlag gefunden haben. So führt er Antiop e als Mutter des Laios (den er konfequent ungriechisch Cabios nennt) ein, mabrend alle Quellen, vornehmlich homer im 11. Gefange der Odnffee, fie des Afopos Cochter und Mutter des Zethos und Amphion sein lassen, die Theben grundeten. Sie ist also die Ahnfrau des Cabdatidenhauses, niemals aber des Goipus Groß. mutter. Sonft lehnt fich der moderne Dichter an die Sassung der Sage an, wie sie hefiod, Apollodor, fingin und Diodor berichten. Die außerordentlich padende Dariante bei Palephatus, beffen "Paradora" um 472 v. Ch. erichienen, fceint ihm entgangen gu fein. hier wird ergahlt, daß Cadmus eine gemiffe Sphing heiratete, die ihn fo febr bedrangte, daß er einen Dreis auf ihre Ermordung aussette, den Odipus gewann.

Die Beidichte pon Obipus und ber Sphing fand bann bei ben griechischen und romischen Dramatitern großen Antlang. Außer ben beiden Tragodien des Sophofles ("König Doipus" und "Obipus auf Kolonos") nennen Suidas und Darro unter den 92 Tragodien des Euripides als 31. Stud einen "Obipus". Quelle war auch hiefur der Mythus aus dem thebanischen Sagentreise; aber Gbipus blendete fich bier, nachbem ibm feine Untaten befannt geworben find, nicht felbft, sondern die Knechte des Caios warfen ihn zur Erde und stachen ihm die Augen aus. Serner wird uns von dem Neffen des Afchplos, Philotles, berichtet, daß er einen "Doipus" geschrieben habe, ebenso Meletus, der Anfläger des Sofrates, Nitomachus, Diogenes und viele andere. Der "Obipus" des Seneca wird von Plutard in allem dem des Saphofles verglichen.

Allmählich wurde der Stoff der dramatifcen Bearbeitung entfremdet, und im Mittelafter finden wir nur mehr ichmache Erinnerungen an das Chema, das inzwischen eine ganz veranderte Gestalt angenommen batte. Eine Dramatifierung des Stoffes begegnet uns erft im XVI. Jahrhundert wieder. Bis dabin blieben die Tragodien Senecas für die überwiegende Mehrzahl ber literarifc Gebilbeten bie einsigen Beispiele ber tragifchen Kunft, bie ihnen zugänglich waren. Erft zu Beginn des XVI. Jahrhunderts finden wir Uberfenungen des Sopholles; 1566 ericeint eine italienische von Giovanni Andrea dell' Anguillara, die allerbings fcon über das Stud des Sophofles hinausging, indem der Aberfeger Szenen einfcob, die im Original nicht zu finden find, 3. B. am Schluffe, ba eine Prinzessin von Andros auftritt und ben Cob der Jokafte verfundet. In grantreich fucte Corneille (1659) den Stoff mit den Sorderungen des modernen Theaters in Einklang zu bringen. Er glaubte, daß eine Cragodie ohne Liebesintrige, wie es ber griechische Obipus ift, niemals bas Intereffe frangofifder Jufdauer gewinnen tonne. Deshalb führte er eine folche ein und glaubte damit - wie er in der Dorrede fagt - die Sabel des Studes verbeffert zu haben. Er bringt Dircé, eine Cochter des Caios, auf die Bubne, die gur Rettung der Thebaner geopfert werden foll; fie will nicht fterben, ba fie Thefeus liebt. Diefer Konflitt zwifden Pflicht und Liebe geht auf Andeutungen des romischen Dichters Statius gurud. 3mangig Jahre fpater liegen in England Dryden und Lee ihr Drama erfcheinen, worin die haupthandlung ebenfalls durch eine Liebes. geschichte erweitert wird. Kreon ift in eine Tochter des Caios verliebt und will durch fie auf den thebanifden Thron gelangen.

Diefes Streben, den Stoff des "Obipus" für das Publitum interessanter zu gestalten, hat auch Doltaire bagu bewogen, eine neue handlung zu erfinden, die die erften drei Atte feines "Doipus" füllt, mabrend die beiben folgenden einfach getreue überfetjungen ber griechischen Dorlage find. Ursprünglich hatte er die Abficht, Sophotles wortlich gu überfegen und fogar ben Chor beigubehalten; auf das Drangen feiner Freunde, die ihm rieten, dem Zeitgeschmade Konzessionen ju machen, lieft fich Doltaire bewegen, eine Liebesgeschichte gwischen Jotafte und Philottet einzuflechten. Darnach habe Philoftet Jotafte vor ihrer Derheiratung mit Caios geliebt; da ihm ihre Eltern ihre hand verweigerten, fei er mit herfules weggezogen; nun tommt er nach zwanzig Jahren wieber und findet Jotafte mit Doipus verheiratet.

De la Motte, von beffen fritischer Beichaftigung mit dem Odipus . Stoffe icon die Rede mar, wollte feine theoretifchen Anfichten auch prattifch beweisen und ichrieb zwei Ødipus-Dramen, eines in Derfen (1726), das viermal gegeben murde, und eines in Profa, das - nach Doltaires Zeugnis - fo folecht war, daß es überhaupt nicht aufgeführt wurde. Nach ihm versuchte Jean François Ducis (1778) mit einem Drama "Gbipus bei Admet" der Sophofleischen Gestaltung des Themas ein modernes Geprage ju geben - mit dem größten Migerfolge. Nicht beffer erging es einem Kriegstommiffar La Cournelle, der nicht weniger als vier verschiedene Saffungen des Themas versuchte. Endlich ichrieb der Graf von Cauraguais (1781) eine "Jotafte", von der Wigbolbe behaupteten, das Ratfel der Sphing fei viel flarer als die gange Tragodie.

In den Miederlanden hat Dondel (1660) eine Bearbeitung des Sopholleijmen Dramas geschaffen.

In Deutschland beschäftigte man sich verhältnismäßig spät mit diesem Stoffe. Während tibersehungen und Aufführungen des Sopholleisschen "Ajar" (3. B. in Straßburg) schon im XVI. Jahrhundert bezeugt sind, begann man sich für den "Gbipus" erst im XVIII. Jahrhundert zu interessieren. Gleichzeitig erschienen auch Bearbeitungen der französischen Dramen des Corneille und Doltaire, die auch Ausschnungen 3. B. im Wiener Burgtheater im Gesolge hatten. Doltaires "Gdipus" erschien hier häusig im Repertoire, da der Träger der Titelrolle, der auch die Abersehung besorgt hatte, Johann Edler v. Sternschutz (auch Sternschüß), damals außerordentlich beliebt war. Freie Bearbeitungen des Stoffes versuchte zweischungen des Stoffes versuchte zweischland eines der Bearbeitungen des Stoffes versuchte zweischen

mal Klingemann. Befanntlich bildete es auch das Ziel Cessings und Schillers, dem Dorbilde des Sophosses im Baue einer analytischen Tragödie nahezukommen. Im Briefwechsel mit Nisolai und Mendelssohn tehrt der Gedanke häusig wieder, es reize Cessing, ein Seitenstüd zum "König Ödipus" zu schaffen. Und Schiller schreibt an Frau von Wolzogen, er wolle eine der Samilie des Laios ähnliche Samilie sinden — ein Gedanse, den er auch in der "Braut von Messina" verwirklicht hat.

Rus der neueren Zeit seien noch zwei Sassungen des Ödipus-Stoffes erwähnt. "Ödipus zu Kolonos", ein lyrisches Drama in drei Aufzügen, das in Berlin erschien, geht auf ein französisches Dorbild des Nifolaus François Guillard zurück. Eine fünfaktige Tragödie "Ödipus" von Prellwitz (Freiburg, 1898) ist meines Wissens noch nirgends gespielt worden.

Endlich fei einer Darodie des Stoffes gedacht, die Platen verfaßte. "Der romantische Gbipus", ein Custspiel in 5 Atten (1827), ift gegen Immermanns "Trauerspiel in Tirol" gerichtet. Der Dichter Nimmermann tritt auf und führt den Gegnern der romantischen Schule, die er befehren will, fein neuestes Werf "Dbipus" por. Die Satire Platens wendet fich gegen die Reimfünsteleien der Romantifer; die Sphing gibt den vorüberziehenden Wanderern tein Ratfel auf, fondern verlangt von ihnen, daß fie ein forrettes Disticon bauen; einzig Obipus ift dies im ftande. Die Satire ift unendlich gahm und hatte nicht der energischen Abfertigung burch Immermann ("Der im 3rtgarten der Metrif umbertaumelnde Kavalier") und durch heine ("Bader von Lucca, III. Teil) Griedrich E. Birich.

Seuilleton.

Burgtheater.

(Sonntag, 18. Sebruar: "Die Schuldigen", Schauspiel in vier Aften von Friedrich Gustav Artefch; Donnerstag, 22. Jedruar: "Das schwache Geschlecht" (La plus faible), Schauspiel in vier Aften von Marcel Prévost. Deutsch von Siegmund Cautenburg.)

Das Schauspiel von Triesch hat seine erste Aufführung eigentlich im Bürgertheater ersebt, wo es eine Woche früher (am 12. Zebruar) zum Besten der "Concordia" von den hosschauspielern gegeben wurde. Zu Grunde liegt ein älteres Stüd namens "Ottilie", das vor ungefähr zehn Jahren im Raimund-Theater mit der Barsescu und herrn Ranzenberg zur Aufführung tam. Die hauptveränderung besteht darin, daß die Chebrecherin zur zweiten Frau ihres Mannes und zur Stiesmutter des erwachsenen Sohnes gemacht worden ist; dadurch ist freilich der

Motivierung eine feste Stuge entzogen worden: denn alles tommt daburd auf, daß die ichuldige Frau eine heirat ihres Sohnes mit der Cochter ihres Mitidulbigen nicht rubig mit ansehen tann. Aber an theatralifder Wirtung hat das Stud, bem die Erfahrungen einer früheren Aufführung zu gute gefommen find und das gemiffermaßen erft auf den Brettern fertiggeftellt worden ift, nur gewonnen. Es ift freilich die ichlimmfte Sorm des Chebruches, die es porführt; nämlich die des augenblidlichen Sichlelbitverlierens, des momentanen Sinnenraufches, der im Stud wie im Ceben einfach als brutale Catfache hingenommen werden muß und jeder feeliichen Motivierung fpottet. Wobei alfo auch fein inneres Band die "Schuldigen" verfnupft, die zwar auf bem Titel ein Paar bilben, im Stud felber aber fich wie feindliche Geftirne aus dem

Wege gehen. Da das Stud auf der schwachen Stunde beruht, in der nach der Meinung der Welt eine jede Frau fällt, so ist es tein Wunder, daß ihr Mitschuldiger eine so traurige Rolle spielt. Der Verfasser hat sich zwar redliche Mühe gegeben, ihn zu beben: er läft ihn an einer Stelle fehr temperamentvoll und zugleich auch wieder demutig von feiner Kunft reben, und diefe Kunft ift natürlich die finnlichfte und die nervofefte, die Mufit. Und er läßt ihn an einer andern Stelle auch jett noch den grauen, fogar einer eifersuchtigen Italienerin, gefährlich erscheinen. Aber eine spmpathische ober eine faszinierende Geftalt ift diefer Derführer nicht. Gibt man dem Derfasser diese Doraussenungen so zu, wie man fie ja auch im Ceben einmal zugeben muß, dann entwideln sich die Dorgange auf der Szene felbft, zwar etwas zu durchfichtig, aber leicht und effettvoll. Und wenn uns der muntere Badfifch und der dummtreue Bediente als Aberbleibsel des alten Spieles erscheinen, so überrafcht uns der Schluß mit einer neuen und fühnen Wendung, die Triefc dem Chebruchsbrama gegeben hat. Der Gatte, ber ben Derführer bittet, seine Schande gebeim zu halten. und der, anstatt mit der Chebrecherin abgurechnen, ibr ben fall in ber britten Derson erzählt und von ihrer Schuld gar nichts wissen will, der ihr die Wohltat des Befenntniffes und die Erlösung durch den Selbstmord porenthalt und fie zwingt, mit dem Bewuftfein ibrer Schuld weiter gu leben -! man mag fich fragen, ob diefe grau, die icon früher fo tief unter ihrem Schuldbemußtfein und unter feiner unverdienten Liebe gelitten hat, nicht unter dem Drud diefer milben Strenge gar gufammenbrechen wird? Innerlich unmöglich halte ich ben Solug nicht; eber augerlich unmöglich. Denn ber boje Ceutnant, ber ben feindlichen Dlaneten tennt, wird auch in Jufunft das von ihm entbedte Geftirn nicht verheimlichen.

Die hauptsache aber ist, daß die Rolle des ftrengen und milben Gatten, der zugleich ein berühmter Chirurg mit fester hand und mit weichem herzen ift, jest in die hande Sonnenthals getommen ift, für ben fie offenbar von Anfang an bestimmt war. In guten Rollen haben wir ihn ja auch in legter Beit wiederholt gesehen; in einer eigentlichen Sonnenthal-Rolle aber feit vielen Jahren nicht. Bat ibm die Berührung mit dem ureigenen Boden verjungte Kraft gegeben? Oder gibt es wirklich eine Schauspielfunft, die in Jahren nicht um einen Tag alter wird? Wo ift der Schauspieler, der einer Wendung wie diefer: "Ich habe meine Frau - ich habe meine Frau gern. So gern, daß ich - turz, meine grau ift mir das Liebste auf der gangen Welt!" fo viel Seele und Empfindung einzuflogen vermochte wie er? Und

die Jartheit, die durch die derbe Augenseite überall durchblicht, die milde Strenge bei dem Gericht! - niemand follte verfaumen, ibn in diefer Rolle tennen zu lernen. Aber auch feine Dartnerin, Frau Kallina, bat mit großen Spren bestanden und gezeigt, daß im Burgtbegter noch lange nicht alles Gold ausgemungt ift. Sie bat die schwierige Rolle nicht bloft technisch mufterhaft gespielt, sondern auch durch die tiefe Innerlichfeit überrascht, mit ber fie bas Schuldbemußt. fein diefes leidenden Weibes gum Ausdrud brachte. Dielleicht mare fie im ftande, auch in höheren Aufgaben die Lude auszufullen, die der Abgang der Sandrod im modernen Repertoire offen gelassen bat. Auch herr Gregori bat fich in der undankbaren Rolle des Derführers fehr tapfer gehalten. Es ift ja leider Dorzug und Sehler diefes intelligenten, nicht blog nunlichen, fondern geradegu unentbebrlichen Darftellers, daß er in den unspmpathischen und undantbaren Rollen immer beffer gefällt als in ben angenehmen und in ben bantbaren. Auch fonft war die von hartmann geleitete Dorftellung fehr erfreulich; Graulein Kögl ausgenommen, die in größeren Rollen nicht über die Proping hinaustommt. Und fo werden die "Schuldigen" wohl noch öfter ihre Schuldigfeit tun.

Man tann nicht fagen, daß die grangofen

die "freie Liebe" ober die "freie Che" erfunden haben. Die deutschen Romantifer haben sie zuerst verfündigt; die St. Simoniften in Frantreich find ihnen gefolgt. Prattifc aber hat man nirgends einen fo ausgiebigen Gebrauch von der freien Liebe gemacht, als in Frantreich. Während man hamanns und Goethes wilde haushaltungen mit dem fdweren Wort "Gewiffensehe" bezeichnete, nannte man bie freie Che der frangofifchen Künstler und Schriftsteller einfach einen "Menage parisien". Und nun tommt der Frangoje Prevojt, der Mitglied des Komitees für die Chereform in Frantreich ift und hochft tonfuse Artitel über diese wichtigen gragen für alle möglichen Blatter ichreibt, und fehrt den Spieg um. Jest, wo alle Welt von freier Liebe und von freier Che redet, verlangt der Frangoje die burger-liche Che. Jest, wo fast alle Gefetgebungen die Che als eine Angelegenheit des Staates, und nicht der Kirche betrachten, macht er nicht übel Miene, mit der Safriftei zu tommen. Das Stud, in dem er diese These verficht, hat er 3war nicht, wie fein Aberfeger, als "bas ichwache Geichlecht", wohl aber bat er bie helbin, die in freier Che ihr Genuge gu finden meint, als sla plus faible bezeichnet, als die fowachfte vom fowachen Gefclecht. Mit diefem Marlein vom "ichwachen Geschlecht" lodt man

heute feinen hund mehr vom Ofen. Wenn es noch fraglich ift, ob die Franen jemals das ichwache Geichlecht waren, fo ift es doch teine Srage, daß fie es heute nicht mehr find und auch felber gar nicht fein wollen. In Wahrheit waren die Frauen gar niemals ftarter als heutzutage, wo fie die eine halfte auf Grund des Titels: "Das ichwache Geschlecht" noch in Befig haben und fich die andere Galfte felbittätig erobern. "Gleiche Rechte, aber auch gleiche Pflichten" wird in Jutunft die Parole in ber Frauenfrage fein; und die faben Ritter, die mit dem "ichwachen Geschlecht" tommen, wird man bitten, neben den dummen Ganfen Dlag gu nehmen, die auch nicht wiffen, wie viel es geichlagen bat.

Die Schwächste des ichwachen Geschlechtes ift eine grau, die ihrem muften Gatten entlaufen ift und unter Dergicht auf ihr Dermogen mit einem jungen Schriftsteller in freier Liebe lebt, frei und doch gludlich, gerade weil ihr Geliebter nicht gebunden ift. Gelegentlich eines Duells wird der Schwerverwundete in das haus feiner Angehörigen gebracht, die, von der forretten Schwester tommandiert, der Deliebten nicht bloft den Butritt gu dem Kranten verweigern, sondern sie auch aus ihrem Geim perbrangen. Sie ift genotigt, bei einem gemeinschaftlichen Freunde gu übernachten; und der Schwester gelingt es nun mit bilfe eines zweideutigen Briefes, fie mit diefem entjagenden Junggeschlen in Derdacht zu bringen. Als sich endlich auch bas aufflärt, halten es die Liebenden für angezeigt, dem Rate des uneigenniltigen freundes gu folgen und endlich gu heiraten.

Dagegen wird ja gewiß niemand was einwenden! Hur: wenn es die Liebenden früher nicht für nötig gefunden haben, fo ift es jest ebenfo überfluffig. Die Derwidelung haben fie nicht ber freien Liebe, fondern ihrer eigenen Kopflosigleit gugufdreiben. Wenn man sich duelliert, muß es ja nicht gerade in der Mabe des ichmesterlichen hauses geschehen; und man hat die doppelte Pflicht, den ungludlichen Ausgang in voraus gu bedenten, wenn man in unflaren hauslichen Derhaltniffen lebt. Ebenfowenig übernachtet eine Grau, die in freier Che lebt, bei einem Junggesellen. Die gesetzliche Ebe wird ihr Glud nicht fester und sicherer machen, wenn sie fortsahren, solche Dummheiten gu begehen. Und auch die Schwester Angelique wird ihnen nicht naber treten, wenn fie fur ihre Cochter an dem Bruder feinen Mann gefunden bat.

Gegen die freie Liebe beweist also das Stud gar nichts. Im Gegenteil: sie ist gegenüber der legitimen Che so verlodend geschildert, daß man sich versucht fühlt zu glauben, es sei dem Derfasser gar nicht ernst mit seiner Chese gewesen. Wir werden ihm nicht unrecht tun, wenn wir ihn für einen bloßen Poseur halten, der sich dem "schwachen Geschlecht" interessant machen wollte.

Etwas anderes aber beweist das Stud allerbings: baf Drevoft ein fehr mittelmäßiger Dramatiter ift. So große Worte von Uneigennütgigfeit und von entjagender Liebe auch feine helden machen, für die freie Liebe find fie beibe nicht geschaffen. Wenn eine Srau, die in dem Geliebten ibr einziges Glud finden will, fic immer um ben Salon Sorge macht, fo ift bas genau basselbe, wie wenn ein Chemann feinen Stammtifch ober feinen Klub nicht entbehren tann. Wenn fie aber dann auch wieder nicht heiraten will, weil die Kirche die Ehe einer geschriedenen grau nicht anertennt, bann wundert man fich wirklich, wie fie die Kraft in fich aufgebracht hat, dem firchlich angetrauten Gatten durchzugehen und zu einem andern zu ziehen. Aus diesem Dilemma erloft die Geldin und ihren Dichter gulett der Tod bes erften Gatten, ber ebenfo gur rechien Seit eintritt, wie jener gweideutige Brief fo lange unaufgeflart bleiben muß, als es dem Dichter notwendig erscheint.

Es ift nur der Darftellung zu danten, wenn der Abend trogbem fur das Burgtheater fein verlorener mar. In erster Linie ift hier herr Korff gu nennen, an dem wir bisher außer ber Elegang nur die Dielfeitigfeit in der Darftellung ernster und tomischer, natürlicher und gedenhafter Liebhaber beobachten tonnten, ber aber diesmal bewiesen hat, daß er auch fur eine das Stud tragende Rolle, die eine gewisse Tiefe erfordert, reif ift. In dem Glud und Unglud der freien Liebe ichien Sraulein Witt gleichmäßig gu faufe; fie fant im zweiten Att ergreifende Cone. Einen überaus gludlichen Abend hatte auch herr Trefler als entjagender greund und draftifcher Debatteur; icharfer humor und vielgestaltige Phantafie find diefem hochbegabten Darfteller eigen, der, ein Meifter in der Maste und in der charafteristischen haltung des Oberförpers, uns leider mit den unteren Ertremitaten das Unmöglichste zumutet und die herrschaft über die Beine nur auf dem Sahrrad gu befigen icheint. Don den übrigen fei Grau Wilbrandt genannt, die eine Szene im legten Att fehr fein burchgeführt bat. Als Regiffeur nennt ber Jettel jum erften Mal herrn Brandt; er hat fich mit diefer Dorftellung fehr gludlich eingeführt. 3. Minor.

Von der Woche.

19. februar. 382. Sigung des Abgeordnetenhaufes : Debatte über die Antwort des Ministerprasidenten auf die Interpellation des Diererausichuffes betreffend die Derhaltmiffe in Ungarn. Der Minifterprafibent beantwortet bie Interpellation der Abgeordneten Dr. Kramarz und Genoffen über die auswärtige Politit der Monarchie und die Konferenz in Algeciras und erflart, "daß fein triftiger Grund gur Befürchtung vorliege, daß aus der gegenwärtigen politifchen Lage in Europa Komplifationen entiteben tonnten, welche den Frieden, deffen Erhaltung allen Mäditen gleich am Herzen liegt, ernstlich gefährden würden". — Wiederzusammentritt des ungarijden Reichstages. Das Abgeordnetenhaus befolett, die beiden ihm durch den toniglichen Kommiffar OM. Alexander II piri zugetommenen foniglichen Reftripte uneröffnet gurudgulenden und am 21. Sebruar die nächte Sitzung abzuhalten. Nach Beendigung ber Sitzung verlieft ber Kommandant des 1. Honved-Infanterie-Regiments Oberft Sabritius die toniglichen Restripte; das erfte enthält die Ernennung des königlichen Kommissärs, das zweite erklärt den Reichstag für aufgelöft, da die zur Mehrheit toalierten Parteien nach wiederholt an fie gerichteter Aufforderung die Abernahme der Regierung ohne Abbruch der im Gefete gewährleisteten königlichen Rechte auf annehmbarer gouvernementaler Grundlage standhaft verweigert haben und der Konig daber eine im Intereffe des Candes nügliche Tatig. feit diefes Reichstages nicht zu erwarten vermöge. Der Oberft läßt hierauf durch Polizei und Militar bas Parlament raumen. Das Magnatenhaus erflart, daß die Amtsführung der Regierung ohne parlamentarifc votiertes Budget auf die Dernichtung der Derfassung abziele und protestiert gegen diefes Spitem.

20. Kofrat Dr. Karl Groß (geb. 1837) Professor des Kirchenrechtes an der Universität Wien, †. — 383. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Schluß der Debatte über die Interpellationsbeantwortung des Ministerprafidenten. Freiherr v. Gautich teilt mit gur Erklarung ermächtigt zu fein, "daß der öfterreichischen Legislatipe der ihr hinlichtlich der gemeinfamen Angelegenheiten gefehmäßig guftehende Ginfluß ftets in vollem Umfange gewahrt bleiben und daß in den Grundlagen der gemeinsamen Armee teine Anderung eintreten werde." - Die ungarifde Koalition befolieft mit Rudlicht darauf, dak im Amtsblatt fundgemacht murde, die Abhaltung der Sigung des Abgeordnetenhauses am 21. Februar sei mit Bradialgewalt zu verhindern, fich nicht zur Sigung zu begeben und protestiert gegen die Gewalt. Koffuth führt in einer Schlufrede aus, es fei feine fefte überzeugung, daß die jetigen Geichehniffe "bem 67er Ausgleich ein Ende machen und ben Sieg der 48er Ideen vorbereiten". — Graf Stephan Tisza halt in der Konfereng der liberalen Partei eine Rede über die politische Situation und perlangt, dan die Nation "zur ehrlichen Politit Frang Deals" gurudlebre. Die Partei ertlart "die dauernde Unterbrechung ber parlamentarifden Catigfeit für eine tatfaciliche Sufpendierung der Derfaffung," fie protestiert gegen diesen Bustand und will, "indem fie auf der Bafis der Gefege ftebt, nichts von den Gefegen aufaibt. ohne mit ben woher immer fommenden Gefehesverlegungen zu transigieren, jedoch auch ohne bas Schickfal ber Nation aufs Spiel zu fegen", Deats Wert "in feiner Reinheit und

Madellofigkeit für eine glücklichere dutunst bewahren."
21. Der Großgrundbestik-Wahlbezirk Carnopol-dbaraz wählt mit 37 von 56 abgegebenen Stimmen den Sektionschef I. D. Grasen Stantslaus Pininski in den Reichstat. — 384. Sizung des Abgeordnetenhauses: Der Gejegentwurf betreffend die Gefellschaften mit beschränkter Hastung (2520. Beil. d. St. D.) wird in zweiter und dritter Lesung angenommen. — Der bisherige Oberstadthauptmann von Budapest Bela Rudnay wird zum königlichen Kommissär der fauppikadt und des Pester Komitats ernannt. — Das ungartische Amtsblatt veröffentlicht eine Derordnung des Ministeriums, das der autonome Jolltarif, unter der Bedingung, daß in den im Reichstate vertretenen Königreschen und Ländern komischische Ansohnungen getroffen werden, am 1. März in Kraft zu treten habe. Die Derordnung schließt mit den

Worten: "Das Ministerium war dazu genötigt, damit das Land dis zum Zeitpuntte der Vortehrung settens der Logis-Lative nicht einer schweren wirtschrischen Krise ausgeset werde. Diese Notverordnung versiert ihre Wirssamteit durch die Vortehrung der Legislative."

Jur politischen Cage. Gine ereignisreiche Woche, Tage von wahrscheinlich tief einschneidender Bedeutung für die inneren politischen Derhältnisse der Monarchie liegen hinteruns.

Montag wurde durch einen toniglichen Kommiffar das ungarische Abgeordnetenhaus aufgelöft; das Darlamentsgebäude murde militarifch zerniert und bann mit Brachialgewalt geräumt. Daß die Worte, mit welchem bas fonigliche Reffript die Auflojung motivierte, einen tiefen Eindrud in der Bevollerung gemacht haben, zeigte die bei dem magnarifchen Dolfscharafter gang unerwartete Ruhe, mit der diefer Att allenthalben im Cande aufgenommen murde. Wenn die Suhrer der Koalition noch einer ruhigen Uberlegung, eines objeftiven Urteils fabig find, fo muffen fie nun endlich gur Ertenntnis ihrer grengenlofen Nichtig. teit getommen fein und erfaßt haben, wie febr fie fich felbft, ihren Einflug und ihren Anhang übericagten und daß - wie hier wiederholt behauptet murde - die Bevolferung nicht hinter ihnen ftand. Daß es fich nicht um eine tiefaehende Unabhangigfeitsbewegung Maffen, gefdweige benn um einen Kampf ber Nation gegen ihren Konig gehandelt, sondern daß es nur ein frivoles Spiel einiger Magnaten, ein hafardieren mar, wie es ihre Ahnen gu Ratoczys Zeiten mit den Waffen, fie felbft bisher auf der Borfe und im Kafino liebten, das wurde durch das völlige Ausbleiben aller vorausgesagten und von vielen auch gefürchteten Cumulte und Demonstrationen in den letten Tagen flar und deutlich bewiesen. handel und Wandel nahmen trop der angeblich absolutiftischen Magregeln und der "Sistierung der Derfassung" ruhig ihren üblichen Cauf, ja die Bevölferung mag fogar wie von einem fcweren Alpbrud aufgeatmet haben, als fie fich nun von der brobenden ichweren wirtichaftlichen Krife befreit fah. Koffuth, Apponni und Genoffen haben hoffentlich ihre Rolle ausgespielt, es ift höchfte Zeit, bat fie, dies ertennend, zu harmloferen Beschäftigungen gurudtehren; benn fonft tonnte fich leicht die Wut ihrer durch fie irregeleiteten Parteiganger nun gegen fie felbft richten. Der echte, ehrliche, tonigstreue Magnare hat den Ubermut jener herren icon durch ein fdweres Opfer bezahlt, denn der mahre Sohn der Puszta ist wirklich stolz auf seine politifchen freiheiten und auf die Traditionen feines Daterlandes. Die überwiegende Mehrzahl der Anhanger der Koalition besteht aber aus

Centen, die, für wenige Kreuzer Magnaren geworden, ihr Geschrei, ihre dialettischen und demagogischen Künste jederzeit ohneweiters in den Dienst derer stellen, von denen sie glauben, daß sie auf dem Wege zum Siege sind. Diese Elemente haben, durch Apponnis Auftreten geblendet, durch Andrassins haltung verleitet, bei den letzten Wahlen den Ausschlag gegeben. Jetzt dürften sie bald einsehen, daß sie sich in ihrer Rechnung geirrt haben — und nichts vergessen sie schwerer als das.

Sreitag hat Freiherr von Gautsch die Wahlreformvorlage im österreichischen Abgeordnetenhause eingebracht. In einer großgügigen Rede hat er die Grundgedanten berfelben dargelegt. Alle Wahlvorrechte und jeder Jenjus follen beseitigt merben, die Parteien follen in Bufunft ihre Mandate auf dem Boden des gleichen Rechts erftreiten und die heute erhobene Antlage gegen ben Staat, daß den minderbemittelten Klaffen die politischen Rechte verfürzt, andere Klaffen aber mit Dorrechten ausgestattet merben, wird fünftig hinfallig fein. Der Minifterprafident hofft, daß dann "die Dolfsstämme, die die hervorragenoften Trager der fuiturellen Entwid. lung des Staates find, statt, wie jest, ihre produftiven Krafte fruchtlos verbrauchend, fich gufammenfinden und an der Suhrung der öffentlichen Geschäfte verantwortlich teilnehmen" werden. So lauten Beifall diese iconen Worte gefunden haben, fo wenig hat man fich fpater bei ruhigerer Uberlegung mit den Details der Dorlage, insbesondere mit der Derteilung der Mandate und mit der Wahlfreiseinteilung einperftanben erflaren tonnen. Sur febr viele unter den heutigen Abgeordneten bedeutet die Annahme der Wahlreform ein perfonliches Opfer; es fragt fich, inwieweit ihre Selbstverleugnung, ihr ehrliches Intereffe für das Vollswohl und die ungestumen Sorderungen der Maffen die Oberhand gewinnen werden. Sehr leicht wird ihnen diefer Kampf icon beshalb nicht gemacht, meil die Regierungsvorlagen berechtigter Kritif ein weites Seld eröffnen.

Die stiesmütterliche Behandlung der Deutschen hat selbst bei jenen deutschen Abgeordneten, die im Prinzip warme Anhänger des allgemeinen Wahlrechtes sind, peinlich berührt. Die Wahltreiseinteilung erscheint vielsach willfürlich und das freilich schwierige Problem der vollen Gerechtigseit ist an so manchen Stellen ohne Lösung geblieben. In vielen Kreisen hat die Catsache, daß auch den Analphabeten das Wahlrecht zugestanden werden soll, bestemdet. Daran andert der Umstand nichts, daß in einzelnen Wahltreisen viel mehr Wähler aus eines Abgeordneten kommen als in andern, zumal im Dalmatien, wo der Prozentsach der Analphabeten noch größer ist als in Galizien, die Wahltreise

eine geringere Bevölkerungsziffer aufweisen als bort. Ganz unverständlich aber ist im Derhältnis die Zahl der Mandate für Wien und Prag.

Schon die nächsten Wochen werden das Schickal der Dorlage entscheen; mag die Resorm in welcher Gestalt immer erfolgen, wir werden sie und jene, die sie gemacht, preisen, wenn es wirklich gelingt, uns "die Auferstehung des österreichilchen Parlaments" zu bringen.

Gedanten gur Seitgeschichte. Sur herrn August Bebel habe ich, offen fei's gestanden, immer eine gelinde Schwäche gehabt. Ein rein afthetisches Wohlgefallen, wie es uns alles Echte und Dolle einflöht. Bebel ift ber echtefte und vollfte Ausdrud der deutschen Arbeiterbewegung mit ihrem Drang nach aufwärts, ihrer Intelligeng, ihrem Machtbewußtsein und ihrem Reichtum an Calenten. Diefer Drechfler, der zum berühmten Literaten geworden, ift glaubmurbiger als die Literaten und Intellettuellen, die fich an die Drehbant der Sozialdemofratie gejest haben . . . Aber der afthetische Genug, den Bebels Ericheinung auch dem Gegner einflogt, wird neuestens empfindlich beeintrachtigt. Bebel fintt langfam vom großen Eribunen gum tleinen Parteitnrannen herab, er verliert Stil, haltung, Doje und Saltenwurf. Die Suhrerichaft einer Partei von drei Millionen Wahlern ift auch eine Noblesse, die obligiert; wer die Ehre genoffen hat, von Otto Bismard als ein nicht unebener Gegner behandelt zu werben, foll diefe Ehre bauernd rechtfertigen, und mer an ber Spige eines der machtigften politischen Gefcafts. betriebe fteht, foll ihn nicht mit den Praftifen einer Dorftadtgreislerei führen, August Bebel ist aber fleinlich geworden, weil er nervos geworden ift. Seitbem Ebuard Bernftein bie revisionistische Bewegung in Slug gebracht hat, feitdem es innerhalb der deutschen Sozial. demofratie eine Gruppe gibt, die nicht weiter mit der Revolution liebaugeln, fondern einfach eine porgeschrittene Reformpartei fein will, ift August Bebel unruhig geworben. Er hat die Sicherheit und haltung eingebuft, ichnuffelt und ichnuppert in der Parteiwohnung überall herum, leuchtet mit der Schufterferge in alle Wintel und unter jede Betiftatt, ob dort nicht ein Revisionift, Antirevolutionar und vertappter Bourgeois verftedt fei. Er halt fürchterlich Mufterung unter den Getreuen und gibt damit einen bedenflichen Dorgeschmad der Gedantenfreiheit im fogialdemofratischen Sonnenstaate. Ob Anton Menger das geahnt hat, als er uns in der "Neuen Sittenlehre" auf die hohere fogialdemofratifche Ethit vertroftete? . . . Die Einzelheiten des Sauberungsprozesses, ben Bebel pornahm, find teilweise auch hierzulande befannt: die unbotmäßigen Sechs Redaftion des

"Dormarts" hinaus, Göhre, Schippel und Braun verloren die Mandate. Aber der Kampf wird immer boshafter und fleinlicher. Jest ift Genoffe Cramer dran gefommen, ein verdientes Parteimitglied, ein Mann, der dreißig Jahre lang in der Sozialdemotratie gewirft, für die Partei "gefeffen" und nicht unruhmlich feinen Dlat im Reichstag, im Candtag und Stadtrat ausgefüllt hat. Und warum fliegt er hinaus? Weil er in einer Angelegenheit des ftabtifchen Gemeinwohles von Darmftadt - es handelt fich um die dortige Gartenstadt - personlich beim Große bergog von Beffen vorgesprochen hat, der sich far die Grage lebhaft interessiert. Schon bat er and einen Leidensgenoffen gefunden. herr Ged, Sozialdemofrat und Dizeprasident des badischen Candtages, hat eine Frau, und diese Frau ist einer Einladung zur greifen Großherzogin von Baden, der Cochter Kaifer Wilhelms I., gefolgt; das genügt, um über ihren Mann das Interditt herabzubeichwören . .

Bebel sollte sich doch ein wenig in acht nehmen. Diese Regerriecherei ist nicht nur geschmadwidrig, sie ist auch gesährlich. Danton hat seinen Robespierre gesunden, und es könnte einer kommen, der Herrn Bebel überbebelt. Gar

fo fcwer fiele es ihm nicht.

Don ernften burgerlichen Gegnern ift Berrn Bebel aus der vielbesprochenen Kollmannichen Erbicaft tein Dorwurf gemacht worden. Die Sozialbemofratie hatte gar nichts bavon, wenn ein einzelnes Mitglied für feine Perfon gang ifoliert, alfo in nuglofer Weife, icon jest innerhalb ber tapitaliftifden Wirtschaftsordnung bas Sutunftsprogramm der Sozialdemofratie realifierte. Darum haben ernfte burgerliche Politifer herrn Bebel feine Erbicaft ober feine icone Dilla am Burcherfee ebensowenig vorgehalten wie herrn Singer feine Millionen. Solche Kompromiffe eines Jufunftsapostels mit dem realen Jett find verzeihlich. Nur scheint mir, daß das andere Kompromiß, das mit der monarchischen Cradition und Staatsform, noch harmlofer und weniger verdächtig ift, schon barum, weil es fo gang und gar nichts einträgt. Sur die Berren Cramer und Ged ift ber unichulbige Gang gu hofe jedenfalls minder lutrativ gewesen als für bie andern herren das Kompromiß mit dem Kapitalismus. Die armen hofganger hatten alfo wahrhaftig eine mildere Behandlung verdient. Berrn Bebel hatte fie aber auch nicht geschabet, benn gewonnen bat fein Bild durch diefe bakliche Gefcichte nicht.

Maritimes. In doppelter Beziehung hat der Cloyd die Aufmerksamkeit in letzter Zeit auf sich gezogen, durch die Verhandlungen über die Ermenerung des Vertrages mit der Regierung und durch den Streit der heizer. Anfangs Ianner haben d Verhandlungen formell begonnen, nachdem vielfache Dorbefprechungen stattgefunden haben. Da der gültige Vertrag mit Ende dieses Jahres abläuft, ist die Sache schon bringlich geworben und es fann weder ber Regierung, welche das Interesse des Dertehres an geregelten Derbindungen mahrzunehmen hat, noch der Gesellschaft, deren Butunft von dem neuen Dertrage abhängt, gleichgültig fein, wenn nicht baldigft eine flare Situation gesichert wird. Freilich fällt die Derhandlung in einen Zeitpuntt, welcher für weitfichtige Regelungen auf ötonomischem Gebiete nicht allgu gunftig fich darftellt und es hat allen Anschein, daß man wieder einmal fich Beschräntungen auferlegen muß, um nur überhaupt die hauptfrage gu lojen. So jehr das Beispiel des Auslandes auf die gewaltig steigende Bedeutung des Seevertehres hinweist, muß man in Osterreich seine Schritte magigen, aus Grunden, beren Erörterung bier gu weit führen dürfte. Die Derhandlungen haben nach fünfwöchentlicher Dauer eine Unterbrechung erfahren. Der gange Kompler ber Gragen murbe erörtert und ichlieflich bie beiderseitigen Standpuntte festgestellt, zwischen benen die richtige Mitte gu finden die weitere Aufgabe fein wird. Zwei Duntte find ausschlaggebend, die hohe der Subvention und die Regelung der finanziellen Situation des Clopd. Dort stellt letterer seine Anspruche hoher, als die Regierung bisher gu gemahren willens ift, hier handelt es sich um das Maß der Kapitalsreduktion behufs Beschaffung eines Teiles der für den Schiffspart erforderlichen Geldmittel. hierin gehen auch noch die Meinungen auseinander. Aber eines fteht fest. Wenn der Clond eines Vertrages bedarf, um wieder festen Boden unter den Sugen gu haben, und wenn er das Experiment eines vertraglosen Zustandes - in freier Sahrt - taum ohne Gefährdung aller eigenen und mit der ihm verfnüpften Intereffen magen darf, fo durfte es auf der andern Seite wohl möglich fein, einen halbwegs entsprechenden Erfat für eine Institution zu schaffen, welche nach allen Seiten fo tiefe und weitverzweigte Wurzeln gefaßt hat und die im Auslande den öfterreichischen Bandel altherkommlich pertritt.

Der Streik der Clondheiger ist eine Abnormalität in seiner Art. Es ist begreislich, wenn man in Ausstand tritt, weil geforderte Cohnerhöhungen verweigert werden. Sicher aber nicht, wenn die Jusage einer solchen Ausbesserung vorher bereits gemacht worden ist. Nun hat der Clond in Erkenntnis der steigenden Preisverhältnisse, die Absicht einer entsprechenden Regelung der Löhne seines niederen Bordpersonales — Deckmannschaft — heizer — schon in Aussicht genommen. Bei dem großen Umfange des Betriebes und da auch andere Kategorien noch

einbezogen werden follen, erfordert eine derartige Regelung umfichtige Studien und einen instematischen Dorgang. Es wurde daber ben heigern über ihre Bitte ermidert, bak man fich mit der Cohnfrage beschäftige und fie eheftens lofen werbe. Statt fich mit diefer bestimmten Erflarung gufrieden gu geben, traten die Beiger doch in Ausstand. Die t. f. Kriegsmarine stellte, um eine augenblid. liche Störung des Betriebes gu vermeiden, eine Angahl eigener heizer gur Derfügung. Man fand auch folde, welche fich dem Streit nicht anichloffen oder bavon abfielen und man engagierte Leute in den hafen des Mittelmeeres. So tonnten die Dampfer der Gefellichaft ihre Abfahrten aufrecht halten. Die Ausstandigen gingen unbeschäftigt fpagieren ; die Mehrheit mare ichon langit gurudgefehrt, wenn nicht bie Anstifter des Streits einen gewiffen Cerrorismus geubt hätten.

Schließlich gewann die Einsicht Oberhand, daß man einen Mißerfolg nicht weiter treiben dürfe, und man gab die Sache auf. Don Interesse ist, daß die sozialdemotratische Parteileitung sich der ganzen Bewegung ferngehalten hatte. Selbstverständlich wird der Llond trochdem seine Lohnausbesserungen zur Ausführung bringen.

In der Frage des Marine-Unterstützungsgesetzes ist seit den letzten Beratungen des Industrierates nichts weiter zu verzeichnen. Nun verlautet, daß die Regierung die Absicht habe, den betreffenden Gesetzentwurf gleichzeitig mit dem Clondvertrage und dem Vertrag der Donau-Dampsschiftahrt zur parlamentarischen Behandlung zu bringen.

Sürstin Metternich. Cange, schon sehr lange steht Sürstin Pauline Metternich im Mittelpuntte unseres gesellschaftlichen Cebens, und bennoch sann man sich nur gewaltsam mit der Tatsache absinden, daß nun auch sie unter die Jubilare gegangen ist. Ihren siedzigsten Geburtstag seierte dieser Tage die Gesellschaft Wiens in Wort und Schrift, in Blumen und blüdwünschen, und sie hatte guten Grund dazu. Es ist in der Tat eine seltene Frau, die man im Dollsmunde schlechtweg "die Metternich" nennt, das größte gesellschaftliche Talent, das wir in unseren Mauern haben. Sie brachte das Kunststüd fertig, selbst in einer Zeit, wo die seind-

feligften politifchen Gegenfage bas Wiener Leben gertlüfteten, die auseinanderstrebenden Elemente unter einen hut zu bringen, unter den fut einer festlich froben Caune, beren menichlich iconster Niederschlag immer ein großer Wohltätigfeitsatt für ein gemeinnühiges Inltitut war. Ihr Cemperament zur Gefelligfeit hat etwas Suggeftives, und man beginge ein Unrecht, wollte man die Quelle ihrer Ceutseligfeit in der Sucht nach Popularitat fuchen. Nein, ihre Beliebtheit bei hoch und niedrig ist bas natürliche Produft einer Wechselwirtung, und die Definition, die Berder vom geselligen Menschen gegeben hat, ift auch auf die Jubilarin anzuwenden, "Ein geselliger Menich", meint er, "ift leicht und wohl gestimmt; er ftimmt fich felber leicht gu jeber Gefellichaft, und fo ftimmt fich diefe auch leicht gu ihm. Er brudt niemand mit feinem Dafein, verengt teinen, und so ist jedermann gern um ihn; man ist auch in gewissem Grade mit ihm vertraut, weil man fühlt, der Menich habe nichts Arges." Und herder fügt hingu, daß Charattere diefer liebenswürdigen Art für das öffentliche Leben eine Notwendigfeit find. Indes, die alfo definierten Eigenschaften des geselligen Menschen hatten allein wohl taum genügt, um gu einer fo breiten Dolfstumlichteit binguführen, wie fich ihrer die Fürstin Metternich bis auf den heutigen Tag erfreut. Dazu bedurfte es noch anderer Qualitaten individueller Art; dazu bedurfte es vor allem der perfonlichen Initiative und bann der Begabung und Energie, den guten Willen gur Gemeinnütigfeit in erspriegliche Caten umguseten. Dollgesogen mit der feinsten Kultur des zweiten frangösischen Kaiserreiches, mar die Jubilarin pon ihrem Parifer Aufenthalte nach Wien gurüdgetehrt. Was aber dort als Deladeng auf einem Dultan getangt hatte, das wurde durch die natürliche Kraft ihrer Lebensfreude gum befruchtenden Element des Wiener Gefellichaftslebens. Ohne Jahl find die Anregungen, die fie gegeben hat, und die meisten ihrer Unternehmungen waren von Erfolg begleitet. Man denfe nur an die Theater- und Mufifausstellung. die ihr größtes und perfonlichstes Wert war, und an die Sulle pon Impuljen, die das Wiener Kunstleben von ihr empfangen hat. Die Guldigungen, die der feltenen grau gu ihrem fiebzigften Geburtstag dargebracht murden, find darum mehr als nur ein Alt der Courtoifie.

DE Gierreichische Rundichau, fieft 70. D Redaltionsichluß 24. Sebruar 1906. D Ausgegeben 1. Marz 1906. DB Sperausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Gloffp. D Derantwortlicher Redalteur: Dr. flugo haberfelb

Notizen.

"Der Ruf des Lebens", das neue Schaufpiel von Arthur Schnigler, ift joeben bei S. Sifcher, Derlag, Berlin, in Buchform erfchienen.

Büchereinlauf.

- Seichichte der Stadt Möbling. Don Dr. Karl Giannoni. Mit einer Gaffen- und Häuferchronit im Anhange von Dr. Karl Schall. Möbling, 1906. Derlag der Stadtgemeinde Möbling.
- Jochwind. Ernfte und launige Erzählungen aus luft'ger Bobe. Don A. Deffauer. München, 1902. 3. Lindaueriche Buchbandlung (Schöppnig).
- Uferios von 30 ë. Wien, 1906. Derlag Paul Knepler (Wallishaujeriche t. t. Hofbuchhandlung).
- **Halfdan L**anggaard. Ostar Wilde. Die Sage eines Dichters. Stuttgart, 1906. Arel Junder.
- Ostar A. H. Schmitz. Don Juan, Cajanova und andere erotifche Charaftere. Ein Derjuch. Stuttgart, 1906. Azel Junder.
- Str Donald Maden zie-Wallace. Ruhland. Dierte, deutiche Auflage. Abersett von Dr. phil. Friedrich Purlit. II. Band. Würzburg, 1906. A. Stubers Verlag (C. Kabihich).
- Aphorikisches über Gesangstunst. Don Anny Cay. Herausgegeben von Egon Stuart Willfort. Wien. A. Harilebens Verlag.
- Die Kirdenpolitit der Hohenzollern. Don einem Deutschen. Frankfurt a. M., 1906. Neuer Frankfurter Verlag. G. m. b. H.
- Stigen und die Sphing. Tragodie in 3 Aufzügen von fingo von fioffmannsthal Berlin, 1906. S. Hicker, Derlag.
 Der reiche Jüngling Trageriniel in 4 Alten pan Karl
- Der reiche Jüngling. Traueripiel in 4 Atten von Karl Röhler. Leipzig, 1905. Infel-Berlag.
- Eine Nacht in Florenz. Luftspiel in vier Aufzügen von Paul Ernst. Leipzig, 1905. Insel-Verlag.
- Cubwig St. Rainer. Wahlreformstudien. Wien, 1906. Franz Deutide.
- Das allgemeine Wahlrecht in Ofterreich feit 1848. Don Prof. Dr. Guftav Stratofch. Gahmann. Wien, 1906. Franz Deutlde.
- Die Freiheit des menschlichen Willens. Don Prof. Josef Jätel †. Herausgegeben vom Deutschen Schulverein. Wien, 1906. Verlag des Deutschen Schulvereines.
- Seitichrift für Afthetit und allgemeine Kunitwissenichaft. Herausgegeben von Max Deffoir. I. Band. 1. Heft. Stuttgart, 1906. Serdinand Ente.
- Mittelidule und Gegenwart. Entwurf einr neuen Organilation des mittleren Unterrichts auf reitgemäßer Grundlage von Dr. hans Klein peter. Wienn 1906. Karl Fromme.
- Pekelmann Konrad. Ceffing und das meater der Gegenwart. Ju feinem 125. Codestage am 15. 5 gruar 1906. Czernowit, 1906. fieinrich Pardini.
- Die Bedentung der Berufsvormundschaft für den Schut der unehelichen Kinder. Don Dr. Chr. J. Klumfer und Dr. Othmar Spann. Dresden, 1905. G. G. Böhmert.
- öherreichilche Burgen. Im Auftrage Sr. Durchlaucht des regierenden Fürsten von und zu Lichtenstein und Sr. Erzellenz des Grafen hans Wilczek bearbeitet von Otto Piper. 4 Bande. Wien, 1902. Alfred hölber.

- Kinder der Gaffe. Roman von Charlotte Knoedel. Berlin, 1906. S. Sifcher, Derlag.
- Ingeborg. Roman von Bernhard Keller mann. Berlin, 1906. S. Sitcher. Derlag.
- Widukind, der Sachjenberzog. Drama in fünf Atten von Ostar Reichardt. Berlin, 1902. Hermann Coftenoble.
- Die Regelung des Wettbewerbes im modernen Wirtschaftsinstem. I. Tell: "Die Kartelle in Österreich." Don Dr. Martus Etting er. Mit einem Dorwort von Prof. Dr. Karl Menger. Wien, 1906. Manziche t. u. t. Hof., Verlags- und Universitätsbuchhandlung.
- Das Gefüge der Welt. Don Hermann Graf Kenjerling. Derjud einer fritischen Philosophie. Münden, 1906. S. Brudmann. A.-G.
- Pautzeit. Secho Wochen Heldentum. Don Ludwig Hirfchfeld. Leipzig, 1906. Artur Cavael.
- Die Cemperamente, ihr Wesen, ihre Bedeutung für das seelische Erleben und ihre besonderen Gestaltungen. Don Dr. Eduard Hirt. München, Wiesbaden, 1906. Verlag 3. 5. Bergmann.
- Samilie. Schaufpiel in 3 Aften von Karl Schönherr. Stuttgart und Berlin, 1906. 3. W. Cottafce Buchandlung.
- Das Doppelwefen der menjchlichen Stimme. Derjuch einer Auflärung über das jeelische Element in der Stimme. Und Entlin Sutro in New Pork. Berlin. Intern. physiophychische Gesellschaft.
- Das Doppelwesen des Dentens und der Sprache. Ein Verjuch das eigentliche Wesen unbewuhter Vorgänge klar zu erkennen und in die Ursachen von Erscheinungen einzudringen. Von Emil Sutro in New Pork. Berlin. Intern. physiophabische Gesellschaft.
- Sedicite. Don U. Harolina Woerner. Berlin, 906. Bruno Calitrer.
- Dorfrühling. Drama in 5 Aften von U. R. Woerner. Berlin, 1906. Bruno Cassierer.

Eingesendet.



Nefficieration Demel

Franz JosefBITTERQUELLE

von ärztlichen Autoritäten seit Jahrzehnten als das gehaltreichste und sicherste natürliche Abführmittel empfohlen.

DIE DIREKTION IN BUDAPEST.

00	Redaction: Wien, I. Operaring 3. Telephon 4636.	90
00	Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.	00
00	Derlag: Derlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernft Stülpnagel).	60
00	Drud von Christoph Reiher's Sohne, Wien, V. Papier: Schlöglmühl.	
00	Redattionsfolut für Heft 71: 3. März 1906.	00

Γ

Konzerte

Konzertbureaus der u. t. Bof-Musitalienhandlung

Albert Gutmann

Wien, L. f. hofopernhous.

e Konzerte, wenn nicht anders anacaeben, im

Sagle Bölendorfer.

mars:

- nerst. 1. Alfred Grünfeld, Kla-viervirtuoje. (Großer Mujit-vereinsjagl.)
- merst. 1. EljeSchunemann, Lieber-
- ettaa
- 2. Bronislawhubermann, Diolinotruoje. 4. (Abigiedes-) konzert. Populäre Preije. (Großer Mujitvereinsjaal.)
 2. Brüljeler Streich-Quartett. 1. Kammermulitabend.
 3. Wohlt dit gleits-Afademie unter dem hohen Proteitorate Ihrer I. a. f. soheit der durchlauchtigken Frau Erzherzogin Maria Joiepha. Mitwitende: Konst Miele, Eucle Weidt, Soldat-Roeger-Quartett, Alfred Grünfeld, Erif Schmedes, Waldhorn-Quartett Wipperich, Abends 1/49 Uhr. (Schtaal des Statthaltereigebäudes.)
 5. Hermannund Albertine
- hermannundalbertine Steubner. Welfing, Klapierpirtuolen
- 4. Nicolai KonzertderDhil-harmoniter. Mittags 1 Uhr. (Großer Mustbereinssaal.) 5. Martha Ruben, Lieder-
- 6. hilda Stromenger, Dio-
- npirtuolin Suftav Jenner, Kompofitions-Konzert. (Kieiner Mufif-vereinsfaal.)
- 7. Wiener a capella Chor, 3. (lettes) Abonnemention-
- 7. Autorenabend Mathil-de und Richard v. Kra-Iil. (Kleiner Mujitvereins-(aal.)
- 19. Sold at Roeger Quar-tett. 3. Kammermusikabend. 9. Brüfseler Streich-Quar-tett. 2. Kammermusikabend. Beethoven-Abend.

- Beethoven-Abend.

 tiag 12. Pablo de Sarasate.
 Einziges Konzert. (Großer
 Mulitvereinsfaal.)

 miag 12. Willy und Louis Thern,
 Maviervirtuojen.

 mstag 13. Marie Seyff-Kahmanr,
 Bertha Kahmanr. Elederund Duettabend.

 itwoch 14. Otti Hen (Gejang), Irene
 v. Brennerberg (Pololine).

 twoch 14. Auselta Cionca, Maviervirtuojin aus Bulareji.
 (Meiner Mulitvereinsjaal.)

 merst. 15. Josef Hofmann, Klaviervirtuoje.

- pirtuoje. 16. Bruffeler Streich-Quar-
- itag 16. Brüiseler Streich-Quartett.
 3. Kammermusstabend.
 nstag 17. Deutsche Vereinigung für atte Musit. (Nicher Musikvereinssaal.)
 intag 18. Siedentes Philharmonischen Mitags 'h.1 Uhr. (Großer Musikvereinssaal.)
 nstag 20. Eusse Geller-Wolter, Liederabend.
 twoch 21. Mina Schücher, Liederabend.

- abend. 22. Allee Stadler, Diolinoir-

Natürlicher Sauerbrunn Lithion Ouelle.

Hochfeines Tafelwas Überall erhältlich! WIEN, I. Sonnenfelsgasse N

Srettag 23. Solbat . Roeger . Quar-

teit, außerordentlicher Abend.
Samstag 24. Josef Hofmann, Klaviervirtusse. 2. (lehtes) Konzert.
Dienstag 27. Maria Karla, Liederabend.
Mittwoch 28. Elfa Berny, Clederabend.
Donnerst. 29. Wohltätigkeits - Kon-

Dormerfungen und Kartenverfauf zu por-ftebenden Konzerten ausschlieflich in

Gutmanns

t. u.t. hof-Musikalienhandlung (Rofopernhaus)

und im Klavier-Etablissement I. himmelpfortgaffe nr. 27.

(Kassestunden an Wochentagen pormittags 10-1, nachmittags 3 7.)

Dankbarkeit

veranlafit mich, gern unb ! atten Lungen- u. halsleidenden mitguteilen, wie mein Sohn burch ein einsiges, billiges und erfolgreiches Raturprobutt von feinem langwierigen Leiben befreit

K. Baumgartl, Gaftwirt in Reubef bei Rarisbab.

Englische und französische Sprachschule LEVETUS

WIEN, I. Maria Theresienstraße Nr. 8 (Sühnhaus).

Übersiedlungen, Einlagerung,

Spedition von Reisegepäck

Th. Bindtner Nfg.

kais. u. königi. 🙀 Hofspediteur



WIEN

- I. Fichtegasse 6.
 II. Nordbahnhof, Magazin VI,
 III. Hauptzollamt, Magazin X,
 VII. Andreasgasse 10,
 X. Columbusgasse 8.

Modernes Perlagsbureau Eurt Wigand Berlin-Wilmersdorf, Kallerplatz 15

Telephon Ilr. 12.801

Unternehmen für Zeitungsausschnitt

WIEN, I. Concordiaplat 4

lieft fämtliche Wiener Tages-Journale, ferner al hervorragenden Blätter der öfterr. - ung. Moi archie und des Buslandes (welche in deutiche franzöllicher, englischer und ungarischer Sprache icheinen), sowie alle wichtigeren Fach- u. Wocher ichriften, und verlendet an die Abonnenten jei

Zeitungsausid

welche lie perionlich (oder lachlich) intereiliere

Der »OBSERVER«

ilt in der Lage, aus allen wichtigeren Journal des Kontinents und Amerikas leinen Auftraggebe (Zeitungsausichnitte) Prekitimmen ledes gewünichte Thema ichnellitens zu liefer

BEZUGSQUELLEN WERDEN AUFGEGEB IST DER BESTE SPRECHAPP

Deutsche Grammophon-Aktiengesellsch Wien, I/1. Krugerstraße 8.

Klobasse

Wien, I. Kolowratring

TAPETEN von den einfachsten bis zu den feinsten Sor Telephon 6121. Muster fran

Telephon 801 Wien, VII. Mondscheingasse 4 Teleph Preiskurant, klein, gratia, groß a K, welche bei Bestellung rückvergütet w

Betrachtungen über die Wahlreform.

Don Cheodor Eglauer.

Die Regierung hat ihr Versprechen vom 28. November 1905, betreffend die Einführung des allgemeinen, gleichen und diretten Wahlrechts, punttlich eingelöst und, ungeachtet mancher einflufreichen Gegenströmungen, in verhältnismäßig kurzer Zeit eine grundlegende Reform des österreichischen Parlaments durch die Vorlage von fünf eingehend motivierten Gesehentwürfen, betreffend das Wahlrecht, die Wahlordnung, den Schutz der Wahlfreiheit, die Geschäftsordnung und die Immunität eingeleitet. Eine Erörterung der drei letten Entwürfe liegt außerhalb des Rahmens der gegenwärtigen Erörterung. Die Idee des allgemeinen und gleichen Wahlrechts, die an jenem bentwürdigen Tage unter der Agide der Regierung und dem Beifall der organisierten Arbeiterschaft in die Hallen unseres Parlaments eingezogen ist, hat inzwischen allenthalben, wenigstens im Prinzip, unerwarteten Anklang gefunden. Nach den Außerungen der Presse fast aller Parteilager treffen diesmal die Bestrebungen der Regierung und der Majorität des Volkes zusammen und vereinigen sich in dem Wunsche, den parlamentarischen Wirren ein Ende zu setzen und eine arbeitswillige Volksvertretung zu schaffen, die alle Klassen und Schichten der Bevölkerung umfakt. Die gerechte und volkstümliche Sorderung einer solchen Erweiterung des Wahlrechts wird auch, mag das Schickfal der vorliegenden Gesetzentwürfe welches immer sein, nicht leicht mehr von der Tagesordnung verschwinden. Leider begegnen diese Regierungsvorlagen den unseren politischen Fragen immer im Wege stehenden nationalen Gegensähen. Es ist eben das österreichische Problem, das hier neuerlich aufgerollt wird und früher oder später einmal gelöst werden muß, wenn wieder Friede und Ordnung in unserem Vaterlande einkehren soll. Dieses Ziel kann nur durch einen gerechten und für alle Teile rücksichtsvollen Ausgleich der widerstreitenden Interessen erreicht werden. Da darf es weder Sieger noch Besiegte geben, sonst kommt die große Reform überhaupt nicht zu stande. Wenn wir es hier für die Ceser der "Österreichischen Rundschau" versuchen, die Regierungsentwürfe über das Wahlrecht und die Wahlordnung einer unparteilschen Drüfung zu unterziehen, so leitet uns ein Gedanke,* den auch der herr

* Dergl. Bo. V, heft 53, der "Ofterreichischen Rundschau". Die daselbst erschienene Abhandlung: "Das Problem einer gerechten Wahlreform", "Berufsgenossenschaftliche Gliederung der Dolfsvertretung", ist leider keiner publizistischen Diskussion unterzogen worden, was der Sache wegen sehr erwünscht gewesen ware. Prof. Mengel bezeichnet in seinem Dortrag über Ministerpräsident seiner Erklärung vom 28. November 1905 vorangeschickt hat, nämlich, daß das Abgeordnetenhaus nach den neuen Wahlgesetzen ein möglichst treues Abbild des gegenwärtigen Standes aller kulturellen und nationalen Kräfte Österreichs bieten soll. Dieser Stand läßt sich in objektiver Weise kaum anders als statistisch erfassen, d. h. einesteils aus den Ergebnissen der setzen Volkszählung vom 31. Dezember 1900, andernteils aus den Steuererfolgszissern des gleichen Jahres, letzteres deshalb, weil bloß gleichzeitige Erscheinungen sich miteinander zu einem lebendigen Bilde verbinden lassen.

Eine Wahlordnung, die auf längeren Bestand rechnet und einer allgemeinen Kritik standhalten soll, muß auf festen, unverrückbaren Grundlagen beruhen. Die Prinzipien der Allgemeinheit und Gleichheit des Wahlrechts sind solche Grundsesten, auf welchen man, allen Ansechtungen zum Troth, ruhig weiterbauen kann. Tatsächlich räumt der Wahlrechtsentwurf die Wahlberechtigung allen vollsährigen männlichen Staatsbürgern ein, welche nicht hievon aus speziellen Gründen ausgenommen oder ausgeschlossen sind. Dieses einheitliche Reichsratswahlrecht begrüßen wir wegen seiner vollständigen Loslösung von dem bisherigen Zusammenhange mit den Landtagswahlordnungen besonders lebhaft; mögen die Autonomisten, wenn sie schon an einer Reichsratsbeschickung aus den Landtagen sesthalten wollen, diese dem Herrenhause, als dem Horte für historisch-politische Einrichtungen vorbehalten.

Die Beschränkung des aktiven Wahlrechts durch eine mindestens ein jährige Ansässische Ansässische Einstellung angesche ein der Gemeinde des Wahlortes wird zwar von der Arbeiterschaft heftig angeschen werden, besteht aber auch in anderen Staaten, die das allgemeine Wahlrecht eingeführt haben (in Frankreich und Italien sechs Monate, in Belgien und Dänemark ein Jahr, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika die zu zwei Jahren) und dürste weniger aus wahltechnischen Gründen, als aus der Rücksicht gerechtsertigt sein, um die bodenständige Bevölkerung gegen das künstliche Zuströmen ortsfremder Personen vor der Wahl zu sichern, eine Gesahr, die besonders in gemischtsprachigen Ländern droht. Hinsichtlich der Wählbarkeit (passives Wahlrecht) ist die interessante Neuerung hervorzuheben, daß künstig auch herrenhausmitglieder ein Abgeordnetenmandat erlangen können, während dessen Dauer jene Mitgliedschaft ruhen soll. Dies scheint darauf hinzudeuten, daß die Regierung auch eine Reform des herrenhauses plant.

Die Gleichheit des Wahlrechts ist durch die Anordnung gesichert, daß jeder Wähler das Recht auf nur eine Stimme habe. Mit gutem Grunde hat die Regierung auf das sogenannte Pluralvotum* verzichtet, denn jede Sorm desselben, sei es für Besith, Steuerleistung oder Bildung, würde gegen den Grundsath verstoßen, daß vor dem Gesethe alle Staatsbürger gleich sind, wäre daher ungerecht und unehrlich. Die gebildeten und besithenden Klassen sind ohnehin im wirtschaftlichen, sowie politischen

[&]quot;Die Systeme des Wahlrechts" diese eigenartige Einrichtung des allgemeinen Wahlrechts mit gutem Grund als "ideale Interessenvertretung" und als "System des organischen Wahlrechts".

^{*} Dergleiche Prof. Jellinet: "Das Pluralwahlrecht und feine Wirfungen".

Kampfe sehr im Vorteil gegenüber den anderen, weniger glücklichen Volksschichten. Cobenswerter Weise blieb die Regierung auch ihrem Vorsate treu, daß das in der allgemeinen Wählerklasse bereits erworbene Wahlrecht weder den Analphabeten noch den wirtschaftlich unselbständigen Personen entzogen werden dürfe. Auch die direkte und geheime Stimmabgabe ist in den Gesehentwürfen gesichert.

Eine Wahlpflicht wird in ihnen leider nicht festgesetzt. Eine solche Ansordnung besteht freilich nur in wenigen Staaten, nämlich in Belgien und der Schweiz, und zwar unter der Sanktion unzureichender Geldstrafen. Auch verkennen wir keineswegs die Schwierigkeiten ihrer Durchführung als lex imperfecta; aber ihr Wert für die unverfälschte Meinung der wirklichen Majorität der Wählerschaftsteht wohl außer Frage. Die politisch indifferenten Teile der Bevölkerung wären unseres Erachtens nicht durch die Androhung von Geldstrafen, sondern von Ehrenstrafen, wie die Entziehung des Wahlrechts für andere Vertretungskörper (Gemeinde, Bezirk, Landtag, Steuerkommissionen, handels- und Gewerbekammern u. dgl.) oder sonstiger politischer Rechte zur Ausübung ihres Reichsratswahlrechtes heranzuziehen.

Sür das Wahlverfahren hat die Regierung das sogenannte gemäßigte Gemeindeprinzip* angenommen, wonach als Wahlorte regelmäßig nur die Ortsgemeinden mit mehr als 500 Einwohnern gelten sollen. Sür kleinere Gemeinden hat sie die Bildung von Gruppenwahlorten vorgesehen, was in den örtlichen Verhältnissen vieler Kronländer begründet erscheint. Als Regel gilt ferner, daß jeder Abgeordnete in einem besondern Wahlbezirke gewählt wird. Dieses allerdings in anderen Staaten allgemein übliche Spftem der Einzelwahlen hängt mit der territorialen Derteilung der Mandate zusammen, indem die Wahlberechtigten eines jeden Wahlbezirkes einen einzigen Wahlkörper bilden, in welchem die absolute Majorität (mehr als die hälfte der abgegebenen gültigen Stimmen) entscheidet. Nur in den Candbezirken Galiziens sollen nach dem Anhang zur Wahlordnung zwei Abgeordnete (mit mehr als Drittelmajorität) u. zw. derart gewählt werden, baß jeder Wähler nur für einen Abgeordneten seine Stimme abgeben darf. Gewöhnlich bestehen derlei Mehrheitswahlen in sogenannten Listenwahlen, bei welchen jeder Wähler so viele Abgeordnete wählen tann, als dem Wahltreise Mandate zugewiesen sind. Das eigentümliche Proportionalwahlsnstem für Galizien verfolgt selbstverständlich den 3wed einer Minoritätsvertretung in diesem, teils von Polen, teils von Ruthenen, teils von Juden bewohnten Cande. Sür Mähren wurden nach dem Vorgange der Landtagswahlordnung eigene tschechische und beutsche Wahlbegirte vorgesehen, auch in anderen gemischtsprachigen Candern wurden die Wahlbezirke möglichst einheitlich national gestaltet und für solche die Einführung analoger Einrichtungen wie in Mähren von der Anlegung eines nationalen Katasters bei den allgemeinen Wahlen in den Candtag abhängig gemacht.

^{*} Naheres hierüber siehe bei Dr. C. Wittmaper, "Unser Reichsratswahlrecht und die Caaffeiche Wahlvorlage", S. 97.

Dies führt uns auf den Kernpuntt und den am meiften umftrittenen Gegenstand der Wahlreform, nämlich auf die Derteilung der 455 Abgeordnetenmandate und auf die Einrichtung der Wahlfreise (Wahlbegirte). Bu ihrer gerechten Colung brauchen wir einige feste Stuten fur den Aufbau des Parlaments auf der neuen Grundlage. Das allgemeine Wahlrecht tann nämlich seine Aufgabe, eine wahre Dolfsvertretung zu ichaffen, nur dann erfüllen, wenn hiebei alle wichtigeren Teile, Klassen und Schichten der Bevölkerung wirklich in die Lage kommen, ihre Dertreter in das Abgeordnetenhaus zu entfenden und daselbst ihre Wunsche und Beschwerden gur Geltung gu bringen. Selbstverständlich tann die Mandatsverteilung und die Wahlkreiseinteilung nicht rein mechanisch nach einer arithmetischen, respettive geometrischen Schablone eingerichtet werden, es muffen wenigstens in Ofterreich die Kronlandsgrengen, die nationalen Siedlungsverhältnisse und die bedeutenosten wirtschaftlichen Unterschiede der Bevolterung berücklichtigt werben. Wie aber nur ein prinzipiell gleiches Wahlrecht aller Staatsburger allgemein befriedigen tann, muß die Wahlordnung ebenfalls mindestens in den Grundzügen gerecht sein, um auf allseitige Billigung rechnen zu konnen. Wie die Regierung im porhinein erklärt hat, ist eine einfache Aufteilung der Abgeordnetenmandate nach einem firen Bevölkerungsichluffel, wie etwa in grantreich und Deutschland (von 100.000 Einwohnern pro Mandat), in Anbetracht der geschichtlichen Stellung der Kronlander und bei der verschiedenen wirtschaftlichen Entwidlung, Steuertraft sowie politischen Bedeutung der Nationalitäten, in Ofterreich ausgeschlossen.

Diese Wahlrechtsfattoren lassen sich jedoch wieder nur statistisch erheben. Kultur und Bildung sind, wenn man darunter nicht etwa blok die Kenntnis des Celens und Schreibens versteben will, so wenig icabbar, wie die Opfer, welche die Wehrpflicht dem Dolte auferlegt; doch tommen die beiden erstgenannten Werte teilweise in der Steuerziffer, lettere Ceiftung dagegen in der Bevolkerungszahl zum Ausdrud. Bei der geringsten Abweichung von dem festen Boden der Jahlen gelangt man auf eine Schiefe Ebene, auf ber es schwer fällt, eine gesicherte Stellung zu finden. Die Slawen fordern bekanntlich, daß die Bevölkerungsziffer allein als Maßstab für die Mandatsverteilung dienen soll. Dem gegenüber machen insbesondere die Deutschen unseres Erachtens mit Recht geltend, daß größeren staatlichen Pflichten auch größere politische Rechte entsprechen. Wahrscheinlich möchten gar viele hochbesteuerte gern ihr Wahlrecht dafür hingeben, daß sie nur fo viel Steuer zu gablen hätten, als nach dem Durchschnitt aller Steuertrager auf sie entfallen murde. Abgesehen davon, daß viele und für die Dolkswirtschaft wichtige Unternehmungen in Stadt und Cand unpersönlich geleitet werden, ware die Mandatsverteilung aus-Schlieflich nach der Kopfzahl der Bevölkerung eines Candes oder Begirtes ebenso unbillig und unzwedmäßig wie die Derteilung der Staatsabgaben nach der Dolls-3ahl (Kopffteuer).

Wie verträgt sich jene Sorderung mit dem allgemein anerkannten Grundsage der Steuerveranlagung nach der Leistungsfähigkeit? Dem letteren entspricht in

bezug auf das Wahlrecht eine gleichmäßige Verteilung der Mandate nach den Ceistungen an Staatsabgaben, welche allein den Staat in den Stand seken, seine großen inneren und äußeren Aufgaben zu erfüllen. Ein Staatswesen, das hierauf teine Rücklicht nehmen wollte, würde bald zur Einsicht kommen, daß es selbst die Art an seinen Stamm gelegt habe. Allerdings ist die Schätzung der wirklichen Steuerleistung einzelner Volksteile, ja selbst eines Kronlandes eine sehr schwierige Aufgabe; bekanntlich lieft jede Partei andere Jiffern aus den amtlichen Steuerausweisen. Betrachtet man die verschiedenen Staatsabgaben, welche im Volkszählungsjahre tatjäcklich abgestattet wurden, in hinblick auf unsern Zweck. so zeigt sich sofort, daß sich nur wenige von ihnen hiefür eignen. Die indirekten Abgaben und die Zölle, die anno 1900 die Summe von 779.77, respettive 119.07, zusammen 898.84 Millionen Kronen abwarfen, fallen größtenteils nicht benjenigen Personen ober Orten zur Cast, von denen sie, beziehungsweise wo sie entrichtet wurden. Nur von der Linienverzehrungssteuer (50.536.697 K)* wird ein sehr großer Teil von den Bewohnern der geschlossenen Städte, wo sie eingezahlt ist, allein getragen. Diese indirette Abgabe tann daber den betreffenden Städten als spezielle Steuerleistung angerechnet werden. Auch ein großer Teil der Stempel, Tagen und Gebühren, mit einem Ertrage von 164,049.563 K wird von den Bewohnern des Ortes ihrer Einzahlung auch felbst getragen; jedoch läßt sich dieser Teil auch nicht einmal annähernd ermitteln. Übrigens können die wahren "Gebühren" im finanzwissenschaftlichen Sinne, Taxen und dergleichen Gegenwerte für besondere Ceistungen von Staatsanstalten und vorganen hier außer Betracht bleiben, soweit sie nur in dem Make gefordert werden, als man solche Leistungen des Staates in Anspruch nimmt. Im übrigen finden die Konsumsteuern, die das hauptkontingent der indirekten Abgaben bilden, als eine Art Kopfsteuer, wie namentlich beim Salz, welcher Artikel keine Differenzierung zuläft, ohnehin in der Bevölkerungsahl eine mehr ober weniger zutreffende Berüchtigung.

Selbst die direkten Steuern, welche anno 1900 einen Gesamtertrag von 278·19 Millionen Kronen lieferten, werden mitunter von den Besteuerten auf andere Personen abgewälzt, wie 3. B. die hauszinssteuer; sie fallen aber regelmäßig denjenigen Orten zur Cast, an denen sie eingezahlt werden, mit Ausnahme der Erwerbsteuer von den zur öffentlichen Rechnungslegung verpflichteten Unternehmungen (53,364.560 K), indem solche häusig nur ihren Sitz in der Candeshauptstadt, respektive in Wien haben. In geringerem Maße gilt dies bezüglich der Rentensteuer (8,064.511 K). Die übrigen direkten Steuern bieten hingegen einige beachtenswerte Anhaltspunke für die Mandatsverteilung. Was zunächst die gewissermaßen an der Scholle haftenden Realsteuern betrifft, so darf man wohl, ohne sehr weit sehlzugehen, annehmen, daß die Grundsteuer (56,043.309 K) vorzugsweise von der Candbevölkerung, und zwar zumeist von den selbständigen Cand-

^{*} Diese und die folgenden Steu rfolgsdaten vom Jahre 1900 sind den Mitteilungen des nommen.

und Sorstwirten, geleistet wurde. Serner barf man vielleicht annehmen, daß die hausklassensteuer (10,347,011 K) sowie die hauszinssteuer außer den gang diefer Steuer unterworfenen Ortichaften per 6,200.194 K (gemäß § 1, lit. b, der Gebaudesteuernovelle 1882) ebenfalls größtenteils von der Cand- und Sorstwirtschaft, bingegen die 20progentige hauszinssteuer in den ihr gang unterliegenden Orten per 14,461.242 K (§ 1, lit. a, der Novelle) sowie selbstverständlich die 262/2 prozentige hauszinssteuer (51,932.915 K) von den Bewohnern der Städte und Industrialorte, und zwar in höherem Mage von den selbständigen Dersonen der anderen drei hauptberufsklassen (Industrielle, handeltreibende, öffentliche Bedienstete, freie Berufe) getragen wurde. Selbstredend find nicht wenige Bewohner von Städten und Industrialorten auch Cand- oder Forstwirte oder gablen wenigstens für ihre hausgärten Grundfteuer; aber umgefehrt gahlen wieder manche Cand- und Sorftwirte für ihre Gebäude die hauszinssteuer gemäß § 1, lit. a, der Novelle oder gar mit 26% Prozent; die gedachten Sehler durften fich daher einander gegenseitig mehr oder weniger aufbeben. Die fünfprozentige Steuer von hauszinssteuerfreien Gebäuden (6,811.789 K) mare sodann nach bem gleichen Derhaltniffe, b. i. nach der auf die Orte sub lit. a) und b) entfallenden hauszinssteuer, für Stadt und Cand aufzuteilen.

Was die Personalsteuern anbelangt, so wurde die Besoldungssteuer (1,736.958 K) ohne Zweisel ausschließlich von den öffentlichen Beamten und Cehrpersonen, dann die Erwerbsteuer von hausier- und Wandergewerben (303.038 K) vollständig von (selbständigen) Gewerbe- und handeltreibenden, beide also größtenteils von Bewohnern der Städte und Industrialorte entrichtet. Ebenso sicher ist die allgemeine Erwerbsteuer (31,801.319 K) von den (selbständigen) Industriellen und handeltreibenden, demnach hauptsächlich von Bewohnern der Städte und Industrialorte geleistet worden. Don der Personaleinkommensteuer (46,252.846 K) aber entsielen, nach dem ihr zu grunde liegenden Bruttoeinkommen zu urteilen,

		Prozent	Kronen
auf	Grundbesitz	. 8.44 =	3,903.736
"	Gebäude	. 10.29 =	4,759.413
"	selbständige Unternehmungen und Beschäftigungen	. 28.38 =	13,126.545
*	Dienstbezüge	. 35.83 =	16,572.378
**	Kapitalvermögen	. 15.79 =	7,303.317
**	sonstige Einkommensquellen	. 1.27 =	587.411

Demzusolge darf man nach dem früher Gesagten annehmen, daß die Personaleinkommensteuer vom Grundbesitz hauptsächlich der Cand- und Sorstwirtschaft, also
der Candbevölkerung, dagegen jene von Dienstbezügen den öffentlichen Bediensteten
und freien Berufen sowie die von selbständigen Unternehmungen und Beschäftigungen,
größtenteils den Gewerbe- und handeltreibenden, demnach vorzüglich den Bewohnern
der Städte und Industrialorte zur Cast siel. Die Personaleinkommensteuer von Gebäuden wäre folgerichtig gleich der hauszinssteuer auf die der letzteren unter-

worfenen Orte aufzuteilen, wogegen jene von Kapitalsvermögen und sonstigen Einkommensquellen für unseren Zwed schwerlich verwertet werden kann.

Schon ein flüchtiger Blid auf vorstehende Ziffern zeigt dem undefangenen Ceser deutlich, daß die Städte und Industrialorte bedeutend mehr Real- und Personalsteuern leisten als im Verhältnisse zu ihrer Einwohnerzahl auf sie entfällt. Außerdem tragen sie zu den indirekten Abgaben, und zwar infolge ihrer höheren Konsumtionskraft an Zöllen, Monopolen und Verzehrungssteuern, aber auch wegen ihres regeren handels und Verkehrs an Stempeln und Gebühren, viel mehr als die Landgemeinden bei. Der hier verfügbare Raum gestattet es leider nicht, dies im einzelnen nachzuweisen. Eine Verteilung der Reichsratsmandate nach der bloßen Kopfzahl der städtischen Bevölkerung oder, was gleichviel ist, der Besteuerung nach einem allgemeinen Durchschnitte des betreffenden Kronlandes wäre deshalb ohne Zweisel eine Bevorzugung der Landbevölkerung. Besonders grell tritt dies hinsichtlich der sogenannten geschlossenen Städte hervor, das sind (außer Krakau) die Landeshauptstädte, welche überdies mit dem hohen $26^2/_{3}$ prozentigen Ausmaße der hauszinssteuer belastet sind, wie aus folgender Übersicht entnommen werden wolle.

Städte und Orte mit 26% prozentiger hauszinssteuer.

	Kronen						
Wien (19 Bezirte)							
Baden, Alland, Thurngasse, Guttenbrunn	280.526						
Ling samt Dorstädten und Urfahr							
Salzburg samt Dorstädten	401.782						
Graz " "	2,196.552						
Klagenfurt " "	299.130						
Laibach " "							
Triest (Pomörium)	2,684.846						
Görz samt Stadtbezirk	265.742						
Innsbruck samt Wilten	572.997						
Prag samt Onsehrad und Holesovic-Bubna 4,927.508							
Teplitz-Schönau, Karlsbad, Marienbad und Franzensbad 784.994							
Brunn samt Vorstädten und Olmut	2,151.950						
Troppau (innere Stadt)	146.863						
Lemberg, Kratau	3,575.988						
Czernowity (innere Stadt)	486.490						
3ara	140.734						
	zusammen 51,932.915						

In der Regierungsvorlage wird wahrscheinlich mit Rüchicht auf den dem territorialen Umfange nach mehr agrarischen Charakter Osterreichs und in der Absicht, um das Reich beim Übergang zum allgemeinen Wahlrecht nicht allzu großen

politischen Erschütterungen auszuseten, im großen und gangen ber Bevölkerungsgiffer ein höheres Gewicht als der Steuerleiftung beigelegt. Aus gutem Grunde hat die Regierung an der Trennung von Stadt und Cand pringipiell feltgebalten und besondere Wahlbegirte für Städte und Industrialorte einerseits, Candgemeinden anderseits vorgesehen. Doch erscheint dieser Grundsak nicht immer gang tonsequent durchgeführt, indem teils Candgemeinden und Ortschaften zu benachbarten städtischen Wahlbegirten, teils eine Reihe von fleineren Städten und Industrialorten gu landlichen Wahlbezirken geschlagen worden sind. Nicht einmal die Einwohnerzahl der Städte hat durchwegs die diesen vorzüglichen Steuerobjetten unbedingt gebührende Beachtung gefunden, wie bekanntlich bei Wien. Es ist schwer einzusehen, warum gerade die nicht nur volfreichsten und steuerfräftigften, sondern auch an Bilbung und Kultur besonders hervorragenden Candeshauptstädte und namentlich Wien mit seiner enormen Wichtigkeit für das gange Reich hinter anderen Orten bei den Reichsratswahlen gurudgesett werden sollen. Ofterreich ift gegenwärtig nicht mehr in dem Mage wie ehedem ein Agrarstaat; es entwidelt sich, wie Professor Rauchberg* statistisch nachgewiesen hat, gang deutlich jum Industrieftaat. Die Candwirtschaft hat ihre einstige führende Rolle in unserer Volkswirtschaft großenteils eingebüßt und tritt als Steuerquelle, wie gezeigt, gegenüber ber Industrie und dem handel immer mehr und mehr gurud. Soll die einbeimische Volkswirtschaft auf dem Weltmarkte konkurrengfähig erhalten bleiben, so darf die Wahlordnung der Industrie und dem handel, die ohnehin unter einer hohen Steuerlast und der mächtigen ausländischen Konfurrenz leiden, nicht etwa noch einer übermäßigen Agrar= oder progressien Steuerpolitit (vielleicht den Sogialdemokraten guliebe) den Weg bereiten. Die zweiterwähnte Absicht, ben bisherigen Besithstand ber Parteien im Parlament möglichst zu tonservieren, ift gewiß löblich. Eine neue Wahlordnung darf aber nicht gang nach den Derhaltniffen einer entschwundenen Zeit, sondern muß sich tunlichst nach dem gegenwärtigen Stande der Dinge im Staate richten. Übrigens mare eine rudfichtsvollere Behandlung ber Städte und Industrialorte sowie beren strenge Scheidung von anderen Orten bei der Wahlfreiseinteilung auch den Deutschen willtommen. Diesem Dolfsstamm, der sich um den Staat gewiß verdient gemacht hat und jedenfalls eine hohe Kultur, Arbeitstraft und Steuerleistung aufweift, moge man es nicht allzu ichwer machen, seinen Widerstand gegen eine ihm sompathische Wahlreform, die für ihn jedoch unter allen Umständen mit Opfern verbunden ist, aufzugeben. Wir plaidieren keineswegs für die Erhaltung des Parteienbesitstandes um jeden Preis. Aber weshalb follen denn gerade aus unserm Leibe die Mandate für die Arbeiterabgeordneten geschnitten werden? Diel natürlicher ware es, wenn ein Teil der aufzulassenden Kurie des Großgrundbesitzes biegu perwendet wurde. Im fonservativen Cager wird man es freilich nicht gern sehen, daß die Städte und Industrialorte als die Site des Liberalismus und der Sozialdemokratie an politischer Macht gewinnen. Ohne einen teilweisen solchen Wandel

^{* &}quot;Die berufliche und fogiale Entwidlung Ofterreichs am Beginn des XX, Jahrhunderts."

ist aber die Einführung des allgemeinen Wahlrechts nicht möglich. Der Kampf mit der organisierten Arbeiterschaft darf mit keinem faulen Frieden schließen. Eine Wahlsordnung, die allen Teilen des Volkes eine ihren Interessen entsprechende Vertretung sichert, bietet nicht nur die Gewähr für eine harmonische Entwicklung aller im Volke schlummernden Kräfte und für eine gleichmäßige Befriedigung ihrer Bedürfnisse, sondern auch ein Unterpfand für die öffentliche Ruhe und Ordnung. Das ganze Verfassungsleben bezweckt ja, die Außerungen der Unzufriedenheit in der Bevölkerung auf eine ungefährliche Weise abzuleiten und die elementaren Spannungen in der Volksseele, die, zurückgedrängt nur noch mehr erstarken und schließlich zerstörend wirken, in nuhbare Kraft umzuwandeln.

hätte man im Jahre 1896 die 72 neutreierten Reichsratsmandate der organisierten Arbeiterschaft allein überlassen, wäre uns der heutige Wahlrechtsrummel, wahrscheinlich aber auch die traurige Obstruktionsperiode erspart geblieben. Da nämlich die Abgeordneten der V. Kurie unmöglich die ganz verschiedenen Interessen aller ihrer Wähler wahrnehmen konnten, mußten sie ihre Untätigkeit auf wirtschaftslichem Gebiete durch allerlei Radau maskieren, der den hauptwahlmachern übrigens auch in den Kram paßte. Dieser Sehler soll jest unbedingt vermieden werden.

Mit jeder Erweiterung des Wahlrechtes gelangen neue soziale Gruppen mit besonderen Interessen ins Parlament; damit werden die Wähler immer einseitiger auf ihre eigenen Interessen bedacht. Außer dem mächtigen Einsluß der Nationalität sind dann nur noch gleiche soziale Bestrebungen im stande, ein sestes Band um größere Wählertreise, wie sie das allgemeine Wahlrecht erfordert, zu schlingen. Dies beweist am besten das unaufhaltsame Anwachsen unserer modernsten Parteien, der Christlichsozialen und der Sozialdemokraten, die eben etwas handgreisliches für ihre Parteigänger leisten. Was tun hingegen andere politische Parteien? Sie streiten um den Nachtwächterposten von Leitomischl oder etwa gar um die Ausschlicht auf einer Amtstasel. Wollen diese Parteien im Laufe der Zeit nicht alle Anhänger einbüßen, so wird ihnen kein anderer Ausweg übrig bleiben, als ebenfalls die materielle Wohlsahrt ihrer Mitglieder zum Mittelpunkt ihres Parteiprogramms zu machen, d. h. wirtschaftliche Parteien zu bilden.

Diese Parteientwicklung ist aber auch für den Staat und die Gesellschaft am ersprießlichsten. Bekanntlich zündet eine Brandrede oder ein hohles Schlagwort am ehesten in einer aus allen möglichen Elementen zusammengewürfelten Menge, wogegen sie in einer Gemeinschaft gleichgesinnter Männer wirkungslos verpuffen. In dieser Erkenntnis haben wir bereits früher* die Schaffung besonderer Wahlkörper nicht allein für

^{*} Prof. Menzel (a. a. O.) macht freilich gegen die Interessenvertretung allerlei Bedenken geltend, die jedoch, wenigstens was die berufsgenossenssenschaftliche Gliederung der Volksvertretung betrifft, nicht stichhältig sind. Diese wahre Interessensertretung hat mit dem jezigen Kurienparlament nichts gemein und ist keineswegs mit dem allgemeinen Wahlrecht unvereinbar, sondern, damit verbunden, erst überhaupt ausführbar. Gleich diesem beruht sie auf dem allgemeinen Staatsbürgertum; dabei repräsentiert zwar nicht jeder Abgeordnete sozusagen die Gesamtheit des Volkes,

Stadt und Cand, sondern auch für die verschiedenen hauptberufsklassen und sozialen Schichten empfohlen. Gemeinsame Wahlen aller Bewohner eines umfangreichen Wahlbezirkes müssen das Parteileben auf das leidenschaftlichste aufrühren und die friedliebenden Staatsbürger von der Teilnahme abschrecken. In national einheitzlichen Staaten kann wenigstens der nationale Jankapfel nicht in die Wählerschaft geworfen werden.

Dieselben Gründe, aus denen die Regierung die nationalen Reibungsslächen durch möglichst nationale Abgrenzung der Wahlbezirke vermindern will,
sprechen für die Absonderung der städtischen Wahlbezirke in sozialer Beziehung.
Deshalb müssen wir es lebhaft bedauern, daß alle Reichratsmandate (außer
den galizischen Candwahlbezirken) in Einzelwahlen vergeben werden sollen, selbst
jene Mandate, die größeren Städten oder einzelnen Stadtbezirken zugedacht
sind. Zum mindesten für solche Städte, in denen zugleich die organisserte Arbeiterschaft an Jahl vorwiegt oder doch sehr erheblich ist und deshalb in ernsten Wahltampf mit der übrigen Bürgerschaft geraten wird, wäre es zum Behuse einer
wirksamen Dertretung aller Bewohner wünschenswert, daß die Mandate unter
diese beiden wichtigsten Dolksschichten, also nicht territorial, sondern sozial ause
geteilt würden.

Nicht genug, daß unser bürgerlicher Mittelstand immer mehr und mehr vom Großtapital aufgesaugt wird, soll er nun von den Sozialdemokraten aufgerieben werden. Eine weitblickende Politik wird darauf bedacht sein, diesen Mittelstand, das seites Fundament des Staates, gegen den ihm drohenden Ruin durch bessondere Wahlkörper auch für künftige Zeiten zu sichern. Die angeblichen Schwierigkeiten berufsgenossenschaftlicher Wahlen sind gewiß nicht größer als die allgemeiner Wahlen überhaupt. Wo ein Wille, ist auch ein Weg, sagt das Sprichwort. Selbstverständlich müßten in kleineren Kronländern, wo einzelne Interessenspruppen die für ein Mandat erforderliche Mindestzahl nicht aufbringen oder denen die Wahlordnung weniger als acht Mandate zuweist, einander nahestehende Interessenspruppen, wie z. B. alle Unternehmer und die anderen selbständigen Personen einer Stadt, gegenüber den Arbeitern und anderen unselbständigen Personen daselbst, in einem Wahlkörper vereinigt werden.

Die ultranationalen Parteien erhoffen sich von dem allgemeinen Wahlrecht eine Verschärfung der nationalen Gegensätze, was nicht unwahrscheinlich ist. Um den unseligen Sprachen- und Rassenkampf zu überwinden, brauchen wir in Österreich nicht noch mehr zentrifugale Elemente, die auf eine Zerstörung der Königreiche und Länder und in der Folge des ganzen Staates hinarbeiten, sondern zentripetale Kräfte, die, wie die Berufsstände und oberen sozialen Schichten ein Interesse an

aber wenigstens — und dies jedenfalls besser als es manche Repräsentanten bisher getan haben — denjenigen Teil des Doltes, aus dem er hervorgegangen ist. Wenn jeder Abgeordnete diese seine Pflicht gewissenhaft erfüllt, können die Wähler sehr wohl damit zufrieden sein und die Wahrung der staatlichen Interessen beruhigt der Regierung überlassen.

der Erhaltung und Blüte des Reiches haben. Diese, die einerseits ein herz für die Leiden der unteren Volksschichten haben, anderseits für Kaiser und Reich sind, mögen also dahin wirken, daß jeder wirtschaftlich-sozialen Gruppe ihr Recht zu teil, der Gesamtheit aber Ruhe und Frieden, die Voraussetzungen jeder gedeihlichen Arbeit in Volk und Parlament, wiedergegeben werde.

Camprechts "Deutsche Geschichte".

Don Dr. Beinrich Kretfcmanr.

Es ist ein vielumstrittenes, vielgepriesenes Buch; bald als hohe Geistestat ausgerusen, bald als unwissenschaftliche Wortmacherei verlästert. Und in der hitze des methodischen Streites, der darüber entbrannte, blieb wohl des Versassenstes eigenstes Verdienst zu wenig gewürdigt: blühende, anschauliche Bilder der einzelnen Kulturzeitalter unserer Nation entworsen zu haben, wie sie mit solchem Farbenreichtum und innerer Geschlossenheit noch niemals versucht wurden. Aber eine prinzipielle Stellungnahme zu den Fragen der Geschichtsauffassunfassung soll hier unterbleiben; dies würde die Aufrollung der ganzen Reihe methodologischer Streitfragen bedingen, die in den letzten Jahren sich ergeben haben und fernab von dem Ziele dieser Darlegung sühren, den Inhalt der beiden letzterschienenen Bände* dem Verständnisse eines Cesertreises näherzubringen, dem im Treiben des Cebens die ruhige Stunde sehlen mag, sich selbst der Cettüre hinzugeben.

Wir haben uns gewöhnt, die Einteilung in Geschichtsperioden vorwiegend nach staatsgeschichtlichen Gesichtspunkten vorzunehmen.

Camprecht geht dem gründlich aus dem Wege. Ist ihm "Urzeit" und "Mittelalter" deutscher Nation als eine Solge von Zeitaltern symbolischen, typischen und konventionellen Seelenlebens erschienen, so gilt ihm deren "Neuzeit" als eine Periode regelrecht fortschreitender Entwicklung im Sinne der Coslösung der Persönlichkeit aus konventioneller Gebundenheit und diese Entwicklung weist ihm wieder zwei Phasen auf: eine bis in die Mitte des XVIII. Jahrhunderts reichende Phase des individualistischen und eine bis in unsere Zeit voll fortdauernde Phase subjektivistischen Seelenlebens. Aus einer solchen seelischen Gesamtdisposition heraus die Einzelzüge der Kultur und des Cebens eines Zeitalters zum Bilde zusammenschließen, dessen Gestaltung auch die größten politischen Ereignisse nur zu beeinflussen, nicht aber bestimmend umzusormen vermögen, das ist ihm Geschichtschreibung.

hier muß nun gleich ein Vorwurf erhoben werden. Ist nach Camprecht die individualistische Gesamtoisposition des Seelenlebens gleichsam der Schlussel zum Der-

* Camprecht Karl, "Deutsche Geschichte". Der ganzen Reihe sechster Band (mit einem Register) und siebenter Band, erste hälfte. (2. Abt. Neuere Zeit. Zeitalter des individuellen Seelenlebens. 2. Bd. und 3. Bd. 1. hälfte.) 1. und 2. Aufl. Freiburg im Breisgau. hermann henselber, 1904 482 und 396 Seiten.

ständnis der Kulturgeschichte der Reformations- und Aufflärungsperiode, so muß man vor allem über deren Grundcharakter ins Klare kommen. Aber man sucht vergebens nach einer präzisen Abstedung der Begriffe Individualismus und Subjektivismus. Das dem "allgemeinen Charakter des individualistischen Seelenlebens" gewidmete Kapitel enthält nicht, was man erwartet. Man sage nicht, es sei Sache des Lesers, so weit in der Psichologie daheim zu sein. Mit welchem Rechte? Und ist denn die psichologische Terminologie überhaupt schon in eine unbestrittene Fassung gebracht worden? Wir rühren damit an die verwundbarste Stelle des großen Bielen mit großen Mitteln nachstrebenden Werkes: eine Unklarheit des Ausdrucks, mag diese in einem nicht immer siegreichen Ringen sprachlicher Wiedergabe ungewohnter Gedankenkreise oder in der allzu reichlichen Anwendung wenig geläusiger Fachausdrücke begründet sein. Die Konturen dieses Geschichtsbildes verschwimmen allzusehr ineinander.

Dersuchen wir den seelischen Charafter des individualistischen Zeitalters gu erfallen. Er prägt sich vor allem in der Annahme und wachsenden Aberschätzung des Derstandes als hauptsächlicher oder gar einziger seelischer Kraft aus, die, unberührt durch außere Einwirfung, streng gesehmäßig arbeitet und der gegenüber die anderen seelischen Sunttionen, Gemütsleben und Einbildungstraft nur als geringwertigere Sähigfeiten der Seele gelten. So wird die Seele und deren Tragerin, die Derfonlichteit felbst, zu einer nach allgemeingültigen Regeln arbeitenden intellettualen Rechenmaschine, jede ein Mitrotosmos für sich, "tür- und fensterlos"; alle auf altruistischen Neigungen beruhenden Einrichtungen, Sprache, Religion, Staat sind der individualistischen Auffassung nur durch Annahme eines formalen übereinkommens der verschiedenen, für sich isolierten Individuen erklärbar. Die Seele ist ihr keine Summe von aufeinandertreffenden Wirtungen im Sinne der modernen Pfinchologie, sondern schlechthin einfach, absolut, gleichsam ein geistiges Atom. So sind die dritthalb Jahrhunderte des Individualismus auch die große Zeit der Verstandeskultur. Einem Beitalter des Durchdringens derselben, den anderthalb Jahrhunderten der Reformationszeit (1500--1650) folgte ein Jahrhundert ihrer vollen herrschaft, das Jahrbundert des Rationalismus und der Aufflärung (1650-1750). Dann aber treten die lange vernachlässigten dunkeln Seelentrafte, Gemut und Phantafie in ihr Recht und ihr siegreiches Emporstreben eröffnet ein Zeitalter neuen Seelenlebens, des Subjettivismus. *

Wenden wir uns nunmehr der Betrachtung der ersten Periode des Individualismus (1500-1650) zu.

^{*} Der Betrachtung der individualistischen Zeit war schon der fünfte Band des Gesamtwerles mit seiner Schilderung der politischen und sozialen Geschichte der Reformationszeit gewidmet; der sechste Band und der erste halbband des siebenten Bandes, von denen hier die Rede sein soll, gesten nahezu ausschließlich der geistigen Kultur dieser Zeit, während der zweite halbband des siebenten Bandes die soziale und politische Geschichte des Jahrhunderts von 1650 bis 1750 umfassen soll.

Elemente einer verstandesmäßigen Kulturentwicklung waren um die Wende von Mittelalter und Neuzeit durch die Resormation mit ihrer herstellung eines persönlichen Derhältisse des einzelnen zu Gott und ihrer Aufsorderung zu individueller Bibelauslegung nicht minder denn durch die großen Entdeckungen gegeben. Der Gesichtstreis der Menschen ersuhr eine unerhörte Erweiterung. Und nun erst gar die Entdeckung des Kopernitus. Man mußte von dem stolzen Glauben lassen, daß die Erde die Mitte der Welt sei. "Dielleicht", sagt Goethe, "ist noch niemals eine größere Sorderung an die Menscheit geschehen." Kausmännische und weltlich gelehrte und zugleich bürgerliche Interessen sind es, die vor allem gesördert wurden; denn Träger der beiden Tendenzen war das mächtig emporgesommene Bürgertum. Unser Zeitalter trägt den Stempel bürgerlicher Kultur.

Nicht als .ob diese neue Zeit sich den alten Überlieferungen sogleich von Grund auf entrungen batte. Solche Sprunge in der Entwickung kennt die Menscheitsgeschichte nicht. Noch bleibt das Denken tief im mittelalterlichen Autoritäts- und Wunderglauben steden; es sind die hohen Tage der Alchemie und Astrologie, des herenwahnes. Noch stehen die Geisteswissenschaften unter der herrschaft der firch. lichen und antiken Tradition und Autorität. In protestantischen und katholischen Hoch- und Mittelschulen wirkt der Humanismus mächtig fort. In dem fortgeschrittensten deutschen Cande, den Niederlanden, wird die Pflege der Philologie fast zu einem Glaubensartikel. Noch sind die psychologischen Anschauungen aufs stärkste von Wunderglauben durchsett und gelten als treibende Macht in der Geschichte man lese einmal bei Luther — überweltliche Kräfte. Gleichwohl begann sich leise ein anderes "Maß der Dinge" geltend zu machen, als Dogma und Antike: die Erfahrung. Der auf verstandesmäßige Beobachtung und Erfahrung gegründete Induttionsschluß, die mit seiner Hilfe gewonnene Ertenntnis des in den vielen tontreten Erscheinungen vorhandenen Gemeinsamen, die Abstrattion, treten als mobernes Element in das Denken der Zeit ein. Wie natürlich, daß der Betrieb der Naturwissenschaften in den Vordergrund trat! Die Ceitwissenschaft aber wurde die Wissenschaft von Zeit und Raum schlechtweg, die Mathematik. Das stolze Cehrgebäude der modernen Mathematit wurde damals zu errichten begonnen; die ganze auf dem Begriffe der stetigen Bewegung beruhende mechanische Naturwissenschaft ist auf jene Errungenschaften mathematischer Erkenntnis begründet. Don den Geisteswillenschaften werden nur die prattisch angewandten. Recht und Theologie, Gegenstand eifriger Pflege. Es entsprach der intellektualen Richtung der Zeit, den Staat bes göttlichen Charafters, den ihm das Mittelalter zugesprochen, zu entkleiden und ihn als durch souveranen Vertragswillen aller Einzelindividuen, durch Naturrecht entstanden zu erklären. Und wie hatte neben dem entgöttlichten Staate die Kirche unangetastet fortbestehen sollen? Der naturrechtlichen Staatslehre ging ein Streben nach einer Naturreligion parallel. Descartes schuf auf mathematischer Grundlage das erste Programm rationalistischer Weltanschauung und nur ein Spinoza vermochte es, sich in seiner Philosophie nicht völlig verstandesmäßigen Erwägungen

gefangen zu geben, sondern mit der Anerkennung religiöser herzensbedurfnisse auf die Entwidlung eines noch fernen, des subjektivistischen Zeitalters überzugreifen.

Drohte bei folder Richtung nicht das Gebiet der Künste zu veröden?

Was hätte man im XVI. Jahrhundert nicht alles von der deutschen Dichtung erwarten dürfen? Eine allgemeine deutsche Literatursprache war gewonnen, in hans Sachs, der Meister des Schwanks und Wegbereiter eines künstigen Dramas, in zischart vielleicht der größte Satiriker Deutschlands erstanden! Aber die dichterische Kraft der Nation war nicht stark genug, nach ihnen etwas Bedeutendes hervorzubringen; die Satire blieb ungepslegt und das dramatische Interesse der Deutschen wurde durch englisches Schauspiel und Schauspielkunst befriedigt. Weiter gelangte man noch in den Niederlanden. Dort ist es zu einer eigenartigen Verbindung nationaler und antiker Elemente in einem ersten nationalen Renaissanzedrama gekommen, reich und talentvoll in Sprache und äußerer Anordnung, aber ohne innere Belebung. Und auch dieses Drama verschwand wieder und die holländische Dichtung, überdies vereinsamt durch die Ausbildung einer engbegrenzten Nationalsprache, verdarb.

Anders in den bilbenden Künften. hier ist por allem das Eindringen der italienischen Renaissance in Anschlag zu bringen. Sie bestimmte gunächst die Ornamentit des blühenden beutschen Kunstgewerbes, vor allem der echt nationalen Schreinerei und Schmiedetunst. Und das XVI. Jahrhundert ist die hohe Zeit des deutschen Lugusgewerbes; das Streben nach burgerlicher Behaglichkeit und fürstlicher Curus vereinten sich, es zum ersten ber Welt zu machen. Ornamental war der Einfluß der Renaissance gunächst auch auf die Architektur. Aber die Reformationszeit ist teine Glanzzeit deutscher Baufunft. Die Bauluft des verfallenden Bürgertums begann zu erlahmen, das Fürstentum hatte sich noch tein Wohnungsideal geschaffen, die alte Kirche dachte in ihren tausend Nöten nicht an reichen Kirchenbau, die neue strebte gar nicht banach. Die Renaissance aber wirfte nur gersehend auf die binnendeutsche (nicht-niederländische) Architektur. Selbständige deutsche Renaissancebauten entstanden nur in Oberfranten und Obersachsen. Im übrigen gersplitterte die deutsche Bautunft unter rein italienischem und besonders niederländischem Einfluß zu einer snstemlosen Dielheit von Sormungen. Denn nirgend wirtte die italienische Renaissance lebhafter als auf niederländischem Boden. Dabei jedoch feineswegs einheitlich. In Südniederland (Belgien) start mit gotischen Zierelementen versett. führte sie in Nordniederland (Bolland), bei dem Mangel an haustein, gum Ziegelbau, und erst in der reichsten Zeit hollands, um 1650, zu einer, den strengen Sormen des Palladio, des Meisters von Dicenza, nachgebildeten Steinrenaissance. Die drei Rathäuser von Antwerpen, Utrecht und Amsterdam mögen die hauptbentmale dieser drei Richtungen bezeichnen. Zugleich entwidelte sich die vlamische Plastit, bald weit bis an die Oftsee und nach Tirol berühmt, zu edler, monumentaler Rube. Aber das größte wurde - immer in Niederland - doch in der Malerei erreicht. Die italienische Malerei, so überreich und glangend, hatte doch ein einseitiges Interesse an der Menschengestalt; Fragen nach Licht und Schatten standen ihr in zweiter Linie. Diese Probleme teilweise gelöst zu haben, ist einer der Ruhmestitel niederländischer Kunstgeschichte. Der Olame Rubens, der große Maler der Gegenresormation, auch er vor allem Figurenmaler, mehr theatralisch als individuell, war doch der erste, der aus tieserer Erkenntnis von Licht- und Schattenwirtungen das Körperliche in seinen Gegensähen malte und damit die Malerei aus den Stilgesehen anderer Künste zu lösen begann. Über ihn hinaus aber drang der Holländer Rembrandt, der Meister der Radierung und des Porträts, zur Lösung des Problems, zwar noch nicht des freislutenden Tageslichtes, des Freilichtes, aber des gebundenen Lichtes des geschlossenen Raumes, des Helldunkels vor und vollzog damit einen erst in unseren Jahren überholten Fortschritt in der Geschichte der Malkunst.

So geht auf dem Gebiete der Künste die niederländische Entwicklung der binnenbeutschen weit voran. Mit einer Ausnahme: der Musik. Es war doch ein großer Sieg deutschen Geistes, daß die Musik sich nicht völlig in die tönende Mathematik des vorherrschenden Kontrapunktinstems verlor, wozu das beginnende Zeitalter der Verstandesherrschaft förmlich einlud, sondern den Weg der harmonisserten Melodie und freien melodischen Erfindung bevorzugte. Zugleich tamen von Italien, dem führenden Cande europäischer Musit, neue Mittel musitalischen Ausdruckes herauf: die Instrumentation und eine ausgebildete Kunft des nach dem Inhalte charafterisierten Einzelgesanges. Beide fanden Ausdruck in dem »Dramma per musica« florentini» ichen Ursprungs, mit seinem Orchester, Chor, der große Affette ausdrudenden Arie und dem den trodenen Dialog wiedergebenden Rezitativ. Als italienische Oper fand das Dramma per musica bald Eingang in Deutschland; im Jahre 1627 wurde zu Corgau in Sachsen bas erste Stud dieser Art auf deutschem Boden aufgeführt. Aber die deutsche Musik fand auch einen Meister, der sich der italienischen Errungenschaften, Instrumentation und Einzelgesang, souveran zu bedienen verstand: heinrich South.

Die Kultur der Reformationszeit, der ersten Periode individualistischer Kultur ist somit vor allem niederländische Kultur. In unvergleichlicher Lage, mitten in den Konjunkturen des neuen Welthandels, überholen die Niederlande weit die Entwicklung des deutschen Hauptlandes; gerade daß Hamburg, das stark gegen den Atlantik vorgeschobene Elbezentrum, daneben noch ein stärkeres Eigenleben zu führen vermag. Zugleich tritt in den Niederlanden selbst eine Verschiebung des Schwerzgewichtes von Süd nach Nord ein; die Heimsuchungen Antwerpens 1576 und 1585 sind ein Merkdatum. Antwerpen wird durch Amsterdam abgelöst, Flandern durch Holland. Die "Staaten" werden in den vier Menschenaltern von 1580—1700 nicht nur die erste Handelsmacht von Europa, die niederländische Kultur jener Jahrzehnte bedeutet auch die Höhe der deutschen individualistischen Kultur überhaupt. Die Glanzzeit fällt in die Mitte des XVII. Jahrhunderts: von 1660 an werden Spmptome wirtschaftlicher Entartung und kulturellen Erlahmens deutlich. Bürger-

aristotratie und Demotraten stoßen in wilden Kämpsen auseinander, ein in Wohlleben entnervtes Geschlecht vergißt, sich der von Frankreich und England herandrohenden Entscheidung gegenüber zu wappnen. Und es ist das tragische Schicksal Niederlands, daß es gerade in der Zeit, da es dem deutschen Gesamtvaterland sein Größtes gegeben, durch diese vorauseilende Entwicklung in eine Sonderstellung, vor allem in der Sprache, geriet, die sie hernach in die Grenzen eines engeren nationalen Lebens hat bannen müssen.

Scheint es nun im Rahmen dieser Betrachtung wirklich noch richtig, zu sagen, die Renaissance sei für die deutsche Entwicklung ein Gewinn gewesen? Was hat sie denn so sehr gefördert? Malerei und Musik erreichen ihre Ziele unabhängig von ihr. In der Dichtung hat sie nur in den Niederlanden zu Augenblicksergebnissen geführt, in der Baukunst geradezu Derwirrung gestiftet und schließlich alle bodenständigen Regungen ertötet. Wo bleibt da ein Gewinn? Aber Camprecht entläßt uns bloß mit diesen Fragen und wir wollen sie unbeantwortet lassen. Nichts wohlseiler und nichts verantwortlicher als Urteile allgemein-geschichtlichen Charakters. Und serner: alle Gunst der geographischen Cage der Niederlande, alles das ungeheure Mißgeschick Binnendeutschlands hat nicht verhindern können, daß schließlich die großen Fortschritte des XVIII. Jahrhunderts nicht von jenem, sondern von diesem aus sich vollzogen. "Sind das aber Ergebnisse," fragt der Geschichtscher,* "die zu jener übertriedenen Bewertung des Gewichts einzelner politischer Ereignisse für das Gesamtschieden Nation veranlassen können, die auch heute noch vielsach im Schwange ist?"

Denn wahrlich, das Reformationszeitalter hatte Deutschland ein furchtbares Dermächtnis hinterlassen: das Elend des Dreifzigjährigen Krieges.

"O, du armes Deutschland du, Wie bist gerichtet du! Dor warst du an allen Gütern reich! Jeht bist du mehr als einer Witwen gleich!"

tlagt der Romandichter Moscherosch. Noch entsprach es der Kriegsauffassung der Zeit, daß nicht bloß das seindliche Heer, sondern auch das seindliche Cand vernichtet werden solle. So war vor allem das platte Cand verödet worden; ganze Dörfer waren in Sumps und Wald verschwunden; vagabundierend zogen Bauern herum, mit ihnen um die Wette die verabschiedete Soldateska. Die übergroßen Sterblichkeitszissern jener Zeit verraten die geringe physische Widerstandsfähigkeit der überdies durch schwere Volkskrankheiten ausgeriebenen Bevölkerung. Mag die Annahme, daß 12—13 Millionen Menschen den unseligen Krieg mit ihrem Ceben bezahlt hätten, übertrieben sein: es ist Singerzeig genug, daß die "Mark" erst um 1750 wieder zur Einwohnerzahl von 1618 gelangte. Sür den Verlust an Vermögen mag man aus dem ungeheuren Preisfall zwischen den ungefähr gleichen Notierungen des XVI. und XVIII. Jahrhunderts seine Schlüsse ziehen. Die Städte, wenn

^{*} VI., 336.

auch weniger herabgekommen als das flache Land, hatten doch die schwersten Einbußen an Bewohnern und Geld zu beklagen.* Die materielle und moralische Kraft des alten Bürgertums war gebrochen. Die Sterbezeit des nationalen Kunsthandwerks, des hanseatischen Handels, der süddeutschen Industrie kommt herauf. Den Handel nach Frankreich sperrte das Colbertsche System, nach Osten die unübersteigliche Mauer des osmanischen Reiches.

Franzosen, Schweden, Türken! Und bazwischen ein Reich wie das deutsche, »irregulare aliquod et monstro simile corpus«; der Reichstag den Seinden eine » confusio divinitus conservata«; Reichsfinanzen, Reichskammergericht, Reichsarmee: so viel Worte, so viel hohn und Spott. Der Kaiser taum mehr im Besit von herrscherrechten; teine vorwaltende Macht mehr im Reiche; Preuken gegen die Schweben, Österreich gegen die Türken; im Westen bunte Vielstaaterei. Wo war da noch an eine einheitliche, starte Reichsgewalt zu denten? Um so gründlicher vollzog sich die Durchbildung absoluter herrschaft in den einzelnen Territorien. Das in Frankreich konstruierte Dogma vom absoluten Königtum fand hier seine Anwendung; keine absolute Reichsgewalt, aber absolute Candesberrschaften. Die Sürstengewalt ichafft sich durch Einrichtung einer strammen Zentralverwaltung und einer unmittelbar vom Sürsten als obersten Kriegsherrn abhängigen Armee die schneibigsten und fast immer siegreichen Waffen im Kampfe gegen ständische Ansprüche. Ludwig XIV. wurde Trumpf. Das herrschende Wirtschaftsspstem des Merkantilismus mit seiner Abschließung des Candes gegen fremde Einfuhr und Nivellierung im Innern durch Aufhebung aller Verkehrshindernisse tam solcher Berricherauffassung wohl entgegen; das Deutsche Reich zersplitterte in eine Menge von zollgeschützten Wirtschaftseinheiten. Die Frage eines Patrioten, ob denn nicht einer Fürstenhansa möglich sein sollte, was ehedem einer Städtehansa gelungen, die Schaffung eines großen, einheitlichen Wirtschaftsgebietes, war verfrüht. Die höhnende Antwort eines Zeitgenossen trifft den Sinn der Zeit: "Eher werdet ihr einen handelstraktat mit bem Kaiser von Sez und Marotto und mit den Japanesen zu stande bringen als einen dieser Cräume, bei so verschiedenem Interesse der vielen deutschen Länder und Reichsstädte, je erfüllt sehen!"

Und das Allerschlimmste: das ehedem "hochgemute" deutsche Volk hatte den Glauben an sich verloren; es gab sich willenlos fremdem Einflusse hin. War das XVI. Jahrhundert eine Zeit stärkster italienischer, das mittlere XVII. Jahrhundert eine Zeit nicht minder starker niederländischer Einflüsse auf Deutschland gewesen, so wurden jene nicht ohne nationale Umformung übernommen und konnten diese noch als ein Prozeß innernationalen Kräfteaustausches gelten. Der französische Kultureinfluß aber, der seit etwa 1680 sich auf ein Menschenalter Deutschland unterwarf,

^{*} Augsburg zählte 1618 etwa 45.000, 1645 21.000 Einwohner; während 1617 noch 143 Vermögen zwischen 50-100 fl., 100 Vermögen über 100 fl. steuerten und die höchste Steuer 2666 fl. betrug, gab es 1661 nur 36 Vermögen mit 50-100 fl., 20 mit über 100 fl. Steuer und betrug die höchste Steuer 428 fl. Camprecht, VI., 355-356.

herrschte unbeschränkt. Deutschland erschien wie eine Siliale von Frankreich. Wie die französische Ware, so wurde das französische Wort begierig aufgenommen. Im Jahre 1728 konnte Gottsched einen Brief des Wortlauts empfangen: "Meine Lehrmeister haben mich versichert, es sen nichts gemeiner als deutsche Briefe, alle wohlsgesittete Leute schreiben Französisch."

Wir sind in die zweite Periode des individualistischen Zeitalters, das Jahrhundert von 1650—1750 eingetreten. Ihr sozialer Character erhält nicht mehr, wie der der Resormationszeit, den Ausdruck durch das verfallende und versallene Bürgertum, sondern durch die Aristokratie; es ist ein Zeitalter der Fürsten und des Adels. Tief unter ihnen der »Peuple«, tief unter dem Bürger das Sklaven= und Dirnenvolk der Bauern. Es ist kein Zusall, daß der Ausdruck "das Mensch", urssprünglich Magd bedeutend, setzt die heute geläusige, wegwersende Bedeutung bekommt. Die Gesellschaft ist durch Kastengeist zersetz; wie war dies anders möglich bei einem Dolke, das den Begriff staatlicher und nationaler Zusammengehörigkeit sast verloren hatte, sich durchaus in der Nacheiserung fremden Wesens gesiel? Jeder Fürst wollte Hof halten wie der Sonnenkönig, der Bürgersmann sich zum Adel zählen dürsen. Eine eigene Gelehrtennobilität kam aus.

Der Drang nach Gelehrsamteit fand viele Nahrung im Geiste des Zeitalters. Und wieder waren, wie früher, die Naturwiffenschaften Gegenstand eifrigter Pflege. Während man sich auf geschichtswissenschaftlichem Selde in einer raftlosen Sammelwut gefiel und Ungetume bidbandiger Buchwerte fabrigierte, drang man in den Naturwiffenschaften von den gesammelten Erfahrungstatsachen immer mehr zu begrifflicher Firierung vor. Auf Kopernitus folgten Galilei, Uncho de Brabe, Bungens, Newton. Die heliogentrische Welt des Kopernitus erweiterte fich gur Unend. lichfeit der Welten Newtons. Wo blieb der alte, fromme Glaube an die Erde und den Menschen als den Mittelpunkt der Dinge? Indessen wurde auf englischem Boden ber Weg, auf dem man die Erfahrung gewann, selbst geprüft. Mit Lord Bacon, hobbes und Code eröffnet sich eine selbständige erkenntnistheoretische Sorfchung. Es mochte scheinen, als wurde schon jest die Entwidlung zu einer rein auf Erfahrung gegründeten, empiristischen Weltanschauung brangen. Dem entgegen balt der große am Ausgange des individualistischen Zeitalters stehende deutsche Philosoph Leibnig doch an dessen Grundauffassungen fest. Aus seiner Monadenlehre tonnen wir geradezu den Typ der Personlichteit des Individualismus zeichnen. Er ertennt ewige Gegebenheiten, Wahrheiten auch dort an, wo fie erfahrungsmäßig nicht zu erweisen sind und nur in seiner Annahme einer unbewußten Dorstellungswelt der Monaden und verschieden großen Apperceptionstraft derselben nähert er sich anderer, subjektivistischer Auffassung. Sein System, niemals voll und flar ausgebaut, hat zunächst feine große Wirtung getan. Wohl aber schritt die rationalistische Richtung, der sich Ceibnig nicht mehr bedingungslos hingab, immer weiter fort, führte zur Derachtung alles "blinden hertommens", durchdrang den Geift der Rechtswissenschaft, bildete die Geschichtswissenschaft zur pragmatischen Staatsgeschichte um, brangte zu Anfängen einer fritischen Kirchengeschichte und zu einer streng perstandesmäkigen Geschichtsphilosophie, drang endlich tief in das Lehrgebäude der Religion selbst ein und wandte sich schließlich, das Programm Leibnizens popularisierend, durch Thomasius und Wolff an die breiten Schichten der Universitätsjugend und der Gebildeten überhaupt. Der Rationalismus vollendete sich zur Auftlärung. Die Universitäten, bisher zuruchaltend, wurden jeht zu deren hochburgen, unter Maria Theresia brangen ihre Cehren und Auffassungen nach Österreich, nach dem stocktolischen Bayern vor. Es war "ein Ergebnis von großer Bedeutung. Es ist das erstemal fast seit der Reformationszeit, daß jest eine und dieselbe geistige Bewegung alle Deutschen gleichmäßig zu erfassen beginnt; eine stärkere geistige Einheit der Nation wird wiederum angebahnt, und zwar im bewuften Gegensate zu dem trennenden Momente der Konfessionen." Dieser ersten Welle der Aufklärungsbewegung folgt — in der Spätmitte des XVIII. Jahrhunderts — eine zweite: angeregt und beeinfluft durch die gleichzeitige englische und französische Entwicklung drängte sie einer Aburteilung des Christentums schlechtweg zu und führte, wie bei Konig Friedrich II., zum Verzichte auf den persönlichen Unsterblichkeitsglauben oder, wie bei Reimarus und Cessing, zur Derurteilung der Schrift als einer ungeheuerlichen Fälschung. Sast erschreckt zog sich por solchem Ansturm der Verstandeskultur religiöses Empfinden in die oft trausen Sormen des Pietismus, einer neuen Sorm religiöser Mystik, gurud. Der Rationalismus aber vermaß sich, nicht nur der Wissenschaft, sondern auch der Kunst ihre gemellenen Wege weisen zu können. Er perstieg sich zur Theorie von der Lehrund Cernbarkeit der Künste; am gründlichsten in der Dichkkunst, nicht undeutlich in den bildenden Künsten. Nur mit der Musit wußte er sich nicht Rat.

In den bildenden Künsten übernimmt nunmehr anstatt der Malerei die Bautunst die Sührung. In den neuen Baustilen des Barod und Rototo wird gleichsam bie Solgerung aus den Errungenschaften der Malerei, der Bewältigung des Lichtes, gezogen. Im Barod sollen die Bauteile in starker Licht- und Schattenbildung lebendig und zudem eine Massenwirfung erzielt werden. Daber die dunkle Tönung der Sarben, weit ausladende Gesimse, start betonte Sassaden, ein beherrschender, häufig tuppelüberwölbter Mittelraum. Eine architektonische Schwesterbildung der Rubensund Rembrandtmalerei, entstanden in Italien, übernommen und weitergebildet von Südniederland, wurde der Baroditil, ins innere Deutschland übergreifend, jum richtigen Stile der Gegenreformation. Aber schon mit dem beginnenden neuen Jahrhundert wurde er überholt: durch das Rokoko. In Frankreich war im Zeitalter Eudwigs XIV. die italienische Spätrenaissance zu einem französischen Palaststil ausgebildet worden, der, im Gegensate zu Italien, die Aukenwirkung wenig beachtete, das Innere aber um so reicher ausstattete: zu einem Stil des Innenbarocks. Seine glänzenden Dentmale sind der Pariser Louvre und das Versailler Schloft. Dann trat eine Wendung ein; der alternde Sonnenkönig hatte keine Freude mehr an den prangenden Palästen und mandte seine Vorliebe dem weitgedehnten, durch große

Senster hellbelichteten Candhause gu. Mit dem reichen Juströmen des Lichtes verloren die Profile und Tone des Barod den Sinn. Das Wuchtige und Erhabene wurde durch das Anmutige und Spielende erfett, helle garben tamen auf, por allem Weiß und Gold, die Sarben des Rototo. Und es ist wohl perständlich. wenn hiebei schlieglich bas Ornament alles wurde. Das Rototo übte nun die vollste Wirkung auf Deutschland. Es bestimmte den Enpus der großen fürstlichen Palafte: Sanssouci, Wurzburg, Schönbrunn, bas Belvedere. Mit dem Stile tamen französische Architetten, mit ihnen die Liederlichkeit der Mache. Es war der volle Ruin des deutschen Kunftgewerbes. Nur zu einer bedeutenden Leistung erhob es sich noch: der Porzellantunit. Die Schwesterfunte der Architektur, Plastik und Malerei treten gang in ihren Dienst; sie erscheinen wie tunftgewerbliche Butaten, Ausfüllfel von Nijchen, Wand- und Kuppelflächen. Die Plastif, im Sinne des Barocitils gur Wiedergabe erregter Bewegungen berufen, geriet in Widerstreit mit sich selbst. Der ichöpferische Sunte ber großen Niederlander war erloschen. Man begann ichematisch 3u schaffen, nach Regeln, gewissermaßen nach Patronen. Ein ungeschriebenes Lehrinstem tam in Geltung, bessen Ceitsatz es war, daß die bildende Kunft Nachahmung fei und zu jeglicher Nachahmung fähig fein muffe.

In der Geschichte der deutschen Dichtkunft ist das Jahr 1624 ein Epochejahr. Damals erschien Martin Opih' Buch von der deutschen Doeterei, Indem es die in Mode gekommene Sprachwidrigkeit des Auseinanderfalls von Wort- und Versakzent verdammte, hat es ein für alle Zeit gültiges Gejet ausgesprochen. Aber es enthielt auch den verhängnisvollen Sat, die Dichtung sei ein Mittel der Belehrung, eine lernbare Kunft, nach Regeln ber Alten, ber Römer: erhaben und von großen Sormen: ihre Vollendung fei das heroische Evos. Aber das große Epos erschien nicht. Opig felbit und andere versuchten fich mit größerem Glud in Inrifcen Gedichten, ohne daß freilich diese "palladieste" Poesie in ihrer Nüchternheit und Regeltreue besondere Wirtung tat. Einsam ragen über das heer der in Opitg' Schule gebrillten Derfeschmiede einige wenige Dichter porwiegend religiöser Anlage auf: Johann Scheffler, Paul Gerhardt, Paul Fleming. Die mit Sischart erstorbene Satire erfuhr durch Friedrich von Logau eine oberflächliche Belebung. Für bas Drama hatte Opit gleichfalls die Sorberungen firiert: eine Komödie foll von alltäglichen Sachen handeln, eine Tragodie an Majestat bem heroischen Gedicht gemäß sein. Die aber sollte ber heroismus zum Ausdrud tommen? Doch nicht in ber Nüchternheit Opikens und seiner Leute? Worin anders also, denn im hohen Pathos? So eröffnet denn icon Daul Graphius, ein Dichter von wirklicher bramatischer Deranlagung, in seinen Tragodien die Periode des pathetischen Schwulftes, der in den Zeiten ber hoffmannswaldau und Cobenstein auch auf die Lyrit übergriff. Ein "literarisches Barod", noch unleidlicher durch das jämmerliche Welschdeutsch der Zeit, das keine Sprachreinigungsgesellschaft beseitigen konnte und das auch durch den Aufschwung des Romans aus geschwollener Didaftit und meilenbreiter Schwätzerei gu den Schöpfungen Grimmelshausens und Moscherosche noch lange teine genügende Korrettur erfuhr. Dem literarischen Barock ber "Schlesier" (etwa 1650-1700) folgt bas "literarische Rototo", die graziose Verständigkeit der hamburger und Ceipziger Dichter des frühen XVIII. Jahrhunderts (etwa 1700—1750). Denn an lokalen Jentren haftet von jest ab das Kunstleben. Nicht etwa, wie man wohl meinen möchte, an Wien. Dort stand der Kaiserhof unter spanischem Zeremoniell und welschem Geschmad und die Bürgerschaft wird von Camprecht in hartem, aber leider nicht ungerechtem Urteil "einer tödlichen Vorliebe für das Niedrig-Lustige und Rohe" beschuldigt.* Die Kunstform, die das musikfreudige Wien vor allem zu schaffen berufen war, eine deutsche Nationaloper, entstand nicht hier, sondern in hamburg. Dort wurde 1678 das erste deutsche Operntheater begründet. In ben hrischen Gedichten von Brodes und hagedorn aber, echter hamburger Kinder, schuf die perständig-graziose Richtung der Doesse in Deutschland überhaupt das Beste, was ihr gelang. Wie die Eprif in Hamburg, fanden Epif und Dramatif Pflege in Leipzig. Dort erwuchs ein Dichtertreis, der sich mit Abscheu vom Schwulste der Schlesier abwandte und das rechte Vorbild für die deutsche Poesie in der frangösischen Dichtung zu finden glaubte. Suhrer dieser Richtung wurde ber begabte und rudfichtslose Gottiched, zugleich ber energischeste Vorkampfer ber Theorie der erlernbaren Dichttunst. Der Kampf gegen diese mußte zu einem persönlichen Kampfe gegen ihn werden.

Und der Kampf blieb nicht aus. Das beginnende Aufkommen eines neuen, dem Derstande abgewandten, dem Gemüts- und Phantasieleben hingegebenen Seelenlebens findet den deutlichsten Ausdruck in der Musik. Im XVII. Jahrhundert — der großen Zeit des Geigenbaues — war in Italien die Instrumentation zu ungeahnter Entwicklung gebracht worden und hatte die Richtung ber Musit auf die harmonisierte freie Melodie zur Ausarbeitung einer förmlichen Attordlehre geführt; nun erstehen an der Schwelle des individualistischen Zeitalters der deutschen Nation zwei große Meister, beide im Besitze der herrschaft über alle Errungenschaften der neuen Musit, die "mit der Dollreife der Kunst der Dergangenheit die ahnungsvolle Wiedergabe von Wirkungen des Kommenden verbanden", händel (1685—1759) und besonders Bach (1685—1750). Und es regte sich auch in den anderen Künsten. Gegen die Tyrannei Gottschebs, in der die herrschende Theorie von der Cehr- und Cernbarteit der Poesie den greifbaren Ausdruck fand, wandten lich die Söhne eines von altersher phantaliebegabten deutschen Stammes, die Schweizer Bodmer und Breitinger. Sie begriffen die vollständige Salschheit jenes Sakes, und es ist ihre groke Cat — mochten sie sich sonst alten Vorurteilen wenig oder nicht entringen — mit allem Nachdruck für die Wahrheit eingetreten zu sein,

^{*} VII., 1., 294. Gleichwohl darf der Ofterreicher Klage führen, daß seine Heimat etwas obenhim behandelt worden ist. Sind die Barod- und Rokokobauten unserer Stadt keiner sorg- licheren Erwähnung wert? Warum kein Wort über die Karlskirche, dieses vielleicht großartigste deutsche Baudenkmal seiner Art? Ist es billig, die lebhafte künstlerische Cätigkeit im Zeitalter Karls VI. mit ein paar flüchtigen Worten abzutun?

daß die Dichtfunft im Grunde der Einbildungsfraft und nicht im Derftande verantert liege. Sie behielten, wie jedermann weiß, den Sieg. Die neue, hellenistische - nicht mehr römische - Richtung im Betriebe ber flassischen Studien konnte ber schweizerischen Richtung nur forderlich fein. Aber entscheidend mar der Sieg der Schweizer nicht. Das Bild des literarischen Schaffens ist noch ein recht buntes. Noch war eine unmittelbar an die frangosische Klassigiftit anknupfende Richtung fehr ftart, die Friedrich bem Großen jede Freude an deutscher Literatur verleidete; baneben eine schwache deutschnationale Unterftrömung und sentimentale Elemente da und dort; in Leipzig selbst, von Gottscheds Tyrannei befreit, die Schar der "Bremer Beiträger", eigenartige Talente, aber teils zu früh hingegangen, teils nicht ausgereift. Erst Klopstod rief mit dem gemütvollen Pathos seiner "Messiade" das erlösende Wort in diese Welt hinein. Zugleich war auch auf dem Selde der bilbenden Künfte ein bedeutsamer Schritt geschehen. In seinem "Caotoon" stedte Ceffing die Grenzen der Malerei und Dichtung ab und legte den Irrtum des Sates flar, daß Malerei stumme Doesie fei; wie sollten bildende Kunft, die Kunft der Körper, und Dichtkunit, eine Kunit der handlung, fich desselben Ausdrucks bedienen tonnen? Er zeigt, daß die Nachahmung der beiderlei Künfte eine verschiedene sein muffe, ohne freilich über diese Scheidung hinauszukommen. Naher tommt er noch dem Wesen der Dichttunft. Mit glangender Dialettit verficht er die Auffassung, daß die von Aristoteles geforderte Einheit des Dramas nicht äußerlich, nach Raum und Zeit, im Sinne der Frangofen, sondern innerlich, im Sinne der Engländer, ju verstehen fei. Jum Begriffe der modernetragischen, plichologischen Schuld aber drang er nicht vor, sondern blieb in der Auffassung des antiten Dramas befangen. Hur in feiner "Minna von Barnhelm" gelang ihm, gewissermaßen über sich selbst hinaus, ein Wert im Sinne der modernen, subjektivistischen Zeit. Es war das Schidfal des großen Auftlärers, daß er das Cand der Jutunft zwar ahnen, aber nicht ichauen tonnte.

In einem Schlußwort, "von einer letzten hohen Klippe", blickt Camprecht noch einmal rückwärts in das Cand des Individualismus. Er faßt noch einmal die Regungen des neuen Zeitalters in einer Aberschau zusammen: die pietistischen Tendenzen des Luthertums, die dieses und damit Norddeutschland in den Dordergrund der ferneren deutschen Entwicklung drängten, die subjektivistischen Momente in der Weltanschauung Leibniz', in der Musik, in der Dichtung. Ist aber darum die Welt des deutschen Rationalismus für uns Menschen von heute verloren? Mit nichten. Bis heute erfüllt gerade uns Deutsche ein vorwiegend rationales, auf Lehren und Lernen statt auf Erziehung gerichtetes Bildungsideal, noch üben mechanistische Naturbetrachtung und Naturwissenschaft die ungeheuersten Wirkungen und noch lebt — damit auch diese Seite nicht sehle — im Philisterium der Kleinbürger unserer Städte etwas von der gezierten, in ihrer Derständigkeit selbstgefälligen bürgerlichen Kultur der individualistischen Zeit nach.

Eros=Thanatos.

Novelle von Ricard Schautal.

Eros hat dich erspäht: du folgst dem lieblichen Unaben. Cächelnd geleitet er dich: plöglich erkennst du den Cod. (Schluß.)

Die Tafel war hinter dem Schlosse im Freien gedeckt. Der Platz der Gräfin glich einer Blumenlaube. Man hatte einen dinesischen Kaminschirm mit Gewinden betrangt. Die zuhöchst angestedten, lauter rote Rosen, sammelten sich wie ein Dach über dem Sike. Der Kammerdiener war, nach einem letten beherrschenden Blid über die Cafel bin, zu melden gegangen, daß man bedient sei. Die Gesellschaft befand sich, in Gruppen aufgelöft, in dem höher gelegenen Teile des alten Partes. Die Herren boten den Damen die hand und geleiteten sie die sanft absteigenden Wandelwege hinab, an getürmten Selsgruppen vorbei. Dor einem auf der Muschel blasenden pausbäckigen Götterknaben blieb Frau Gurnemann stehen, das schlohweiße Musselnkleid über dem weißen Seidenstrumpfe zierlich mit der Linken gerafft: "Er blaft heute den Triumph ihrer Che, Grafin Elvire." Sie wandte das tede Profil über die Achsel weg nach der Angesprochenen, die ber Baron führte. Der Graf, der mit der Baronin poranschritt, hielt an. Die Baronin sagte gang laut: "Man hört ihn nicht." Niemand tonnte die heftige Rote entgeben, die bie Wangen der Gräfin heiß bis in die Schläfen hinauf überflog. Sie zwang fich zu einem Lächeln. Die große schone Frau fand tein Wort der Entgegnung. Der Baron winkte seiner Gattin verlegen zu. Der Graf blidte Jolanthen an. Sie hielt den Blid aus

Die rote Reihe der Cataien faßte die Sessellehnen an und neigte die gepuderten Coden. Der Sähnrich von Turned wandte bei Tische kein Auge von der Gräsin. Er schob sogar die weitgebauchte Dase etwas zur Seite, die ihm den vollen Ausblid auf sie hemmte. Doch errötete er, da er sich seiner Ungeschällickleit sosort bewußt geworden war. Der Kapitän hatte sich's nicht nehmen lassen, ihn selbst an der Hand der Hausfrau aufzusühren. Er war ein zarter Junge. In seinem milchweißen, regelmäßigen Gesichte glänzten die Augen wie zwei dunkle, seuchte Früchte. Er hatte die kleinsten Füße, die wohl se ein Sähnrich besessen haben mochte. Kaum um eine Spanne waren sie länger als die der stattlichen Gräsin. Als sie ihm die Hand reichte — der Aufruhr der besämpsten Bewegung stand ihr wie eine Slamme unter den Wimpern — zitterte diese einen Augenblid. Der Sähnrich nahm's für ein gutes Omen. Er küßte die schmale Hand, inniger, als es die Gräsin sonst verstattet haben würde. Jetz saß er in lodernder Glut und trieb, da er des Weines nicht schonte, die Cohe nur immer höher und höher empor. Er liebte begehrend, mit dem wilden Willen rascher Jugend.

Gurnemann seinerseits ward zusehends verstimmter. Er, der gewohnt war, in gelassener Muße selbstgefällig der Gräsin zu huldigen, der in Duetten ihr als Sänger, dann wiederum, das Buch in der hand, aus dem er hymnen und Oden vorlas, als ein Gestalter, ein Dichter fast, sich ihr genähert hatte — so erschuf er den Augenblick, — fand sich heute wie von einem Seinde gedrängt. Unruhig wandelte sein Blick die Tischgenossen entlang. Seine gepstegte hand zerknüllte das weiße Gebäck. Sein Suß, ermutigt durch den Kamps um das Dorrecht, wagte sich an den Seidenpantossel der Nachbarin. Hastig,

emport, gewarnt vor diesem Gatten des verdachtigten Weibes, 30g die Gräfin das schlanke Bein gurud. Gurnemann erbleichte. Er fublte einen Sieger über fich Da trant mit ehrehrbietiger Neigung, doch die verhaltene Leidenschaft im Blid und um die fanft gebräunte Lippe, der Sähnrich der hausfrau zu. Sie dantte, indem sie an ihrem Glase nippend, hinübericaute. Gurnemann ichien's ein Einverständnis. Er rudte den Stuhl ab . . . Der Kapitan bestritt aufgeraumt das Tischgespräch. Er hohnte über tappische Sitten mancher dem Kreise nicht gang unbefannt gebliebener Candstädter. Nie war er herber, als wenn er verurteilte, was er felbst an sich einst zu überwinden gehabt hatte. Graf Paris leitete den Kastadenbach persönlichen Spottes in das behagliche Bett allgemeinerer Derhältniffe. Da tam an den Sähnrich auch die Gelegenheit, fich lauter vernehmen gu laffen. Er fprach binauf gur Stirnseite, befeuerte feinen Wit an beifälligen Bliden. Die Gräfin lieft auf dieser Insel lautrer Kraft die Seele ausruhen. 3hr etelte beute por dem Kapitan. Gurnemann haßte fie geradezu. Der Ungludselige unternahm es gar, in vertraulichem Slüftertone fie gewissermaßen an Beziehungen zu mahnen, die fie eben jest durchaus nicht gelten zu laffen geftimmt war. Mit unmäßig erhöhter Stimme, talt, ja schneidend, mit einem verachtenden Blide strafte fie ihn, lieferte den Slufterer ber allgemeinen Aufmerksamkeit in peinlicher Weise aus. Frau Gurnemann nahm's mit Genugtuung auf. Sie ahnte dieses schöne Bild ichsuchtigen Friedens verschattet, vielleicht zerstört. Ihrem eitlen Manne aber gonnte fie jede Demutigung, umsomehr, als fie ihm gegenüber, den fie nicht willig ertrug, fich schuldig zu fühlen, tief begründeten Anlag, aber nicht die geringste Luft empfand. Die Baronin gurnte Paris noch immer, daß fie fich hatte zu einer Derfohnung willig finden laffen, so talt gemeffen biefe auch vor sich gegangen war. Der junge Ditar am untern Ende der langen Tafel - es jagen noch unterschiedliche Gafte baran - beobachtete stumm die Runde. Kaum daß er bie und da auf offenbar mitleidige Fragen seiner Nachbarin, einer hochgewachsenen Baje des hausherrn, antwortete, die ihn durch ihre dunteläugige sicher-talte Gegenwart eher verwirrte, als gang zu sich selbst gelangen ließ. Komtesse Sanni hatte allen Grund, sich über ihren zweiten Nachbar, den fnabenhaften Sähnrich, zu betlagen, der, im Dreiviertelprofile nach oben bin gerichtet, ihrer taum achtete. Den Kapitan aber, der fich ihr oft vertrautlächelnd zuwandte, mochte fie langft nicht leiden. Sie ahmte ihm fonft gerne nach, wie er hochtonende Namen mit Behagen aussprach, als genösse er saftige Speise.

Im nachmittagsfühleren Gange, zwischen beschnittenen grünen Wänden längs des weitgestreckten Bedens der Neptunsontäne, war es Gurnemann gelungen, Seite an Seite mit der Gräfin sie ihren Schritt etwas verzögern zu machen. Aber als er, neuerlich unbesonnen, schückterne Dorwürse wagte, enteilte sie ihm und nahm mit Bestimmtheit den Arm des erbebenden Sähnrichs.

Gurnemann stand, klein, turzhalsig, hochschultrig, einen Augenblick still. Dann machte er turz auf den haten tehrt und schritt mit der Gebärde eines Schlüssigen hinweg. Am Slusse ward Anstalt zur Theaterunternehmung getroffen. Er mischte sich anordnend unter die Bediensteten, geriet mit dem Kapitan in leichten Streit, schrie einen Bootsknecht unwirsch an und brach sich an einem Caternenpsahle des Gerüstes den schon gespitzten Nagel des rechten Zeigesingers. Nun war seine Wut völlig.

Am Arme der schweigenden Gräfin war der Sähnrich — er zitterte von der Jehe bis zum Scheitel, der Schweiß drohte ihm aus allen Poren hervorzubrechen, — unwissend,

ob er führe oder geführt werde, in den dunkelsten Teil des weitläusigen Parkes gelangt. Seine Gedanten waren, wie eine Tigertake alle ihre Sehnen zum Sprunge spannt, auf das einzige Jiel gerichtet: diese wunderschöne Frau zu besitzen oder — so schoft seine wilde Jugend kopfüber durchs Ziel — den Cod zu finden. Die bis an die Grenze des Wahnsins stürmende Erregung seiner Pulse hatte sich der sonst so rubigen Frau mitgeteilt. Auch ihr Blut brannte. Sie war sich des Aufruhrs ihrer aus dem Schlaf gescheuchten Sinne nicht bewuft. Das Weiblichste in ihrem ihr deutlichen Empfinden schien gehässiger Unmut gegen den Verräter von Gemahl und die willigen Frauen, seine Mitschuldigen. Ihr unklares Denken schloß immer wie ein tragischer Refrain mit dem Wunsche "Rache". Der Sähnrich schwieg. Als ob er gefühlt hatte, daß ihm, öffnete er nur den Mund, das herz entschlüpft wäre, hielt er den immer wilder emporsteigenden Seind im Bufen trampfhaft nieder. Daß dieser stärter ware als sein bangender Wille - seine Seigheit, nannt' er's thirschend —, wußte er schon. Wollustig ließ er ihn heranwachsen. Seine Augen verdunkelten sich von innen heraus, als er an einer Wendung des Weges ber Gräfin zogernd um die Profillinie herum und vom Ohr hinab in den Naden fab, hinter deffen weichem Flaume die Sonne sich langsam senkend brannte. Unruhig wandte bie hohe ben schlanten hals. Da trafen ihre Augen die seinen, sie hielten einander fest. Noch tämpfte jedes mit Widerständen. Aber siegreich blieben diese fester und fester gusammenwachsenden Blide Er hielt sie in seinen Knabenarmen und schluchzte vor comerzendem Glüd. Der Gräfin folug das herz bis in den hals. Sie hatte die Augen geschloffen, ließ eine flammende Dunkelbeit wie einen Dorhang niederrauschen über Ereignissen, deren jähen Sturg aufzuhalten, sie sich nicht für fähig hielt. Wie eine Ertrinkende verschwand sie in den Wogen einer nie geahnten Leidenschaft In ihm aber jubelte eine grelle Sanfare, und unwillfürlich fang er leife mit einer heisern Stimme, bie aus ben tochenden Tiefen der Sinne stieg, die stürmenden Tatte eines Reiterliedes. Wie er fie ergriffen, wie er diesen unter dem inisternden Atlas gleich dem Edelwild mit ben Slanken zitternden Leib sich unterworfen hatte, der sich an ihn drängte, als suche er eins zu werden mit der stählernen harte seines überschlanken Körpers: er wußte es nicht. Es war Raub, wie Seuer raubt, aufbäumend, lodernd, verzehrend . . . Nun hielt er die Frau, die als eine Diana seiner Einbildungstraft erschienen war, abweisend in ihrer majestätisch-kühlen, Lächelns ungewohnten, großlinigen Art, — aufgelöst, ein süßes seliges Kind, das sonst so frei und gebietend getragene haupt an seiner Brust, die warmen Singer um sein handgelent geschmiegt, haltlos, dantbar, leise schluchzend in der Seligkeit der unbedingten Darbietung. Das Weib in Gräfin Elvire war erwacht, nadt lag es mit weichen Gliedern, gärtlich, reizend, demutig am herzen des Cebens . . . Die Sonne stand tiefer zwischen den Baumkronen. Platschern erhob sich. Sie hatten seiner nicht geachtet. Und wie sie nun beide den glüdgebrochenen Blid in füßer Müdigkeit an der Urne hinanstreifen liefen, in die aus dem bronzenen Cowenhaupte das reine ruhige Wasser fiel, tauchte langiam die Welt herauf, lautlos, schattenhaft wachsend, und beschloß ben unermeflichen horizont des Gefühles. Da fuhr die Gräfin mit beiden handen zum verstörten haarbau empor . . .

Der Graf, in Gesellschaft Iolanthens, fühlte sich einigermaßen unbequem. Ihm war es darum zu tun, die Baronin völlig auszusöhnen. Daran hinderte ihn Frau Gurnemann. Die Ettle war nicht willens, mit einer Altovenfreundschaft sich zu bescheiden: sie verlangte

Triumph im vollen Sonnenlichte der Sozietät. Der Graf feinerseits war nicht abgefinnt, die leicht Eroberte der Baronin hinguopfern, dachte er doch die Jugangliche leicht wieder vom Augenblid und seinen Wonnen zu überzeugen. Mehr war ihm an der Baronin Freundschaft zu seinem hause als an der Amour gelegen, die ihn flüchtig mit der Gurnemann verband. Die Baronin und seine Frau sollten im Ceben noch eine weite Strede zusammen geben. Wohin die Woge die hubsche Jolanthe werfen mochte, war ihm im Innersten gleichgultig. Schon fpitte fich die Situation wieder bedentlich gu. Die Gräfin war verschwunden. Die Baronin mußte sich für doppelt vernachläffigt halten, umsomehr, als sie ein Opfer gebracht batte, das schwer und schwerer ihr Selbstbewuftsein belastete. Aber auch Frau Gurnemann empfand, daß heute mehr auf dem Spiele stand als förperliche Zuneigungen: ihre Stellung in diesem Kreise. Sie hatte sich - so ward's ihr, noch dunkel zwar, doch langfam immer deutlicher gegenwärtig - durch die hingabe nicht, wie fie vielleicht vorübergebend hatte glauben mogen, den Grafen Paris und fein haus gesichert, hatte im Gegenteil — ihr kleines, braunes Gesicht überzog die wachsende Rote des Unmuts - durch diesen Schritt der sorgfältigst gepflegten Beziehung in ihrem Kern geschadet. Es galt, alles zu retten. So fämpften beide Frauen einen heftigen Hampf gegeneinander, indem sie, jede für sich, die Ereignisse dieses Tages, instinttiv mehr als verstandesmäßig, überflogen. Der Graf stand mitten inne und empfand die brobende Nahe dieser geballten Atmosphäre. Entschlossen verließ er Jolanthen, sich ber Baronin angutragen. Er verschaffte ber verblufften grau einen offenbaren Sieg, indem er fie am Arme mit rafcheren Schritten weiterführte. Die Niederlage war für grau Gurnemann vollständig, da fie sich dem Kapitan überlaffen fand, indem ber Baron es vorzog, mit Gräfin Sanni zu plaudern: er war Frau Jolanthen und ihrer unausgeglichenen Art gegenüber seiner selbst nie gang sicher. Der Kapitan, verstimmt, aus den Regionen des Geblütes in das der Geduldeten zu geraten, wie denn gesellschaftliche Streber immer außerst feinfühlig gegen Ballaft find, ichritt ftumm neben grau Gurnemann einher. Ihrem Gatten waren einige ber jungeren herren an den gluß gefolgt. Der Reft der Gafte verweilte in den Gewächshäufern. Der Pfarrer hatte fich, unbehaglich, verzogen.

So kam es, daß Gurnemann, als er, die Gesellschaft ans Wasser zu holen, zurückehrte, niemand im Rondell fand. Derstimmt und unschlüssig ging er umher. Er stieß auf den Fähnrich, den die Gräsin, plötzlich gewarnt, gebeten hatte, möglichst unbesangen zu den übrigen sich zu gesellen. . . . Sie selbst war auf einem Umweg in das Schloß gesangt und saß nun erschöpft vor dem Spiegel des Trumeaus. Die Fenster standen offen. Das Abendrot brannte über den Gipfeln der Platanen. Ein leichter Lusthauch strich herein. Sie schloß träumend die Augen. Ein paar verwelkte Blumen glitten aus ihrem Gürtel unter dem Busen. . . .

Der Sähnrich sprach mit frampshaster Caune auf Gurnemann ein. Als dieser nach der Gräsin fragte, erhielt er eine verlegene Antwort. Ein Argwohn, den seine Eitelkeit nicht eingestehen mochte, stieg in dem Übelgestimmten auf . . . Schon tündete Sackelschein vom Flusse her den Beginn der Darstellung. Ein Chor erscholl. Graf Paris sammelte die kleine Gesellschaft. Man fahndete nach der Hausfrau. Niemand wollte sie gesehen haben. Der Graf sandte einen Bedienten ins Schloß. Frau Gurnemann trat an ihn heran, gewillt, ihn nicht mehr freizugeben. Er wich ihren fast drohenden Bliden aus. Doch hielt sie sich an seiner Seite. Der Kapitän bot der Baronin den Arm und war sofort in den

aufgeräumten Con geraten, der Wissenden ankundigte, er besinde sich in der ihm genehmen Atmosphäre. Die Gräfin erschien. Gurnemann, bleich vor Aufregung, stellte sie mit seinen Augen zur Rede. Ängstlich verfolgte der Sähnrich ihre Bewegungen. Die kurze Zeit, die zwischen der leidenschaftlichen Szene und dieser Begegnung lag, hatte sich ihm mit Ewigkeiten gefüllt.

Man war an das Ufer gelangt. Sitze warteten der Gäste. Die Bedienten hielten Mantel in Bereitschaft. Die Sadeln warfen einen zitternden Schein auf die stummen Fluten. Eine Sahre legte an. Gurnemann zögerte . . . Da wandte sich die Gräfin. Nur ein Augenblid war's, aber wie ein Tiger hinter ihm ber, batte Gurnemann ihn gevadt. diesen flüchtigen Blid, der gartlich-vertraut den Sahnrich suchte. Der Grafin schlug das herz gewaltig. Sie wufte von der Gefahr. Sie sah den ergrimmten Seind. In Gurnemanns Antlit waren alle Musteln gestrafft. In dieser Qualminute sand die sonst so Unberatene, was einzig taugen tonnte: fie ließ ihr Auge in dem Gurnemanns verweilen, zwang sich mit übermenschlicher Anstrengung zu einem Lächeln. Gurnemanns Krampf entspannte sich. Noch zögerte er. Da gewann ihr Lächeln Sicherheit. Der Kopf schwindelte ihm. Und das Lächeln warb . . . Aber auch Frau Gurnemann, der sich Graf Paris geschidt entwunden hatte, war dieses Cacheln nicht entgangen. Sie sah ihres Gatten Unterliegen, sah die Schöne, Gehafte Siegerin über den kleinen, verachteten Mann. Wehrlos stand sie. Ihr Busen flog . . . Der Kapitan mahnte jovial den hauptatteur an seine Rolle. Gurnemann sprang auf die Sähre. Die Gräfin ließ sich völlig ermattet in einen der leichten Stühle nieder. Der Graf trat vor und kündigte, ihre hand ergreisend und tussend — sie ließ sie ihm willenlos — mit launigen Worten das Spiel an . . . Kaum hatte er einige Satze gesprochen, als ihn ein Gerausch von der Sahre ber unterbrach. Man strengte sich an, zu sehen, was es gabe. Die Sähre war in den Schatten gelangt. Gurnemann, in der heftig erregten Stimmung, die ihn bezwang, war, auf dem Slohe pormarts eilend, mit der Bewegung des langiam wieder herangeruderten Sahrzeuges in Gegeniag geraten und geitraucheit Es ift nichts!" rief er herkber, da der Graf mit mächtiger Stimme — er warf leine Unruhe io von sich in die Euft — aufragte.

Die Fähre ichwamm näher. In einem weihen Mantel stand Gurnemann an der Längsieite. Die Mandolinen begannen. Sondt herrschte Schweigen. Nur die Wellen lämpten gurgeind gegen das hindernis der durch das Einstemmen der Anderstangen geitauten Plätze.

Während Gurmemann lang, benähte er sich, das Duntel am Uler zu durchdringen, das dei dem verhärten Scheine der an Bord der schwimmenden Bähne allmählich reichtlicher empändeten Jadeln nur immer tiefer drüben herantwucks. Einen Augentlich glaubte er den Jähnrich zu ertennen, dellen ihmales Gesicht sich binter den Schultern der Größen hervordog. Er deuten den Knechten an, näher hinanzulatieren. Der Nachtwind vanlichte durch die Krimen der allen Bähne. Wie nagnetisiert verlotzte die Größen Gurmemanns Bemegungen. Die Worte seines Diebes verlängen von ihren Groen. Die Jähle sieber Stunden undrite ihr berg beträger und beträger ichlagen. Die Fähle ihre Sinne stammischen. Die Schulten der Studen ihren ihre der Wurmenanns gelpsestrick blattes Antlät, eutgegen. Mit einen leiser Aufschen und be in Europenanus gelpsestrick blattes Antlät, eutgegen. Mit einen leiser Aufschen und be in Ermanacht . . . Wie ein Baleinen verläger Gurmenmann und der Kanne sein Fähre. Er als den Hähnrick zu Feihen ver Größen. Unwellagen

Sinnes, ichienen ihm die Ceute nicht ichnell genug gu rudern. Mit einem verzweifelten Sat erreichte er das Ufer, glitt an ihm aus und versant im Wasser. Nun drängte alles jum fluffe. Den Jungling von feiner grau fortidiebend, persuchte Graf Paris die Bewußtlose zu sich selbst zu bringen. Der Kapitan hatte eine Ruberstange erfaßt, an der er die Sahre rafcher herangog. Gurnemann fchien unter diese geraten gu fein. Der Sahnrid, ausgeschlossen von der Geliebten, im allgemeinen Tumulte feiner felbst taum bewußt, warf fich in den Strom. Es gelang ihm, Gurnemann zu erfaffen, den der weiße Mantel, ichwer ibn umwindend, bemmte, Atemlos, den Mund voll Waffer, gurgelnd, flammerte fich diefer an ihn an. Da drang gerade die Sahre machtig an die Ringenden. Gurnemann hatte den Sahnrich an der Kehle erfaßt. Wie im Wahnfinn drudte er gu. Der Jüngling sant unter. Die Sahre - an der jeht Gurnemann fich fing - ging über ihn binweg. Die trampelnden Schiffer ichrien. Mit Sischen verlöschten einige Sadeln fturgend im Waffer . . . Als die Grafin die Augen aufschlug, erblidte fie den ichnell geborgenen Toten. Man hatte ben Mantel über feinen Korper gebreitet, die gräßlich vergerrten Zuge noch nicht bebedt. Neben ber Leiche ftand Gurnemann, vor Kälte gitternd. Der Kapitan, mit gesentten Mundwinteln, hielt eine Sadel

Stephan Milow.

Bu feinem siebzigsten Geburtstag am 9. März 1906.
Don Dr. Morin Neder.

Es find nun icon viele, viele Jahre ber, fast drei Jahrzehnte, daß ich die perfonliche Befanntichaft Stephan Milows gemacht habe. Der Jufall hatte mir zwei feiner ersten Bucher, Inrische Gedichte und Novellen (aus dem Derlage von Georg Weiß in heidelberg, dem Derleger Serdinand von Saars) in die hande gespielt, und die Intensität des Inrifden Gefühls, wie die fast qualerische Strenge in der Analyse eines dem "armen Spielmann" verwandten, dem Leben nicht gewachsenen Charatters im "Anton Frant" hatten einen fo starten Eindrud auf mich gemacht, daß ich, nach junger Leute Art, die personliche Bekanntschaft des Dichters suchte. Als mich im Vorfrühling der Weg nach Grag führte, faumte ich nicht, den furgen Rusflug nach Ehrenhaufen zu machen, wo Milow damals in ländlicher Burudgezogenheit mit grau und Kindern lebte, und verbrachte beinahe zwei Tage bei ihm. Der Einbrud, den ich damals von ihm und seinem heimwesen empfing, ift mir noch heute gegenwärtig. In den Raumen des einfachen Candbaules berrichte eine wahrhaft hollandische Sauberkeit. Am Dichter selbst fesselte mich zunächst fein caratteristischer Serbentopf: glänzend schwarzes Kopshaar, eine schmale, schön geschwungene Nase mit buschigen Brauen und startem Schnurrbart, das gange Profil scharf, leuchtend duntle Augen. Alles an diesem Kopfe vertündigte seelische Energie; aber der ichlante Mann, bem man noch immer ben gewesenen öfterreichischen Offigier anmertte, durfte nicht viel stehen und gehen. Er war nicht geradezu gelähmt, nur war sein Nervenspstem fo geschwächt, daß es nicht viel Arbeit leiften konnte. Im Jimmer bediente fich Milow eines Stodes; in den Wagen, mit dem wir einen fleinen Ausflug machten, sonnte er nur mit fremder Unterstützung steigen. Was wir alles in den flüchtigen Stunden des Beisammenseins geplandert haben, ist mir nicht mehr in Exinnerung; wohl aber blieb darin der allgemeine Eindruck seiner Persönlichkeit haften. Klagen über sein Leiden äußerte er nicht. Bei all seiner Urbanität fühlte man aber, daß man es mit einer reich gebildeten, in sich abgeschlossen, von außen schwer zu bestimmenden Persönlichkeit zu tun habe. Sehr gern sprach Milow von der Musik, die er eifrig pflegte. Besonders liebte er Richard Wagner und äußerte seinen Unmut über dessen Gegner in Wien, wo ja damals gerade der Kampf sur und gegen ihn am heftigsten tobte.

Seit jener Zeit hat Stephan Milow viele Bücher geschrieben. 1886 erschien die Gesamtausgabe seiner Gedichte, auf die 1889 noch eine Sammlung: "Aus dem Süden" solgte, 1897 die kleinen Erzählungen in Dersen: "Höhen und Tiesen". Die während der Kriegszeit 1866 entstandenen Elegien "Auf der Scholle" (gedruckt 1867) gab er 1885 reichlich vermehrt, unter dem Titel "Deutsche Elegien", neu heraus. Auch dramatisch hat er sich versucht: 1888 mit dem Trauerspiel "König Erich" und mit dem Schauspiel "Getilgte Schuld". Als Erzähler mit dem Roman: "Lebensmächte" (1890) und den Novellen: "Wie Herzen lieben" (1887) und "Frauenliebe" (1893). Zuletzt noch (1896) veröffentlichte er eine rhapsodische Dichtung: "Ein Lied von der Menscheit". . . . An Fleiß lieb es Stephan Milow demnach nicht sehlen. Sein Gesundheitszustand hatte sich seit der Übersiedlung nach Görz (1880) erheblich gebessert; nun konnte er doch sogar längere Spaziergänge machen und andauernd arbeiten. So oft ich aber ein neues Buch von Milow las, stand mir sein in Ehrenhausen erworbenes Bild vor der Seele: der weltabgesehrte, einsame Idealist mit den überzarten Nerven.

Gelegentlich erfuhr ich auch, daß es mit dem Serbentum Milows schon so weit her ift, daß man taum mehr davon sprechen tann. Schon im hause seines Großvaters wurde Deutsch gesprocen. Dieser war 1791 aus Poscarovaz nach Ofterreich eingewandert, und unser Dichter tam als Sohn des t. t. Kordontommandanten Majors v. Millentovics am 9. Märg 1836 in Orsova zur Welt (ben Samiliennamen hat Milow im burgerlichen Derkehr bis heute festgehalten). Zwei Jahre später übersiedelte der Vater als Oberst nach der Savefestung Brod in Slawonien, und im dreizehnten Lebensjahre tam Milow in die Kadettenschule nach Olmug. Nach drei Jahren verließ er fie, um bei einem in Wien stationierten Linienregiment als sechzehnjähriger Leutnant eingereiht zu werden. hier empfing er die entscheidenden Impulse seiner Bildung. Er studierte Spinoza und Schopenhauer, welch letterer für seine Weltanschauung so wichtig wurde, besuchte fleißig das Burgtheater, gewann literarische Freunde, zu deren ältesten Serdinand v. Saar, der ja auch schon als Ceutnant zu dichten begonnen hatte, und Serdinand Kürnberger gehörten. In Wien gelang es Milow endlich auch, den seinen Neigungen wenig entsprechenden Dienst bei der Cruppe mit einer Stellung im militärgeographischen Institut zu vertaufchen. Er brachte es daselbst bis zum hauptmann, mußte aber 1869 wegen Kranklickeit die Stellung aufgeben und sich zurückziehen. Seit 1865 ift er mit Baronin Else v. Reichlin-Meldeag permählt: der glüdlichen Ebe entsprossen zwei Söhne.

Stephan Milows Serbentum ist demnach in der Cat schon recht sehr verdünnt, und es dürste auch dem scharssinnigsten Rassenpsphologen schwer fallen, es in seiner Dichtung aussindig zu machen.

Milow ist der Dichter der Resignation und der Kontemplation. Stimmungen dieser Art hat er mit Vorliebe gezeichnet. Doch ist sein Pessimmung grundverschieden von dem

eines Byron oder heine, die ihre Zeitgenossen mit der Geißel blutiger Satire pettschen, verschieden auch von dem "Entrüstungs-Pessimismus" eines Ibsen oder Zola, die gegenständlicher waren. Zwar schreibt Milow mitunter ein Gedicht wie seinen "Kolumbus", worin er den großen Weltentdecker nicht auf der höhe seines Glückes, sondern in jener erschütternden Cage seiner allerletzen Cebenszeit vorstellt, wo Kolumbus von einem undankbaren Geschlecht mit Ketten beladen wurde. Im allgemeinen ist Milows Weltschwerz doch mehr das Produkt eines überzart besaiteten Gemütes, eines "hyperzephalen", wie Emerich du Mont vor mehr als zwanzig Jahren im Buche "Der Fortschritt im Lichte Darwins und Schopenhauers" den Chpus mit besonderem hinblick auf Milow konstrusierte, und der ungesähr dem entspricht, was später mit Dekadenz und von Camprecht mit "Reizsamkeit" bezeichnet wurde. Der Dichter ist zu hellsichtig, zu empsindsam, um sich im gemeinen Alltagsleben mit dessen Jagd nach dem irdischen Vorteile und Genuß wohl fühlen zu können.

Der Weise wird weltabseits sinnend wandeln, Doch etwas Blindbeit fordert fraft'ges handeln -

fagt er vom Mann der Tat. Goethe fagte: "Der handelnde ift gewissenlos". Schopenhauer steigerte noch durch seine Metaphysit, durch die raditale Unterscheidung der Bejahung und Verneinung des Willens, dieses Gefühl des Zwiespalts bei feiner Zeit und insbesondere bei Stephan Milow. Und wie Schopenhauer einft ichon auf den Dichter bes "Golbenen Dlieses" eine so gewaltige Wirkung ausübte (das ist jeht geradezu bewiesen, seitbem Brig Strich die Anregungen Doltelts über Grillpargers Derhaltnis gum Philosophen weiter verfolgte und es ausführlicher beleuchtete), daß er lange Seit brauchte, um sich von seinem Banne gu befreien, so erging es auch dem um mehr als ein Menschenalter jungeren Cyriter. Über den unversöhnbaren Gegensat von Ideal und Wirklichteit, von Genuß und Entsagung, von handeln und Gewissen tommt er lange nicht hinweg. Sich felbst, insofern er Dichter ift, empfindet er als den Gegensatz der Weltfinder, der beim Gastmahl des Cebens zu turg tommen muß, der aber auch gern verzichtet und entsagt, wenn er nur Schönheit ichauen, fich selbst genießen tann. Geichnet Milow wie im Schaufpiel "Getilgte Schuld" einen edlen Menschen, den begabten Ingenieur Brandt, fo läßt er ihn nicht etwa das Geld verachten, sondern nur weltfremd fein Derständnis für geschäftliche Dinge haben und mit nur allgu rafchem Entschluß auf ben gewünschten Dreis (die icone Tochter des Sabritberrn) verzichten, der ibm vorenthalten wird; andere muffen für ihn den Kampf darum aufnehmen.

Im "König Erich" hat Milow die Tragödie der Gewissenhaftigkeit (also das hamletschema) nach seiner eigenen Art geschrieben. Ist sie auch trot der wohlerwogenen Sorm und der Inrisch zu herzen gehenden Sprache kaum bühnenwirksam, so ist sie doch als sein dichterisches hauptwerk für Milow sehr charakteristisch. Er legt darin den Nachdruck des dramatischen Interesses nicht auf die Darstellung einer Tat, sondern der Reue nach einer, in allzu raschem Auswallen eines freilich sehr gerechten Jornes begangenen Tat, wodurch eine edle Natur ihr inneres Gleichgewicht versoren hat.

Milow will oder kann nicht sehen, daß sein Trauerspiel mehr sentimental als tragisch wirkt. Es wird später einmal wohl irgend einen Literarhistoriker geben, der hier auf Milows Derwandtschaft und Derschiedenheit von Saar, seinem guten Freunde aus der Leutnantszeit, der ihm seine erste und bedeutendste Schöpfung "König heinrich IV.",

gewidmet hat, des näheren einzugehen bereit ist. Denn das Thema des Gegensates von Cattraft und Kontemplation beschäftigt Saar in dieser Doppeltragödie sehr intensiv, und sehr wahrscheinlich hat Schopenhauer in seiner Jugend ebenfalls eine wichtige Rolle gespielt. Nur ist Saar sinnlicher, temperamentvoller als Milow, und wenn auch er sich aus dem lauten Lärm der Großstadt zu dichterischem Schaffen ins einsame Landhaus aus Jahre lang zurückzog, so hat ihn seine persönliche Schmmung elegischer Rückschau nie gehindert, Gestalten voller Leidenschaft zu zeichnen.

Sein eigentliches und eigentumlichstes Können entfaltet Milow in ibnuischen Stimmungsbildern und in gehaltvoller Gedankenpoefie. Wenn er, fo recht eingesponnen in fich selbst den Stimmen im Innern lauscht, oder in der hitze eines goldenen Sommertages voller stillen Glüdes die Schönheit der Natur bewundert, oder in schlaflosen Nächten beim Ciden der alten Uhr sich metaphysischer Wahrheiten bewußt wird, dann erscheint er uns in der für ihn typischen haltung. Seine Sprache ist genau das Gegenteil von der Sprache naiver und impressionistischer Dichter, die heutzutage gubochft geschätt werden, wie beispielsweise Martin Greif. Liebt es dieser, nicht so sehr das Gefühl, als jenen Gegenstand, der in ihm ein Gefühl erzeugt hat, im Wortbilde festzuhalten, so daß er fast nur in Symbolen sprechen möchte, so strebt Milow nach äußerster Sublimierung der Gefühle, nach höchstem Selbstbewußtsein, nach epigrammatischer Sormulierung der im Gefühle enthaltenen Idee. Er ist in fich gefehrt, grüblerisch, häufig abstrakt, und hört dennoch nie auf, Dichter zu seine Stärte liegt daber in der Gedankendichtung, und sein wertvollstes Buch durften meines Erachtens die "Deutschen Elegien" sein. Indes drauften ein Krieg tobt, steht der Dichter an der Wiege seines Kindes und fühlt den Kontrast. Das aanze erste Lebensiahr des Sohnes bealeitet er mit den Betrachtungen über die Oflichten und Ideale der Menscheit und liefert ihm so ein Werk, das ihm als Erwachsenen in anderer Sorm sittlichen halt geben foll, als dem Sohne Alphonse Daudets der icone, für ihn geschriebene Roman "Sappho".

Zu wünschen bleibt, daß die Seier von Milows siebzigstem Geburtstage den Kreis seiner Ceser erweitere. Die formvollendeten "Deutschen Elegien" sind ganz geeignet, ein Erbauungsbuch unserer jungen Frauen- und Männerwelt zu werden.

Zur Lage in Ungarn.

Don Alexander Martgrafen Pallavicini.

Der als tritischer Tag erster Ordnung von vielen mit Angst erwartete 19. Februar ist in Ungarn ohne die geringste Störung der öffentlichen Ruhe vorübergegangen. Die Inszenierung ist vielleicht nicht ganz gelungen, trozdem wurde selbst in der hauptstadt, wo die Pulse der ungarischen Nation immer höher zu schlagen pslegen, wo allzu oft und allzu gern übertrieben wird, nur unmittelbar bei dem gotischen Prachtbau eine gewisse Bewegung bemerkt, die aber bald vorüber war. Auch in den übrigen Teilen des Tandes, wohin die verschiedenen Politiker das Seld ihrer Tätigkeit verlegt haben, ist nirgends eine Aufregung zu spüren. Wir wollen hoffen, daß es so auch bleiben wird.

Jeder, der in der Geschichte des zweisellos hochinteressanten magnarischen Dolles geblättert und sich besonders mit den Ereignissen der Revolutionsjahre 1848 und 1849 beschäftigt hat, muß staunen, daß diese Nation, bei welcher selbst der geringste Eingriff in ihre so sehr gehütete Selbständigkeit sofort mächtige Wogen ausschäumen ließ, nun, nachdem sie sast zwei Jahre lang ausgestachelt wurde, jetzt, wo der Absolutismus droht, nahezu vollkommene Ruhe bewahrt. Dieses Staunen muß heute auch die Koalition erfassen und es dürsten die letzten Tage sie wohl überzeugt haben, daß sie im Dolke, auf das sie so siefer rechnete, keinen Rüchhalt mehr besitzt, trohdem man sich seit Jahr und Tag bemühte, nach dem Rezepte der Jahre 1848 und 1849 den Revolutionssturm wieder rasen zu machen. Die Ursachen der gegenwärtigen trostlosen Tage zu entwickeln, wird eine dankbare Aufgabe des künftigen Geschichtschreibers sein. Gegenwärtig genügt es, sestzustellen, daß dies- und jenseits der Leitha gesündigt wurde.

Schon der Modus, wie der 67er Ausgleich eingeführt wurde, war ein Sehler. Auf dieser neugeschaffenen Basis hätte nur dann ein gedeihliches Zusammenwirken der beiden Reichshälften sich entwickeln können, wenn für alle Zeiten die maßgebenden Saktoren in den beiden Staaten nur das Interesse der Monarchie vor Augen gehabt hätten. So sange die Schöpfer des Ausgleiches noch politisch tätig waren, hat die Monarchie nach den ersittenen Derlusten unstreitig große Sortschritte gemacht, so daß die Hoffnung nicht undegründet war, daß die Gebrechen, welche dem so rasch geschlossenen Ausgleich schon von vornherein anhasteten, durch gegenseitiges Dertrauen, sowie durch die Macht der Gewohnheit zu heilen seien. Der Grundpseiler, auf welchem dieser Ausgleich ruhte, war die herrschaft der Deutschen hier, der Magnaren dort. Wie diese Stüge hier gewahrt wurde, ist leider nur zu bekannt, da wir heute angesichts der neuen Wahlordnung glücklich dahin gekommen sind, daß von einer Sührung der Deutschen nicht mehr gesprochen werden kann. Parallel mit dieser traurigen Catsache entwickelten sich die der 67er Basis entgegen arbeitenden Kräfte auch in Ungarn.

Durch eine dreißig Jahre lang geübte Nachgiebigkeit der Krone den transleithanischen Forderungen gegenüber und durch die zunehmende Tersahrenheit unseres Parlaments ermutigt, begannen die Herren in Budapest, ansangs langsam, aber mit der Zeit immer rascher und rascher, an den Grundpseilern der Doppelmonarchie zu rütteln; leider nicht ohne Ersolg. Die sogenannte liberale Partei, welche sich unstreitig um Ungarn große Derdienste erworben hat und das hest trästig in händen hielt, hatte leider nicht den Mut, dieser Gesahr entgegenzutreten. Im Schmieden von Formeln, in der Umgehung von hindernissen, im Interpretieren wurde Großes geleistet. Statt, wie es für eine füglich tleine Nation im Herzen Europas angezeigt gewesen wäre, sich im eigensten Interesse nahe an die diesseitige Reichshälste und in dieser auf das noch immer mächtige deutsche Element zu stähen, wurde jede Gelegenheit dazu benützt, die Gemeinsamteit zu schwächen, so daß von dem 1867er Ausgleich nur das gemeinsame Zollgebiet, die Armee und die Dertretung im Ausland tant bien que mal übrig blieben.

Sür die Abgeordneten und Mandatswerber war es sehr leicht, gegen die gemeinsamen Institutionen loszuziehen, um billigen Lorbeer zu ernten. Den auf diese Weise sehr unklar gewordenen politischen Justand benützte die Opposition, um gegen den Grafen Tisza, der die löbliche Absicht hatte, energisch vorzugehen, sowie gegen die liberale Partei, die übrigens unverläßliche Elemente genug in ihren Reihen hatte, einen Generalsturm zu

organisieren. Diesem konnte die Partei nicht widersteben und die Wahlen im Vorjahre raubten ihr die Majorität. Aber auch die toalierten Gegner tonnten ihres ganz unverhofften Sieges nicht frob werden, denn sie wagten bis beute nicht, die Regierung zu übernehmen. Seit Jahr und Cag befindet sich die Koalition im Konflitt mit der Krone, die bereits so viel gegeben hat, daß ihr bis auf die die Armee betreffenden Hobeitsrechte nichts mehr zu geben übrig bleibt. In dieser hinsicht ist sie aber bis jest unbeugsam. Daß das Cand an diesem toten Punit angelangt ist, muß sich die Koalition zum größten Teil selbst zuschreiben, wiewohl auch in Wien Sehler begangen wurden. Schon die Bildung der Koalition war eine Anomalie in erster Linie von seiten der sogenannten Dissidenten, bei deren Anschluß an bie Koalition auch Motive gang persönlicher Natur im Spiele waren. Die Dissidenten waren in ihrer Berechnung gar zu ichlau, indem fie ficher darauf gablten, die liberale Partei werde aus den Wahlen wohl geschwächt bervorgeben, aber doch eine geringe, möglichst unverläßliche Majorität behalten, so daß ihre Stellung im kunftigen Reichstag ben Ausschlag gegeben hätte. Sie glaubten somit das Zünglein an der Wage zu werden. Nur auf diese Weise ist es zu erklaren, daß fie fich bei ihrer geringen Sahl mit der großen Kossuth-Partei verbinden konnten und an deren Seite in den Wahlkampf zogen. Es hätte ihnen doch flar sein muffen, daß sie, abgeseben von dem großen Unterschied, der fie damals politisch von ihren Bundesgenoffen trennte, im Salle eines durchschlagenden Erfolges bei ihrer numerischen Schwäche in der Koffuth-Partei aufgehen mußten. So ist es auch gekommen, denn heute find die Manner, welche stets als Bekenner des 67er Ausgleiches aufgetreten sind, viel weiter von diesem abgedrängt worden, als vielleicht Kossuth in seinem Innersten selbst. Es war höchst interessant, leider aber auch sehr traurig, die Häutung zu verfolgen, welcher fich verschiedene maggebende herren dieser Richtung unterzogen haben.

Da aber der Weg ins Ungewisse einmal eröffnet war, mußte fortgeschritten werden, nur um einen Erfolg aufweisen zu können. Nach so vielen, mahrend der Wahlen gegebenen Dersprechungen muß man doch etwas nach hause bringen, denn sonst könnten in den guten Wählern doch vielleicht Zweifel aufsteigen. Die sehr weit, vielleicht allzu weit gebenden Zugeständnisse, welche von militärischer Seite dem Neunerkomitee der liberalen Partei zugesichert wurden, genügten natürlich jest nicht mehr. Neben der von der Unabhängigkeitspartei seit Jahrzehnten als universales heilmittel gepriesenen Idee ber Solltrennung wurde unter dem Deckmantel der Kommandoworte, von welchen, nebenbei gesagt, ein großer Teil nicht einmal deutsch ist, auch die Trennung der Armee als beißester Wunsch der gangen Nation hingestellt. Die Antwort von Allerhöchster Stelle ließ nicht lange auf fich warten und lautete: "In militärischen Dingen gibt es fein Nachgeben. In wirtschaftlichen Fragen mogen fich die beiden Reichshälften auseinandersepen." Auf biese Antwort hin war es nicht uninteressant zu bemerken, wie ber Nachbrud auf das getrennte Zollgebiet an Intensität abnahm und die ganze Kraft sich nun auf die Kommandoworte tongentrierte, so daß endlich die Opposition unter diesem Beichen weiterhumpelte. Die Ungarn sind sonst viel zu geschickte Realpolitiker, als daß man von ihnen nicht voraussetzen könnte, daß sie die Dorteile wohl zu erfassen vermögen, welche ihnen die gemeinsame Armee im Kongerte der Großmächte bietet. Es durfte ihnen selbst sonnen-Nar sein, daß sie so billig über eine achtunggebietende Wehrmacht nie werden verfügen können und daß eine in zwei, in der Solge gewiß auch in mehrere Teile getrennte Armee ihren Wert für sie selbst einbufen muß.

Die Trennung des Jollgebietes hingegen ist ein so gesährlicher Sprung ins Dunkle, vor welchem jeder besonnene Nationalökonom zurückscheden muß. Die Opposition dürste heute ganz damit zufrieden sein, daß durch die Annahme des deutschen handelsvertrages, dem eine ganze Reihe anderer Derträge solgte, das Derhältnis zwischen den beiden Reichschäften die 1917 festgelegt ist. Diese douce violence wird sie gerne hinnehmen, denn das fait accompli dietet ihr die Möglichteit, sich über Dergewaltigung weidlich auszulassen, ohne das Derhältnis selbst in Gesahr zu bringen.

Crot all dem aber wird weiteragitiert und der irrig eingeschlagene Weg nicht verlassen, weil es eben ohne Gefährdung der eigenen Existenz nur sehr schwer geht, den in falscher Richtung ins Rollen gekommenen Stein auf die richtige Bahn zu leiten.

Die Tätigkeit der Koalition innerhalb des beklagenswerten Candes zielte dahin, der Welt zu beweisen, daß sie die ganze Nation hinter sich habe. Ju diesem Zwed wurden die Ereignisse der Repolutionsjahre auf die Gegenwart übertragen: die Steuern wurden verweigert, als brauchte der nationale Staat fein Einkommen zum täglichen Leben, die freiwillig gezahlten Steuern wurden nicht abgeführt, ein gewiß startes Stud ber Rechtsinterpretation. Erreicht wurde bis jest nur, daß der fur bas Steuergablen nie eingenommene Ungar in seinem haushalte noch mehr gestört wird, daß die gewählten Beamten teine Gehalte betamen und daß die fo notwendigen Investitionen gang eingestellt wurden. Die Beamten wurden geradezu gur Reniteng aufgefordert und dadurch die ohnehin nicht auf besonderer hobe der Volltommenheit stebende ungarifde Derwaltung noch mehr desorganissert. 3a, man icheute fich nicht, Beamte, die ihre Pflicht nicht erfüllten, als nationale helben gu feiern. Die jahrliche Affentierung wurde verhindert, wodurch ein geradezu barbarischer Eingriff in die Zutunft so vieler junger Leute verübt wurde, die nun über ihr Cos gang im untlaren find. Durch die Derweigerung der nötigen Geldmittel ift unsere Armee in ihrer Schlagfertigfeit bedroht. Alle diese, die Entwidlung störenden Ereignisse murben stets damit motiviert, daß die Jahrhunderte alte Derfaffung in Gefahr fei, und doch wollte niemand Ungarn dieses ererbten Rechtes berauben.

Die Summen an nationalem Dermogen und nationaler Arbeit festzustellen, welche baburch verloren gingen, wird taum gelingen, aber ficher bleibt es, daß fie eine erichredende bobe erreichen, besonders wenn die beilung der dem Dolte geschlagenen Wunden und die verfaumte Zeit mit in Rechnung gezogen werden. All die Opfer können Polititer nur von einem Dolte forbern, welches mit ihnen durch did und bunn geht. Im Jahre 1849 war dies allerdings der Sall, aber damals war eine der größten Triebfedern, ja vielleicht die größte, die Befreiung des Bauernstandes pon den mittelalterlichen Caften. heute spielt dieser Umstand nicht mit, das scheinen die herren vergeffen zu haben. Auch in ben Komitaten, wo sie ihre oligarchische Stellung bis jeht sehr gut auszunützen gewußt haben, scheinen fie nicht mehr den Einflußt wie anno 1848 zu haben. Es ist eben seit dieser Zeit ein Menschenalter verflossen und alle Derhaltniffe haben fich, besonders seit 1867, gründlich geandert. Man tann aus der Geschichte viel lernen, aber die Derhaltniffe vergangener Zeiten einfach auf die Gegenwart zu übertragen, zeigt von geringem historiiden Derständnis. Heute lassen sich selbst die beikblütigen Ungarn nicht mehr mittels icon verfagter und noch iconer vorgetragener Reben allein in harnisch bringen, besonders von einer Koalition, die doch nur nach außen hin einig ist. Auch in Ungarn ist der Besitzende bebächtiger, fagen wir nüchterner geworden und er wagt genau ab, ob bei einem Umfturz seine gegenwärtige Lage nicht etwa gesährdet werden würde. Die Industrie-, handelsund Sinanzleute sind gewiß weit davon entsernt, einer gewaltsamen Änderung der Derhältnisse Dorschub zu leisten, denn diese Kreise haben sich in der letzten Zeit recht wohl besunden und haben daher gar keine Lust, Opser zu bringen.

Man hat gar teine Ursache, die vernünftig denkenden Ungarn als Daterlandsverräter, wie es so sehr beliebt ist, hinzustellen, und wenn die Derfassung wirklich in Gefahr tst, dann ist einzig und allein die Koalition daran schuld. Hätte das Parlament, statt die Seit mit Interpretieren zu vergeuden, sich mit der Sösung von sozialpolitischen Fragen beschäftigt, auf welchem Gebiete Ungarn noch sehr rücktändig ist, wäre das Land in seiner unstreitig schönen Entwicklung nicht aufgehalten worden. Der Kampf um das tägliche Leben, daher auch die wirtschaftlichen und sozialen Fragen, sind im Laufe der Jahre ein so mächtiger Saktor geworden, daß sie an Kraft den Parlamentarismus noch überragen. Wenn bie Dolksvertretung diesen Notruf nicht beachtet, dann ist das Sinken ihres Ansehens unausweichlich. Die soziale Macht kann wohl gehemmt werden, aber schließlich wird sie doch siegen. Das haben wir seit einer Reihe von Jahren in den beiden Reichshälften erfahren.

Die Antwort auf die Frage, warum all das geschah und warum das Cand so viel leiben muß, follten die in den letten Tagen erfcienenen unterfchiedlichen Ertlärungen der Koalition bringen. In diesen sehr breitspurigen Schriftstuden finden wir wieder die abgedroschenen Phrasen über die schlechten Ratgeber, die den König angeblich umgeben, über Einfülse der Kamarilla sowie der bosen Stadt Wien u. s. w. Der langen Rede turzer Sinn findet sich aber in dem Bestreben, die Hoheitsrechte der Krone möglichst zu beschränken, und zwar so, das diese bei jeder parlamentarischen Bewilliaung für die Armee von ber jeweiligen Majorität als Kompensation benützt werden können. Ob man unter sokden Umständen noch von Hoheitsrechten überhaupt sprechen, ob dann noch von einer eine beitlich organisierten Armee die Rede sein tann, die allein die Monarchie bei den Seinden gefürchtet, bei den Freunden wertvoll machen tann, das scheint gar nicht erwogen worden zu seine. Einen sehr wichtigen Punkt haben aber die Berren in Bubapest ganz vergessen, und das ist der zweite Teil in dem Dualismus: die diesseitige Reichshälfte, die füglich doch etwas dreinzureden hat. Gewöhnt daran, daß man hier immer nachgebe, oder, besser gesagt, por ein fait accompli gestellt werde, zu welchem stets ja gesagt wird, ist bisher der cisseithanischen Reichshälfte von Ungarn aus die Rolle der quantité négligeable zuerkannt worben. Trog ber herrichenden, höchst beklagenswerten Zerfahrenheiten bes Parlamentes diesseits der Ceitha, ist die Stimmung im Caufe der Jahre auch hier eine andere geworden. heute geht es nicht mehr, über die Köpfe der Österreicher einfach mit der Krone Abmachungen zu treffen, deren Löwenanteil dann von hier aus bezahlt werden muß. Das Maß von Zugeftandnissen ift voll, so daß hier sofort der heftigfte Widerstand entbrennen wurde, wollte man auf der schiefen Cbene weitergleiten. Dies hat die Krone genau gewußt und richtig beurteilt, als fie der Koalition Rede und Antwort stand.

Was nun in Ungarn geschehen wird, ist schwer zu sagen, aber jeder wahre Patriot muß den innigsten Wunsch hegen, daß das Volk die bis jetzt bewiesene Nüchternheit und Ruhe auch in der Folge bewahre. Trisst dies zu, dann ist mit Sicherheit anzunehmen, daß leicht und bald ein Weg zu sinden sei, auf welchem das Cand in die ruhigen Bahnen der nationalen Entwicklung geführt werden könne, von herzhaften Männern geleitet, die dieses schöne Ziel auch erringen werden.

Was Tisza und Banffn türzlich gesagt und geschrieben haben, ist gewiß sehr beachtenswert. Jener, als maßgebender Staatsmann, hat bei jedem vernünftig Denkenden großen Eindruck gemacht, aber der Passus über die vielumstrittenen und auch hier oft berührten hoheitsrechte der Krone, löst die Frage gar nicht, wenn nämlich, wie er sagt, diese Rechte im Einvernehmen von Gesetzgebung, Krone und Parlament jederzeit geändert werden tönnen, dann ist die Möglichkeit für einen Konslitt auch jederzeit gegeben. Da schon wegen der Armee bei uns ganz besonders die Krone hoheitsrechte haben muß, müssen diese gleichsautend für die beiden Reichshälften, klar und unantastbar sein, was nicht hindert, die gesamten Ausgleichsgesetz einer zeitgemäßen Revision zu unterziehen und die so notwendige Übereinstimmung herzustellen. Diese gewiß nicht leichte Arbeit könnte aber nur durch die dazu berusenen Saktoren, die Krone und die beiden Parlamente, durchgessührt werden.

Mögen die Ungarn jenseits und die Cschechen diesseits bedenken, daß keine der vielen in der Doppelmonarchie vertretenen Nationen ein so großes, vom Selbsterhaltungstrieb gebotenes Interesse an dem Bestande des Reiches haben, als gerade sie. Wo wären sie ohne das große Reich? Und wo sollen sie hinkommen, wenn es nicht mehr da ist?

Die österreichisch-ungarische Monarchie tann ihre geschichtliche Aufgabe nur dann erfüllen und zum Wohle ihrer Völker gedeihen, wenn sie neben einer einheitlich geleiteten, starten Armee, eine von partikularen Einflüssen geschühte Vertretung nach außen besitzt, mit welcher eine ebenso ungestört wirkende, zielbewußte handels- und Verkehrspolitik hand in hand gehen muß. Wollen die Ungarn sowie die Cschen dieser jeden Tag bei den großen Nachbarn so sehr in die Augen springenden Vorteile teilhaftig werden, dann müssen sie sich in ihren nationalen, trennenden Aspirationen eine Beschränkung gefallen lassen.

Daß die Völker den Sührern, die den Mut haben, diese Opfer zu bringen, dankbar sein werden, daran ist nicht zu zweiseln, denn in erster Linie handelt es sich um wirtschaftlich geordnete Verhältnisse, wodurch der Kampf um die Existenz von Millionen Menschen erleichtert werden soll. Das ist der Wunsch der Wähler, den zu erfüllen, die erste Psiicht der Volksvertretung ist.

Neues Leben.

Don Osfar Wiener.

Der himmel glänzt wie Seide, Ein junger Cag erwacht; Was ich gelitten habe, Es starb in dieser Nacht. Das war ein stilles Sterben

— Die Bäume rauschten taum —
Das war ein süßes Sterben,
Ein Sterben wie im Traum.

Nun soll durch meine Nächte Ein tiefer Friede gehn Und meine junge Sehnsucht Soll in der Sonne stehn.

Chronit.

Die Wiener Volksoper.

Es verlautet, daß das Schauspiel im Kaiserjubilaums-Stadttheater aufgelaffen werden foll, so daß zu Beginn der nachsten Spielzeit dort nur mehr die "Dolksoper" bestünde. Im ersten Augenblide möchte man diesem Gedanten freudigft guftimmen. Als eine wurdige Statte bes gesprochenen Dramas, fei es der höheren literarifden ober ber beiter-volfstumlichen Richtung, bat die Währinger Buhne icon in den erften Jahren ihres Bestandes die rechte Geltung verloren; wohl aber zeigten sich die auf dieser Bühne veranstalteten Opernaufführungen von Anfang an febr erfolgreich; und ber Erfolg ift boch ichlieflich für jeden Buhnenleiter, ob er nun ideelle oder materielle Biele verfolge, bas Entscheidende. Dabei ist die ideelle (um nicht zu sagen: ideale) Seite des Unternehmens gar nicht zu vertennen. Ein Bedürfnis nach neuen Schauspielhäusern in Wien besteht gewiß nicht; benn alle diese hauser, die altesten und die neuesten, stehen gu Zeiten leer und feines hat eine völlig sichere Butunft, die hoftheater natürlich ausgenommen. hingegen besteht ein lautes und bringendes Bedürfnis nach einer zweiten Opernbuhne. Es gibt fo viele Menfchen in Wien, die der guten Aufführung einer ichonen Oper mindeftens ebenfo murbig find wie die Logenabonnenten und Stammfiginhaber der hoftheater, die aber durch die hohen Preise der hoftheaterfige von diefem Genusse ausgeschloffen bleiben, solange es es nur bort gute Aufführungen choner Opern gibt. Die wenigen wohlfeileren Plage der oberen Range find im beigen Wettbewerbe Ungähliger, die diese Plage täglich erobern möchten, für den einzelnen nur bochft felten und ftets nur mit einem großen Aufwand von Zeit und Muhe zuganglich. Man weiß aber, daß gerade die Besucher ber Galerien die empfänglichiten, temperamentvollften und begeisterungsfähigsten hörer sind und den Erfolg ber Stude gu enticheiben vermogen. Ja, bie treueften und unentbehrlichften Gafte der hofoper find eigentlich die jungen Ceute beiderlei Gefdlechts, die durch einen rührenden Enthufiasmus befähigt werden, ohne Ermubung ftundenlang, halbe Cage lang ftehend auf Einlaß zu warten, um dann auch wieder nur mit Stehplägen vorlieb zu nehmen und ftundenlang, halbe Nachte lang (man bente an die Zeitdauer der Wagnerichen Condramen!) einzig der Kunft zu leben. Wollte man diesen nicht auch einmal Sigplage gonnen und fie zugleich aus blogen hörern zu wirflichen Buichauern machen, da fie ja in der hofoper zum Ceil gar nichts

feben, gum Teil nur ein verschobenes und verichrobenes Buhnenbild vor fich haben? Jedenfalls ware es ein sicheres Geschäft, wenn all ben Enthusiaften, Musifjungern und Opernfreunden, die sich die Darbietungen der hofoper versagen muffen ober nur mit empfindlichen Opfern ertaufen tonnen, etwas Ahnliches bequem und billig zuganglich gemacht wird. Es bedarf dazu teines pruntvollen hauses und teiner so außerordentlichen Krafte, wie sie an einer hofbuhne gefordert werden. Was im Rahmen einer fogenannten "Dolksoper" an Pracht und Glang und auch an fünstlerischer Dollendung fehlen muß, bas wird reichlich burch die größere Mübelofigfeit des Genuffes, durch die Intimitat ber optischen und afustischen Derhaltnisse und burch die natürliche Warmherzigkeit des Publitums aufgewogen. Es tonnen dabei tiefere und unmittelbarere Wirfungen gu stande tommen, als sie in den weiten Raumen eines nach alter Tradition gebauten Opernhauses, mit den vielen Logen und beren auffallenden Infaffen, möglich find. Dor allem jene Gattung Oper, die noch im deutschen Singspiel wurzelt und fich wefentlich von der beroisch-pathetischen Gattung unterscheidet, die also an und für sich schon "Dolksoper" ift, murbe in einem Dolfsopern-Theater erft ben richtigen Einbrud machen. So manches von Mogart, Weber, Marichner, Corging und anderen vermöchte dort auch mit bescheidenen Mitteln erft feinen urfprunglich angemeffenen Stil gu finden. Die Komponisten murben angeeifert werden, fich wieder mehr bem Schlichten und Liebenswürdigen gugumenden, und fo vielleicht auf neue, gute Wege geraten. Kurg: alles ware in bester Ordnung. Das Geschäft ist sicher und dient zugleich in edelfter Weife der Kunft. Wie der Kongertverein das Monopol der Philharmoniter auf die Dorführung sinfonischer Meisterwerke vernichtet und das Ungesunde und Unmoralische dieses Monopols aufgebedt hat, wie in den Sinfoniekongerten, popularen Kongerten und Arbeiterkongerten des Kongertvereines die breitesten Schichten ber tunftfinnigen Bevölferung in allen ihren sozialen und intellettuellen Abstufungen mit den höchsten Bervorbringungen der Confunft naher vertraut werden und sie immer mehr als notwendige Stude des tulturellen Cebens betrachten lernen, jo erwarten wir auch von der Volksoper — turz gesagt eine Derbreiterung der Kunft und eine Erweiterung ber Dolfsfeele.

Das ware die Cheorie; wie steht es mit der Praxis? Die Währinger Buhne blidt nun schon auf eine lange Reihe von Opernvorstellungen zurud und muß schon gezeigt haben, inwiefern fie das Geschid und die Reigung hat, unfere theoretischen Sorderungen zu verwirklichen. Der bereits ermannte, für die Politit des Buhnenleiters doch wohl enticheidende außere Erfolg macht es volltommen begreiflich, daß die Koften des Schauspiels, das feinen Gewinn, fondern nur Derluft bringt, als finnlofe Burde empfunden werben, und laft erwarten und berechnen, daß die hoheren Koften, die nach der Auflaffung des Schauspiels und bei der Ginführung täglicher Opernvorftellungen erwachfen muffen, fich burch die um fo größeren Einnahmen reichlich genug verginsen werben. Das Publitum diejes hauses tennt einen Enthusiasmus, der den ber jungen Welt im hofoperntbegter womöglich noch übertrifft; diefer Enthufiasmus beschränft fich auch teineswegs auf die oberen Range, fondern ift im Parfett und in den Logen nicht minder werttatig. Es muß eine Cuft fein, por einem folden Publitum gu fingen; es muß einem ftrebfamen Manne eine angenehme Genugtuung gewähren, in diefen dantbaren Bergen bas Echo der Kunft ju weden. Ift also bas Wahringer Theater wirf. lich eine Kunft ftatte? Werden bort die trefflich. ften und liebenswürdigften Beifpiele besonders deutscher Dolfsopernfunft in jener ftilvollen und harmonischen Weise bargeftellt, die den Mangel "großer" (und deshalb auch eigenwilliger) Sanger und Sangerinnen beinabe als Dorzug empfinden lagt? Man tann diefe Frage leider nicht unbedingt bejahen.

Ohne Rudhalt fei zugegeben, daß die Ceiftungen diefer Buhne fich fortichreitend verbeffern und in manchen Sällen ichon jest einen durchaus wohltuenden Eindrud machen. Das Orchester ift recht aut, die Ausstattung ift recht hubich, das Musitalische unter der Leitung 3 em. linstys ober Balbreichs in der Regel tüchtig studiert und die Regie, die der Direttor felbst leitet, im allgemeinen ein erfreulicher Beweis dafür, daß man hier an frijch pulfierende und poetisch beseelte dramatische Spiele und nicht etwa nur an Mulitaufführungen im Theater, an die "Oper" im veralteten Sinne bentt. Aber diefer Catfache ift nun fogleich die andere entgegenzuhalten, daß der Direltor feine eigenen fünstlerischen Grundfage immer wieber preisgibt und nicht etwa feine minder geschulten Krafte instematisch erzieht ober allmählich burch hober geartete erfest, fondern vielmehr bas Auftreten berühmter Gafte - vermutlich gur Erhöhung des außeren Glanges feiner Buhne - veranlagt, das bem jungen Unternehmen doch nur Schaben bringen tann. Es ift betrübend, daß Naval nicht mehr in der hofoper fingt; aber das Wahringer Ensemble gerat in Unordnung, wenn es dagu migbraucht wird, den gufälligen Rabmen abzugeben für das lang erfebnte und laut gefeierte Wiedersehen Mavals und seiner hiefigen

Derehrer. Dagu ift diefes Ensemble noch gu unreif; der Abstand zwischen ihm und einer wirklichen barftellerifchen ober musitalifchen Poteng ift gu groß, um nicht afthetisch peinlich und eben daburch auch bemoralisierend zu mirten. Man fieht es jest wieder an Melms, ber an und für fich - mit feiner machtigen Stimme und feinem routinierten Konnen - die Dolfsoper, als ihr ftandiges Mitglied, doch nur gieren und bereichern follte; aber weil er jo allein fteht, tragt auch er nur gur Unordnung und jum Rudichritt bei. Es ift niemand ba, ber von ihm lernen oder mit ihm wetteifern tonnte, und er darf fich baher fünftlerijch vernachläffigen und wird im Gefühle feiner Uberlegenheit, angeeifert durch den Beifall unfritischer hörer, nicht felten zu einem wilden Draufganger und musifalischen Kuliffenreifer, der die Linie des Gangen empfindlich ftort. Was foll man pollends dazu fagen, daß der Italiener Bonci in ber Dolfsoper auftreten und italienija fingen burfte! Der Direttor mochte fich freuen, bei biefem Anlaffe Gerrichaften in den Logen gu feben, die fein Theater porber nie betreten batten. Aber damit mar auch das "Star"-Snitem offen einbefannt und die ehrliche Arbeit, die beispielsweise an ben Aufführungen von "Carmen" und "Sigaros Gochzeit" anerfannt werden mußte, um ihren ichonften Cohn gebracht.

Die Sache wird baburch nicht beffer, bag das Stammpublitum des Theaters den Abstand swiften einem folden "Star" und der Umgebung, in der er auftritt, und ben Unterichied in ber Gestaltung einer Rolle durch den einen und den anderen Darfteller gar nicht recht mabrgunehmen icheint. Dor Melms ift auch Groß in Melms. Rollen "fturmifch bejubelt" worden, trog feiner nur für fleine Provingbuhnen ausreichenden Sahigfeiten, und wie Bonci in "Rigoletto" fein Lieblein von ben trügerischen Weiberhergen da capo fingen mußte, fo hat auch Reinhard als Troubadour die "Stretta" auf Derlangen wiederholt - ein Tenorift, der außer feiner echten Cenorstimme nichts mitbringt, was ihn für ernfte Aufgaben an einer großftabtijden Buhne geeignet ericheinen liefe. Und biefes Dublitum ift mahllos nicht nur den Darftellern, jondern auch den Werten gegenüber. Der Spielplan der Dolfsoper mar bisher im großen und gangen, wie er fein foll. Cauter Meifterwerfe und lauter deutsche Werfe tann man überhaupt nicht verlangen. Mogart, Weber, Marichner, Lorging fanden gebührende Pflege, auch gegen flotows "Martha" und einige italienische und frangösische Spielopern von anmutigem Reig läßt fich nichts einwenden. "Carmen", "Sauft", "Troubadour" und "Rigoletto" find zwar nicht deutsch-volfstümlich, aber in aller Welt popular, lie haben inneren Wert und üben ftarte außere Wirtung, das genuge einstweilen als Kriterium

für die Zulassung. So weit sind wir ja noch nirgends, daß der Gounodiche "Sauft" als Beleidigung des deutschen Nationalgefühls emport gurudgewiesen murbe. Der Wahl bes "Troubadour" verdanten wir die beste der bisherigen Aufführungen, in der neben Melms graulein Wenger und grau v. Kellersperg einen immerhin bedeutenden Eindrud machten und Kapellmeifter Balbreich fübliches Temperament walten ließ. Die bedentliche Auffrischung des Nehlerichen "Crompeter von Sättingen" findet darin eine Rechtfertigung, daß alles, was an diefem fünftlerifc untergeordneten Werte ftofflich und musikalisch auf naive Gemuter wirkt, zweifellos deutiches und vollstumliches Geprage hat - eine mafferige, aber nicht ungefunde Nahrung, dem füßen Gifte des fünstlerisch weit hoher stehenden Gounobiden "Sauft" in manchem Betracht vorzugiehen. Don den aufgeführten Neuheiten find heubergers "Barfüßele" und Bollners "Derfuntene Glode" unanfectbar. Jenes hat mehr Mufit, diefe mehr Poefie, beide find gut deutsch und zeugen von Calent und redlichem Willen. Ein Meisterwert braucht eine Neuheit nie zu fein. Wie verhielt fich nun das Publitum gegenüber diefer reichen Mufterfarte? Begriff es, daß ber Corgingiche "Waffenschmied" doch mehr zu sagen hat und es besser zu sagen weiß als der Negleriche "Crompeter"? daß Webers "Freischütz" eine gang andere Welt offenbart als Derdis "Troubabour"? ober verriet es, wenn icon nicht musitalifde Bildung und afthetisches Seingefühl, boch irgend eine perfonliche Dorliebe, einen individuellen Geschmad? verhielt es fich auch nur einmal ablehnend? 3m Gegenteil: es war immer begeiftert; es ließ feinen Autor im Stich; es betrachtete jeden Aftichluß als gebieterische Aufforderung zu Applaus und her-vorrufen. Cs nahm Siegfried Wagners "Kobold", der entweder ein abstruses oder ein tiefes, in jedem Salle aber ein fehr ernft gemeintes und ichwierig aufzufassendes Werf ift, voll Weihe und Bartheit, aber auch voll munderlicher Irrgange und vertracter Seitensprunge und voll erdrudender Cangen, mit berfelben vergnügten Unbefangenheit auf wie Abams harmlose "Nürnberger Puppe". Es ist das beste Premièrenpublitum, das fich ein Autor munichen tann, und geriet bei Cehars "Catjana", einem musitalifch leeren, poetifch flachen, burch Widersinnigfeiten und Geschmadlosigfeiten an manchen Stellen unerträglichen Theaterftude, einfach in Efftafe. Wenn "Parfifal" frei geworden ift und der findige Direttor ihn der hofoper vor der Naje weggeschnappt hat, wird ber Applaus nicht größer und nicht fleiner fein als bei "Catjana".

Diefer Sall Cehar gibt zu benten. Nicht wegen bes Komponisten. Der hat seinen ver-

dienten Ruf als Erfinder froher Tanzweisen und nicht übler Operettenmufit, die fogar durch pornehmere Werte besticht und die mude Wiener Schablone burch einen originellen flawischen Bug auffrischt. Daß ihn seine Beliebtheit dazu verführte, ein Jugendwert, die weber modernbramatische, noch antiquiert - opernmäßige, sondern zwitterhaft-verunglüdte "Tatjana" (mit dem fatalen Libretto von Salzari und Kalbed) hervorzusuchen, das ware ein leicht zu verbessernder Sehler. Die Oper brauchte nur wieder zu verschwinden. Ein Publitum aber, das diesem Werte die gleichen Ehren erweist wie den begludenoften Dertorperungen mahrer Poefie und garteften Empfindens, legt dem Buhnenleiter die schwerfte moralische Derpflichtung auf. Dieses Publitum ift namlich nicht einmal naiv; es lagt fich nicht, wie fonft die Naiven, topffcheu machen; es ftust por feiner neuen, ungewohnten Ericheinung; es verfagt nicht vor einer höheren und feineren Gabe, die das schlichte Saffungsvermögen übersteigt, und es lehnt sich nicht gegen Künfteleien und Brutalitaten auf, die den unverdorbenen Inftinft verlegen; es hat feine Ahnung, ob es Juderwasser ober gefährliches Gift trinkt; es berauscht sich an jenem und vertraat diefes; man mochte es geringicagen, benn es ift bei Meftler und Cebar gludfelig, und man möchte es staunend preisen, denn es ist der artistischen Dollendung des "Sigaro" und den trausen Geheimnissen des "Kobold" gemachien. Mit einem Worte: es bat fein Urteil und ift für alles dantbar, aber es ift nicht naiv und mußte vorerft gur wichtigften Grundlage jedes mitichöpferischen Kunftverftandniffes, gu unverbildeter, feuscher Naivitat erzogen werben. Und man tann fich diefen feltfamen Buftand eigentlich nur fo erklaren, daß man fagt: es glaubt in einer allerdings fehr naiven Weise an die erhabene Mission der Buhne, es ist felsenfest bavon überzeugt, daß bas Cheater nur reine Kunftgenuffe fpendet und bag die Stunden holder Caufdung die es dort verlebt, eine Bereicherung feines Lebens bilben muffen. Damit ift bem Direttor fein Weg unerbittlich vorgeschrieben. Er hat diefen Wahn gur Wahrheit zu machen. Er weiß, daß feine Dorftellungen immer gut besucht fein werben, daß feinen Darbietungen ber Beifall niemals fehlen wird; es gibt bemnach für ihn teine Ausrede, wenn er sich mit einem ungulänglichen Ensemble begnügt, wenn er die Einheit des Ensembles durch vordringliche Soliften ftoren läßt und wenn er Stude aufführt, die weder mit der Kunft noch mit dem Dolte etwas gu tun haben; alle die Kompromisse, zu benen selbst die Ceiter wohlsubventionierter hofbühnen von alteftem Rufe durch die Caunen des Publifums, burch die Wüniche bestimmter Gesellichaftstreise

und durch die Mahnungen des Kaffiers gezwungen ober verleitet werben, tonnen bier, an der einstigen Währinger Linie, feine Geltung haben; hier ift vielleicht gum erften Male in ber Wiener Theatergeschichte ber Sall gegeben, daß wirflich nur das Befte für das Dublitum gerade gut genug ift und daß dabei das Cheater florieren muß; hier ift die Pragis glatt und mubelos mit ben ftrengften Sorberungen der Theorie in Einflang gu bringen, Wir erwarten, daß die Wiener Dolfsoper, wenn fie in Permaneng erflärt ift, in zielbewußter Pflege des Dolfstümlichen nur Echtes und Schones gu barmonifc abgerundeter Darftellung bringen wird: wir erhoffen, daß in diefer fraftigenden und läuternden Atmosphare dann auch das Publikum fich einen untrüglichen Sinn für bas Reine und Eble und den Mut gur Betätigung dieses Sinnes aneignen werbe. Nach einigen Jahren möge ber Direttor die Probe machen. An dem Tage, an bem gum erften Male im Jubilaumstheater ein ichlechter Sanger ausgepfiffen und ein zweifelhaftes Stud abgelehnt wird, an bem Tage ift unfer Traum von der Dolfsoper in Erfüllung gegangen. Mar Morold.

Kleine Mitteilungen.

Eine Reminissenz aus dem Jahre 1848. Graf Ferdinand Colloredo-Mannsfeld, mein Stiesvater, war im Jahre 1848 beim Ausbruch der Märzrevolution ein stattlicher Greis von 70 Jahren, voll Cattrast und Schaffensdrang, leider auch voll Alusionen. Ein großer Gegner des Metternichschen Snstems, gehörte er zu den freisinnigen Mitgliedern der damaligen Stände. Er hatte den Gewerbeverein gegründet und versammelte bei sich alle Mittwoch viele Industrielle, mit denen er vorzugsweise versehrte; ich erinnere mich namentlich an Jakob Reuter, der überaus sebhaft war.

Die Märztage wurden von dem Grafen und seinem Kreis freudig begrüßt. Da Colloredo sehr populär war, erwählte ihn die Afademische Legion zu ihrem Kommandanten, was sein Derhängnis wurde; denn als die anfangs fast allgemein sompathische Bewegung eine revolutionäre Wendung nahm, gab er dem Drängen seiner mißbilligenden Samilie nach und legte im Mai das Kommando nieder.

Eine Prollamation, die er damals an die Studenten richtete, wurde von diesen übel versmerkt. Mein Stiesvater aber dachte nichts Arges. Da drang man plöglich in guter Absicht in sein Simmer und sorderte ihn auf, zu flüchten. Meine Mutter hatte mich und meine Schwestern mit der Großmutter bereits auf das Schloß geschicht, als die Situation ernst zu werden ansing. Sie aber war daheim geblieben, an der Seite ihres Gemahls,

bem fie fiberaus teuer mar. Sie follten entflieben. Sie dachten, bei Nachbarn, im haufe felbit (Seitenstättnerhof), Juflucht gu finden. Diefe murde aber verfagt. In diefer Bedrang. nis ichaffte unlere treue Köchin Rat. In dem engen Raum einer Doppeltur, die vom Schlafgemach in die Kuche führte und in der taum ein Stuhl aufgestellt werden fonnte, verbargen fich mein Stiefvater und meine Mutter und entgingen durch zwölf Stunden den andrangenden Derfolgern; denn Studenten maren inzwischen in die Wohnung gedrungen und etablierten fich dafelbft gang ungeniert. "Wir wiffen, daß er da ift," fagten fie, "der hunger wird ihn heraustreiben." Indeffen aber maren Sreunde und Dermandte tatig, die um das Derfted mußten. 3ch nenne namentlich Grafen Jojef Colloredo (ben nachmaligen Surften), Sohn meines Stiefvaters, Grafen Eugen Braiba und die Bruber meiner Mutter, die greiherren von Megburg, von denen der altere Diplomat, ein glühender Anhanger Metternichs, der andere ein fehr tonfervativer junger Staatsbeamter war, ben ber Greiheitstaumel nie geblendet hatte. Warm nahm fich auch Surftin Wilhelmine Kinsty, geb. Grafin Colloredo-Mannsfeld, Michte des Grafen Serdinand, an. Ein Kaufmann, der ihr fehr verpflichtet mar, und ein Dolfsmann, den man gewann, boten bie Sand gur Rettung. Während eines Gewitters entlamen die Derfolgten vertleidet über die Barritaden und erreichten einen Wagen, der an einem bezeichneten Ort, außer der Stadt, ihrer barrte. Mit biefer Sahrgelegenheit erreichten fie gludlich die Copperichen Werte nachit Scheibbs, gu beren Besigern sie in fehr freundlichen Beziehungen standen. "Unsere Schmiede werden niemand hereinlassen," sagte die wadere Frau Topper. Dort verbrachten fie, ohne meiter verfolgt zu werden, acht Tage, bevor fie in das nahe heimatliche Schlof Stiebar gogen. Der früher fo blubend aufrechte Mann mar ganglich gebrochen und permochte fich nicht mehr von dem harten Schlag und den Entiaufchungen zu erholen, die ihm das Sturmjahr gebracht hatte. Graf Serdinand Colloredo-Mannsfeld ftarb am 10. Dezember 1848 auf Schloß Stiebar.

Josephine Freiin v. Knorr. Die Reform des rechts- und staats- wissenschaftlichen Studiums in Gsterreich. Antnüpsend an die in Band I, heft 3, unserer Zeitschrift veröffentlichten Aussührungen des hofrates Prosessor Dr. Mitteis über die Resorm der juristischen Studien hat sich nun auch der Prosessor der Czernowiger Universität Dr. Alfred v. halban mit dieser Frage beschäftigt, von der er sagt, daß sie heute eine öffentliche Angelegenheit sei, "an der nicht nur die Sachtreise, sondern die breiten Schichten des Publitums

राज्य अधिकेशकर ह r, den angehenden jurilden werrit ider durch Pariciangen über Engellsumb Santsmälenidelten ie und über allgemeine Gefelligatissiehre gemülermagen für das eigen be Studium vorzubereiten. Bierenf miren die rechtshifterichen Difziplinen in beei Semeftern vorzutragen, wobei auf die vergleichende Rechtswiffenschaft ein besonderer Nachdrud gelegt merben follte. Des fünfte und fechfte Semefter follten dem ftaatswiffenfchaftlichen Studium und die zwei legten den judiziellen Sächern gewidmet fein. Die Anregungen des Professors v. halban laufen darauf binans, dem tunftigen Juristen eine besonders gute theoretische Grundlage zu geben und die Erwerbung ber eigentlichen Gesetzestenntnis mehr der Praris gu überlaffen.

3. C. Poestion. Regierungsrat 3. C. Poestion, dessen nordische Grammatiten eine weite Derbreitung — sogar in Schweden und Norwegen selbst — gesunden haben, war der erste, der für uns sozusagen den Schleier von der ganzen neuisländischen Literatur seit der Reformation gehoben und ihre reichen Schäse der übrigen Welt erschlossen hat. Sein großes literarbistorisches Wert "Isländische Dichter der Neuzeit in Charafterististen und übersetzen Proben ihrer Dichtung", seine Schrift über das isländische Drama und Cheaterwesen und seine

344 ten sor mes last Sure ser pert pharmach the habite and lenns seisbed meleis das problek werd has distributed soil from rath erbmearambilibes Weet hautel. it fråne Kransfaces erfreut fid. frimm Erfdrinen vor mehr als 20 3 senden Partien jegt veraldet, feitit med immer der geitften Ubertfdit durch unflusted and new tingratist to have šadantoritāten — mit nennen nut Kenepl Maurer und Lichard Geinzel - und neueftens mieber von Professor Rabbe und dem Ubener Dr. Erich Sugmaper nach ihrer Bereifung ber Infel als eine vorzägliche, äuferft vorlätiliche etrbeit bezeichnet worden. Der furgem erhielt Position von Island eine in ungemein fidmeidelhaften Ausbrücken abgefahte Abreffe, wortn ibm der Dant des islandischen lolles für feine obenfo unermäbliche wie erfolgreiche literarifche Catig. feit im Interesse Islands ausgedrückt und zugleich die Bitte porgetragen murbe, als Chrengeft des Candes und des l'oifes die Infel ju beluden. Regierungsrat Poeftion bat, nachbem ibm der Ministerpräsident in dankenamerter Weife die Reife nach Island ermöglichte, die Einladung der Jalander angenommen und wird im tommenden Sommer endlich das Land betreten, mit bem er fich fo vielfach beichaftigt hat. Er gebentt dort mehrere Monnte ju verweilen, pradlice, ethnographifche und gen. graphifche Studien gu betreiben und bie alten, geschichtlich ober tultur- und literarbiftorifc berühmten Stätten gu bejuchen.

Seuilleton.

Artur Schnitzlers Schauspiel: "Der Ruf bes Lebens" im Berliner Lessing-Theater.

Den "Ruf des Cebens" hat Artur Schnitzler in manchen seiner früheren Werke besser verstanden, als in seinem neuen Schauspiel, dem er das vielsagende Wort an die Stirne geschrieben und das dieser Tage mit lärmendem, aber nicht unbestrittenem Erfolge im Cessing. Theater gegeben wurde. Schnitzler ist sonst tatsächlich der Cebendigsten einer; er pflegt sesten Boden unter den Süßen zu haben und ihn nicht zu versieren. Teilt er schon mit den anderen bedeutenden Dramatisern des heutigen Wien die Neigung, steptisch wehmutig über die Welt hinwegzusehen, so satt er doch das Gegenständliche sehr energisch an, so daß ein Wirtlichleitshauch auch in

feine Reflegion binübermeht. Wo es ihm gelungen ift, das Wirflichteitsbild mit ber auf. lofenden, halbironifden Stimmung ber Hefignation gang jur Cinheit ju verschmeigen, etwa wie einem Maler, ber Canbichaften unb Geftalten gang in Luft einhüllt, ba hat er fein Beftes gefchaffen. Das Schaufpiel "Liebelei" mit dem mahrhaft empfunbenen Epiloge bee weltmuben Mulifanten, ben bas Ceben aus ber fonventionellen Sittlichfeit herausgebrangt hat, ift bas inpifche Beilpiel für foldes Gelingen, Diesmal fällt bem Dichter ber fimmel, ben er über das Gange wolben möchte, aus bem Gebicht heraus. Die atmofpharifche Stimmung Ift nicht echt, man merft bie Pinfolftriche in ber Euft und fo icheint auch bas feben barunter nur "gemalt" . . .

3mei Afte lang führt uns dieses neue, innerlich gespaltene Schauspiel burch furchtbare Affette und raffiniert gesteigerte Schauder bindurch. Schnigler tomponiert in diefen Aften nicht "wie ein Frangos", sondern trog einem Fran-Bofen, er übertrifft namentlich in der Erposition die Kleinmeifter ber Cednit jenfeits bes Rheins, weil er die funftvoll vermidelten Motive individuell zu befeelen weiß. Auch in dem zweiten, fehr grellen Atte, in dem die Mafchine ichon viel ftarter raffelt, bligt die Durchgeiftigung noch ftart hervor. Das Unmahricheinliche tritt gum mindeften mit einer in ihrer Knappheit ftarten Aberredungstunft auf, der man nicht leicht enttommt. Dann aber inmitten der tataftrophalen Ereigniffe wird uns eine mertwurdige Umftimmung durch eine auflosende Rudichau gugemutet. Swei Atte lang maten mir burch Blut, um gulett an das leider etwas feichte Wafferden einer nihiliftifden Reflegion gu gelangen, in bem wir uns gefund baben follen. Die Schauder waren nur ba, um uns gu beweisen, daß es feine Schauder gibt und geben fann. Der Schlug ift gleichsam die Negation bes gangen Schauspiels. Und dem Erfolg ging es genau fo wie dem Drama; er strafte sich selbst Lugen und hob sich auf.

Man versteht das, wenn man den Grund. gugen der handlung folgt. Im Dorbergrunde des erften Attes fteht ein abicheulicher neunundsiebzigjähriger Greis, der alte Illofer, der in feiner Tobesfurcht jum Qualgeift feiner Tochter Marie wird, die er mit dem letten Aufgebot brutaler Energie an fein Siechtum feffelt und dabei noch mit haftlichem Reibe auf ihre Jugend mighandelt und beschimpft. Die Seigheit ift die Seele diefes graflichen Menichen; er hat als Rittmeifter der blauen Kuraffiere por dreifig Jahren (bas Stud fpielt in Ofterreich um die Milte des vorigen Jahrhunderts) fich aus Codesfurcht tief erniedrigt; er verließ damals in der Schlacht mit ber Estadron feinen Doften, ben ihn der Befehl zu halten geboten hatte. In einem neuen Kriege wollen die blauen Kuraffiere jest den alten fleden ihrer Sahne mit Blut abwaschen, das Regiment hat vom Kaifer die Erlaubnis erbeten und erhalten, fich in einem Codesritte zu opfern. Da der fieche Alte bavon hort, trägt wiederum feine feige Lebensluft über die Scham den Sieg bavon - er tann eine damonifche Greube barüber nicht unterbruden, daß fo viel junge Menschen in den Cod reiten, mahrend fein gebrechliches Alter immer noch durch das Ceben weiterichleicht. Seine Cochter Marie, ein leidenschaftliches Geschöpf, bat entfegliche Jahre an der Seite diefes Deinigers verlebt. Aber fie hat bisher im Kerter ausgehalten; die stillen, resignierten Guldigungen des hausarztes haben fie nicht wantend gemacht; auch ein mehr begunftigter Derehrer, der Sorft-

adjuntt, der ihre Bafe, ein ichwindfüchtiges Madden, um ihretwillen verlaffen und der für ihren Brautigam gilt, fonnte fie nicht bestimmen, fich auch nur zeitweilig von dem furchtbaren Kranfen gu trennen. Jest aber ift etwas Neues in ihr Ceben eingetreten. Sie hat vor Monaten eine wilde Ballnacht mitgemacht und einen Offizier tennen gelernt, der ihre gange gurud. gedrängte Sinnlichteit erwedt hat. Das war der Ruf des Cebens", der an sie herandrang. Bisher hat fie auch diefem Rufe widerftanden; aber die Sehnsucht in ihr ift gum Sieber geworden. Da jene ichwindfüchtige Baje, die Derlaffene, die ihr furges Ceben in Liebicaften vertollt, an fie herantritt und ihr ergahlt, daß der Offigier ihrer Sehnsucht nach ihr gefragt hat, wird bas Derlangen nach diesem Manne übermachtig in ihr. Der Offigier gehört zu den blauen Küraffieren, die morgen in den Cod reiten, und wenn fie nicht fofort gu ihm eilt, ift er ihr fur immer verloren. Und gerade jest tettet der alte Qualer fie starter als je an sich; er verschließt die Wohnungstur und ftedt ben Schluffel ein. Diefe Bedrängnis wedt den Damon der Gewalttat. Marie bereitet aus einem gefährlichen Beruhigungsmittel dem Dater einen Crant, ber "den Schlaf von hundert Machten" in fich birgt, und fturmt von einer Ceiche weg in das tolle Abenteuer hinein. Und der Weg führt von Blut gu Blut. In dem Kafernenheim des Offigiers, gu dem Marie haftet - Max ift fein Name wirft nicht nur der Todesritt feine Schatten porque: auch eine individuelle Schuld laftet auf dem Leben des jungen Mannes, der den Oberften mit deffen leichtfertigen Gattin hintergangen bat. Der Oberft, ein fehr originell gezeichneter Ironifer von finfterer Entschloffenheit, hat den Todesritt vermutlich nur vorgeschlagen, um das Leben an der Seite einer Buhlerin, an die er gefettet ift, loszuwerden. Er fpielt mit bem Gedanten, ben jungen Hebenbuhler und Freund gu begnadigen, er möchte ihm das Leben um den Preis eines Geftandniffes ichenten. Aber Mag verschmäht bas Geschent und verweigert das Geständnis; daraufhin mahlt der Oberft einen andern Weg, por dem letten Gange abzurechnen. Er überrascht feine grau bei dem Offizier, den fie gu feiger Sahnenflucht überreden will, Schießt das Weib nieder und befiehlt bem Chebrecher, die Cat auf fich gu nehmen. Mag greift in diefer Lage jum Revolver - ba aber fturgt Marie hervor, die hinter dem Dorhange feines Schlafgemachs all die Dorgange belauscht hat und bestimmt ihn durch ihre Liebesentichloffenheit ihr und fich felbit noch eine Racht gu ichenten. Es ift eine Liebesnacht gwifchen Leichen und Morben.

Und bann raufcht der Dorhang empor und wir find auf bem Cande inmitten einer 3balle,

in der alle Uberlebenden diefer Schauer gusammentommen. Da lebt Marie unbelästigt bei ihrer Cante — der allzeit galante hausarzt hat den Cod des Daters für einen natürlichen ausgegeben. Da stirbt die Schwindsuchtige und Ciebestolle einen poetifchen Ophelia-Cob, ba löst sich alles in elegische Wehmut auf. Mariens Anbeter bleiben die alten. Zieht auch der Sorftadjunkt, der alles erfahren hat, schwer bedrudt in die gerne, fo geht er doch mit der Liebe im herzen von dannen. Und der treue hausargt fest ber helbin ber muften Mordnacht mit philosophischem Trofte gu: alles Vergangene ift nur Schattenspiel. Der ermordete Dater und all die Schauer, die die Sinnlichkeit einer blutigen Nacht umlagerten. Nur die Sonne, die uns scheint, die Luft, die wir atmen, ist Ceben, ist Wirklichkeit. Und Marie gesteht faunend gu, daß diefes Ceben, diefe Wirklichkeit fie wieder in ihre Kreise gieben . . .

"Ift das nun etwas?" möchte man mit einem flaffifden Worte Shafefpeares fragen. Uber fold einen nihiliftischen Schlug tommt tein Publitum hinaus, ohne sich laut ober leise dagegen zu wehren. Gerade das Scheinende dieser mit milder Uberlegenheit porgetragenen Schlugmahnung hat etwas Aufreigendes. Wer fennt nicht die Allerweltserfahrung, daß in den Juftanden der tiefften Trauer, der ichwerften Tragit unsere Sinne auf die gewohnte Art reagieren, wer weiß nicht von der Bitterfeit der Wahrnehmung, daß felbst mitten in Katatrophen das Sufe und Codende eine gewisse Wirfung auf uns ausübt? Aber feit jeher mar es der Beruf der Dichtung, die Macht der tieferen Empfindung über folche außerliche sensuelle Wirtungen bargutun - sei es, daß sie das Sensuelle selbst (wie es Grillparger so herrlich in feiner "hero" getan) mit Seelischem fattigt, sei es, daß sie uns die Abermacht des feelischen Selbstbewußtseins über die materiellen Sinneseindrude vor Augen führt. Und nun follen wir an das Gegenteil glauben : die Abermacht des momentanen Lebensgenusses soll über alles triumphieren. Seltsam folieft fich der Kreis; die hapertultur stößt auf die Unfultur, das Raffinement auf die Brutalität. In diefer heilslehre vom Ceben im Moment liegt eine Erganzung zu der Negation der Willensfreiheit, die burch die Werke anderer Dramatiker von heute hindurchleuchtet. Beer-hofmann fagt in feinem "Grafen von Charolais": "Richts ift getan, es ift nur etwas geschehen," und eine gang ahnliche Wendung findet fich im Obipus Bofmannsthals. Und bazu stimmt die Schlufweisheit des neuen Schniglerichen Dramas, daß uns bas Gestern nichts bedeutet und baf wir nur im heute leben. Aber ift das alles nicht am Ende nur die Sophistit der Müdigfeit und Blafiertheit? So viel ober fo wenig freien Willen wir haben mogen - jo viel ift gewiß, daß wir die unwiderstehliche Dorftellung ber Willensfreiheit und mit ihr auch das erlösende oder peinigende Bewuftsein unserer handlungen haben. Unfere Physiologen fagen, daß das Gebachtnis in aller lebenbigen Materie ftedt, und ein genialer Philosoph und Phufiter, einer ber bedeutenoften Manner Wiens, der vor teiner Wahrheit gurudidridt, erflart unfer 3ch. bas er nüchtern betrachtet, doch für ein Bundel von Dorftellungen. Liegt es in unferer Macht, diefes Bundel aufzulofen, die Dorftellungen des Dergangenen in Richts gerflattern zu laffen, uns in einseitigem Degetieren dem Moment binzugeben? Ich glaube nicht, daß in diefer Cebensauffassung der Keim zu einem neuen Drama liegt, weit mehr, daß wir da mit einer porübergehenden Berjegung des Kerns aller bramatifchen Dichtung zu rechnen haben. Auch das Publitum war nicht gläubig. Es wollte mit der elegisch-idnlifden Uberwindung der icaubervollen Kataftrophen nichts gu icaffen haben und ließ den Schluß des Schniglerichen Dramas fallen, obgleich es der geiftvollen Kombination und ben ftarten, caratteriftifchen Jugen des Studes zwei Atte lang gespannte Aufmertfamteit und laute Anertennung gewährt hatte.

Die Aufführung des Schauspiels im Cessing-Theater war aller Ehren wert. Irene Triesch hatte vollauf dämonische Leidenschaft, um an die heldin glauben zu machen, Bassermann war von genialer Entschiedenheit in der Zeichnung des Obersten, von dessen grausamem Witz eine eigenartig starte Wirtung ausgeht und Else Lehmann entzückte durch den gemütlichen Jug, den sie als leidende Mutter der Schwindsüchtigen in der Darstellung sesthielt. Auch sonst war das Ensemble schlagsertig und von einheitlicher Stimmung. Aber dem Stud selbst fehlt die Einheit, die zu vollem Siege führt.

Von der Woche.

22. Februar. Johann Nepomuf Graf Gleispach (geb. 1840) Justizminister a. D., Präsident des Oberlandesgerichtes, in Graz †. — 385. Styung des Abgeordnetenhauses. Die handelsverträge mit Italien (2541. Beil. d. St. Pr.), Belgien (2542.), Rußland (2549.) und der Entwurf eines Gesetes, womit die Regierung ermächtigt wird, die handelsbeziehungen mit dem Auslande für die Zeit vom 1. März die 30. Juni 1906

proviforisch zu regeln (2540.), wird angenommen. — Im Ministerium des Außern werden die mündlichen Derhandlungen mit den Schweizer Delegierten wegen Abschuß des handelsvertrages wieder aufgenommen. — handwerfertag in Wien.

23. 386. Situng des Abgeordneienhaufes : Der Ministerpräsident bringt die Regierungsvorlagen über die Wahlreform, den Schutz der Wahlfreiheit, die Abanderung der Bestimmungen betreffend, die Immunität der Abgeordneten und der Geschäftsordnung des Reichsrates, ein. — Die belgische Kammer nimmt den handelsvertrag mit Osterreich-

24. Der ferbifche Gefandte in Wien Dr. Duitich überreicht dem Minifter des Augern die Note ber ferbifchen Regierung, worin diese sich zu den von Giterreich-Ungarn gesorberten Modistationen ihres Josunionvertrages mit Bulgarien bereit erllärt. — Erste Aufsührung von Artur Schniksers Schauspiel "Der Ruf des Lebens" im Lessing-Cheater in Berlin.

26. 53M. Bieronymus Freiherr von 31emiecti igeb. 1817) in Kralau †. – 56. Sitzung des Herrenhauses: Im Dringlichteitswege werden die Handelsverträge mit Italien (340. Bell. d. St. Dr.), Belgien (341.) und Ruhland (342.) sowie das handelspolitische Ermächtigungsgeset (343.) an-genommen, Der Gesegentwurf, betreffend die Pensionsversicherung der Privatbeamten (328.) wird einer eigens zu mählenden, jener über die galizsichen Rentengüter (329.) der ständigen Sinanziesten Kommission zugewiesen. Der Gesegntwurf über das Retrutenkontingent für 1906 (332.)

27. 57. Sigung des herrenhaufes: Der Gesehentwurf über ben Sched (333. Beil. d. St. Pr.) und jener über die uber den Sched (333. Bell. d. St. Pr.) und jener uber die Gesellschaften mit beschränkter haftung (339.) werden in zweiter und dritter Cesung angenommen. — Die foallerten Parteien erlassen ein Manisest an die ungarliche Nation, in dem die stattung der Majorität des aufgelösten Abgeord-netenhauses zu rechtsertigen versucht wird. 28. Die handelsverschredesichstimmungen mit der Schweiz

werden auf furze Seit provijorlich geregelt. 1. März. Der neue Solltarif tritt in Kraft. — Die Stupichtina ermächtigt die jerbische Regierung, mit Österreich-Ungarn ein handelsvertragsproviforium gu ichliegen. 3m Ministerium des Augern in Wien werben die Derhand-

Im Minitertum des Außern in Wien werden die Derhandtungen mit den serbischen Delegserten wieder aufgenommen.
2. In seinem offenen Schreiben an die Wählerschaft
spricht sich Baron Banffn für die Ausschaltung der Frage
der militärischen herrscherrechte aus, und meint, daß die
Ungarn auf wirtschaftlichen und sozialem Gebiet ihre Erfolge
suchen mussen, das aber auch die wirtschaftliche Selbständigteit erst nach dem Absaustermin der handelsverträge angeftrebt werben tonne .

3. Die Autonomie des Pefter Homitates wird Jufpenbiert.

Der neue Jolltarif. Der erfte Marg war ein für das gesamte Wirtschaftsleben Europas hochwichtiger Cag, denn mit den neuen Jolltarifen und den auf ihnen beruhenden handelsverträgen beginnt ein neuer Abichnitt in unserer Wirtschaftsgeschichte. Der neue Solltarif und die neuen handelsvertrage find überall mit großen Schwierigfeiten fertig geftellt worden, nirgends aber waren diefe wohl größer als bei uns. hier galt es nicht nur, die divergierenden Intereffen ber Konsumenten, ber Agrarier, der Industrie und des handels ausgugleichen, fondern die politischen Derhaltniffe der Monarchie, die Lage in Ungarn insbesondere, festen der Sertigftellung der Dertrage große Binderniffe entgegen. Dolles Cob gebührt hiebei unferen Unterhandlern und es ift zu hoffen, daß die beginnende neue Ara unserer Dollswirt-Schaft zum Mugen gereichen werbe. Die ermahnten Schwieriafeiten rechtfertigen aber nur gum Teil die formellen Derzögerungen in der Durchführung des neuen Bolltarifes. Der Cag diefer durch. greifenden Carifanderung, diefer ummalgenden Neuerungen in der Jollbehandlung, mit ihrer einschneidenden Bedeutung für den handelsverfehr, war ja feit Jahren vorauszusehen, nichtsbestoweniger wurden die handelsvertrage mit Rufland, Italien und Belgien erft fnapp vor bem 1. Marg unterzeichnet und im Parlament eingebracht, fo daß fie am 27. Sebruar im Dringlichkeitswege im Gerrenhause erledigt werden mußten. Trot ihres Intrafttretens am 1. Marg waren fie an diefem Tage noch nicht im Reichsgesenblatt publigiert worben. Mit Serbien und ber Schweig muffen geradegu in letter Stunde provijorijde Magregeln getroffen werden. Der neue Carif und der grundlegende handelsvertrag mit Deutschland murden erft por wenigen Tagen promulgiert, die wich. tigfte Durchführungsbeftimmung, das Warenverzeichnis, ist heute noch nicht ausgegeben morden. Die erften Eremplare des statistischen Warenverzeichnisses waren erft am 1. Marg nachmittags in ber Staatsdruderei gu haben und man tonnte mit ihnen der Nachfrage nur gum geringften Teil genügen. Man wird unter biefen Umftanden die unglaublichen Derwirrungen, die vorläufig ber 1. Marg in der handelswelt und in allen Jollamtern ber Monarcie angerichtet hat begreiflich finden. -nk-

Gebanten gur Seitgeschichte. In ber Behandlung der Weltpolitif tennt unfere Tagespreffe nur die Modegrößen, die Savorits des Augenblids. Das eine Ereignis, das jeweils im Dordergrunde ber Buhne agiert wird, ift Alleinherricher in den Spalten der Blatter. Der Blid des Cefers wird hapnotifiert, er fieht nicht das gange Welttheater, fondern ftets nur die eine haupt- und Staatsaftion, und vieles entgeht ihm, was, heute noch unscheinbar, den Keim großer tommender Entwidlungen und Derwidlungen birgt.

So ift die folgenschwere Wandlung faft unbeachtet geblieben, die feit Jahr und Tag die alte Monroe. Doftrin burchgemacht bat. herr Theodor Roofeveldt, in deffen Adern Erobererblut rollt, will feinen Namen für emige Seiten mit einer gewaltigen Machterweiterung feines Daterlandes vertnüpft wiffen, und dagu foll ihm die außerordentliche Ausdehnung ber Monroe-Dottrin dienen. Die alte Cehre, wie fie in der vom Prafidenten James Monroe am 2. Dezember 1823 erlaffenen, vom Staatsfefretar John Quincy Adams verfahten Jahresbotichaft an den Kongreß formuliert war, hat nichts anderes befagt, als daß die Dereinigten Staaten "nicht allein jeden Dersuch der heiligen Alliang, ihr Softem auf die westliche halblugel auszudehnen, als dem Frieden und der Freiheit der Dereinigten Staaten gefährlich erachten, fondern auch jede jum 3mede der Unterbrudung unab. bangiger ameritanischer Regierungen unternommene Einmifdung im Lichte einer den Dereinigten Staaten unfreundlichen Gefinnung betrachten mußten, und daß endlich ameritanifches Gebiet nicht mehr als Gegenstand europaifcher Kolonisation angesehen werben burfe." Die Staatsmarime in dieser ihrer ursprünglichen Saffung hat fich im Caufe ber Zeiten völlig durchgefent und wird von feiner Seite beftritten. Berr Rooseveldt aber hat aus dieser Dottrin, die einfach die Freiheit Ameritas gegen das alte Interpentionspringig sichern wollte, etwas gang anderes gemacht, das in letter Konsequeng auf eine Kuratel der Dereinigten Staaten über alle andern amerifanischen Republiken binausläuft. Nachdem icon vorher Staatsjetretar Root die neue Auslegung formuliert hatte, gab ihr der Prafident die hochfte Santtion in feiner Botfcaft vom 5. Dezember 1905. Er fprach barin rundweg aus, die Dereinigten Staaten tonnten eine Besetzung ameritanischen Bobens durch eine europäische Macht auch dann nicht dulden, felbit wenn fie gu 3weden eines Strafvollzuges erfolgen follte. Was das bedeutet, mag man fich an einem handgreiflichen Beisviel verbeutlichen, wie fie fich bruben fast alljahrlich ereignen. Irgend eine jener interessanten fleinen Republiten, wo fich abenteuerliche "Generale" um die Herrschaft über das Cand und deffen Sinangen raufen, begeht einen aufgelegten Rechtsbruch gegen einen europäischen Staat ober beffen Untertanen. Gewöhnlich eine Dergewaltigung von Dermögensintereffen, eine offentundige Derlegung von Kontratten, die europäische Unternehmer auf Treu und Glauben gefchloffen haben, einen unverschämten Raub an ehrlich investiertem Kapital.

Der vergewaltigte Europäer wendet sich an feine Regierung um Schut. Subren biplomatische Unterhandlungen nicht gum Biele, fo war bisher das einfachste und bequemfte Swangsmittel die Besethung einiger Jollamter des renitenten Staates, aus deren Eingängen man Genugtuung holen tonnte. Das soll nun nicht mehr gestattet fein. In folden gallen, fo verspricht Roofevelbt, werden fich die Dereinigten Staaten ber Aufgabe unterziehen, Die Ordnung der betreffenden Schuld auf sich gu nehmen. Ontel Sam fpricht zu Europa: "Derlaß bich ruhig auf mich, ich verhelfe bir ichon gu beinem Rechte; aber das verbitte ich mir aufs entschiedenste, daß du nach alter Manier auf dem Boden einer ameritanischen Republit Jollamter beseteft . . . " Damit ift nun ein feltsamer Zustand geschaffen.

Dölkerrechtlich sind die kleinen interessanten Freistaaten völlig souveran; den europäischen Staaten aber ist es verwehrt, sich an diese unabhängige Regierung zu halten, sie mussen die hilfe eines gang unbeteiligten und vollterrechtlich gar nicht legitimierten Dritten anrufen. Was wurden wohl die Vereinigten Staaten fagen, wenn fie in einem Rechtshandel, etwa gegen Portugal, auf ein abnliches Deto irgend einer fremben, in die Sache gar nicht verwidelten europäischen Grofmacht stiefen? Wenn sich der selbsternannte Kurator mit vollem Ernft, mit tabellofem Rechtsgefühl und mit eifrigftem Nachdrud feiner usurpierten Aufgabe unterzieht, tonnte man ja, rein prattifc genommen, die vernewerte Monroe-Cebre binnehmen, denn folieglich hat man es lieber mit Washington zu tun, als mit San Domingo oder mit Denezuela. Wie aber, wenn es einmal die Dereinigten Staaten am guten Willen und redlichen Gifer fehlen laffen, wenn fie ihr Kuratorenamt läffig und widerwillig ausüben, vielleicht geradegu in der Abficht, europäifches Unternehmertum und Kapital für die Jutunft abzufdreden? An wen halt fich bann ber europaifche Staat, um feinen Burgern gum Rechte gu verhelfen? Blodaben find in diefen Sallen schwierig und von fraglicher Wirtung, weil jene fleinen Greiftaaten nach ihrer geographiichen Cage ihre Waren leicht zu Cande über bas Gebiet von Nachbarrepubliten und über deren hafen führen tonnen. Irgend ein fleinstaatlicher Frechling unter ben ameritanischen Republiten findet da die iconfte Gelegenheit. Europa eine Naje zu dreben, und der venego. lanifche Rinaldo Rinaldini, herr Caftro, ift raich auf ben Geichmad ber Sache getommen und hat fich gegen Frantreich die ärgften Un. verschämtheiten gestattet. heute ift Europa gu fehr mit feinen eigenen Sorgen belaftet, um diefer Gestaltung der Dinge die gebührende Aufmertsamteit zu ichenten; eines Tages aber tann fich aus der neuen Monroe-Cehre eine ausgiebige Derwidlung ergeben - falls nicht etwa Europa seinen Staatsbürgern resigniert erklaren follte: "Wenn Ihr bort bruben Gefcafte machen wollt, jo tut es auf eigene Koften und Gefahr; schützen tann ich euch nicht, weil man's - in Washington nicht erlaubt."

Deutsches Volkstheater. Eugen Csciritoffs Schauspiel "Die Juden" wurde nun vom Volkstheaterensemble den Berlinern nachgespielt. Das Stüd selbst wirkte, wie damals bereits erörtert wurde, rein als journalistisches Stimmungsbild; sein wirklich dramatisches Ceben ist gering. — Herr Raeder hatte die drei Aufgüge sehr wirklam und mit möglicher Vertiefung inszeniert. Im Vordergrunde der abgestimmten Aufführung standen die Herren Höfer, Vallentin, Homma, Weiß und Fräulein Hannemann. — lz—.

fern sie das Geschid und die Reigung hat, unsere theoretifchen Sorberungen gu verwirflichen. Der bereits ermahnte, für die Politit des Buhnenleiters doch wohl enticheidende aufere Erfolg macht es volltommen begreiflich, daß die Koften des Schauspiels, das feinen Gewinn, jondern nur Derluft bringt, als finnlose Burde empfunden werden, und läßt erwarten und berechnen, daß die boberen Koften, die nach der Auflaffung des Schaufpiels und bei der Einführung täglicher Opernvorstellungen erwachsen muffen, fich burch die um fo größeren Einnahmen reichlich genug verzinsen werden. Das Publifum diefes hauses tennt einen Enthusiasmus, ber den ber jungen Welt im hofoperntheater womöglich noch übertrifft; diefer Enthusiasmus beidrantt fich auch feineswegs auf die oberen Range, sondern ist im Partett und in ben Logen nicht minder werttatig. Es muß eine Luft fein, por einem folchen Publitum gu fingen; es muß einem ftrebfamen Manne eine angenehme Genugtuung gewähren, in diefen dantbaren herzen bas Echo der Kunft ju weden. 3ft also das Währinger Theater wirtlich eine Kunft ftatte? Werden bort die trefflichften und liebenswürdigften Beifpiele besonders deutscher Doltsoperntunft in jener ftilvollen und harmonischen Weise bargestellt, die den Mangel "großer" (und beshalb auch eigenwilliger) Sanger und Sängerinnen beinahe als Vorzug empfinden lagt? Man tann biefe Grage leider nicht unbedingt bejahen.

Ohne Rudhalt fei zugegeben, baß die Ceiftungen diefer Buhne fich fortichreitend verbeffern und in manden Sallen icon jest einen durchaus wohltuenden Eindrud machen. Das Orchester ift recht gut, die Ausstattung ift recht hubich, das Mulitalische unter der Leitung 3 emlinstys oder Baldreichs in ber Regel tüchtig studiert und die Regie, die der Direftor felbft leitet, im allgemeinen ein erfreulicher Beweis dafur, daß man hier an frifch pulfierende und poetisch beseelte dramatische Spiele und nicht etwa nur an Mufikaufführungen im Theater, an die "Oper" im peralteten Sinne benft, Aber biefer Catfache ift nun jogleich die andere entgegenzuhalten, daß der Direttor feine eigenen fünstlerischen Grundsäge immer wieder preisgibt und nicht etwa feine minder geschulten Krafte instematisch erzieht oder allmählich burch höher geartete erfest, fondern vielmehr bas Auftreten berühmter Gafte -- vermutlich gur Erhöhung bes auferen Glanges feiner Buhne - veranlaßt, das dem jungen Unternehmen doch nur Schaden bringen tann. Es ift betrübend, daß Naval nicht mehr in ber hofoper fingt; aber das Währinger Ensemble gerat in Unordnung, wenn es bagu migbraucht wird, den gufälligen Rahmen abzugeben für das lang erfehnte und laut gefeierte Wiedersehen Navals und feiner hiefigen

Derehrer. Dazu ift diefes Ensemble noch gu unreif; der Abstand zwischen ihm und einer wirflichen darstellerischen oder musifalischen Poteng ift gu groß, um nicht afthetisch peinlich und eben daburch auch bemoralifierend gu mirfen. Man fieht es jest wieber an Melms, ber an und für fich - mit feiner machtigen Stimme und feinem routinierten Konnen - die Dolfsoper, als ihr ftanbiges Mitglied, doch nur gieren und bereichern follte; aber weil er fo allein fteht, tragt auch er nur gur Unordnung und jum Rudichritt bei. Es ift niemand da, der von ihm lernen ober mit ihm wetteifern tonnte, und er barf fich baber fünftlerijd vernachläffigen und wird im Gefühle feiner Uberlegenheit, angeeifert durch den Beifall unfritischer horer, nicht felten gu einem wilben Draufganger und musitalischen Kuliffenreiher, der die Linie des Gangen empfind. lich ftort. Das foll man vollends bagu fagen, daß der Italiener Bonci in der Dolfsoper auftreten und italienisch singen durfte! Der Direttor mochte fich freuen, bei biefem Anlaffe Gerrichaften in den Logen gu feben, die fein Theater porber nie betreten hatten. Aber damit mar auch das "Star"-Softem offen einbefannt und die ehrliche Arbeit, die beifpielsweise an den Aufführungen von "Carmen" und "Sigaros hodyzeit" anerfannt werden mußte, um ihren iconften Cohn gebracht.

Die Sache wird dadurch nicht beffer, daß das Stammpublitum des Theaters den Abstand zwijchen einem folden "Star" und der Umgebung, in der er auftritt, und den Unterschied in der Geftaltung einer Rolle durch den einen und den anderen Darfteller gar nicht recht mahrzunehmen icheint. Dor Melms ift auch Groß in Melms-Rollen "fturmifch bejubelt" worden, trog feiner nur für fleine Provingbuhnen ausreichenben Sabigfeiten, und wie Bonci in "Rigoletto" fein Liedlein von den trügerifchen Weiberhergen da capo fingen mußte, fo hat auch Reinhard als Troubadour die "Stretta" auf Derlangen wieberholt - ein Tenorift, der außer feiner echten Tenorstimme nichts mitbringt, was ibn für ernite Aufgaben an einer großftadtifchen Buhne geeignet ericheinen liefe, Und biefes Dublitum ift mahllos nicht nur den Darftellern, fondern auch den Werfen gegenüber. Der Spielplan der Volksoper war bisher im großen und gangen, wie er fein foll. Cauter Meifterwerte und lauter deutsche Werte fann man überhaupt nicht verlangen. Mogart, Weber, Marichner, Corning fanden gebührende Pflege, auch gegen Slotows "Martha" und einige italienische und frangölische Spielopern von anmutigem Reig läht fich nichts einwenden. "Carmen", "Sauft", "Troubadour" und "Rigoletto" sind zwar nicht deutich-vollstumlich, aber in aller Welt popular, lie baben inneren Wert und üben ftarte außere Wirtung, bas genuge einstweilen als Kriterium

für die Julassung. So weit sind wir ja noch nirgends, daß der Gounodiche "Sauft" als Beleidigung des deutschen Nationalgefühls emport gurudgewiesen murbe. Der Wahl des "Troubadour" verdanken wir die beste der bisherigen Aufführungen, in der neben Melms Fraulein Wenger und grau v. Kellersperg einen immerbin bedeutenden Eindrud machten und Kapellmeister Baldreich südliches Temperament walten ließ. Die bedentliche Auffrischung des Meglerichen "Trompeter von Sättingen" findet darin eine Rechtfertigung, daß alles, was an biefem fünftlerifch untergeordneten Werte ftofflich und musitalisch auf naive Gemuter wirtt, zweifellos deutsches und voltstumliches Geprage bat - eine mafferige, aber nicht ungefunde Nahrung, dem fußen Gifte des fünftlerifc weit bober ftebenden Counobiden "Sauft" in manchem Betracht vorzugieben. Don ben aufgeführten Neuheiten find heubergers "Barfüßele" und 3öllners "Derfuntene Glode" unanfechtbar. Jenes hat mehr Musit, diese mehr Doefie, beide find gut deutsch und zeugen von Talent und redlichem Willen. Ein Meisterwert braucht eine Neuheit nie zu fein. Wie verhielt fich nun das Publitum gegenüber diefer reichen Musterfarte? Begriff es, daß der Corgingiche "Waffenschmied" doch mehr zu jagen hat und es beffer zu fagen weiß als der Megleriche "Crompeter"? daß Webers "Freischütg" eine gang andere Welt offenbart als Verdis "Croubadour"? oder verriet es, wenn icon nicht musitalische Bildung und afthetisches Seingefühl, doch irgend eine perfonliche Dorliebe, einen individuellen Geschmad? verhielt es sich auch nur einmal ablehnend? Im Gegenteil: es war immer begeistert; es ließ feinen Autor im Stich; es betrachtete jeden Attichluf als gebieterische Aufforderung zu Applaus und her-vorrufen. Es nahm Siegfried Wagners "Kobolo", der entweder ein abstruses oder ein tiefes, in jedem Salle aber ein fehr ernft gemeintes und ichwierig aufzufaffendes Wert ift, voll Weihe und Bartheit, aber auch voll wunderlicher Irrgange und vertradter Seitensprunge und voll erdrudender Cangen, mit berfelben vergnügten Unbefangenheit auf wie Abams harmlofe "Nürnberger Puppe". Es ist das beste Premièrenpublitum, das fich ein Autor munichen tann, und geriet bei Cehars "Catjana", einem musitalifc leeren, poetifc flachen, durch Widerfinnigfeiten und Geschmadlofigfeiten an manden Stellen unerträglichen Theaterftude, einfach in Efftaje. Wenn "Parfifal" frei geworden ift und der findige Direttor ihn der hofoper vor der Naje weggeschnappt hat, wird ber Applaus nicht größer und nicht fleiner fein als bei "Catjana".

Diefer Sall Cehar gibt zu benten. Richt wegen bes Komponisten. Der bat feinen per-

dienten Ruf als Erfinder froher Canzweisen und nicht übler Operettenmufit, die fogar durch pornehmere Werte besticht und die mude Wiener Schablone durch einen originellen flawischen Jug auffrischt. Daß ibn seine Beliebtheit bagu verführte, ein Jugendwert, die weder modernbramatifche, noch antiquiert - opernmäßige, sondern zwitterhaft-verungludte "Catjana" (mit dem fatalen Libretto von Salzari und Kalbed) hervorzusuchen, das ware ein leicht zu verbeffernder Sehler. Die Oper brauchte nur wieder zu verschwinden. Ein Dublitum aber, das diesem Werte die gleichen Ehren erweist wie den begludenoften Derforperungen mahrer Poefie und zartesten Empfindens, legt dem Bühnenleiter die schwerfte moralische Verpflichtung auf. Dieses Dublitum ift nämlich nicht einmal naiv; es lagt sich nicht, wie sonft die Naiven, topficheu machen; es ftust por feiner neuen, ungewohnten Ericheinung; es verfagt nicht vor einer boberen und feineren Gabe, die das folichte Saffungsvermögen überfteigt, und es lehnt fich nicht gegen Künfteleien und Brutalitäten auf. die den unverdorbenen Inftintt verlegen; es hat teine Ahnung, ob es Buderwaffer ober gefährliches Gift trintt; es berauscht sich an jenem und verträgt diefes; man möchte es geringichagen, denn es ift bei Nefler und Cehar gludfelig, und man möchte es staunend preisen, denn es ist der artistischen Dollendung des "Sigaro" und den trausen Geheimnissen des "Kobold" gewachsen. Mit einem Worte; es hat fein Urteil und ift für alles dantbar, aber es ift nicht naiv und mußte vorerft gur wichtigften Grundlage jedes mitichopferifchen Kunftverftandniffes, gu unverbildeter, feuscher Naivitat erzogen werben. Und man tann fich diefen feltfamen Buftand eigentlich nur so erflaren, daß man fagt: es glaubt in einer allerdings fehr naiven Weife an die erhabene Mission der Buhne, es ist felsenfest davon überzeugt, daß das Theater nur reine Kunftgenuffe fpendet und daß die Stunden holder Caufdung die es dort verlebt, eine Bereicherung feines Cebens bilden muffen. Damit ift bem Direttor fein Weg unerbittlich vorgeschrieben. Er hat diesen Wahn gur Wahrheit gu machen. Er weiß, bag feine Dorftellungen immer gut besucht fein werben, daß feinen Darbietungen ber Beifall niemals fehlen wird; es gibt demnach für ihn teine Ausrede, wenn er fich mit einem ungulanglichen Ensemble begnügt, wenn er die Einheit des Ensembles durch vordringliche Solisten storen lagt und wenn er Stude aufführt, die weder mit der Kunft noch mit dem Dolle etwas gu tun haben; alle die Kompromisse, zu denen selbst die Ceiter wohlsubventionierter hofbühnen von alteftem Rufe durch die Caunen des Publitums, durch die Wünsche bestimmter Gesellschaftstreise

und durch die Mahnungen des Kaffiers gezwungen ober verleitet werden, tonnen hier, an ber einstigen Währinger Linie, feine Geltung haben; hier ift vielleicht jum erften Male in der Wiener Theatergeschichte ber Sall gegeben, daß wirflich nur das Beste fur das Dublitum gerade gut genug ift und daß dabei bas Theater florieren muß; hier ift die Draris glatt und mubelos mit den ftrengften Sorberungen der Theorie in Einflang gu bringen, Wir erwarten, daß die Wiener Dolfsoper, wenn fie in Permaneng ertlärt ift, in gielbewußter Dflege des Dolfstumlichen nur Echtes und Schones gu barmonifch abgerundeter Darftellung bringen wird: wir erhoffen, baf in diefer fraftigenden und läuternden Atmojphäre dann auch das Publitum fich einen untrüglichen Sinn für das Reine und Eble und ben Mut gur Betätigung diefes Sinnes aneignen werde. Nach einigen Jahren moge ber Direttor die Probe machen. An dem Tage, an bem jum erften Male im Jubilaumstheater ein ichlechter Sanger ausgepfiffen und ein zweifelhaftes Stud abgelehnt wird, an bem Tage ist unser Traum von der Dolfsoper in Erfüllung gegangen. Mar Morold.

Kleine Mitteilungen.

Eine Reminifzeng aus dem Jahre 1848. Graf Serbinand Colloredo. Mannsfelb, mein Stiefvater, war im Jahre 1848 beim Rusbruch der Margrepolution ein ftattlicher Greis von 70 Jahren, voll Cattraft und Schaffensbrang, leiber auch voll Illufionen. Ein großer Begner des Metternichichen Spftems, gehorte er gu den freisinnigen Mitgliedern der bamaligen Stande. Er hatte den Gewerbeverein gegrundet und versammelte bei sich alle Mittwoch viele Industrielle, mit denen er porzugsweise verfehrte; ich erinnere mich namentlich an Jatob Reuter, der überaus lebhaft war.

Die Margtage murben von bem Grafen und feinem Kreis freudig begrüßt. Da Colloredo febr popular mar, ermahlte ihn die Atademifche Legion zu ihrem Kommandanten, mas fein Derhangnis murde; benn als die anfangs faft allgemein sympathische Bewegung eine revolutionare Wendung nahm, gab er dem Drangen feiner migbilligenden Samilie nach und legte

im Mai das Kommando nieder.

Eine Proflamation, die er damals an die Studenten richtete, murbe von biefen übel vermertt. Mein Stiefpater aber dachte nichts Arges. Da drang man ploglich in guter Absicht in fein Simmer und forderte ihn auf, gu flüchten. Meine Mutter hatte mich und meine Schwestern mit der Großmutter bereits auf das Schloß geschidt, als die Situation ernft zu werben anfing. Sie aber mar daheim geblieben, an der Seite ihres Gemahls, bem fie überaus tener mar. Sie follten entfliehen. Sie dachten, bei Nachbarn, im Gaufe felbft (Seitenftattnerhof), Buflucht gu finden. Diefe murde aber verfagt. In diefer Bedrang. nis ichaffte unfere treue Köchin Rat. In dem engen Raum einer Doppeltur, bie vom Schlafgemach in die Kuche führte und in der taum ein Stuhl aufgestellt werden tonnte, verbargen fich mein Stiefvater und meine Mutter und entgingen burch zwölf Stunden den andrangenden Derfolgern; denn Studenten waren in-zwischen in die Wohnung gedrungen und etablierten fich dafelbft gang ungeniert. "Wir wiffen, daß er da ift," fagten fie, "der hunger wird ihn heraustreiben." Indeffen aber maren Freunde und Dermandte tatig, die um das Derfted mußten. Ich nenne namentlich Grafen Jojef Colloredo (ben nachmaligen Surften), Sohn meines Stiefpaters, Grafen Eugen Braiba und die Bruder meiner Mutter, die greiherren von Megburg, von denen der altere Diplomat, ein glühender Anhanger Metternichs, der andere ein fehr tonfervativer junger Staatsbeamter war, ben der Greiheitstaumel nie geblendet hatte. Warm nahm fich auch Surftin Wilhelmine Kinsty, geb. Grafin Colloredo-Mannsfeld, Michte des Grafen Serdinand, an. Ein Kaufmann, der ihr fehr verpflichtet mar, und ein Dolfsmann, den man gewann, boten die hand gur Rettung. Während eines Gewitters entfamen die Derfolgten vertleidet über die Barritaden und erreichten einen Wagen, ber an einem bezeichneten Ort, außer der Stadt, ihrer harrte. Mit diefer Sahrgelegenheit erreichten fie gludlich die Copperichen Werte nachft Scheibbs, gu beren Besigern fie in fehr freundlichen Begiehungen standen. "Unsere Schmiede werden niemand hereinlaffen," sagte die wadere Frau Topper. Dort verbrachten fie, ohne weiter verfolgt zu werden, acht Tage, bevor fie in das nahe heimatliche Schloft Stiebar gogen. Der früher fo blubend aufrechte Mann mar gang. lich gebrochen und vermochte lich nicht mehr von dem harten Schlag und ben Entiaufchungen zu erholen, die ihm das Sturmjahr gebracht hatte. Graf Serdinand Colloredo-Mannsfeld ftarb am 10. Dezember 1848 auf Schloß Stiebar.

Josephine Sreiin v. Knorr. Die Reform des rechts- und ftaats. wiffenicaftlichen Studiums in Ofterreich. Antnupfend an die in Band I, heft 3, unferer Zeitschrift veröffentlichten Ausführungen des hofrates Professor Dr. Mitteis über die Reform der juriftischen Studien hat fich nun auch ber Professor der Czernowiger Universität Dr. Alfred v. halban mit diefer Grage beschäftigt, von der er fagt, daß fie heute eine öffentliche Angelegenheit fei, "an der nicht nur die Sachfreife, fondern die breiten Schichten des Dublitums intereffiert find". Seine bedeutsame Abhandlung ift zuerft im "Ofterreichischen Derwaltungsarchiv" ericienen und liegt nun auch im Separataborud por. Professor halban weist in treffender Weise nach, daß der Gymnasiaft gerade für das Rechtsftudium verhaltnismäßig am wenigften vorgebildet wird und fclagt baber vor, ben angehenden Juriften vorerft im erften Semefter durch Dorlejungen über Engnflopadie der Rechts- und Staatswiffenschaften, aber Rechtsphilosophie und über allgemeine Gefellichaftslebre gewiffermaßen für das eigentliche Studium vorzubereiten. hierauf waren die rechtshiftorifchen Difgiplinen in drei Semeftern vorzutragen, wobei auf die vergleichende Rechtswiffenschaft ein besonderer Hachdrud gelegt werden follte. Das fünfte und fechste Semester follten dem staatswiffenschaftlichen Studium und bie zwei letten ben judiziellen Sachern gewidmet sein. Die Anregungen des Professors v. halban laufen barauf binaus, dem fünf. tigen Juriften eine besonders gute theoretische Grundlage zu geben und die Erwerbung der eigentlichen Gesetzestenntnis mehr der Pragis gu überlaffen.

3. C. Poestion. Regierungsrat 3. C. Poestion, dessen nordische Grammatiken eine weite Derbreitung — sogar in Schweden und Rorwegen selbst — gesunden haben, war der erste, der für uns sozusagen den Schleier von der ganzen neuisländischen Literatur seit der Resormation gehoben und ihre reichen Schäe der übrigen Welt erschlossen hat. Sein großes literarbistorisches Wert "Isländische Dichter der Neuzeit in Charakteristiken und übersetzen Proben ihrer Dichtung", seine Schrift über das issländische Drama und Theaterwesen und seine

im vorigen Jahre erschienenen "Eisland. bluten", eine Anthologie aus der neuislandischen Eprit, sind von der gesamten isländischen Kritit als dauernde, grundlegende Arbeiten auf diesem Gebiete anerkannt worden. Aber auch sein hauptsächlich auf Grund is-ländischer Quellen gearbeitetes geographisch-ethnographisches Werk "Island, das Cand und feine Bewohner" erfreut fich, obgleich feit seinem Erscheinen vor mehr als 20 Jahren in manchen Partien jest veraltet, auf Island felbft noch immer der größten Wertichatung und ift feinerzeit von den berufenften deutschen Sachautoritäten - wir nennen nur Konrad Maurer und Richard Beingel - und neuestens wieder von Professor Kahle und dem Wiener Dr. Erich Jugmaner nach ihrer Bereisung ber Infel als eine vorzügliche, außerft verläßliche Arbeit bezeichnet worden. Dor turgem erhielt Poestion von Island eine in ungemein schmeichelbaften Ausdruden abgefakte Abrelle, worin ibm ber Dant des isländischen Doltes für seine ebenjo unermubliche wie erfolgreiche literarische Catiqteit im Interesse Islands ausgedrückt und zugleich bie Bitte vorgetragen wurde, als Chrengaft bes Candes und des Dolfes die Insel gu besuchen. Regierungsrat Poestion hat, nachbem ihm der Ministerprafident in dantenswerter Weise die Reise nach Island ermöglichte, die Einladung der Islander angenommen und wird im tommenden Sommer endlich das Cand betreten, mit dem er fich fo vielfach beschäftigt hat. Er gedenkt bort mehrere Monate gu verweilen, sprachliche, ethnographische und geographische Studien gu betreiben und die alten, geschichtlich ober fultur- und literarbistorisch berühmten Statten gu besuchen. _ nk _

Seuilleton.

Artur Schnitzlers Schauspiel: "Der Ruf des Lebens" im Berliner Lessing-Theater.

Den "Ruf des Lebens" hat Artur Schnigler in manchen seiner früheren Werke besser verstanden, als in seinem neuen Schauspiel, dem er das vielsagende Wort an die Stirne geschrieben und das dieser Tage mit lärmendem, aber nicht unbestrittenem Erfolge im Lessing-Theater gegeben wurde. Schnigler ist essischedet der Lebendigsten einer; er pslegt sesten Boden unter den Süßen zu haben und ihn nicht zu verlieren. Teilt er schon mit den anderen bedeutenden Dramatisern des heutigen Wien die Reigung, steptisch wehmutig über die Welt hinwegzusehen, so satt er doch das Gegenständliche sehr energisch an, so daß ein Wirklichkeitshauch auch in

seine Reflegion hinüberweht. Wo es ihm gelungen ift, das Wirklichkeitsbild mit der auflösenden, halbironischen Stimmung der Resignation gang gur Einheit gu verschmelgen, etwa wie einem Maler, der Candicaften und Gestalten gang in Luft einhüllt, da hat er fein Bestes geschaffen. Das Schauspiel "Liebelei" mit dem mahrhaft empfundenen Epiloge des weltmuden Musitanten, den das Leben aus der tonventionellen Sittlichfeit berausgedrangt bat, ift das typische Beispiel für solches Gelingen. Diesmal fällt bem Dichter ber himmel, ben er über das Gange wölben möchte, aus dem Gebicht heraus. Die atmosphärische Stimmung ist nicht echt, man mertt die Pinselstriche in der Luft und so scheint auch das Leben darunter nur "gemalt" . . .

und durch die Mahnungen des Kaffiers gezwungen oder verleitet werden, tonnen hier, an ber einstigen Währinger Linie, feine Geltung haben; hier ift vielleicht gum erften Male in der Wiener Theatergeschichte der Sall gegeben, daß wirtlich nur das Beste fur das Dublitum gerade gut genug ift und daß babei das Theater florieren muß; hier ift die Pragis glatt und mubelos mit den ftrengften forberungen der Theorie in Einflang zu bringen, Wir erwarten, daß die Wiener Dolfsoper, wenn fie in Dermaneng ertlart ift, in zielbewußter Pflege bes Dolfstümlichen nur Echtes und Schones gu barmonifc abgerundeter Darftellung bringen wird: wir erhoffen, daß in diefer fraftigenden und lauternden Atmofphare dann auch das Dublifum fich einen untrüglichen Sinn für bas Reine und Edle und den Mut gur Betätigung diefes Sinnes aneignen werde. Nach einigen Jahren moge ber Direftor die Probe machen. An dem Tage, an dem gum erften Male im Jubilaumstheater ein ichlechter Sanger ausgepfiffen und ein zweifelhaftes Stud abgelehnt wird, an bem Tage ift unfer Craum von der Dolfsoper in Erfüllung gegangen. Mar Morold.

Kleine Mitteilungen.

Eine Reminiszenz aus dem Jahre 1848. Graf Serdinand Colloredo-Mannsfeld, mein Stiefvater, war im Jahre 1848 beim Ausbruch der Märzrevolution ein stattlicher Greis von 70 Jahren, voll Tattraft und Schaffensdrang, leider auch voll Ilusionen. Ein großer Gegner des Metternichschen Systems, gehörte er zu den freisinnigen Mitgliedern der damaligen Stände. Er hatte dem Gewerbeverein gegründet und versammelte bei sich alle Mittwoch viele Industrielle, mit denen er vorzugsweise vertehrte; ich erinnere mich namentlich an Jatob Reuter, der überaus lebhaft war.

Die Märztage wurden von dem Grafen und seinem Kreis freudig begrüßt. Da Colloredo sehr populär war, erwählte ihn die Atademische Legion zu ihrem Kommandanten, was sein Derhängnis wurde; denn als die anfangs fast allgemein sompathische Bewegung eine revolutionäre Wendung nahm, gab er dem Drängen seiner missbilligenden Samilie nach und legte

im Mai das Kommando nieder.

Eine Proklamation, die er damals an die Studenten richtete, wurde von diesen übel vermerkt. Mein Stiesvater aber dachte nichts Arges. Da drang man plöhlich in guter Absicht in sein Zimmer und forderte ihn auf, zu slüchten. Meine Mutter hatte mich und meine Schwestern mit der Großmutter bereits auf das Schloß geschicht, als die Situation ernst zu werden ansing. Sie aber war daheim geblieben, an der Seite ihres Gemahls,

dem fie fiberaus teuer mar. Sie follten entflieben. Sie bachten, bei Nachbarn, im haufe felbit (Seitenstättnerhof), Juflucht gu finden. Diefe murbe aber verfagt. In diefer Bedrangnis ichaffte unfere treue Köchin Rat. In bem engen Raum einer Doppeltur, die vom Schlafgemach in die Kuche führte und in der taum ein Stuhl aufgestellt werden tonnte, verbargen fich mein Stiefvater und meine Mutter und entgingen burch zwölf Stunden den andrangenden Derfolgern; denn Studenten waren inzwischen in die Wohnung gedrungen und etablierten fich dafelbft gang ungeniert. "Wir wiffen, daß er da ift," fagten fie, "der hunger wird ihn heraustreiben." Indeffen aber maren Freunde und Derwandte tatig, die um das Derfted wußten. 3ch nenne namentlich Grafen Jojef Colloredo (ben nachmaligen Surften), Sohn meines Stiefpaters, Grafen Eugen Braiba und die Bruder meiner Mutter, die greiherren von Megburg, von denen der altere Diplomat, ein glühender Anhanger Metternichs, der andere ein fehr tonfervativer junger Staatsbeamter war, den der Freiheitstaumel nie geblendet hatte. Warm nahm fich auch Surftin Wilhelmine Kinsty, geb. Grafin Colloredo-Mannsfeld, Nichte des Grafen Serdinand, an. Ein Kaufmann, der ihr febr verpflichtet mar, und ein Dolfsmann, den man gewann, boten die hand gur Rettung. Während eines Gewitters entlamen bie Derfolgten verfleidet über bie Barrifaden und erreichten einen Wagen, der an einem bezeichneten Ort, aufer ber Stadt, ihrer barrte, Mit biefer Sahrgelegenheit erreichten fie glud. lich die Topperichen Werte nachit Scheibbs, gu beren Besigern fie in febr freundlichen Begiehungen standen. "Unsere Schmiede werden niemand hereinlassen," sagte die wadere Srau Copper. Dort verbrachten fie, ohne weiter verfolgt zu werden, acht Tage, bevor fie in bas nahe heimatliche Schloft Stiebar gogen, Der früher fo blübend aufrechte Mann mar ganglich gebrochen und vermochte fich nicht mehr pon dem harten Schlag und den Enttaufchungen gu erholen, die ihm das Sturmjahr gebracht hatte. Graf Serdinand Colloredo-Mannsfeld ftarb am 10. Dezember 1848 auf Schloft Stiebar.

Josephine Freiin v. Knorr.
Die Reform des rechts- und staatswissenschaftlichen Studiums in Osterreich. Antnüpsend an die in Band I, heft 3, unserer Zeitschrift veröffentlichten Ausführungen
des hofrates Prosessor Dr. Mitteis über die
Reform der juristischen Studien hat sich nun auch
der Prosessor der Czernowiger Universität Dr.
Alfred v. halban mit dieser Frage beschäftigt,
von der er sagt, daß sie heute eine öffentliche Angelegenheit sei, "an der nicht nur die Sachtreise,
sondern die breiten Schichten des Publitums

interessiert find". Seine bedeutsame Abhandlung ift zuerft im "Ofterreichischen Derwaltungsarciv" erfcienen und liegt nun auch im Separataborud vor. Profesjor halban weist in treffender Weife nach, daß der Gymnafiaft gerade für das Rechtsftudium verhaltnismäßig am wenigften vorgebildet wird und ichlagt baber por, ben angehenden Juriften vorerst im erften Semefter burch Dorlefungen über Engutlopabie ber Rechts- und Staatswissenschaften, über Rechtsphilosophie und über allgemeine Gefellichaftslehre gewissermaßen für bas eigentliche Studium vorzubereiten. hierauf waren die rechtshiftorifchen Difgiplinen in brei Semeftern vorzutragen, wobei auf die vergleichende Rechtswiffenschaft ein besonderer Nachdrud gelegt werden follte. Das fünfte und fechtte Semefter sollten dem staatswissenschaftlichen Studium und die zwei letten ben judigiellen Sachern gewidmet sein. Die Anregungen des Professors v. halban laufen barauf hinaus, dem funftigen Juriften eine besonders gute theoretische Grundlage zu geben und die Erwerbung der eigentlichen Gesetzestenntnis mehr ber Pragis gu überlaffen.

3. C. Poestion. Regierungsrat 3. C. Poestion, dessen nordische Grammatiken eine weite Verbreitung — sogar in Schweden und Norwegen selbst — gefunden haben, war der erste, der für uns sozusagen den Schleier von der ganzen neuisländischen Literatur seit der Resormation gehoben und ihre reichen Schätze der übrigen Welt erschossen und ihre reichen Schätze der übrigen Welt erschossen und ihre reichen Schätze der Ubrigen Welt erschossen und übersetzten Proben ihrer Dichtung", seine Schrift über das issländische Drama und Cheaterwesen und seine

im vorigen Jahre erschienenen "Eisland. bluten", eine Anthologie aus der neuislandischen Eprit, find von der gesamten isländischen Kritit als dauernde, grundlegende Arbeiten auf diesem Gebiete anerkannt worden. Aber auch fein hauptfachlich auf Grund islandischer Quellen gearbeitetes geographischethnographisches Wert "Island, das Cand und feine Bewohner" erfreut fich, obgleich feit seinem Erscheinen vor mehr als 20 Jahren in manchen Partien jest veraltet, auf Island felbit noch immer ber größten Wertichatung und ift feinerzeit von den berufenften deutschen Sachautoritäten - wir nennen nur Konrad Maurer und Richard heinzel - und neuestens wieder von Professor Kable und bem Wiener Dr. Erich Jugmaner nach ihrer Bereisung ber Infel als eine vorzügliche, außerft verläßliche Arbeit bezeichnet worden. Dor turgem erhielt Doestion von Island eine in ungemein schmeichelbaften Ausbrücken abgefakte Abrelle, worin ibm der Dant des islandischen Doltes für seine ebenlo unermubliche wie erfolgreiche literarifche Catigfeit im Intereffe Islands ausgedrückt und zugleich die Bitte vorgetragen wurde, als Ehrengaft des Candes und des Voltes die Insel zu befuchen. Regierungsrat Poeftion bat, nachdem ibm ber Ministerprasident in bantenswerter Weise die Reise nach Island ermöglichte, die Einladung ber Islander angenommen und wird im tommenden Sommer endlich das Cand betreten, mit dem er fich fo vielfach beschäftigt hat. Er gedentt dort mehrere Monate gu verweilen, fprachliche, ethnographische und geographische Studien gu betreiben und die alten, geschichtlich ober tultur- und literarbistorisch berühmten Statten gu bejuchen. - nk -

Seuilleton.

Artur Schnitzlers Schauspiel: "Der Ruf des Lebens" im Berliner Cessing-Theater.

Den "Ruf des Lebens" hat Artur Schnigler in manchen seiner früheren Werke besser verstanden, als in seinem neuen Schauspiel, dem er das vielsagende Wort an die Stirne geschrieben und das dieser Tage mit lärmendem, aber nicht unbestrittenem Exfolge im Lessing-Theater gegeben wurde. Schnigler ist sonst talfächlich der Lebendigsten einer; er pflegt sesten Boden unter den Süßen zu haben und ihn nicht zu verlieren. Teilt er schon mit den anderen bedeutenden Dramatikern des heutigen Wien die Neigung, steptisch wehmütig über die Welt hinwegzusehen, so saßt er doch das Gegenständliche sehr energisch an, so daß ein Wirklickleitshauch auch in

feine Reflegion hinüberweht. Wo es ihm gelungen ift, das Wirklichkeitsbild mit der auflösenden, halbironischen Stimmung der Resignation gang gur Einheit gu verschmelgen, etwa wie einem Maler, der Candichaften und Bestalten gang in Luft einhüllt, da hat er fein Bestes geschaffen. Das Schauspiel "Liebelei" mit dem mahrhaft empfundenen Epiloge des weltmuden Musikanten, den das Ceben aus der tonventionellen Sittlichfeit berausgebrangt bat, ist das typische Beispiel für solches Gelingen. Diesmal fällt dem Dichter der himmel, den er über das Gange wolben möchte, aus dem Gedicht heraus. Die atmosphärische Stimmung ist nicht echt, man mertt die Pinselstriche in der Luft und so scheint auch das Leben darunter nur "gemalt" . . .

3mei Atte lang führt uns dieses neue, innerlich gespaltene Schauspiel burch furchtbare Affette und raffiniert gesteigerte Schauber bindurch. Schnigler tomponiert in diesen Aften nicht "wie ein Frangos", fondern trop einem Fran-Bofen, er überfrifft namentlich in der Erposition die Hleinmeifter ber Cednit jenfeits des Rheins, weil er die tunftvoll verwidelten Motive individuell zu befeelen meiß. Auch in dem zweiten, febr grellen Atte, in dem die Maichine icon viel ftarter raffelt, bligt die Durchgeiftigung noch ftart bervor. Das Unmahricheinliche tritt gum mindeften mit einer in ihrer Knappheit ftarfen Uberredungstunft auf, der man nicht leicht enttommt. Dann aber inmitten ber tataftrophalen Ereignisse wird uns eine mertwürdige Umftimmung durch eine auflosende Rudichau gugemutet. Swei Atte lang waten wir burch Blut, um gulett an das leider etwas feichte Wafferden einer nihilistischen Reflegion gu gelangen, in dem wir uns gefund baden follen. Die Schauber waren nur da, um uns gu beweisen, daß es feine Schauder gibt und geben fann. Der Schluß ift gleichsam die Negation des gangen Schauspiels. Und dem Erfolg ging es genau fo wie dem Drama; er strafte fich felbst Lugen und hob sich auf.

Man perfteht bas, wenn man den Grund. zügen der handlung folgt. Im Dordergrunde bes erften Aftes fteht ein abicheulicher neunundfiebzigjahriger Greis, der alte Illofer, der in feiner Codesfurcht jum Qualgeift feiner Cochter Marie wird, die er mit dem letten Aufgebot brutaler Energie an fein Siechtum feffelt und dabei noch mit häglichem Reide auf ihre Jugend mighandelt und beidimpft. Die geigheit ift die Seele dieses graflichen Menschen; er hat als Rittmeifter ber blauen Kuraffiere por breißig Jahren (das Stud spielt in Ofterreich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts) fich aus Codesfurcht tief erniedrigt; er verließ damals in ber Schlacht mit der Estadron feinen Poften, den ihn der Befehl zu halten geboten hatte. In einem neuen Kriege wollen die blauen Küraffiere jest den alten fleden ihrer Sahne mit Blut abwaschen, das Regiment hat vom Kaifer die Erlaubnis erbeten und erhalten, fich in einem Todesritte gu opfern. Da ber fieche Alte bavon bort, tragt wiederum feine feige Cebensluft über die Scham den Sieg davon - er tann eine damonische Greube barüber nicht unterdruden, daß fo viel junge Menfchen in den Tod reiten, mahrend fein gebrechliches Alter immer noch durch das Leben weiterschleicht. Seine Cochter Marie, ein leidenschaftliches Geschöpf, hat entfetliche Jahre an der Seite diefes Peinigers perlebt. Aber fie hat bisher im Kerter ausgehalten; die stillen, resignierten Guldigungen des hausarztes haben fie nicht wantend gemacht; auch ein mehr begunftigter Derehrer, der Sorft-

adjuntt, der ihre Bafe, ein ichwindfüchtiges Madden, um ihretwillen verlaffen und ber für ihren Brautigam gilt, tonnte fie nicht bestimmen, fich auch nur zeitweilig von dem furchtbaren Kranfen zu trennen. Jest aber ift etwas Neues in ihr Ceben eingetreten. Sie hat vor Monaten eine milde Ballnacht mitgemacht und einen Offizier tennen gelernt, der ihre gange gurud. gebrangte Sinnlichteit erwedt bat. Das mar ber "Ruf des Lebens", der an fie herandrang. Bisher hat fie auch diefem Rufe widerftanden; aber die Sehnsucht in ihr ift gum Sieber geworden. Da jene Schwindsuchtige Bafe, die Derlaffene, die ihr furges Ceben in Liebschaften vertollt, an fie herantritt und ihr ergahlt, daß der Offigier ibrer Sebnsucht nach ibr gefragt bat, wird bas Derlangen nach diefem Manne übermächtig in ihr. Der Offizier gehort zu den blauen Küraffieren, die morgen in den Cod reiten, und wenn fie nicht fofort gu ihm eilt, ift er ihr fur immer verloren. Und gerade jest tettet der alte Qualer fie starter als je an sich; er verfclieft die Wohnungstur und ftedt den Schluffel ein. Diefe Bedrängnis wedt den Damon der Gewalttat. Marie bereitet aus einem gefährlichen Beruhigungsmittel dem Dater einen Trant, der "den Schlaf von hundert Hachten" in fich birgt, und fturmt von einer Leiche meg in das tolle Abenteuer hinein. Und der Weg führt von Blut gu Blut. In dem Kafernenheim des Offigiers, 3u dem Marie haftet - Mar ift fein Name wirft nicht nur der Todesritt feine Schatten poraus: auch eine individuelle Schuld laftet auf bem Leben des jungen Mannes, der den Oberften mit deffen leichtfertigen Gattin hintergangen bat. Der Oberft, ein fehr originell gezeichneter Ironiter von finfterer Entichloffenheit, hat den Todesritt vermutlich nur vorgeschlagen, um das Ceben an der Seite einer Buhlerin, an die er gefettet ift, loszumerden. Er fpielt mit dem Gedanten, den jungen Mebenbuhler und greund gu begnabigen, er mochte ihm das Leben um ben Preis eines Geftanbniffes ichenten. Aber Mar verichmaht das Geichent und verweigert das Gestandnis; daraufhin mahlt der Oberft einen andern Weg, por dem legten Gange abzurechnen. Er überrascht feine grau bei bem Offizier, ben fie gu feiger Sahnenflucht überreden will, ichieft das Weib nieder und befiehlt dem Chebrecher, die Cat auf fich zu nehmen. Mag greift in diefer Lage zum Revolver - ba aber fturgt Marie hervor, die hinter dem Dorhange feines Schlafgemachs all die Dorgange belaufct hat und bestimmt ibn durch ihre Liebesentichloffenheit ihr und fich felbft noch eine Racht gu ichenten. Es ift eine Liebesnacht gwifden Leichen und Morden.

Und dann rauscht der Dorhang empor und wir find auf dem Cande inmitten einer Idulle,

in der alle Uberlebenden diefer Schauer ausammenkommen. Da lebt Marie unbelästigt bei ihrer Cante - der allzeit galante hausarzt hat den Cod des Daters für einen natürlichen ausgegeben. Da stirbt die Schwindsuchtige und Ciebestolle einen poetischen Ophelia-Cob, da lost sich alles in elegische Wehmut auf. Mariens Anbeter bleiben die alten. Zieht auch der Sorftadjuntt, der alles erfahren hat, sower bedrudt in die gerne, jo geht er doch mit der Liebe im Bergen pon dannen. Und ber treue Bausargt fest der Belbin der muften Mordnacht mit philosophischem Crofte gu: alles Dergangene ift nur Schattenspiel. Der ermordete Dater und all die Schauer, die die Sinnlichteit einer blutigen Nacht umlagerten. Nur die Sonne. die uns scheint, die Luft, die wir atmen, ist Ceben, ist Wirklichkeit. Und Marie gesteht staunend zu, daß diefes Leben, diese Wirklichkeit fie wieder in ihre Kreise gieben . . .

"3ft das nun etwas?" möchte man mit einem flassischen Worte Shatespeares fragen. Aber folch einen nihilistischen Schluß fommt fein Publitum hinaus, ohne sich laut ober leise dagegen zu wehren. Gerade das Scheinende diefer mit milder Uberlegenheit vorgetragenen Schlußmahnung hat etwas Aufreizendes. Wer fennt nicht die Allerweltserfahrung, daß in den Buftanden der tiefften Trauer, der ichmerften Tragit unsere Sinne auf die gewohnte Art reagieren, wer weiß nicht von ber Bitterfeit ber Wahrnehmung, daß felbst mitten in Katastrophen das Suke und Lodende eine gewisse Wirfung auf uns ausübt? Aber feit jeher war es der Beruf der Dichtung, die Macht der tieferen Empfindung über folche außerliche fensuelle Wirfungen barzutun - sei es, daß sie bas Sensuelle felbst (wie es Grillparger fo herrlich in feiner "hero" getan) mit Seelischem fattigt, fei es, daß fie uns die Ubermacht des feelischen Selbstbewußtseins über die materiellen Sinneseindrude vor Augen führt. Und nun follen wir an das Gegenteil glauben : die Abermacht des momentanen Cebensgenusses foll über alles triumphieren. Seltsam folieft fich der Kreis; die Hnpertultur ftogt auf die Untultur, das Raffinement auf die Brutalität. In dieser heilslehre vom Ceben im Moment liegt eine Ergangung zu der Negation der Willensfreiheit, die durch die Werke anderer Dramatiker

von beute bindurchleuchtet. Beer-hofmann fagt in seinem "Grafen von Charolais": "Michts ift getan, es ist nur etwas gescheben," und eine gang ahnliche Wendung findet fich im Odipus hofmannsthals. Und dazu stimmt die Schlufweisheit des neuen Schniglerichen Dramas, daß uns das Gestern nichts bedeutet und daß wir nur im heute leben. Aber ift das alles nicht am Ende nur die Sophistit der Müdigfeit und Blasiertheit? So viel oder so wenig freien Willen wir haben mogen - fo viel ift gewift. daß wir die unwiderftehliche Dorftellung der Willensfreiheit und mit ihr auch das erlosende oder peinigende Bewuftsein unserer Bandlungen haben. Unfere Physiologen fagen, daß das Gebachtnis in aller lebendigen Materie ftedt, und ein genialer Philosoph und Phyfiter, einer der bebeutenoften Manner Wiens, der por feiner Wahrheit gurudidridt, erflatt unfer 3ch, das er nüchtern betrachtet, doch für ein Bundel von Dorftellungen. Liegt es in unferer Macht, diefes Bundel aufzulofen, die Dorftellungen des Dergangenen in Nichts zerflattern zu laffen, uns in einseitigem Degetieren dem Moment binzugeben? Ich glaube nicht, daß in diefer Cebensauffassung ber Keim zu einem neuen Drama liegt, weit mehr, daß wir da mit einer porübergehenden Berfetjung des Kerns aller bramatifchen Dichtung zu rechnen haben. Auch das Dublitum war nicht glaubig. Es wollte mit der elegisch-idulischen überwindung der fcaubervollen Kataftrophen nichts gu fcaffen haben und ließ den Schluß des Schniglerichen Dramas fallen, obgleich es der geiftvollen Kombination und ben ftarten, darafteriftifcen Jügen des Studes zwei Atte lang gespannte Aufmertjamteit und laute Anertennung gewährt batte.

Die Aufführung des Schauspiels im Lessing-Theater war aller Ehren wert. Irene Triesch hatte vollauf dämonische Leidenschaft, um an die Heldin glauben zu machen, Bassermann war von genialer Entschiedenheit in der Zeichnung des Obersten, von dessen grausamem Witz eine eigenartig starte Wirtung ausgeht und Else Lehmann entzückte durch den gemütlichen Jug, den sie als leidende Mutter der Schwindsüchtigen in der Darstellung sesthielt. Auch sonst war das Ensemble schlagsertig und von einheitlicher Stimmung. Aber dem Stüd selbst sehlt die Einheit, die zu vollem Siege führt. Alfred Klaar,

Von der Woche.

22. Sebruar. Johann Nepomut Graf Gleispach (geb. 1840) Justizminister a. D., Präsident des Oberlandesgerichtes, in Graz †. — 385. Sihung des Abgeordnetenhauses. Die Handelsverträge mit Italien (2541. Bell. d. St. Pr.), Belgien (2542.), Ruhland (2549.) und der Entwurf eines Gesehes, womit die Regierung ermächtigt wird, die Handelsbeziehungen mit dem Auslande für die Seit vom 1. März bis 30. Juni 1906

provisorisch zu regeln (2540.), wird angenommen. — Im Minifierium des Außern werden die mündlichen Derhandlungen mit den Schweizer Delegierten wegen Abschluß des handelsvertrages wieder aufgenommen. — handwerfertag in Wien.

23. 386. Situng des Abgeordnetenhaufes: Der Ministerpräsident bringt die Regierungsvorlagen über die Wahlreform, den Schutz der Wahlfreiheit, die Abanderung der Bestimmungen betreffend, die Immunität der Abgeordneten und der Geschäftsordnung des Reichsrates, ein. – Die belgische Kammer nimmt den handelsvertrag mit Ofterreich-Ungarn an.

24. Der ferbifche Gefandte in Wien Dr. Duitich überreicht dem Minifter des Augern die Note der ferbifchen Reglerung, worin diese sich zu den von Gtecreich-Ungarn gesorderten Modistationen ihres Sollunionvertrages mit Bulgarien bereit erstärt. — Erste Aufführung von Artur Schniklers Schauspiel "Der Ruf des Lebens" im Lessing-

26. 53M. fieronamus freiherr von Siemiecti (geb. 1817) in Kratau †. – 56. Sitzung des herrenhauses: 3m Dringlichteitswege werden die handelsverträge mit Italien Dringlichleitswege werden die Handelsverträge mit Italien (340. Beil. d. St. Dr.), Belgien (341.) und Ruhland (542.) sowie das handelspolitische Ermächtigungsgeses (343.) angenommen, Der Geschentwurf, betreffend die Pensionsversicherung der Privatbeannten (528.) wird einer eigens zu wählenden, sener über die gastzischen Rentengüter (329.) der ständigen Finanziellen Kommission zugewiesen. Der Galdwarten für der Der Bestragsfaltung zugewiesen. Gefegentwurf über das Refrutentontingent für 1906 (332.) wird angenommen.

27. 57. Sigung des Herrenhauses: Der Geseintwurf er den Sched (333. Beil. d. St. Pr.) und jener über die Gesellschaften mit beschränkter haftung (339.) werden in zweiter und dritter Lejung angenommen. — Die toallerten Parteien erlassen ein Manifest an die ungarische Nation, in bem die faltung ber Majoritat bes aufgelöften Abgeord-

netenhauses zu rechtfertigen persucht wird

28. Die handelsvertehrsbestimmungen mit der Schweig

werden auf furze Seit proviforifch geregelt.

1. Marg Der neue Solltarif tritt in Kraft. Stupichtina ermächtigt die ferbijche Regierung, mit Ofterreich-Ungarn ein handelsvertragsprovisorium gu ichliegen. Im Minifterium des Augern in Wien werben die Derhandlungen mit den serbischen Delegierten wieder aufgenommen.
2. In seinem offenen Schreiben an die Wählerschaft

fpricht fich Baron Banffn für die Rusichaltung der Frage der militariiden Geriderrechte aus, und meint, daß die Ungarn auf wirtidaftlichem und jogialem Gebiet ihre Erfolge fuchen muffen, daß aber auch die wirticaftliche Selbftanbigteit erft nach dem Ablauftermin ber Ganbelsvertrage angeltrebt werben tonne.

3. Die Autonomie des Pefter Homitates wird jufpendiert.

Der neue Jolltarif. Der erfte Marg war ein für das gesamte Wirtschaftsleben Europas hochwichtiger Cag, denn mit den neuen Jolltarifen und ben auf ihnen beruhenden Sandelsverträgen beginnt ein neuer Abschnitt in unserer Wirtschaftsgeschichte. Der neue Solltarif und die neuen Gandelsvertrage find überall mit großen Schwierigfeiten fertig geftellt worden, nirgends aber maren diefe mohl größer als bei uns. hier galt es nicht nur, die bivergierenden Intereffen der Konfumenten, ber Agrarier, der Industrie und des handels auszugleichen, fondern die politischen Derhaltniffe ber Monarchie, die Lage in Ungarn insbesondere, festen der gertigstellung der Dertrage große hinderniffe entgegen. Dolles Cob gebührt hiebei unferen Unterhandlern und es ift gu hoffen, daß die beginnende neue Ara unserer Dolfsmirtfcaft gum Hugen gereichen werde. Die erwähnten Schwierigfeiten rechtfertigen aber nur gum Teil die formellen Derzögerungen in der Durchführung bes neuen Bolltarifes. Der Tag biefer burchgreifenden Carifanderung, diefer ummalgenden Neuerungen in der Jollbehandlung, mit ihrer einschneidenden Bedeutung fur ben Gandelsverfehr, war ja feit Jahren vorauszusehen, nichtsbestoweniger wurden die handelsvertrage mit Rufland, Italien und Belgien erft fnapp vor bem 1. Marg unterzeichnet und im Parlament eingebracht, fo daß fie am 27. Sebruar im Dringlichfeitswege im herrenhause erledigt werden mußten. Trog ihres Infrafttretens am 1. Marg waren fie an diefem Tage noch nicht im Reichsgesethblatt publigiert worden. Mit Serbien und der Schweig muffen geradegu in legter Stunde provisorische Magregeln getroffen werden. Der neue Carif und der grund. legende Sandelspertrag mit Deutschland murben erft por wenigen Tagen promulgiert, die wichtigfte Durchführungsbestimmung, das Warenverzeichnis, ift heute noch nicht ausaegeben worden. Die erften Exemplare des statistischen Warenverzeichnisses waren erft am 1. Märg nachmittags in der Staatsdruderei gu haben und man fonnte mit ihnen der Hachfrage nur zum geringften Teil genügen. Man wird unter diefen Umftanden die unglaublichen Derwirrungen, die porläufig der 1. Marg in der handelswelt und in allen Jollamtern der Monarchie angerichtet hat begreiflich finden.

Gebanten gur Beitgefcichte. In ber Behandlung der Weltpolitit fennt unfere Tagespreffe nur die Modegroßen, die Savorits des Augenblicks. Das eine Ereignis, das jeweils im Dordergrunde der Buhne agiert wird, ift Alleinherricher in den Spalten der Blatter. Der Blid des Cefers wird hopnotifiert, er fieht nicht das gange Welttheater, fondern ftets nur die eine haupt- und Staatsaftion, und vieles entgeht ihm, was, heute noch unscheinbar, den Keim großer tommender Entwidlungen und

Derwidlungen birgt.

So ift die folgenschwere Wandlung faft unbeachtet geblieben, die feit Jahr und Cag bie alte Monroe - Dottrin durchgemacht hat. herr Theodor Roofeveldt, in deffen Adern Erobererblut rollt, will feinen Namen für ewige Beiten mit einer gewaltigen Machterweiterung feines Daterlandes vertnüpft wiffen, und bagu foll ihm die außerordentliche Ausdehnung der Monroe-Dottrin dienen. Die alte Cehre, wie fie in der vom Prafidenten James Monroe am 2. Dezember 1823 erlaffenen, vom Staatsfefretar John Quincy Abams verfaßten Jahresbotichaft an den Kongref formuliert war, hat nichts anderes bejagt, als daß die Dereinigten Staaten "nicht allein jeden Derfuch der beiligen Alliang, ihr Suftem auf die westliche halblugel ausgubehnen, als dem Frieden und ber Greiheit der Dereinigten Staaten gefährlich erachten, fonbern auch jede gum Swede der Unterbrudung unab.

hangiger ameritanifder Regierungen unternommene Einmischung im Lichte einer ben Dereinigten Staaten unfreundlichen Gesiunung betrachten muften, und daß endlich ameritanifches Gebiet nicht mehr als Gegenstand europaifcher Kolonisation angesehen werben burfe." Die Staatsmarime in dieser ihrer ursprünglichen Saffung hat fich im Caufe ber Zeiten völlig durchgesett und wird von feiner Seite bestritten. herr Rooseveldt aber hat aus dieser Dottrin, die einsach die Freiheit Ameritas gegen das alte Interventionspringig sichern wollte, etwas gang anderes gemacht, das in letter Konsequeng auf eine Kuratel der Dereinigten Staaten über alle andern ameritanifchen Republiten hinausläuft. Nachdem icon vorher Staatsjetretar Root die neue Auslegung formuliert hatte, gab ihr ber Prafident die bochfte Santtion in feiner Botichaft vom 5. Dezember 1905. Er fprach darin rundweg aus, die Dereinigten Staaten tonnten eine Besetzung ameritanischen Bobens burch eine europäische Macht auch dann nicht bulden, felbft wenn fie gu 3weden eines Strafvoll. zuges erfolgen sollte. Was das bedeutet, mag man fic an einem bandgreiflichen Beifpiel verdeutlichen, wie fie fich druben fast alljährlich ereignen. Irgend eine jener interessanten fleinen Republiten, wo fich abenteuerliche "Generale" um die Berrichaft über das Cand und deffen Sinangen raufen, begeht einen aufgelegten Rechtsbruch gegen einen europäischen Staat oder deffen Untertanen. Gewöhnlich eine Dergewaltigung von Dermögensintereffen, eine offentundige Derletzung von Kontratten, die europaifche Unternehmer auf Treu und Glauben geschlossen haben, einen unverschämten Raub an ehrlich investiertem Kapital.

Der vergewaltigte Europäer wendet fich an seine Regierung um Sout. Suhren biplomatische Unterhandlungen nicht zum Ziele, so war bisher das einfachfte und bequemfte 3wangsmittel die Besetzung einiger Jollamter des renitenten Staates, aus deren Eingangen man Genugtuung bolen tonnte. Das foll nun nicht mehr gestattet fein. In folden Sallen, lo peripricht Roofeveldt, werben fich die Dereinigten Staaten der Aufgabe unterziehen, die Ordnung der betreffenden Sould auf fich gu nehmen. Ontel Sam fpricht zu Europa: "Derlaß bich ruhig auf mich, ich verhelfe bir ichon gu beinem Rechte; aber das verbitte ich mir aufs entschiedenste, daß du nach alter Manier auf dem Boden einer ameritanischen Republit 3ollamter befegeft . . . " Damit ift nun ein feltfamer Juftand geschaffen.

Dölferrechtlich sind die Keinen interessanten Freistaaten völlig souverän; den europäischen Staaten aber ist es verwehrt, sich an diese unabhängige Regierung zu halten, sie mussen die

hilfe eines gang unbeteiligten und volterrechtlich gar nicht legitimierten Dritten anrufen. Was wurden wohl die Dereinigten Staaten fagen, wenn sie in einem Rechtshandel, etwa gegen Portugal, auf ein abnliches Deto irgend einer fremden, in die Sache gar nicht verwidelten europäischen Grogmacht stiegen? Wenn fich der felbsternannte Kurator mit vollem Ernft, mit tadellofem Rechtsgefühl und mit eifrigftem Nachbrud feiner usurpierten Aufgabe unterzieht, tonnte man ja, rein prattifch genommen, die vernewerte Monroe-Cebre binnehmen, denn folieflich hat man es lieber mit Washington zu tun, als mit San Domingo oder mit Deneguela. Wie aber, wenn es einmal die Dereinigten Staaten am guten Willen und redlichen Eifer fehlen laffen, wenn fie ihr Kuratorenamt läffig und widerwillig ausüben, vielleicht geradezu in der Absicht, europäisches Unternehmertum und Kapital für die Jufunft abzuschreden? An wen halt sich bann ber europaifche Staat, um feinen Burgern gum Recte gu verhelfen? Blodaben find in diefen Sallen chwierig und von fraglicher Wirtung, weil jene fleinen freiftaaten nach ihrer geographischen Lage ihre Waren leicht zu Cande über das Gebiet von Nachbarrepubliken und über beren hafen führen tonnen. Irgend ein tleinstaatlicher Frechling unter ben ameritanischen Republiten findet da die fconfte Gelegenheit, Europa eine Nase zu dreben, und der venego. Ianifche Rinaldo Rinaldini, herr Caftro, ift raid auf ben Geichmad ber Sache getommen und hat fich gegen Frantreich die ärgften Unverschämtheiten gestattet. Heute ist Europa zu sehr mit seinen eigenen Sorgen belastet, um biefer Geftaltung der Dinge die gebührende Aufmertsamteit zu schenten; eines Cages aber tann fich aus der neuen Monroe-Cehre eine ausgiebige Derwidlung ergeben - falls nicht etwa Europa feinen Staatsburgern refigniert erflaren follte: "Wenn 3hr dort druben Geschäfte machen wollt, so tut es auf eigene Kosten und Gefahr; fougen tann ich euch nicht, weil man's - in Washington nicht erlaubt."

Deutsches Dolkstheater. Eugen Cschiritoffs Schauspiel "Die Juden" wurde nun vom Volkstheaterensemble den Berlinern nachgespielt. Das Stüd selbst wirkte, wie damals bereits erörtert wurde, rein als journalistisches Stimmungsbild; sein wirklich dramatisches Leben ist gering. — Herr Raeder hatte die drei Aufzüge sehr wirstam und mit möglicher Vertiefung inszeniert. Im Vordergrunde der abgestimmten Aufsührung standen die Herren höfer, Valentin, homma, Weiß und Sräusein hannemann

Luftfpieltheater. Stephan Groß. mann bat bie Erfahrungen und Beobachtungen, die er por einiger Zeit auf Studiengangen burch die öfterreichischen Strafanstalten gefammelt und in einem lefenswerten Buche als "menfchliche Dotumente" niedergelegt hatte, nun auch dramatifc verwertet, um von der Buhne herab für eine gutige und individualifierende Behand. lung ber Sträflinge einzutreten. Und er tut dies auch auf den Brettern, die fo leicht gur tenbengiofen Entstellung verleiten, mit einem fo redlichen und marmen fogialen Mitgefühl, daß man aus dem eng gestedten Milieu guweilen "Sidelio". Klange zu vernehmen mabnt. Es ist eine kleine Welt, die Großmann in seinem Schauspiel "Der Dogel im Käfig" fcildert und noch fleiner die handlung, die fich auf ihr abspielt. Aber gerade in diefer Befcrantung liegt ein großer Dorzug des Studes, bas, jeder Sensation abhold, bloß auf intime Wirfungen ausgeht und darum doppelt eindrudsvoll jum Gergen fpricht. Die Beamten, die das Strafbaus verwalten, und die Straflinge, die es unfreiwillig bewohnen, sind aufs gludlichfte differengiert und werden durch die Cochter des Gefängnisdirettors mit ber mitfühlenden und reflettierenden Aukenwelt ju einer, wie icon gejagt, nicht großen, aber lebendigen dramatischen handlung verfnüpft, die fich auf alle Teile natürlich veraftelt. Doch fo notwendig diefes berbe Madden als hand. lungserregerin ift und fo gut es diefe Aufgabe erfüllt, es ftammt gu fehr vom Gefchlechte ber Ibfenichen Tendengjungfrauen ftrengfter Ob. fervang, als daß man baran bie gleiche fünftlerifche Freude haben tonnte wie an den übrigen Gestalten, die fast burchwegs gut geschaut und gut gezeichnet und von individuellem Ceben erfüllt find. Im Luftfpieltheater wird das Stud fehr gut gespielt. Namentlich von ben herren Jarno, Kneidinger, Guttmann und Bulg.

Bürgertheater. Der jüngste Premièrenabend des Bürgertheaters war nach einigem Aufschwung wieder ein jäher Rückall in die Zeit der Kindertrantheiten und erregte durch seine absolute Zwedlosigkeit schmerzliche Empfindungen der Verzweiflung an der Daseinsberechtigung des jungen Unternehmens. Das Gastspiel eines Frauleins Thea von Gordon war angekündigt und dazu ein neues Lustspiel "Die Reise nach dem Witwenstand" von

Frang Szecfi, deutsch von Bela Diofg. Man wußte wirflich nicht, was eine größere Uber-fluffigfeit war: das Gaftfpiel der wohl hubichen, aber fühlen und nicht fonderlich intereffanten Blonden vom Rhein, die Abertragung des Cuftfpieles in die bulbfamfte aller Sprachen ober delfen Aufführung im programmlosesten aller Wiener Theater. Dergeblich wirb man in bem aus Budapest importierten Werte nach irgent einer nationalen Eigenart ichurfen, man mußte denn die Grundidee fur eine Blute magnarifder Beiftes- und Bergenstultur halten. Aber biefe ift nichts als abicheulich und fie wird durch die Durchführung nach der uralten, deutschen Luftfpielichablone um das einzige gebracht, was man ihr als gute Eigenschaft allenfalls batte gufprechen tonnen: um den Reig einer gwar unalthetifchen und unethilden, aber immerhin fatirifc berechtigten Ditanterie. Man bente nur: eine millionenschwere Maid aus dem Dollar. lande, die jo raich wie möglich Witwe werden möchte, um fich als folche frei und unabhangig "ausleben" zu tonnen, geht in ein Sanatorium auf die Suche nach einem todtranten Mann, ber fie ficher, glatt und schnell an bas Biel ihrer häglichen Wünsche bringt. Und der Profesor, an den fie fich wendet, zeigt ihr nicht, wo der Simmermann das Loch gemacht hat, fondern perhilft ihr gu einem jungen, feichen und lebensluftigen Gatten, der diefes perverfe grauen. gimmer heimlich liebt und fich barum überreben laft, die Rolle bes Todestandidaten gu fpielen. Wie diefer dann gegen ihre Abficht gefund wird, wie er durch plumpe Scheinmanover ihre Eiferfucht erwedt und wie ichließlich aus ber Giferfucht die mahre, die große Liebe erblubt, diefer nicht mehr ungewöhnliche, aber mit Rudficht auf die feltfame Dorausfegung gang und gar beplacierte Cauterungsprozeg bilbet ben meiteren Inhalt bes Luftspieles, das zwischen frivolem Scherg und philifterhaftem Ernft wie ein reuiger Selbitmordtandidat baumelt, ber tein Meffer gur hand hat, womit er den Strid abidneibet, ben er fich poreilig um den hals geichlungen hatte. Und hand in hand mit einer aufreigend unbeholfenen Szenenführung geht eine beifpiellos ermudende papierene Dialettit. Da überdies das Bürgertheater über fein Luftfpielenfemble verfügt, fo maren begreiflicherweife Cangweile und Arger über ben verlorenen Abend ber Enbeffett pon dem Defett, wie Polonius jagen murde.

-tr-

Ol Spierreichische Rundichau, Heft 71. | Redaltionsschluß 3. März 1906. | Ausgegeben 8. März 1906. | Gerausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossp. | Derantwortlicher Redalteur: Dr. Hugo haberseld

Notizen.

Salgburger fertalhodidulturje. Sum vierten lale werben sich heuer in der ersten Septemberhälfte die hodidulturje in Salzburg erneuern, beren Befud wohl jebem Teilnehmer unvergeflich bleiben wird durch die überaus anregende Derbindung von Naturgenug und wiffen-Saftlicher Arbeit. Man tonnte, gebentt man ber Namen, die in den Dorjahren und auch dieses Mal wieder auf den Programmen der Kurfe fteben, ohne allgugroße Kühnheit von einem wiffenschaftlichen Gegenstild zu ben Sestipielen auf dem Bapreuther fügel reben. Welcher Gebildete follte **fic also** nicht gerne entschließen, die Hast seiner Seriensahrt durch ein mehrtägiges Derweilen in der "fconften Stadt Dentichlands" zu unterbrechen, um bort etwa die Ausführungen Gotheins über die Geidichte ber Geiellichaft Jefu, Rathgens über Staat und Kultur der Japaner ober unferes heimifden Gelehrten Wallafdet über Mogart 34 vernehmen? Bubem, wenn er fich bei bem allen fagen darf, daß er, fich felbft und feine Bilbung fördernd, das Seine beigetragen habe jur Sorberung freier Wiffenfchaft, gur Sorberung bes Gebantens einer vom Swange tonfeffioneller Bindung freien Salzburger Hoch foule! Denn in biefem Sinne wollen die hochfculturje wirten. Wir benten, ble Einlabungen jum Befuche biefer eigenartig bebeutfamen Deranftaltungen werben ernsthaft erwogen und eifrig befolgt werben.

Der Ceje und Redeverein "Germania", I. Mölberbaftei 12, wird am 16. März 1906, 7 Uhr abends, im Jubildums-Stadttheater eine Aufführung des "Teut" von Robert hamerling veranstalten.

Die im Verlage von Artaria & Co. ericheinende Kunstseitschrift "Kunst und Kunsthandwert" (Herausgeber Direttor Hofrat A. v. Scala unter Milwirfung des Regierungswates Franz Ritter) ift in ihren IX. Jahrgang eingetreten. Das eben erschienene erste fiest des neuen Jahrganges umfatt 94 Setten mit 124 3Mukrationen.

Soeben beginnt die erste Serie von Ludwig Caughofers gesammelten Schriften zu erscheinen. Diese Bostsausgabe wird in 10 monatiichen Bänden à M. 1.80 (1 K 80 h. 2 Srcs.) und gleichzeitig in 38 wöchentlichen, 4 bis 5 Bogen starten Lieferungen à 40 Pfg. (48 h, 55 Cts.) zur Ausgabe gelangen. Das Wert ist durch alle Buchhandtungen zu beziehen.

Das Reifewert von Gjell Sels "Rom und die Campagna" ift in neuer, zeitgemäher Bearbeitung erichtenen. Die vorliegende jechte Ruflage hat Profesor Dr. R. Schoener burchgefeben und eradnat.

Büchereinlauf.

Der weibliche Körper und seine Verunstaltungen durch die Mode. Mit vielen Alustrationen nach lebenden Modellen von Andoff M. Arringer, Kunstmaler. Berlin, 1906. hugo Bermilhier, Verlag.

- Lubwig Canghofers gejammelte Schriften. Vollsausgabe. Erfte Serie in 10 Banden. Erfter Band. Mit dem Bilduts des Dichters von Franz v. Stud. Stuttgart. Abolf Bonz & Co.
- Das Liebesleben der Pflanzen. Don R. H. Francé. Mit Abbildungen von S. Hollenberg, R. Geffinger u. a. und der Sarbendrudtafeln von S. Bergen und H. Pland. Stuttgart. Kosmos, Geschichaft der Naturfreunde. Geichäftskelle: Franchiche Derlagshandlung.
- Der Ruf des Cebens. Schanipiel in brei Alten von Arthur Schnigler. Berlin, 1906. S. Sifder.
- Arbeiterinnenschutz und fleimarbeit. Don Dr. Robert Wilbrandt, mit einem Beitrag von Dora Candé. Jena, 1906. Verlag von Gustav Sticher.
- Derelendungs- oder Meliorationstheorie. Don Rudolf & ol bfcheid. Berlin, 1906. Derlag der fozialiftifchen Monatshefte G. m. b, f.
- Die Weber in der Gegenwart. Sozialpolitische Wanderungen durch die Hausweberei und die Webstabrit. Don Dr. Robert Wilbrandt. Jena, 1906. Derlag von Gustav Sischer.
- Operreids Jufunft und die Chriftlich-Sozialen. Eine Stimme zur Wahlreform von Dr. Auton Bach. Wien, 1906. Franz Deutide.
- Aber den physiologischen Stumpstinn des Mannes. Don Mar Freimaun. Lehpig, 1906. Modernes Derlagsburean Murt Wigand.
- Morgen- und Abendland. Dergleichenbe Kultur- und Raffenfinden. Don Dr. Abolf Harpf. Stuttgart, 1906. Streder und Schroeber.

Eingesendet.



Franz Josef-BITTERQUELLE

von ärztlichen Autoritäten eelt Jahrzehnten als das gehaltreichste und sicherste natürliche Abführmittel empfohlen.

DIE DIREKTION IN BUDAPEST.

00	Robattion: Wien, I. Operaring 3. Telephon 4636. Sprechtunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.	00
00	Derlag: Derlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stälpnagel).	00
00	Drud von Christoph Rether's Sohne, Wien, V. Papier: Schlögintall.	00
00	Redattionsschutz für Heft 72: 10. März 1906.	00

eraten=Annahme durch die Administration der Gsterreichischen Rundschan, Wien, I. Opernring 3 und durch alle Annoncen-Bureaus.
ertionspreise: Die viergespaltene Millimeterzeile 25 h, ¹/₁₀ Seite K 12.—, ¹/₈ Seite K 20.—, ¹/₄ Seite K 35.—, ¹/₈ Seite K 60.—, ¹/₁ Seite K 100.—. Inserate im redaktionellen Teil K 1.20 für die Petitzeile. Beilagen nach Übereinkommen.

»OBSERVER«

Telephon Ilr. 12.801

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

WIEN, I. Concordiaplat 4

lleit iamtliche Wiener Tages-Journale, ferner alle hervorragenden Blätter der Siterr. ung. Monarchie und des Huslandes (welche in deutscher, tranzöllicher, englischer und ungarischer Sprache erichelnen), sowie alle wichtigeren Fach- u. Wochenichriften, und versendet an die Honnenten jene

Zeitungsausschnitte

welche lie personlich (oder sachlich) interessieren.

Der »OBSERVER«

iif in der Lage, aus allen wichtigeren Fournalen des Konfinents und Amerikas feinen Auftraggebern Preßitimmen (Zeitungsausichnitte) über Jedes gewünschte Thema ichnellitens zu fiefern.

TAPETEN W. Klobasser

Wien, I. Kolowratring 8

TAPETEN on den einfachsten bis zu den feinsten Sorten Gelephon 6121. Muster franko.

RAMMOPHON SPRECHAPPARAT

Deutsche Grammophon-Aktlengesellschaft Wien, I/1. Krugerstraße 8.

FR. JUL. THIEL MESSINGMÖBEL NUR EIGENER ERZEUGUNG

elskurant, klein, gratis, groß a K, weiche bei Bestellung rückvergütet werden.

Invert - Licht.

Schönste, beste, billigste

Beleuchtung. Friedrich Plan

II. Stephaniestraße Nr. 16.

- Telephon 21190. -

Englische und französische Sprachsch

WIEN, I. Maria Theres straße Nr. 8 (Sühnha

Verfaller on Dran

bitten wir, Ild zwecks Unterbreit eines vorteilbaften Vorichiages i Ilchild Publikation ibrer Berks Buchform, mit uns in Verbind zu letzen.

Modernes Perlegsburses Euri Wigand Berlin-Bilmersdorf, Kallerplats

Klaviere Dörr

k. u. k. Hoflisteri WIEN

VI. Hofmühlgasse

Geschäftsgründung 1817.

Geschäftsgründung 18

Franzensbader

"NATALIE-QUELLE"

Kohlensäurereichster Lithionsäuerling. Vor ausgezeichneter Heilwirkung bei Gicht u. Rheu matismus. Von besonderem Wohlgeschmacke

FRANZENSBADER MINERALWASSER-VERSENDUNG



Reichhaltiges Lage

Eisenbotten, Meszingbetta nousetes engi. System mi gesetz. geschiltzt. Neuheites

Kinderbeiten, Kastenbeiten, Wassbillscho

Gaschmackvoll susammung stellte komplette Schlafzimmer in Dear s. Busin

Elsenmöbel-, Messingmöbel- und Stabidrahtmatratzen-Fabri

EMIL FINGER, Wien

VI. Mariahilferstraße 107, nur im Hofe rechts Telephon 11%. Mezzanin, Telephon 18

Gediogenes Fabrikat! — Keine Marktware! — Billigste Fabrikupreim Illustrierte Preinkurante gratis und franko! — Bei Berugaahme si die «Ofterreichliche Runbithau» höherer Rabatt.

Julius Freiherr v. Horst.

(Geboren am 12. April 1830 zu hermannstadt, gestorben am 6. Sebruar 1904 zu Graz.) Don heinrich Friedjung.

Noch ist man in Osterreich nicht der gulle von Calenten in der jetzt fast gang bahingeschiedenen Generation gerecht geworben, burch bie ber Staat nach bem Zusammenbruche des Absolutismus neu aufgebaut wurde. Es gibt, um ein von bem großen Nervenarzt Theodor Mennert geprägtes Wort zu gebrauchen, auch in der Politik eine Art Kleinheitswahn: und gegenwärtig sind, was ihre Geschichte und ihre Leistungen betrifft, die Deutschen Ofterreichs von ihm geradezu besessen. Wie ware es sonst auch möglich, daß hervorragende Männer wie Brud, Schmerling, Anastasius Grün, hasner, herbst und Sischhof bis heute noch teinen Biographen gefunden haben! Wären sie in Frantreich oder Italien, selbst in England oder Deutschland geboren, so gabe es über sie eine Bibliothet von Lebensbeschreibungen, von Brieffammlungen und politischen Würdigungen, mahrend wir Ofterreicher bisher vielfach nur mit durftigen Notizen über ihr Wirken und Streben vorlieb nehmen mussen. Die nachfolgenden Zeilen sollen dieses Versäumnis an einem ihrer trefflichsten Mitstreiter gutmachen. Julius Horst, dem sie gewidmet sind, ist als Soldat und als Staatsmann nicht in erster Linie gestanden; aber er hat seinen Plat so ganz, so ruhmvoll ausgefüllt, daß sein Ceben, wie ein kurzer Aberblick darüber zeigen wird, vorbildlich genannt werden kann.

Wie so viele hervorragende Männer Österreichs, stammte horst aus einer aus dem "Reiche" eingewanderten Samilie, die Wiege seines hauses stand gleich der des Admirals Tegetthoss in Westsalen. Sein Großvater, zu Paderborn geboren, wurde Leibarzt des Fürsten von Fürstenberg zu Donaueschingen; von ihm wurde er nach Prag gezogen, dem Mittelpunkt der böhmischen Güter seiner reichsunmittelbaren Familie. Die horsts schlugen in ihrer neuen heimat bald Wurzel; zwei Söhne des Fürstenbergischen Leibarztes wurden Offiziere, einer siel in der Schlacht bei Alpern, der andere starb an seinen Wunden während der Kriege gegen Napoleon. Ein dritter Sohn, Kaspar horst, trat in die Kriegsverwaltung ein und war in der zweiten hälste seines Lebens als Beamter in Siebenbürgen tätig, wo er die rühmlichste Erinnerung zurückließ. Während des schrecklichen Rassenkampses, der 1848 im Lande zwischen Magnaren und Rumänen ausbrach, gelang es ihm, die magnarische Stadt Karlsburg vor Plünderung und Zerstörung zu bewahren und

jum Dante bafur murde nicht blog er jum Ehrenburger ernannt, sondern diese Würde erblich auf alle seine Nachfolger übertragen, denn, so heißt es in dem Bürgerbriefe: "Sie waren es, der diefe ungludliche Stadt aus den Bluthanden dieser bewaffneten Mörder befreite - Sie waren es, der, als unsere Burgerwehr nach Stredung der Waffen von den Walachen noch immer verfolgt, bedroht und bedrängt wurde, einem Schutzengel ahnlich, Tag und Nacht über ber fleinen Stadt wachte." Diefem trefflichen Manne wurde zu hermannstadt sein Sohn Julius, der spätere Minister, geboren. Horst, der seine Mutter (Karoline geb. Richter Eble von Richtenburg) bald nach der Geburt verlor, wurde von seinem Dater liebevoll, aber streng erzogen, damit er sich früh an Selbstbeherrichung und Entsagung gewöhne. Er besuchte das Gymnasium zu hermannstadt und Klausenburg, wählte aber früh den Soldatenberuf und ließ sich, wie das damals üblich war, schon mit vierzehn Jahren als Kadett assentieren; doch trat er erst nach Absolvierung des Cymnafiums 1846 in die Armee ein. Er wurde in das Regiment Bianchi, Ir. 55, eingereiht und bald darauf Leutnant; als solcher machte er 1848 und 1849 den Kampf um den Besit Siebenburgens mit. Das galigische Regiment Bianchi bildete den Kern des kleinen heeres, mit dem General Puchner das Cand gegen die Erhebung der Magnaren verteidigte; seine Soldaten besiegten zwar die Gegner unter General Bem in den Gefechten bei Bermannstadt und Mediasch, doch mar Bem dem öfterreichischen General als Seldherr weit überlegen, ermüdete ihn durch die fühnsten Kreug- und Querguge und zwang die Ofterreicher nach dem gelungenen Aberfall auf hermannstadt zum Derlassen Siebenbürgens und zum Rudzuge nach der Walachei. Horst, der diese Gefechte als Bataillonsadjutant mitgemacht hatte, marschierte mit dem siebenbürgischen Korps durch die kleine Walachei nach dem Banat, um hier wieder öfterreichischen Boden zu betreten. Doch ichon war Bem auch hier wieder zur Stelle und nötigte im Dereine mit dem ungarischen General Perczel das siebenbürgische Korps wieder zum Rüdzuge in die Walachei. Nach Schluß bes Revolutionstrieges blieb bas Regiment Bianchi zunächst in Siebenbürgen, wurde dann nach Temesvar verlegt und trat von hier im Juli 1854 aufs neue den Marich in die Donaufürstentumer an, um mahrend des Krimfrieges an der Besetzung dieser Gebiete mitzuwirten. Die Marichstrapagen waren furchtbar, und an einem Tage, dem 15. Juli, sturzten mehrere hundert Soldaten des Regiments Bianchi im Sonnenbrande gusammen. hätte horft nicht mit großer Umsicht für die Sortichaffung und Pflege der Erfrankten gewirkt, fo mare bas Unglud noch größer gewesen; als aber sein muhsames Tagewerk beendet war, sturzte auch er ohnmächtig zusammen. Horst, 1854 zum hauptmann vorrückend, wurde in der Moldau Abjutant bes Divisionars SMC. Grafen Daar, hatte in dieser Eigenschaft die Korrespondens mit den Amtern des moldauischen Surften und ebenso mit der öfterreichischen Armeeleitung zu führen, so baß er genaueren Einblid in die öfterreichische Politit und in ihr unseliges Schwanken gewann. Er selbst trat, wie feine Briefe bezeugen, dafür ein, daß ein Dierbund zwischen Frankreich, England, Ofterreich und Preugen

ben Russen halt gebiete und sie zu einem billigen, der Türkei gewährten Frieden nötige; seiner jungen Frau, die unterdessen zu Weimar bei ihren Verwandten weilte, schrieb er damals, daß er zwar mit Rückicht auf die Sinanzen Osterreichs und auf seine Familie den Frieden wünschen würde, — sei aber der Krieg notwendig, dann empfehle es sich, sogleich in Rußland einzurücken, um sich "jahrelange Candpartien in den Steppen Südrußlands" zu ersparen.

Durch seine Tätigkeit im Divisionskommando war man in Wien auf ihn aufmerksam geworden. Damals bestand neben dem Generalstab ein Adjutantenkorps unter dem Kommando des Generaladjutanten Grafen Grünne. In dieses wurde Horst 1856 als Rittmeister aufgenommen und zum Korpskommando nach Temespar verlett. Noch bessere Aussichten eröffneten sich ihm, als er 1857 nach Wien ins Kriegsministerium (damals Armee-Oberkommando genannt) berufen und in der Abteilung für Personalangelegenheiten verwendet wurde. Da er im Kriege von 1859 bei der Mobilisierungsarbeit beschäftigt war, machte er den Seldzug nicht mit; es brangte ihn aber, vom Schreibtisch wieder zur Truppe zurudzukehren und 1861 wurde er zur Armee in Italien, und zwar zum Regiment Nr. 1, als Bataillonskommandant versetzt, wo er 1864 zum Major vorrückte. Da Horst in administrativen Geschäften bewandert war, übertrug man ihm das Erganzungsbezirkstommando seines Regiments, das sich in Troppau befand. Dieser Posten wurde beim Heraufziehen des Krieges von 1866 deshalb wichtig, weil von Troppau aus die Ruftungen und die Mobilifierung Preugens näher beobachtet werden tonnten. Die Berichte, die horst darüber dem Chef des österreichischen Evideng- und Kundschaftsbureaus, Obersten von Cegetthoff, dem Bruder des Admirals, sendete, waren so zutreffend, daß sie der nächste Anlaß zu seinem Vorruden in der militarischen Laufbahn wurden. Nach der Besetzung Troppaus durch die Preugen rudte er nach Olmük zu seinem Regiment und damit zum Korps Gablenz ein, mit dem er die Schangen bezog, die zur Abwehr des preufischen Angriffes nördlich von Wien angelegt worden waren.

Unmittelbar nach dem Kriege wurde er wieder in das Kriegsministerium berusen, wo ihm nach einiger Zeit die Leitung der unter den damaligen Umständen wichtigsten Abteilung, der für heeresorganisation, anvertraut wurde. Die frühere Organisation war im Kriege von 1866 zusammengebrochen; die allgemeine Wehrpslicht mußte eingeführt, die Neubewassenung der Armee angeordnet und alle Verhältnisse in Einklang gebracht werden mit der Teilung des Reiches in die zwei Staaten Österreich und Ungarn, die 1867 zur Tatsache wurde. Daß horst zur Mitarbeit an diesen bedeutsamen Ausgaben herangezogen wurde, beweist, wie hoch man seine Kenntnisse und Sähigseiten — er rückte einige Zeit nach dem Kriege zum Obersteutnant vor — schätzte. In der Organisationskommission, die im herbste 1866 zusammentrat, konnte er jedoch mit seinen Ansichten nicht ganz durchdringen. Sie galten für allzu radikal, so daß er sich bestimmt fühlte, am 28. September 1866 ein Separatvotum einzulegen, das die Ausnahmen von dem

Spitem ber allgemeinen Wehrpflicht lebhaft befampfte und auch sonft weiter ging als die Vorschläge der Kommission. Kriegsminister John, der in der Schlacht bei Cuftoga als Generalitabschef bas Beste geleistet hatte, war eine bedachtige Natur und raditalen Neuerungen abhold; die Anschauungen horsts wurden sonach in der noch Ende 1866 verfügten provisorischen Armeeorganisation nur teilweise berudsichtigt. Durchgreifender wurde sein Einfluß, als Kuhn 1868 das Kriegsministerium übernahm. Diefer General, ein feuriger und rudfichtslos vorwarts strebender Charafter, den hindernisse nur zu größerer Energie aufstachelten, war mit horft vollständig einverstanden und spornte ihn eher zum Bruche mit der Vergangenheit an, als baf er ihn gurudhielt. Die 1869 ins Ceben tretende Armeeorganisation, die in ihren Grundzügen auch heute noch besteht, kann somit als das gemeinsame Wert Kuhns und horsts bezeichnet werden. horsts raftloser fleiß und seine seltene Arbeitstraft befähigten ihn, zu leiften, was sonst nur Sache einer gangen Kommission gewesen ware. Er hatte den von ihm nabezu allein fertiggestellten Entwurf dam dem großen Generalstomitee, dem sogenannten Marschallsrat, porzulegen und ihn bier zu vertreten. Derwidelter noch war seine Aufgabe, als das Geset den Parlamenten in Wien und Budapest unterbreitet wurde und horft als Regierungsvertreter und Gehilfe Kuhns huben wie druben in den Ausschuffen mannigfache Widerstände zu überwinden hatte. Während er tagsüber mit den Abgeordneten verhandelte, entfaltete er des Abends eine eifrige publigistische Catiqteit; viele Artitel in Wiener und Budapester Blättern legten hiefur Jeugnis ab. Bur Derhandlung mit den Dollsvertretern war er auch deshalb geeignet, weil sein gleichmäßiges und heiteres Temperament, dem ein gutes Stud humor beigemischt war, manche Schwierigkeiten zu ebnen und zu begleichen wußte. So aufbrausend Kuhn, ebenso ruhig und gleichmütig war forst. Der Umstand, daß er dant seiner Erziehung in Siebenburgen der ungarischen Sprache mächtig war, war für die Verhandlungen mit den ungarischen Abgeordneten ein weiterer Dorzug. In einem wichtigen Puntte entsprach die den Parlamenten vorgelegte Organisation nicht den von Kuhn und horst vertretenen Ansichten. Sie wünschten nämlich die Schaffung eines einheitlichen heerestorpers, der sowohl das stebende beer wie die beiden Candwehren gu umfassen hätte; infolge des Einspruches der Ungarn entschied der Kaiser jedoch, daß bloß das stehende heer dem gemeinsamen Kriegsminister unterzuordnen sei, mahrend die Candwehren abgetrennt und unter besondere Candesverteidigungsminister gestellt wurden. Wenn diese Entscheidung auch gegen den Einspruch des Kriegs= ministers und über seinen Kopf hinweg geschah, so sekte er wenigstens durch, daß der Schwerpunkt in das stehende heer verlegt und daß die Candwehr fehr in zweite Linie gestellt wurde - Einrichtungen, über die man erst zwanzig Jahre später zu gunsten Ungarns hinwegschritt. Über diese Ergebnisse nun entspann sich im Ausschusse des ungarischen Parlamentes eine hartnädige Debatte. hier wurde verlangt, daß die Entwidlung der gemeinsamen Armee verlangsamt, dagegen die ber nationalen Candwehr beschleunigt werde. Diese Ansicht wurde u. a. von den

Generalen Klapka und Perczel vertreten, die im Revolutionskriege von 1848 an der Spige ungarischer Korps gestanden hatten. Es gab einen Augenblid, wo der Wehrgesetzentwurf an dieser Opposition zu scheitern drohte. Dergebens entwickelte horst die sachlichen Gründe für die Auffassung des Kriegsministeriums. Insbesondere Perczel widersprach aufs lebhafteste. Damals geschah es, daß horst den ungarischen General, gegen den er, wie oben erzählt wurde, 1849 als junger Ceutnant im Banat gefochten hatte, dadurch befänftigte, daß er ihm vorhielt: Perczel selbst habe 1849 eine Armee befehligt und horft berufe sich auf ihn als vollgültigen Zeugen dafür, daß er seine Erfolge nur bei einheitlichem Kommando und gewiß nicht durch einen geteilten Truppentorper habe erzielen können. Perczel fühlte sich durch diese Berufung auf seine Seldberrneigenschaften geschmeichelt, und wenn er auch nicht umgestimmt wurde, so war sein Widerspruch von da ab sichtbarlich milder. Andrasin, der als ungarischer Ministerpräsident die Bemühungen des österreichischen Militärs lebhaft unterstützte, besaß vollen Sinn für den humor, der darin lag, daß Perczel, der zwar lange nicht der Sähigste, aber wohl der Wildeste unter den revolutionären Generalen von 1849 gewesen war, durch den biden Honig der Liebenswürdigkeit horsts milder gestimmt wurde; nach der Sikung beglückwünschte er ihn zu seinem Erfolg. Zum Schluß gelang es, die neue Organisation unter Dach zu bringen. Kuhn blieb Reichstriegsminister, mahrend an die Spige der Derwaltung der Candwehr ein österreichischer und ein ungarischer Candesverteidigungsminister trat.

Während dieser wichtigen Arbeiten gab es einen Augenblick, da Horst sich durch seine Aufrichtigkeit das Mikfallen makgebender Personen zuzog, so daß seiner militärischen Laufbahn eine gewisse Gefahr drohte. Im Jahre 1867 wurde er nach Mittel- und Süddeutschland geschickt, um sich über die Stimmung der regierenden Kreise wie des Boltes zu unterrichten; man wollte in Wien wissen, ob Ofterreich im Salle der Wiederaufnahme des Kampfes um Deutschland im Süden noch genügend Sympathien besithe, um auf die werktätige Teilnahme seiner alten Bundesgenoffen ober wenigstens auf ihre Neutralität rechnen zu tonnen. In den gewitterfcwangeren Jahren zwischen 1866 und 1870 galt es, trot der im September 1866 zwischen Dreufen und den süddeutschen Staaten geschlossenen Waffenbundnisse, in Wien nicht für ausgemacht, daß es Preußen gelingen werde, in einem Kriege mit zwei Fronten, gegen Ofterreich und Frantreich, fich ber Gefolgichaft ber fübbeutschen Sürsten und Dolter zu versichern. Beuft warb eifrig an den hofen, und Erzherzog Albrecht, auf Vergeltung für Sadowa sinnend, verhandelte, wie aus den Dentwürdigkeiten des frangosischen Generals Lebrun hervorgeht, mit dem frangosischen Generalstab über den Dlan für einen gemeinsamen Krieg gegen Preugen und die Mordbeutschen. Man begreift, wie wichtig dem Erzherzog der Bericht Horsts sein mußte; war doch Süddeutschland, über das hinweg die österreichischen und die franzöfischen heere nach seinem Vorschlage die Vereinigung vollziehen sollten, ein wichtiger Stein in dem hohen Spiele. Die Dentschrift, die horft nach seiner Rudlehr einreichte, zerfällt in einen militärischen und einen politischen Teil, welch letzterer ein wichtiges geschichtliches Dotument ist. horst berichtet darin, er habe in Sachsen und Altbagern zwar eine nationalbeutsche, aber Ofterreich gunftige Stimmung angetroffen; dies habe fich auch bei den Manovern des banrifchen Beeres gezeigt, denen er in Gungburg beiwohnte, lo zwar, bag der preußische Militärbevollmächtigte, General v. hartmann, ihr bei dem gemeinsamen Mahle habe Rechnung tragen mussen, bei welchem Anlasse banrifche Offiziere in seiner Anwesenheit ausriefen: "Kein Deutschland ohne Ofterreich!" Offenbar mit hinblid darauf habe hartmann in feinem Trinffpruche Ofterreich den bedeutenosten und mächtigften Staat Mitteleuropas genannt und den Wunsch ausgesprochen, es moge im Derein mit Nord- und Süddeutschland den kommenden Ereignissen entgegentreten. "Ich ließ es dem gegenüber", fahrt der Bericht Horfts fort, "bei einer stummen Derbeugung bewenden und man wußte mein beredtes Schweigen zu würdigen." Doch ließ sich horst durch diese Eindrude über das Wesen der Dinge nicht täuschen und sagte mit voller Bestimmtheit die Ereignisse voraus, die sich brei Jahre später vollzogen; zu mächtig, so urteilte er, sei das Nationalgefühl in Deutschland angewachsen, als daß an eine Trennung des Südens vom Norden zu denten fei. "Die Abneigung gegen Preugen", so berichtete er, "wird weit überwogen durch das feindselige Gefühl gegen Frankreich, und ich habe die volle Überzeugung gewonnen, daß bei Ausbruch eines Krieges zwijchen Preußen und Frankreich die Einigung Süddeutschlands mit dem Norden nicht nur auf Grundlage von Verträgen, sondern durch das deutsche Gefühl sich vollzieht, so sehr sich Suddeutschland seiner schwierigen strategischen Cage besonders für den Sall bewußt ift, wenn auch Ofterreich - was man jedoch für gang unglaublich halt - feind. lich in die Attion treten follte." Mußten diese Auffassungen in Wien eine Enttäuldjung hervorrufen, fo mar bas Solgende womöglich noch niederschlagender. "Ofterreich gegenüber herricht in Sachsen und in gang Suddeutschland, wenn auch nicht mehr so viel wie einst, eine noch immer bedeutende Sympathie Der Wunsch "Kein Deutschland ohne Osterreich" wird wieder von Tag zu Tag lauter, jedoch gieht sich ber rote Saben burch die politische Meinung gang Süddeutschlands und das ist (der Gewissenhaftigkeit meines Berichtes bin ich schuldig, es offen zu sagen) ein tiefes Miftrauen in die Möglichkeit unserer politischen Wiedererstarfung. Man hält nämlich unsere Wehrfraft, sowohl numerisch als rücksichtlich der Bewaffnung nahen Ereignissen nicht für gewachsen, bezweifelt unser ernstes Streben und fürchtet fich, auf uns zu bauen." Das Dertrauen fei erst gestiegen, als mabrend seiner Anwesenheit in Stuttgart und München der Ausgleich mit Ungarn geschlossen murde.

Diese rückhaltlose Sprache eines einfachen Oberstleutnants, der den Singer an die Wunde legte und also vor den in Wien gehegten Lieblingsideen zu warnen sich vermaß, wurde ihm bitter verargt. Man ließ sich in den Derhandlungen mit Napoleon III. nicht stören, und Horst empfand es bald schwer, was es heiße, die Kassandra zu spielen. Infolge seiner Verdienste um die Heeresresorm wurde er von Kuhn zwar auf die Liste derjenigen Offiziere gesetzt, die außer der Cour besördert

werden sollten, aber sein Name wurde infolge anderweitiger Einstüssen. So büßte er die Voraussage, die er mündlich in die Worte kleidete: beim ersten am Rhein fallenden Kanonenschusse ist die Einigung Deutschlands eine fertige Catsache. Er war tief verletzt, und einen Augenblick lang dachte er selbst daran, dem Dienst in der Armee zu entsagen, so trübe schienen ihm die Aussichten für seine eigene Zukunft. Doch bald sollte er eine glänzende Rechtsertigung erfahren; 1870 trasen alle seine Voraussagungen ein und man erkannte den Wert des treuen Warners. Was sein Unheil zu werden drohte, schlug nach der Niederlage Frankreichs zu seinem Glücke aus.

Wenige Monate, nachdem er durch die Ereignisse glänzend gerechtsertigt worden war, ließ ihn Kriegsminister Kuhn rufen und bemerkte wie im lauten Selbstgespräch, er wisse nicht recht, wer an Horsts Stelle an die Spize der Abteilung für heeresorganisation zu setzen sei, wenn man ihn wegnehme. "Bu welcher andern Stellung bin ich denn bestimmt?" fragte Horst überrascht, und erfuhr darauf, er sei dazu berufen, in dem gerade in Bildung begriffenen Kabinett Auersperg das Candesverteidigungsministerium zu übernehmen. Seine Bestallung (25. November 1871) übertrug ihm zunächst die Ceitung dieses Amtes, und um diese Zeit erst wurde er zum Oberst, und zwar in der Landwehr, ernannt. Bald gewannen ihm seine Sachkenntnis, sein Wohlwollen und seine Bescheidenheit das Vertrauen seiner Kollegen, die seine endgultige Ernennung zum Minister befürworteten und erreichten, wonach im Ottober 1873 seine Ernennung zum Geheimen Rate erfolgte. Das war allerdings eine unerwartete Wendung in dem Schickfale des verhältnismäßig jungen Offiziers. Als ihm dann auch der Orden der Eisernen Krone erster Klasse verliehen wurde, worauf 1877 seine Erhebung in den Freiherrnstand erfolgte, schienen alle Wolten in seinem Lebensqlud für immer zerstreut.

Niemand nahm Anstof an dem militärisch niedrigen Rang des neuernannten Mitgliedes der Regierung, dessen Leistungen allgemein bekannt waren. Im Parlament besonders erfreute er sich vieler Sympathien, da er schon durch Jahre Regierungsvorlagen mehrfach vor den Abgeordneten vertreten hatte und von diesen geschätt war. Seine parlamentarische Beredsamkeit war nicht gering zu schätzen, auch darin stellte er seinen Mann. Dazu tam, daß er ebenso wie Tegetthoff und Kuhn, den Ansichten der damaligen deutschen verfassungstreuen Mehrheit des Reichsrates ehrlich beipflichtete und es für ein Glüd ansah, daß der Versuch des vorhergehenden Kabinetts Hohenwart, die Verfassung im slawischen und foberalistischen Sinne umzugestalten, gescheitert war. Das Ministerium, dem er angehörte, war das lette, das die deutschen Aberlieferungen des habsburgerreiches seinem Programm gemäß pflegte und stütte; und horsts patriotisch-österreichischer wie gut deutscher Sinn blieb darin hinter teinem seiner Kollegen zurud. Seinen organisatorischen Sähigkeiten war jetzt ein engeres Gebiet zugewiesen als früher; doch konnte er darin als Minister freier walten, zumal da er mit dem Kommandanten der Candwehr. Erzbergog Rainer, in vollem Einverständnisse gusammenwirkte; die weitere Entwicklung der Landwehr wie die neue Organisation der Gendarmerie sind sein Werk. Im Jahre 1878 erfolgte seine Ernennung zum Generalmajor, und er blieb auch Minister, als das Kabinett Auersperg 1879 zuerst durch das Übergangstabinett Stremanr und bald darauf durch das Ministerium Taaffe abgelöst wurde. Erst die politische Krise von 1880, in der ihm eine der Hauptrollen zusiel, machte seiner Laufbahn als Minister wie als General ein Ende.

Die Derdrängung Ofterreichs aus Deutschland, noch mehr aber die Erhebung eines hohenzollern auf den deutschen Kaiserthron hatte das Derhältnis der österreichischen Dynastie zu den Deutschen ihres Reiches von Grund aus geändert. Die letteren empfanden dies gunächst nicht so lebhaft wie der herricher und sein haus; es war ihnen unverständlich, weshalb gerade während des Siegeszuges der deutschen heere durch Frankreich im gebruar 1871 das Kabinett hohenwart berufen und die Aufrichtung eines ungefähr wie Ungarn felbständigen böhmischen Staates betrieben wurde. Erst später ist bekannt geworden, daß das ausbrechende Miftrauen gegen die Treue der Deutschen Ofterreichs wie gegen das Deutsche Reich die hofburg gu bem Entwurfe bestimmte, in den Slawen ein Gegengewicht wider das Vordringen ber deutschen Rasse zu suchen. Erst infolge der bringenden Dorstellungen der hoben Beamten und der Generalität wie der ungarischen Minister wurde dieser Borsak aufgegeben; doch wissen wir jest aus den Dentwürdigkeiten Schäffles, des handelsministers im Kabinett hohenwart, daß der Kaiser in den Jahren nach der Entlassung bieser Manner (Gerbst 1871) mit ihnen in Derbindung blieb und ben Augenblid ersehnte, in dem er sich ihrer Nachfolger, des deutschwerfassungstreuen Ministeriums Auersperg-Casser, entledigen tonnte. Die Abneigung gegen die Derfassungspartei steigerte fich noch burch ben Widerstand, den ihre Suhrer, gumal herbst und Gistra, der Bergrößerung der Wehrmacht wie der Orientpolitik gur Zeit des russisch-turtischen Krieges entgegensehten; die Erwerbung von Bosnien tonnte nur gegen ihre aus staatsfinanziellen Gründen geführte Opposition durchgeführt werden. Das Kabinett Auersperg, das diesen Planen des Kaifers seine Unterstützung lieb, geriet baburch in Widerstreit mit feiner eigenen Partei; anfangs 1879 gerbrodelte es pollständig, und ber Kaiser konnte endlich seinen Jugendgespielen, Grafen Eduard Taaffe, gur Abernahme der Regierung berufen.

Taasse, gewandter und scharsblidender als Hohenwart, hatte sich weislich dem abenteuerlichen Plane einer Söderalisierung des Reiches versagt; er war, soweit bei ihm von Grundsähen gesprochen werden konnte, Anhänger der dualistischen Derfassung von 1867, unter der auch seine Unterschrift stand; er diente den Wünschen des Kaisers besser, indem er zwar die staatse und verfassungsrechtlichen Ansprüche der Tschechen durch nicht erfüllte, halbe Zusagen hinhielt, sie dagegen durch schrittweise nationale Zugeständnisse an den Hof sessen. Auf diese Weise gelang es ihm, das Abergewicht der Verfassungspartei zu brechen, das von der Krone als lästige Sessel empfunden worden war. Die Geschichte hat bereits ihr Urteil darüber abgegeben,

ob diese auf Kosten des deutschen Characters des Staates erfolgte Förderung des Nawischen Elements zur Kräftigung des Reiches beitrug.

Caaffe hielt es anfangs übrigens für zweckmäßig, nicht offen als Gegner der Derfasung und der sie verteidigenden Partei aufzutreten, weil zu jener Zeit nahezu alle staatserhaltenden Elemente, das Beamtentum, die Armee und das Herrenhaus, neben ihnen auch die Industrie und die Sinang, selbst hervorragende Männer der Kirche wie die Kardinäle Rauscher und Kutschfer, die Slawisierung des Reiches als Unheil ansahen. Er trat deshalb mit dem Programm der Bildung eines Koalitionsministeriums auf, das sich auf eine Mittelpartei stüken sollte; sein Kabinett enthielt je einen Kleritalen, einen Cichechen und einen Polen (Saltenhann, Prazat und Ziemialfowsti) und neben ihnen drei Derfassungstreue. Es waren dies Stremanrr der neben dem Unterrichtsministerium auch die Ceitung der Justig übernahm, dann ber handelsminister Freiherr v. Korb-Weidenheim und horst, der in seiner bisherigen Stellung Mitglied der Regierung blieb. Ungern nur harrte Horst auch im Ministerium Caaffe aus: ihm widerstrebte die von Anfana an scielende Politik des Ministerpräsidenten, aber er konnte sich, solange dieser mit einem neutralen Programm arbeitete, als General nicht den Pflichten seiner Stellung entziehen. Da Caaffe seinen verfassungstreuen Amtsgenossen die Zusage machte, jede Schiebung zur flawisch-kleritalen Partei bin zu unterlassen, glaubten sie sich vor überraschungen ælichert.

Horft hatte noch einen wichtigen Grund, an der Spike des Candesverteidigungsministeriums zu bleiben. Das von ihm ausgearbeitete Wehrgesetz, das 1869 für zehn Jahre festgelegt worden war, sollte wieder für den gleichen Zeitraum Geltung erhalten, und niemand war geeigneter als er, es vor dem Parlament zu vertreten. Wieder begegnete er hierbei dem Widerstand seiner eigenen Partei, die, auf den sich jährlich im Staatshaushalte einstellenden Sehlbetrag von 30 Millionen Gulden hinweisend, Ersparungen verlangte. Man hat schon damals die große Rede, mit ber horst sich am 3. Dezember 1879 für die Verlängerung der Dauer des Wehrgesetzes einsetze, den entsprechenden Ceistungen Roons vor dem preufischen Abgeordnetenhause zur Seite gesetht; und auch jett kann man sagen, daß sie bieses Dergleiches würdig ist. Bei zwei Abstimmungen brachte die Verfassungspartei das Gesetz zu Sall; erst bei der dritten wurden durch das persönliche Eingreisen des Kaisers wie durch die Vorstellungen horsts und Stremanrs 44 Mitglieder dieser Partei gewonnen, die zusammen mit der slawisch-klerikalen Partei die notwendige Aweidrittelmehrheit des Hauses ausmachten. Warnend hielt Horst in diesen Verhandlungen seinen deutschen Gesinnungsgenossen vor, daß sie durch ihre Opposition die Geschäfte der Slawen besorgten. Jene 44 Abgeordneten hatten sich auch dadurch bestimmen lassen, daß ihnen von der Regierung das erneuerte Versprechen gemacht wurde, sie werde sich der Rechten nicht noch weiter zuwenden.

Kaum war jedoch die Ernte eingeheimst, so schritt Taaffe auf dem betretenen Wege weiter, ließ sich ohne Wissen seiner verfassungstreuen Kollegen in Unter-

handlungen mit der Rechten ein, die dazu führten, daß das Unterrichtsministerium Stremanr abgenommen und dem Freiherrn v. Conrad übertragen wurde, von dem willigeres Eingehen auf die Wünsche der Slawen erwartet wurde; die Leitung der Justiz blieb Stremanr auch fernerhin überlassen. Diese und andere Maßregeln bestimmten die Derfassungspartei zur Derschärfung ihrer oppositionellen Haltung; im April 1880 errang sie den letzten ihrer parlamentarischen Erfolge, indem sie, allerdings nur mit der Mehrheit von acht Stimmen, die Derweigerung des Dispositionssonds durch das Abgeordnetenhaus durchsetze. Es war das übrigens eine Zufallsabstimmung, da der "slawisch-klerikale Ring" seit den von Taaffe geleiteten Wahlen von 1879 über die Mehrheit gebot. (Schluß folgt.)

Elisabeth Barrett Browning in ihren Briefen.

Don Marie Bergfeld.

Am 6. März waren es hundert Jahre, daß Elijabeth Barrett Barrett in Corhoe hall bei Durham geboren wurde. Die Kenntnis und Bewunderung ihrer dichterischen Arbeit ist bei uns nie gering gewesen. Wir haben alle einmal > The dead Pan« auswendig gewußt, uns für »Aurora Leigh« begeistert; als reife Meniden machten wir vor dem Meisterwerf der 43 »Sonnets from the Portuguese« halt und in ehrfürchtig bewundernder Liebe unfern Suffall; aber fo gegenwärtig wie jest war uns Elisabeth Browning als ein Ganges, in menschlicher wie in tunstlerischer hinsicht ohne Zweifel nie vorher. Ich glaube, das dankt sie, danken wir insgesamt Ellen Ken. Diese enthusiaftische und von Weltliebe überfliefende Seele hat in ihrem Buche "Menschen" von Robert und Elisabeth Browning ein Bild voll eindringender und überzeugender Kraft entworfen, so daß beide nun nicht mehr in uns leben wie so viele andere Große, die der Massenschacht unseres Gedächtnisses birgt, sondern wie lebendige, wirtende, göttliche Kräfte, wie Nothelfer und heilige, die auf Erden einstmals wandelten, also wieder wandeln können eine tröftliche Bestätigung unseres unausrottbaren Glaubens an den Adel und die Schönheit der menschlichen Natur.

Elisabeth Barrett Brownings Leben, ihr äußeres Schickal, ihre inneren Erfahrungen liegen in ihren Briefen, in ihren Werken fast gänzlich zutage. Sie war die Tochter Edward Moulton Barretts, der in Jamaika Plantagen, in England ein Landgut besaß, eines Mannes, dem es nicht an hohen Eigenschaften fehlte, dessen delpotisches Datergefühl, dessen egoistische Zärtlichkeit aber an bare Derrücktheit grenzte. Früh mutterlos, wuchs die Kleine unter elf süngeren Geschwistern so recht verwaist und verloren und durch eine hypertrophische Entwicklung innerlich vereinsamt auf. "Wie unaufgebundene Geißblattranken", sagt sie, so sielen ihre Sympathiebedürfnisse zu Boden — außer bei einem, ihrem jüngeren Bruder Edward,

der ihr Spiel- und Cerngefährte war; aber erraten und gefühlt werden Kinder boch — und das wissen sie genau — nur von Alteren, und selten sind es die Nächsten, die Eltern, die sie kennen und nicht nur "blind lieben". Dennoch wird im Sich-unglücklich-fühlen dieses begabten Kindes auch vielerlei Glück gewesen sein. Sie lebte auf dem Cande ein Ceben "wie das der Blumen und der Bienen". Sie hat wunderschöne Bilder entworfen von diesem "grunen Cand ihrer Kindheit" (f. >The lost Bowers) und in ihre Studien und Spiele bliden die Kronen dieser prachtvollen englischen Bäume, deren jeder ein frei und voll entwideltes Weien ist. mit denen Elijabeth wie mit guten Freunden Zwiesprache hielt. Ihre fast japanisch zarte und starte Empfindung für die Pflanzen, Tiere, vertrauten Dinge als lebendiger, beseelter, mitfühlender und zu ehrender Wesen hat Elisabeth nie verloren. Ihre Bücher suchte sie als Kind zu unterhalten wie andere Mädchen ihre Duppen. Don Blumen fühlte sie sich noch als Erwachsene seelisch erraten und meinte, sie lebten ihr Ceben mit. Auf Gras stehen, das sich unter Bäumen ausbehnt, das Grüne unter Grünem sehen, war ihr der Genuft der Genusse: von grunem Schatten zu fühlen, wie er sie von oben bis in die Suffpiken durchdrang, ba beraustam und sich mit dem anderen Grün auf dem Boden vermischte — bas spürte sie leibhaftig, daran glaubte sie 1846 ernstlich. Sie erinnerte sich gern, wie lie unter Bäumen gelefen, gelernt, geträumt, ihre sfits« von Schwärmerei für Pope, für Byron, Coleridge gehabt und "Disionen aus Plato und den griechischen Dramatitern", denn sie "buffelte" so hart wie ein Orforder die Klassiter, "af und trant griechisch and made my heart ache with it. Ein halbes Kind, schrieb sie als Frucht ihrer Studien, die anderthalbtausend Verszeilen der Battle of Marathons, veröffentlichte sie einen Dessay on Mind. nebst anderen Gedichten und erntete verdiente Anerkennung; doch war sie schon nicht mehr gang gesund. Eine leidenschaftliche Reiterin, hatte sie einmal ihr Ponn selbst gesattelt und war dabei durch einen Hufschlag, scheint es, an der Wirbelfäule verlett worden, welchem, Umstand man ihre wachsende Kränklichkeit zuschrieb. Ein Aufenthalt in Frankreich um 1832 war nicht blok für ihre Sprachkenntnisse von großem Wert; er hat sicher ihren Blid von mancher Binde heimischen Vorurteils befreit. Als sie nach hause kam, hatte sie ihr wahres "Zu hause" eben verloren. Die Aushebung der Sklaverei in ben englischen Kolonien raubte ihrem Dater den größten Teil seiner Einfünfte, ja, feines Dermögens, hope End wurde verlauft und die Samilie übersiedelte erst nach Sidmouth. dann 1835 nach Condon. Hier brach Elisabeths Gesundheit ganz zusammen. Sie vertrug das Condoner Klima nicht; sie schien der Auszehrung unrettbar verfallen, so daß man sie 1838 an die See nach Torquan schickte und ihr Edward, ihren Lieblingsbruder, mitgab. Als "seine Zeit um war" und er fort sollte, da tonnte sie sich in ihrer Geschwächtheit nicht beherrschen und weinte und weinte und ibre Cante fufte ihr die Cranen weg und schrieb an den Vater, es werde Elisabeth "das herz brechen", wenn er darauf bestünde, daß Coward zurudlehre. Und der Vater antwortete sehr charafteristisch, "unter solchen Umständen weigere er sich nicht, seinen Besehl auszuheben; aber er betrachte es als sehr unrecht von ihr (Elisabeth), so etwas zu fordern." Und da Monat um Monat verstrich unter Besserungen und Derschlimmerungen und die Ärzte erklärten, sie könnten für das Ceben der Patientin nicht gewährleisten, wenn man sie aufregte, so war von Trennung keine Rede mehr. Und Edward saß an ihrem Bett und sagte ihr, er liebe sie mehr als sie alle und er werde sie nicht verlassen — bis sie gesund sei! Und zehn Tage später hatte er sie doch verlassen, zu einer Segelpartie, wie er meinte; fort war er, kehrte nie wieder heim. "Drei Tage lang hossten wir — und ich hosste, so lang ich konnte — o! die furchtbare Qual dieser drei Tage! Und die Sonne schien, wie sie heute scheint, und es war nicht mehr Wind vorhanden als jest; und das Meer vor den Senstern war wie dies Papier so glatt — und meine Schwestern zogen die Gardinen zurück, damit ich selber sehen könnte, wie glatt das Meer war und wie es niemandem schwestern tonte — und andere Boote kamen zurück, eins nach dem anderen!"...

Wochen und Monate lang lag fie da, die weder reden noch eine Trane vergießen tonnte, "halb bewußt, halb unbewußt, mit wanderndem Geifte, - Gott zu nah, unter dem germalmenden Drud feiner hand, um zu beten. Und ich fühnte all meine früheren schwachen Tranen dadurch, daß ich nun teine vergießen tonnte und doch schonten sie mich - und teine Stimme sagte: Das haft du getan!" Nicht einmal ihr Dater warf es ihr je vor und das empfand sie mit großer Dantbarteit, die vieles aufwog. Sie starb nicht an diesem Schmerz, im Gegenteil, sie begann sich nach neun Monaten langsam zu erholen; sie »forced back - dammed out - the current of rushing recollection by work, work, work und permochte nach Condon zu ihrer Samilie gurudzutehren, Sie bewohnte in Wimpolestreet ein hochgelegenes hofzimmer mit besonderem Aufgang, das sie jahrelang nicht verließ, nicht verlassen tonnte. "Slush's (ihres Pudels) Atem ist der lauteste Caut rings um mich, und bann bas Tiden der Uhren, und dann der Schlag meines herzens, wenn es gar zu turbulent schlägt." 1843 ist sie dennoch soweit erholt, daß ihr "Gefängnis" sich verändert; "das Bett wird nun einem Sofa ähnlich und fein Bett", und wird dorthin gerollt, wo ein Sofa fteben foll; Bucherpulte überall und die Buften von Chaucer und homer, das tiefe Erferfenfter, das Erferfenfter - von ihm nur zu sprechen, benimmt ihr schon den Atem - es ift voll roter Bohnenblüten, Nasturtium, Winden; ein riefiger Efeu übergittert mit seinem Gezweig und Blattwert alle Scheiben. Bier sinnt, leidet, traumt Elisabeth Barrett Barrett; hier ichreibt fie "Ein Drama im Eril", "Der tote Pan"; hier "Cadn Geraldines Werbung" - diese merkwürdige "Ballade", in der sie mit allen Traditionen bricht, von Menschen ihrer Zeit singt, welche die Gefühle ihrer Zeit haben und die Gedanten ihrer Beit, oder beffer gefagt: der Butunft vertorpern wollen. Don hier aus sandte sie diese und andere Gedichte - zwei Bande - 1844 in die Welt, Bucher, in denen eine "neue, seltsame Musit erklang", ein Con, der, wie ein moderner englischer Kritifer fagt, feit den Tagen der Elisabethinischen Literatur

verschwunden war, "die Verschmelzung der elementarsten menschlichen Leidenschaft mit etwas, das man nur als With bezeichnen kann, einer gewissen Dorliebe für sonderbare, zu Ende gesponnene Vergleiche, für Parallelen von toller Logit und für ganz freche (brazen) Paradore und Antithesen". Der "Con" mag an jene große Epoche erinnern, die für uns wie für die Dichterin stull of suns, voll großer Sonnen ift; aber dieser Con ist neugeboren, aus einem impetuosen Künstlertemperament beraus, das in Elisabeth Barretts Versen um so glangvoller leuchtet, als es aus dem gepreften Schwalch ihrer "Gefangenschaft" und dem Zwang eines rein inneren Cebens tam, um in weifiglühenden flammen ins freie zu lohen. Aber noch mehr ist neu in Elisabeth. Sie war entschlossen, ihren eigenen Weg zu gehen, sich durch teinen "hingeworfenen Atalantaball schneller Popularität" von ihrem vorgeschriebenen Caufe wegloden zu lassen; sie sagt: "Ich bin geneigt, zu glauben, daß wir neuer Formen so gut bedürfen, wie neuer Gedanken. Die alten Götter sind entthront. Warum sollten wir zu den antiken Modellen zurückehren, zu den klassischen Modellen, wie sie so unpassend genannt werden? Wenn es eine Notwendigkeit für die Kunst ift, so zu tun, ei, dann haben jene Kritiker recht, die die Kunst für erschöpft halten und die Welt als Stoff für zu abgenützt." Doch Elifabeth Barrett denkt anders. Die "Notwendigfeiten der Kunft" icheinen ihr ebensoviele Schwächen der Künftler. "Caft uns nach dem Ceben greifen!" Poesie ist überall, wenn nur die Poeten da lind. Nicht als mifrachtete fie die Alten; sie lebt in ihrer Dichtung; sie gitiert fie in Wort und Brief; sie übersett Afchplos' "Gefesselten Prometheus", und noch einmal basselbe Stud, weil die erste Version ihr nicht genügt; aber ihre Bewunderung der Antite bindet sie nicht an sie. Wie Menschen, die im hastenden, aufzehrenden Getriebe ber Welt stehen, sich gern in die fühlen Sernen alter Zeiten, in den Traum paftoraler Zustände versenken, so zog es umgekehrt dieses junge Wesen, dem Krankheit das Leben zuschloß, das in einer beklemmenden Stille seine Träume zu **Geft**alten bildete, so 30g es Elisabeth Barrett ins reiche Getümmel der Gegenwart, wo es Kräfte anzuwenden, zu verbrauchen gab, wo andere bunt und intensiv sich ausleben konnten. Sie selbst hatte mit ihrem Dasein ganglich abgeschlossen, erwartete, begehrte für sich nichts mehr und sah mit Ruhe dem Tod entgegen, der in einer Woche, in einem Jahr, aber auch morgen tommen tonnte. Und ebenso grundlich batten die Ihrigen für sie mit der Zukunft abgeschlossen. Es gab keine; die Frage, ob etwas, was ihr noch belfen könne, war für ihren Vater, also auch für ihre Geschwifter nicht vorhanden. Innerlich hatte man sie schon begraben.

Doch tam es anders.

Es kam mit der Veröffentlichung ihrer zwei Bände poetischer Arbeiten. Ein Brief, unter vielen Briefen, der sing so an: "Ich liebe Ihre Verse von ganzem Herzen, teure Miß Barrett," wiederholte diesen Satz im Laufe des Briefes und fügte hinzu: "ich liebe auch Sie." Der diese Worte geschrieben, war einer, den sie nie gesehen, und der sie nie gesehen. Einmal hätte er es fast, doch es kam nicht dazu; sie war zu krank, und nun ist ihm zumute wie bei einem vuntoward

passage auf seinen Reisen, als ware er irgendwelchem Weltwunder in einer Kapelle oder Krnpta nahe, gang nahe gewesen, nur ein Schirm wegzuschieben und er hatte eintreten konnen, aber es war irgend ein fleiner Riegel ba, "ein gang leichter, wie es nun icheint, doch genugend, um den Jugang zu verwehren, und die halbgeöffnete Tur ichloft fich wieder und ich ging heim, meine Tausende von Meilen, und das Gesicht sollte mir wohl niemals werden? - Nun, es tamen diese Gedichte, und diese wahrhafte, dantbare Freude und ber Stolz darauf famen, womit ich mich fühle Ihr für immer ergebener Robert Browning." Mit diesem Briefe sprengte das Leben selbst die Tur zu Elisabeth auf und sie fühlte es, froh und erschroden zugleich. Robert Browning war damals 33 Jahre alt, im Anfang seines glangenden Aufstieges. Er gehörte gu jenen jungen Ceuten, die im Gegensat gu Byron und ben Lebensverneinern, wie Mr. G. K. Chefterton fagt, "mit Gott in Rebellion gegen den Satan waren" und sich auf hunderterlei Art "mit den ewigen Dingen in geheimer Alliang fühlten gegen bie zeitlichen und praftischen." Er war eine von herzlichkeit überströmende, enthuliastische Natur. Man sagt, er sei einmal Carlnle begegnet, ber seinen Morgenritt machte und habe sein Pferd angehalten, um ihm feine Derehrung auszudruden. Die unausstehlichsten Menschen, die murrifchen, fpleenigen, launenhaften, unbegahmbaren durchsonnte er mit feiner lebenssicheren Frohnatur. "Ich bekomme alles, was ich haben will," schreibt er, und sicher, wie tonnte Mensch oder Gott ihm widersteben! Mit einer Sympathie begabt, die alles verstand, durchdrang; volltommen einfach, wahr, natürlich, offen; pon iconem Augern, originell, vielleicht bis jum Gewollten; Künitler durch und durch - wie sollte er nicht bezaubern! Dabei reinen Gemutes, frauenhaft gart; völlig neidlos, völlig furchtlos. Nie hat er für Nebenbuhler im Ruhm ein boshaftes Wort; ein neu aufgebendes Gestirn erschredt ihn nicht; er bewundert seinen Glang. Er hatte 1845 ichon fehr charafteristische Werte veröffentlicht, "Daracelfus", jenen "Sordello", über den Carlyle ihm ichrieb, feine grau habe das Gedicht mit großem Interesse gelesen und wunsche nun zu wissen, ob Sordello ein Mann, eine Stadt oder ein Buch sei, und Tennuson sagte, die erste Zeile: > Who will, may hear Sordello's story told und die lette: » Who would, has heard Sordello's story told feien die einzigen, die er perstanden habe, und diese seine eine Lüge. Das über einen so tiefen Gedanken aufgebaute poetische, dramatische Gedicht Pippa passes« war erschienen, "Die Rüdtehr der Drusen" und noch vieles andere ber »Bells and Pomegranates«, als Browning in Elifabeth Barretts Ceben eintrat. Er hatte sie um Erlaubnis gebeten, sie zu besuchen. Sie wehrt angstlich ab : "ber Winter Schließt mich ein, wie einen Siebenschläfer; im grühling; wir werben feben" und fühlt sich schon viel beffer. Die Briefe zwischen beiden fliegen bin und her - mundervolle, lebendige Briefe, gesprochene Briefe, doch wie nur zwei große Dichter sprechen können, so voll Pracht und Neuheit in den Bilbern, so voll garter Schmiegsamteit im Ausbrud ber leisesten Schwingung eines Gefühls, ber feinsten Lichtvaleurs eines Gedankens! Sie reden von Dichtkunft, Dichtwerken,

Kritik und Kritikern, von Aschplos und Tennyson und Gott und der Welt (wovon freilich in der deutschen Ausgabe der Korrespondenz: "Briefe von Robert Browning und Clizabeth Barrett Barrett", übersett von Selir Paul Greve, Berlin, 1905, S. Sischers Verlag, kaum ein Wort zu lesen steht), vor allem jedoch von dem Wunder ihrer Freundschaft. Browning fühlt schon im Sebruar milde Lufte weben: "Frühling, wirklicher, warmer grühling, teure Miß Barrett, und die Dogel wissen es; und im Frühling werde ich Sie sehen, sicher sehen — benn wann hatte ich einmal nicht bekommen, worauf ich mein herz gesett hatte? Das frage ich mich manchesmal mit sonderbarer Angst" . . . Sie antwortet: "Ja, aber lieber Mr. Browning, ich wünsche den Frühling nach dem neuen Stil (meinem) und nicht nach Ihrem und bem der übrigen Poeten. Sur mich, ungludlicherweise, ist die Schneeschmelze so ziemlich dasselbe wie Schnee — man fühlt sie ebenso kalt unter den Süßen und ich bin steptisch geworden gegenüber der "Stimme der Curteltauben"; es blasen die Ostwinde so laut. April ist ein Parther mit dem Wurfspieß und der Mai ein Spion im eigenen Lager. Das ist meine Idee von Ihrem Frühling . . . Ein wenig später kommt mein Frühling erst, und in der Tat, nachdem ich dem harten Wetter nur gerade mit dem Leben entkommen, muß ich ihm noch danken, daß er überhaupt tommt." Dann lenkt sie ab, spricht von Carlyle, spricht von "Luria", vom Drama — man glaubt die Kritik unserer Zeit zu hören, doch vertieft, geadelt: "Glauben Sie nicht, daß ich gegen das Drama blasphemiere, Mr. Browning! . . . Es ist das Theater, welches ,die feierlichen Gewänder' und ben Kothurn vulgarisiert, unser modernes Theater, auf dem wir keinen Altar mehr sehen"... sie spricht von ihren eigenen Planen, eine Art "Novellengebicht" zu schreiben, so völlig modern wie "Geraldines Werbung", "running into the midst of our conventions, and rushing into drawing rooms and the like, where angels fear to tread, und so, indem ich der Menscheit unseres Zeitalters Aug in Aug und ohne Maste gegenübertrete, ihr die Wahrheit, wie ich sie verstehe, offen herauszusagen" . . . Und zum Schluß dieses reichen, schönen Briefes, ben man in seiner Sülle englisch lesen muß: "Ist es wahr," schreibt sie, "daß Ihre Wünsche sich erfüllen? Und wenn sie es tun, sind sie Ihrem Geschmack nicht bitter?... Ach, dies Ceben, dies Ceben! Es gibt Tröstliches darin, sagen die Ceute, und ich glaube es fast — aber der hellste Platz im Hause ist doch der, wo man zum Senster hinauslehnt — zum mindesten für mich." — "Liebe Mig Barrett," antwortet er, "es scheint, ich finde plöglich . . . daß zu den ganz neuen, goldenen Saiten, mit denen Sie, Ottav um Ottav, den Umfang meiner Cebensharfe erweitert haben, auch eine tragische hinzulam, die Sie — so sanft — mit dem Anfang Ihres Briefes berührten, ,nur gerade entkommen' 2c. Aber wenn meine wahrhaftigsten herzenswünsche taugen, wie sie bisher taugten, so sollen Sie noch Aber die Ostwinde lachen, wie ich es tue!" Elisabeth protestiert dagegen, eine "tragische Saite" berührt zu haben. Es gehe ihr im ganzen besser; sie fühle, es fei ihr bestimmt, zu leben und fie sei zufrieden, es wieder mit den blinden hoff-

nungen aufzunehmen. Sie ift nicht niedergeschlagen von Natur und fie hat die Weisheit des heiterseins gelernt. "Ich tann sagen, die Erde fieht mich im Derbaltnis zu meinen Entbehrungen um fo strahlender an. Die Goldregenbaume und die Rosenbäume find mit den Wurgeln ausgerissen; aber der Sonnenschein liegt auf ihren Plagen und die Wurzel des Sonnenscheins ift über den Sturmen. Was wir Leben nennen, ist eine Derfassung der Seele . . . die Tranen in unseren Augen werden ihr Wachstum nicht hindern" . . . Allein diese Resignation halt vor der Wirklichkeit nicht lange ftand und diese Wirklichkeit in ihrer Entwicklung ift wie vom starten Lebenswillen Brownings geschaffen. Die suggestive Kraft und 3artlichkeit seiner Freundschaft gibt jedem Tag neue Freude, die aufrichtet, stählt, und endlich kommt der Tag, den Elisabeth mit so viel innerem Zagen doch ersehnt hat, der Frühlingstag, den sie versprochen, der Tag, an dem sie Robert Browning jum erstenmal empfängt. Niemals ift die Liebe in besser porbereitete Bergen eingezogen - so plöglich und doch von beiden gleich sicher vorgefühlt - und hat das Wesen zweier Menschen voll in Befit genommen, um es in allen Sahigfeiten zu erhöhen, ju läutern, ju abeln. Ich bitte jeden, der es tann, die Geschichte dieser Liebe, wie sie in ben hunderten von Briefen Elisabeth und Robert Brownings und fast stündlich aufgezeichnet ift, felbit nachzulefen. Die Liebe, ber große Eros, hat der Weltliteratur tein schöneres Dotument geliefert. Nicht bloß die Qualität dieser Liebe war von seltener Schönheit; die Liebenden selbst sind von seltener und höchster Qualität, einander völlig ebenbürtig. Abalard überragt Beloffe, die portugiesische Nonne überragte den Mann, den fie geliebt, und wir vermiffen feine Antworten auf ihre berühmten fünf Briefe gern; die reichste Liebesfülle wohnte im Gergen von Mile. L'Espinasse allein; die Briefe Goethes an Frau von Stein sind ohne Echo; aber das Duett zwischen Robert und Elisabeth ift volltommen wie Nachtigallenschlag, volltommen, wie das Liebespoem eines großen Dichters, das Schönste, was zwei Menschen je gefühlt und sich gesagt. Wem ber Roman an und für sich genügt, dem wird auch die deutsche, gefürzte Ausgabe genügen; sie ist nicht unpoetisch, wenngleich nicht einwandfrei. Ich möchte aus den Briefen nicht weiter das Schönste auslesen; doch sei es mir gestattet, diese wichtige Partie von Elisabeths Leben etwas mehr herauszuheben. Zwei Tage nach feinem ersten Besuch schrieb ihr Robert eine stürmische Liebeserklarung, die sie bis in die tiefften Tiefen ihrer Seele erschütterte und dabei zu Tode erschreckte. Ihre Lage war fo, daß sie fand, dergleichen auch nur anzuhören, schide sich für sie nicht. Sie bat ihren Freund, dergleichen nie mehr zu fagen, nie mehr auf diefes gurudgutommen, auch nicht mit einem Widerruf, sondern, was er da geäußert, zu begraben, zu vergessen. Aber beide vergaßen nicht, tonnten nicht vergessen. Die Liebessaat wuchs heimlich im herzen weiter. Er besuchte sie weiter, einmal die Woche, sie schrieben einander oft und öfter. Der Sommer war nun da, die Welt stand in Blute, und eines Tages ließ Elisabeth einen Wagen holen und fuhr mit ihrer Schwester aus. Sie fuhr aus! die seit Jahren ihr Jimmer hochstens verlassen hatte, um an ichonen Tagen in den Salon binabgetragen zu werden!

Sie fuhr aus, wieder aus; sie stieg aus dem Wagen; sie ging in grunem Gras unter grünen Bäumen berum; sie pfludte wilbe Rosen von ben heden . . . Die Wissenschaft streckte wieder einmal vor der Natur die Waffen und die Arzte erklarten beschämt, ein Winter in Italien konne ihr die Gesundheit wieder geben. Der Vater hörte es und schwieg. Die Cage vergingen; der Plan war reif; der lette Termin zur Abreise, ebe ber herbst einbrach, drangte zur Entscheidung. Und ber Vater sagte "nein". Nein, ohne Grundangabe, nein. Und als Elisabeth es noch einmal versuchte, wurde das als "Pflichtvergessenheit" und "offene Rebellion" bezeichnet. Da gingen der Cochter die Augen auf über den Wert der Gefühle ihres Daters für sie und über das, was sie von ihm zu erwarten hatte. "Der arme Papa steht nun sehr in Ungnade bei mir", schreibt sie traurig scherzend. Es löst sich ein Band zwischen ihr und ihm; sie besinnt sich auf ihr Recht an das Ceben, auf ihre Rechte als menschliches Wesen. Den Werbungen Brownings, die aufs zarteste, aber bestimmteste in sie dringen, hat sie bisher nur halbes Gebor schenken wollen. Sie leugnet nicht, daß sie ihn liebt; aber sie will nicht, daß er "seine Wassertrüge in Sand verschütte"; sie weiß bestimmt, es führt zu nichts; ware sie selbst gewillt, das Opfer seines Lebens anzunehmen — sie, eine Kränkelnde, sie, beren Jugend, deren gröhlichkeit babin, von ihm, der alle grauen bezaubern mußte, den seine Grofimut, sein Mitleid selber täuschte, der eines Tages im Walde "dem Einhorn" begegnen könnte und dann ihm nicht zu folgen vermöchte, weil er gebunden — es stand bisher noch ein Stärkstes dazwischen. Ihr Dater "duldete eine Klasse von Gefühlen" bei seinen Kindern nicht. Liebe hatte er nie verziehen; eine heirat hätte er als Abfall, als Treubruch gegen sich selbst betrachtet. Und Elijabeth fühlte sich dem Dater gegenüber schuldig, schuldig und dankbar: der Tod ihres Bruders Edward und das Verhalten ihres Vaters damals hatte sie verpflichtet. Nun aber, da der Vater ihr die Reise nach Italien, die Reise nach der Gesundheit weigert, nun fällt diese Verpflichtung von ihr ab und sie verspricht Robert Browning, wenn sie den Winter gesund überstehe und sein Wunsch sich einstweilen nicht verändere, so wolle sie sich an ihn binden, seine grau werden, boch ohne ihn zu ketten. Sie würden nach Italien gehen. Begegnete er da "dem Einhorn", so wolle sie ihr Maultier zäumen und davonreiten, weit fort, nach Griechenland und er wurde nie, nie mehr von ihr hören . . . Der Winter war mild, die Gesundheit blieb und wuchs, und da der Herbst kam, ihre Lage im väterlichen Hause unhaltbar wurde, eine Einwilligung des Vaters aber nicht zu erhoffen war — so, nach langem Widerstreben, willigte Elisabeth ein, sich heimlich mit Robert trauen zu lassen und mit ihm nach Italien zu gehen. Den 12. September 1846 begab sie sich in die Marylebone-Kirche und wurde da getraut; nachher fuhr sie wieder heim, um sich von der Erschütterung zu erholen, Kraft zu gewinnen für den letten Schritt. Gine Woche später, am 20., ging fie mit Sluft, bem Hund, und Wilson, ihrer Zofe, nachmittags aus und fort. Auf dem Vaurhall-Bahnhof erwartete sie Robert . . . Der Dater hat sich mit Elisabeth nie versöhnt.

Er öffnete keinen ihrer Briefe. Kein Wort von ihm drang nach Italien zu ihr. In seinem Testament ist ihr Name nicht erwähnt.

Mit der heirat endet der Briefwechsel zwischen Robert und Elisabeth. Sie haben einander bis zum Tobe nicht mehr verlassen. Sie gingen erft nach Difa. Eines Tages stedte Elisabeth ihrem Manne ein Beft Manustript in die Tasche, bat, es zu lesen, wenn sie nicht babei fei, es zu gerreigen, wenn es ihm nicht gefiele. Es waren die wunderbaren "Portugiesischen Sonette", die ihre Liebe in ein so herrliches Geschmeide fassen. Diese Sonette sind in einer guten Ubersetzung (von Marie Gothein) und in fünstlerischer Ausstattung 1903 bei Eugen Diederichs erschienen; die beste Nachdichtung dieser Sonette, die des Freiherrn Karl v. Beuft, ist aber bisher leider nur Manustript. 1847 gog das Chepaar nach Sloreng. "Floreng halt uns mit seinem gligernden Auge fest," schreibt fie Freunden; "es hat einen Zauberbann auf uns gelegt, wir konnen nicht fort." Und ein andermal: "Die schönste der Städte, mit dem goldenen Arno als Pfeil mitten durch die Bruft geschossen und bennoch non dolet." Sie bewohnen die Cafa Guidi, berühmt geworden durch ihre Dichtung » Casa Guidi Windows «, in der sie italienische Gefühle, italienische Aspirationen in englischer Sprache ausbrückt. Am 9. Märg 1849 gebar sie einen Sohn, den späteren Bildhauer und Maler Robert Wiedemann Browning. Ihre Gesundheit schien nun erst gang gefestigt, wie ihr Glud volltommen. Sie konnte einst bei Lucca auf einem Ejel "fünf Meilen tief in die Berge reiten, zu einem fast unzugänglichen pultanischen Gebiet, gang nab den Sternen". 3hr Ruhm wuchs stetig, ihre petuniaren Derhaltniffe wurden durch eine Erbichaft äußerst behaglich. Sie sahen Denedig, Padua, Arqua, Brescia, Mailand, gingen über den St. Gotthard nach Frankreich, 1851 nach England, aber da die Dersöhnungsversuche ihrem Dater gegenüber zu nichts führten, als daß er mit einem harten, graufamen Schreiben ihr alle ihre Briefe uneröffnet gurudichidte, fo verließ sie ihre heimat wieder. Derwunden hat sie diesen Schmerg nie. Im Winter 1852/53 begann sie ihre bekannteste, markanteste Arbeit »Aurora Leigh«, jenes "Novellengedicht", das ihr schon 1845 vorgeschwebt hatte. heute ist die Dichtung in ihrem Inhalt nicht mehr so neu und revolutionar wie vor fünfzig Jahren; aber die Konflitte, die Darstellung des Ideologen, der im Kampf für die Ausgleichung ber fogialen Gegenfage gerade die als Weghindernis findet, für die er fampft; die Schilderung der Doltsmenge, die fein Schloft angundet, der Brand felbst, der nicht als Beschreibung, sondern als handlung erscheint, die Analyse der Gefühle des zuschauenden Volksfreundes und Besitzers, in dem auf einen Moment die Seele seiner stolzen Ahnen erwacht - bergleichen bleibt für alle Zeiten meisterhaft. Der Erfolg war unerwartet, unerhört. Die "Mamas in England" fetten das Buch auf den Indez und die Cochter lasen es. Junge, elegante glüdliche Frauen lasen es, die gange Jugend las es; ein paar Auflagen folgten einander rasch. Doch die Arbeit hatte die Kraft Mrs. Brownings überstiegen. Sie begann zu frankeln, wurde ichwach und schwächer. Sie verbrachte des milderen Klimas wegen den Winter (1860) in Rom. Ihre lette Arbeit ist ein Gedicht an H. C. Andersen "Nord und Süd"; dann pacte sie ein Bronchialkatarrh und warf sie um. Sie meinte in voller Genesung zu sein, als das Ende kam; sie sprach vom Sommer und vom nächsten Jahr. . . .

Am 29. Juni 1861, unvorhergesehen, um 4 Uhr morgens, "lächelnd, glücklich, die Züge noch kindlich wie die eines jungen Mädchens," ihre Wange an Robert Brownings Wange gelehnt, so hauchte sie ihre Seele aus. Ihr letztes Wort war: Deautiful!« Ein volktommenes Leben durch die volktommene Schönheit des Sterbens gekrönt.

Man kann von ihr nicht besser sprechen, als es Browning tat: "Eine Seuerseele in einer perlengleichen hülle, der durchsichtigsten, die je einen großen Geist umschlossen." Sie war ganz durchseelt, ganz Liebe und Güte. "Für sie ist alles Religion," sagt einer ihrer Freunde und kennzeichnet damit den tiefen Ernst, das Liebedurchströmte ihrer Natur. Aber was bedarf es der Wortel Für ihr dichterisches Genie zeugen ihre Werke, für ihren großmütigen Geist ihre Zukunstsideen — für ihre seelische Qualität zeugt ihr Lieben. Wie Menschen lieben — das verrät ihr Tiefstes — und ach! ihr Schlimmstes zugleich.

Prolog

3u Uhlands Crauerspiel "Ernst Herzog von Schwaben", zur Seier der Silberhochzeit des deutschen Kaiserpaares zum erstenmal aufgeführt im Deutschen Schauspielhaus in Hamburg am 27. Sebruar 1906.

Don Alfred freiherrn von Berger.

Don den Gestalten, die des Dichters Kunst Zu seinem Spiel vom Schwabenherzog Ernst Sinnvoll vereinigt, tritt die reinste, hehrste, Tritt Gisela, die Kaiserin, hervor, Zum heut'gen Sest ein schwacklos Wort zu sagen.

Was heut der Kaiser fühlt auf seinem Thron, Das ist kein fürstlich Vorrecht seiner Würde, Das teilt er mit dem Ärmsten seines Volks, Dem eine gute Frau zur Seite lebt Und Freude, Sorg' und Arbeit mit ihm trägt; Und ob die Hand, mit der ein deutscher Mann, Durchlebte Jahre dankbar überschauend, Der treuen Weggenossin Rechte drück, Das Zepter führe, Feder oder Spaten, In ihrem Druck lebt stets nur Ein Gefühl: "Du Liebe, Holde, Starke, habe Dank





Für alle Opfer, die du mir gebracht, Für alles Gute, das du mir geschenkt, Für alles Herbe, das du mir versüßt..." Das ist der Sinn des Fests, das wir begehn, Mag's feiern Bürger, Bauer oder Kaiser!

Wir haben, um mit edlem Dichterwort Den Cag zu schmüden, keinen modischen Noch hösischen Poeten auserwählt, Nein, einen von den alten, von den echten: Dich, Uhland, dessen Lied wie Waldgesang Dem deutschen Volk aus tieser Seele klingt, Der in den sinstern Jahren deutscher Schmach Die herrlichkeit des Reichs im Geist gehegt, In dessen Liedern unsre deutsche Sprache, Wie Manneswille stark, wie Frauengüte zark, All ihre holden Wunder offenbark.

Den heldensang vom Schwabenherzog Ernst, Ein Lied von deutscher Treu' und deutschem Trotz, Don hohem herrschersinn und Frauentugend, Don Freiheitsdrang und Lieb' zum Daterland, Wir bringen's dar mit ehrsurchtsvollem Sinne. Der Vorhang rausche auf! Das Spiel beginne!

Jakoble und der Vater.

Don Emanuela Mattl-Comenfreug.

Hoch und breit stapste Sonne Berg des Weges, hielt die Nase in der Cuft, als wären die Selder rechts und links sein, hielt den Rücken stramm, und der Wind zauste seinen langen Bart. Großartig ging Sonne Berg des Weges, und wohin er den Suß setzte, zitterte die Erde. hinter ihm drein, aber hübsch weit, kam der Sohn, schmalbrüstig, mit hängenden Schultern.

So gingen sie lange Zeit. Der eine blieb nicht stehen, der andere eilte sich nicht, sie sprachen tein Wort und gingen immer gleichmäßig voneinander getrennt.

Dann bogen sie in eine Straße, die mit einem Male im Seld begann. Aus den Schollen ragten Gaslaternen. Gleich beim Eingang lag eine Steinbaukastenfabrik, deren Bedachung blau und rot war; das Gebäude trug viele Säulchen, Erkerchen und Giebelchen, alles nett aus bräunlichen Steinmassen. Wie eine schmude Bauworlage, ein riesig vergrößertes Kinderspielzeug, lag die Fabrik, auf den roten und blauen Dächern hockten schmeeweiße Cauben. Und im Corweg stand ein weißgekleidetes Mädchen. Sein Kleid war arm, ohne Zierat und gar nicht nach der Mode. Aber es war sauber geplättet und ge-

fältelt. Über seinem haar trug das Mädchen ein geblumtes, weißseidenes Cuch, das war tief in die Stirne gerückt, daß die Augen in einem seltsamen halblicht darunter flimmerten.

Das Mädchen 30g Sönne Bergs Sohn in den Corweg, als er vorbei wollte. Er stand vor ihm, hob den Blid nicht, und die Unterlippe hatte er maulend vorgeschoben, als ob es ihm nicht recht wäre, daß es ihn aushalte. Er gudte auch ein paarmal seitwärts nach dem Dater und maß, wie weit der Dater schon voran wäre.

"Kommste tanzen, Jakoble?" fragte das weiße Mädchen. Und hinter dem weißen Tückelchen glänzte und bat viel Zärtlickeit. "Ich kann nicht," sagte Jakoble und machte sich frei, weil es ihn jest an den händen bielt.

"Du magst nicht!" sagte das Mädel und schob das Tückel zornig zurück, daß seine Stirn frei wurde und das blonde haar, das licht wie Silber war. Sie sah bös aus, die kleine Person, aber gleich war sie wieder weich und warm und zärtlich wie eine Katze, hängte sich dem Jakoble an den hals: "Komm, komm, komm!" dat sie, "weil ich dich nur mag. Und wie die Sonne unten ist, tanzen wir im Garten von der herrschaft, dis sie wieder aufgeht, weil heute der Frau ihr Geburtstag ist. Fein soll das werden. Wirst schon sehen."

"Der Dater —" sagte Jatoble.

"Je, biste verheiratet mit dein' Datern? Was? Mußte immer hinterdrein, wie dem Dater sein Schatten? hat er dich so arg lieb, dein Vater, was?"

"Abet er ift der Dater —", sagte Jatoble.

"Bitten werd' ich dich nicht. Aber gewartet hab ich ein, zwei Stund, ob du nicht vorbeikommst. Und die andern essen und trinken derweil. Und jest biste so. Gib mir doch wenigstens ein' Kuß, damit ich was hab heute — "

Sie drängte ihm ihr Gesichtelchen mit dem Silberslaum über der Stirn entgegen. Aber gleich wandte sie sich und wischte sich mit der flachen hand die Lippen. "Puh! heiß biste nicht. Das hat man davon. Die einen mögen, die mag man nicht, und die man mag, die mögen einen nicht. So, die andern unterhalten und karessieren sich, und ich steh da, du, du — — und sie suhr dem Jakoble zornig mit der gekrallten hand über die linke Back, daß er fünf rote Striemen hatte, dann lief sie heulend davon.

Jatoble setzte sich in Crab hinter bem Dater her und erreichte den Dater, als er in das Wirtshaus am Ende der Straße trat. Die Wirtschaft hieß "Zum ewigen Ceben", weil gleich gegenüber ein Kirchhof war.

Des Vaters Freunde saßen schon da. Die kamen alle Tage und tranken dem Vater zu dis spät nachts, und Jakoble saß mit am Tisch und wartete, die er den Vater heimschen mußte. Denn allein traf der dann nicht mehr heim. Der schwache, elende Jakoble mußte vorangehen und der große, schwere Vater ging hinterdrein — just verkehrt wie beim Kommen — auch hatte der Vater seine Arme um Jakobles hals geschlungen und stützte sich auf des Sohnes Schultern. Jakoble wankte wie ein Bäumchen im Sturm, er wuchtete den Körper nach vorwärts, straffte die Muskeln, so gut es ging. Und es mußte gehen, denn hielt er inne, schnürten sich des Vaters Arme um seinen hals, daß ihm der kalte Schweiß kam.

Jatoble saß zu Ende des Tisches. Aber zu häupten der Tafel saß der Dater. Prachtvoll schon saß der Dater da, sein Bart hing ihm zum Tischrand, seine Augen



blitten und sein roter, feiner Mund führte viele Reden. Niemand hatte solch einen Dater wie der Jatoble, und er war stolz auf den Dater.

Getrunken wurde viel. Nach dem siebenten Krug begann der Dater allemal seine Reden und hörte erst auf, bis er nicht mehr weiter konnte. Dann war die Junge wie gelähmt, wie Blei so schwer, wie Galle so bitter, aber das hirn arbeitete fort, rasend, sieberhaft, und was er noch hätte sagen wollen, stand in des Daters groß aufgerissenen Augen, die wie blaues Glas sprühten, zuckte in der dicken, geschwollenen Stirnader, bebte in den Säusten, die schwer auf dem Tischtuch lagen und von Zeit zu Zeit ausschlugen, daß es dröhnte und die seeren Gläser umkippten.

Jakoble trank nicht. "Der fürchtet sich vorm Trinken!" sagte der Dater und lachte unbändig und die andern lachten mit. Und weil sie arg spotteten, wollte es Jakoble heute mit dem Trinken versuchen, auch steckte ihm der Ärger mit seinem Mädel in der Kehle. Er hielt den Atem an und jagte einen Krug dem andern nach. Beim dritten Krug dachte Jakoble nicht mehr an das Mädel, sondern an die tote Mutter, die auf dem Kirchhof gegenüber lag. Oft hatte er versucht, sich die tote Mutter vorzustellen. Aber das gelang schon gleich im Ansang nicht mehr. Aber jetzt sah er sie ganz genau in ihrem Sarg mit ihrem vielen, vielen haar, daß man von dem Kleid nichts sah. "Das schickt sich nicht —" sagte eine Base und hatte der Mutter haar eng und sest gestochten, wie sie's im Ceben trug, und den Jops ihr unter den Rücken gelegt.

Der Jakoble sah alles das wieder, ängstlich und traurig wurde er dabei, und weil er nicht herausheulen wollte, machte er ein gar einfältiges Gesicht, und sein Mund kaute, als ob es etwas zu essen gäbe.

Da begann der Dater: "He! Biste mein Sohn oder nicht? Ist eine Freude, so ein Sohn, was? Wo seine Mutter den her hat, von mir nicht —"

Jakoble senkte das Gesicht und zuckte zusammen — er wollte erwidern, aber er traute sich nicht.

Der Dater fuhr fort: "Das ist die neue Zeit. Schaut sie euch nur an, die neue Zeit. Wie Greise liegen sie in den Wiegen, und wann sie heranwachsen, haben sie tein haar am Kops, kein Fleisch am Leib, kein Blut in den Adern. He, ja, die neue Zeit! Schaut uns alte an, aus Stahl und Eisen ist man, das biegt kein Wind, das bricht kein Sturm. Breitbeinig steht man am Weg, kreuzt die Arme und fragt: Was weiter? He, ja — da dieser Arm, mein Arm, da ist noch Mark und Krast, und Gnade Gott dem, den er trisst! Gott?! Warum sag' ich Gott? Ist denn heute noch ein Gott? Ist die neumodische Welt nicht zu morsch für einen Gott? Bricht sie vor Gott nicht in allen Sugen zusamm wie ein schlechtes Saß, in dem seuriger Wein ist? Einen großen Gott sür diese kleinen Menschen? Ha, ha, ha! Wo in aller Welt glaubt einer noch an Gott? Den möcht ich sehen!"

"Ich!" tonte es verzagt am Ende des Tisches. Da wendete sich die ganze Gesellschaft dem Jakoble zu.

Jakoble saß mit rosigem Gesicht, das ungewohnte Getränk hatte sein dunnes Blut erhitzt, daß es in Wangen und Schläsen hinausgesagt kam. Seine Augen brannten wie zwei Kerzen. Ganz goldig waren sie und er blinzelte, so stark mußte der Glanz sein, der von innen kam.

Neben dem Jakoble saß ein Schneider und auf der andern Seite einer, der keinen Beruf hatte, aber tapfer mittrank, weil Sonne Berg zahlte.

Die beiden johlten laut auf, und es dauerte lange, bis Jakoble zu Wort kam. Denn reden mußte er jetzt. Fragen schwirrten auf ihn ein, Spässe überboten einander. Seine Nachbarn pussten ihn, auch zogen sie ihm den Sessel unter dem Ceibe davon, daß Jakoble plöglich auf dem Boden saß, so vergnügt waren sie. Da erhob sich Jakoble vom Boden, hodte auf seinen Knien, weil er sich fürchtete, daß sie ihn wieder mit dem Sessel zu Fall brächten, sein Gesicht tauchte gerade nur über dem Cischrand auf, und die hände, die ganz heiß und seucht waren, hielt er gefaltet an die Brust gedrückt. Und weil er reden sollte, hob er an. Seine Stimme war klein und zitternd — er redete abgehadt, und schrill war seine Stimme, wie geborstenes Glas, an das man rührt. Und Jakoble sagte: "Da war ich ein Kind noch, und die Mutter war bei uns —"

"Wann du von deiner Mutter redest, dreh' ich dir das Genick um wie einem jungen hasen!" rief Sönne Berg laut, und was er noch sagen wollte, erstickte in der breitbauchigen Rundung seines Weinkruges.

Jakoble krampfte die hände fester zusammen und suhr fort: "Ich habe eine Medaille gehabt. Auf dieser Medaille waren zwei hände, die ein rotes herz halten, und das war die Liebe. Und die Liebe war Gott."

"Was? Die hände oder das herz?" trähte der Schneider dazwischen.

"Ich glaube, das ist eines," sagte Jakoble. "Ein herz ohne hände ist nichts. Und nur hände ohne das rechte herz ist auch nichts. Meine Medaille habe ich an einem rotwollenen Band um den hals getragen. Das ist schon lange her, vor sieben Jahren oder so. Mehr als zwölf Jahre war ich damals sicher nicht. Ich bin in einem großen Garten gegangen, in dem Musik war. Aber ich bin abseits in einer Allee gegangen, die ganz sinster war. Es war niemand da, nur ich, und ich habe wissen wollen, ob Gott ist, darum habe ich meine Medaille vom roten Bande genommen und habe sie zu Boden geworsen und bin dann schnell davongerannt. Als ich weit genug gelausen war, bin ich den ganzen Weg zurüd mit geschlossenen Augen gegangen, damit ich gar nichts sehen kann. Dann bin ich stehen geblieben und habe seise in mich hinein zu Gott gesagt: "Wenn du bist, brauche ich nur die hand auszustreden und fasse dich."

Und wirklich, das habe ich getan. Ich habe mit der hand nur einmal flach über den Boden gestrichen und ich habe die Medaille in der hand gehalten, die ich weggeworfen habe. Meine Augen waren immer geschlossen und der Weg war weit, und ich habe doch gar nicht gewußt, wo die Medaille hingesallen ist, darum ist das wie ein Wunder."

"Erzähle uns noch ein Wunder!" riefen die am Tisch.

Da froch Jakoble von seinen Knien empor, daß seine hohe, schmale Jünglingsgestalt aus dem Tabaksqualm und Weindunst wuchs und sein Gesicht über dem der anderen stand. "Das zweite Wunder war in der dritten Nacht, als die Mutter gestorben war."

Sönne Bergs Faust schmetterte auf den Tisch — "Du sollst von deiner Mutter nicht reden, Bube!" donnerte er.

"Caß ihn reden, er sagt Narrheiten, wie ein Schlauch ist er, der von seinem eigenen Wein trunken ist und nächstens platt. Laß ihn doch reden!" riefen Sonne Bergs Freunde.

"Die Mutter war die dritte Nacht tot, und ich habe wissen wollen, ob sie im himmelreich ist —"

"Ja, im himmelreich! Atturat im himmelreich!" rief Sonne Berg und schlug eine gräßliche Cache an.

"Dater, mach' die Mutter nicht schlecht. Die Mutter war gut!"

"haft recht, mein Junge, fie war gut - ju jedem."

"Dater, ich weiß doch nicht, was mit der Mutter war, aber vor denen hier machst du sie mir nicht schlecht!"

"Du willst mir das Mundwert verbieten, du, du Milchgesicht, du grüner Kasstengel, was ?!"

Sönne Berg sprang auf, und obwohl er arg angetrunken war, ging er noch gerade und hielt den Kopf hoch. Er kam auf den Sohn zu. Dann wandte er sich und ging durch die ganze Wirtsstube und kam wieder an den Sohn heran. hin und her pendelte er so mit dröhnenden Schritten und immer, wenn er an den Sohn herantrat, sank der ängstlich zusammen, daß es war, als verbeuge er sich vor dem Vater.

In der Runde standen die Freunde, die auch aufgesprungen waren und zusahen, was es jetzt geben würde. Sönne Berg schwieg. Aber wie bei einem gereizten, aufgepeitschten Tier wurden seine Bewegungen immer hastiger, je fürzer die Spanne Weges wurde, die er zwischen den Tischen der Gaststube zurücklegte — da plöglich begann er, und seine Stimme war furchtbar, seine Augen rollten, der ganze große Mann bebte jetzt, daß es ihn schüttelte. Er hielt sich an einem Sessel, bis der unter dem Drucke trachend barst, wie ein Wahnsinniger gebärdete sich Sönne Berg, ballte die hände gegen den Kirchhof, Anklagen und Derwünschungen erkönten. Immer sinnloseres Zeug schrie er in die Stube hinein, endlich war's nur mehr ein Callen und Stammeln, unterbrochen von den schwerzlichsten Flüchen.

Die Freunde zogen Jakoble am Flaus, weil der sich fürchtete, pussten ihn nach vorwärts — wie ein hündlein auf einen grimmen Löwen, hetzen sie ihn gegen den Dater. Aber Jakoble schwieg und stand unbeweglich, nur wenn der Dater vorbeikam, verneigte er sich immer. Da sagte einer unter ihnen: "Was wollt ihr mit einem, der seine Mutter beschimpfen laßt? Schaut nur seine Backe, da steht es fünsmal geschrieben, was für ein Seigling der ist!"

Jakoble griff sich unwillfürlich an die linke Bade und in dem Augenblick ging er dem Dater entgegen, hob den Arm und schlug ihn ins Gesicht.

Nun war es, als müsse ein Mord geschehen. Mit gestetschten Jähnen warf sich Sönne Berg auf den Sohn, die Augen quollen ihm aus den höhlen und wie eine gräßliche, schwarze Sahne hing des Daters Bart dicht über Jasobles bleiches Gesicht. Es war unmenschlich anzusehen — das Alter stand gegen die Jugend, die Stärke gegen die Schwäche, die Wut gegen die Demut — denn Jasoble ließ alles mit sich tun, stumm, reglos, mit geschlossenen Augen lag er in der gräßlichen Umarmung des Tobenden. Da rissen ihn die andern hoch, stießen Sönne Berg aus der Gaststube und verschlossen alle Türen.

"heute schlaffte bei mir," fagte der Schneiber.

"Bei mir kannste auch sein ein paar Tag, bis der Dater darauf vergessen hat," sagte ein anderer. Und sie alle umscharten Jakobse, zogen ihm die Kleidung zurecht, faßten ihn an Armen und Beinen, um sich zu vergewissern, ob die Glieder heil seien.

Aber Jatoble machte sich frei und wantte zur Tur hinaus.

An der Kirchhofsmauer gegenüber lehnte schon der Dater. So sinnlos betrunten wie beute war er noch nie — und jetzt, wo ihn die freie, starte Nachtluft traf, konnte er sich kaum aufrechterhalten. Er fingerte die weiße Wand entlang, als ob er dort Halt suche.

Da faste Jakoble des Vaters hände und legte sie sich um den Hals. Und sie begannen ihren heimweg, Jakoble voran, der Vater hinterdrein, sein Kopf war auf Jakobles Schulter herabgesunken, er schlief beinahe. Aber dem Jakoble rannen fortwährend Tränen übers Gesicht. So gingen sie im Mondlicht.

Als des Vaters hande schon ganz naß waren von Jakobles Tränen, hob er plöglich den Kopf und laut und ruhig sagte er: "Du! Das ist gar nicht einmal wahr von deiner Mutter. Daß du dich nicht unterstehst, mir zu glauben! Sie war die bravste Frau. Aber warum ist sie gestorben? Seither bin ich ein ganzer Narr, ein Lügner, ein Säuser, ein Tagdieb. Kann ich etwa dafür? Nein, dafür kann ich nicht. Sie hat die Schuld. Und es ist noch etwas Besonderes daran, den grundlos schlecht zu machen, der so namenlos gut war. Ja, ganz toll ist das, aber wunderschön. He, ja, man höhnt die ganze Welt und sührt sie an der Nase. Und es ist wie eine letzte heimlichteit, die sie und ich noch vor der Welt haben, denn wir beide, sie und ich, wir wissen schon, wie es anders war —"

Dann sagte er nichts mehr, und Jakoble fühlte des Vaters Bart dicht im Genick und des Vaters Mund auf der hand, mit der er ihn vorhin geschlagen.

Und sie gingen weiter im Mondlicht über das Seld.

"L'intransigeance allemande."

Don B. Molden.

Die marottanischen Delegierten in Algeciras mochten fich seltsame Gebanten machen, als sie sich an den grünen Tisch zwischen die europäischen Diplomaten setzten. Es gilt, Marotto einige Reformen zu verleihen, von denen die Delegierten nur diejenigen interessant finden, bie dem Sultan mehr Geld einbringen, während jeder der Diplomaten an die heimischen Grofindustriellen denkt, die sich von den Mitbewerbern nicht ausstechen lassen wollen. hinter diesen geschäftlichen Fragen aber erkennen die braunen Abgesandten Abdul Asis' die Frage der Unabhängigkeit ihres Candes, die ihnen der Dertreter Frankreichs in Sez im vorigen Frühjahr durch Schmeichelworte, Drohungen und Versprechungen langsam abzuloden beginnen wollte. Wenn der Sultan Geld in die hand betäme, so tonnte er vielleicht, vorausgesetzt, daß er es nicht so unvernünftig wie in seinen jungen Jahren verichwenden wurde, und daß er die geeigneten Ratgeber, eingeborene und fremde, um fich hätte, ein Heer schaffen, das ihm ermöglicht, die Ordnung herzustellen und aufrecht zu halten, widerspenstige Stämme zur Erfüllung der Steuerpflicht anzuhalten und Marotto einige Macht zu verleihen. Die Marottaner merten aber, daß eine solche Wandlung, die übrigens, wie europäische Beurteiler besser wissen, bei der geistigen Undurchdringlichkeit der mohammedanischen Orthodoxie nur eine sehr oberflächliche sein könnte, von Frankreich jebergeit durch Unterstützung der niemals fehlenden Aufstände geftort werden tann. Frantreich will ja schon aus Rudficht auf Algerien ein startes Marotto nicht dulben. Die dauernde

Kräftigung Marottos und eine gründliche innere Reform, die Deutschland und auch uns und anderen die willtommenste Lösung wäre, wird sich also aus mehreren Gründen höchstwahrscheinlich als unmöglich herausstellen. Die marottanischen Delegierten, die sich, als gute Moslim, um eine serne Zutunft schwerlich bekümmern, werden zufrieden sein, wenn man ihnen fürs nächste einige Sicherheit bietet, Frankreich nicht zu viel Einfluß zuspricht und den Staatskassen neue Mittel zusührt.

Auch die deutsche Diplomatie kann nicht mehr als ein leidliches Provisorium erzielen wollen, das den geschäftlichen Verkehr mit Marotto einigermaßen verbessert, Frankreich aber nicht Vorrechte läßt, die ihm die Straße zum Protektorat geradezu ebnen. Denn abgesehen davon, daß das Protektorat des einen Staates die wirkschaftliche Gleichberechtigung des andern unter allen Umständen hinfällig macht, ist Marotto jest um so wichtiger, als es überhaupt nur noch wenige überseeische Länder gibt, die von fremden Mächten noch unabhängig sind. Wenn man bedenkt, daß auf Tripolis schon Italien Beschlag gelegt hat und daß Persien von England und Rußland umworben wird, so sieht man, wie sehr der Kreis der freien Halbkulturgebiete zusammengeschrumpft ist. Für spätere Eventualitäten ist diese Erwägung entscheidend. Unmöglich kann Deutschland dazu mithelsen, daß aus der kleinen Jahl jener Gebiete nun auch Marotko zum Vorteil Frankreichs ausgeschieden werde. Das Sesthalten an diesem sehr natürlichen Standpunkt, das Sesthalten daran, daß Marotko nicht mit einer unablösbaren französischen shapothet belastet werde und nicht schon in der Gegenwart französischem Einfluß vorbehalten bleibe, nennt man in Paris sintransigeance allemandes.

An angenehme Illusionen gewöhnt man sich leicht. Die französischen Kolonials polititer haben sich in den Gedanten, daß in Marotto der Republit eine Dorzugsftellung gebühre, die ihr das fünftige Protettorat verburgen soll, rasch hineingelebt. Wie lange ist es her, daß man Marotto noch als das Jutunftsgebiet Spaniens betrachtete? Selbst nach dem ungludlichen Kriege gegen die Dereinigten Staaten hatten patriotifche Spanier auf diesen Gedanten nicht gang verzichtet; ja, als Troft für die schweren Verlufte in Amerita und Afien mußte ihnen die hoffnung auf bereinstige Erwerbungen in Nordafrita um fo fester ans Berg gewachsen fein. Aber die Parifer und Condoner Diplomaten wußten, wie viel man bem stolgen Spanien jest gumuten tann; fie verfügten über das Cand, das die afrifanische Sortsetzung von Spanien genannt wird, eigenmächtig und nur mit dem Dorbehalt, daß sich Frankreich über die spanischen Interessen dirett mit Madrid verständigen solle. Das ist bekanntlich im Ottober 1904 geschehen, und die spanische Staatskunft wird dieses Übereinkommen, das später herrn Caillandier gestattete, in Seg mit den weitestgehenden Sorderungen aufzutreten, nicht unter ihren Meifterstüden aufgahlen tonnen. Spanien hatte doch gewiß nicht zu fürchten, daß die frangofischen Truppen, wenn es nicht ichnell einen Dertrag ichloß, das ganze maroffanische Reich im handumdrehen erobern wurden. Ober fürchtete man etwa gar einen frangofischen Ginbruch in das von Costrennungsgelüften bewegte Katalonien oder republikanische Propaganda, gegen die sich die Dynastie jetzt auch auf England stützen will? Genug, Spanien fügte sich in eine Gruppe der Westmächte ein, die durch die frangosischen Kapitalisten mit Rugland und durch die angelfächsischen Sympathien mit Amerika verwandt ist. England überliek, bei feiner sonstigen Überburdung mit Geschäften, das weitschichtige maroftanische Unternehmen an Frankreich, das ihm dadurch eng verbunden wurde, und genießt - abgesehen von dem Gegenzugeständnisse in Ägypten — den politischen Vorteil, das Werk der deutschfranzösischen Versöhnung, an dem die Zeit selbst zu arbeiten schien, weit zurückgeworfen zu haben. Italien bewilligte der Republik, um sich ihre wohlwollende Neutralikät in Cripolis zu erkausen, das gleiche in Marokto.

Diesen Annäberungen und Abmachungen ist Deutschland als Störenfried gegenübergetreten. Junächst hat es unter Berufung auf die Madrider Konvention von 1880 verlangt, daß die Reformen, die Frankreich allein hatte durchführen wollen, und die Bestimmungen über den handelsverkehr, dem Frankreich nur eine dreifigjährige Freiheit zusicherte, von einer internationalen Dersammlung beraten werden. Das empfanden vorurteilslose Franzosen noch nicht als übertrieben. Aber auch außerhalb des Kreises der frangösischen Kolonialfreunde scheint man es als Anmagung zu betrachten, daß Deutschland auf der Konferenz nicht nur die Grundfate der handelspolitischen Gleichberechtigung 3ah verteidigt und auch — zum Vorteil aller Nationen — durchgesetzt hat, sondern überdies teine Sorm der politischen Betätigung Franfreichs in Marotto gelten laffen will, bie irgendwie einem Protettorat ähnlich sehen konnte. Man gesteht in Paris zu, daß Delcassé eine Catilosigteit beging, als er es unterließ, die beiden mitteleuropäischen Kaisermächte von seinen marottanischen Abmachungen zu unterrichten, insbesondere Deutschland zu unterrichten, das nun einmal in die Reihe der Staaten eingetreten ist, die überseeische Politik treiben, und das mit berechnetem Stillschweigen auch nur von der bloken Kenntnis einer Entscheidung ausgeschlossen wurde, die einen bestehenden Rechtszustand umwarf. Aber man meint auch, jett, da diefer Sehler gutgemacht fei, ware es Deutschlands Sache, sich nicht weiter lästig zu machen. Die französischen Diplomaten, Journalisten und Kolonialfreunde stellen sich naiv. Es ist doch Catsache, daß Frankreich außerhalb ber Grenzsphäre nicht einen Schatten mehr Recht in Marotto besitzt als irgend ein anderes europäisches Cand. Und was die Grengsphäre betrifft, so hat Deutschland in den porjährigen Besprechungen mit Rouvier, um die Verhandlung zu erleichtern, eine nähere geographische Bestimmung gar nicht verlangt, so daß die Franzosen den Begriff nach eigenem Ermessen auslegen können, wovon denn auch ihre Militärkommandanten in Südwestalgerien reichlich Gebrauch machen. Wenn nun aber die Republik das ihr bis por wenigen Jahren selbst unbefannte Dogma verfündigt, daß fie in Marotto, weil es Nachbarland von Algerien ist und die Bevölkerung mit der algerischen glaubensverwandt und zum Ceil stammverwandt ist, überhaupt vorherrschende Interessen und moralische Rechte habe, so liegt für jene Machte, beren Zustimmung nicht durch besondere Zugeständnisse erworben worden ist, kein Grund vor, es anzuerkennen. Stellt man sich auf den Standpunkt, daß die Souveränität Maroktos gewahrt bleiben müsse, und diese Parole ift doch über der Eingangstür zur Konferenz von Algeciras eingeschrieben worden, so tonnte man, wenn man die äußersten Konsequenzen ziehen wollte, im Gegenteil sagen, daß gerade Frantreich tein Teilchen materieller Gewalt in Marotto besitzen durfe. denn teine andere Macht ist so sehr wie Frankreich, der Herr Algeriens, in der Lage, solche Gewalt zu migbrauchen und sich das Sultanat allmählich zu unterwerfen. Diese Konsequeng zieht man natürlich nicht. Dagegen haben aber die französischen Politiker erklärt. daß gerade Deutschland an irgend welcher polizeilichen oder ähnlichen Befugnis nicht teilnehmen dürfe, weil es von Marotto aus im Salle eines Krieges Unternehmungen gegen Algerien einleiten tonnte.

Sie gingen noch weiter; fie wollten überhaupt teinen fremden Einfluß gulaffen und betrachteten es icon als großes Zugeftandnis, daß in einigen hafen die Organifierung der Polizei durch spanische Offiziere und Unteroffiziere ftatt durch frangofische vollzogen werden foll. Ihnen tommt es barauf an, die Dorftellung nicht entstehen zu laffen, daß die Unabhängigfeit Maroffos internationalen Schutz genieße; Europa, der Sultan und die marottanifche Bevolterung follen fich vielmehr an den Eindrud gewöhnen, daß in erster Reibe Franfreich und in zweiter Reibe - aber weit hinter Franfreich -Spanien Schutherr im Cande ift. Dieses Derhaltnis hatte auch unmittelbar prattischen Wert, weil bei den ichwantenden Justanden in Marotto die Möglichkeit nicht ferne liegt, daß die hafenplätze gegen einen Aufruhr gesichert werden mussen; es ist dann nicht gleichgültig, wer als Erster gur Stelle ist. Wenn Frantreich die Macht in ber hand hat, wenn es sich nur mit Spanien auseinanderzuseten hat, mit dem es seinen Dertrag besitht, lo ift ihm in solchen Sallen die Gelegenheit zu einer entscheidenden Attion ficher. Es fann dem Sultan Unterstützung leiben und ihm nötigenfalls Gesetze vorschreiben. Sreilich tann es auch genötigt fein, schwere Opfer zu bringen; benn die marottanische Bevolterung wird sich so leicht dem ungläubigen Ausländer nicht unterwerfen.

Deutschland fieht, daß es auf der Konfereng außer uns feinen Freund hat, und ift bereit, fich mit dem geringften Zeichen der Aufrechthaltung des internationalen Charatters ber maroffanischen Angelegenheit zu begnügen, mit der von Ofterreich-Ungarn porgeschlagenen Errichtung eines neutralen Generalinspettorates nach matedonischem Muster. Ein frangöfischer Staatsmann, der weitblidende Politit treiben wollte und tonnte, murbe darauf eingehen. Es ist flar, daß Frankreich, wenn man die Dinge im großen ansieht, mehr gewinnen als verlieren wurde, wenn es fich porläufig damit gufrieden geben wurde, feine Dorzugsstellung in Marotto nur ungefahr martieren zu laffen. Es wurde gewinnen, weil ein freundliches Derhältnis gu Deutschland wertvoll ift, während ein unfreundliches Derhältnis notwendig Unruhen in alle Beziehungen bringt und Frankreich vollständig von England abhängig macht. Und es wurde wenig verlieren, weil ja voraussichtlich doch einmal die Entwidlung es dabin bringen wird, daß Deutschland, welches auf Marotto feine felbitfüchtigen Absichten bat, durch irgend eine Gegenleiftung gu bestimmen fein wird, gegen frangofische Ansprüche ebensowenig Einwendung zu erheben wie jeht England, Spanien, Italien, Rufland und die Freunde feiner Freunde. Die Gegenleiftung tann in der Juftimmung zu etwaigen tunftigen deutschen überseeischen Bestrebungen, fie tann auch in irgend einem unstreitigen biplomatischen Dienste bestehen. Deutschland bebalt einen Stein in einem Brett, das in der hauptsache von Frankreich besetht wird. Und nicht nur Deutschland - wir boch ichlieflich auch! Frankreich tann nicht verlangen, daß ihm gerade die beiden mitteleuropäischen Kaisermachte um himmelslohn gestatten, sein Einflufgebiet wieder zu erweitern. Die endgültigen Abrechnungen muffen allfeits por-

Nicht minder wichtig als dieses Ergebnis der Konserenz aber ist eine Lehre, die sie erteilt hat: die Lehre, daß Italien wie im Osten, so auch im Westen die Gegner seiner Derbündeten unterstätzt.

Chronit.

hochschulwesen. *

Professor Sournier hat in seinem anregend gefcriebenen Auffage: "Ein Wort über das Niveau" (Heft 69 der "Österreichischen Rundicau") die gablreichen miggunftigen Urteile, welche in den letten Monaten in Deutschland über die öfterreichischen hochschulguftande veröffentlicht worden sind, auf ihr richtiges Maß zurudgeführt. Es ist ja tatfachlich richtig, daß eine größere Jahl von Berufungen auf den einstens fo vielumworbenen Wiener Cehrstuhl Nothnagels erfolglos geblieben ift, daß nacheinander Kraus in Berlin, Muller in Munchen, Krebl in Greifswald, Strumpell in Erlangen, Ceube in Würzburg u. a. den Wiener Ruf entweder von vornherein oder, wie Krehl, erft nach langeren Derhandlungen, die fich hauptfächlich um Befferung der raumlichen Derhaltniffe an Nothnagels Klinit drehten, abgelehnt haben. Es ift nicht minder richtig, daß ichließlich für diese Cehrtangel nur ein Klinifer aus bem Deutschen Reiche gewonnen werden tonnte, welcher bergeit teine atademische Stellung befleidet, sowie daß endlich bas öfterreichische Unterrichtsministerium, um diefe Berufung zu einem erfolgreichen Ende gu führen, verschiedene Bedingungen eingeben mußte, welche von feiten des gewonnenen Gelehrten, des Professors Karl v. Noorden in Frantfurt am Main, gestellt murben.

Allein der gange Derlauf diefer Berufungs. verhandlungen, welche nur leider icon in ihren Anfangsstadien viel zu sehr zum Gegenstande publigistischer, die Derhandlungen selbst storender Erörterungen gemacht worben find, zeigt boch auch, fo wenig bier die augenblidlich noch an vielen öfterreichischen hochschulinstituten herrfdenden Migstande hinfictlich der Unterbringung und der mangelhaften Dotierung beschönigt werden follen, mancherlei tröftliche Ausblide in die Butunft. Dor allem find wir ja in Ofterreich auf dem besten Wege, die eine, wichtigfte Bedingung, welche Professor v. Noorden stellte, für die Butunft gegenstandslos zu machen. Die große Bauattion an den öfterreichifden hochchulen, für welche eben jest wieder ein Kredit von 25 Millionen Kronen vom Reichsrate in Aufpruch genommen worden ift, wird in ben nachsten Jahren ein beschleunigtes Cempo annehmen. Da wird benn nicht nur die altberühmte, aber bisber tatlächlich jammerlich untergebrachte Nothnageliche Klinik in Wien genügende und modern ausgestaltete neue Raume gugewiesen erhalten, da werden überhaupt alle Rudftandigfeiten, welche noch berzeit

" Dergl. Bb. V, heft 55 ber "Ofterr. Runbichau".

an ben öfterreicifchen hochfculen herrichen, moglichst beseitigt werden. In drei Bauperioden follen alle diese Bedürfnisse ihre Befriedigung finden, und es follen, neben gahlreichen mediginifchen Instituten für die Wiener Universität, für die Wiener Technische hochschule, namentlich aber für die vier Prager hochichulen neue Baulichfeiten in großem Stile beschafft werben. In den letten Sebruartagen war eine besondere Ministerialtommission in Prag am Werte, um die dortige Bauaktion zu fordern und den Abichluß ber notwendigen Grundantaufe im fogenannten Affanierungsgebiete vorzubereiten. Bringt die Unterrichtsverwaltung die gange Attion bald in die rechten Wege und entschlieft sie fich noch, über diefe hinaus eine planmäßige Erhöhung der jest zweifellos zu niedrigen Jahresbotationen der hochschulinstitute und namentlich der Universitätsbibliotheten durchzuführen, bann wird man braugen im Reiche bald nicht mehr von einem "niederen Niveau" der öfterreichischen hochschulen sprechen tonnen.

Sreilich zeigt uns die zweite hauptbedingung, welche Professor v. Moorden vor Annahme des Wiener Rufes stellte, daß es noch an andern Dingen mangelt, daß man sich zu einer besseren Bezahlung der Affiftentenftellen an den hochfoulinftituten wird entschließen muffen. Wie Professor hans horst Mener, wünscht auch Noorden einen Affistenten, mit welchem ihn icon jahrelange gemeinsame Arbeit verbindet, nach Wien mitzunehmen - allein er mußte zu diesem Behufe eine beffere Dotierung der betreffenden Affistentenstelle verlangen. Diese Erhöhung der Affistentengehalte wird sich übrigens, sobald sich die Regierung zu ihr entschlossen haben wird, in jeder hinsicht als vorteilhaft erweisen, ba durch sie gewiß manche gediegene Kraft, welche unter den bisherigen Befoldungsverbaltniffen eine andere Caufbahn einschlagen mußte, ber atademischen Karriere erhalten bleiben wird.

An den österreichischen hochschullehrern selbst liegt es keinesfalls, wenn man das "Niveau" der Anstalten, an denen sie lehren, gestissentlich im Ansehen der wissenschaftlichen Welt herabzudrüden sucht. Das beweist schon die Tatsache, daß die deutschen Regierungen unentwegt eine österreichische Cehrkraft nach der andern an ihre hochschulen entsühren. Die preußische Regierung hat, nachdem sie dem erungelischen Theologen Johannes Kunze, nach kurzer Wirsamkeit an der Wiener evangelisch-theologischen Satultät, Gelegenheit gegeben hatte, wieder nach dem Reiche zurückzukehren, nunmehr der Wiener Universität den langjährigen Vertreter der Geographie, hofrat Albrecht Pend, abwendig ge-

macht. Die preußische Regierung mußte sich ben berufenen Nachfolger Richthofens eben aus Ofterreich holen - und es gelang ihr ber Codruf um fo eher, ba fie bem neuen Ordinarius der Geographie an der Berliner Alma mater im Nebenamte an einem Reichsinstitute einen großartigen Wirfungstreis eröffnen tonnte. Die banrifche Regierung wiederum hat in allerlegter Beit den jungen Dabiatrifer Professor Meinhard Pfaundler aus Grag nach Munchen berufen, wo er Rantes Cehrstuhl übernehmen wird. Die Universität ber steirischen hauptstadt hat überhaupt in der letten Zeit eine Reihe folcher Abberufungen zu beflagen gehabt, auf Rofthorn und Kraus find neuestens Anton und Pfaundler gefolgt. Man fieht, mit der "Minderwertigfeit" ber öfterreichischen hochschullehrer gegenüber jenen des Deutschen Reiches ift es nicht gerade weit ber.

Leider zeigt auch die zweite, gerade diesmal befonders bedeutende Derluftlifte der öfterreichiichen fochichulen, die Totenlifte ber legten Monate, eine Reihe von flangvollen Namen. So ift vor allem gang ploglich und fern von feinem lieben Wien Anton Menger, der berühmte Rechtslehrer und Sozialpolitifer, dabingegangen. Lebte er auch icon mehrere Jahre, von denen er die Wintermonate regelmäßig in ber ewigen Stadt zubrachte, im Ruheftande, fo mar er boch trog feiner betannten Burudhaltung burch einige Privattollegien in diesen und durch giemlich lebhaften Derfehr mit feinen Lieblingsichulern mit der Wiener Universitat, an welcher er feit 1872 gelehrt hatte, in Derbindung geblieben. Und durch das reiche Dermachtnis, welches er diefer Univerfitat hinterließ, por allem durch die Schenfung feiner gang einzigen sozialpolitischen Spezialbibliothet hat er diese Derbindung auch über die ihm gemahrte Lebensfrift hinaus 3u einer dauernden gemacht. Die "Ofterr. Rundschau" hat schon in heft 68 eine liebevolle, dem großen Toten trog ihrer Kurge gerecht werdende Würdigung feiner Cebensarbeit gebracht, welche weitere Ausführungen an diefer Stelle überfluffig macht. Kaum 14 Tage nach Menger, beffen Todestag ber 7. Sebruar mar, ift auch beffen langjahriger Satultatstollege, ber Kirchenrechtslehrer Karl Groß, ein geborener Ofterreicifch-Schlesier, welcher über Innsbrud und Grag im Jahre 1888 nach Wien fam, bahingegangen. Überdies erlitt die Wiener Universität noch durch bas Ableben des rühmlichft befannten Orientaliften Guftav Bidell einen weiteren empfindlichen Derluft. Bidell, ein geburtiger Kaffler, tam 1874 nach Ofterreich, nachdem er Schon im Jahre 1865 gum Katholigismus übergetreten und Priefter geworden mar; in Wien lehrte er feit 1891 an der philosophischen Satultat semitische Philologie. In Innsbrud verichied Ende November ber Mathematiter Otto Stol3, nachdem er eben wenige Tage vorher in den Rubeftand getreten mar. In Prag ftarben einige bereits in den Rubeftand getretene fochichullehrer, fo der berühmte Geodat hofrat Karl Ritter v. Koriftta, ein langjähriges Mitglied des Professorentollegiums der deutschen techniichen hochiqule, ber Geologe Johann Woldrich, welcher por feiner Berufung an die bohmifche Universität bis 1893 als Professor am Wiener atademischen Comnafium gewirft hatte, und ber als Jurift ebenso wie als Mulithistoriter hochgeachtete Abvotat Eduard Gundling, welcher feit 1868 an der ehemals gemeinsamen Prager Universität und furge Seit auch an ber neueröffneten bohmifden Universität als Ertraordinarius Strafrecht und Strafprozeß in tichechiicher Sprache porgetragen hat. Gundling mar ein stadtbefanntes Original und in beiden nationalen Lagern ber Moldauftadt fehr beliebt.

Don den vielen fochidulfragen, deren Cojung fich wegen der ichwierigen politischen und nationalen Derhaltniffe in Ofterreich immer wieder verzögert, hat um die Jahreswende wenigstens eine ihre vorläufige Erledigung gefunden. Die Regierung hat die feit Jahren im Abgeordnetenhause lagernde Dorlage auf Errichtung einer italienischen Rechtsfatultat in Rovereto zurudgezogen und bie formelle Aufhebung der befanntlich feit dem November 1904 infolge der Demolierung des Gebaubes geichloffenen Rechtsfatultat im Innsbruder Dororte Wilten verfügt. Der gangen Sachlage nach wird man nun die gange Frage langere Beit hindurch unberührt laffen; vielleicht ericheint es der Regierung in fpaterer Seit möglich und ratlich, dem fturmiichen Drangen ber öfterreichischen Italiener nach Errichtung einer hochichule ober wenigstens einer Rechtsfafultat in Trieft nachzugeben. Auch das Derlangen ber Suhrer biefes Dolfsstammes nach unbedingter Anertennung der im Konigreiche Italien abgelegten Prüfungen für den ofterreichischen Staatsdienst murbe von feiten des Unterrichtsministeriums abgewiesen. Der derzeitige Ceiter diefer Gentralbehörde hat diesbezüglich nur das Derfprechen gegeben, er wolle die Grage einem Studium unterziehen laffen, nach welchen Normen eine fallweise Anertennung diefer Prufungen möglich mare.

Im übrigen waren die letten Monate, in denen die Wahlreformfrage das Interesse aller Kreise absorbierte, auffallend arm an wichtigeren prinzipiellen Entscheidungen auf dem Hochschulgebiete. Die wichtigste Verordnung betrifft die Neueinrichtung der Cehramtsprüfung für nautische Schulen. Die Abhaltung dieser Prüfungen, welche bisher vor eigenen Kommissionen absolviert wurden, wurde damit den an

den Universitäten bestebenden t.t. wissenschaftlichen Prüfungstommissionen für das Mittelfcullehramt unter Anfügung mehrerer neuer Sachgruppen, welche den Gegenstand einer vollständigen Prufung bilden tonnen, übertragen. Ein weiterer, Abrigens zeitlich vorhergehender Erlag ordnet die Einrichtung von theoretischen Staatsprüfungen auch an dem bei der bohmischen technischen hochioulein Drag bestehenden Kurje für Derficherungstechnifer an. Dielleicht verbient gum Soluffe noch die nach Zeitungsberichten erfloffene Enticheidung ber Unterrichtsverwaltung Erwahnung, nach welcher in Butunft eine Erneuerung des Diploms gelegentlich eines goldenen Dottorjubilaums nur bann stattfinden foll, wenn besondere wissenschaftliche Derdienste des Jubilars vorliegen und wenn das betreffende Professorentollegium felbst die Anregung gur Diplomerneuerung gibt.

Dr. Ricard Kutula.

Besprechungen.

»Corso di diritto Romanos di Giovanni Pacchioni, professore ordinario di instituzioni di diritto romano alla K. università di Torino. Volume primo: »La constituzione e le fonti del diritto.» Innsbruck, Libraria academica Wagner, 1905.

Es ift eine bekannte, hocherfreuliche Catfache, daß das Studium des romifchen Altertums in Italien icon feit geraumer Zeit einen großen Aufschwung genommen hat. Ausgezeichnete Manner haben ihre Arbeitsfraft der Erforidung des romifden Altertums gewidmet, inftematifc wird die Aufbedung, Erbaltung und wiffenschaftliche Derwertung der Denimaler der großen Dorzeit betrieben und gefordert. Mit biefer Altertumspflege und sfreudigfeit im Jufammenhange fteht die erfolgreiche Bearbeitung ber Geschichte des romischen Staates und Rechtes. Darin, daß die verschiedenen italischen Dolfskamme im Romertum aufgegangen find, bag biefes feine herrichaft und Kultur über Sigilien und bas cisalpinifche Gallien erftredt und badurch diese Cander dem alten Italien affimiliert hat, sieht der Italiener das Dorbild der heutigen Einigung Italiens.

Gewiß wird tein ernster historiker das hentige italienische Dolt als Nachtommen der Römer ansehen; das Römertum war im Cause der Zeit degeneriert worden, und erst der jugendstrische germanische Dölkerstamm, der durch die Dölkerwanderung in Italien eingedrungen war, hat auf dem Boden der alten römischen Kultur das neue lebensträftige Dolkstum erzeugt, das selbst eine neue, großartige Kultur geschaffen hat und das heutige Italien bewohnt. Croydem bleibt aber die Geschichte des Römerztums ein Stud der Geschichte Italiens und es ist

baher begreiflich, daß die große Dorzeit des Candes auf die heutigen Söhne desselben einen erhebenden und begeisternden Einfluß ausübt.

Wenn irgendwo, so ist dies auf dem Gebiete der Pflege des römischen Rechtes einer der treibenden Gedanken. Das römische Recht ist in Italien heimisches Recht, das, auf italienischem Boden entstanden, daselbst die in die neueste Zeit ununterbrochen in Geltung geblieben ist. Das Römerreich war infolge innerer Jäulnis zusammengebrochen, das Römertum degeneriert und dann von einem neuen, lebensträstigen Volkstum aufgesaugt worden — das im römischen Reich erwachsene Recht hat trot des Wechsels der Szenerie seine Geltung ununterbrochen behauptet und ist auch für das neue, italienische Volkstum Richtschur des handelns geworden und geblieben.

So ist das römische Recht für den Italiener heimisches und nicht, wie für den Deutschen, fremdes Recht, italienische Rechtschulen und Universitäten haben vom frühesten Mittelalter an dieses Recht gepflegt, die Jundamente unserer Rechtswissenschaft wurden hier gelegt — was Wunder, wenn sich die Söhne des geeinigten Italien mit Begeisterung der Bearbeitung der Quellen und der Geschichte dieses Rechtes, welches für alle Zeiten eine der größten Kulturerscheinungen bleibt, widmen.

Ausgezeichnete Manner, deren Namen in der Geschichte der Rechtswissenschaft unvergänglich sind, wären hier zu nennen, es mag sich um Dogmatit oder um Geschichte diese Rechtes handeln. Die von ihnen gelieferten Arbeiten stehen im engsten Jusammenhange mit der deutschen Rechtswissenschaft, beide bedingen sich gegenseitig.

Einen Beweis dieses Zusammenhangs, der durch bedauerliche ephemere außere Vortommnisse nicht alteriert werden tann, liefert die treffliche Arbeit Pacchionis, der diese Anzeige gewidmet ist.

Der in der juristischen Welt, auch durch tleinere deutsche Arbeiten, bestens bekannte Versasser, früher Prosessor in Macerata, dann durch mehrere Jahre in Innsbruck, seit neuester Zeit in Turin, hat es unternommen, den Werdegang des römischen Rechtes von den altesten Zeiten her zu schildern. Bestimmt ist seine Arbeit wohl zunächst für Anfänger, diesen bietet sie unstreitig eine trefsliche, gründliche Einführung in die Wissenschaft vom römischen Staat und seinem Recht. Gewiß wird sie aber auch von Mitarbeitern im Gebiete dieser Wissenschaft mit Ersolg benützt werden.

Der bis jett erschienene erste Band hat die Geschichte der Derfassung und der Rechtsquellen zum Gegenstande. Die Darstellung folgt den Epochen der Geschichte des römischen Staates und ichlieft mit der Gesetgebung Juftinians. In jeder Periode werden die Derfassungsguftande juriftifch dargelegt, bann aber auch in besonderen Anhangen Proben der Rechtsquellen des betreffenden Zeitabschnittes gegeben. So geschieht es mit ben fogenannten Leges regiae, ben 12 Cafeln, ben Gefegen der republitanischen Beit, den gragmenten der Leges datae, der Senatsichluffe der Kaiferzeit, des habrianischen

Edictum perpetuum u. j. w.

Besonders hingewiesen sei hier auf die Behandlung ber 12 Cafeln. Im wejentlichen Anichlusse an Pais, wenn auch mit einiger Abweichung von ihm das Derhaltnis gwifchen ben 12 Cafeln und bem jogenannten Jus Flavianum betreffend, vertritt ber Derfaffer die allerdings von bedeutenden Autoritäten betampfte Anficht, bag bie 12 Cafeln nicht als ein Gejegeswert aus dem Anfang des IV. Jahrhunderts, wie die Tradition befagt und die heute noch herrichende Anficht lehrt, fondern vielmehr nach Art der fogenannten Leges regiae nur als ein Chefaurus der Produtte der Jurisprudeng in der erften halfte des V. Jahrhunderts d. St. angufehen feien. Mur nebenbei fei bemerft, daß wir trogdem noch immer an der hergebrachten Cebre, die namentlich von Girard in glangender Weise vertreten und geftust wird, festhalten, mas uns nicht hindert, anguertennen, daß der Derfaffer die Grunde für feine Anficht in lichtvoller Weife gruppiert und ausführt.

Derwiesen fei ferner auf die juriftische Charafterifierung des Pringipats und die damit im Bufammenhang ftebende Untersuchung über die Lex de imperio, dann auf die eingehende Darlegung der Kontroversen zwischen den beiben Juriftenfchulen der Sabinianer und ber

Protulianer.

Endlich barf nicht ber Anhang mit Stillichweigen übergangen werben, der den griechijch. agnptischen Papprusurfunden gewidmet ift. Zweifellos tonnen dieje hochbedeutsamen Sunde die romifden Rechtsquellen nicht erfegen, Grundlage unferer juriftischen Bildung bleiben bis auf weiteres die flaffifchen Schriften der romiichen Juriften, in diefen liegt der fulturelle Wert des romischen Rechts und die Rechtfertigung der Stellung, melde diefes allen neueren Kobifitationen jum Trog im modernen Rechtsftudium einnimmt - allein die Pappri haben boch ben hohen Wert, daß fie uns Seugniffe über die Rechtsanwenbung in einer romiichen Proving liefern, bei deren Würdigung und Derwertung nur bie Dorficht angewendet werden muß, nicht alles, was uns hier als Rechtsanwendung in Geichäftsurlanden und Prozegatten entgegentritt, für romifches Recht 3u halten.

Weiter in das Detail des Buches eingugeben, einzelne Anfichten des Derfaffers gu tritisieren, ift bier nicht der Ort. Bier handelt es fich nur um die Charafterifierung des Totaleindrudes, den bas Wert macht; diefer ift ein überaus gunftiger; das Buch liefert ein ichones abgerundetes Bilb der romifchen Staats. und Rechtsentwidlung, was hier rudhaltlos anertannt werden muß. Möge es dem Derfaffer vergonnt fein, die Rube und Sammlung gu finden, die es ihm ermöglicht, in absehbarer Seit das begonnene Wert fortgufegen und gu pollenden.

Die Ausstattung des Buches, das in Innsbrud bei Wagner ericbienen ift, gereicht ibm gur Bierde und der Derlagsbuchhandlung gur Chre. Canblars.

Ernft Diftor Senter: "Soziale Ethit." Celpzig, 1905. Wig and.

Man hat von jeher verschiedene Mertmale statuieren wollen, durch die sich der Menfc vom Ciere unterscheidet. Man wollte in der Seele, in der Sprache u. dal. folche Merfmale gefunden haben. Mit der Zeit und mit der machsenden Ginficht in die Matur der Lebemefen find nacheinander die meisten diefer fo statuierten Unterschiede hinfallig geworden. Ein unterscheidendes Mertmal durfte fich aber doch aufrechterhalten laffen. Das ift die Eigenschaft des Menfchen, bei all feinem Tun ermagen gu tonnen, vielleicht gar erwägen gu muffen, ob feine handlung gut ober boje fei? Mit anderen Worten : das Gewissen scheint doch ein folches den Menfchen vom Tiere unterscheidendes Moment gu fein.

Ift aber dieses Prufen und Ermagen des moralischen Wertes der handlungen eine allgemein menichliche Eigenschaft, bann braucht man die Berechtigung einer Wiffenschaft nicht erft gu beweifen, die fich mit dem "Seinfollenden" beschäftigt: denn dieses ewige, täglich und ftundlich bei Millionen Menichen fich wiederholende Prufen und Erwägen fordert ja gebieterifch irgendwelche Sormulierung der Grundfage und Magitabe, nach denen wir uns gu richten und nach denen wir die handlungen anderer Menschen gu beurteilen haben. Die Rolle eines folden notwendigen und unumganglichen Ratgebers übernahm feit jeber die Morallehre ober Ethit. Sie war ja ursprünglich und ift teilweise noch heute in den Religionslehren enthalten ; doch hat fie fich icon fruhzeitig von diefen emanzipiert und tut es immer mehr. In der neuesten Zeit aber ging ihre Tendeng dabin, fich gang felbständig und unabhangig von all und jeder Religionslehre und Theologie, auf Grund ber modernen Naturwissenschaft auszugestalten. Diefe Tendeng verfolgten in allerneuefter Jeit Pauljen,

Wundt und in hochstem Mage Ragen. bofer in seiner "Positiven Ethil".

Nach solchen Dorgangen war es für einen füngeren Schriftsteller ein Wagnis, eine Ethit 3u ichreiben. E. D. Jenfer, der rühmlichft betannte Derfasser eines guten handbuches ber Soziologie ("Die Gesellschaft", 1899) bat aber mit genbtem Auge eine Cude in den meiften bisherigen Suftemen der Ethit erfpaht. "Es geht nicht an," schreibt er gang richtig, "immer nur von Pflichten des einzelnen gegen die Gemeinschaft zu sprechen und babei gang gu pergeffen, daß es auch Pflichten der Gefellicaft gegen den einzelnen geben muß. Die Gefellschaft ift genau so wie der einzelne ein sittliches Subjett und tann baber Derpflichtungen wie diefer tragen und erfüllen. Ja, fie muß dem einzelnen gegenüber erft ihre Pflicht erfullen, ebe biefer ber feinigen nachtommen tann und die Derpflichtung des einzelnen der Gefellicaft gegenüber ericeint am naturgemäßeften als eine Solge ber Pflichten, welche die Gefellfcaft icon früher jedem einzelnen gegenüber erfüllt hat." Der Verfasser hat damit einen sehr fruchtbaren Gedanten angeregt, dessentwegen fein Buch mit Recht ben Citel "Soziale Ethil" trägt, benn wenn man fich im allgemeinen vom Moralifieren, worauf boch all und jebe Ethit hinausläuft, wenig Erfolg für den einzelnen verspricht, so tann man im Gegenteil einer Sozialethit, welche auf die Pflichten der Gefellicaft das hauptgewicht legt, ein gutes horostop stellen. hat ja doch schon vor einem halben Jahrhundert Robert v. Mohl einer "Staatssittenlehre" das Wort gesprochen und Zenters Sozialethit ist teilweise eine weitere Ausführung diefes Gedantens.

Es ift ja auch febr einleuchtend, daß, wenn auch eine Individualethit, die auf die fittliche hebung des Einzelnen binarbeitet, sich eine wenig erfolgreiche Aufgabe stellt, da doch der Einzelne ein Produtt seiner Erziehung und feines sozialen Milieus ift, an dem ein Moralpredigen wenig andern tann : fo verhalt fich boch die Sache gang anders mit der Sozialethit, welche ben Nachdrud auf die Pflichten ber Gefellicaft legt. Denn eine Gefellicaft, worunter man doch hier in erster Linie den Staat gu verstehen hat, tann sehr wohl ihr Dorgeben und ihre Politit bem Gingelnen gegenüber nach allgemein anertannten fittlichen Grundfagen regeln. Seben wir es boch taglich und ftunblich, daß Grundfage, die guerft theoretifc als die richtigen erkannt werben, von parlamentarifcen Korpericaften zu Ceitmotiven ihrer Beichluffe erhoben werden.

Auch noch aus einem andern Grunde veripricht die Sozialethit viel erfolgreicher zu sein als die Individualethit. Denn vom soziologischen Standpunkt, den Zenker ganz korrekt einnimmt, ist die Sittlickleit des Millieus, der Gesellschaft die notwendige Voraussehung der Sittlickkeit des Einzelnen. Auch hier trifft jenes scheinbare Aristotelische Paradozon zu, daß "das Ganze früher vorhanden sei als der Teil". Nur in einer sittlichen Gesellschaft sind auch die Individuen sittlich, und wie die Gesellschaft, so der Einzelne. Das ist ein richtiger soziologischer Gesichtspunkt, den Zenker konsequent sesthält.

"Die Gruppe bildet infolge der Gleichett der soziologischen Doraussetzungen (Gemeinsamteit des Milieus, der Abstammung, Gleichheit der Sprache, der sozialen Einrichtungen, der Tradition u. s. w.) stets eine psychologische Einheit, in welcher die Gleichheit oder Ahnlichteit der Gefühles und Begehrensmomente alle Verschiedenheiten des individuellen Denkens überwiegt." Daraus geht die ganze Bedeutung der Sozialethis hervor: denn soll das Individuam sittlich gehoben werden, so muß es erst seine soziale Gruppe sein. So z. B. ist in einem korrupten Staate die ganze Bureaukratie korrupt, schon aus dem einsachen Grunde, weil innerhalb einer solchen Bureaukratie ein ehrlicher Beamter sich nicht behaupten kann.

Soll also eine "ethische Bewegung" wirksam sein, so hat sie ihre Hebel am Ganzen anzusetzen und erst von da aus auf Hebung der Individuen hinzuarbeiten.

Wir tonnen hier auf die Einzelheiten des Senterschen Buches nicht eingehen, doch so viel sei nochmals bemerkt, daß der Weg, den er mit diesem Wert betrat: von der Soziologie zur Sozialethik, um von da zur Individualethik zu gelangen, ein sehr aussichtsreicher ist und es nur zu wünschen wäre, daß die vielen Anregungen, die in dem Buche enthalten sind, auf fruchtbaren Boden fallen.

Prof. Lubwig Gumplowic3.

Die neue Sontane-Ausgabe. (Erfte Serie: Romane und Novellen. 10. Bande.) Derlag von S. Sontane und Cie., Berlin.

Endlich haben wir die Sontane-Ausgabe. Der Verlag, der den Hamen des großen Dichters trägt und vor allen berufen ift, ihm ein warbiges Dentmal zu errichten, hat fich diefer Aufgabe unterzogen. Ein monumentales Wert ift im Entstehen begriffen. Sehn folibe, umfangreiche Bande umfaffen alles, was Sontane an Romanen und Novellen geschrieben hat. Menschen, die viel mit Buchern zu tun haben, geben oft typographifden Impressionen nach. hier diese gebn Bande geben ben Einbrud epifcher Rube, ficherer, bewußter Kraft. Sie feben aus flaren, ehrlichen Augen. Darum bedürfen fie teines "Buchichmuds". Sie fteben auf beimijder Erbe, jo fest und treu wie die Menfchen ber Mart, die Sontanes große Liebe batten. Maupassant

muß in fleinen, ichmalen Banbchen gelesen werben, bie gut in ber band liegen und ins Boudait paffen. Sontane aber muß auf den Cifc aufgelegt werden und man nuß feine Bücher aufschlagen wie eine Chronita. Alle Leichtfertigteit ift feinem Wefen fremd, mit Getandel und Geiftreichtun tommt man nicht an ihn heran; wie bei allen großen Epifern ift im Anfang die Geduld von naten, die er selbst mit feinen Stoffen hatte. Man wurt ungeheure Maffen. Da fteht am Aufang ber gangen Reihe der graße historische Roman aus dem Jahre 1812 "Dor dem Sturm". Che die handlung in fluß dommt, werden Menichen und Brilichfeiten genau beschrieben, mit allen Befonberheiten und einzelnen Sugen, mit einer hiftorifchen Trene und Sorgfalt, ber nichts geringfügig ericheint. Don jedem Dorf, beffen Kirchturm über einer Bobenwelle auffteigt, weiß der Soricher eine Tatfache gu ergablen, aus ber der Dichter eine fleine Geschichte macht. Langfam, langlam geht es vorwärts. Aber man fühlt fich unenblich mohl dabei. Diefe aller Glüchtigfeit und haft abholde Grundlichteit paßt gu bem Soomat der Bücher, zu dem breiten, behaglichen Drud, ju dem auf jeber Jeile ermiefenen, befonnenen und flaren Beift. Wer mit ber Meroofitat des nach Effetten begierigen Lefers einen folden Band auffchlägt, dem wird fich Sontanes Wefentlichftes nicht offenbaren. Ein Wort pagt auf Sontanes Dichtungen gang portrefflich, bas bei der Kritit des XVIII. Jahrhunderts besanders beliebt war; das Wart "Gemalbe". Der "moberne" Lofer will die Stigge, die Jeichnung, die Photographie, Sontane aber gibt Gemalde: Bemalde von Menichen, von Candichaften, von Begebenheiten, von Leidenschaften. Das heißt, er deutet nicht bloß au, sondern führt aus, er entwirft nicht bloß, fonbern geht mit wollem Bielbemußthein bis gum Ende. Er bleibt auch nicht bei der mechanischen Wiedergabe des Gefebenen wie die Photographie, fondern verandert fraft bes herricherrechtes ber Dichter nach feinen Sweden. Dabei aber ift fein erftes Streben Die Erfaffung jener Momente, die dem behanbelten Salle feine Besonderheit geben. Unerbittlich geht er auf ben Kern ber Dinge los. Das ift das Moderne an ihm, daß seine Motive niemals die Oberfläche treffen. Mit Schlagworten ift feiner bichterifchen Art nicht beigufommen. Pjochologie, Milieufunft und anderes flingen leer an ihm porbei. Am hesten trifft ein gutes deutsches Wort - Grundlichkeit. Man weiß aus feinen Briefen, wie ernft er mit feinen Problemen rang, wie es ihm darum gu tun war, Seine "Salle" bis gum Letten gu erichopfen, reftios alles gu jagen und wie er alle blogen Phrasen von fich abwies. Es gibt in der Malerei einen bem feinen vermandten Geift: Mengel.

Beide bemühten fich mit unermudlichem Gifer um die Darftellung der Realitaten, ohne deshalb "Regliften" im Sinne einer Schule gu fein. Menzel gehört ebenso zu Santane wie etwa der altere Kaulbach ju henje. Und jo erflart fich die fonderbare Ericheinung, daß man bei der literarischen "Revolution" der Achtzigerjahre Sontane für die Jugend in Anspruch nahm, daß er mit der Jugend ging. Nicht eiwa daß Sontane der Zeit nachgefommen mare; die Zeit war ihm nachgefammen. Im Beften, was die neue Generation burch ihre Besten gu geben hatte, in der fünftlerijchen Gewissenhaftigleit traf fie mit Sontane gusammen. Mun wurde die lange Reihe der Sontaneichen Dichtungen bis gum "Stechlin" in die Bucherei bes neuen Menichen aufgenommen. Man fprach von einem Derjungungsprozes. Sontane follte durch bie Berührung mit den Jungen neue Krafte gewonnen haben. Und doch hat er höchstens einige tednische Sertigleiten, handwertsliften von ihnen gelernt. Er hatte es nicht notig, fich verjungen gu loffen, denn er hat niemals zu ben "Alten" gegablt. In feinen ersten Romanen ist biefelbe Brijche wie in feinen letten. Und wenn ich porbin von einer Chronita fprach, so ift dies nicht im Sinne von verstaubten, ichweinsledernen Solianten zu nehmen, fandern etwa fo, wie man won einem "Buch ber Hatur" fpricht. Das "Buch der Natur" ift fein Schmöter, fondern der Quell alles Lebendigen. Und fo ein Quell bes Lebendigen ift die neue Sontane-Ausgabe, deren erfte Serie in gehn Banden die Romane und Hanellen bes Dichters bringt.

Rand hans Strobl.

Ceo Gruntein: Bedichte. (Afad. Derlag, Leipzig und Wien 1996.)

Grunfteins Gedichte find feine Bloden, bie fich mit lautem Gellingel antundigen. In dem ichmalen Bandden finden wir fiberall ben Ausbrud echten und lauteren Empfindens. Ein feinbesaiteter Menich, der fich im Gemirr modernen Lebens gu orientieren fucht. Seine Weise Mingt pormiegend in Mall, eine mude Resignation breitet oft bampfende Schleier aus. Dir fühlen bei ihm weniger Kraft als die stets mache Sehnsucht nach Kraft. Und diese Sehnsucht wird ihn gu den "Stromen des Cebens" führen. Seine Einzelheiten find in reicher Jahl über dieje Blatter perftreut. Jeder aufmertfam Lefende wird neue Blumen finden. Intim ift bei Grunftein das Derhaltnis gu den Schwefter. fünsten. Das musikalische Element ist in dieser Enrit fehr ftart, echte Liedform hat fich bem Dichter oft ungesucht gegeben, und mir meinen, daß unfere jungeren Mufiter noch oft aus diefer Quelle ichopfen werden. Aber besonders ift es die bildende Kunft, die Granftein immer pon meuem angieht und anregt. Das Refultat feiner

Betrachtung ift feine einfache Reprobuttion in einem neuen Mebium, fondern ein neues Kunftwert von eigener Bebentung. Wit feinen Augen feben wir Robin, Wattem, die Siehne; ber "truntene Silen" und Coroops "Sphing" erwachen in defen Verfen aus ber Starrbeit ihres Materials. Dielerkei bat uns Grünftein in diefer erften Sammlung gegeben. Und gu munder Entwidlung feben wir hier ichon neue Anfage. Mander Craum, ber fich ihm bier noch mit bilionarer Schambaftigfeit zeigte, mag fich im gestaften. Und auch die hohen jener funbolifchen Dichtung, welche ben Susammenhang mit dem Irotichen nicht verliert und eben baraus thre edte Bebeutung icopft, werden ihm etreichbar fein. Dittner.

"Ihr Leid und fie ... " Novellen und Stiggen von Marte v. Glafer. Berlin, Verlag von Gebrüber Paetel, 1906.

Wan möchte der offender sehr jugendichen Dersafferin eine gute Zutumst prophezeten. Nicht um der Neinen, dem Onch seinen Sitige, die noch zu weich, zu zerstießend ist, nicht um des realistichen Bildchens, das sie "Sammerl" wennt; nicht um der Novelle "Gräsin Anner" willen, die einen glatten High lise-Erzählerton mit einer zu novellenmäßigen Romantif wereinigt. Aber es gibt Seisen in diesem Duche, die trop vieler Ungleichmäßigseiten des Ausdruck und des Stils sessen und fremöliche Dersweckungen für die Sachunt lind.

Ich meine die Novelle "Der Spiegel". Sie int noch technique Sehler, ist zu kang für das zurte Motiv, das nicht gerade, sondern auf Ichzasten Motiv, das nicht gerade, sondern auf Ichzastenegen gestätzt wird. Und boch, diese retzende Schilderung eines rosenumblühten, somenumgestenen banzischen Schlösichens, einer sommerlichen Senlangen, einer sommerlichen Schlösichens, einer sommerlichen seiner sieden seine seiner seiner seiner seine seiner sein

Beziehungen zueinanden for ebler; fo holder Art find, wie fie mur eine Dichterfeite aus bant Leben hermusutefen vermag; diefe anmutige Marquite, die eine feelifde Derwandsichaft wit ben lieblichen Mondainen Leitgebicher Novelles hat, sie ist ein Triumph der kunft, die Geschichte einer Frau gu ergablen, de "feine Gefchichte bet", wie fie von fich felbft fagt. Es ift auch eigentlich feine Gefchichte, fonbern ein leifes, fuffes Beiemander von Worten. Reizenbe Bildes iduden auf - aus den Silberwellen des Chiemfees "die Rille Infel mit ihren einsamen Schlöffen - die Wellen und die Wiefen, bis gunt letten Batin alles in kilbernes Stratilen eingewoben". Und die Some und ihr "purpurnes Schlafengehn in See". Ich habe, als ich die Novelle las, an din Weines Gebicht von Storm benten muffen, ein Gebicht vom "unmerflichen Dertinnen des belliten Sonnenfcheins", von Saben, "bie gente Racht auf Wiefen fpanne", vom fcheibenben Sommer und von der ichamernden frau, die fich feften in ihres Mannes Arm fchmiegt. Des einfache Motiv ber gurcht vor bem Derwellen, bas busch jeben Sommer, durch alle Schönheit, durch jebes Leben geht, hat die junge Dichterin neu unb anders gefchaffen; mit feinen und wervofen handen.

Die schone Suns zittert nicht so seine vor dem Oerwellen, als ihr ebler und seldstlosse Sreund für sie — und er zittert für sie, weit sie ihren Gatten über alles liebt und der Gutte so sehr ihre Schönseit liebt. Das alles ist verschlungen in ein zierkeise Rosengewinde von Worten und Vildern. Das Jugendbuch hat eine Widmung, so warm und tief, daß man fühlt, hier ward einem Menschanderzen wicht nur Cold zuteil, sondern auch die Gabe, zu sugen, was es seidet.

feuilleton.

Patriotischer Spaziergang.

Der einzig berechtigte und beweisbars Patriotismus ist der Cokaspatriotismus — seder andere iß Phrase und gar in Osterreich. Was kimmert mich Prerau und Cekonnicht, das ich sie sie m wehr patriotisches Gestähl einschließen son? Die Candschaft der seder wenn ich so nach einzwei Jahren Abwesenheit wieder einmal nach wei Jahren Abwesenheit wieder einmal nach siesen komme, freue ich mich an den kleinen hügeln und den Wirtshausgärten mit den weiß gestrichenen Sessen und Tischen und an den Wiener Sommerhäusern wie an einem geschenkten Wunder; und in Penzing bekomme ich herzklopsen, weil es schon Wien ist, was man

da links hinaus bis zum Stophanstum siehe In meiner erften, großen Frende finde ich fogar die kjalle des Weitbahnhofes fcon, wenn ich and genau weiß, fie bet meiner Abfahrt in vierzehn Tagen so abschenlich zu finden, wie per wirklich ift: eine maßig große Schaune mit monumentalent Getu. Ja möchte nicht behaupten, daß mir das nur mit diefer halle fo geht, aber ficher ift: der Cotalpatriotismus verträgt feine allzulange ober gar dauernde Anwesenheit an bem Ort feiner Liebe, wenn biefe nicht unnatitelich, foreiert ober roffiniert werben foll; menatürlich in den bekannten Liedern der "Dolksfanger", forciert in ber leichten Cruntenheit ber späten, tiefgelegenen Maxims und Moulins, raffiniert im Aufjuden vertrauter alter Gaffen

baroder häufer ober im Erinnern an große Dergangenheiten. Aber die erften zwei Tage in Wien nach langer Abmefenheit find herrlich. 3ch ichlendere durch die Stadt, vermeide es, Betannte zu treffen, benn ich will mit meiner alteften Befannten, der Stadt, allein fein und alles beraufcht mich und ift Leben, Beftig empfinde ich folde Schandungen wie die im Prachtftil erbauten Sinshaufer an ber untern Ringstraße und anderwarts ober bie Berftorung ber Salggriesgegend um Maria am Geftabe, biefer iconften Kirche Wiens. Aber am britten, vierten Tage ift auch diefer Jorn weg, und ich resigniere in der Erfenntnis, daß alle Stadte den Weg Berlins, das ift: Chicagos gehen muffen und als Stabte verloren find, da fie nichts weiter bedeuten als ein gehäuftes Sufammenwohnen und Arbeiten pieler Menfchen. Bleiben die paar alten, noch periconten Dlage und Gaffen, die man auf. fucht, bamit bie icone Erinnerung nicht verhungert. Und dann trifft man die Freunde, die auf Wien ichimpfen und es einem am Beiftigen beweifen wollen, baf es mit ber Stadt bergunter geht. Melancholisch fahrt man ab, um doch wieder das nächste Mal bei Penging Bergtlopfen gu befommen.

3ch bin nicht dafür, daß jeber alte Haften erhalten bleiben foll, blog weil er alt ift. Aber ich meine, mit der Sorge um Einhaltung der Baulinie und fobe des betreffenden neuen Bauwerts follten fich die Pflichten eines Stadt. bauamtes nicht erichopfen. Die Afthetit ber Strafe ift viel wichtiger als bie ber Bilber. Was da einmal verdorben ift, bleibt es für Generationen. Diefer fogenannte Wiener Binshausstil mar, als er in den Siebzigerjahren anfing, in feiner Gefchmadlofigfeit wenigftens ehrlich - was man aber heute noch fo baut, ift es nicht und ift niedertrachtig. In feiner europaifchen und feiner ameritanischen Stadt habe ich das neue Sinshaus mit der aufgepidten Druntfaffade fo brutal und ordinar gefunden wie in Wien. Es ift, als ob es wahrhaftig feine Architetten gabe, die es ichon machen tonnten. Wobei mir einfällt, daß ich, fast ein Fremder, Wiener nach ber Wiener Wertstätte führen mußte, von der fie gum erstenmal horten! Dag ich mir wie ein Entbeder vortam, als ich bei Lutich die teramifchen Stulpturen des Kunftlerehepaares fah und por Klimts herrlichen Studienblattern nicht verfteben tonnte, wie man diefen großen Kunftler in Wien . . " Sie find noch fo naiv," fagten mir Wiener Freunde und bewiesen mir am Beiftigen, daß es mit Wien bergab geht. Das ift eine grantige Abertreibung, ich weiß. Es ift nur die fleine Paufe zwischen Ein- und Ausatmen, die wie Ceblofigteit aussieht, es find wirtschaftliche Anderungen, die diese Stadt des letten fleinen Mannes ftarfer fpurt als irgend eine, es mogen noch viele folde Grunde fein, ich weiß fie nicht, aber ich weiß : bergab geht es mit teiner Stadt von folch tultureller Macht, beren Sond noch lange nicht aufgebraucht, wenn er überhaupt aufzubrauchen ift. 3weihundert Jahre find es vom Pringen Eugen, taum hundert vom Surften Ligne her - bas ift feine Beit im Ceben eines tulturellen Organismus. Den Glauben, der bas Gange umichlieft, den macht teine einzelne Dummheit und feine Cagesgeschichte zu schanden. Ich weiß ja doch, daß Klimt einmal ein - natürlich hägliches Monument im Stadtpart befommen wird. Einen fleinen Spaß, den ich letthin in Wien hatte, ben hielten mir meine Freunde fo recht bin, um gegen meinen Cofalpatriotismus mit ihrer Raungerei recht gu behalten. Der Theatermann der "Meuen Freien" ließ in feiner Befprechung bes "König Kandaules" ein stumme Person bes Studes "die wenigen Worte, bie fie gu fprechen hat, fehr ichon" fagen. Da die ftarte Wirtung diefer Szene eben in der Wortlofigfeit diefer Perfon liegt und ich nicht annehmen tann, daß ber Krititer eines fo bedeutenden Journals diefe Wirtung nicht gefpurt haben follte, nehme ich an, der Kritifer hat mahrend der Aufführung gefchlafen, weil ihn das Stud fofort langweilte. Daß er einen fritischen Say aus dem Dorwort des "Kanbaules" als Gides Meinung gu feiner Kunft gloffiert, diefe fatale Sache fam wohl nur burch die unangenehm empfundene und verwirrende Unterbrechung zwischen Schlafen im Theater und Schlafen gu haufe gu ftande. An dem allein ift nun Gides Drama fould, diefe "Dergewaltigung hebbels" wie man oft lefen tonnte, weil Gide eine Sabel - des Berodot benunt hat. Die Gegereien meiner freunde, die mich damit aufziehen wollten, ließen mich fubl. Dem Kritifer des Berliner "Kleinen Journals" hatte bas genau fo paffieren tonnen wie dem ber "Neuen Greien". Nein - mit folden Dingen tommt man meinem Cotalpatriotismus nicht bei. Gegen den gibt es nur ein Mittel und das steht bei mir. Und so wie ich dieses Mittel wirtend fpure, fege ich mich in ben Jug und fahre wo anders bin. Um eine grau, die man liebt, barf man nicht immer herum fein. Grang Blei.

Von der Woche.

5. Marg. Der Derband ber Argte Deutschlands in Ceipzig ftellt bem Streiffonds ber nieberöfterreichijchen Arzte 20.000 Mart zur Derfügung. — Baron Banffy erflätt in einem längeren Schreiben an Kossuth seinen Austritt aus

ber ungarifden Koalition.

6. 387. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Im Dringe lichteitswege wird die Regierung aufgefordert, die blutigen Dorfalle in Cadle und Miniom am 26. und 28. Sebruar ftrenge ju unterjuchen. Die Sigung nimmt ftellenweise einen

febr fturmifden Derlauf.

7. 388. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Das Austultantengeset (2526. Bell. d. St. Pr.) wird in zweiter und britter Cejung angenommen. Erfte Cejung der Regierungsporlagen betreffend die Wahlreform und die Gefdaftsordnung des Reichsrates (2562.). — Refonftruftion des ungarifcen Minifteriums: SMC. Adalbert Pap von Szill wird zum honved., Julius Coft gum Unterrichts- und grang fegebüs 3um Sinangminifter ernannt. - Infolge Sehlichlagens ber Handelsvertragsverhandlungen mit Ofterreich-Ungarn demiffloniert das ferbifche Kabinett Stojanowitfch.

8. Für die Einfuhr jerbischer Waren nach Operreich-Ungarn tritt der autonome, für solche aus Bulgarien der vertragsmäßige Tolltarif in Kraft. — 389. Sizung des Abgeordnetenhauses: Sortsethung der Wahlreformdebatte. Der Vertreter Ofterreich-Ungarns bei ber internationalen Konfereng in Algeciras überreicht einen (Dermittlungs-) Dorfolag liber die Organisation ber Polizei in Marotto. -Rudolf Aufpit (geb. 1837), Großinduftrieller und gewefener

Reichstatsabgeordneter, in Wien †.
9. Im Ministerium des Auhern in Wien wird der handelsvertrag zwijchen Ofterreich-Ungarn und ber Schweiz unterzeichnet. — 390. Sigung des Abgeordnetenhaufes: Sortfettung der Wahlreformbebatte.

Gedanten gur Zeitgeschichte. "Seit ber haager Konfereng find die Slotten. ausgaben ber Machte Europas und Ameritas von 601/2 auf 1011/2 Millionen Pfund angewach fen." Diefe Worte hat vor einigen Tagen ber britifche Abmiralitätsfefretar Ro. bertfon im englischen Unterhause bei ber Einbringung des Marinebudgets gesprochen. Sie gablen meines Empfindens gu den traurigften Seitbotumenten. Seit ber Friedenstonfereng find alfo die jährlichen Aufwendungen fur ben Seetrieg um fast eine Milliarde Kronen, genauer um 984 Millionen angewachfen! Ruch ein Kommentar, und tein nebenfachlicher, gur Sriedensbewegung! Je mehr die Friedensidee in den Köpfen und herzen der Gebildeten fich befestigt, besto eifriger werben bie Ruftungen 3u Waffer und zu Cand betrieben, defto beutlicher wird es, wie wenig noch die prattische Politit von der Friedensidee beeinfluft wird. Das verflossene und bas laufende Jahr haben uns bittere Aufflarung barüber gebracht. Ein Michts wie dieses Marotto hielt uns seit Jahresfrift in banger Surcht por dem Ausbruch eines Weltbrandes. Seit den Tagen der Schnäbele-Affare ift es nicht gefchehen, daß angesebene, führende, ihrer Derantwortung vollbewußte Blatter im Deutschen Reiche die grage eines Krieges mit Frantreich fo ernft, mit folch fach-

licher Dertiefung erörtert hatten wie jest. Es liegt etwas Unheimliches barin, daß ein Schrednis, an das man taum entfernt zu benten wagt, mit folder Beharrlichteit als eine erwägenswerte Möglichkeit behandelt wird. Und man barf ben beutschen Blattern nicht ben Dorwurf der Leichtfertigkeit machen. Deutsche Surften und Staatsmanner haben ja ben Grundton für die ernste Auffasjung der Weltlage angegeben.

Bei ber Eröffnung bes Reichstages am 28, November vorigen Jahres erflart Kaifer Wilhelm, die "Beichen ber Beit machten es ber beutichen Nation gur Pflicht, ihre Schugwehr gegen ungerechte Angriffe gu verftarten". Am 6. Dezember 1905 fagt Surft Bulow, daß "feindselige Strömungen gegen Deutschland besteben, gegen die wir auf der hut sein muffen", und bald darauf spricht der preußische Sinanzminister von "duntlen Wolfen am politischen Borigonte". Am 25. Sebruar d. J. jagt Kaifer Wilhelm beim Empfang ber Selbmaricalle : "Gebe Gott, daß ein Kriegsfall nicht eintrete; follte es aber bennoch geschen, fo bin ich fest überzeugt. daß die Armee sich ebenso bewähren wird wie por 35 Jahren." Am 7. d. M. wechseln in Dresden die Konige von Sachsen und von Württemberg Trinffprüche, worin von der "hoben politifchen Erregung" und von "fcwerer Zeit, por der Gott uns bewahren moge", die Rede ift. Kein Wunder, wenn in Deutschland eine gange Kriegsliteratur aus bem Boben machit, barunter utopiftifche Romane, die einen toloffalen Ceferfreis gewinnen. Gleichzeitig erörtern in ber tonangebenden Parifer Presse hervorragende Generale, wie Canglois im "Cemps", die Kriegsfrage, die Bereitschaft des Candes, die ftrategifden Chancen von Angriff und Derteidigung. »La France militaire«, das angesehenste militarische Sachblatt, wettert gegen bas Schlagwort: Nous ne sommes pas prêts. Was? Micht bereit? "Wohin wären die Milliarden gekommen, die das Cand aufgewendet hat, wohin die Arbeit der Elite unserer Jugend? Aber es ift nicht mabr, es ift grundfalfd, daß wir nicht bereit feien. Gegen bie 23 Armeetorps der Deutschen mit 1.4 Millionen Kriegern tann Frantreich 21 Armeetorps mit 1.3 Millionen ins Selb ftellen. Der Unterschied von 100.000 Mann wird reichlich wettgemacht burch die beffere Schulung der frangofifden Offigiere und Truppen fowie burch die wunderbare Aberlegenheit der frangofischen Artillerie, die felbst eine Differeng von einer halben Million Mann ausgleichen wurde. Das neue bentiche Geichumobell gibt brei Soulfe

in der Minute, das frangofifche 18-20, überdies haben fich die frangofifchen Offigiere und Artilleristen seit acht Jahren mit der Eigenart des sehr belitaten 7.5 Gentimeter-Geschützes

verfraut gemacht" u. j. w. Die jungere Generation von heute erinnert fich aus perfonlichem Erleben an feine Periode in der die Eventualität einer europäischen Konflagration mit fo fontretem Ernft behandelt worden ware. Das muß man als wichtige historische Catsache anmerten. Dielleicht ist in bem Augenblide, ba diefe Zeilen erfcheinen, bie Marotto-Konfereng auf bem gludlichen Wege gur Lojung, vielleicht auch fteht fie por ihrer Auflösung. Aber wer sichert uns gegen ein zweites, gegen ein brittes Marotto, das irgendwo in fremden Kontinenten, auf der hobe des Weltmeeres urplöglich auftaucht? Ob nun der Maroffostreit in Algeciras geebnet ober ob er ungeloft fortgefchleppt wird - Dertrauen und Buverficht find jebenfalls erfchuttert. Arbeiten wir weiter an der Dertiefung und Ausbreitung bet Griebensibee, aber verschliegen wir uns nicht vor ber bitteren Ertenntnis, daß fie heute noch blutwenig reglen Einfluß auf die bobe Pofitif übt.

Raimund-Theater. Don Rudolf Cothar erlebte hier ein Luftspiel "Frauenlob" 3wolf Jahre nady feiner Entstehung - bie erfte Aufführung in Wien. Es hatte feinerzeit im Burgtheafer mit Gabillon und hartmann gegeben werben follen. Dem einen war die Rolle eines bramarbafierenden Jagerlatemers. bem anbern die eines felbftgefälligen Cuftfpielbonvivants jugebacht, alfo Rollen, darin beibe gewiffermaßen fich felbft zu fpielen gehabt hatten. Die alpine Sommerfrifche, wohin Lothar den Schaupfat feines Luftfpiels verlegt hatte, ware von allen freunden bes Burgtheaters unschwer als ber Grundlfee agnosziert worben, wo damats unfere hoffchanfpieler mit Dorliebe ihre Serien gu verbringen pflegten, und fo batte benn bas Stild, reditzeitig und mit ben rechten Centen aufgeführt, als pitanter Gelegenheitsichers ohne Sweifel feine Schuldigfeit getan, ficherlich fo gut, wie die Einaftet, die bente Siegmund Schleftinger ju Wohltätigleitszweden Berrn Kging und herrn Girardi auf ben Leib fcreibt. Doch Gabillon ftarb und bamit waren bem Cuftfpiele Cothars die ficherften Dorausfegungen für den Erfolg entzogen. Die geplante Aufführung im Burgifeater unterblieb benn auch. Es zeugt gerade nicht von tiefer felbitfritifder Einficht, bag Cothar beffenungeachtet an seinem Eustspiel festhielt, als ob es nicht einem journalistischen Einfall fein Gelegenheitsbafein verdantte, fondern geschaffen worden ware, um auf die Nachwelt gebracht zu werden. Man braucht nicht erft barauf bingumeifen, welche Wandlungen unfer Geschmad im Laufe diefer Beit erfahren hat, damit erfannt werde, wie fehr fich heute die Konjuntturen fur ben Erfolg eines iconrednerifchen Luftfpielfpatlings verschlimmert haben, und man braucht nicht erft ju betonen, bag intime Scherge vom Tage mit dem Tage fterben, an dem fie geboren wurden. Wunders genug, daß das roftliche Luftfpielgebantden losgeloft, von ben perfonlichen Begiehungen gu den Darftellern, bie es hatten vertorpern follen, im papierenen Schmude feiner Seullleton-Wigden und feiner zierlich gedrechselten, mandmal wohl auch verbrechselten Sprachbilber einen im großen gangen freundlichen Eindrud hinterließ, und will man nicht anaufrichtig fein, bann muß man fogat jugeben, daß dem fauber angerührten habermusbrei nach den letten Meuheiten des Raimund. Theaters immerbin die Bedeutung von "Kaviar für das Doll" jugesprochen werden tann. Wer den fonnigen humor und bie aufjandgende Abentenrerluft des fogenannten galten Burgtheaters" in der Sommerfrifde fannte, der fühlte fich durch die drei ober vier Derlobungen, Die Lothat als dramatifche Ausbeute ber Künftlertolonie am Grunbffee mit nach haufe gebracht hat, unwillfürlich an ben Kunftgewerbfer erimmert, ben ber "Sintpligiffimus" feinem Freunde ergablen lagt: "Geftern mar ein herrlicher Somnemuntergang. Ich erlebte zwel Capetenmufter und vier geblumte Bettvorleger." Don der einattigen Gefangspoffe "Die Erafitan-tin", die zu bem Luftfpiele Lothars gegeben wurde, fpreche ich lieber nicht. Aber fie liefe es fich nicht mehr mit Worten ftreiten. Da mußte man ben "Demoliertrowoten" gu filfe rufen. -tr-

Mil Grerreichniche Rundichau, fieft 72. G Rebaltionsfclag to. Mary 1906. G Ausgegeben 15. Mary 1906. ngeber: Dr. Affred Freihere von Berger, De. Karl Gloffig. D Defentwortlicher Rebalteut : Du. Spago finberfelb

Notizen.

(M. L. priv. allgemeine Verlehrsbank.) Mit Rückschauf auf die Ausdehnung des Geschättsvertehrs der allgemeinen Verlehrsbank ergab sich die Notwendigket, die Erhöhung des Aftienkapitals, zu welcher die allgemeine Verkehrsbank schon durch Generaluersammlungsbeschuß vom 28. März 1884 derechtigt (R. durchzustlüten. Im Sinne diese Beschüuse und des § 8 der Statuten erfalgt daher die Erhöhung des bisherigen Aktienkapitals nam 21,200 000 K durch Ausgade von 20.000 Skilk neuer Aktien à 280 K mit 5,600.000 K auf 16,800.000 K. Auf die Entisson der neuen Aktien, welche an dem Erträgnisse des Jahres 1906 partizipieren, wird den alten Aktionären das Bezugsrecht zum Kurse von SO K pro Aktie in der Weise angeboten, daß je zwei alte Aktien zum Bezuge einer neuen Aktie berechtigen. Das Bezugsrecht sit in der Weise angeboten, daß je zwei alte Aktien zum Bezuge einer neuen Aktie derechtigen. Das Bezugsrecht sich der Ausganklichen Aus Austie vom A. diese Bezugsrecht sich die Sakanste-Spatikat under Antien der Mitten, auf walche das Bezugsrecht nicht geseine der Allemanden und Gewerße gestübet. In der am 7. d. Allemanden und der Seit auch Ab. Dies Derechusdant wurde der Beschung der Allemanden der Siehen Berechten der Antien der Anti

(Weiener Bankverein.) In der am 9. d. Mt. abgehaltenen Sithung des Administrationsrates des Wiener Bankvereins wurde die Verteilung einer Divid en de vom 30 K = Philo wie im Vorjahre desklossen. Der Reingewinn bewägt 10,407.291 K gegen 8,664.368 K im Vorjahre. Die Ausschützung der Dividonde auf das wiel 80 auf 100 Millisten gehötzte Kantigal exfordert Ila Millionen Kronen, gegen 6 Millionen im Vorjahre.

Wer sich für Phototunkt interessiert, beachte den Propott der Sirma Camera Grohvertzieb "Union" Hugo Studig & Co., Dresden, Bodenbach, Jürich, der diesem Gest beiliegt.

Der in den meitesten Kreisen bekannte und geschätzte &. Hartlebensche Plan von Wien liegt in kartographisch vollständig ernuerter und in jeder hinfickt verhessent und Luxus erneiste eine Arestliche Kusssussussus und Derlästlichekt ausgezeichnete Stadinsan ist auch in der 23. Auflage mit einem vollständigen "Straßenverzeichnis" aller Bezirke von Wien und mit Verzeichnis der "Sammlungen und Sehenswürdigsleiten" versehen. Der hartlebensche Plan von Wien ist in allen Buchhandlungen zum wohlseilen Preise von 50 h = 50 ps. vorrätig.

"Sang und Alang aus akter Satt". (190 Mufti-Mide aus Aahulaturen des XVI. his AVIII. Jahrhunderts), gefammett und überfest von Wilhelm A.p.pert, ift der Eitel eines äußerft wichtigen und bedeutungsvollen mufttalischen Wertes, auf welches die Sirma Ceo Ciep mannsjohn, Antiquariat, Berlin 8W. pl., eine Substitution von 600-numerierten Cromplaren eröffnet, die am. 15. Juni d. J. geschlossen werden foll und von deren Ergebnis die Publidation des tostbaren Manuserierten abhängen wird. Der Subkriptionspreis des varnehm ausgestatteten, broschierten Randes ist auf 9 M. setzgeiest. Der Hilfaausschut zur Anterklipung ber notleidenden Deutschen Auchlands mondet fich ant der Bitte an alle Kreise des deutschen Polies um Anterkühung der durch die Ereignisse in Ruhland beotios gewordenen Deutschan. Seihendungen (Einzel- und Sammelgaden) werden an die Haupstammelbelle, die Königliche Sechandlungshauptigs zu Parlin, Mapptgrafenftr. 46a, under der Begeichnung "Sur die nobleihenden Deutschenden Ruhlands", Juckstein an den hillhaunschuft für die notleibenden Deutschen Ruhlands, Begin SW. 11, Desjauerkrafe 28, erbeten.

Büchereinlauf.

Mogart-Heuchelei. Ein Beitrag zur Kunftgeschichte bes XX. Jahrhunderts. Don Paul 31ch orlich. Leipzig, \$196. Sriedrich Rothbarth.

Celtfaben der Cogif in pspehologifierender Darftellung. Don Dr. Abolf Stöhr. Wien, 1906. Franz Deutide.

Brutus. Ein bramatisches Gebicht. Don Georg Terramare. Wien, 1906. C. W. Stern.

Thomas Mann. Bilse und ich. München, 1906. E. W. Bousels. Johannes Schlaf. Novalis und Sophie von Kühn. Eine gspho-phpsiologische Studie. München, 1906. E. W. Bonsels. Waldemar Bonsels. Ave vita mortiuri is salutant. Mit Buchtteilzeichnung von Will Geiger. München, 1906. E. W. Bonsels.

Geichlichte ber englischen Literatur, von den Anfängen bis zur Gegenwart. Mit einem Anhang: die nordameritanische Aiteratur. Don Prof. Dr. Edward Engel. Sechste Auflage (in neuer Bearbeitung). Seipzig, 1906. J. Baodeler. Studienbeheife für den Unterricht in der allgemeinen und sehnischen Chemie. Don Prof. Mit. Teclu. Wien, 1906. Schliverlag.

Eingesendet.

Die feinsten Zigaretten and Nestor Gianaciis King — Phénix — Lotus.

Franz Josef-BITTERQUELLE

von ärztlichen Autoritäten seit Jahrzehntenals das gehaltreichste und sicherste natürliche Abführmittel empfohlen.

DIE DIREKTION IN BUDAPEST.

1010	Bebattion: Wien, il. Apernring 3. Telephon 4636.	.00
6 0	Sprechtunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.	00
100	Derlag: Derlagsbuchbandlung Carl Konegen (Ernft Stillpnagel).	مِم.
4 0	Drud von Christoph Reiher's Sahne, Wien, V. Dapier: Schlöglmubl.	00
@	Redattionsichling für Beft 73: 17. März 1906.	Q D

feraten-Annahme durch die Administration ber Giterreichifden Rundichan, Wien, I. Operaring 3 und durch alle Annoncen-Bureaus. fertionspreife: Die viergespaltene Millimeterzeile 25 h, 1/10 Seite K 12 .- , 1/2 Seite K 20 .- , 1/4 Seite K 35 .- , 1/2 Seite K Seite K 60.-, 1/1 Seite K 100.-. Inferate im redattionellen Teil K 1.20 für die Petitzeile. Beilagen nach Abereinfommen.

Sauerbrunn

Hochfeines Tafelwasser.

Oberall erhältlich! Eigene Niederlage: WIEN, I. Sonnenfelsgasse Nr. 4.

Telephon Ilr. 12.801

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

WIEN, I. Concordiaplat 4

lielt famtliche Wiener Tages-Journale, ferner alle hervorragenden Blätter der ölterr. = ung. Mon= archie und des Huslandes (welche in deutscher, franzöllicher, englischer und ungarischer Sprache er-Icheinen), sowie alle wichtigeren Fach- u. Wochen-Ichriften, und persendet an die Abonnenten jene

ungsausia

welche sie persönlich (oder sachlich) interessieren.

Der »OBSERVER«

lit in der Lage, aus allen wichtigeren Journalen des Kontinents und Amerikas leinen Auftraggebern Preßitimmen (Zeitungsausichnitte) ledes gewänichte Thema ichnellitens zu liefern.



III. Tell:

rgründung der Elektrizität ohne Wunderkultus. K 2·40.

halt: Vorwort. — Vom gegenwärtigen Bankerott der elementarischen Wissen jaften. — Wunderglaube in der Forschung. — Weltanschauung. — Wie ent-ht Magnetismus und Elektrizität. — Problem der unterschiedlichen Zoben-nperatur. — Wie die Niederschiege entstehen. — Kathodenstrahlen. — Ge-heimnie des Radiums etc. etc.

Vorher erschienen:

Die Gravitationslehre . . . ein Irrtum. K 1.50.

egen die Wahnvorstellung vom heißen Erdinnern. K 1.80

Sed. Verlag übernimmi Druck u. energ. Pertrieb v. Gedichten, Novellen, Romanen, Dramen etc. Crägt einen Cell der Kolten. Kul. Beding. Oli. lub +113 BH« an Haulenstein & Vogler, A.=G., selpzig, erbeten.

Dankbarke

beranlaft mid, gern unb atten Cungen- u. halsleit den mitguteilen, wie mein f burch ein einsaches, billiges erfolgreiches Raturprodukt feinem langwierigen Leiden b

K. Baumgartl, Goftwir in Rentet bei Rarlebab



Alle Amateur photograph denen die illustr, Monatsschrift für Amateur photographie und Pro

als Ratgeber dient, finden dauerndes Vergnügen an der Lichtbl
Jährlich 12 Hefte mit 24 Kunstbeilagen und zahlreichen Textillustr
Preis M. 6.— E. 6.—. Probeheft gratis und franko.
Zu beziehen durch alle Buchhand- CARL KONEGEN (Brnst Stüllungen oder durch den Verlag CARL KONEGEN (Wien, I. Open

BEZUGSOUELLEN WERDEN AUFGEGEB IST DER BESTI SPRECHAPPAR

Deutsche Grammophon-Aktiengesellsch Wien, I/1. Krugerstraße 8.

Klobasse

Vien, I. Kolowratring

TAPETEN von den einfachsten bis zu den feinsten Sor Telephon 6121.

MESSINGMOBE

Telephon Sor Wien, VII. Mondscheingasse 4 Teleph Preiakurant, klein, gratis, groß z K, welche bei Bestellung rückverg litet w

Julius Freiherr v. Horst.

(Geboren am 12. April 1830 zu Hermannstadt, gestorben am 6. Februar 1904 zu Graz.) Don Heinrich Friedjung.

(Schluß.)

Durch diese Vorgänge war die Stellung der verfassungstreuen Minister im Kabinett Taaffe unhaltbar geworden. Sie stellten im April 1880 dem Kaiser por, daß seine Regierung mit dem Programm, einen Mittelweg einzuhalten, gescheitert fei, sie wurde sich fortan nur zu halten vermögen, wenn sie sich auf die Slawen stüke, eine Wendung, die von seinen Ratgebern aus der Verfassungspartei nicht mitgemacht werden könnte. Sie empfahlen deshalb den Rudtritt des gesamten Kabinetts; es wäre ehrlicher und klüger, wenn ein reines Kabinett der Rechten das Ruder ergriffe, auf daß die föderalistischen Gegner der Verfassung ihr Können zeigten und auch genötigt waren, Wasser in ihren Wein zu gießen und ihr Programm einzuschränken. Diese klare Lösung sei besser als die Sortsetzung des Eiertanges zwischen den Parteien. Graf Caaffe gab scheinbar dem Drangen seiner deutschen Amtsgenossen nach und erklärte sich zum Rudtritte bereit; der Kaiser nahm jedoch die Demission nicht an, sondern bestand darauf, das Kabinett solle bis zum Schlusse der Seffion bleiben und noch die Annahme des Budgets im Parlament durchseten; dann erst könne von Kabinettsneubildungen die Rede sein. Dabei blieb es auch; in einem Briefe des Handelsministers Korb an einen Freund liest man die bezeichnende Bemertung, Taaffe trachte die Wünsche Sr. Majestät zu erfüllen, wobei nicht immer der gerade Weg eingeschlagen werde. Während dieser Verhandlungen befand sich Horst nicht in Wien, sondern in Görg am Totenbette seiner verheirateten Cochter, deren Einsegnung er hier beiwohnte; er stand aber bestimmt zu seinen Gesinnungsgenossen und Stremanr schrieb ihm in diesen Cagen über die Lage: "Caaffe ist wie gewöhnlich bamit zufrieden, über die Verlegenheiten des Augenblids hinwegzukommen und will durch bereits eingeleitete Verhandlungen mit der Rechten, die angeblich noch viel gahmer geworden, noch das Militärgeset und die Wehraeseknovelle durchdrücken Das Resultat von alledem ist, daß wir verdammt sind, in einer parlamentarisch unleidlichen Situation noch vier Wochen auszuharren, daß uns Derfassungstreuen doch wieder bevorsteht, nach Schluß der Session doch auf eigene Sauft aus dem Ministerium auszuscheiden, da Taaffe - nach den bisherigen Erfahrungen — bis dahin taum noch Lust haben wird, die in Aussicht genommene Demission für seine Derson und das gange Kabinett ernst zu nehmen."

Es geschah, wie Stremagr angenommen hatte. Die brei verfassungstreuen Minister Stremanr, Korb und horst beharrten auf ihrer Demission, mahrend von der Caaffes und der flawijch-klerikalen Minister nicht mehr die Rede mar. Nur ungern und nach vielen Einwendungen ließt man fie gieben; war doch mit ihrem Ausscheiden der bisher festgehaltene Schein zerstört, als wolle das neue Spstem zwischen Slawen und Deutschen unparteiisch vermitteln. Die drei engverbundenen Minister begründeten ihren Schritt in zwei am 12. und am 16. Juni 1880 ein= gereichten Dentschriften, in benen sie mit großer Sestigkeit Beschwerbe gegen bas Vorgehen des Grafen Taaffe erhoben. Sie gebrauchten zwar nicht Wendungen gleich der Anklage des Sürsten Karl Auersperg, der, im hinblid auf die ihm ein Jahr vorher gemachten Dersprechungen, bem Grafen Taaffe im herrenhaus das bose Wort von seiner "griechischen Treue" zurief; in der Sache aber klang ihre Sprache nicht anders. Sie hätten ihren Freunden von der Linken - jenen 44 für das Wehrgesetz gewonnenen Mitgliedern - "die autorisiert gegebene Versicherung" gegeben, das Ministerium werde sich in seiner früheren Jusammensetzung nicht ändern; hinter ihrem Ruden aber fei auf Grund von Derhandlungen mit der Rechten die Neubesetzung des Unterrichtsministeriums vorbereitet worden. "Es war nicht für notwendig erachtet", so fährt die Dentschrift vom 12. Juni fort, "vorerft mit uns die fo plöglich veranderte Lage ju erwagen und über die neu einguschlagenden Schritte zu beraten; es schien vollkommen genügend, uns vor eine schon ju drei Dierteilen geschaffene Catsache ju stellen, um uns jur Justimmung gu nötigen, durch welche unsere Selbittompromittierung gegenüber der Derfassungspartei vollzogen worden ware. Daß wir eine folche Zumutung nur auf das ent-Schiedenste ablehnen mußten, glaubten wir unserer politischen Wurde und Ehre schuldig zu sein." Sie klagen sich des politischen Sehlers an, daß sie sich im April noch zur hinausschiebung ihres Rudtrittes bestimmt gefühlt hatten; auf teinen Sall aber könnten fie einer Regierung angehören, die fich auf die Rechte stute, der die Erweiterung der Landesautonomie auf Kosten des einheitlichen Staates am herzen liege. "Wir vermögen es", so heißt es weiter, "mit unserem Gewissen und mit unserer Auffassung von Patriotismus nicht zu vereinbaren, an einer Regierungstätigkeit Anteil zu nehmen, die sich - will sie die Unterstühung der heutigen Majorität behalten - in einer fur uns als fehr gefährlich ertannten Richtung bewegen muß, weil diese Majorität es fehr mohl versteht, sich im entscheidenden Augenblid Konzessionen zu erzwingen."

Und auch darüber führte die verfassungstreue Minderheit Klage, daß, während von ihrer Seite die Bildung einer Mittelpartei im Abgeordnetenhause in Angriss genommen wurde, dies durch andere Regierungseinslüsse durchkreuzt wurde, um die Sestigkeit des slawisch-klerikalen Bundes nicht zu stören.

Doch nicht diese Einzelheiten waren es, durch die der Bruch herbeigeführt wurde, sondern die vom Grund aus verschiedene Auffassung von der Natur des österreichischen Staates. Sollte das von Maria Theresia und Josef II. entworfene,

im ganzen einheitliche Gefüge und damit der deutsche Charatter der Monarchie nach Möglichkeit gewahrt werden? Oder war es ratsam, den Schwerpunkt in die magnarischen und slawischen Volksstämme zu verlegen? In Ungarn war dies schon geschehen, sollte man in Österreich damit fortsahren? Würden die Deutschen dadurch nicht in gefährlichen Widerstreit zu dem Staate gebracht, den sie doch als ihre Schöpfung betrachten dursten? In diesen Grundfragen war horst unbeugsam, mehr noch aus österreichisch-patriotischem als aus deutschem Gefühl heraus.

Er dachte darin schärfer als Stremanr und Korb, die, bezeichnend genug, dem militärischen Amtsgenossen die Entwerfung jener zwei Denkschriften überließen; sie selbst waren vorher und nachher zu Gefälligkeiten gegen Taasse bereit, und Stremanr gab sogar noch am 20. April 1880 die erste der Sprachenverordnungen heraus, die auch im deutschen Sprachgebiet Böhmens dem Cschechischen Raum gaben. Doch auch ihre Nachgiebigkeit hatte ihre Grenzen und so erhielten sie am 26. Juni 1880 ihre Entlassung.

Taaffe sette übrigens auch dann noch eine Zeitlang sein Schautelspiel fort und bot die Stelle eines Statthalters von Mähren dem scheidenden Handelsminister an. Freiherr v. Korb war bereit anzunehmen, falls ihm die Jusage gemacht werde, daß tein besonderer Minister für die Länder der böhmischen Krone, mit einem für ihn aus der Zentralverwaltung herausgeschnittenen Wirtungstreise, ernannt werde, und wenn man von der Auflösung des mährischen Landtages absehe, der damals eine deutsche Mehrheit besaß. Er fragte in einem Briefe vom 30. August 1880 Horst um seine Meinung, mit dem Beisügen, daß seine politischen Freunde ihm, wenn seine Bedingungen erfüllt würden, zur Annahme rieten. Taaffe habe ihn auf seine Schloß Ellischau geladen, um die Sache zu besprechen. "Ich will nun im Laufe dieser Woche dahin," fährt er fort, "obwohl ich gestehe, daß mir eine schriftliche Abmachung lieber wäre. Indessen weiß er, daß mit mir nicht zu spaßen ist."

Die Antwort Horsts ist für seinen Geradsinn und seine politische Sestigkeit überaus bezeichnend. "Wenn gewiegte Politiker wie Chlumecky, Weeber, Schmerling, Schönburg, Unger," so schrieb er ihm, "in solcher Abereinstimmung raten, den Statthalterposten in Mähren anzunehmen, dann wird es ja wohl gut sein, es zu tun. Mein auf dem Gebiete der Politik wie überhaupt schlichter Hausverstand sagte mir, daß es für einen Mann, der wenige Wochen früher dem Monarchen erklärte, daß er es für eine Gewissenspssicht halte, unter den obwaltenden Umständen aus der Regierung zu scheiden, eine Unmöglichkeit sei, sich dann derselben Regierung, noch dazu in einem Augenblicke als politisches Exekutivorgan hinzugeben, in welchem sich die eigene Partei zu einem ernsten Kampse mit dieser Regierung rüstet. Mag sein, daß ich dabei mehr die Erhaltung der Integrität des politischen Charakters eines liebgewordenen Freundes als das Parteiinteresse vor Augen hatte, obwohl es mir auch nicht einseuchten will, wieso es für die Partei zwedmäßig sei, die Position des Grafen Taasse heute dadurch zu sestigen, daß sie sich von ihm Sand in die Augen streuen läßt. Graf Taasse wird sich hüten, Dir schriftliche Garantie

zu bieten, und wenn auch, so wird er es mit seinen Zusicherungen einem untergebenen Statthalter gegenüber sicherlich nicht genauer nehmen, als er es gegenüber einem einstigen Kollegen tat Ich sinde es ganz natürlich, daß Du die Ansicht der von Dir genannten politischen Autoritäten entscheiden läßt, und wünsche nur, daß sie sich als richtig erweist. Wie die Sache immer ausgeht, an mir wirst Du einen stets treuen Freund besitzen, der Deine handlung gewiß nie schmähen wird — von der Partei kannst Du aber eventuell auf letzteres gesaßt sein." Korb nahm darauf den Statthalterposten an und bekleidete ihn bis zu seinem nicht lange darauf erfolgten Tode.

Der unbeugsame Gradsinn Horsts wurde ihm bei Hose bitter verargt und dies umsomehr, als man von ihm als General Geschmeidigkeit in politischen Dingen erwartete. Daß er diesmal so wenig mit der Sprache des Freimutes zurüchielt wie zur Zeit seiner Reise nach Süddeutschland, erregte tiesste Unzufriedenheit; er ist aber in dem zweiten Falle ebenso im Recht geblieben wie im ersten, da die Rechnung auf die staatserhaltenden Absichten und Kräfte der nichtdeutschen Dölkerschaften zuerst in Österreich und später auch in Ungarn sehlschlug. Die Folgen seines Handelns blieben ihm nicht erspart; unmittelbar nach seinem Austritt aus dem Ministerium wurde auch der militärischen Laufbahn des erst 50 Jahre alten Generals ein Ende gemacht und seine Versehung in den dauernden Ruhestand verstügt. Offenbar war der Staat so reich an organisatorischen Calenten, daß man auf seine bewährte Kraft leichten Herzens verzichten konnte.

Doch auch damit waren seine Gegner noch nicht befriedigt. Unmittelbar nach seinem Rudtritte erschien bei ihm ein Abgesandter des Kaisers, um ihm den maggebenden Wunsch auszusprechen, er solle das von ihm bekleidete Mandat zum Abgeordnetenhause niederlegen. horst war 1873 bis 1879 Vertreter des oberöfterreichischen Großgrundbesitzes gewesen und betleidete in dem 1879 gewählten Darlament das Mandat der Candgemeinden von Radaut-Suczawa in der Butowina. Die Antwort auf dieses Ansinnen richtete er am 12. Juli 1880 an den Grafen Taaffe, den er aufgesucht, aber nicht angetroffen hatte, weshalb er ihm folgendes ichrieb: "Junachst wollte ich Gure Erzelleng in Kenntnis segen, daß ich dem mir durch . . . betanntgegebenen Wunsche Seiner Majestät unbedingt Folge leisten und mein Mandat als Reichsratsabgeordneter niederlegen werde — was inzwischen auch ichon geschehen ist. Offenbar habe ich durch dieses bereitwillig realisierte Entgegentommen nicht nur dem Wunsche Seiner Majestät, sondern auch jenem Eurer Erzelleng und vielleicht der Regierung in ihrer Gesamtheit entsprochen, wenn mir auch das Derlangen nicht gang erklärlich war, weil ich — vielleicht etwas unbescheiden - glaubte, auch als einfacher Abgeordneter auf dem Gebiete meines früheren Resorts nühlich sein zu können, mas indirett sogar der Regierung gustatten getommen ware. Der letteren hatte ich als früherer Kollege, ichon aus Anstandsrudfichten, gemiß teine aggreffive Opposition gemacht. Es liegt übrigens nicht an mir, die Nüglichkeit oder Schädlichkeit meiner Entfernung aus bem Parlamente zu beurteilen — genug, ich habe das von mir begehrte Opfer gebracht, obwohl dasselbe sür mich gleichbedeutend ist mit der Verzichtleistung auf jede öffentliche Tätigkeit für die Dauer der Amtswirksamkeit des jezigen Ministeriums....; ich pflege jedoch mit meinem Allergnädigsten Kaiser und Herrn nicht um Opfer zu feilschen, wenn es sich um etwas anderes, als um die Preisgebung meiner gewissenhaften Überzeugung handelt."

Die Cosung des Verhältnisses horsts zu Taaffe fand noch ein Nachspiel, das, trog des unbedeutenden Anlasses, für beide Männer überaus bezeichnend ist. horst förderte die Gründung eines Zweigvereines des "Roten Kreuzes" in Österreich nach Kräften; als ein namhafter Wiener Buchhändler eine Spende zu diesem Zwede in Aussicht stellte, fragte er noch als Minister den Präsidenten des Kabinetts, ob er sie annehmen und dabei dem Geber einen Orden in Aussicht stellen konne; da der Unterrichtsminister die Würdigkeit des Buchhandlers bestätigte und auch der Erzbischof von Wien für ihn einstand, sagte Graf Caaffe zu. In einem Abschiedsbriefe erinnerte horst den Ministerpräsidenten an die Sache und bat ihn, die Angelegenheit zum gewünschten Abschlusse zu bringen. Caaffe sagte zu, ließ aber ein Jahr verstreichen, ohne etwas zu veranlassen. Da horst nun einmal ein Versprechen gegeben hatte, war er durch dieses Säumen peinlich berührt, er erinnerte Caaffe nachdrudlich an den Sachverhalt und fuhr dann fort: "In solchen Dingen nicht nur korrett, sondern auch sehr diffizil, betrachte ich die endliche befriedigende Austragung dieser Angelegenheit als eine ernste Chrensache, und ich glaube wohl nicht, daß Eure Erzellenz irgendein Interesse daran haben konnten, mich - noch dazu aus einer Zeit, in der ich ein Bestandteil der Ihren Namen tragenden Regierung bildete — sowie den gleichfalls engagiert gewesenen, leider jetzt im Grabe ruhenden Kardinal Kutschler zu kompromittieren. Ich wiederhole deshalb nochmals meine Bitte und gebe Eurer Erzellenz gleichzeitig die beruhigende Versicherung, daß ich Ihnen in diesem Leben gewiß nie mehr mit irgendeinem Anliegen, sei es in bezug auf meine Person, meine Wirksamkeit oder zu gunsten Dritter zur Last fallen werde."

horst war, da er solchergestalt als "politischer General" beiseite geschoben wurde, noch unverbraucht, voll rüstiger Arbeitslust. Die Abnützung von Kräften ist nirgends so groß wie in Österreich: der häusige Wechsel von Systemen wirkt schlimmer als die größte denkbare Unsicherheit schwankender Parlamentsmehrheiten. Nach seinem Rücktritt übersiedelte er mit seiner Samilie nach Graz und hier wendete er sein Interesse noch mehr als früher den Bestrebungen des "Roten Kreuzes" zu; er wurde Obmann und Referent des Spitalskomitees von dessen Landesverein in Steiermark, eine Stellung, der er sich mit größtem Eiser widmete. Er war nicht bloß der eigenkliche Organisator des Dereinsnehes in dieser Provinz, sondern studierte auch eifrig die Fragen, die mit der Pslege der Derwundeten im Kriege zusammenhängen. Er tat alles, um die Privattätigkeit für den Ernstsall heranzuziehen, und veröffentlichte darüber zwei kleine Schriften: "Die Aufgaben der Bevölkerung in Beziehung auf 'das Sanitätswesen im Kriege und das Kranken-

zerstreuungsspitem" (Graz, 1891), und "Das Schlachtfeld der Zukunst" (Wien, 1892, Separatabdruck aus der "Neuen Freien Presse"). Die elektrische Beleuchtung der Schlachtfelder zum Zwecke des Absuchens nach Verwundeten, der rasche Transport der letzteren vom Kriegsschauplatz, die Cebensversicherung der Offiziere und Soldaten hei Asseturanzgesellschaften und alle anderen einschlägigen Fragen beschäftigten ihn lebhaft und es gelang ihm, durchzusetzen, daß die österreichischen Asseturanzgesellschaften die bisher ausgeschlossene Kriegsversicherung in den Kreis ihrer Geschäfte einbezogen; dies geschah, nachdem Horst das Kriegsministerium durch wiederholte Betreibung vermocht hatte, die Sache zu fördern.

Die öffentlichen Angelegenheiten verfolgte er von seinem Ruheposten in Grag mit lebhaftem, brennendem Interesse. Er beklagte es tief, daß Taaffe, um die deutsche Derfassungspartei niederzuwerfen, mit der Slawisierung des Staates unaufhaltsam weiterging. Als die Deutschen infolgedessen das Lager der gemäßigten, in erster Linie öfterreichisch fühlenden Berfassungspartei verließen und fich in streng nationale Gruppen sonderten und gliederten, sah er seine Befürchtungen und Warnungen erfüllt; in seinen Briefen an seine politischen Freunde kehrt wiederholt der Dorwurf wieder, die Regierung, die solches hervorgerufen und verschuldet habe, versündige sich schwer an Staat und Dynastie. "Kürzlich hörte ich," schrieb er im Janner 1881 an einen früheren Ministerfollegen, "bag Taaffes Stern zwar febr im Sinken sei, die hochgradige Abneigung gegen die Verfassungspartei und das füße Rachegefühl aber noch unverändert fortbestehe! Ilun, ich wünsche nur von ganger Seele, daß die Monarchie nicht zu grunde geracht werde!" Seine Freunde hätten gewünscht, ihn wieder in das Parlament zu bringen, und einer der Sührer der Partei wollte ihn bestimmen, bei den Wahlen von 1885 ein Mandat anzunehmen; man beabsichtigte, ihn in der inneren Stadt Wien als Kandidaten aufgustellen, ein Wahlfreis, von dem gleichzeitig auch Berbst ein Mandat erhielt. horft lehnte aber am 31. Mai mit folgender Begründung ab:

"Wie Du weißt, habe ich bei meinem Rücktritte vom Ministerposten das Abgeordnetenmandat auf Wunsch des Kaisers niedergelegt, weil Allerhöchstderselbe (wie mir der mit der Mission an mich betraut gewesene... mitteilte) der Ansicht war, daß es für unsere österreichischen Derhältnisse nicht zulässig erscheine, daß jemand, schon gar ein Militär, von der Ministerbant in die Opposition gegen dassenige Ministerium übertrete, dem er doch einige Zeit hindurch selbst angehört habe... Strenge genommen habe ich dem Kaiser zugesagt, kein Mandat in dem Reichsrat auszuüben, so lange das Ministerium Taasse im Amte ist, und ich halte an dieser Deutung sest, wenngleich das Ministerium Taasse seither wiederholte Wandlungen durchgemacht und eine ganze Wahlperiode verstrichen ist, denn ich bin der Ansicht, daß man in einer Ehrensache nicht gewissenhaft genug sein kann — der Kaiser soll auch nicht einen Augenblick an meiner Anständigkeit zweiseln können!

Ich bin überzeugt, Du teilst in dieser Beziehung meine Ansicht. Sage also gutigst denjenigen, die ihr Augenmerk auf mich gerichtet haben, daß ich mich durch

ein Mandat der Residenzstadt außerordentlich geehrt fühlen würde, ein solches aber leider nicht annehmen könnte; ich danke innigst schon dafür allein, daß man sich im Wien noch meiner erinnert und freue mich tief gerührt des Umstandes, nicht schon zu den politisch völlig Toten geworfen zu sein. Dir danke ich auch von ganzem herzen für die freundliche Vermittlung in dieser Angelegenheit; wie gerne würde ich in dem schweren Kampse Dir zur Seite stehen!"

So weit der Brief Horsts, bei dessen Cesung sich von selbst der Gedanke aufdrängt, wie merkwürdig es war, daß man den größten Wert darauf legte, einen vom Scheitel bis zur Zehe kaisertreuen Mann vom Parlament auszuschließen.

Nach elfjährigem Kampse zwischen der Regierung und den Deutschen trat eine Ruhepause ein. Der Kaiser wünschte 1889, Caasse solle den Deutschen entgegenstommen und dieser bahnte, wie wir heute wissen, wider seine innerste Absicht die deutsch-tschechischen Ausgleichsverhandlungen an; es schien, als ob es zur Bildung eines Koalitionsministeriums unter dem Dorsitze Caasses kommen werde. Horsts Eindrücke spiegeln sich in einem Briese vom 23. Juni 1891 wider: "Ju der Wendung, die sich kürzlich in unserer inneren Politik durch Caasses Erklärung ergeben hat, gratuliere ich bestens, doch kann ich mich ihrer nicht ganz vom herzen freuen, weil ich an die Aufrichtigkeit nicht zu glauben vermag. Diese Kapitulation vor der Linken, besser gesagt: vor den Deutschösterreichern, ist eine große Genugtuung, die auch mir persönlich zu teil geworden ist, allein die Schwenkung ist und bleibt eine durch die Verhältnisse erzwungene.... für mich persönlich hat die eingetretene Wandlung das Gute, daß ich mich nun als von jeder moralischen Derpssichtung, mich einer öffentlichen politischen Cätigkeit (die nur eine oppositionelle hätte sein können) zu enthalten sür enthoben ansehen kann."

Später gestalteten sich die Dinge trüber und die schlimmsten Erwartungen trafen ein, als das Ministerium Badeni, auf den Bahnen Caaffes weiterschreitend, die Sprachenverordnung von 1897 herausgab, worauf sich die langverhaltene Erbitterung der Deutschen in ihrer Obstruktion entlud. horst war bei seinem' staatlich-tonservativen Sinn tief dadurch bekummert, daß die großen Strakenunruhen im Ottober 1897 notwendig waren, um den Sturg Badenis herbeizuführen. Was darauf seiner Ansicht nach zu geschehen hatte, sprach er in einem Briefe vom 31. Dezember 1897 aus: "Es gibt im Interesse des Gesamtstaates und der Dynastie nur ein Mittel und das ist: Berfohnung der Deutschen, Niederwerfung jedes anderen Widerstandes! Das lettere ist nicht leicht und bedarf einer wirklich eisernen, rudsichtslosen hand (von besserem Material als jene Badenis), aber dieser Kampf ist das geringere Abel und hat Aussicht auf Erfolg. Die Deutschen sind nicht mehr zu besiegen und die fortgesetzte Erbitterung derselben führt ins Verderben, woran auch ein Experiment mit dem Absolutismus nichts andern wird. Das ist meine vollste überzeugung, die ich umsomehr aussprechen tann und darf, weil ich im Jahre 1880 vor dem damals betretenen fallchen Wege mit dem größten Ernste warnte und, trot meiner Eigenschaft als gehorsamer General, durch die Niederlegung meines Portefeuilles lieber den Unmut meines Kaisers erregte, als die Derantwortung auf mich zu nehmen, weiter mitzutun."

Jum blud war nicht, wie horft annahm, eine "eiferne rudfichtslofe hand" notwendig, um Ordnung zu machen; die flug hinhaltende Politit, die das Kabinett Koerber befolgte, reichte aus, um den ärgften Derwirrungen diesseits der Leitha ju fleuern. Seine Ansichten über bie Sachlage faste Borft am 25. Marg 1898 in folgenden Sagen gusammen: "Mein Urteil hinfichtlich der Unklugheit der inneren Politit beschränkt sich nicht auf die österreichische Reichshälfte, sondern ich muß dasselbe leider auch auf die Staatsmänner Ungarns der letzten beiden Dezennien ausbehnen, die dem verzweifelten Kampfe der Deutschen Ofterreichs teilnahmslos gufaben, die Dinge bis dabin gelangen ließen, wo sie sich heute befinden Ungarns Staatsmänner vergessen auf den Grundgedanten Deats beim Ausgleich und entfremdeten ihrem Staatsgebilde die Deutschen Ofterreichs, ihre früheren Alliierten; fie trugen mit dazu bei, daß die Deutschen immer mehr in das nationale Sahrwasser gerieten und in ihrer Bedrängnis nach der anderen Richtung auszulugen begannen. Die Kornblume hatte nie ihren heutigen Wert befommen, wenn der Boden zu ihrem Gedeihen nicht von österreichischen und ungarischen Staatsmännern in der firen, ungludlichen Idee : "man muffe den Deutschen zeigen, daß man auch ohne sie regieren tonne," so ausgezeichnet prapariert worden ware. Diese Staatsmänner sind es, denen man seit nabezu zwanzig Jahren mit Recht sagen konnte: vous travaillez pour le roi de Prusse, nicht den Schönerers, Wolfs und Konforten, die unter anderen Umständen niemals an die Oberfläche getommen waren."

Schmerzlich lastete auf ihm der Anblid des Niederganges des Staates, an dem er mit allen Sibern bing; dazu wurde er auch von ichwerem bauslichen Unglud niedergedrudt. Als 22jahriger Oberleutnant hatte er ein geliebtes Madden, Serdinande Walbaum, heimgeführt, eine junge Weimarerin, die er bei ihren Derwandten in Siebenburgen fennen gelernt hatte. Innig hingen die Gatten aneinander und empfanden es schmerzlich, als sie mahrend der Abwesenheit horsts in den Donaufürstentumern zwei lange Jahre getrennt bleiben mußten. Diefer gludlichen Ehe entsprangen drei Madden; die Eltern hatten den Schmerg, guerft ihre alteste, bann 1880 die zweite, verheiratete Tochter ins Grab finten zu seben ; zwei Jahre darauf, am selben Tage, fast in demselben Augenblide wie die junge Gattin, ftarb ihr Schwiegersohn, später, 1896, die einzige Entelin. Noch erlebte die dahinsiechende Gattin 1902 die goldene Hochzeit, um taum zwei Monate später mit dem Tode abzugehen. Als Troft feines Alters blieb ihm feine jungfte Tochter Julie; sie stand ihm als treueste und hingebendste Pflegerin zur Seite, als sich bei ihm die Gebrechen des Alters einstellten, als er an einem Auge erblindete und auf ein schweres Krankenlager geworfen wurde. Ihre Liebe und hingebung half ihm feine Schmerzen tragen.

Er war bereits schwer leidend, als er sich durch seine Daterlandsliebe bestimmt fühlte, nach langem Schweigen doch noch einmal vor die Öffentlichkeit zu treten.

Deranlassung dazu waren die Wirren in Ungarn. hier wurden, als Ofterreich durch seine innere Zerrüttung immer mehr geschwächt ward, alle Wünsche zur vollen Selbständigkeit losgekettet. Die Sorderung nach einem besonderen Zollgebiet wurde laut, gleichzeitig die nach einer nationalen, der königlichen Gewalt entzogenen Armee. In willfürlicher Auslegung der Gesetze von 1867 wurde behauptet, der herrscher habe durch den Ausgleich grundsählich die Zustimmung gur allmählichen heranbildung eines selbständigen ungarischen heeres gegeben. Von den Männern, die an jenen Gesetzen mitgewirft hatten, waren nahezu alle tot, Deat und Andrassy sowohl wie diesseits die Kriegsminister John und Kuhn. Es lebten von den mithandelnden Personen nur mehr der Kaiser selbst und horst, der, wenn auch in einer dem Range nach geringeren Stellung, doch als Mitarbeiter an der heeresorganisation vollen Einblid in die Entstehung des militärischen Teiles des Ausgleichs besaft. Deshalb griff horst gur Seder und stellte in drei in der "Neuen Freien Presse" eingerückten Aufsähen (18. August, 8. und 19. September 1903) aus seiner Erinnerung, wie aus den Dokumenten der Zeit fest, daßt 1867 auch bei den ungarischen Unterhändlern des Ausgleiches, in erster Linie bei Deat und Andrassn, nicht die Absicht bestanden habe, an der Kommandogewalt der Krone über die Armee zu rütteln und die Einheit der gemeinsamen Armee in Frage zu stellen. Dasjenige, was er als eigenes Erlebnis darlegte und das, was er aus den Reden Deats und Andrasins anführte, mar so beweisträftig, daß, soweit es sich um den geschichtlichen Sachverhalt handelt, die Erörterung damit abgeschlossen erscheint.

Die Wirtung dieser Arbeit aus der geder des berufensten Mannes rief in Osterreich einen tiefen Eindruck hervor; mochten auch ungarische Redner und Zeitungen mit Schmähungen antworten, so wurde dadurch ihre Beweiskraft nicht erschüttert. Sur horst aber hatte dieses lette hervortreten eine besondere Solge. Dreiundzwanzig Jahre der Jurudsetzung lagen hinter ihm; er war das einzige Mitglied des Kabinetts Auersperg, dem nicht die Berufung ins herrenhaus zu teil geworden war. Jene Auffate aber erinnerten daran, welche Dienste er geleistet hatte und wie warm sein herz noch immer für die Einheit des Reiches schlug, für die er seine Person und seine Stellung eingesetht hatte. Gang unerwartet traf ihn zwei Cage nach der Veröffentlichung des ersten jener Auffage ein Celegramm des Generaladjutanten des Kaisers des Inhalts: "Seine Majestät danken allergnädigst Eurer Erzelleng für Ihr mannhaftes Eintreten gur rechten Zeit mit dem huldvollen Wunsche für hochdero bestes Wohlergehen." Wenige Tage darauf teilte ihm der Ministerpräsident Koerber unter lebhafter Anerkennung des Wertes seiner Ausführungen mit, der Kaiser habe auch ihm gegenüber seine Befriedigung über sein Auftreten ausgesprochen. Es ist für horst bezeichnend, daß er von dieser späten Wiederkehr kaiserlicher huld nichts in der Öffentlichkeit verlauten liek; er heate die Beforgnis, diefer Umstand könne, inmitten der Erregung der Geister in Ungarn, neuen Anlaß zu Angriffen auf den Träger der Krone geben; ebe er seinem Kaiser das kleinste Ungemach bereitete, wollte er lieber im Dunkel der über ihn verhängten

Dergessenheit weiterleben. In seiner Antwort an Koerber legte er seine Ansichten über die Armeefrage ternhaft bar, traurig aber sah er in die Butunft und auch die tröftenden, auf den hoffentlichen Sieg des gesunden Menschenverftandes verweisenden Worte, die ber Generaladjutant des Kaisers ihm fcrieb, werden ihn schwerlich aufgerichtet haben. "Die Notwendigkeit wird menschlich sein", bemertte dieser letztere mit einem Sitat aus "Don Carlos" — es ist aber bis heute mehr als zweifelhaft geblieben, ob die Erkenntnis dieser Notwendigkeit sich in Ungarn so bald Bahn brechen wird. So war das Eis gebrochen und nun konnte Ministerpräsident Koerber, der nach langer Pause wieder die Grundsäte gur Geltung brachte, für die horst gestritten und gelitten hatte, auch eine letzte Ehrung für ihn, erwirten; im Berbit 1903 erfolgte feine Ernennung jum lebenslänglichen Mitgliede des herrenhauses. horst war aber damals bereits so schwer frant, daß seine Umgebung, trot der Freude über diese Auszeichnung, vor allem die gurcht hegte, er werde, von seinem Pflichtgefühl getrieben, die Reise nach Wien versuchen, um einer Sigung der ersten Kammer beizuwohnen. Dazu tam es aber nicht mehr, und somit auch nicht zu einer Dankaubieng beim Kaifer. Nach langem Ceiden, das er mit Ergebung trug, verschied er am 6. Sebruar 1904.

horst war durch sein Geschick in den Prozest der Umwandlung Ofterreichs zu einem nichtdeutschen Staatswesen hineingestellt, den er als Patriot wie als Deutscher für verderblich ansah; er teilte damit das Los einer an Begabung reichen Generation, die mitansehen mußte, wie das Mittelmaß an Talent und Charatter zu Amtern und Ehren berufen murbe. Das empfand er jedoch mehr als öffentliches benn als perfonliches Unglud; er blieb berfelbe in feiner Schlichtheit und Bieberkeit und nie war an ihm Derbitterung über seine Jurudsetung wahrzunehmen. Als er 1880 nach Jahren ber Arbeit und Aufregung vom Amte gurudtrat, empfand er bies zunächst wie eine Erleichterung von schwerer Burde. Wohl hielt er gleich seinen Gefinnungsgenoffen das Syftem Taaffe anfangs nur für eine Episode, aber die Rüdlehr zur Macht hätte für ihn persönlich teinen Reiz gehabt; nur das bedauerte er im Interesse seines Daterlandes, daß seine, wie die Kraft manches anderen tüchtigen Mannes lahmgelegt war. Aber mit gutem humor tam er auch darüber hinweg, so daß das natürliche Gleichmaß seiner liebenswürdigen Natur dadurch nie gestört war. Mit dieser Milde seines Wesens war aber tiefer Ernst und, wie seine gange öffentliche Catigfeit beweift, unerschütterliche Sestigfeit gepaart, wenn feine Grundsate und fein vaterländischer Sinn den Einsat feiner Derfonlichkeit forderten. So zeigt sein Leben das Bild einer mannlich flaren, ebenmäßigen, in Glud und Leid ausgeglichenen Natur.

Erkenntnis und Irrtum.

Don Wilhelm Oftwald (Ceipzig).

Wie viel man an unserer hastigen und nervösen Zeit auch tadeln mag: einen Dorzug besitzt sie früheren Epochen gegenüber. Wir dürsen es heutzutage häusiger und häusiger erleben, daß ein Geistesführer, der im Widerspruche mit der Tagesmeinung sein Feld treu und gewissenhaft bestellt hat, noch bei Ledzeiten seine Saat aufgehen sieht, daß er nicht mehr selbst unter der Erde zu liegen braucht, bevor die Früchte seines Tuns an das Licht kommen. Wir kennen die Tragödie von der zeitlichen Verschiedung zwischen dem Denken des Einzelnen und dem der Gesamtheit aus hundertfältiger trauriger Erfahrung; die Geschichte ist voll von Beispielen, wo diese Zeitdisserenz weit über die Spanne des Einzellebens reichte. Heute ist es nicht mehr ganz so schlimm; selbst Gedanken, die bei ihrem Erscheinen nicht einmal die Entrüstung der maßgebenden Persönlichkeiten hervorriesen, sondern einsach stillschweigend als absurd beiseite getan wurden, können sich in wenigen Dezennien zur Geltung bringen, vorausgesetzt, daß sie darnach sind. Die allgemeine psychische Reaktionsgeschwindigkeit der Masse, wie klein sie auch noch sein mag, hat sich merklich vergrößert.

Ernst Mach gehört zu den Männern, deren heterodore Cehren taum jemals einer Widerlegung gewürdigt wurden, als sie sich noch im Gegensatze zu der Tagesmeinung befanden. Ohne irgend welchen sichtbaren Kampf und ohne lauttönende Propaganda haben lie sich vermöge ihrer eigenen Cebensfähigkeit verbreitet, haben sich mit anderen Gedankenreihen unabhängiger Sorscher vereinigt und sind heute ein wesentlicher, ja entscheidender Saktor in der philosophischen Wendung geworden, durch welche sich die gegenwärtige Naturwissenschaft so auffallend von der vor einem Dezennium unterscheidet. Wie por hundert Jahren beginnt heutzutage wieder eine Periode der Naturphilosophie, aber wie fundamental verschieden sind die heutigen führenden Gedanken von denen vom Anfange des XIX. Jahrhunderts! handelte es sich damals um den Jünglingsrausch, in welchem die ihrer Kräfte erft eben gewahr gewordene Naturwissenschaft sich mit Itarusflügeln in das Vakuum des Absoluten hinaufzuschwingen versuchte, um hernach mit gebrochenen Gliedern die nüchterne Erkenntnis zu erleben, daß man eben im Datuum nicht fliegen tann, so bemuhen wir uns jest, als prattische Manner auf dem Boden der Erfahrung zu bleiben und den Suft nur in die Luft zu heben, um ihn etwas weiter desto sicherer auf den Erfahrungsboden wieder niederzusetzen. Gab damals die Poesi e das Ceitmotiv für das naturphilosophische Denken und Sühlen ab, so suchen wir jett in der durch den harten Daseinskampf geklärten und von unzwedmäßigen Bestandteilen befreiten Technit die gedantlichen Jusammenhänge auf, durch welche in der Wissenschaft das Ideal der Denkökonomie verwirklicht wird.

Daß es gegenwärtig so ist, daß man die neue philosophische Welle in den eratten Wilsenschaften sich erheben fieht, ohne Sorge zu haben, daß fie fich überschlagen und wie vor hundert Jahren das Schifflein der Sorschung in einem Schwalle von Worten erfäufen wird, verdanken wir zu einem nicht geringen Teile bem Manne, dessen Name oben genannt worden ift. Als Soricher und Cehrer der Dholif mit den Bedingungen des Lebens und Gedeihens der Wilfenschaft pertraut, durch frühzeitige Neigung mit psnchologischen und biologischen Gedanken bekannt, bat Mach gunächst in sich felbst eine Synthese der Naturwissenschaften vollzogen, gu einer Zeit, wo ein Ausweichen aus der engen Bahn der Sachwissenschaft einem Derzicht auf die Beachtung als ernster Sorscher gleichtam. In einer nicht großen Anzahl äußerlich anlpruchsloser Schriften hat er praftisch gezeigt, wie man lich dem 3deal der unbefangenen und bnpothesenfreien Naturbetrachtung angunähern bat, und hat eine Sulle von stillen Anregungen und Aufklarungen verbreitet. Es ist erstaunlich, wie modern uns heute jene alten Schriften anmuten, und es bedarf einiger Sähigkeit ber bistorifchen Abstraktion, um sich vorzustellen, wie ungewohnt sie in der Zeit waren, in der sie erschienen. Nur wir etwas alteren Arbeitsgenossen, benen Mach ben gleichen Dienst erwiesen hat, welchen Kant an hume preift, daß er uns nämlich aus bem bogmatischen Schlummer gewedt hat, wir miffen genau, welche entschiedende Wendung in unferem geistigen Leben mir diesen stillen helfern verdanken; wir wissen, wie sich die bort ausgesprochenen Ideen in unserem Denten so ansiedelten und entwidelten, daß fie uns nach einiger Zeit wie organische Bestandteile unseres eigenen Geistes vorkamen. Natürlich nahmen sie einige Eigentümlichkeiten des neuen Bodens an, auf dem fie fich entwidelten, und wenn jett der Schöpfer dieser Ideen seine eigenen Kinder oder Entel taum wiedererfennen mag, so ist das ichlieflich nur ein Beweis für deren ungestume Lebenstraft. Aber unsere jungeren Mitarbeiter haben das Glud, sich bereits bei der Bildung ihrer wissenschaftlichen Begriffe des fritischen Lichtes zu erfreuen, welches Mach über diese ergossen hat und sich von den zahllosen Scheinproblemen fernzuhalten, deren Entstehung und Wesen er uns deutlich gemacht hat.

So sind es große Erwartungen, mit denen man den vorliegenden Band* zur hand nehmen wird, zumal es schon seit längerer Zeit bekannt war, daß der greise Forscher troß körperlicher Leiden dieses Werk mit Eiser förderte. Diese Erwartungen werden auch nicht enttäuscht; als reise Frucht gesammelten Nachdenkens und umfassender Kenntnis treten uns hier die Betrachtungen über die Bedingungen und Entwicklungswege der Wissenschaft entgegen. Iwar wird dem Kenner von Machs anderen Schristen das Buch nicht eben Aberraschendes bringen; aber als zusammenfassende Übersicht seiner verstreuten Darlegungen über die psychologische Seite der Forschung wird man es besonders dankbar lesen. Auch eignet es sich bei seinem verhältnismäßig elementaren Charakter sehr gut zu einer allgemeinen Einführung

^{* &}quot;Erkenntnis und Irrtum." Skiggen gur Pfpchologie der Sorfchung. Don E. Mach, emer. Professor an der Universität Wien. Leipzig, C. A. Barth, 1905.

in Machs Gedankenkreis und wird hernach bas Stublum feiner Marmeleljes, Mechanit dem strebsamen Jünger febr erleichtern *

Die Daritellung ilt, wie ber Untertitel angeht, teine ligitemateld,e, ligit, ein ericheint als eine Sammlung einzelner Betruchtungen unt, 14:11/66p, 11,0 benn auch mehrere ber fier mitgeteilten Rapitel frufer in gleicher iber alei fin Sorm bereits an anderer Stelle erichienen find. Er in ging volla 44 om group gar Ausdrud ber broken Abnelgung Moche gegen oller, was de die id dan gie i lasbiiden Stileme erfragen. In der Higerage untligen an in biggerege get gege eine ein tein Diffelett, foncern für Consideriere in Germann ab eine eine eine Anschlasse ment mint feme eldene Derfor dis ein Berlopki was a dielen wie aus einen Bente fin fin gegefeng nicht dem Birth vongene Antalan im German. tant mar ja die Totlatie berioligen ook en tone de een tongen ing biet groincide Effet gir die menderlike das elimeneurs et ligenduct du Extending Continuing and regard where Companying was appropriately that was se la Etatifica an estad reconsidente ten union union un ordinario de la Interferidad belegereich nichte Sunte Richte in dem die einem Geben der ein an India The secret of the Controlly of the or his product there to the make the tree to the territory of the country of والمرابع وال in interference in the second of the second Territoria del Comercia Review de la comercia del la comercia de la comercia del la comercia de la comercia del la comercia de la comercia del la comerc **reging** gaptions that the 1999. 3 1 1

maßen gesammelt und zusammengestellt ist, eine sossenstische Ordnung einerseits die Anwendung erleichtern, anderseits vorhandene Lücken ausdecken könnte. Aber hier kommt hinzu, daß Mach von der Möglichkeit, Forscher zu erziehen, nicht sehr viel hält. Er erklärt ausdrücklich (Seite 298): "Die Schematisierung der ausgeführten Erkenntnisschritte mag ja die weitere Forschung einigermaßen fördern, bei Wiedersholung derselben Situationen. Don einer ausgiebig wirksamen Anweisung zur Forschung nach Sormeln kann aber nicht die Rede sein." Tritt nicht doch hier vielleicht der Umstand zutage, daß äußere und vielleicht auch innere Umstände den verehrten Forscher verhindert haben, an einem reichlichen Schülermaterial, das zu weiterer Entwicklung bereit war und Zeit hatte, die Technik des Forschungsunterrichts vielseitig zu erproben? Hierüber wird einiges alsbald zu sagen sein.

Daß doch zuzeiten ein etwas größeres Jutrauen gum Wert der Methode in ben Dordergrund tritt, ergibt fich aus den Schlugbetrachtungen, Seite 454: "Die Wijfenschaft ist anscheinend als der überflufsigfte Seitenzweig aus der biologischen und fulturellen Entwidlung hervorgewachsen. Wir fonnen aber heute nicht mehr zweifeln, daß dieselbe sich zum biologisch und kulturell förderlichsten Saktor entwidelt hat. Sie hat die Aufgabe übernommen, an die Stelle der tastenden unbewußten Anpassung die raschere, flar bewußte, methodische zu segen." Warum sollte sich denn nicht das gleiche wissenschaftliche Derfahren auf die Methode der Wijfenschaft felbst anwenden laffen? Natürlich ist die Methode nur einer der vielen Sattoren, welche für die wissenschaftliche Arbeit erforderlich sind. Aber das Produkt wird größer durch Dergrößerung jedes vorhandenen Sattors. Seite 220 wird mit warmen Worten die Freude geschildert, welche sich aus dem unmittelbaren Studium der grundlegenden Arbeiten ergibt. "Der Verkehr mit den Klassikern der Periode des Wiederauflebens der Naturforschung gewährt eben dadurch einen so unvergleichlichen Genuß und eine so ausgiebige, nachhaltige, unersetzliche Belehrung, daß diese großen naiven Menschen ohne jede gunftmäßige Geheimtuerei in der liebenswürdigen Freude des Suchens und Sindens alles mitteilen, was und wie es ihnen flar geworden ift. So lernen wir bei Kopernifus, Stevin, Galilei, Gilbert, Kepler die Leitmotive der Sorichung ohne allen Pomp an Beispielen der größten Sorichungserfolge fennen. Die Methoden des phylischen und Gedankenerperiments, die Analogie, das Prinzip der Simplizität und Kontinuität u. s. w. werden uns in der einfachsten Weise vertraut." Es ist bemertenswert, daß in dieser Reihe der zeitlich boch nicht so weit entfernte und sachlich gang bagugehörige Newton nicht genannt wird. Auf ihn ließen sich diese Worte auch nicht anwenden, denn bei diesem Klassifer der Naturforschung werden, am meisten in seinem hauptwerte, gerade die Wege der Sorschung und die Wellen des Suchens und Sindens dem Leser durchaus vorenthalten. Im Gegenteil, es wird das Ergebnis der Sorschung in möglichst abstrafter Gestalt, im sichtlichen Anschlusse an das Euflidische Vorbild in Gestalt eines gerundeten Lehrgebäudes dargestellt und Auftlärungen über die Technit des Sorichens und Entdedens laffen fich diefem in mehrfachem Sinne flaffifchen Werte nicht entnehmen. Dieser Unterschied liegt wohl in erster Linie im Temperament und Charakter der Forscher als Menschen. Man kann da neben dem "romantischen" Typus, auf den Machs oben wiedergegebene Schilderung paßt, einen "klassischen" Typus unterscheiden, bei welchem umgekehrt die Spuren der Arbeit nach Möglichkeit unterdrückt und verwischt werden. Don neueren Forschern entsprechen 3. B. Gauß und helmholt diesem klassischen Typus, während Liebig eine wundervolle Derkörperung des romantischen ist. Doch es ist hier nicht der Raum, auf diese Personalpsphologie der Forscher näher einzugehen, so lehrreich und interessant auch dieses Kapitel neben der allgemeineren Forschungspsphologie werden könnte.

Mit großem Danke werden die Kapitel 21 und 22 (leider sind die Kapitel nicht mit Nummern versehen, obwohl Seite 301 das einundzwanzigste Kapitel mehrfach zitiert wird) gelesen werden, in denen mit überzeugenden Gründen die naturwissenschaftliche Begründung der Geometrie dargelegt wird. Frei von jeder Einseitigkeit wie überall zeigt hier Mach sowohl den erfahrungsmäßig gegebenen wie den willtürlich gestalteten Anteil der geometrischen Begriffsbildung auf. Das gleiche geschieht im Kapitel 19 mit der Jahl, die keineswegs nach dem Worte von Gauß, das eitdem zum Programm einer ganzen Schule geworden ist, als eine freie Schöpfung des menschlichen Geistes erscheint, sondern als reichlich durchsetzt mit erfahrungsmäßigen Elementen, deren große Häusigskeit und Allgemeinheit allerdings einerseits die Schwierigkeit bedingt, sie als solche zu erkennen, anderseits aber die außerordentlich weite Anwendung des daraus gebildeten Produkts, eben der Jahl, zur Solge hat.

Aber hypothesen wird in Kapitel 14 milder geurteilt, als man es sonst bei Mach gewohnt war, wenn auch gelegentlich die alte Stimmung durchbricht, wie Seite 104: "Man denke an die Lichtteilchen Newtons, an die Atome Demokrits und Daltons, an die Theorien der modernen Chemiter, an die Käfigmolekule und aprostatischen Systeme, endlich an die modernen Jonen und Elektronen. Die mannigfaltigen physikalischen Stoffhypothesen, die Descartesschen und Eulerschen Wirbel, die in den neueren elektromagnetischen Strömungs- und Wirbeltheorien wieder aufleben, die Sink- und Quellstellen, welche in die vierte Dimension des Raumes führen, die ultramundanen Körperchen, welche die Gravitation erzeugen u. s. w., mögen noch erwähnt werden. Ich bente, das ist ein achtunggebietender herensabbat von abenteuerlichen modernen Vorstellungen. Diese Ausgeburten der Phantasie kampfen ums Dasein, indem sie sich gegenseitig zu überwuchern suchen." Leider wird der wesentliche Unterschied zwischen kontrollierbaren Ertrapolationsannahmen (im weitesten Sinne) und Annahmen von untontrollierbarer Beschaffenheit, die ich als Protothesen und hnpothesen zu unterscheiden vorgeschlagen habe, nicht betont, wenn auch die notwendige Dergänglichkeit der hnpothesen sachgemäß getennzeichnet wird.

Die ganze Darstellung ist angenehm belebt durch Beispiele nicht nur aus der Geschichte der Wissenschaft, sondern auch aus den persönlichen und Samilienerleb-

nissen des Derfassers, dem man für diese Einblicke in sein privates Seelenleben herzlich dankbar sein muß. Mit Dank soll auch die Bemerkung, Seite 81, bezüglich der Bestrebungen zur Schaffung einer künstlichen internationalen hilfssprache erwähnt werden: "Sollte die Lösung dieser sprachtechnischen Aufgabe gelingen, so würde dies einen der wichtigsten Kulturfortschritte bedeuten."

Wiederholt wird der Gedante erörtert, daß die funttionelle Abhängigkeit verschiedener Erscheinungen, d. h. Empfindungstomplere, ben einzigen Gegenstand ber Sorichung zu bilden habe, und daß bestimmte derartige Jusammenhänge bas Konstanteste sind, was wir tennen und daher den Namen der Substang verdienen. "Die Beständigkeit der Derbindungen der Reaktionen aber, welche die physikalischen Sage barlegen, find die höchste Substanzialität, welche die Sorichung bisher enthüllen tonnte, beständiger als alles, was man Substanz genannt hat." Sachlich wird man diesen Grundgedanken Machs sicherlich billigen, aber sprachlich macht es doch einige Schwierigkeit, ihn gerade so auszudrücken, wie es Mach hier vorschlägt. Don allen physischen Zusammenhängen, die wir tennen, ist der im Sate von der Erhaltung der Energie ausgedrückte sicherlich der allgemeinste, da wir überhaupt keinen Vorgang fennen, in welchem diefer Jusammenhang zwischen ber verschwindenden und der neu auftretenden Energie nicht bestände. Aber den Satz von der Erhaltung der Energie eine Substang zu nennen, geht doch nicht recht an, mahrend es sprachlich und sachlich teine Schwierigkeit macht, der Energie felbst die Substanzialität zuzusprechen und damit nicht nur das Erhaltungsgesetz auszudrücken, sondern auch deffen Allgemeinheit und durchgreifende Beschaffenheit psychologisch wirksam jum Bewußtsein zu bringen. Auf berselben Seite, wo diese Bemerkung steht (Seite 134), befindet sich ein fleiner lapsus calami. Zeile 4 von oben muß es statt Chlor, Salzfäure beißen.

Ein fachliches Bedenten muß aber gegen das Seite 214, unten, aufgestellte Leitmotiv von der vereinigten Wirfung und Gegenwirfung ausgesprochen werden. "Wenn der Umstand A das Eintreten des Umstandes + B bedingt, so bedingt der Umstand + B das Eintreten von - A, des Gegenteils von A . . . " "Der Widerftand wird durch ben Strom erwarmt, Erwarmung des Widerstandes ichwächt ben Strom." Dies lettere, von Mach felbst angeführte Beispiel zeigt, daß der Sat ungulänglich formuliert worden ift, denn die beschriebene Erscheinung tritt nur bei solchen Widerständen ein, deren Temperaturtoeffizient positio ift, wie 3. B. bei den Metallen. Widerstände mit negativem Temperaturfoeffizienten, wie 3. B. Kohle und die meisten Elektrolnte, auch einige Metallegierungen werden auch durch den Strom erwarmt, sie werden aber im Gegenteile besfer leitend, wenn sie erwarmt werben. Der Widerspruch durfte sich babin aufflaren laffen, daß jener von Mach gemeinte Sat, ber vielleicht anschaulicher ber Sat von der Widersetzung zu nennen mare, fich zunächst auf Gleich gewichts zustände begieht, und zwar auf stabile. Damit ein stabiles Gleichgewicht im allgemeinsten Sinne besteht, muffen Ursachen porhanden fein, welche etwaige Abweichungen von dem Stabilitätszustande ver-

23

bindern ober, wenn sie eingetreten sind, verbessern. Dies geschieht, wenn für jede Abweichung von der Gleichgewichtslage Umstände eintreten, welche entgegengesett ber vorhandenen Abweichung wirten. Die Betrachtung einer schweren, an einem Seil aufgehängten Masse läft alsbald den Sinn dieser Bedingung anschaulich werden. Man sieht, daß ein solcher Widerstand keine allgemeine Notwendigkeit ist, sondern zunächt nur Gleichgewichtszustände beschreibt. Dann aber gilt ein gleicher Sak auch für gewisse veranderliche Zustände, aber nicht für alle. Ich pflege für meinen Privatgebrauch seit langer Zeit normale Vorgange von fieberhaften zu unterscheiben. Erstere sind solche, bei benen ber Satz des Widerstandes zur Geltung tommt; es sind Vorgänge stationären Charatters, die sich selbsttätig innerhalb eines aewillen Gebietes erhalten. Die anderen sind Vorgange, welche sich selbst Abertreiben, bis sie zu einer unverhältnismäßigen Deränderung des Gebildes geführt haben. Der von Mach erwähnte Sall gibt Beispiele für beide Typen. Ein Leiter mit positivem Temperaturtoeffizienten wird sich bei Spannungsschwantungen stets so ändern, daß er die entsprechenden Stromschwantungen mehr oder weniger tompensiert, d. h. schwächt. Ein Leiter mit negativem Koeffizienten wird aber durch Schwankungen zugrunde gerichtet, weil er bei höherer Spannung nicht weniger, sondern mehr Strom aufnimmt.

Aber ich muß abbrechen. Die gebanklichen Anregungen, die man aus diesem Werke erhält, selbst in den wenigen Sällen, wo man widersprechen muß, sind so mannigfaltig und führen so weit, daß sie ihrerseits zu einem Buche auswachsen könnten. Wenn in dem Leser dieser Zeilen das Gefühl erweckt worden ist, daß er boch einmal selbst nachsehen möchte, was sich da über die Psychologie der Sorschung gesagt findet, so ist alles erreicht, was mit dieser Anzeige bezwedt werden konnte. Eine eingehende "Würdigung" einer so großen und umfassenden Gedantenarbeit fann hier ebensowenig beabsichtigt sein, wie eine erschöpfende "Auseinandersehung" bezüglich etwa abweichender Meinungen. Ist es doch das Ceitmotiv der ganzen Cebensarbeit unseres verehrten Meisters, daß man über verwickelte und vielseitige Dinge gang wohl in Treuen verschiedener Meinung sein tann, nicht nur zwischen Professoren, die ja berufsmäßig immer anderer Meinung sind, sondern sogar zwischen verschiedenen Perioden der eigenen Entwicklung. Und welche erfrischende und belebende Kraft eine solche Bereitwilligkeit des Geistes zu unaufhörlicher Entwidlung ausübt, macht er uns deutlich, wenn er uns Seite 181 unten beschreibt, wie er, auf den Gebrauch einer einzigen hand angewiesen, unbewuft Erfindungen macht, die ihn von den Beschräntungen dieses Justandes befreien.

Aquileja.

Don Karl Grafen Canctoronsti."

I.

Die Külte des Adriatischen Meeres von den Ausläufern des Karftgebirges, bis mo der Apennin in der Gegend von Rimini an das Ufer herantritt, unterscheidet lich wefentlich von allen übrigen Kuftengebieten italienischer Erbe. Die gahlreichen, bas ebene hinterland in teilweife langfamem Gefälle durchziehenden und ihren unteren Cauf stets verandernden, gulett mannigfache Deltas bildenden Sluffe, der Isongo, der Cagliamento, die Livenza, die Piave, die Brenta, die Etsch, der Reno, und por allem der mächtigste von ihnen, der "König der Ströme", der Po, haben seit Jahrtausenden immer frisches Gerölle und frischen Sand angeschwemmt, und wie in holland sind hier die Grenzen zwischen Wasser und Land unbeständig und schwankend. Sast auf dieser gangen Strede lagern langgezogene Inseln, Libi genannt, vor ruhigen Wafferflächen, den Lagunen, und ichugen fie gegen die, mehr als das eigentliche Mittelmeer der Ebbe und flut unterworfene, wegen ihrer Stürme schon bei den Alten gefürchtete Adria. Auf mehr wie die Lidi landwarts gelegenen, fortwährenden Deränderungen ausgesetzten Inseln entstanden Ansiedlungen und große und fleine Gemeinwesen. Andere Städte, welche sich noch zur Römerzeit in geringer Entfernung von ber Kufte erhoben, find nun von berfelben burch große, Jumpfige Streden getrennt, und wie an manchen Gestaden der Nordsee die erobernde See ichon wiederholt Wohlstand und Kultur vernichtet hat, findet man fie hier langsamer, aber nicht minder verderblich, durch das allmähliche Jurudweichen des Meeres in grage gestellt.

Schwankend wie die Bodenverhältnisse waren viele Jahrhunderte hindurch auch die politischen Justände dieses Niederlandes. Mit unsicheren Sprachgrenzen und einer heute von deutschen und slawischen Elementen vielsach durchsetzen Bevölkerung war es das Übergangsgebiet und Ausfallstor Italiens nach den nördlichen und östlichen Ländern Europas, wie seine häfen Italiens handel mit dem Orient vermittelten und jetzt noch vermitteln. Erst seit dem Falle der römischen Republik gelangten diese Gegenden zu erhöhter Bedeutung, und die Blütezeit ihrer beiden größten antiken Städte, Aquileja und Ravenna, beide nahe dem Meere, eine am Abhange des Karst, die andere nicht weit nördlich vom Abhange des Apennin gelegen, begann unter Augustus. Es war das Gebiet, wo die Römer ihre Streitskräfte sammelten, um die Alpenländer, die Donau- und Balkanländer zu erobern, und als einige Jahrhunderte später das Ausfallstor zu einem Einfallstor wurde, die erstarkten und durch die fortwährende Berührung mit den Römern teilweise nach Römerart organisierten Barbaren ihrerseits erobernd in Italien einbrachen,

^{*} Ezzellenz Graf Canctoroasti hatte die Freundlichteit, uns das Manustript der Einleitung zu seinem in den nächsten Tagen erscheinenden monumentalen Werte "Der Dom von Aquileja" zum Abdrucke zu überlassen.

Anmerkung der Redaktion.

setzen sie sich zuerst hier fest und gründeten auf den Trümmern der römischen Weltherrschaft ihre Reiche. Hier war der Massische Boden der Völkerwanderung, und die großen und schrecklichen Namen Odoaker, Theodorich und Attila, bleiben für immer mit Ravenna und Aquileja verknüpft.

Später dankte Venedig, das durch eben die Stürme der Völkerwanderung entstand, welche so viele Städte zerstörten, die eigenartigste und kostbarste Blüte dieses Niederlandes, seine Größe der Lage der Ostfüste des Adriatischen Meeres gegenüber, und der hereinragende Orient hat nicht wenig dazu beigetragen, der Märchenstadt ihr Gepräge zu geben. Ungefähr in der Mitte unserer Küstenstrede gelegen, hat es durch einen weit längeren Zeitraum als die eben genannten beiden Römerstädte seinen Einsluß auf die Weltereignisse geübt und eine Kultur gezeitigt, die, neben der im engeren Sinne italienischen und ihr ebenbürtig, die Menscheit wesentlich bereichert hat.

II.

Mehr als ein halbes Jahrtausend nach der Gründung Roms entstand 181 v. Chr., unweit den letzten Ausläusern des Karstgebirges, ursprünglich als Militärkolonie und Grenzseste, die Stadt Aquileja. Sie lag im Isonzodelta und, wie alle Städte dieses Candstriches, bei ihrer Gründung näher dem Meere als jetzt. Zahlreiche Inseln bewachten die Einfahrt zu ihrem Hasen, auf deren einer später die Stadt Grado sich erhob, die Zusluchtstätte der Bischse von Aquileja und später seine Rivalin sast das ganze Mittelalter hindurch. Ähnlich wie bei Ravenna war diese Flachkuste, die Schiffen mit geringem Tiesgang sichere Zusahrt ermöglichte, für große Sahrzeuge aber nicht praktikabel ist, eine Ursache der Blüte Aquilejas im Altertume und seines Derfalles in späterer Zeit. Beide volkreiche Städte müssen wir uns als Dorläuserinnen Venedigs, von Kanälen durchzogen und bis in die ersten christlichen Jahrhunderte hinein hauptsächlich aus Holzbauten bestehend, vorstellen.

Zwischen der Stadt und dem Meere dehnte sich ein Pinienwald, dessen Reste die Bäume bei der heutigen Ortschaft Belvedere sind, etwa 1½ Gehstunden südlich vom alten Stadtzentrum gelegen. Dieser Wald erstreckte sich einst die ganze Küste entlang die Ravenna, und die Laguneninseln waren ebenfalls mit Pinien bepflanzt, woraus es sich erklärt, daß dieses Mündungsgebiet zahlreicher Ströme im Altertume viel gesünder war, als es heute ist. Wie die Bäume des Aquilejensischen Belvedere, so ist die von Dante, Boccaccio und Lord Byron geseierte Pineta dei Ravenna ein Aberrest jenes Küstenwaldes, den leider in jüngster Zeit arge Stürme start geslichtet haben.

Dem zur Zeit seiner Gründung so günstig gelegenen Aquileja nun war es bestimmt, wie ein Echo oder wie ein nach Nordosten projizierter Schatten in abgeschwächtem Maße die Schicksale der großen Roma zu wiederholen. An den Grenzen Noricums und Pannoniens durch den Handelsverkehr mit dem Norden und Osten emporgeblüht, als Ausgangspunkt wichtiger kriegerischer Unternehmungen eine

beliebte Kaiserresideng, mar sie in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung eine der größten und schönsten Städte des Reiches, von den Griechen die goldene Stadt, Chrysopolis, genannt. hier wurde Despasian von feiner möfischen Legion zum Kaiser ausgerufen, bier Septimius Severus mit ben pannonischen Legionen vor bem Kampfe mit Didius Julianus jubelnd begruft. 238 n. Chr. fand Maximin, als er aufgebrochen war, Italien zu erobern, die Stadt vom römischen Senate verschangt, und er und sein Sohn endeten durch Mord unter ihren Mauern. Anderthalb Jahrhunderte später widerstand sie einer Belagerung durch Alarich und wurde im Jahre 452 durch Attila graufam gerstört. Dierzig Jahre barauf entrig bei ben Trümmern Aquilejas an den Ufern des Isongo Theodorich dem Odoaker die herrschaft über Italien, und 552, genau ein Jahrhundert nach der Einnahme durch die hunnen, erfolgt eine abermalige Zerftörung der Stadt durch ben von Narfes aus Rache gegen den Sohn Justinians aus Pannonien herbeigerufenen Alboin und seine Cangobarden. Nun schien Aquileja auf immer vernichtet und schon damals bestimmt, zu werden, was es tatsächlich erst tausend Jahre später geworden ist, ein Ruinenfeld, taum anders belebt, als von Gespenstern der Dergangenheit.

Es ist wahrscheinlich, daß nach der Eroberung durch Attila ein Teil der damals Ausgewanderten nach und nach in die zerstörte Stadt zurückfehrte. Die Solge der Einnahme durch die Langobarden war eine neuerliche Auswanderung, wie damals hauptsächlich nach den im Mündungsgebiete der Etsch, der Brenta und der Piave gelegenen Laguneninseln, aus welchen dürftigen Ansiedlungen später Denedig emporwuchs.

III.

Derdiente Aquileja als glanzende Großstadt ein zweites Rom genannt zu werden, so noch weit mehr als firchliche Metropole. Schon in apostolischer Zeit war es ein Emporium des Christentums, und mit römischer Gesittung und Kultur wurde von hier aus die Cehre des Heils nach den Alpenländern und nach den ihnen benachbarten Gegenden verbreitet. Der Evangelist Markus soll vom beiligen Petrus aus Rom nach Aquileja gesandt und hier soll sein Evangelium ins Griechische übersett worden sein. Als Dorfteber der driftlichen Gemeinde folgte ihm hermagoras, ein edler Aquilejenser, der später den Märtyrertod erlitt. Er wurde in Rom jum ersten Bischof von Italien geweiht und badurch seine Diogese nach Rom bie älteste bes Abendlandes, und ihr Bischof, später Erzbischof und Patriarch, erhielt den ersten Rang nach dem Papite. Mit der Organisierung der Kirche unter Konstantin dem Großen, welcher die staatlichen Provinzeinteilungen zur Grundlage dienten, wuchs 300 Jahre später, der gunftigen Lage und Bedeutung der Stadt gemäß, das Ansehen Aquilejas. Es ward ein Mittelpuntt katholischen Cebens, die großen Kirchenväter hieronymus und Ambrofius haben in seinen Mauern geweilt, und gegen Ende des IV. Jahrhunderts waren ichon die Bischöfe von Como, Denezien, Istrien, Noritum, Pannonitum und, wie einige behaupten, sogar der von Augsburg der Metropolitangewalt des damaligen Bischofs von Aquileja, des heiligen Dalerian, unterstellt.'

Nun folgten wechselnde Schicksale vor und nach der Zerstörung der Stadt durch Attila und ein Protestsonzilium gegen das ökumenische von Konstantinopel mit Extommunikation des Papstes Pelagius sowohl als des Kaisers Justinian und dessen Kaisern Naries.

Die Eroberung durch die arianischen Langobarden war auch ein Marktein in der Geschichte des kirchlichen Aquileja, indem sie den Erzbischof Paulinus bestimmte, endgültig die Laguneninsel von Grado zum Aufenthalt zu wählen. Später sehen wir zwei Patriarchen, einen in Grado, den anderen in Aquileja, beide bald schismatisch, bald orthodox, die unter dem gewaltigen Organisator Karl dem Großen, wie früher unter Konstantin, unsere Stadt als kirchlicher Vorort wieder zu erhöhter Bedeutung gelangte, so daß um jene Zeit der Draussus als Grenze der Jurisbistion der Erzbistümer Aquileja und Salzburg bezeichnet werden konnte.

Mit der Entstehung des römisch-deutschen Kaisertums war für das Patriarcat von Aquileja eine neue Epoche angebrochen, es war, wie das Kaisertum selbst, römisch und deutsch zugleich, und für viele Kaiser wurde die Stadt eine Station auf ihren Reisen nach Italien. Die Patriarchen waren die Freunde und Vertrauten der Kaiser, begleiteten sie auf ihren Romerzügen, und Karl der Große wie Otto I., Konrad II. wie Heinrich IV. und zuletzt noch ber Luxemburger Karl IV. hatten teine treueren Anhänger und Ratgeber wie die Patriarchen von Aquileja. So sehen wir im Jahre 900 den Patriarchen Volpertus in Rom am Krönungstage des Karolingers Ludwig III., als diefer an der Seite des Papstes in der Vorhalle von St. Peter zu Gericht saß, im Namen des Kaisers Recht sprechen. Aber schon gewahren wir, daß sich abermals, gerade wie zur Zeit der Völkerwanderung, für diese Stadt, wie früher die Vorteile, so die Nachteile seiner Lage an der Grenze der Barbarenländer fühlbar machen. Und wie das in mancher Hinsicht analog gelegene Wien sechs und sieben Jahrhunderte später in beständiger Gefahr Schwebte, von den Turken erobert zu werden, hatte Aquileja durch 50 Jahre von den räuberischen Aberfällen ber Ungarn zu leiden, welche, aus denselben Niederungen an der Donau und Theif kommend, aus welchen die Hunnen und die Langobarden gekommen waren, es im Jahre 902 zum ersten Male brandschakten. Den stürmischen Zeiten zum Crok wußte aber unser Patriarchat während des X. Jahrhunderts, das eines der traurigften für die abendländische Christenheit war, seine Stellung zu befestigen, und dem Patriarchen Roduald wurde für seine Diözese nicht nur der Vorrang vor den Kirchen Italiens mit Ausnahme derer von Rom, sondern auch die Wahl durch Klerus und Volt bestätigt. Durch Kaiser Otto den Großen erhielt er die Bestallung als missus regius, faiserlicher Sendbote, für Italien und die Jurisdittion über zahlreiche seiner Kirche geschenkte Guter zwischen der Livenza, der Ungarstrafte und dem Meere.

Im darauffolgenden Jahrhundert, als die Weltverhältnisse sich konsolidierten, Kaisertum und Papstum abwechselnd ein jedes die höchste Stufe ihrer Entwicklung

erklommen, brach für das kirchliche Aquileja die glanzvollste Zeit seines Bestandes an durch den großen Patriarchen Popo (1019—1045), einen Deutschen, früher Kanzler Kaiser heinrichs II. und Besieger der in Krain eingefallenen Ungarn. Auch er hat einen Kaiser, Konrad II., nach Rom zur Krönung begleitet im Jahre 1027 und hat ihn elf Jahre darauf in Aquileja beherbergt, als Konrad nach Deutschland zurücklehrte. Die Suprematie über Grado wurde hergestellt und Streitigkeiten mit dem benachbarten herzogtum Kärnten glücklich durch die für das Patriarchat erlangte Reichsunmittelbarkeit beendet.

Unter Popo erlebte die Stadt eine neue Blüte, indem er, dessen Dorgänger zum Teil an anderen Orten, zulett in Cividale wohnten, die Residenz wieder nach Aquileja verlegte und einen Palast daselbst erbaute, die gegen ihren Umfang zur römischen Kaiserzeit freilich weit kleiner gewordene Stadt mit neuen Mauern umgab und den Handel neu erblühen machte. Hauptsächlich dadurch aber sebt dieser große Patriarch im Andenken der Nachwelt, daß er an der Stelle, wo einst das Kapitol sich erhob, Teile der vorhandenen Kathedrale benutzend, den Dom erbaute, mit welchem dieses Buch sich beschäftigt. Es war die Zeit, da auch im südlichen Deutschland und am Rhein die großen romanischen Dome entstanden, und wie 200 Jahre später gleichzeitig in Frankreich und in Deutschland die berühmten gotischen Kathedralen von Amiens, von Köln und so viele andere gebaut wurden,, wachsen gleichzeitig mit dem romanischen Dome von Aquileja die von Bamberg Mainz und Speier empor, während der Grundstein zur ebenfalls romanischen Kathedrale von Worms erst ein Jahrhundert später gelegt wurde.

IV.

Sieghart, der vierte Nachfolger Popos, wie jener Heinrichs II., so vor der Ernennung zum Patriarchen Kanzler Heinrichs IV., stellte sich im Streite des Kaisers mit Gregor VII. auf Seite des ersteren und wurde von ihm im Jahre 1077 mit der Grafschaft Friaul, später auch mit Krain und Istrien belehnt und mit allen herzoglichen und markgrässlichen Rechten daselbst bekleidet. So ward gerade als Lohn des Kampses gegen die Papstgewalt Aquileja die Hauptstadt eines Kirchenstaates, wie nicht ganz drei Jahrhunderte früher Rom es geworden war. Der Patriarchenstaat von Aquileja aber, der in der Solge an Macht so zunahm, daß wir später unter seinen freilich nur nominellen Dasallen den Herzog von Österreich und den König von Böhmen sinden, behauptete sich mit wechselndem Glück bis 1445.

Die Parallele zwischen Rom und Aquileja läßt sich auch noch weiter durchführen. Wie die Päpste sich vor den Kriegsstürmen nach Avignon retteten, waren
dereinst die Patriarchen nach Grado gestohen, und es hat Gegenpatriarchen gegeben
gerade so wie Gegenpäpste. Und zu derselben Zeit, als der willensstärkste unter den
Päpsten, der große Gregor VII., den Stuhl Petri einnahm, erhob sich auch dieses
geistlich-weltsiche Gebilde zu neuer Macht und territorialer Unabhängigkeit.

Aber Aquileja war doch nur ein schwächeres Echo Roms, es trug nicht, wie dieses, den Stempel der Ewigkeit an der Stirne, und wie die Slusse dieses Cand. striches in mehrfachen und wechselnden Deltamundungen sich ins Meer verlieren, haben verschiedene Kirchenzentren: Grado, Venedig, Cividale, Udine, Gorg, sich etwas, nicht nur von der geistigen Bedeutung des firchlichen Aquileja, sondern auch von den heiligen Geräten der Kathedrale angeeignet, und fast wie der Dom von Torcello bei Denedig, dieses andere Beispiel gesunkener Herrlichkeit, ragt, ihrer Schähe beraubt, aus verwahrlofter Umgebung die ehrwürdige Basilika empor, sie, die Mutterkirche fast aller Bischofssitze im östlichen Deutschland und vieler im nördlichen Italien, zur Pfarrfirche einer ärmlichen Bevölkerung von einigen hundert Köpfen herabgesunken. Ihr Campanile, das Wahrzeichen der Gegend, dem nun eingestürzten von San Marco ahnlich, grüßt nach der Kette der Julischen Alpen, und von seiner Glodenstube aus blidt man über ein fruchtbares Cand nach dem Karstfelsen, welcher das stolze Schloß von Duino trägt, und nach der von einem weitgebehnten häusermeer umklammerten Bucht von Trieft. Der Boben aber ber ehemals so gesunden Stadt ist nun vom Sieber heimgesucht, und ärmliche, strohbedeckte Sischerhütten, an vorhistorische Zeiten mahnend, beleben zum Staunen des Reisenden die kleinen Inseln zwischen Aquileja und Grado.

Die Quelle der Macht, die Aquileja jahrhundertelang ausübte, war seine Cage an der Grenze Italiens, da, wo lateinisches Wesen mit germanischem und slawischem sich zu vermischen beginnt. Der neue Wein zum Selbstbewußtsein erwachter jugendfrischer Völker wurde in die alten Schläuche romanischer Organisation gegossen, und auch auf diesem für die weltgeschichtliche Entwicklung so wichtigen Posten hat die katholische Kirche sich als Erbin und Verbreiterin der antiken Kultur bewährt und der zum Christentum bekehrten Welt Form und Gestalt verliehen. Politisch genommen aber war der aquilejensische Patriarchenstaat, ähnlich wie kurze Zeit hindurch das Reich des böhmischen Ottokar, ein Vorläuser der habsburgischen Monarchie, welche an den Toren des ewig im Wandel begriffenen Orients Bruchteile aller europäischen Völkersamilien zu vereinigen bestimmt war. Venedig und Osterreich, zwei Weltmächte, deren Anziehungskraft stärker war als die seine, sind an den Grenzen dieses eigenartigen Staatswesens emporgewachsen und haben es nach und nach so lange ausgehöhlt, die Aquileja, dieser Schatten Roms, zum Schatten seiner selbst geworden ist.

Das Haus.

Don Frang Karl Gingten.

Wer ist ein rechter Immermann, Der zimm're sich sein Ceben, Wie er sein haus sich zimmern kann Mit freudigem Bestreben.

Die Pfeiler lasten tief und schwer, Die Wände streben freuz und quer, Doch auf den Zinnen weht umher Ein Sähnlein hoch im Winde.

Ihm hat ein fröhlich Selbstvertraun Gezeigt, wohin er wand're. Er frägt sich nicht, wie And're bau'n, Denn Andern ziemt das And're.

So baut er sich sein eig'nes Haus, Das truzig steht im Sturmgebraus, Und aus dem Fenster lacht heraus Das Angesicht der Liebsten. O, Ciebste, liebe Liebste mein,
Nun wollen wir zusammen
Wie frohvergnügte Kinder sein
Dor uns'res herdes Flammen.
Dorüber rauscht der Strom der Welt,
Die viel verheißt und wenig hält —
Sieh hin, wie Schiff auf Schiff zerschellt
Im trügerischen Winde.

Dor uns'rem Haus ein Brünnlein fließt, Fern kommt es hergezogen, Und wo das Wasser sich ergießt, Erscheint ein Regenbogen.

Wie hold im Beet die Rosen blüh'n Und wie die Feuerlilien glüh'n, Umfühlt von einer Linde grün — Wie rauscht es in der Linde!

Das Bodenproblem.

Don Dr. Anton Weffelstn.

1

Gegenüber dem Wiener Juftigpalaft wurde das icone Anzengruber-Dentmal errichtet, und den armen Bellagten, die da gum Sivilgericht, gum handelsgericht, gum Eretutionsgericht und zum Grundbuch wandern muffen, fitt nun "fo verwogen" der Steinklopferhans gegenüber, und in seinem Gefühle, daß alles allen gehört, und in feinem pantheistischen Dertrauen ruft er jedem der Sorgenbedrudten zu: "Es fann dir nir g'icheh'n." Unentreißbar ift ichlieflich in uns das Gefühl vom Reiche Gottes in Gottes freier Natur, in der die Dogel des Fimmels gedeihen und die Cilien des Seldes machien, den Menschen ein Beispiel, und unausrottbar das Bewußtsein, daß "die Mutter Erde, unsere Schwester, die uns versorgt und ernährt und mannigfache grüchte hervorbringt und bunte Blumen und Kräuter", allen zugehört. Diese Stelle aus dem Sonnengesang des hl. Frang von Assis gibt ben Geist der evangelischen Bergpredigt wieder. In der Bibel aber ruft der Prophet Jesaias ein Wehe denen gu, "die ein haus an das andere gieben und einen Ader gum andern bringen, bis tein Raum mehr da fei, den fie nicht besithen." Diese Warnung ertont aus einem Kulturfreise, in dem das soziale Institut des Sabbatjahres, und nach siebenmal fieben Sabbatjahren des Jubeljahres bestand, mahrend deffen alle Schulden erlaffen und alle Grundftude ben urfprunglichen Besitzern oder ihren Erben gurudgestellt wurden. Wir erinnern uns weiter der großen athenischen Seifachtheia, der "Caftenabicuttlung", mit der Solon die Bodenentschuldung zu erleichtern suchte; nicht minder der nach Enturgos benannten spartanischen Derfassung; nicht minder der Sonnensehen, der gemeinen Mart und der Allmend, aber auch der Bauernkriege aus der Geschichte der deutschen Kultur. Und wir wollen diesen hinweis auf die Bewährung, die das Bodenproblem durch Religion und Dichtung erfährt, auf die bedeutsame Rolle, die es in verschiedenen Kulturen und zu verschiedenen Zeiten spielte, mit einem der wenigen erhaltenen Bruchstücke aus den Reden der Gracchen schlesen, durch die sie ihre Bodenresorm im alten Rom unterstützten. "Die wilden Tiere, die in Italien hausen," so sprach Tiberius Gracchus, "das Dieh, das auf den Weiden treibt, sie haben ihre höhlen und Cagerstätten; aber diese Bürger, die sür Rom tämpsen und fallen, nennen nichts ihr eigen als das Tageslicht und als die Cuft. Es lügen unsere Seldherren, wenn sie vor der Schlacht die Cegionen auffordern, die Grabmale und Altäre zu verteidigen; von all diesen Römern hat keiner einen Grabhügel seiner Däter, keiner seinen eigenen herd. Jür die Üppigkeit anderer, für fremden Übersluß und Reichtum müssen sie streiten und sterben. Herren heißen sie der Welt — und auch nicht eine Scholle Erde ist ihr Eigentum."

II

Schon um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts war das Bodenproblem Gegenstand bedeutsamer theoretischer Betrachtungen, so in einem Vortrage, den Thomas Spence 1750 in Newcastle hielt "Über die Mittagssonne der Freiheit" und in einer Schrift, die William Ogilvie "Über das Recht auf Grundbesitz mit Bezug auf seine Begründung im Naturrecht" 1782 in England herausgab; aber nicht minder in dem berühmtem Disturs über die Ungleichheit unter den Menschen, den Rouffeau 1755 schrieb, und deffen zweiter Teil mit den Worten beginnt: "Der erste, der ein Stück Erde abschloß, sich herausnahm zu sagen, das gehört mir, und genug Einfältige fand, die es glaubten, war der wahre Gründer der bürgerlichen Gesellschaft. Wie viel Verbrechen, Kriege und Morde, wie viel Elend und Jammer hatte der dem Menschengeschlechte erspart, der zu seinesgleichen gerufen hatte: Glaubet nicht diesem Betruger, denn ihr seid verloren, wofern ihr vergeßt, daß die Früchte allen gehören, die Erde aber niemand." Und vielleicht darf hier gleich als Pendant eingefügt werden eine Stelle aus Leo Colstois berühmtem Aufsatze »A great iniquity«, der am 1. August 1905 in der Condoner "Cimes" veröffentlicht wurde, und seither unter dem Citel: "Die große sogiale Sunde" ins Deutsche übersetzt worden ist. "Als Sundamentalschaden für Rufland wie für Europa," sagt Colftoi, "möchte ich es hinstellen, daß die Mehrheit des Volkes des natürlichen Anrechtes auf das Stück Candes beraubt ist, auf dem sie geboren wurde. Man tann den größten Teil unserer Kriminalität auf diese Rechtsverstummlung zurückführen, die an sich durch teine politische Reform gebessert wird. Umgekehrt: Die Befreiung der Volksmassen von der Candnot wird das Mittel sein, in der Politit, die heute nur ein Cummelplat und Werkzeug persönlicher Interessen torrupter Polititer ist, den Willen des Doltes wirklich auszudrücken und zur Geltung zu bringen."

hatte schon die französische nationalötonomische Schule der Physiotraten auf die Bedeutung des Bodens als eines wirtschaftlichen Produktionsfaktors sogar in sehr einseitiger Weise verwiesen, so trat zu Ansang des XIX. Jahrhunderts die Theorie von der Bodenrente, der schon Kdam Smith nahegekommen war, durch Malthus, durch Ricardo

und andere später, klar in den Vordergrund. Sie wiesen darauf hin, daß bei besserem oder günstiger gelegenem Boden das Produkt doch den gleichen Marktpreis mit jenem erhält, das bei teureren Produktionskosten noch abgesetzt werden kann; und sie betonten, daß den Grundherren für die Benützung der ursprünglichen und unerschöpflichen Kräfte des Bodens eine Vergütung gezahlt wird, die nicht die Solge einer Arbeitsleistung ist, sondern des Eigentumsmonopoles an der unvermehrbaren Erdobersläche.

Diese Grundrente machte henry George in seinem bekannten Werte "Sortschritt und Armut", das 1879 in New-Port erschien, für das soziale Elend verantwortlich. Er geht davon aus, daß die Zunahme der Bevölkerung und der Arbeitsleistung auch eine Steigerung des allgemeinen Wohlstandes normalerweise mit sich bringen müßte. Allein heute steigert die zunehmende Produktionstraft nur den Wert des Bodens, die Grundrente hält gleichen Schritt mit jener Zunahme und saugt den Mehrwert auf, und so kommt es, daß der Fortschritt Armut im Gesolge habe und einseitigsten Luzus, statt des allgemeinen Blühens und Gedeihens. George schlägt nicht die Konsiskation des Privateigentums vor, wohl aber die Wegsteuerung der Bodenrente. Die Einführung dieser einzigen Steuer, der Single Tax, hält er für ein Mittel zur Lösung der sozialen Frage und ihre Durchsetzung hält er für leichter als die Abschaffung der Stlaverei gewesen sei. Diese Lehre Henry Georges hat in Amerika viele Anhänger gefunden. Sie griff nach England über, wo sie sich die schon bestandenen Dereinigungen für Bodenresorm geneigt machte, während die französischen Bestrebungen sich derzeit noch auf die Schulen Colins und Lavelenes beschänken.

In Deutschland hatten schon Gossen in den Sunfziger- und Stamm in den Siebzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts die Verstaatlichung von Grund und Boden als die Doraussetzung der Erlösung der darbenden Menscheit bingestellt. Dor ungefähr zwanzig Jahren grundete dort Slurfcheim den "Bund fur Bodenbesigreform" und vertrat in gablreichen Schriften, von Georges Cehre ausgehend, die weitergebende Anficht, daß mit der Beseitigung ber Grundrente auch ber Kapitalzins und bamit die Erwerbsfrisen verschwinden werden. Er verweist in dieser Richtung darauf, daß die heute sicherste Kapitalsanlage, die fippothet, nur durch die monopolistische Grundrente einen Wert besitze. Seither ift aus Sluricheims Organisation der "Bund deutscher Bodenreformer" hervorgegangen, ber einschliehlich der angegliederten Korporationen heute über 210.000 Mitglieder zählt und deffen Einflusse die Bestimmungen des neuen deutschen burgerlichen Gesethuches über das Erbbaurecht, die Einführung einer gunftigen Candorganisation in Klaotschau, nicht zulett aber der Erfolg zuzuschreiben ift, daß zahlreiche deutsche Gemeinden durch Einführung der Steuer nach dem Kapitalwerte und der Wertzuwachssteuer einen Teil der Grundrente für fich in Anspruch nehmen. Wie schon hieraus ersichtlich ift, sucht ber Bund zunächst auf bem Boden ber planmäßigen Reform zu wirfen. Sein gegenwärtiger Dorsigender, Abolf Damaschte, vertritt die Bundesziele gewandt und energisch in Wort und Schrift, Sein Buch über die Aufgaben der Gemeindepolitit ("Dom Gemeindesozialismus") und über die Bodenreform, das jungft auch in frangofischer Ausgabe erschien, find von besonderer Bedeutung.

Es muß freilich zugegeben werden, daß die bedingungslose Betrachtung der Bodenresorm als einer volkswirtschaftlichen Panazee zu weit geht, und daß mit der Lösung des Bodenproblems eine Lösung der ganzen sozialen Frage noch keineswegs gegeben zu sein braucht. So haben die Sozialdemotraten der Cheorie Georges und den Bestrebungen der Bodenreformer entgegengehalten, daß durch die Beseitigung der Grundrente nicht das arbeitslose Einkommen aus dem Kapitalzinse beseitigt werde, sie haben die Grundrente als eine bloke Absplitterung des Marrichen Mehrwertes hingestellt, und sie haben die bodenreformerischen Bestrebungen geradezu als den Versuch einer Ausbeutung der sozialen Ideen zu gunsten des beweglichen Kapitals verdächtigt. Allein sie haben dabei vor allem auker acht gelassen, dak gerade in hinsicht auf den Grund und Boden ihrer eigenen Propaganda bisher der größte Widerstand geworden ist. Immerhin erscheint es zweifellos, daß die mühelose private Inanspruchnahme des durch die volkswirtschaftliche Gesantleistung errungenen Mehrwertes nicht nur durch die Grundrente, sondern überall dort stattfindet, wo ein Drivatmonopol zu einer Vergütung zwingt. Es geschab aus diesem Gefichtspuntte, daß ich, als ich im Srubjahre 1904 im Wiener Gemeinderate einen Antrag, betreffend die Beteiligung der Gemeinde an der städtischen Grundrente, einbrachte, bemselben einen anderen anschloß, der das kommunale Geldwesen, die Bodenentschuldung und den Kapitalzins betraf. Zweifellos aber bleibt es, daß mit einer günstigen Cösung ber Bodenfrage ein haupthindernis wirklichen Sortschrittes, eine hauptwurzel der Derarmung, der Unfultur und der Korruption beseitigt würde.

III.

Nirgends tritt die Grundrentenbildung klarer hervor als im Weichbilde der Städte, als bei den Baugrunden und bei der Bildung ihrer Preise. hier zeigt sich unwiderleglich, wie mühelos oder, stärker ausgedrückt, wie unverdient diese Rente erworben wird. Und hier läßt sich auch genau verfolgen, welche Sattoren an ihrer Erhöhung Anteil haben. Wer 3. B. Gelegenheit hat, die Verwaltung einer so großen Stadt wie Wien eingehend kennen zu lernen, dem fallen vor allem die großen Investitionen auf, die jahraus, jahrein von der Gemeinde und damit von der Bevölkerung geleistet werden. Die Gemeinde Wien hat 3. B. zum Zwede der Derbreiterung der Kärntnerstrafte für Schadloshaltungen und hauseinlösungen den Betrag von rund dreieinhalb Millionen Kronen ausgegeben, wozu noch die Auslagen für Strakenberstellung, für Wasserleitung, für Beleuchtung u. s. w. kommen. Überhaupt entfallen in Wien für Einlösungen gur Straftenberstellung und Derbreiterung, für Straftenerhaltung, Pflafterung und Säuberung, für herftellung und Erhaltung von Bruden, für Baceinwölbungen. Entwässerungen, Gartenanlagen, Baumpslanzungen u. s. w., endlich für die Wasserleitung und Kanalisterung, wobei die Derkehrserleichterung durch Strafenbahnen, die Verkehrssicherung durch Wachmannschaften zc. gar nicht berücksichtigt sind, in den letzten zehn Jahren durchschnittlich auf das einzelne Jahr zehn Millionen Kronen an Ausgaben, auf das Jahr 1903 allein schon 13 Millionen Kronen. Durch die Einbeziehung des XXI. Gemeindebezirtes werden sich diese Ausgaben natürlich noch unverhältnismäkig steigern; denn dieser Bezirk enthält derzeit an Wiesen, Weiden, Adern, Weingarten und Wäldern noch 17.000 Hettar. Diese Steigerung, die vorderhand offenbar so energisch als nur möglich zurudzuhalten versucht wird, außerte sich im Gemeindevoranschlag für 1906 immerhin berart, daß für öffentliche Arbeiten ausschließlich der Hochbauten auf den neuen Bezirk, soweit die Ansatze sich trennen lassen, mehr als eine halbe Million Kronen entfallen, auf Schulbauten 150.000 K u. f. w., und daß seit ber Budgetierung noch weitergebende Gemeinderatsbeschlüsse gefaßt werden mußten.

Durch die städtischen Investitionen wird nun das Einkommen aus dem Grund und Boden, das schon der Andrang der Bevölkerung wesentlich steigert, noch ganz bedeutend erhöht. Und wenn die städtische Grundrente wohl am reinsten bei den bloßen Baugründen, und zwar in der Form der Wertsteigerung derselben zutage tritt, so darf doch auch auf solgendes Beispiel verwiesen werden. Wer vor 40 Jahren in der Kärntnerstraße ein haus kauste, hat trot der Steuern die heute sein Kapital nicht nur in gewöhnlicher Weise verzinst und in Sorm von Insen zweimal zurückerhalten, sondern sein haus repräsentiert heute mehr als das Dreisache des seinerzeitigen Wertes. hiebei erscheint der während der vergangenen vierzig Jahre erfolgte Insenzuwachs gar nicht in Rechnung gezogen, so daß angenommen werden mag, daß er zum Neudau verwendet worden sei.

Ich habe im ständigen Ausschusse des öfterreichischen Städtetages im gebruar 1903 offizielle Erhebungen über den Bodenwertzuwachs in den Städten beantragt; meines Wissens sind jedoch solde bisher nicht erfolgt. Wohl aber hat seinerzeit Dr. Schwarz bezügliche Erhebungen vorgenommen, wonach die Gründe in Wien von 1866-1899 um hundert bis zu mehreren taufend Prozenten an Wert zunahmen. Diese Junahme war überdies in den letten Jahren stärter als zuvor. Man fann also rubig von einem durchschnittlichen Bodenwertzuwachs um 100 Prozent für die letten 30 Jahre und für das Weichbild von Wien fprechen und bleibt damit entichieden hinter den Catfachen weit gurud. 3ch habe nun ben Dersuch gemacht, unter Zugrundelegung dieses Durchschnittes die bobe bes Wertzuwachses für Wien por Einverleibung des XXI. Begirtes gu berechnen. Freilich muß von vornberein aufmertfam gemacht werden, daß hiebei gerade jener Teil des Grund und Bodens außer Betracht bleiben muß, der der eigentliche Träger des Bodenwertzuwachses ift, nämlich der unverbaute Grund. Es entfällt hiedurch aber auch der Ginwand, wonach bei dieser Berechnung nicht in Betracht gezogen sei, daß foldem Baugrunde jahrelang jedes Erträgnis mangle. Ich habe also aus bem häuserkatafter von Cenobel die dort angegebene hobe des Gesamtmietzinses als Grundlage für den Wert der häuser benügt und angenommen, daß die hälfte dieses Gesamtmietzinses als Reinerträgnis in Betracht tommen durfe. Da es sich diesfalls um den Wert der Realitäten, nicht aber um das zufällige Teileinkommen des einzelnen hausbesitzers handelt, so muffen auch die auf ben häufern laftenden Sppotheten außer Belang bleiben. Der Gefamtmietzins betrug nun 1902 rund 232 Millionen Kronen. Die hälfte hievon, 116 Millionen, ergeben unter Jugrundelegung eines vierprozentigen Jinsfußes einen Wert der häufer von 2900 Millionen Kronen. Man bleibt nun nach dem früher Erwähnten magvoll und bescheiben, wenn man bloß die hälfte dieses Kapitales als Wertzuwachs für die letten dreifig Jahre annimmt. Es steht also fest, daß im Weichbilde von Wien an Wertzuwachs, und zwar bloß bei ichon verbauten Objetten, die halfte dieses Kapitales von 2900 Millionen Kronen, also eine Milliarde und 450 Millionen Kronen muhelos verdient worden find!

Während dieser Zeit aber hat die Gemeinde Wien schon mehr als eine halbe Milliarde schwer lastender Gemeindeschulden entrieren mussen.

Auch darf nicht übersehen werden, daß der Bodenwertzuwachs zu einem großen Teile der erbgesessenn Bevölkerung gar nicht zu gute kommt, sondern großen Spekulanten; daß ferner durch die spekulative Vorenthaltung ausgedehnter Gebiete, deren automatisch ersolgende Werterhöhung man abwartet, die Bautätigkeit in nicht zu unterschätzendem Maße lahmgelegt wird; daß hiedurch gleichzeitig mit der Wertsteigerung die Mietzinse

ins ungemessene wachsen und im haushalte des einsachen Mannes eine unverhältnismäßige Bedeutung gewinnen, während viele Menschen überhaupt auf gesunde Wohnungen verzichten müssen; daß angesichts der zu hohen Grundpreise bei gar manchen Bauten der Konturs und die Nichtbezahlung nicht hypothetarisch sichergestellter Forderungen, also vor allem jener der Bauhandwerker, von vornherein in den Kaltul gezogen wird; daß eine moderne Bauordnung und ein Enteignungsgesetz zu den dringlichsten Forderungen der städtischen Derwaltung gehören; daß die Dereinigung von Grund und Boden in immer weniger händen verhindert werden, und daß die große Wertzunahme an städtischem Grund und Boden wenigstens zum Teil den Gemeinwesen, die sie schaffen, und dadurch der Bevölterung, die sie hervordringt, auch deswegen wieder zugeführt werden muß, weil hiedurch ellein mit der Zeit ein Zustand erreicht werden kann, wie er die Grundlage gesunder erganischer Entwicklung im staatlichen und gesellschaftlichen Seben ist, nämlich daß möglichst viele Menschen eine bleibende heimstätte erringen und hiedurch einer naturgemäßen Forderung des Samiliensinnes entsprechen können.

Kann also die Grundrentenbildung in den Städten am klarsten verfolgt werden, so zeigt sich hier anderseits nicht minder deutlich, daß ihre Inanspruchnahme für die Allgemeinheit nur in zweiter Linie sinanzpolitischen Absichten entspränge, in allererster Linie aber auf sozialpolitische Motive ernstester Art zurückgeführt werden könnte und müßte.

IV.

Am 16. September 1807, zur Zeit, als Napoleon I. nach den blutigen Siegen von Eplau und von Friedland in einer Proklamation den Tilsiter Frieden ankündete und versprach, daß dieser Friede dauern werde, denn Frankreich müsse die Früchte seiner Siege endlich genießen, damals wurde in Paris ein merkwürdiges Geset über öffentliche Arbeiten kundgemacht. In dessen VII. Titel und 30. Paragraphen ist nämlich bestimmt, daß, wenn Staat, Departement oder Gemeinde Trockenlegungen vornehmen, neue Straßen, Pläze, Kais eröffnen, oder andere öffentliche Arbeiten leisten und hiedurch eine im Privateigentume besindliche Realität an Wert gewinnt, daß dann die hälfte dieser Wertzunahme von der betreffenden Realität hereingebracht werden könne. Nebenbei bemerkt, enthält das Gesetz auch Vorschriften über die Schätzung dieser Werte und über die Art der Entrichtung der bezüglichen Erstattungen. Es hatte da lange vor George und den Bodenreformvereinen, ja vor der theoretischen Klarstellung der Grundrente durch Malthus, Ricardo und andere, die Natur der Sache den Gesetzgeber zu einer Vorschrift veranlaßt, die einer Hauptforderung der heutigen Bodenreformer entspricht und die eine teilweise Heranziehung der kapitalisterten Grundrente zu gunsten der Allgemeinheit bedeutet.

Das Geset ist aber auch noch aus einem ganz anderen Grunde interessant. Es heißt dort: ces propriétés pourront être chargées de payer . . . tönnen, müssen aber nicht zur Sahlung verhalten werden. Dachte sich der Gesetzgeber, daß der Staat, die Departements, die Gemeinden von dieser Erlaubnis selbstverständlich werden Gebrauch machen? Wie ich einer kleinen Notiz in der "Deutschen Volksstimme", dem Organ des Bundes deutscher Bodenresormer entnehme, geschah dies bis heute nicht, trozdem seither die Cheorie der Praxis zu hilse gekommen ist, und trozdem Pariser Munizipalräte mehrsach für die Durchsührung des Gesetzs eingetreten sein sollen. Das der Praxis entsprossene Gesetz blieb selber Cheorie während des ersten Kaiserreiches, während des Königtums, des zweiten

Kaiserreiches und während der Republik. Stärker als die verschiedensten Regimes erwiesen fich die interessenpolitischen Schwierigkeiten.

Ich will der großen Steuerenquete, die in Wien im Jahre 1903 stattfand, nicht nahetreten, ja eine solche Vereinigung von illustren Persönlichseiten wäre wahrscheinlich über eine derartige Absicht erhaben; aber ich will die Möglichteit hervorheben, daß auch dort, als die Frage ähnlicher Abgaben oder Steuern zur Diskussion kam, die Interessenpolitit mehr Schwierigkeiten bot, als die Theorie, die allerdings sedesmal gegen eine derartige Einführung ins Tressen gebracht worden ist. Übrigens fanden sich auch nicht wenige gewichtige, manche anderen überwiegende Stimmen, die im günstigen Sinne abgegeben wurden. Immerhin aber sprach man dort davon, daß derartige Steuern technisch unmöglich seien, daß die gegenwärtige Bauordnung ohnehin zuviel Casten auserlege, daß die Bautätigkeit werde gemindert, und die Mietzinse noch werden erhöht werden, und daß es sich dabei um eine rein sistalische Maßregel handle; Argumente, die angesichts dessen, was bisher vorgebracht wurde und noch zu erwähnen sein wird, einer speziellen Widerlegung nicht bedürfen.

Wie kann nun der Zweck erreicht werden, einerseits der Allgemeinheit wenigstens zu einem Teile die durch sie herbeigeführte und durch ihre Arbeit gesteigerte Grundrente wieder zuzuschnen, anderseits der Bevölkerung den Anspruch auf den Besitz eines Stück Candes zu verwirklichen?

Der einsachste Weg wäre die Vermehrung des öffentlichen Grundbesithes und sohin die Abgabe desselben an die einzelnen Bürger nach Erbbaurecht. Wie schon bemerkt, hat in dieser Richtung das deutsche bürgerliche Gesethuch günstige Bestimmungen getroffen. Das österreichische bürgerliche Gesethuch stammt aus einer Zeit, in der man derartigen Institutionen nicht gewogen war, diese vielmehr aus dem Gesichtspunkte der Abschaffung seudaler Vorrechte unterschiedslos perhorreszierte. Die betressenden Bestimmungen erscheinen übrigens auch noch für die Zustände von vor hundert Jahren berechnet. Hiezu kommt, daß auch das Staatsgrundgeset vom Jahre 1867 sede aus dem Titel des geteilten Eigentums aus Liegenschaften haftende Leistung oder Schuldigkeit für sofort abslösdar und sede neuerliche derartige Belastung für verboten erklärt. Eine reformatorische Legislation in dieser Richtung ist daher ein berechtigtes Verlangen. Mit dieser gesehlichen Regelung wäre aber natürlich keineswegs alles getan. Die Vermehrung des öffentlichen Grundbesithes ist eine schwere Ausgabe für sich. Und selbst zur Widmung vorhandener Liegenschaften nach Erbbaurecht werden die maßgebenden Saktoren erst gewonnen werden müssen.

Die andere Seite, von der aus die Grundrente für die Öffentlichteit, besser gesagt, für die Allgemeinheit herangezogen werden tann, ist die Abgabenleistung oder Besteuerung. Eine Abgabe tann 3. B. gesordert werden anläßlich kommunaler Investitionen, die speziellen, im Privatbesitze besindlichen Realitäten zu gute kommen. Hier dars auf das zitierte französische Gesetz vom Jahre 1807 verwiesen werden. Aber auch in jüngster Zeit wurden derartige Verbesserungsabgaben eingesührt, so meines Wissens in Charlottenburg, wo mit der Decung der Kosten von Straßenerweiterungen und dergleichen zu fünf Sechsteilen die begünstigten Grundeigentümer belastet werden können. Auch in Wien war vor einiger Zeit beabsichtigt, anläßlich der für die Gemeinde kostspieligen Aushebung des Bauverbotes um das sogenannte Neugebäude eine Verbesserungsabgabe von 1 K pro Quadratmeter des besreiten Grundes einzuheben. Ferner soll in die von einer gemeinde-

rätlichen Kommission derzeit beratene neue Bauordnung eine Bestimmung des Inhaltes aufgenommen werden, daß die von der Gemeinde für die Herstellung, Erweiterung oder Abänderung von Straßen aufzuwendenden Kosten auf die Längenmeter der die Straßen begrenzenden Grundstüde ganz oder zum Teil sollen umgelegt werden können.

heute erlebt der Bauspekulant Jahr für Jahr, ohne daß er seine hände auch nur zu rühren braucht, eine bedeutende Erhöhung seines in skädtischen Baugründen angelegten Kapitales. hiefür zahlt er die niederste Grundsteuer von brachliegenden Gründen und wird durch die Geringfügigkeit dieser Regie in die Lage versett, aufgekauste Gründe der Derbauung möglichst lange vorzuenthalten. Diesem Übelstande würde dadurch abgeholsen, daß an die Stelle der Steuer nach dem Ertrage eine solche nach dem Kapitalswerte oder wie man sie in Deutschland zu nennen psiegt, nach dem gemeinen Werte tritt. In Österreich würde es sich da um die Resorm einer Reichssteuer handeln, eine Resorm, die anlählich der dis 1909 gesetzgemäß vorzunehmenden Neuregelung bezüglicher Steuersätze platzerisen könnte. In Preußen ist durch das von Miquel 1893 durchgesetzte Kommunalabgabengesetz die Gemeinde in der Lage, diese Steuer nach dem gemeinen Werte einzusühren und zahlreiche Gemeinden, bisher 82 Stadt- und 62 Landgemeinden, darunter Rachen, Breslau, Köln, Stettin und seit 1905 auch Berlin, haben sie eingeführt und soweit schon möglich, günstige Ersahrungen damit gemacht.

Direkt wird die mühelose oder unverdiente Werterhöhung getroffen durch eine Wertzuwachssteuer, wie sie ebenfalls auf Grund des preußischen Kommunalabgabengesetes in mehreren deutschen Städten, 3. B. in Frankfurt, in Gelsenkirchen und in Köln schon eingeführt ift. Auch der banrische Candtag hat die dortige Regierung aufgefordert, einen berartigen Gesekentwurf einzubringen, in Sachsen ist eine solche Vorlage angekündigt und in Hessen hat die Regierung der zweiten Kammer der Stände einen bezüglichen Entwurf vorgelegt, den diese einstimmig annahm, der aber jüngst an der haltung der ersten Kammer scheiterte. In Österreich könnte eine solche Steuer als Kommunalabgabe leicht eingeführt werden, weil ihre Kreierung nach den Gemeindeordnungen, in Wien nach § 59, lit. 1, des Gemeindestatutes, nur der Genehmigung durch ein Candesgeset unterliegt. Ich selbst habe seinerzeit im Wiener Gemeinderate in Aussicht genommen, daß vom Kaufpreise jedes Grundstüdes innerhalb des Weichbildes von Wien, das zum ersten Male als Baugrund, sei es verbaut oder nicht, verkauft wird, ein Prozentsak an die Gemeinde Wien als die Schöpferin der Werterhöhung zu zahlen tomme. Seither haben sich sowohl der österreichische Städtetag, por dem ich die Ehre hatte, über den Gegenstand zu referieren, als auch der beutsch-österreichische Städtetag für die Bermehrung des Gemeindeeigentums an Liegenschaften, für Erbbaurecht, Steuer nach dem Kapitalswerte und Zuwachssteuer ausgesprochen, und letterer hat jüngst sogar Gesekentwürfe, insbesondere auch einen über die Wertzuwachssteuer beschlossen.

Sür diese ist der Eigentumswechsel die geeignete Gelegenheit zur Einhebung, wobei ein Vortaufsrecht der Gemeinde zum einbekannten Verkaufspreise gegen hinterziehung schützt. In Köln beispielsweise wird nun als Wertsteigerung der Unterschied zwischen dem letzten Erwerbspreis und dem neuen Veräuherungspreis, zuzüglich gewisser Anrechnungen und abzüglich gewisser Abrechnungen angenommen. Ein Wertzuwachs von 10 Prozent bleibt in allen Sällen von der Besteuerung frei; im übrigen ist dieselbe progressiv gedacht und beträgt 10 Prozent bei einer Wertsteigerung von 20 Prozent und 25 Prozent

wenn die Junahme 160 Prozent übersteigt. Die Steuer tommt überdies nur dann ganz zur Einhebung, wenn seit der letzten Deräußerung höchstens fünf Jahre verstossen sind und ermäßigt sich bis zu einem Dritteil, wenn dieser Zeitraum mehr als zehn Jahre beträgt.

In Wien ist die Cage durch die Angliederung des 21. Bezirtes mit seinen großen Komplexen unverbauten ländlichen Bodens noch dringlicher geworden. Dort werden die Preise bereits jett in die höhe getrieben, die zutünstigen Investitionen der Gemeinde werden bereits jett eskomptiert, Terraingesellschaften und Spekulanten sind am Werke und der Annoncenteil der Blätter gibt Zeugnis über diese Bewegung. Selbst bei entlegenen Gründen ließ sich dort seither eine absolute Wertzunahme von 1 K 50 h für den Quadratmeter sesstschen. Eine solche Erhöhung kommt aber, da der neue Bezirk, wie erwähnt, ein unverbautes Territorium rein landwirtschaftlichen Charakters von 17.000 hektar umfaßt, einer Summe von über 250 Millionen Kronen gleich. Jedes unbenüht verstreichende Jahr erhöht die nicht mehr einzuholenden Derluste Wiens, die schon anläßlich der zweiten Stadterweiterung bedeutend genannt werden müssen. Dabei wächst das Geldbedürfnis der Gemeinde immer mehr; und nicht minder wächst die Intensität berechtigter sozial-politischer Forderungen, die es zu erfüllen gilt.

Eine Bodenresorm wird kommen, srüher oder später. Die Verbesserungsabgabe, die Steuer nach dem Kapitalwerte, die Wertzuwachssteuer werden kommen, letztere vielleicht sehr bald. Manchen Kamps, manches Opfer wird die Lösung kosten. Gar manches Elend würde sie aber auch durch wirtschaftliche Wohlsahrt stillen oder lindern. Und was am meisten ins Gewicht fällt: durch Schaffung ehrlicherer Verhältnisse würde sie sördern, was die Grundlage aller Solidarität ist und die Doraussetzung wirklicher Kultur, die Wahrhaftigkeit der einzelnen Menschen. Das Bodenproblem ist darum doppelt schwerwiegend und ernst, weil die Menscheit krank wird und schwach wie Antäus, wenn sie der Mutter Erde entrückt ist und der Natur.

Don Rouvier zu Sarrien.

Don Mar Garr.

Am 7. März schrieb Pelletan im "Matin": "Wir haben nur mehr den Schatten einer Regierung und das Gespenst einer Kammer." Am Abend dieses Tages stürzte das Kabinett Rouvier. Die vom Wahlsieber geschüttelte Kammer ertrug das Zwielicht, das Rouvier über seine Absichten in bezug auf den nahen Wahltampf walten ließ, nicht mehr. Er war den einen zu sehr nach rechts, den andern zu sehr nach links liiert. Er mußte fallen.

Seit Wochen und Monaten schon beherrschen die kommenden Kammerwahlen die Beratungen im Palais Bourbon. harduin, der sich zumeist kein Blatt vor den Mund nimmt, hat philosophisch geschrieben: "Alle vier Jahre werden die Deputierten verrückt. Das bevorstehende Ende ihres Mandats übt auf sie diese Wirkung aus. Die Idee, daß sie sich neuerlich zur Wahl stellen müssen, und daß es leicht geschehen kann, daß sie nicht mehr wiedergewählt werden, bringt sie vollkommen außer Rand und Band. In dieser Situation sind sie zu allem fähig, um die Wähler günstig zu stimmen." Nie wurde ein

wahreres Wort gesprochen. Was die französische Kammer diesmal im Parorysmus der Mandatsangst aufgeführt hat, spottet jeder Beschreibung. Junächst wurde das Briesporto für das Inland von 15 Centimes auf 10 Centimes herabgesetzt. Diese Mahregel bedeutet einen Ausfall von vielen Millionen für den Staatsschak. Das zweite Cadeau bestand darin, daß man den Grundbesitzern die Steuerfreiheit des aus ihren Produkten erzeugten Altohols gewährte. Es ist dies eine unerhörte Begunstigung der Agrarier gegenüber der Alkoholindustrie. Das Privilegium, welches hauptsächlich den süblichen Provinzen, ferner Bordeaux, Burgund, der Charent, turg, den Wein-, Obst- und Acterbau treibenden Departements zu gute tommt, fand natürlich in den Deputierten dieser Gegenden wütende Derteidiger. Die "Bouilleurs de cru" hatten unter Combes eine Niederlage erlitten. Rouvier, der damals Sinanzminister war, hatte die Aushebung des Privilegiums, welches ben Staate jahrlich girta 60 Millionen verlieren laft, burchgesett, und ben Eigenbrennern blieb nur das für den eigenen Konsum bestimmte Altoholquantum steuerfrei. Jett, angesichts der Wahlen, gab Roupier nach. Nicht genug damit, beeilte sich die Kammer, den verehrlichen Wahlern noch ein drittes Geschent gu machen: Die Waffenübungen der Reservemannschaft wurden von 28 auf 15, respektive von 13 auf 6 Cage herabgesett. Die Reduktion wird allerdings nie verwirklicht werden, denn es ist ausgeschlossen, daß der Senat eine derartige Schwächung der militärischen Schlagfertigkeit Frankreichs paffieren läßt.

Aber nicht nur der Wähler selbst sucht man sich zu versichern, es entbrennt auch mit verdoppelter Wucht der Kampf darum, welche Partei sich die Vorteile der Unterstützung ihrer Kandidaten durch den administrativen Apparat zu sichern vermag. Diese Frage ist es, über die Rouvier fiel. Sein Kabinett war ursprünglich ein Ministerium der gesamten Linken. Es begann bei den Sozialisten, die es unterstützten, und endete bei der Union democratique, die icon ziemlich gemäßigt ift. Die gang gen äßigte Gruppe ber Progressisten unter Ribot blieb aukerhalb der Regierungspartei, begann aber alsbald ein Liebeswerben um Rouvier. Ribot war bestrebt, Rouvier nach rechts zu ziehen. Das Kabinett follte auf die Unterstützung ber Sozialisten und ber sozialistischen Radikalen verzichten und seine Majorität bei den Rabifalen, bei der Union democratique und bei den Progressiften suchen. Sur die Progressiften war diese Berichiebung nach rechts eine Lebensfrage. Die "Groupe progressiste" ist als Mittelpartei zwischen den Nationalisten und Klerifalen einerseits und den raditalen Republikanern anderseits bei den Wahlen naturgemäß den stärtsten Gefahren ausgesett. Sie ift die Partei der Sabritanten und Industriellen, deren Einfluk angesichts der überwältigenden Organisation ihrer Arbeiter bei den Wahlen relativ gering ist. Die Progressisten sind taum jemals anders als mit Regierungsunterstützung in den Wahltampf gegangen. Nur die "Offizielle Kandidatur" tann fie diesmal por einer vernichtenden Niederlage bewahren. Rouvier verhielt sich schwankend. Er unterstützte stellenweise die progressissischen Kandibaturen; er führte Korrespondenzen mit den progressistischen Abgeordneten, was diesen erlaubte, vor ihren Wählern mit Brieftuverts aus dem Kabinett des Ministerpräsidenten zu prunken und den Eindruck zu erweden, als ware ihr Einfluß bei der Regierung machtig. Diese Liebenswurdigkeit erwies Rouvier sogar auch vielen Abgeordneten der Rechten. Er tat es weniger aus Berechnung, wie aus innerem hang. Rouvier ift Sinancier, Großtapitalift, Geschäftsmann. Die tapitalsfreundlichen Progressisten steben ibm personlich unendlich naber als die Sozialisten und sozialistischen Raditalen mit ihren tapitalsseindlichen Steuerprojekten. Ruch mögen die Präsekten in der Indulgenz nach rechts weiter gegangen sein, als ihr Ches eigentlich wollte. Die Unsicherheit, in der sich der politische Beamte in Frankreich angesichts des mit sedem Kabinettswechsel verbundenen umfassenden Personenwechsels in der höheren Administration besindet, macht die Präsekten zu oft unsicheren Dollstreckern des Regierungswillens. Die Präsekten Rouviers mögen vielleicht auch aus eigenem etwas mehr für die Progressisten getan haben, als den Raditalen recht sein konnte. Die Linke wurde unruhig, Pelletan ries Alarm. Auf der anderen Seite wieder fanden die Progressissen, daß Rouvier ihnen doch nicht genug entgegenkomme und hossten, daß ein neues Kabinett sie vielleicht in die Majorität aufnehmen werde. So machten die äußerste Linke und das Zentrum gleichzeitig, wenn auch nicht in gegenseitigem Einverständnis, einen Angriss gegen das Kabinett. Und Rouvier siel.

Das neue Ministerium Sarrien stützt sich auf die gleiche Majorität, die Rouviers Kabinett bei seinem Debut vertrat. Nur ift die perfonliche Verläglichteit der in das Kabinett Sarrien eingetretenen Perfonlichfeiten eine höhere. Sarrien ist ein erprobter Republitaner, tein blendender Geist, aber ein sicherer Mann. Ceon Bourgeois, der ins Ministerium des Außern einzieht, bat den begrundetsten Ruf als rubig und flar denkender Politifer. George Clemenceau, der bas Innere übernimmt, verburgt, daß fich die Regierungsunterstühung bei den Wahlen ausschlieflich raditalen republikanischen Kandidaturen zuwenden wird. Clemenceau will die Prafetten partieweise nach Paris berufen, um ihnen seine Instruttionen gu geben. Sicherlich wird er bei dieser heerschau die Unverläftlichen, fo weit er fie wird ermitteln tonnen, abstofen und durch neue Ceute ersetzen. Aber diesen neuen Mannern wird es naturgemäß oft und febr an der nötigen Personen-, Orts- und Sachtenntnis fehlen, und ihr Nugen im Wahltampf wird ein begrengter fein. Immerhin tann Clemenceau noch manches retten. Etienne und Thomfon (Krieg respettive Marine) waren im Kabinett Rouvier auf den gleichen Posten und sind in ihrem Wirtungsfreis fur die republitanische Sache verläglich. Cenques, Doumerque, Barthou sind gemäßigte, aber sichere Republitaner und der Separationspolitit ergeben. Poincaré, der bedeutende Advotat und Stilift, foll das Gegengewicht zu Clemenceaus Raditalismus bilden. Er ift zugleich der Dauphin des Habinetts. Sällt es, fo wird Poincaré das nächste bilden, und zwar jedesfalls ohne die Sozialisten.

Der interessanteste Mann im neuen Ministerium ist Aristide Briand, sozialistischer Abgeordneter für St. Etienne, Referent über das Separationsgeset und jett Minister für Kultus und Unterricht. Briand ist einer der sympathischen und tüchtigsten Männer in der französischen Kammer. Es verlohnt sich, ihn näher zu betrachten. Briand ist Bretone aus Nantes und 44 Jahre alt. Er begann seine Studien in seiner Vaterstadt und beendigte sie in Paris. Im Wirbel des Quartier latin kam er anarchistischen Kreisen nahe. Der französische Student ist entweder Royalist oder radikaler, ost anarchistisch gefärbter Sozialist, beides aus purer Lust am Widerspruch und um das Philisterium zu reizen, dem man ja bald genug selbst mit haut und haar angehören wird. Die Knappheit seiner Mittel nötigte den jungen Juristen, sich als Cokalreporter einige Groschen zu verdienen. So kam er zu Seb. Saure's "Peuple". Mitte der Achtzigerjahre wurde er Advokat und geriet durch die anarchistische in die Gewertschaftsbewegung. Schon im Quartier latin hatte er Kundgebungen organisiert und Versammlungsreden gehalten. In

der Synditatsbewegung wuchs er sich immer mehr zum Politiker aus. Er blieb einer ber Suhrer ber Gewerkschaften, als die Anarchisten aus ihnen entfernt wurden. Aber seinen anarchistischen Anfängen blieb er stets treu, zwar nicht als Politiker, wohl aber in der Weise, daß er gerne als Verteidiger junger Ceute auftrat, die sich unbedachterweise durch anarchistische Schwärmereien mit dem Geset in Konflitt gebracht hatten. Politisch schloß er sich der Jauresschen Fraktion der sozialistischen Partei an. Die Partei stellte ihn bei den Wahlen gerne auf verlorene Posten, und er fiel mehrsach durch. So hauste er als Abvokat und Journalist in Paris, bedürfnislos, frugal, zwischen dem Montmartre und dem Quartier latin. Als Walded-Rousseau 1902 tüchtige Ceute suchte, um die republifanische Partei aufzufrischen, machte ihn Millerand auf Briand ausmerksam, der alsbald in St. Etienne kandidierte und mit einer Majorität von zirka tausend Stimmen gewählt wurde. Die vier Jahre, welche Briand in der Kammer verbrachte, baben genügt, um ihn zum Ministerium zu führen. Er verdankt diese glanzende Karriere seiner Catigteit als Referent über das Separationsgeset, er sette trot des wütenden publizistischen Widerstandes seines heutigen Kollegen Clemenceau die tonziliante Sassung des Artikels 4 der Separationsporlage durch. Daß Briand als Kultusminister die Applitation seines Werkes leiten wird, ist eine große Genugtuung und Beruhigung nicht nur für die republitanische Partei, sondern auch für alle jene, die jede überflüssige Brutalität in der Durchführung der Separation vermieden wissen wollen. Wenn auch die Sozialisten Briand aus ihrer Partei ausgeschlossen haben, so wird sie dies doch nicht hindern, Briand weiter als ihren Mann zu betrachten und von seiner Anwesenheit im Kabinett tunlichst Nutzen zu ziehen, wie einst von der Ministerschaft Millerands. Briands Ministerschaft verbürgt den Sozialisten, daß die Regierung sie bei den Wahlen nicht bekampfen wird, ladet ihnen aber nicht die geringste Rudficht ober Beschräntung auf.

Ob das Kabinett Sarrien von Dauer sein wird, hängt wesentlich vom Ausfall der Wahlen ab. Es fehlt schon heute nicht an Stimmen, welche erklären, daß es zu viel Talent in sich vereinige, um Bestand haben zu können.

In der Maroktopolitik bedeutet das neue Kabinett kaum eine besondere Änderung des Kurses. Die "Dignité nationale" ist nun einmal in der Sache engagiert, und das Ministerium Sarrien muß jetzt trachten, die Marokkoangelegenheit mit Anstand und ohn Kränkung des nationalen Selbstgefühls zu einem guten Ende zu führen. Das wird nicht allzu schwer sein, denn das Land steht in seiner großen Gesamtheit Marokko sehr sieden und kühl gegenüber. Die Zeitungen geben davon nur ein unrichtiges Bild, denn sie werden zumeist von der französischen Algecirasdelegation inspiriert, die wieder ihrerseits aus sauter sanatischen "Marokkanern" zusammengesetzt ist und der Finanzgruppe der "Compagnie Morocaine" näher steht, als gut ist.

Chronif.

Erzählende Literatur.*

Eine ber gablreichen um bie Sorberung der städtifchen Kultur bemühten Gefellichaften hamburgs - in allen ift Geift und hand Lichtwards zu fpuren - die "Kommiffion für die hamburgifche hausbibliothet", gibt bubich gebundene, auf dauerhaftem Papier gut gedrudte Bucher von bleibendem Werte heraus, deren eines, Gotthelfs "Uli, ber Knecht" ** mir porliegt.

Das Drogramm biefer Dereinigung fann bier mohl gitiert werden : "Die hausbibliothet will dem deutschen hause aus unserer Nationalliteratur einen Schat des bleibend Wertvollen barbieten. Sie will bamit belfen, ber Ent. fremdung unferes Dolles von feiner Literatur gu fteuern und dagegen das Bewußtfein feiner Doltsart und die Greude an ihr gu ftarten, indem fie ihm fein geiftiges Spiegelbild in den bestgelungenen Aufnahmen vor Augen führt."

Die Profa Lichtwards - ber ausgezeich. nete Mann ift im beften und, feien wir aufrichtig, auch ein wenig im fritischen Sinne bes Wortes die Derforperung nordbeuticher Profa - fein Stil und die einmal gewonnene, bann in feiner gangen Cebensarbeit ausgewertete Einficht druden fich in biefen Sagen ertennbar aus. Aus ihren eng vertlammerten Gedanten, pon ber ftarten agitatorifden Betonung aus Anlag ber Einbegleitung eines vollstumlicherzieherischen Unternehmens abgesehen, mag man den einen insbesondere herausgreifen: "Die Entfremdung unferes Dolfes von feiner Citeratur".

Die Urfachen diefer unleugbaren Wahrheit liegen tief in dem Bau unferer Gefellichaft begrundet, welche die meiften ichopferifchen Naturen nur auf einen gemiffen engen Kreis unmittelbar. aber auf die gesamte Bildung der Zeit in der Regel nur mittelbar, oft erft in fogufagen mathifchem Nachleben einwirfen lagt.

Es bleibt für die Kritif, für die rezeptive Produftion, wie man ihre eigentumliche Art funftleri. iden Nachgestaltens nennen möchte, immer die mefentlichfte, oft genug vergeffene ober vernach. laffigte Aufgabe, in der Betrachtung ber Produt. tion ben Jufammenhang aufzuzeigen, der das fünftlerifche Wert und feine Zeit verbindet. Und dies ift ein sittlich-fogialer Grundtrieb der Uritit neben ihrem fünftlerifch perfonlichen, ber fie gu einem allgemeinen Cebenswert erhebt, indem fie fich fabig erweift, die Umriffe eines großen geiftigen Befamtdafeins, eines flareren Menfch. beitshorigontes gu ertennen und gu bezeichnen.

Dieje einzige Dornehmheit des anschauenden Beiftes - das "Pathos der Diftang" - ift ihre Burde. Und wenn - abgesehen von bem Dolle als Gefamtheit - die geistig gerichteten Schichten unferer Gefellichaft, der Literatur entfrembet, barin immer mehr ein überfluffiges Spiel und ein nur gu bald ichales Genugmittel ber Muftigen erbliden, nicht mehr die gefunde Nahrung der ftart Empfindenden, wenn fie im Kunftwerfe nicht mehr beffen fconfte Bedeutung fpuren, geiftige Inhalte mit der unmittelbaren Gewißheit ichopferifcher Einficht barguftellen und weiterzugeben, fo tragt an diefer Derwirrung des Begriffes "Dichtung" die Kritif ihr gut Teil Schuld, die oft genug haltlos über dem Einzelnen das Ganze, zu der Sulle der Ericheinungen jeden gebotenen Abstand vergaf. die Gemeinheit des "Cotichweigens" durch die wahrlich nicht geringere bes "Cotredens" erfeste und ohne Gefühl für das Weiterwirtende laue Dulbfamteit und herzensarme Dielleferei, das Nachlaufen nach "Namen" und Moden bestärfte und feiner Sache, fondern nur der obesten Meugier diente.

Wenn wir nun die Aufgabe übernehmen, in biefen Blattern von Beit gu Beit bie Erzeugniffe der ergablenden Literatur gufammenfaffend zu behandeln, mochte daber feineswegs Dollständigfeit, das Gegenteil fritischer Gerechtigfeit, fondern eine gewiffe genaue Wahl unfere vorzügliche Pflicht fein und im Grunde follte man erft über folche Bucher fprechen, die menigftens zwölf Monate überbauert haben. Aber wir find noch nicht fo weit, baf bie Offentlichteit fich bamit gufrieden gabe, tropdem felbit biefe geitliche Diftang noch viel gu gering mare, um einen halbwegs objettiven Blid auf die Beständigfeit bedeutenderer Schöpfungen 3m ermöglichen.

Walt Whitman - Amerifas größter Dichter - bat nun der Jahre genug übermunden. Der gelungenen übertragung feiner Dichtungen burch W. Schölermann* folgt jest eine Auswahl feiner Profa von G. E. Ceffing,** welche in spar-famem, aber fraftigem Umrif die Kolossalnatur biefes Burgers einer neuen Erde zeigt. Whitmans Wert hat fowohl das Primitive und Erhabene einer Urichopfung, eine biblifche Einfalt und Sulle, als auch die Vertiefung und Seinheit eines beutigen, nein, eines morgigen Beiftes, eine Seele, welche elementare Gruchtbarteit und Unverwüftlichteit mit innerlichfter Jartheit vereinigt, eine fprachliche hobeit und

^{*} Dergl. Bb. V, fieft 58 der "Ofterr. Runbicau".

^{*} Ceipzig, E. Diederichs. ** "Die Fruchischale", eine Sammlung, München und Leipzig, R. Piper & Co.

Klangfülle, die ungebändigt Urwaldjubel widertont und dabei bis ins lette, geheimfte Regen des modernen Empfindens eindringend, in ihren Gebilden die volle freiheit eines neuen Menichentums enthält, beffen Reprafentant Whitman für uns bleibt. Das ift bas großartig hinreißende feiner Dichtung, daß fie feiner getraumten, fondern einer wirklichen Cebensidealität entspringt, die im Cande jenseits des Wassers ohne hemmungen von Tradition und festgelegten, gesellicaftlichen Schichten, ohne 3mang von religiofen und fozialen Dorptellungen, bloß auf der Freiheit eines rein in Arbeit und Gesundheit zusammenwirkenden Dolles beruht, welches aus einem flaren, porausjegungslofen Dafein neue natürliche Gefete einer tätigen Gemeinschaft entwidelt und bamit aus Raftlofen aller Stande, Nationen, Berufe, aus Mannern und Weibern freudenvolle Kameraben und einen einheitlichen Stamm von bejabenden, fiegreichen Jufammenlebenden, ein Dolt in neuem, erhabenem Sinne macht. Diefe Derherrlichung einer finnlich burchleuchteten, geiftig ungebundenen, bulbfam-ftolgen, torperlich und feelisch gleich wohlgeratenen Kamerad. icaft als Grundwert ber Gefellicaft, ift von Whitman mit dem hoben Wohllaut hymnischer Dichtung vollendet worden. Er empfing fein Pathos von dem Ceben feiner Heimat und chentte der Welt großartiger wieder, was er won ihr befam. Europa hat das andere Problem por fich, aus unendlichen Dorausfegungen eines historisch Gegebenen und Gewordenen eine bedingte Kultur aufzubauen, welche ebensoviel 3u bewahren, als zu erschaffen findet; Amerita, eine neue Erde, tann gludlicher aus dem Dollen, Unbedingten ichopfen und entwidelt eine Demokratie, die mit den kleinen Dorftellungen, Moglichfeiten und Gefahren ber unfrigen nichts gemein bat. Aus diefer Demotratie und auf ihrem Grunde erhebt sich ein hohes Menschentum, eine Ariftofratie ber Gesundheit, ber brauchbaren Auslese, deren Perfonlichfeitswert völlig anders ift, als wir ihn in Europa ermeffen. Bei uns ift er mittelbar, immer in Traditionen und Bezirte des menschlichen Schaffens eingegrenzt, bort gudt er birett, umfassend, wie ein elettrischer Schlag bis ins lette Glied des Gesellschaftstörpers. Was einer ift, bedeutet er gleich und durchaus dem Ganzen and für das Gange und nicht blog dem Geifte und der Bildung, sondern dem wirfenden Ceben, das den Genius, eben erzeugt, machtiger wieder in fich gurudnimmt.

So ift Walt Whitman aus den braufenden Urtraften feines Candes heiligglühend auf-gestiegen und gang auch wieder von ihnen aufgenommen, fo baß in jedem fconen, freien, Narten Ameritaner feine Seele weiterlebt, aus

jedem fühnen Blide wiederleuchtet und in jeder frifden Cat wiedergeboren wird. Walt Whitman. ber Berold biefes Menichentums, ein Unfterblicher, taum erft bingegangen, icon mythifc geworden, ift das Symbol feiner neuen Welt, wie nur ein homer bes griechifden Dolles, erhaben wie die fluten der größten Strome und in bem Urwohllaut feines Gedichts machtig wie die Sprache der Wälder Ameritas, denen er entstammt.

Ein hauch von diesem Beifte freier Kamerabicaft und zuverfichtlicher Cebensfulle mag Wilbrandt aus ben Buchern angeweht haben, die ein deutsch-ameritanifder handwertsmann ibm aus feiner neuen Beimat fandte und für welche ber beutiche Dichter mit aller Eindringlichkeit wirbt,* wobei ihm allerdings eine arge Dermechflung unterläuft, indem er eine arg. und mabilos produzierende Naturfraft bereits für die Kunft felbst nimmt die in der Schöpfung - ich tenne allerdings ben Erftlingsroman von hugo Bertich nicht, fonbern nur den zweiten - feineswegs erreicht ift. Dielmehr tommt der Verfasser beim inbrunftigften Drauflosgeben, bei ber berg. lichften und beutscheften Derfentung in die Unendlichfeit ber Natur und des Wiffens nirgend zu ausreichender, flarer Gestaltung, ju einer ruhig und logifch entwidelten epifchen Darftellung und fprachlichen Reife.

Menfolich ungleich intereffanter und in feinem ungemeffenen Bildungsdrang, in feiner Ertenninisliebe weit ergreifender, als der "Arbeiter", beffen "Cebenserinnerungen" Paul Goehre** herausgegeben, ist ihm doch versagt, was diesem die Natur verliehen: schöpferischer Sprachgeift und natürliche Gabe ber Geftaltung. Mirgend wird man in seinem als Dichtung komponierten Roman des unmittelbar und zwingend Poetifchen inne, das die dumpf und trub in einer Cebensniederung verharrenden Dentwürdigfeiten biefes Karl Sifcher burchaus beseelt. Den Dinchologen werden die dem probuttiven 3mange des Proletariers gemeinsamen Juge fast mehr noch interessieren, als die besonderen Bedingungen und Mertmale, die den befreiten Beift des Ameritaners von dem gebundenen des Deutschen differengieren. Der Unterschied beider liegt in dem staatlich-nationalen Grunde ihres Daseins, bas ben einen als Proletarier doch zum freien Bürger einer neuen Erde gemacht, den andern als armes Berdenwefen einer Gemeinschaft aufwachfen und verbammern ließ, welche noch nicht die Erhöhung. fonbern nur die Unterordnung der Menichen

^{° &}quot;Bob, der Sonderling", seine Geschlichte und seine edanten, von hugo Bertich. 3. G. Cottasche Buchandlung Nachfolger.
** Ceipzig. E. Dieberichs.

als Aufgabe des Staates ertannte. Das Gemeinfame aber ift, daß ber Arbeitsftlave, beffen Exifteng durchaus auf die bis gur letten Erschöpfung seines Körpers angespannte Ausnühung phyfilder Kraft gestellt ift, wenn ibm ein geiftiger Cebenstrieb, das Bedürfnis nach Bildung ober gar nach feelischer Produttivitat erübrigt, doch die volle Affimilationsmöglichteit nicht behalt. Er vermag nicht, was den Geichulten und im freieren Dafein Erwachsenen durchaus gutommt, die geistigen Nahrungselemente bisgipliniert aufzunehmen und nach Wertitufen gu gliebern, ein Weltbild in perspettivifcher Durchsichtigfeit und objektiver hohe zu erbliden und wieder-zugeben, sondern bleibt im Nebeneinander befangen, er ichleppt die Caft der Ertenntniffe ohne Möglichfeit, fich ihrer gu ermehren, er ordnet nicht, fondern wird untergeordnet, ift nicht ber herr, fondern der Unecht der Erfahrung. So entwidelt er, felbft was er mit voller Sach- und Cebenstenntnis durchdrang: feine unmittelbare, eigene Exifteng, nicht mit ber ruhigen Greiheit fichtenden Dentens, fondern mit der Bedingtheit eines unterworfenen Empfindens und ftellt unwillfürlich die Tragit und graufame Derdammung gur Unvollfommenheit dar, welche das Leben des Unfreien fo furchtbar erniedrigt und fo unverdient: er ift nicht Bert, fondern Gefcopf ber Zeit und ge-Staltet nicht aus der Seit und mit ihr, fondern ohne das unabhangig ichaltende Gefühl für ihre Gliederungen, in einem gleichmäßigen, truben Lichte einer fortbauernden inpifchen Erifteng, er bleibt immer bedingungslos Objett, Mittel der maltenden Machte, ohne den erften und letten Umichwung zu erleben, Subjett und bewegende Kraft felbst zu sein. In einem tieferen Sinne hat er tein Schidsal, als welches die bewußte Willensentgegnung des einzelnen gegenüber dem Unbedingten von Seit, Raum und Maffe ift. Die Produttion ber wenigen aus diefen tiefen, unterbrudten Schichten, wenngleich bas erfte Angeichen und die hoffnungsvolle Aussicht auf ihre Entwidlung gu Bedingenden aus fclechthin Bedingten, ift doch junachft nichts, als das unfäglich ruhrende Jeugnis ihrer Belaftung: fie legen nicht von einem besonderen, londern von einem allgemeinen, nicht von einem 3d, fondern von einem Topus Ausjage ab. Aus dem bifgiplinierten, epifchen Geftalten, der ichopferifchen Difposition des Seitlichen, gewinnen fie, die Objette der Seit, nur die Anetbote, aus dem dramatifchen Empfinden der Gegenfage, deren Beute fie find, nicht das Tragifch-Schidfals. polle, fondern das Enpifche Enrifche.

Eine ahnliche Bedingtheit, mehr ber Natur als des fogialen Lebens, wird man auch bei vielen grauen und ihren Schöpfungen ertennen, mo oft genug bas Sinnen. und Empfindungs.

leben über die geiftige Klarheit und Ordnung vorwaltet, fo dag das unwillfürlich-fittliche Pathos gesteigert wird, ohne durch ein verständig-produttives genahrt gu fein. Abnliche Progeffe eines reinen, aber unflaren Empfindens, bis gam peinlichen Migverfteben bei der feinften Gute und Dornehmheit ber weiblichen Ratur wird man an den Außerungen der "Idealistin" Malwida v. Menfenbug erfennen, deren Werte aus ihrem Nachlag peröffentlicht werben*: Gefinnung ift nicht Kunft, Pathos ift nicht Geift, mehrlofe bingabe an das beste Gefühl ift nicht Derftandnis und der reinfte Wille fagt nichts, mo die Kraft und bas Konnen fehlen. Auch hier entscheibet, wie in aller menschlichen Betätigung nicht die Abficht, sondern das Wert. In diefer mertwürdigen Bedingtheit weiblicher Empfindungsfülle und geiftiger Begrengtheit wird man unichwer einen gemiffen verwandten, tragifchen Jug der Unvolltommenheit ertennen, wie bei den Schöpfungen der "Proletarier", von denen wir gesprochen haben, nur daß bei folden weiblichen Außerungen eine Bedingtheit der Matur gu malten icheint, mabrend bei ben machtvollen, elementar ausbrechenden, probuttiven der Arbeiter eine folche des fogialen Gefüges, alfo eine übermindliche und der Entwidlung, fomit der Befreiung fabige, gegeben ift. Die Ericheinung einer Ellen Ken, ihre Wirtung und Perfonlichteit ift weit mehr topisch als indivibuell, und bei allem Reichtum ihrer weiblichen Natur, dem Leben, wovon fie erfüllt ift, unter-, nicht übergeordnet. Man mag dies u. a. aus der fritiflosen Bewunderung erfennen, die fie einem ihren eigenen Tenbengen nahestehenden Werte widmet, welches nicht als fünftlerifche Leiftung, fondern nur als redlicher Propagandafcrei gelten barf: bem Roman von A. Bojer "Eine Pilgerfahrt"**, worin die Ceiden einer unehelichen Mutter, welche ihr Kind preisgegeben bat, mit einer burchaus übertriebenen, ebrlich-unehrlichen Darftellung tendenzios vergerrt find, um die Gefellichaft aufgurutteln. Man braucht nur baran zu denten, wie fachlich ftreng und dichterifch mahr abnliche Probleme von Garborg, von der Stram, von unferer Ebner-Eichenbach angefatt wurden, um den eigentlichen Unwert folder traffen Produtte gu ertennen, die letten Endes nicht nur ber eignen poetifchen Qualitat, fondern ihrer Cebensabficht. ibrer Gefinnung, dem einzigen, worauf fie fich gu ihren Gunften berufen tonnen, Eintrag tun. Dag wir folde relativ-icone weibliche Catnaturen, ethische Sensitive, oder Empfindungsüberwertige, wie man fie nennen tonnte als topifc bezeichneten, foll freilich nicht fagen, bag

^{. &}quot;fimmlifche und irbifde Liebe", "Gine Reife nach Oftende", Berlin, bei Schufter und Coeffler. * Schufter und Coeffler, Berlin.

dieser Cypus der im produttiven Leben der Srau herrichende fei, denn zu jeder Zeit wachsen Dichterinnen auf, welche bas iconfte Gleichmaß von Gefühlstraft und ordnender, objettiver Beiftigfeit befigen und bamit fogufagen die Grenzen ihrer Weibnatur erweitern und aus ihren Unwillfürlichfeiten Greiheiten machen. 3ch bin gufrieden, gerade beute und in diefem Jufammen. hange zweier Dichterinnen gebenten gu tonnen, welche ber mabren Dollendung der eigenen Matur in ihrer geiftigen Cebensauferung bedeutend auftreben und der Gesamtbeit ein ichlechtbin Gutes darzubringen haben, wodurch fie Absicht und Inftintt völlig in Gestaltung und bewufte harmonische Ordnung aufgeben laffen.

Unter ben vielen Reuerscheinungen, welche den Blid trüben und das Urteil abstumpfen, möchten diese beiden Werte, wie fie in jeder hinficht hervorragen, auch die Aufmertfamteit angieben, die sie schon um ihrer felbft, mehr aber noch um ber Butunft willen verdienen, die fie perfprechen.

Das erfte - auch in fünftlerifder Beziehung, bei bewußter Beidrantung vollendetere - ift ein Buch mit Stiggen von Anga Cocht: Darftellungen des dumpfen Dafeins von mubfeligen, enterbten, im Truben gebundenen Menfchen und ihrer tragifch-gefehmäßigen, unheimlich folgerichtigen, tatastrophalen Erlebnisse. Naturaliftifche Erfenntnis folder Cebensstande ift Aber die gewohnte Kleinmalerei, die das Eppischbelanglose ohne Anfang und Ende zu schildern liebt, hinausgewachsen zu einer tieferen, ftilbildenden Einsicht in das Große, erhaben Gefemmäßige, Elementare ber Natur. Scheinbar auf das Gewaltsame, Abermachtige, Besondere gerichtet, find diefe tnappen holgichnittartigen Umrifgeichnungen, von einer zuweilen grandiofen Sulle, in Wahrheit aus einer duntel ergriffenen, zugleich übermältigten und wieder beherrichenden Beobachtung hervorgetommen, welche gerade im Dasein der unterdrudten, an die schwerfte Exifteng, in die graufamften Tiefen ber Gefellicaft verwiesenen Menfchen die pulfanischen Machte unbeimlich walten und hervorschlagen

Der Urinftinft, felbst die Bestialität bedeutet in der Otonomie der Natur ein ichopferifches, Sittlichfeit, Geistigfeit, Bedingtheit und Ordnung aufwühlendes und wieder zeugendes Pringip. Diese innerliche, in den Stiggen wohl nur unbewußt ruhende, aber völlig ausgelebte Beiftigfeit begrundet die mertwurdige Krafbeit der Stoffe, denen nur eine gemiffe feinere Differengierung und Ausweitung und eine freiere, feelifche heiterfeit fehlt, um gur vollen epifchen Macht vorzudringen, deren fünftlerifche Bedingungen: plaftifche Deutlichfeit jeder Geftalt,

* "Auf Reiniger Erde", Berlin, Gebrüber Daetel, 1905.

Einficht in die menschliche Notwendigkeit jedes Motivs und por allem sprachliche Besonderheit und Kraft, erfüllt find. Namentlich in ber herben, einfachen, naiv-ficheren Knappheit und Pragnang des Ausbrucks find diese Stiggen folechthin meisterlich. Ein Bild: "da wurde drüben die Cur aufgeriffen, und im Rahmen ftand er. Seine dunflen haare berührten den Pfosten, und fein machtiger Schatten bog fich in allen Winteln des fleinen flurs." Ein anderes, von einem Greise: "Die haare waren nicht filbern, sondern graulich und weich, wie der Slaum junger, duntler Dogel." Ein Weib: (Ein Madden trägt ein Kind unterm Bergen, der Pfarrer begegnet ihr und fragt fie nach bem Dater): "Bu was benn einen Dater? Wenns nur eine Mutter bat und ichert Euch gum Teufel." - Eine Nacht: "Die zwei tonnten freilich nicht ahnen ..., daß der Mond mit einem gewaltigen Cachen, das fie zwar nicht hörten, das fich aber auf der halben Erde fpiegelte, ploglich aus der Sinfternis tauchte . . "

Eine Candicaft: . . "Dor ihren Bliden lag das Ortchen wie eine Hugel, mitten durchgeschnitten von der Canditraße. Einige Häuserl waren ringsberum auf die Anboben gestiegen und fagen ba fo gemutlich, als wollten fie fich Jahrhunderte ausruhen. Im hintergrund ernfte Selder, liebliche Wiesen und Wald, ein Kraftgefchlecht von einem Wald. Er fchien fich auf bie Behen gu ftellen, um ins Ortchen gu guden. über dem allen ein blaues Dach, durch das eine Seuerrofe des Daradiefes gewachsen mar die Sonne."

Ich habe feit mandem Jahr nichts fo wild Ursprüngliches, so natürlich Kräftiges, gefaßt Bedeutendes und perfonlich Notwendiges gelefen, wie biefen ichmalen Erstlingsband einer Dichterin, die offenbar allen Gefahren des Mitteilens, Beredens, der beeinflussenden und ichwächenden Geselligfeit ferne, in einer vielleicht harten, jedenfalls aber reinen Einsamkeit die natürliche Freiheit ihrer Begabung bewahrt bat und ihrem primitiven Drang nach Außerung gleich auch bas tnappe Gelingen findet.

Das zweite Wert ift ein umfanglicher, reich angelegter hiftorifcher Roman "Jeffe und Maria", einer Baronin E. v. handel. Maggetti.* Aus dem garenden Ceben der Gegenreformation die Geschichte spielt in unserer Wachau - erhebt fich über dem wüsten Durcheinander von Doltsmaffen und religiofen Streitigfeiten bas Droblem des Chriftentums felbft, welches immer wieber vom allgemeinen Sormenzwang ber Gläubigfeit weg jum Innerften des Glanbigen bringen muß, fo daß er das Ewig-Menfcliche, Befreiende der Perfonlichteit Chrifti erlebend, erft gu einem Chriftusmenichen werden muß, ebe er, von der

* Kempten und München, Joj. Köfeliche Buchhandlung

Stlaverei bes Kults befreit, die eigentliche Erbebung erlebt, welche die Religion fonft pormeg. nimmt und bamit das Biel ohne den Weg

hingibt.

Wie ber Leidensgang Christi von jedem religios-urfprunglichen Wefen gegangen werben muß, ehe es gu einem Gergenschriftentum und gu einer mahren driftlichen Menfchlichkeit finden tann, wird hier mit einer gewaltig porfcreitenben Stimmführung an einem armen tatholischen Weib und an einem abeligen protestantischen Jüngling gezeigt, beibe geben fanatifc von ber Allgemeingültigfeit ibres Glaubens aus und werden Eroberer und Gerolde ibrer Grömmigleit, bis der Ernft des Kampfes fie felbft aus einem zuverfichtlich übermutigen Weltgefühl zu einer großartigen Gintehr in fich felbst drangt, wo sie das lette Endziel aller Religion finden: innerliche, reine, felbftgenugfame Menichlichkeit. Diefe beiden icon gegeichneten Geftalten, in das bewegte, figurenreiche, farbige Seit- und Candicaftsbild gefest, bewahrt man bauernd im Gedachtnis. Das Wefen des hiftorifchen Romanes: Ertenntnis des jeitlich Befonderen im menichlich Allgemeinen wird man in diesem Werte finden, wenngleich es immerbin ein provingial begrengtes, lotal abgeschiedenes, aber typisches Schidfal überreich instrumentiert, mahrend man der Begabung ber Dichterin gang wohl einen Griff ins Dolle ber damaligen Welt, in die Jentren der geiftigen Bewegung zumuten mochte, den fie ver-

Uber die Sprache, welche mit feinem, einbringlichen Gefühl das ausflingende Mittelhochdeutsche in der landlichen Mundart der Gegend wiebergibt, alle materiellen Cebenselemente ber zeitlichen Redeformen enthalt, ware nur noch gu fagen, baß fie ben objettiven bichterifchen Bericht nicht flar genug von bem Subjettiven, unmittelbar wirfenden Dialog abfest und über die Kompolition, daß fie vielleicht ju absichtlich auf theatralisch zugespitte Szenen ausgeht, nicht gefaßt und ruhig genug epifc entwidelt. Wer weiß, ob die Dichterin nicht einmal noch gur biretten Geftaltung der Antithejen, gur erregien impulfiven Unmittelbarfeit bes Dramas gelangt, ju welcher ein gewiffer Inftintt fur bas Gegenfagliche und beffen Bufammenfaffung fie aufzurufen icheint.

Diefen iconen Erfüllungen mochte ich noch einige angenehme Derfprechungen nachfegen, welche ein paar Jugendwerte von Dichtern er-

hans von hoffensthals Roman "Maria himmelfahrt"* ergeht fich in einem ergreifenden, wenn auch ichwelgerischen Naturgefühle und stellt ein Iprifc tiefatmendes Schidfal zweier

* Berlin. E. Slelfchel & Co.

Menfchen in eine leuchtend gesehene Canbicaft die erhabene fübtiroler Bergwelt in allen ihren Beiten und Stimmungen. Noch ift aber die ichilbernde Sprache nicht völlig rein und nicht aus der beschreibenden Allgemeinheit gur darftellenden Besonderheit vorgedrungen, die Charaftere ber Ergablung find noch über ein umrighaftes, lyrifches Ertennen nicht gur völligen deutlichen Wesenhaftigfeit herausgetrieben und der Dichter felbit aus einem ichonen Empfindungsüberichwang noch nicht bis gur iconeren Klarheit und herrichaft über das weitere Gebiet ber menichlichen Matur gelangt.

Begrengter, fünftlerifch guchtvoller angefaßt wird eine Jugendgeschichte von einem jungen Dichter Albert Geiger ergablt : "Roman Werners Jugend",* die topifchen Leiden eines Schulerleins, benen wir bereits in Beffes temperamentvoll anmutiger Geschichte "Unterm Rad" und in Emil Straug' weicher und wohllautender "Freund Bein" begegnet, aber deutlich in ihrer Besonderheit wiedergegeben und mit einer fraftigen, eigenen Sprachiconheit von echtem

epifchen Con.

Menne ich noch die "Mleinen beutichen Liebesbriefe", ** eine lachleje der berühmt gewordenen größeren Sammlung, worin das vielgenbte Gerg der beften deutschen Menfchen in unbewußter Poefie gu fingen und zu tlingen anhebt, um des eigenen Leides, der eigenen Luft in febnlicher Aussprache gegenüber den Geliebten fich zu entladen, nenne ich die "Denegianischen Liebesabenteuer"*** des berühmten Cuftfpieldichter; Carlo Goggi, einen Ceil feiner vergeffenen Memoiren, worin er mit altitalienifcher Grazie und anmutiger Grandegga, fittlichernft auf die zweifelhafte, aber bedentlich iconere Jugend hinweift mit der notgedrungenen Stepfis des alteren herren, fo glaube ich das Intereffante und in irgend einem Sinne Wertvolle erichopft gu haben, das in der legten Beit aus ber Menge ber Meuerscheinungen bervortrat.

Nur die Vollständigfeit - die fauere Pflicht des Kritifers, das eigentlich dronifche Ubel jeder "Chronit" - verlangt, bag ich mich, wenngleich möglichft turg, mit ein paar Sachen befchäftige, beren innerer Wert taum eine befonbere Aufmertfamfeit forbert, Richard Schaufal: "Großmutter". + Eine fentimentale Schwarmerei für Biedermeierideale, die mit ermudender Monotonie an unserer ichlimmen Gegenwart gemeffen werben, eine feineswegs originale ober großartige Antithefe, die nicht birett gestaltet, fondern unermudlich und in gesuchtem Con beberedet, ein Dathos entwidelt, das mit der

[.] Berlin, 1905. Narl Schnabel, Agel Junters Buchhandlung.

-- Julius Jeitler, Leipzig.

--- ebenda.

Deutiche Der

⁺ Stutigart. Deutsche Derlagsanftalt.

Kleinheit und Intimitat der Dinge in unangenehmem Widerfpruch fteht. Es ift immer mißlich, eine Mode als herzenssache gu behandeln und in der einer Geschmadsrichtung geleisteten unbedingten Gefolgichaft ein afthetiiches ober sittliches Derdienst gu feben, es ift eine Art von Gesinnungpropentum, woran die afthetisierende Cebensfremdheit unserer vielen dichtenden Junglinge arg leidet, die nicht im mächtigen Geldehen ringsum, fondern in fertigen, ausgelebten Gebilden die Impulse einer inbiretten Darftellung findet, deren Bluten gleichfam von fünstlichem Licht, statt von dem belebenden der freien Sonne hervorgerufen werden und auch gleich dabinwelten, wenn diefes fünftliche Licht im luftlofen, abgeichlossenen Raume erlischt.

"hiftorietten", * hjalmar Söberberg Heine pointierte Geschichten, beren gugespitter Gedante den fattifchen Inhalt nicht dedt, fondern übertreibt, aber feuilletonistifch, das beißt überreigt gefallfam vorgetragen. Immerhin, es ware gut, wenn unfere ausgeleerten, armfeligen Zeitungspoeten einen folden feineren Gefdmad, eine natürliche Elegang ber Erfindung batten wie diefer fowedische Kollege, ber, wenn auch nicht dichterifc urfprunglich, doch das bobere geistige Niveau der poetischen Kultur des Nordens ficher einhalt.

Ich brauche nur etwa die Zeitungsberühmtheit herrn Edward Stilgebauers ** gegenüberzuhalten, der mit nie verfehlender Banalitat von Stoff und Wort bas simpelfte, armlichfte mit bem Applomb anspruchsvollen Dichtertums ausbreitet, und jeder weiß, was gemeint ift.

Ceiber versagt und verliegt auch mit ben Jahren eine feine, aber nicht eben tiefe Begabung, wie die Georg birichfelds in Ergahlung und Drama, was vielleicht durch eine allzu reichliche Nötigung zu Außerung, durch eine mahllofe Production verschuldet fein mag, benn fein umfänglicher Roman "Das grune Band" *** zeigt viele Qualitaten eines befcheidenen, aber echten Talents, vor allem die Gabe, Menfchen deutlich binguftellen, geben, reden, erleben zu laffen. Aber welche Belanglofigfeit in all dem fleinen Treiben und welche Derliebtbeit in das Gewöhnliche, das dem fentimentalen Dichter außerordentlich vortommt!

Ernft von Wildenbruchs Roman "Das fcmarze hol3"+ treibt wieder einen gludlichen dichterifden Einfall - in einem bauerlich verwaschenen, zeitlich trivialisierten Menschen ermacht von ungefahr die ftarte, ungebrochene, nur vergessene Abnennatur und abelige Urtraft - aus der gleichgewichtigen Realität ins theatralifc Ubermäßige und Unmäßige und perdirbt fo einen fünstlerifchen, epifchen Stoff durch dilettantifche Theatralit.

So forgen icon die vielen Erzeugniffe ber poetischen Literatur bafür, bak man die wenigen fcate.

Der gludliche Lefer - nicht von Kritiken fondern von Werten - nehme das feltene Gute freundlich auf, und nabert er fich bem Echten und Trefflicen mit berglichem Derftande, fo wird er an der "Entfremdung des Dolfes von feiner Literatur" nicht teil haben, an welcher wahrlich die Entfremdung der Literatur vom Dolle mit ibre Schuld tragt.

Dr. Otto Stoefil.

Kleine Mitteilungen.

Auswanderung. Die Auswanderung aus Europa nach der neuen Welt nimmt in erichredender Weise gu und immer noch steht unfere Monarcie hiebei an ber Spige ber statistischen Ciften. Nach ben Mitteilungen im letten Jahresberichte des Generaltommiffars für das Einwanderungswesen der Dereinigten Staaten von Amerita über die Einwanderung im Sistaljahre 1904/05, das ift in der Zeit pom 1. Juli 1904 bis 30. Juni 1905, landeten in den Unions- fowie in den tanadifchen hafen auf der Reise nach den Dereinigten Staaten insgesamt 1,026.499 eigentliche Auswanderer, das heißt Zwischenbechaffagiere (gegen 812.870 im Dorjabre). Die meiften Einwanderer tamen auch in diesem Jahre wieder aus Ofterreich. Ungarn, Italien und Rufland; es belief fic die Jahl berfelben aus Ofterreich-Ungarn auf 275.693 (+ 98.537 gegen das Vorjahr), aus Italien auf 221.479 (+ 28.183), aus Rußland und finnland auf 184.897 (+ 39.756), aus Großbritannien, Irland und Schottland auf 137.134 (+ 49.544), aus Deutschland auf 40.574 (- 5806), aus Schweben auf 26.591 (- 1172), aus Norwegen auf 25.064 (+ 1256) 2c., 3u. fammen aus Europa auf 974.273 (+ 206.340). Don biefen Einwanderern waren 724.914 mannlichen und 301.585 weiblichen Gefclechtes; 114.668 Eingewanderte ftanden im Alter von weniger als 14 Jahren, 855.419 waren 14 bis 45 und 56.412 mehr als 45 Jahre alt. 8209 Dersonen tonnten lefen, aber nicht schreiben, 230.882 fonnten weder lefen noch fcreiben. Der Gefamtbetrag des von den Eingewanderten mitgeführten Bargelbes belief fich im Berichtsjahre auf 25,159,012 Dollars. Unter ben Auswanderern aus Ofterreich-Ungarn befanden fic 197.557 Manner und 78.136 Frauen. Das von ihnen mitgeführte Bargeld wird mit 2,619.583 Dollars, aljo ungefähr 13 Millionen Kronen

^{*} Infel-Derlag, Leipzig. .Rus freudelojem haufe." Stuttgart, Adolf Bong & Co.

^{***} S. Silder, Berlin. † Berlin. G. Grote.

angegeben. Sur das laufende Jahr find noch hohere Siffern gu erwarten. Seit einiger Beit beginnen auch aus Bosnien Leute, und gmar mertwürdigerweise Mohammedaner, nach Nord. amerita auszuwandern. Sie fagen, die Not fei es, die fie in die gerne treibt. Wer ift aber an biefen traurigen Catfachen foulb? Richt etwa die Armut unseres Bobens oder das Sehlen finangieller filfsmittel, phyfifcher ober geiftiger Kraft. Hur ber Mangel an Unternehmungsgeist und -luft, die Kurgfichtigfeit gewiffer Kreife und die Indoleng anderer, die Berfahrenheit unferer politifchen Derhaltniffe und unfer geringer Ernft in wirtichaftlichen Gragen find die Urfachen, daß wir in ftets fteigendem Mag das Wertvollste verschleudern, was wir haben: tüchtige Menichen, Denn alle, die in Erfenntnis unferer traurigen Derhältniffe mutig entschlossen ber heimat den Ruden fehren, um in der weiten Gremde Arbeit und beffere Lebensbedingungen ju fuchen, find gewiß nicht die fchlechteften.

Beitichriftenich au. Im zweiten gebruarbeft der » Nuova Antologia« wird die ungarische Krife befprochen. Der anonnme Derfaffer erwähnt die Siumaner Beichluffe, die haltung der Kroaten und Serben. Wiewohl er felbit, mit Rudficht auf die Dergangenheit, zweifelt, daß die Derfprechungen der ungarischen Koalition großes Dertrauen verdienen, ericheint ihm der "magnarifch-froatifche Slirt" boch ein Symptom, das in Wien beachtet werden follte. Er befpricht fodann die Reinforporierung Dalmatiens in das dreieinige Konigreich, die im Intereffe Ungarns gelegen ware und für Ofterreich einen Schaden bebeuten murbe. Er glaubt, daß die Stellung der Italiener in Dalmatien gu diefer Srage von großer Wichtigfeit fein wird, auf die er aber "in einer rein internen grage eines befreundeten Nachbarftaates" feinen Einfluß ausüben will. - . The Nineteenth Century and aftere bom Marg bringt einen ichmarmerifchen Artifel der Cadn Paget über Brigen und die dortige Wafferheilanftalt. - Dr. Srig Winter bespricht in der "Neuen Zeit" die öfterreichische Wahlreform, die er als eine Errungenschaft der Sogialdemofraten bezeichnet. Er führt aus, daß die Wahlfreiseinteilung den eigentlichen Gegenstand des Streites bilde, da heute "niemand mehr mage, fich als Anhanger des Privilegienparlamentes zu deflarieren". hiebei wirft er den burgerlichen Dertretern vor, daß fie, in die alten Dorftellungen eingesponnen, auch bas Ofterreich nach ber Wahlreform mit den Augen der alten Ofterreicher ansehen. Das neue haus werde gang andere Sorgen als das alte haben. Er bellagt ichlieflich, daß die Regierungsvorlage auf die Wuniche der Sozialdemofraten teinerlei Rudficht genommen habe und daß die Arbeiter in erfter Linie Grund hatten, gegen die Einleilung der Wahltreife Stellung gu nehmen. - In ber "Deutschen Rundichau" ichildert Migr. Graf Dan feine Sahrt nach Amerita auf einem von Siume abgegangenen, mit Auswanderern aus Ofterreich. Ungarn dicht befegten Cunard-Dampfer. -Richard Schaufal ichreibt in ber "Gegenwari" über "tüchtige Kritit". - Cut Korodi bezeichnet die jungft veröffentlichte Antwort der ungarischen Koalition in einer politischen Korrespondeng an die "Preugischen Jahrbucher" als "ben reinsten hohn auf alle Refervatrechte, die dem Kaifer als oberften Kriegsherrn perfaffungsgemäß zusteben". Er begrüßt unter biefen Umständen die Auflösung des Reichstages und warnt bavor, die Neuwahlen binnen dreier Monate auszuschreiben. "Dem parlamentarifden Abfolutismus, der fich nicht icheute, das altmagnarische »jus resistendi« gegen den Willen des Konig - nur heute ohne Rechtstitel! - in aller form wieder aufleben gu laffen, muß ein zeitweiliger Abfolutismus von oben entgegengefett werden, bis wieder einigermaßen Ordnung im Canbe wird und auch der Sinn fur Ordnung wieder erwacht." Korodi hofft, daß man fich in Wien "aus dem augenblidlichen Abfolutismus zu einem neuen, für bas Cand und die Krone brauchbareren Konftitutionalismus" durchringen werde und empfiehlt die Oftronierung des allgemeinen Wahlrechts. - In den "Mitteilungen des handelsvertragsvereines" erinnert Arved Jürgenfohn bei Besprechung der geplanten Portoerhohung in Ofterreich baran, daß bei uns icon lange por Rowland Gill, dem berühmten Erfinder des Penny-Portos, eine einfache Brieftage galt. Er schreibt: "Und doch war fill in Wirklichfeit nicht der Erfinder, nicht der erfte Urheber biefer genial einfachen Brieftage. Schon por ibm hat ein billiges Einheitsporto für Briefe bas gange XVIII. Jahrhundert hindurch in Ofterreich bestanden, und wenn man feinen Erfinder heute noch feststellen tonnte, fo batten die Wiener alle Urfache, auch ihn durch ein Dentmal zu ehren. Es gab icon bamals nämlich einen billigen Portofag von 6 Kreuger fur alle Briefe ohne Unterschied ber Entfernung in Ofterreich und von bier nach dem Auslande. 1722 murbe diefe Tage fur auslandische Briefe auf 8 Kreuger, 1750 auch für inländische auf denfelben Sag erhöht, offenbar aus fistalifden Grunden. Rach dem fpanifchen Erbfolgefriege, nach dem Curtentriege, nach den ichlefischen Kriegen mar die Staatstoffa ftets um neue Einnahmen verlegen. Ebenfo nach ben Kriegen mit Granfreich in ben Beiten ber frangofischen Revolution und Napoleons. Daber murde 1798 der Sag von 12, 1803 die Tare von 16 Kreugern, 1806 ein Porto von 24 Kreuzern festgesett. Nachher experimentierte man noch weiter herum, machte aus dem einsachen Porto ein zweizoniges, dann ein siebenzoniges und wieder ein zweizoniges, bis man 1850 schließlich drei Zonen schus (3, 6 und 9 Kreuzer). Erst am 1. Jänner 1866 ist Osterreich wieder auf das Einheitsporto zurüdgetommen und führte nun den Sat von 5 Kreuzern ein." — Im »Courrier Européen« erzählt Berta v. Suttner die Geschichte ihres Romanes "Die Wassen nieder" und der Bewegung, die er hervorries. Sie erwähnt, wie schwer es ihr geworden sei, für das Manustript einen Verleger zu sinden. Die "Deutsche Dereichen Derleger zu sinden. Die "Deutsche Dereichen der der von der Bertalen.

lagsanstalt" in Stuttgart meinte, der Stoff eigne sich nicht für einen Roman und eine Reihe angesehener Redaktionen sand, teils daß das Werk kein Interesse für das Publikum habe, teils daß man es in einem militärisch gesinnten Cande nicht publizieren könne. — In einer der letten Rummern (218.) der seither eingegangenen Pariser Wochenschift »L'Européen« schreibt R. Pflugmann über den Kusschwung der Industrie Österreichs auf den verschiedenen Gebieten, den er als sehr bedeutend bezeichnet. Der österreichischen Industrie sehle nichts als die Sreiheit hinsichtlich des nationalen Cebens, der Sriede zwischen den Nationen.

Seuilleton.

Burgtheater.

(Samstag, 17. März: "Der verlorene Dater". Komöbie in vier Alten von Bernard Shaw. Deutsch von Siegfried Trebitsch.)

Es gibt berzeit in England teinen Schrift. fteller, ber fo viel von fich reben macht wie Bernard Shaw. Aber auch feinen, der fo viel Clownhaftigfeit mit attifchem Wig verbande. Immer auf der Cauer, der gespreigten Wurde ber englischen Gesellschaft an die Waden gu fahren und die Kenntnis feiner Candsleute auf die ruchloseste Art gur Störung ihrer füßen Gewohnheit, gur Krantung ihrer Eitelfeit und gur Geifelung ibrer Somaden und Cacherlich. teiten zu "mißbrauchen", hat er doch nicht ben ethischen Ernft und den reformatorischen Mut, dirett auf fein Biel loszugehen. Er fest fich lieber die Narrentappe auf den Kopf und reitet auf dem Stedenpferd feines fatirifden Bummeltriebes in tomifc verzogenen Spiralen um fein Biel herum. Das ist das Verwirrende an Bernard Shaw, von dem eine Komodie nun auch in den Spielplan des Burgtheaters aufgenommen worden ift. Leider eine von nur fehr geringer Bühnenwirtung.

Der "Verlorene Dater" ift möglicherweise die wigigfte Bühnenarbeit des irifden Satiriters. aber mit den Werfen des Wiges hat es nun einmal die traurige Beschaffenheit: sie besitzen meiftens ein Derwesliches und ein Unverwesliches, von beren innigfter Derbindung jedoch eigentlich ihr ganges Ceben und die gange Sulle ihrer Wirtung unumganglich ab. hangt. Das hat icon Lichtenberg, auch ein Meifter bes Wiges, einfichtsvoll erfannt und bedauert. Der Dialog des "Verlorenen Vaters" ftrott von glangenden Wigen, und es gibt darunter Bonmots, die das Jeug in sich haben, als Aphorismen selbständig weiter zu leben. Aber die handlung, an die der im Lichte überlegener Ironie funtelnde und foillernde Dialog gebunden ist, war in der unplastischen Art der bemonstrativen Umtehr unserer Ideen- und Empfindungsassoziationen nie bühnenlebendig und trug den Keim der Derwesung schon in sich, als Bernard Shaw sich anschiefe, sie auszuführen. Ganz abgesehen davon, daß sie zu dürftig ist, um vier ausgewachsene Lustspielatte mit dramatischem Leben zu erfüllen.

Eine Mutter mit drei erwachsenen Kindern, zwei Cochtern und einem Sohne, trifft nach achtgehn Jahren durch Jufall in einem englischen Seebad mit ihrem Manne zusammen, dem sie mit ihrer unausstehlichen Frauenrechtlerei ben hauslichen Berd verleidet hatte. Wie fie fich beim grubftud, bei Tee und beim Tang auseinanderfeten, in Streit geraten und folieflich, eingefouchtert durch einen polternden Juftigrat, wiederfinden, wie fich dabei die verzogenen Kinder benehmen und fich bagwifchen bie altefte Cochter, auch eine fanatifde grauenrechtlerin, mit einem jungen Jahnarzt verlobt, entlobt und wiederverlobt, und wie fich dies alles in den fühlen, glatten, höflichen und fauberen Umgangsformen ber englifden Gefellicaft abspielt, das ift der gange Spaß an dem vierattigen Spagierenfigen, Spazierentafeln und Spazierentangen. Man tann fich schon denten, was ungefähr Bernard Shaw damit wollte. Ihm war es offenbar barum gu tun, im beutfamen Spiel bes Scherges gu zeigen, wie der englische Sormentult alle Ceidenschaften, Ceid- und Custempfindungen in medanifche Sunttionen umfest, die gleich einer gut gehenden Cafchenubr taum berührt werden von hige und Kalte und von ben Erfcutterungen, die der Cag mit fich bringt. Es ift aber auch möglich, daß er zugleich das Gegenteil bavon beweisen wollte, daß er durch das Medium ber fceinbaren Cacherlichteit binburch ertennen laffen wollte, wie notwendig die Pflege pornehmer gefellichaftlicher Umgangsformen ift, um bem Menfolichen, Allgumenfolichen in uns

das hafliche gu benehmen und unferem Ceben eine icone ronthmifche Linie gu geben.

Ein abnliches Doppelgiel icheint ja auch Ostar Wilde in feiner "Trivialen Komodie für feriofe Ceute" vorgefcwebt gu haben. Mur treten feine fatirifchen Abfichten viel finnfälliger in die Ericheinung und fie beluftigen auch in bem gleichen Mage mehr, weil fie im Rahmen einer wohl trivialen, aber buhnenbrauchbaren handlung, die auch dem Situationswig Tur und Cor öffnet, burchgeführt ericheinen, mahrend in der Komodie Bernard Shaws die fatirifchen Pfeile nicht auf Biele gerichtet find, die fich unmittelbar aus der Situation ergeben und ber Buichauer auf ber angestrengten Suche nach der Bielicheibe des Spottes derart ermudet, daß er ichlieflich den Wald por lauter Baumen, ben Wig vor lauter Wigen nicht fieht. Und dann hatte fich das Deutsche Dolfstheater für die "triviale Komodie" Wilbes einen technischen Uniff gurechtgelegt, ber ihrer parodiftifchen Wirfung auf ein nicht englisches Dublitum febr jum Dorteil wurde. Samtliche Darfteller übertrugen den mechanischen Confall der englischen Sprechweise auf ihre Sprache und indem fie fo ben taftmäßigen Ronthmus des englifden Gefellichaftslebens auch im Dialog gum Ausbrud brachten, erhöhten fie den ergonlichen Kontraft zwischen Affett und der anerzogenen Beobachtung ber vorgeschriebenen Umgangsformen. Man hat es damals dem Deutschen Dollstheater gum Dorwurf gemacht, fich eines fo wohlfeilen Poffenmittels gu bedienen. Das Burgtheater, wo man die ahnlich geartete Komodie Bernard Shaws in einem vornehmen Luftspielton gibt, bereitet dem Deutschen Dolfstheater die Genugtuung, den erhobenen Dorwurf hinterber gu entfraften. Was die Damen Bleibtreu und Witt und die herren Rompler, Thimig, Korff und Gimnig boten, mar bestes, allerbestes Burgtheater, aber nicht Geift vom Geifte Shaws. Einzig Graulein Senders und herr Tregler hatten den Mut, es bem Dichter an grotesfer Caune gleichzutun. Das Publifum der Erstaufführung mar geteilter Meinung. Die einen taten fo, als erblidten fie in der Komodie eine neue Offenbarung, und flatichten demonftratio; die andern wußten nichts damit angufangen und gifchten fich den Arger vom halfe. Wenn zwei fich ftreiten, lacht der britte. Und der lachende Dritte durfte in diefem Salle niemand anderer fein als - Bernard Shaw.

Theodor Antropp.

Von der Woche.

11. Mary Der Parteitag ber Altischeden in Prag genehmigt das revidierte Parteitag der Ultipaegen in Prag genehmigt das revidierte Parteiprogramm und ertlärt die von der Reglerung vorgelegte Wahlresorm vom Standpunste der nationalen Gleichberechtigung, des Staatsrechtes und der Autonomie für unannehmbar. — Selix Kohn (geb. 1849), Größindultrieller, in Wien †. — Graf Albert Apponyt erstattet seinen Wählern in Jaszberenni den Rechenichaftsbericht und fordert fle jum unbengjamen Widerftand und

jur Sortsetjung des Kampfes auf. 12. Der neue handelsvertrag mit der Schweig tritt in Braft. — Der Zentralverband der Industriellen Ofterreichs veranftaltet in Wien eine Konfereng gur Organisation ber

induftriellen Arbeitgeber.

13. 391. Sigung des Abgeordnetenhaufes: Trauerfund-gebung für die Opfer der Grubentataftrophe in Courrières. Sortiegung der Mahireformdebatte.

14. 392. Sigung des Abgeordnetenhauses: Sortiegung

ber Wahlreformbebatte. Der Minifterprafibent verteidigt bie Dorlage gegen die Angriffe der bisherigen Redner.

15. 6. b. H. Difter Sreiherr von Ramberg (geb. 1828), in Graz †, — Eröffnung der sechsten internationalen Auto-mobilausstellung in Wien. — 393. Sitzung des Abgeordneten-hauses: Fortiehung der Wahlreformdebatte. Die Abgeord-neten Wolf und Genossen stellung einen Antrag auf Sonder-kellung Galiziens. — Das Ezelutiofomitee der ungarischen

Roulition hält eine Sizung ab, in welcher es gegen eine Reche von Mahnahmen der Reglerung protestiert. 16. Die handels- und Verlehrsbeziehungen Gsterreich-Ungarns zu Serbien und Montenegro werden provisorisch auf dem Juhe der gegenschtigen Meistbegünstigung geregelt. — 394. Sitzung des Abgeordnetenhaufes: Sortletzung der Wahlreformdebatte. — Der ungarifde Ministerrat erlätt das Exelutiolomitee der Koalition für aufgelöst und ver-

bietet feine weitere Catigfeit.

3mei Dortrage. Auf Deranlaffung ber Wiener juriftifchen Gefellichaft murden dieje Doche zwei ungemein intereffante und anregende Dortrage von hervorragenden Gelehrten gehalten, die, ihrer Geburt nach Ofterreicher, jest im Deutschen Reich wirfen. Der Strafrechtslehrer an der Berliner Universität Srang v. Lisgt fprach über Rechtsvergleichung und richtiges Recht, ber Staatsrechtslehrer an ber Beibelberger Universität Georg Jellinet über Derfassungsanderung und Derfassungs-wandlung. Beide Dortrage, wenn auch von ftreng miffenschaftlichen Erörterungen der betreffenden Disgiplinen ausgebend, boten wichtige Ausblide in die praftifche Politit. Liszt führte aus, daß das richtige Recht nur dasjenige fei, bas der Entwidlungstendeng entspricht, mab. rend jenes ein unrichtiges genannt werden muffe, welches diefer Tendeng zuwiderlauft. Wenn also beispielsweise die Entwidlungstendeng auf die Demofratifierung des Wahlrechtes zielt, fo fei es unrichtig, das Wahlrecht ariftofratifieren gu wollen. Gine richtige Politit ift baber nur jene, welche die Dormartsbewegung im Auge hat, fei es, daß fie diefe Bewegung führt (Sortfcritt) ober fich damit begnügt, den Lauf ber Entwidlung gu einem möglichft ruhigen und glatten zu gestalten (Konservativismus). Jellinet wies barauf bin, daß der politische Wert der Parlamente im Sinten begriffen sei und daß das tonstitutionelle System zu einer ungeahnten Stärfung der Regierungsgewalt geführt habe. Er warf bie Frage auf, welche Derfaffungswandlung biefe fortichreitende Wertminderung der Parlamente gur Solge haben werde. Bisher anerfannte man außer bem Willen ber Parlamente feinen Dolfswillen. heute aber zeigen fich bereits wichtige Anfage gur Organisation des Dolles und neue Institutionen (die Preffe, Dereine, Derbande, Parteiorganisationen ac.) aufern ihren Einfluß auf die Leitung ber Staaten über die haupter des Parlaments hinweg. In manden Staaten hat diele Macht bereits durch verfassungsrechtliche Einrichtungen (Referendum, Plebiszite, imperative Mandate u. f. w.) Anertennung gefunden und ber Anfang gur verfaffungsmäßigen Einfügung bes unmittelbaren Doltswillens in die staatliche Organisation ift daher in den westlichen Staaten mit ihrer vorgeschrittenen Demofratifierung ber Defellicaft bereits gegeben.

Beide Dortrage fanden vor einem zahlereichen, vornehmen Publifum statt und bewiesen, wie großes Interesse die intelligenten Kreise der Wiener Gesellschaft wirklich guten und formvollendeten Dorlesungen entgegenbringen. — nk —

Frembenvertehr. Mit Rudficht auf unfere Bemertung heft 69, S. 183, daß es wünschenswert mare, durch Wanderlehrer auf eine Derbefferung ber Ginrichtungen für ben Sremdenvertehr hinguwirlen, macht uns ber Candesverband für Fremdenvertehr in Steiermart barauf aufmertfam, baf er bereits im Juli 1904 der steiermartischen Statthalterei dargelegt habe, wie wichtig es fur ben grembenverfehr fei, daß die Besucher einer Gegend das felbft auch entsprechende Untertunft und Derpflegung antreffen. Er bat, ihm Gelegenheit gu geben, fich bei Errichtung von Botels, Denfionen zc. über die Frage ber Notwendigfeit, als auch über die zwedmäßige Einrichtung gutachtlich außern gu durfen. Auf einen entsprechenden Erlag ber Statthalterei hat fich benn auch eine Reibe von Bezirkshauptmannicaften an ben Derband gewendet. Infolge einer Enquete hat fich ferner im vorigen Jahr ein Kuratorium für die Errichtung von Kochfursen gur Sorderung bes Saftgewerbes tonstituiert. Aus den uns eingesendeten Jahresberichten geht weiters hervor, daß der Derband in ungemein eifriger und fehr anertennenswerter Weife beftrebt ift, ben fremdenverfehr in Steiermart gu beleben. Auch die Statthalterei von Tirol hat verfügt, daß die Gewerbebehörden gegebenen Salls Gutachten des dortigen Candesverbandes einholen.

Luftspieltheater. Drei Einafter - brei Kulturen! Juerft Lucians Satire "Die Sahrt über den Stig" in Paul Lindaus Bühnenbearbeitung. Ein wirklicher Grieche, ber fo geiftreich fein tonnte, wie ein Berliner Cuftfpieldichter von beute. - Dann "Mamgell Courafde", ein Bild aus dem Dreifigjährigen Kriege, von Erich Korn, Spezialiften in aparten tragifchen Konflitten. Bei Derwendung der alteften Cheaterfniffe, die aber "wie neu" ausfeben! Der Sechtmeifter Spertini bat eine wadere Soldatendirne gum Weib genommen; eifersüchtige Kameraden beken ben halbtruntenen in die icamlofe Wette, daß er noch in ber hochzeitsnacht Mamzell Courafche folagen werde. Spertini will feine Wette, trog befferer Einficht und ber Bitten des Weibes, gewinnen. Sinnlos in ihrem Schmerze, sticht fie ihn nieder, als er die Deitsche gegen fie erhebt. Auch die große Gefdidlichteit ber Mache hilft nicht über das Deinliche des Dorwurfes hinweg. hierauf nun Schnigler mit der Burleste "Jum großen Wurftl". Das Publitum "tennt fich nicht aus". Begreiflich! Denn es ift durchaus ein Metier-Spaß, den fich hier Schnigler mit grandiofer überlegenheit, mit einer gewiffen, grimmigen Dergnügtheit leiftet. Diese negative Betrachtung ift in einer Stunde von - Kagenjammer, bofer Derdroffenheit, lachenden Stolzes entstanden. Klar ift sie nicht, tann barum eigentlich nicht verftanden, fonbern nur duntel, inftinttiv mit gefühlt werben ... Der Direttor eines Wurstlprater-Theaters, ebemals hutidenschleuberer, fündigt die handlung an. Dann folgt eine wigfprühende und doch auch recht ernfthafte Perfiflage des Theaters, des gangen Cheaters, famt Publitum und Kritit. Julest tommt ein Unbefannter - "ein herr" - und durchichneidet mit fritischem Schwerte die Drafte ber Marionetten, beren Jug die Menfchen im Dublitum, den Direttor, den Dichter regiert. Sie perfinten in Duntelbeit. Man perftebt : fie alle find Schemen; bestehen bleibt nur das Emige. Der feine Scherz wurde ausgezeichnet gespielt. herr hofer fprach ben Direttor augerft carat. teriftifch und herr Strafni agierte eine Marionette "ftilgetreu". R. holger.

Raimund. Theater. Das fünfattige Drama "Messenhauser" von Srig Telmann bringt die Wiener Erhebung des Jahres 1848 auf die Bühne. Wäre es der Zwed der Aufführung gewesen, die in unserer Generation schon sehr verblaßte Erinnerung an die denkwürdigen Märze und Ottobertage jenes Jahres von der Bühne herab wieder aufzufrischen, dann hätte ihn die Ausgrabung eines älteren Wiener Volksstüdes vielleicht besser erfüllt. Ich meine das Lebensbild "Der letzte Nationalgardist" von O. S. Berg. In den ersten zwei

Atten wird barin die Stimmung jener Jeit, ber Begeisterungstaumel ber Margtage und bie Ernüchterung der Oftobertage mit dem Naderertum, das fie im Gefolge hatten, fo unmittelbar aus der Nachwirfung des Erlebniffes heraus und gubem fo buhnenwirtfam gefchilbert, bag fich der Derfuch einer Wiederaufführung mohl verlohnen murbe, Was Telmann bietet, fommt aus dritter und vierter hand. Es fehlen die Beglaubigungsjuge ber Selbstempfindung, und man fpurt nichts bom beigen Atem der politischen Leidenschaft, die damals die Ge-muter ergriffen hatte. Bu durftig an Stimmungsgehalt, zu pedantifch in ber mabrheits. getreuen Diebergabe aller außeren Phafen ber Revolution und gu unbeholfen in der buhnengemäßen Belebung und Dereinfachung der historifchen Begebenheiten, fpettatelt bas Stud an Aug' und Ohr vorüber, ohne ein Mitempfinden auszulojen. Und ber bramatifche Kern, die Tragodie Meffenhaufers, ericheint in dem Tohumabohu ber elf larmenden Bilber erft recht mifgludt. Statt uns gu zeigen, in welchen Widerstreit von Empfindungen der garte ichwarmerische Poet, dem eine Caune ber Geschichte den Kommandostab über die Wiener Nationalgarde in die hand gebrudt hatte, burch die flutwelle der freiheitsbewegung gefturgt worden ift, ftellt ibn Telmann gwijchen zwei verliebte Frauengimmer, die ibn am Gangelbande halten. Das eine gieht links, das andere gieht rechts; das eine, ein zweites "Klarden" bremft, das andere, eine polnische Greibeits. furie, treibt an. Und bennoch hatte bas Stud Telmanns, auch in ber jegigen Saffung, febr wohl feine theatralifde Schuldigfeit tun tonnen. Aber wohl gemertt : nur als Ausstattungsftud, abnlich den Napoleonstuden, wie fie in Paris noch immer im Schwang find. Diele Wiener maren bem Raimund. Theater bantbar gemejen, hatten fie dort die bewegten Tage von 1848 in hiftorifc treuer Nachbilbung ichauen tonnen. In ber Wallgaffe aber hat man Telmanns fzenisch und beforatio anspruchsvolles Stud, beffen Starte in der frijden Behandlung der Maffenfgenen gu fuchen ift, nach fechs Proben hinausgeworfen und in einer aus unmöglichen Koftumen und aus noch unmöglicheren Derjagftuden gujammen. gestoppelten Ausstattung, die einfach den Gipfelpuntt aller Unmöglichfeit bedeutet. Jumal in Wien, wo die hiftorifch dentwurdigen Strafenbilder noch in aller Erinnerung find und wo man weiß, daß die Nationalgarde, die im Raimund-Theater im Grad ericheint, den Waffenrod eingeführt hat und daß die Studenten im Jahre 1848 noch teine farbigen Bummler trugen. Man braucht feineswegs ein blinber Anhanger der Meiningerei zu fein. Aber es gibt Stude, wo sie zur Notwendigkeit, zur Lebensbedingung wird. Und "Messenhauser" ist ein solches. Kein Wunder, daß das Denkmal, das Telmann dem Kommandanten der Wiener Nationalgarde in seinem Schauspiele gu feten hoffte, im Raimund Theater gum Schneemann murbe, ber icon nach einer Woche der Margensonne gum Opfer fiel.

Burgertheater. Mit großer heiterfeit wurde hier eine Poffe, "Der Erfte", von August Meibhardt aufgenommen. Sie ift die anspruchslose Arbeit eines fattelfesten Buhnenpraftifers, der auch genugend Mutterwig befigt, um den mit geschidter hand berbeigeführten Situationen neue tomifche Wirfungen abjugewinnen. Wieder einmal wird eine riegelfame Dorftadt-Kanthippe gebandigt. Das Wert biefer Bandigung vollzieht fich glatt und reinlich, wohl ein bifchen derb und mit Benützung des reichen Schages von Pantoffelhelden-Spagen, der in den alteren Jahrgangen der "Sliegenden" aufgespeichert ift, aber in ber harmlofen Art der Durchführung und in der flugen Ausnügung aller heiteren Pramiffen binreichend beluftigend. Stragmeners drollige Naturfomit und einige attuelle Couplets von Richard Srong, bem Kapellmeister des hauses gefällig vertont, erhöhten den Erfolg des Studes, der dem Burgertheater in ber Doraussegung gu gonnen ift, daß es barin nicht etwa einen Ansporn finde, fein Geil ausschließlich in ber Pflege gleich niedrig gearteter Buhnenwerte gu fuchen.

- 11-

Notizen.

Die Bandels- und Gewerbefammer in Brunn bat thren zufolge des Gefetes vom 29. Juni 1868 in das handelsministerium eingefendeten Bericht über die geschäftlichen Derhaltnisse in ihrem Bezirte während des Jahres 1906 durch ben Drud veröffentlicht In dem Kapitel "Gelbverbaltniffe" wird barauf hingewiefen, bat nach mehreren Jahren großer Geloffüffigfeit ploglich und fast unvermittelt im Herbft 1905 eine Periode ber Gelbinappheit eintrat. Im Jahre 1904 batte man von dem Ausbruche des ruffiichjapanifden Krieges eine Anfpannung ber Gelbmartte befürchtet, die tatfächlich fich nicht einstellte; während nach angemeiner Anschauung die Beendigung eines Weltstieges eine Erleichterung des Geloftandes bringen follte, war der Sriede von Dortsmouth faft unmittelbar auf allen euro-paifden Geldmartten von einer wefeniliden Derteuerung des Geldes gefolgt. Maggebend hiefür war der Umftand, daß die friegführenden Machte fich por der Seftlegung ihrer Mittel fürchteten und darum, fo lange der Krieg wahrte, lediglich auf turze Sriften ihr Geld in neutralen Kaffen hinterlegten. Nach Beendigung des Krieges lag fein Grund mehr vor, größere Geldbeftande im Auslande zu halten, es erfolgten die Surudziehungen der ruffifden und japantichen Guthaben auf dem internationalen Geldmartte und damit eine wesentliche Derringerung der verfügbaren Mittel.

Der foriftftellerifd vielfach tatige Graf Karl Canctoronstl, der Gerausgeber des monumentalen Wertes "Stadte Pamphyliens und Pifidiens" mit Tafeln und Tertabbildungen nach architettonifchen Aufnahmen von Drofeffor George Riemann, hat fich mit biefem und bem Profesjor an der Wiener Universität Dr Beinrich Swoboda herausgabe des in fünftlerifder, arcaologifder und gefdictlicher finfict hochbebeutenden Wertes: "Der Dom von Aquileia" vereinigt, das am 22. Margim Buch- und Kunftverlag Gerlach & Wiedling ericheinen wirb. Hach einer fcwungvollen Cinleitung aus ber feber bes Berausgebers zeigt die Publitation in gewiffenhaften Aufnahmen und maleri. ichen Anfichten den jegigen, im 11. Jahrhundert auf alterer Grundlage erbauten Dom und die burd Grabungen ans Licht gebrachten alteriftlichen Anlagen: das Atrium, das Baptifterium und die Doppelfirche; ferner in farbigen Reproduktionen die für die Geschichte der Malerel wichtigen Fresten der Apfis und der Krupta sowie die verschütteten Mosalten. Gleich wertwoll für die Kunstgeschichte erweisen fich die Reproduktionen des gegenwärtig in Gorg befind. lichen größten Teiles bes Aquilejenfifden Reliquienfcages. Der auf umfaffenden muhevollen Soridungen beruhende Test des Professon Swoboda bringt im Jusammenhang mit den Bauanlagen die Geschichte und die Legenden der frühen driftlichen Gemeinschaften in Aquilela. Es werden darin neue Gefichtspuntte aufgestellt unter feter Derwertung ber gefamten neueren Literatur, welche in den zahlreichen filr die Sachtreise wichtigen Anmerkungen ihre Würdigung findet. Das wahrhaft monumentale Werf toftet 300 Kronen.

Prof. Emil Reich's Dorlefung en über Ibjens Dramen find in fünfter Auflage bei E. Pierson in Dresden erfoftenen. In diefer neuen Ausgabe tonnten die inzwischen betannt gewordenen Projafariften sowie die Weihnachten 1903 veröffentlichten Briefe Ibfens mit herangezogen werden. Ferner wurden die Angaben über Erftanfführungen und Aberfetungen tunlicht erganzt.

E. Guarint berichtet in ber "Umfchau" über bie Derfuche bes Genfer Arztes Rebard zur Anwendung von

00 00 00 blauem Licht in der Sahnheilkunde. Redard benutzt eine 18 kerzige Glühlampe, welche von einer blauen Glasdirne mugeben ist und bestrahlt mit dieser 2-3 Minuten lang den Patienten. Dem Patienten wird befohlen, die Glühlampe zu sizieren; Kopf und Lampe werden mit einem blauen Tuch überdeckt. Nach der angegebenen Seit psiegt der Patient bewustilos zu sein, so daß man leichte und turze Operationen, so 3. B. das diehen eines Sahnes, vornehmen kann, ohne daß der Patient eine Schmerzempsindung hat. Der Engländer Millilard, Assilent am London sopital, hat Redards Dersuchen geprüst und hatte in 30 Sällen 20 mal Ersolg, während in den andern zehn Sällen teilweiser oder ganzer Mithersolg zu verzeichnen war. Die Methode ist zweisellos ungemein interessant, es bleidt sedon noch zu prüsen, od die Anäsheste wirstlich dem blauen Licht zuzuschreiben ist oder od dabei die Suggestion eine große Kolle spielt. Bemerkenswert ist sedenfalls die Beodachtung, daß dei der Nartole durch blaues Licht bei dem Patienten nur eine Gesühllossseitritt, während die Empfindung in den Extremitäten erhalten bleibt.

Büchereinlauf.

Grundrift des Eisenbahnrechts, mit besonderer Berücksichtig gung Deutschlands, Operreichs und der Schweiz. Ein hurzgesahtes Lehrbuch für Juriken, Eisenbahnbeauste und Studierende. Don Dr. jur. et phil. Karl Koehne Berlin, 1906. Otto Liebmann.

heinrich Compery. Die Lebensauffaffung der griechischen Philosophen und das Ideal der inneren Freiheit. Iwdifgemeinverständliche Dorlesungen (mit Anhang zum Derständnis der Mykiter). Leipzig, 1906. Eugen Diederichs.

Eingesendet.





Redattion: Wien, J. Operaring 3. Telephon 4636.	00
Sprechstunde: Dienstag und Militwoch von 6 bis 7 Uhr abends.	00
Derlag: Derlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernft Stflipnagel).	00
Drud von Chrikoph Reiher's Sobne, Wien, V. [Papier: Schlöglmühl.	00
Redaltionsfolut für heft 74: 24. Marz 1906.	00

unspruise: Die viergespaltene Millimeterzeile 25 h, 1/1,4 Seite K 12.-, 1/4 Seite K 20.-, 1/4 Seite K 35. Seite K 60 .- , 1/4 Seite K 100 .- , Jufernte im rebaftionellen Teil K 1.20 für bie Petitzeile. Beilagen nach Ubereit

Telephon Ilr. 12.801

Unternehmen für Zeitungsausichnitte

WIEN, I. Concordiaplas 4

fleft familiche Wiener Tages-Fournale, ferner alle hervorragenden Blotter der ölterr. - ung. Monarchie und des Huslandes (welche in deutlicher, tranzölildher, engliidher und ungarildher Sprache ericheinen), sowie alle wichtigeren Fach- u. Wochenidiritten, und veriendet an die abonnenten jene

welche lie perionlich (oder fachlich) interellieren.

Der DRSERVER

Ift in der Lage, aus allen wichtigeren Fournalen des Kontinents und Amerikas ieinen Auftraggebern Preßitimmen (Zeitungsausichnitte) Jodes gewünschte Thema ichneilitens zu liefern.

Klobasser Wien, I. Kolowratring 8

TAPEN von den einfachsten biszu den feinsten Sorten Telephon 6121. Muster franko

BEZUGSOUELLEN WERDEN AUFGEGEBEN IST DER BESTE SPRECHAPPARAT

Deutsche Grammophon-Aktiengesellschaft Wien, I/1. Krugerstraße 8.

MESSINGMOBEL ERZEUGUNG

Telephon Sor Wien, VII. Mondscheingasse 4 Telephon Sor

Praiskurant, klein, gratis, groß 2 K, weiche bei Bestellung rückvergütet werden. **********************

Schönste. beste. billigste

Beleuchtung.

Friedrich Plan II. Stephaniestraße Nr. 18

Geschäftsgründung 1817.

Geschliftsgründi

Franzensbader

Kohlensäurereichster Lithionsäuerling. ausgezeichneter Heilwirkung bei Gicht u. matismus. Von besonderem Wohlgeschri

FRANZENSBADER MINERALWASSER-VERSEND



AlleAmateurphotogra

denen die illustr, Monatsschrift für Amateurphotograp

"DER AMATEUR"

als Ratgeber dient, finden dauerndes Vergnügen an der Lit
Jährlich 12 Hefte mit 24 Kunstbeilagen und zahlreichen Textil

Preis M. 6.— E. 6.— Probeheft gratis und fran
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder durch den Verlag CARL KONEGEN (Ernat-

Über die Chancen der Duellbekämpfung.

Don Stanislaus Ritter von Madensti, Minifter a. D.

Das war ein männlicher Entschluß, als eine Schar beherzter Gegner des Duells zum Austrage der Ehrenhändel einen Ehrenrat organisierte. Damit ist wieder einemal die Wahrheit bekräftigt worden, daß es soziale Abel gibt, welche am besten von der Gesellschaft selbst geheilt werden.

Die freudige und hoffnungsvolle, dabei aber ruhig-ernste Aufnahme, welche diese Schöpfung der Antiduell-Liga gefunden hat, die Anerkennung, die ihr in weiten Kreisen des In- und Auslandes gezollt wurde, das lebhafte und sichtlich zunehmende Interesse, welches dem Ehrenrate entgegengebracht wird, endlich die Intensivität, mit welcher die Tätigkeit und die Verzweigung des Ehrenrates vor sich geht, sind gute Vorzeichen einer hoffnungsvollen Zukunst. Sie sind vor allem geeignet, Selbstvertrauen zu weden, diese unentbehrliche Voraussetzung der Ausdauer, die an und für sich schon einen guten Teil des Erfolges verbürgt.

Allein die Aufgabe, die wir uns gestellt haben, ist doch zu schwer, als daß uns die Frage gleichgültig sein könnte, wie sich denn zu unserer Tätigkeit jene äußeren Umstände stellen, welche auf das soziale Leben überhaupt einen Einfluß üben.

Doch bevor ich in die Untersuchung der Frage eingehe, möchte ich eine Bemerkung vorausschicken. Ich will nämlich von meiner Betrachtung die Militärduelle vollständig ausschalten. Ich tue das aus einem doppelten Grunde. Einmal deshalb, weil ich wirklich glaube, daß, sofern es uns gelingt, in den Anschauungen der Gesellschaft jenen Umschwung zu bewirken, den wir anstreben, damit auch schon jene unserer Söhne und Brüder mit getroffen werden, die der Armee angehören. Denn sie sind doch Glieder derselben Gesellschaft, mit ihr durch Familien-, Freundschafts- und sonstige Bande so innig verknüpft, daß sie, bewußt oder unbewußt, doch jene Anschauungen und Empsindungen, welche die Gesellschaft bewegen, in sich ausnehmen müssen. Ferner aber auch deshalb, weil ich die Juversicht jener teile, welche in absehbarer Jukunst von einem erlösenden Machtworte die Beseitigung des Duellzwanges in der Armee erhoffen.

Und nun stelle ich zunächst die Frage: Was haben wir für unsere Zwede von der Gesetzgebung zu erwarten? Wenn eine soziale Organisation Zwede verfolgt, deren Erfüllung dem Staate obliegt, so ist die Erwartung naheliegend, daß ihr von der Staatsgewalt eine Sörderung zusommen würde. Solche Zwede verfolgt unser Chrenrat, indem er an Stelle des von der Staatsgewalt bekämpsten Duells einen Ersatz bietet,

welcher auch den staatlichen Chrenschutz ergänzt. Ihm gegenüber kommt nur die gesetzgebende Gewalt in Betracht, welche bei zwei Fragen einzusetzen hätte. Diese Fragen sind: die strafrechtliche Behandlung des Zweikampfes und die strafrechtliche Behandlung der Chrverletzungen.

Was die erste Frage anbelangt, so ist es bekannt, daß seit dem Ende des XV. Jahrhunderts die Strafgesetzgebung aller Kulturstaaten mit der Bekämpfung des Duells beschäftigt ist. Als Wasse dient ihr dabei das gesetzliche Duellverbot. Interessant ist die Aufsassung des ersten englischen Strafgesetzes gegen unbesugte Duelle. Es wird darin Totschlag und Majestätsbeleidigung erblicht — eine Aussassung, welche dem konstitutionellen Sinne der Engländer entspricht. Das Duell ist nämlich eine Selbsthilse, somit ein Eingriff in die Staatsgewalt, somit eine Versletzung der Majestät des Königs, da dieser die Staatsgewalt repräsentiert. Sonst wird das Duell in der Regel als ein Sonderdelist qualifiziert und bald mit zu großer Strenge, bald mit zu großer Milde geahndet.

Während dieser langen Epoche von über vier Jahrhunderten gab es Zeiten, in welchen eine ausgiedige Wirkung des gesetzlichen Duellverbotes zu verzeichnen war. Leider bestand sie in einer so bedeutenden Junahme der Duelle, daß damals füglich von der Blütezeit derselben gesprochen werden konnte. Es war das im XVII. und XVIII. Jahrhundert, als namentlich in Frankreich, aber auch teilweise in Deutschland die übertriebene Strenge der Strasandrohung und das damit verbundene Märtyrertum der Ehre die Ritterlichkeit zum Troche reizte. Don einer Aberwindung des Duells durch das gesetzliche Derbot weiß die Geschichte nichts zu erzählen.

Wenn von Überwindung gesprochen wird, so darf man wohl nicht an ein Ausrotten mit Stumpf und Stiel denken. Ein solches ist bei keinem Delikte möglich. Sagt doch ein geistreiches Scherzwort: "Das Strafgesetz lebe vom Verbrechen". Was aber dem Mißerfolge des Duellverbotes den eigentümlichen Charakter aufprägt, das liegt darin, daß dem Gesetzeszwange ein anderer Iwang siegreich sich entgegenstellt, nämlich ein Iwang, der in den Empfindungen und Begriffen der Gesellschaft wurzelt. Man leugnet gar nicht, daß das Duell die Rechtsordnung verletzt und deshalb strafwürdig ist. Man verweigert nur im vorhinein dem Gesetze den Gehorsam, weil man sich von der herrschenden Meinung zu der Übertretung des Gesetze gezwungen fühlt. Dieser Iwang übt seine Wirkungen derart, daß ihm großenteils auch der richterliche Spruch und die Gnade der Monarchen weichen, so daß das Gesetz, welches das Duell verbietet, sast gar nicht zur Ausführung gelangt.

Angesichts einer solchen Ohnmacht des Gesetzes gegenüber dem Leben muß doch für den Gesetzeber die Frage entstehen, ob es denn mit den Zweden des Staates vereinbar sei, die Majestät des Gesetzes und die Autorität des Richters der dauernden Gesahr einer Erschütterung auszusetzen, und zwar einzig und allein dem doktrinären Prinzipe zuliebe, daß jede straswürdige Handlung auch gesetzlich verboten und gerichtlich geahndet sein soll?

Ich stehe nicht an, diese Frage unter den gegebenen Verhältnissen zu verneinen. Und von den gegebenen Verhältnissen scheint mir nicht zuletzt jene Strömung der Gegenwart Berücksichtigung zu verdienen, die stets bereit ist, sich rücksichtslos gegen jede Autorität zu kehren, sofern es gilt, das Individuum von den Banden der Rechtsordnung zu befreien.

Diese Strömung verfügt heute schon über eine fast künstlerisch ausgebildete Aufelehnungstechnik, welche eine weite Stala von snstematisch gegliederten Abstusungen umfaßt, von den schwächsten Gestalten einer passiven Resistenz bis zu den schärssten Formen aktiver Eingriffe in die Privat- und Staatswirtschaft, Staatsverwaltung und Staatsmaschine. Einer solchen Strömung, die nicht ohne Erfolg die sozialen und staatslichen Bande der Gesellschaft bedroht, von Gesetzes wegen dadurch Nahrung zuzussühren, daß Gesetze einer sicheren Misachtung preisgegeben werden, halte ich in hohem Maße für bedenklich.

Man erinnere sich nur an jene Stelle aus den Motiven zu dem deutschen Strafgesetzbuche, die sich in der Wissenschaft den wohlverdienten Titel einer Bankerotterklärung erworben hat. Sie ist auch für uns aktuell, denn sie gilt für jedes Gesetz, welches den Standpunkt des ausdrücklichen Duellverbotes vertritt. Diese Stelle lautet:

"Die Sitte, oder wenn man lieber will, die Unsitte des Duells hat sich noch immer stärker erwiesen, als das geschriebene Gesetz, und diesem bleibt somit nichts anderes übrig, als sich gut oder übel mit der Aufgabe abzusinden, seine Vorschriften über das Duell so einzurichten, daß sie einerseits mit den Geboten der Gerechtigkeit nicht in allzu schroffen Widerspruch treten und anderseits dem Bedürfnisse des Lebens ein wenigstens annäherndes Genüge leisten."

Nein! Es gibt ein einfaches Mittel, dem Gesetze die demütigende Rolle der Motive zu ersparen. Es fand seine Anwendung im älteren Rechte und sindet sie heute noch in manchen Gesetzen. Es besteht darin, daß man von der Erlassung eines gesetzlichen Duellverbotes Umgang nehme. Man bestrafe nicht das Duell als ein vornehmes, privilegiertes Sonderdelitt, sondern die Solgen des Duells als gewöhnliches Verbrechen gegen die körperliche Sicherheit. Dadurch entgeht man einer Mißachtung des Gesetzen, man trifft das Duell in seinen Folgen und bietet dem Richter die Möglichkeit, se nach der Sachlage besser zu individualisieren, als dies bei dem gegenwärtigen Standpunkte des Gesetzen möglich ist. So konnte ich, um nur ein Beispiel anzusühren, niemals begreisen, worin der Unterschied zwischen einer vorsätzlichen Cötung im Duell und dem Morde bestehen sollte, der eine ungleiche Behandlung der zwei Fälle rechtsertigen würde.

In dem Umstande ist er doch gewiß nicht zu finden, daß der Mord, wenn auch nicht immer, doch sehr häusig im Momente des auswallenden Affektes sofort ausgeführt wird, während die Tötung im Duell stets nur mit Aberlegung erfolgt. Denn vorher muß doch das gewisse Zeremoniell des Duelktoder mit peinlicher Korrektheit beobachtet werden — dieses nimmt aber jedenfalls etwas Zeit in Anspruch.

Wenn ferner behauptet wird, der Getötete habe im voraus seine Einwilligung in die eventuelle Tötung freiwillig gegeben, so ist das doch eine inhaltslose Phrase. Ist es richtig, daß der Duellant unter dem Iwange der herrschenden Meinung handle, so ist auch seine Einwilligung überhaupt keine freiwillige: d. h. sie ist eine singierte oder sie besteht nicht.

Endlich kann auch der Umstand nicht imponieren, daß der Totende im Duell auch sein eigenes Leben aufs Spiel setzt. Er ist juristikh ganz gleichgültig und verdoppelt die sittliche Verwerslichkeit dadurch, daß zugleich zwei Menschenleben riskiert werden.

Dieser flüchtige Blid deutet uns die Richtung der Sörderung an, die wir von der Gesetzgebung in betreff der legislatorischen Behandlung des Duells zu erwarten baben.

Sie ift nämlich negativer Art.

Etwas anders verhält es sich mit der Behandlung der Ehrverletzungen.

Die Derbesserungsbedürftigkeit dieser Partie unseres Strafgesetzes ist anläßlich der ersten Generalversammlung der Antiduell-Liga von berufenster Seite dargetan und die Resorm selbst auch schon in einem der gesetzebenden Körper angeregt worden. Darum will ich mich über das Wesen der Resorm nicht auslassen; ich wünsche nur und hoffe, daß es der Legislative gefallen möge, sich unter anderem auch eines der höchsten Güter des Menschen, nämlich der Ehre anzunehmen.

Allerdings möchte ich darauf aufmerksam machen, daß die Erwartungen auch hier nicht überschätzt werden sollten.

Nicht jedermann, der sich schlägt, wird dazu durch die Unzulänglichkeit des staatlichen Ehrschutzes getrieben. Gilt doch auch heute noch, wenn auch gewiß nicht in dem Maße wie früher, als Unehre, zum Schutze der verletzen Ehre den sozgenannten ordentlichen Richter anzurusen.

Dann gibt es zahlreiche Sälle von Chrenhandeln, die das Duell umfaßt, die aber vor dem staatlichen Richter deshalb keinen Schutz finden, weil sie nicht auf Chrenbeleidigungen beruhen. Hieher gehören insbesondere jene in der Regel sehr schweren Sälle von Entweihungen der Heiligkeit der Samilie, welche in der Wissenschaft unter der Bezeichnung der Strafs oder Präventivduelle bekannt sind. Da handelt es sich nicht darum, gegen eine Chrverletzung zu reagieren, sondern wegen einer schweren Ungebühr und einer schwerzlichen Kränkung eine Sühne, eine Genugtuung zu fordern und zu erlangen.

Diese vermag der staatliche Richter nicht zu bieten, dafür bietet aber unser Ehrenrat einen vollgültigen Ersatz, der im Duell nicht zu sinden ist. Denn heute kann es doch nicht mehr als zweiselhaft gelten, was eher eine Genugtuung zu verschaffen vermag: der Wahrspruch eines Areopags von angesehenen, geachteten Vertrauensmännern, deren Stimme die vox populi repräsentiert, oder der blinde Zusall im Wassengange, und schließlich der eigenmächtig provozierte Tod, mit all dem Jammer und Elend, welche ihn zu begleiten pslegen.

Und nun wende ich mich jenem Saktor zu, der auf jede soziale Tätigkeit den maßgebendsten Einfluß übt. Ich frage nämlich: Wie stellt sich zu unserer Tätigkeit der Geist der Zeit?

Ist er dem Zweikampf gunstig ober seiner Bekampfung?

Aber die Entstehung des Duells gehen bekanntlich die Ansichten der historiker auseinander. Mag nun der Zweikampf aus dem deutschen Sehderechte oder aus dem irrenden Rittertum der Romanen seinen Ursprung ableiten, unter allen Umständen ist er auf dem Boden ständischer Ungleichheit, unter dem Einstulse ritterlichen Geistes zu einer vornehmen Sitte des Adels herangewachsen, welche, genährt von dem Standesvorurteile und von den Mächtigen beschützt, jahrhundertelang der Maseltät der Gesetz und der Macht der Staatsgewalten trotzte.

In seiner Blütezeit schied das Duell die Gesellschaft in zwei eigene Welten, welche von verschiedenen Anschauungen über die Ehre und verschiedenen Behandlungsarten derselben beherrscht waren. Die Standesangehörigkeit und die dadurch
bedingte Satisfaktionsfähigkeit eröffneten den Zutritt in das Mysterium der Standesgemäßheit, die in dem Ehren- und Duellkoder ihren letzten Ausdruck fand. Was
sich außerhalb des Mysteriums befand, das war nur einsacher Mensch, der nicht
beleidigen, nicht beleidigt werden konnte. Das Duell war ein Vorrecht der höheren
Stände.

Allein der rastlose Sortschritt der Kultur mußte auch bei dem einfachen Menschen das Selbstbewußtsein weden. In den großen Kämpfen, welche um die Menschenrechte ausgesochten wurden, meldete sich auch die Idee der Gleichheit, um zunächst in den Verfassungen der Staaten rechtliche Anerkennung zu erringen, dann aber, auf diese gestützt und gepaart mit der rasch fortschreitenden Verbreiterung und Vertiefung der Bildung, unser soziales Ceben immer mehr zu durchsehen.

Die nächste Folge war die Aufhebung der Stände. Diese bezog sich allerdings auf die rechtliche und politische Stellung, sie machte aber auch eine soziale Reinshaltung der Stände nicht mehr möglich.

Schon die große französische Revolution durchbrach die adelige Extlusivität des Duells. Bürgerliche strömten sofort massenhaft hinein, um ihre lang zurückgehaltene Eitelkeit durch den Genuß des vornehmen Dorzugs der Adeligen zu befriedigen. Als eine Errungenschaft der Revolution stellte sich eine plötzliche und bedeutende Junahme der Duelle ein, welche nach der Julirevolution in einen förmlichen Aufschwung ausartete. Das Kontingent stellten die Bürgerlichen bei. Doch ging die Kindertrankheit vorüber, eine Einwirtung auf das Duell mußte aber zurückleiben.

Dergebens sieht man seither einer genauen Beantwortung jener Fragen entgegen, die sich um das Wesen der Duellsitte drehen; der Fragen nämlich:

Wer ist heute satisfaktionsfähig, wer ist es nicht?

Was ist heute standesgemäß, was ist es nicht?

Man glaubt in den modernen Gesellschaftsklassen die Fortsetzung der alten Stände zu finden. Das trifft jedoch zumindest in Ansehung des Duells gewiß nicht

3u. Die Kriterien liegen in gang anderen Momenten und sind nicht mit der Genauigkeit festzustellen, wie sie bei den Ständen waren.

Wenn daher die Satisfaktionsfähigkeit des heutigen Duells an die "gebildeten Stände", "akademischen Berufszweige", "höheren Gesellschaftsklassen", oder "an Menschen von Erziehung" geknüpft werden will, so ist diese Grenzbezeichnung ebenso willkürlich wie nichtssagend.

Im folgenden gipfelt die Rückwirkung der Idee der Gleichheit auf das Duell: Das Duell hat als Sitte seine scharfen Konturen und seine Präzision eingebüßt. Seine innere Konsistenz wurde erschüttert, die äußeren Grenzen bis zur Unkenntlichkeit verwischt, das ganze Wesen hat sich verflacht!

Aber auch ein anderes Moment kommt in Betracht," nämlich der persons liche Mut, dem das Vorurteil der Duellsitte die Zauberkraft verlieh, nicht bloß beschädigte Ehre zu reparieren, sondern auch Ehrendesekke — wenn es auch ruchslose Taten wären — mit seinem Nimbus zu decken. Wie ist es unter dem Einssulge des Zeitgeistes um diesen bestellt?

Ich bitte um Verzeihung, wenn ich vorher noch die Frage stelle, worin eigentlich der Mut beim Duell besteht?

Ich stelle die Frage lediglich zu dem Iwede, um auf jenen Mut aufmerksam zu machen, an den man beim Duell in der Regel vergißt, der aber alle anderen Momente des Duells derart in den Schatten stellt, daß bei einer ruhigen, ernsten Betrachtung eigentlich nur er allein sofort in die Augen springen sollte. Ich meine den Mut, das Leben eines Menschen, entweder ein fremdes oder das eigene, auf sein Gewissen zu nehmen. Das ist ein so trauriger, verantwortungsvoller, ein das Gewissen so schwissen Menschen Mut, daß eine auch ganz flüchtige Betrachtung genügt, um in jedem Menschen ein Gefühl des Abscheues vor der sittlichen Verwerslichkeit desselben hervorzurusen. Darum psiegen Duellfreunde bei diesem Mute sich nicht aufzuhalten. Poetischer ist ihnen der Todesmut, der Entschluß, freiwillig dem Tode ins Antlitz zu schauen, furchtlos in den Tod zu gehen.

Allein auch in diesem Mute ist seither eine wesentliche Wandlung eingetreten. Hervorgerusen hat sie die große Umwälzung, welche die Aushebung der Söldnersheere und Einführung der allgemeinen Wehrpslicht nach sich gezogen hatte.

Der Mut ist von den selbstsüchtigen Zweden des Individuums abgelenkt und in den Dienst der Gesamtheit gestellt worden. In dieser Veredlung wird die Bereitschaft, sederzeit fürs Vaterland in den Tod zu gehen, sedem wehrfähigen Manne schon in früher Jugend als eine der erhabensten staatsbürgerlichen Pflichten anerzogen. Der Mut hat aufgehört, ein Privileg irgend eines Standes zu sein, er ist Gemeingut aller wehrhaften Männer geworden. Der Mut ist heute nicht mehr so selten, die Seigheit oder Furchtsamkeit nicht mehr so häusig wie ehedem. Sie haben beide ihre gegensählichen Endpole verlassen und sich einander genähert.

Und wenn dem gegenüber jene in erschreckender Weise sich mehrenden Sälle betrachtet werden, in welchen Menschen freiwillig in den Cod geben, weil ihnen

der Mut zum Leben fehlt, so muß man zu der Einsicht gelangen, daß der strahlende Glanz des Mutes, der einst dem Duell seinen Reiz und seine Anziehungstraft verlieh, seither bedeutend verblaßte!

Endlich ist von den Erscheinungen der Gegenwart noch eine hervorzuheben, die für unsere Frage von besonderer Bedeutung ist.

Dergebens suchen nämlich die Historiker nach einem allgemeinen Gesetz, welchem die Einwirkung der Zivilisation auf die Religion und Moral unterliegt. Ob sie das Gesetz sinden, wer kann das voraussehen. Allein ein anderes Gesetz steht fest, welches auch das soziale Leben beherrscht, und zwar das Gesetz, daß jede Bewegung eine Gegenbewegung, jeder Angriff eine Abwehr hervorruft. Diesem Gesetz unterliegt auch Religion und Moral in ihrer Beziehung zur Zivilisation. Nun hat es die moderne Zeitrichtung mit sich gebracht, daß positive Religion und mit ihr die Moral neuerdings Gegenstand einer prinzipiellen und heftigen Bekämpfung geworden ist. Im Wege natürlicher Reaktion mußte in den betroffenen Kreisen, welchen die Pflege dieser höchsten Güter Lebensbedürfnis ist, die Religiosität erstarken. Das Gewissen und das ethische Pflichtgefühl schärfen ihre Energie ein, um ihre Macht über den Willen des Menschen in vollem Mache auszuüben.

Diese Erscheinung ist dem Duelle nicht günstig. Wir sinden darin die Erklärung, warum in jenen Gesellschaftskreisen, welche für satisfaktionsfähig und satisfaktionspssichtig angesehen werden, die Sälle sich mehren, daß heraussorderungen zum Duell, entgegen dem Chrenkodez, abgelehnt werden; warum solche Ablehnungen, entgegen dem Chrenkodez, gesellschaftlich nicht geächtet werden; warum endlich Verbindungen und Versammlungen angesehener Männer, entgegen bem Chrenkodez, Beschlüsse sallen und propagieren, daß eine Ablehnung der heraussorderung aus prinzipiellen Gründen keine unehrenhafte handlung sei.

Es empört sich das Gewissen gegen die sittliche Verwerflichkeit des Duells und stachelt den Willen auf, dem konventionellen Zwange zu widersteben!

So hat der Geist der Zeit dem Duell den Lebensfaden unterbunden. Als Standessitte ist es unhaltbar geworden, als allgemein soziales Vorurteil fristet es sein innerlich schwächliches, weil von Religion und Moral immer mehr geschwächtes Dasein, die ihm das Licht der Aufklärung ein Ende bereitet. Und dieses Licht kommt uns von der Wissenschaft! Denn auch in ihrem Reiche hat sich manches geändert. Gefallen ist vor allem die Scheidewand, welche einst die Wissenschaft von der Laienwelt abschloß. Sie wendet ihr Augenmerk auch Laienfragen zu und sorgt selbst dafür, daß Ergebnisse ihrer Forschung im Laientum Verbreitung sinden. So ist auch das Duell zum Gegenstande wissenschaftlicher Forschung geworden. Iwar beklagt sich die Wissenschaft über die Hartnäckigkeit der Duellmystik, allein sie hat doch an ihrem Gewebe arge Verwültungen angerichtet.

Bewiesen hat sie vor allem, daß dem Duell jede Eignung fehlt, jene Zwecke zu erreichen, welchen es zu dienen bestimmt ist. Auch mußte die Legende von der ehrerzeugenden Kraft des Mutes an der einfachen Konstatierung zerschellen, daß

der tatsächliche Zustand der Ehre oder Unehre der Duellanten nach dem Duell gang derselbe bleibt, wie er por dem Duell war.

Um der Wucht der Dernunftsgründe der Wissenschaft zu entgehen, hat das Duell seine Zuslucht zu der force majeure des Gesellschaftszwanges genommen. Aus ihr leitet es in dem bescheidenen Gewande eines "unvermeidlichen Abels" oder "einer erlaubten Sünde" eine Rechtsertigung ab. Allein auch diese Position ist nicht uneinnehmbar. Dem Ansturme der Wissenschaft gegen diese Position verdanken wir die Klärung dessenigen Punktes, welcher den Kern unserer Frage bildet, nämlich die Klärung des Begriffes der Ehre.

An die Spite ihres Raisonnements stellen die Duellanhänger den Satz, die Ehre gehöre dem Gefühlsleben an.

So sehr man auch geneigt wäre, in der Bekämpfung des Duells seine Traditionen zu schonen, so müssen doch dabei jene Grenzen eingehalten werden, die sich aus den Geboten der Gerechtigkeit ergeben. Denn das Duell trifft das soziale Leben; dieses steht aber unter der Herrschaft des Rechtes, in welcher die Gerechtigsteit waltet.

Soferne das Duell Zwede verfolgt, welche der Gerechtigkeit entsprechen, ist es nicht denkbar, daß sich auf dem Boden des Rechtes nicht Mittel sinden sollten, welche die Bedürfnisse zu befriedigen vermögen. Denn dazu ist ja das Recht da. Nur darf man nicht verlangen, daß Momente der Gefühlswelt den Ausschlag geben, denn das innere Leben des Menschen ist der menschlichen Gerechtigkeit unzugänglich.

Das Gefühl des eigenen Wertes, das Ehrgefühl, ist, soferne sich sein Maß dem Werte genau anpast, ein löbliches Gefühl.

Auf dem Bewußtsein des eigenen Wertes beruht die eigene Würde, eine der schönsten Bierden des Menschen, die ihm überdies den eigenen Seelenfrieden bedingt.

Wenn jedoch das Chrgefühl entweder gar nicht oder nicht ganz fundiert ist, das heißt, wenn ein Wert gefühlt wird, welcher gar nicht oder nicht in dem Maße besteht, dann kann man von der Gerechtigkeit nicht verlangen, daß sie das überreizte Chrgefühl nur deswegen in Schutz nehme, weil es eine Kränkung empfunden hat.

höher als das Chrgefühl ist der innere Wert des Menschen einzuschätzen, das heißt, der Wert der ethischen Elemente, aus welchen sich der Charakter zusammensett. Und doch muß sich die Gerechtigkeit versagen, den menschlichen Charakteren die verdiente Anerkennung zu zollen, denn das innere Seelenleben entzieht sich der irdischen Gerechtigkeit — da walten ganz andere Mächte.

Aber auch in dem Ansehen, in dem Urteile anderer von unserem Werte findet der Chrichut keine verläßliche Stütze.

Das Ansehen ist ein kostbares Gut. Seinem Träger gegenüber ist es gleichsam ein Lohn für die Selbstüberwindung, welche erforderlich war, um seinen Charakter ethisch zu gestalten. Es verschafft Befriedigung und spornt zum Derharren in der

Richts von jenem holden Wahnsinn Shakespeares, von jenem Traumschaffen Grillparzers. Er blieb tühl, wo andere glühten; nur sein Verstand erhitzte sich und uchte gepeinigt und peinigend nach neuen Pfaden und neuen Zielen; und riß ihn einmal etwas fort, so war's die eigene Dichtersprache, die allzu rasch und allzu glatt diesem großen Könner entströmte.

Mie hat halm einsach aus seinem Innern geschöpft und die Sibern seines herzens entblößt. Eine tiefe seelische Schamhaftigkeit verbot dem ungelenken Manne jede Außerung unmittelbaren Gefühls. Ihm war's nicht gegeben, zu sagen, was er litt. Nie wurde ihm das Dichten ein Beichten. Nur ein Dentil, durch das die innere Erregung sich Luft machte, war ihm die poetische Beschäftigung. Nur das Schaffen, nicht was er schuf, war von seinem Gefühlsleben bedingt. So hat er nicht, wie Grillparzer, in immer neue Formen die eine große Tragödie seines Lebens gekleidet, nicht, wie Goethe, die Blüten und Früchte eines reichen Daseins als Dichtung dargeboten. Er hat ergriffen, was ihm in den Wurf kam; er hat es ergriffen mit harter Faust, knetend und formend, die das Alte, Längstbekannte den Stempel seines Geistes trug. Daher das nie verhallende Geschrei der Allzuklugen und der Allzudummen, er habe Lehrer, Freunde, Fremde um ihre geistige habe betrogen. Daher die bunte Fülle seiner Stosse, die er in allen Ländern und Zeiten ansiedelte; ein Reichtum der Töne und Farben, der im Grunde bitterste Armut war. Er ist geborgt, der Gläubiger sind gar viele.

5.00

:4

Eİ

Ż

Ľ

È

5

ŗ

Halms Eigentum, eigentümlich in jedem Sinne des Wortes, ist stets die Problemstellung. So lange dreht er einen gefundenen Stoff, bis er ihn von einer neuen Seite fremdartig erblickt. Je seltsamer, desto lieber. Eigensinnig hat der Einsame das Gewöhnliche gemieden. Apart sind alle seine gragestellungen, absonderlich viele, peinlich, ja widerwärtig nicht wenige. Die verstoßene Griseldis - ein schönes mittelalterliches Bild demütiger Liebe — gibt ihr Anrecht auf unser Interesse an den Gatten ab, und halm wagt den Versuch, uns den rohen, eitlen, prablerischen Mann sympathisch zu machen. Imelda Cambertazzi — eine Julie, die sich ihrem Romeo verweigert, um ihn vor der Rache der Ihren zu bewahren. Frauen, die ihre Männer aus Liebe verraten; Treulose, die ihr Leben für den Gatten opfern. Alle diese Menschen leben aneinander vorbei; jeder geht schweigsam seinen Weg. Ein Wort — und alles ist gelöst. Das Wort wird nicht gesprochen. Denn es handelt sich dem Dichter nicht darum, die Charaftere wahrscheinlich, ja nur möglich handeln zu lassen. Es handelt sich nur um die Lösung des Problems. Und die erfolgt wie bei einer Rechenaufgabe. Am Schlusse steht der Cod. Kein tragischer Tod. Es ist ein Sterben, das uns niederdrückt, und keines, das uns befreit. Die Menschen leiden, und wir fühlen, wie's uns das herz zerpreft, wie wir hilflos einer unsinnigen, törichten Grausamkeit zusehen. halm kann uns qualen, er kann uns rühren, er kann uns nie erschüttern.

Er padt uns nicht, weil seine Gestalten nicht wirklich sind. Wie der Stoff, so sind ihm die Menschen Nebensache. Es gibt keinen Teufel, sagt er in

geschlagen, und keiner hat an seiner Ehre auch das Geringste eingebüßt. Im Gegenteil, die Unehre der ungerechtsertigten Angriffe fällt unter allgemeiner Entrüstung auf die Beleidiger zurück. Jedes Opfer dieser modernen Kampsesart ist eine sebende Sackel, welche die Wahrheit der Unverlehbarkeit der Ehre weithin bezeugt und beleuchtet! Und je höher das Opfer, desto weiter die Kreise, bis zu welchen das Licht der Wahrheit dringt. Je erhabener die Tugenden der angegriffenen Persönlichkeit, desto niedriger die Unehre des Angriffes, desto plastischer aber auch die Wahrheit, daß die Ehre durch dritte hand unverslehbar ist!

Getrost können wir nun in die Zukunft der Tätigkeit des Ehrenrates blicken. Denn wir haben mächtige Bundesgenossen dem Geiste der Zeit, der Religion, Moral und Wissenschaft. Sür uns endlich arbeitet auch unbewußt jene Kraft, die stets nur Böses will und Gutes schafft!

Friedrich halm.

(Geboren 2. April 1806, gestorben 22. Mai 1871.) Von Stefan Hod.

Friedrich halm hat in einem schönen Gedichte sein eigenes Los verkündet: In Waldesmitten ein dichtbewachsener Damm. Einst ging hier die Römerstraße. Und bei den drei Buchen durch Steingeröll und Trümmer ein schmaler Quell, aus dem nur wenige Kundige das klare Wasser schöpfen. Ein rauschender Brunnen war es einst, in Marmorbeden sprang sein Wasser nieder. Vergessen, nutzlos verssichert er nun im Sande. So auch die Dichter — nicht jene großen, die da Strömen gleichen — sondern die vielen, die Ruhm erwarben und auch Ruhm verdient, doch, Kinder ihrer Zeit, mit ihr verwehten.

Unsere Eltern haben noch den "Sohn der Wildnis" geliebt und den "Sechter von Ravenna", haben mit Griseldis geweint und mit Wildseuer gelacht. Uns ist Friedrich halm ein leerer Name geworden. Und doch war er nie der Sklave seiner Zeit, ist immer seinen eigenen Weg gegangen, hat nie bewußt durch schlechte Mittel den Ersolg gesucht. Aber er war durch Zeit und Ort entscheidend bestimmt und es sehlten ihm Kraft und Genie, sich ins Unendliche zu erheben.

Der Sproß einer adeligen Beamtenfamilie konnte sich nicht der dumpsbehaglichen Stubenluft entwöhnen, in der er, weltsremd und weltslüchtig, in grüblerischer Caune seine Phantasiegestalten konstruierte; der vormärzliche Österreicher wollte nichts wissen von Wirklichkeit und Gegenwart, wollte seine Kunstübung rein erhalten von jedem allzukräftigen persönlichen Einschlag, wollte Wärme und Ceidenschaft nur gelten lassen als Mittel zur Erreichung wohlerwogener künstlerischer Wirkung. Mit offenem Aug und gehorsamem Singer hat er seine Werke gebildet. Nichts von jenem holden Wahnsinn Shakespeares, von jenem Traumschaffen Grillparzers. Er blieb tühl, wo andere glühten; nur sein Verstand erhitzte sich und suchte gepeinigt und peinigend nach neuen Pfaden und neuen Zielen; und riß ihn einmal etwas fort, so war's die eigene Dichtersprache, die allzu rasch und allzu glatt diesem großen Könner entströmte.

Nie hat halm einfach aus seinem Innern geschöpft und die Sibern seines herzens entblößt. Eine tiefe seelische Schamhaftigkeit verbot dem ungelenken Manne jede Außerung unmittelbaren Gefühls. Ihm war's nicht gegeben, zu sagen, was er litt. Nie wurde ihm das Dichten ein Beichten. Nur ein Dentil, durch das die innere Erregung sich Luft machte, war ihm die poetische Beschäftigung. Nur das Schaffen, nicht was er schuf, war von seinem Gefühlsleben bedingt. So hat er nicht, wie Grillparzer, in immer neue Formen die eine große Tragödie seines Lebens gekleidet, nicht, wie Goethe, die Blüten und Früchte eines reichen Daseins als Dichtung dargeboten. Er hat ergriffen, was ihm in den Wurf kam; er hat es ergriffen mit harter Faust, knetend und sormend, die das Alte, Längstbekannte den Stempel seines Geistes trug. Daher das nie verhallende Geschrei der Allzuklugen und der Allzudummen, er habe Lehrer, Freunde, Fremde um ihre geistige habe betrogen. Daher die bunte Fülle seiner Stoffe, die er in allen Ländern und Zeiten ansiedelte; ein Reichtum der Töne und Farben, der im Grunde bitterste Armut war. Er ist geborgt, der Gläubiger sind gar viele.

halms Eigentum, eigentümlich in jedem Sinne des Wortes, ist stets die Problems stellung. So lange dreht er einen gefundenen Stoff, bis er ihn von einer neuen Seite fremdartig erblickt. Je seltsamer, desto lieber. Eigensinnig hat der Einsame das Gewöhnliche gemieden. Apart sind alle seine gragestellungen, absonderlich viele, peinlich, ja widerwärtig nicht wenige. Die verstoffene Griseldis - ein schönes mittelalterliches Bild demütiger Liebe — gibt ihr Anrecht auf unser Interesse an den Gatten ab, und halm wagt den Versuch, uns den roben, eitlen, prablerischen Mann sympathisch zu machen. Imelda Cambertazzi — eine Julie, die sich ihrem Romeo verweigert, um ihn vor der Rache der Ihren zu bewahren. Frauen, die ihre Männer aus Liebe verraten; Treulose, die ihr Leben für den Gatten opfern. Alle diese Menschen leben aneinander porbei; jeder geht schweigsam seinen Weg. Ein Wort — und alles ist gelöst. Das Wort wird nicht gesprochen. Denn es handelt sich dem Dichter nicht darum, die Charaktere wahrscheinlich, ja nur möglich handeln zu lassen. Es handelt sich nur um die Lösung des Problems. Und die erfolgt wie bei einer Rechenaufgabe. Am Schlusse steht der Tod. Kein tragischer Tod. Es ist ein Sterben, das uns niederdrückt, und keines, das uns befreit. Die Menschen leiden, und wir fühlen, wie's uns das herz zerpreft, wie wir hilflos einer unsinnigen, törichten Grausamkeit zusehen. halm kann uns qualen, er kann uns rühren, er kann uns nie erschüttern.

Er padt uns nicht, weil seine Gestalten nicht wirklich sind. Wie der Stoff, so sind ihm die Menschen Nebensache. Es gibt keinen Teufel, sagt er in

einem Gebicht, Gott gieht nur einmal mit den weißen, einmal mit den schwarzen Steinen auf feinem Schachbrett. So fpielt auch halm mit feinen Menschen. Er fragt nie, was sie sind und wie sie's geworben sind. Er kennt sie nur, so weit es das Problem erfordert. Keine feiner Gestalten hat er gesehen bis auf den Saltenwurf des Gewandes, wie Grillparzer seine Geschöpfe gesehen hat. Das Kostum ist ihm eine gang außerliche Angelegenheit. Seine Menichen sind nur Gafte in dem Cand, das sie bewohnen. Ihre heimat ist die Buhne. Sie leben nicht, bevor das Stud beginnt, und enden mit bem Stude, auch wenn sie nicht sterben. Das Unmöglichste muffen fie beginnen, um das Drama nach des Dichters Willen fortzuführen. Eine geniale Regentin muß den erbittertiten Seind ihres Kindes und ihres Candes zweimal ichonen, fie muß in plumpfter Weise statt des einen Briefes versehentlich einen anderen zerreißen, damit das Drama nicht ende, damit sich die Gelegenheit zu der großen und wirtungsvollen Auseinandersehung mit ihrem Sohn ergebe. Kultur und Liebe follen über haß und Barbarei fiegen; darum muß die Tochter des Waffenichmiedes Myron die Anmut und Weisheit eines verwienerten Griechentums darstellen, darum muß der wilde Tettojage sich gehaben wie ein sentimentaler Liebender ber Biedermeierzeit. Marcel soll Renée lieben, bevor er weiß, baß sie fein Knabe ift, und darum muffen wir Jeugen werden jener Kuffgene, in der das Spielen mit bem Geschlechte Wilbfeuers bis jum Widerwartigen getrieben wird.

Es ist so, wie Grillparzer gleich nach der Aufführung der "Griseldis" schrieb: Halm sehlt die Richtigkeit der Empfindung. In seiner überseinerten Art zu dichten geht ihm wie die reine Anschauung, so auch das reine Gefühl verloren. Er fordert furchtbare Sühne für eine nur dem Grübler sichtbare Schuld. Er duldet stolzes Erheben des Hauptes, prahlerische Tugend, wo wir menschliche Schwäche erkennen. Leichtes Aufflackern der Sinnlichkeit gilt ihm als hingebende Liebe, und wo wir wahre Liebe gewahren, wird sie einem kalten Pflichtbegriff geopfert.

Uber all diese Mängel gebreitet, wie ein glühender Purpurmantel über einen morschen Chron, ruht eine leuchtende, gleißende Sprache, die freilich gar oft mehr den Dichter beherrscht als von ihm gehandhabt wird. Sie hat ihn nicht selten fortsgerissen über Sprünge und klassende Lüden des dramatischen Ausbaus, sie hat ihn blind gemacht gegen die Schwächen seiner Argumente, gegen die Blößen seiner Menschen. Und neben dieser sprachlichen Vollendung, diesem melodischen Wohllaut des Wortes, eine durch jahrelange Lektüre und jahrelangen Theaterbesuch gewonnene Beherrschung der Bühnenmittel. Wie Grillparzer, ist auch er ein Schüler des Wiener Theaters, nicht nur des Burgtheaters. Alle äußeren Effekte weiß er zu üben und geschickt in Rapport zu bringen mit dem inneren Gerüste des Dramas. In wenigen Strichen versteht er zu exponieren, einige Stühbalken und Bretter und die Handlung rollt unaushalksam fort. Im zweiten Leile des Dramas erlahmt wie seine mühsam bosselnde Dichterhand so auch oft die Saust des Werkmeisters. Was an plumpen Intrigen und äußerlichen Mitteln sich sindet, hat meistens hier seinen Plat. Da

helfen denn vor allem malerische Bilder, die er wunderbar zu stellen weiß, und hier muß die glutvolle Pracht seiner Sprache über tote Punkte hinweghelfen.

Ein Meister der Problemstellung, ein Beherrscher der Technit, ein schwacher Menschenschilderer, ein geistreicher Causeur, dem weiche, Inrische Anmut nicht fehlt, wohl aber tiesere Empsindung — ist er nicht geboren für das seine Lustspiel? Er hat sich zu seinem und zu unserem Schaden nur selten darin versucht. "Der Sohn der Wildnis" und "Wildseuer" enthalten nur Ansätze zu den Lustspielen, die in diesen Dramen stecken. "König und Bauer" ist eine graziöse, aber etwas gar zu wortreiche und nachdenkliche Bearbeitung einer Komödie von Lope de Vega. Aber "Verbot und Besehl" gibt uns einen Begriff davon, wie außerordentlich Halms Begabung auf diesem Selde war. Don einem politisch ernsten hintergrund heben sich Szenen von derbster Lustigkeit ab und im weiteren Verlause eine Komödie der Irrungen voll Laune und Anmut, keinen Augenblick abspannend, ein tolles Durckeinander ohne Roheit und ohne Langeweile. Eine Perle, die wohl verdiente, neu gesaßt zu werden.

Neben dem Dramatiker Halm steht der Enriker. Hier wie dort dieselben. Dorzüge, dieselben Sehler. Sprachliche Vollendung, durch unablässige Schulung erreicht, Dirtuosität in der Beherrschung schwieriger metrischer Formen, Anmut der Darstellung, weiches Empsinden. Aber fast überall grüblerische Reslexion, die sich in die Anschauung mischt, tendenziöse Lehrhaftigkeit, rasches Erlahmen der poetischen Krast. Es gibt freilich hier öfter als unter den Dramen rühmenswerte Ausnahmen. Einfache Lieder, sangbar, volkstümlich; andere voll burschikosen Humors, die man dem ernsten Manne nicht zutraute. Daneben ties ergreisende Naturbilder, ein inniges Anschmiegen des wunden Herzens an die blühende und verblühende Erde. Am gelungensten größere poetische Erzählungen, voll Anschaulichkeit und dramatischer Krast: "Das Kind der Witwe", noch entstellt durch den restektierenden Schluß, "Charfreitag" aber von hinreisender Gewalt. Es ist eine Novelle in Versen.

Und so stünden wir denn vor jenem großen Rätsel, das uns Friedrich Halm zu lösen aufgegeben hat. Zwei Bände seiner Werke enthalten Novellen. Und diese Novellen gehören zu dem Allerbedeutendsten, was unsere Citeratur auf diesem Gebiete besitzt, sie stellen Halm in die erste Reihe unserer Erzähler. Sind die Dramen farbenfroh und ihre Sprache faltenreich, so haben wir es hier mit schlichten, chronikartigen Berichten zu tun und mit einer geradezu entsagungsvollen Sprachbehandlung. Stört uns in den Dramen das Versehlen der psichologischen Wahrheit, so liegen hier Zeugnisse vor uns eines tiesen Erkennens und Verstehens der menschlichen Seele. Losgelöst von dem Zauber der Bühne hat Halm hier in bewuster Anlehnung an Heinrich von Kleist Unvergängliches geschaffen.

Wieder sind es höchst tomplizierte, peinliche, widrige Probleme, die ihn beschäftigen: Willenloses Brechen der Freundestreue und halb unbewußte Empfängnis; der Gatte als Kuppler seiner geliebten und treu widerstrebenden Frau. Wieder spielt das Kostum nur eine untergeordnete Rolle, so gerne er auch seine

herr Propper suchte mubsam eine Entgegnung. Aber er wußte nicht, wie beginnen-Endlich aber fand er wieder ein Wort und brachte schließlich, hartnädig fortfahrend, eine, wenn auch oftmals stockende Konversation in Gang.

"Sie werden sich was Schönes von mir denken," sagte das Mädchen plötzlich, "weil ich vorhin gelacht hab'. Aber es war so tomisch. Ich seh' doch schon seit einer halben Stunde, wie Sie um mich herumsavieren und sich hiehersetzen wollen."

"So, das haben Sie bemerkt," sagte herr Propper verlegen; "aber erkennen Sie daran, wie ernst es mir ist. Ich weiß, die Männer sind schlecht; aber von dem Momente an, da ich Sie sah, Ihre schwarzen Augen — und — und Ihr Lächeln —"

Er stotterte ein wenig und verlor neuerdings den Saden. "Ich bin hier schon eine Stunde herumgegangen und habe mich so einsam gefühlt unter diesen vielen fremden Menschen —"

Da sah ihm das Mädchen wieder voll und fragend, aber mit Teilnahme ins Gesicht. "Sie haben sich einsam gefühlt? — — Ein Mann —? Sehen Sie, das ist es auch, weshalb sich Mädchen manchmal von gänzlich Fremden ansprechen lassen: weil sie sich so schredlich einsam sühlen. Jetzt werden Sie vielleicht doch nichts Schlechtes von mir denten "

"Aber, aber, ich bente nichts Schlechtes, gar nicht, mein Fraulein."

"Ich hab' Sie angelacht, ich weiß, es ist nicht in Ordnung; aber mein Gott, es war wirklich komisch und ich bin gern lustig. Und glauben Sie nur nicht, daß ich mich vor Ihnen fürchte. Wenn man so allein in der Welt steht und selbständig sein Brot verdienen muß, da passiert einem manches — und man ist gewappnet. Und angesprochen werden — in Wien — mein Gott!" Sie zucke die Achseln.

"Sie verdienen selbst 3hr Brot?"

"Ja, ich bin Komptoiristin, seit vier Jahren schon, aber davon wollen wir nicht reden."
"Warum nicht? Das interessert mich im höchsten Grade. Ich bin auch Beamter; da sind wir ja Schickslasgenossen. Das heißt, allerdings" — er rieb sich langsam die hände — "ich bin Disponent und Abteilungschef der —"

"Ach bitte, reden wir nichts von Geschäft und dergleichen. Der Tag ist vorüber und jest ist es Abend und Bureau ist jeden Tag, jeden Tag dasselbe —!"

"Diese höchst befremdlichen Ansichten kann ich nicht teilen," sagte herr Propper ernst, "ich halte dieses geregelte Leben für das schönste und richtigste. Sehen Sie, ich habe mir durch meine Pünktlichkeit und Genauigkeit im Bureau — ach so, Sie wollen nichts davon hören. Also lassen wir es. Schade; es hätte mich interessiert, zu erfahren welche Art von Arbeit Ihnen obliegt; auch, ob man hier in Wien die Kontokorrentabschlüsse schon nach amerikanischer Methode vorzunehmen beginnt?"

"Ich glaube nicht, daß man dies tut."

"So? — Nun aber, um der Reihe nach vorzugehen, darf ich mich um Ihren werten Namen ertundigen, da ich mich Ihnen ja pflichtgemäß vorgestellt habe."

"Dinci Schuh," sagte das Mädchen mit leichtem Neigen des Kopses, "aber wenn Sie mich schon unterhalten wollen, so bitte ich Sie nochmals, nichts von Bureau und Geschäft zu reden, meine tägliche Arbeit ist freudelos genug, also wozu noch am Abend —"

"In gewissem Sinne haben Sie ja nicht gang unrecht," erwiderte herr Propper wohlwollend, väterlich, "wenn man auf die erfüllte Pflicht eines Arbeitstages zurud-

bliden kann, so darf man am Abend sich fröhlichen Gedanken hingeben. Und eigentlich wollte ich ja auch von nichts anderem reden als von Ihren Augen und Ihren Grübchen und Ihren Cöcken, die es mir wahrhaftig, wahrhaftig angetan haben." herr Propper rieb sich die hände.

Da sprang das Mädchen auf und wollte sich empsehlen. Sie müsse jetzt nach haus gehen; die Mutter werde schon warten. Aber herr Propper wurde plötzlich jugendlich seurig und galant und ersand alle möglichen Ausreden, um das Mädchen noch zurüczuhalten oder es wenigstens ein Stück begleiten zu dürsen, was ihm schließlich auch erlaubt wurde. Und auf dem Weg durch abendlich stille Gassen erfuhr er Vinci Schuhs Geschichte, die, im Grunde genommen, höchst uninteressant und alltäglich-langweilig war.

Ihre Mutter war die Witwe nach einem städtischen Beamten und lebte von ihrer kleinen Pension. Sie litt an Rheumatismus und ging sast niemals aus dem Haus. Die Tochter, die tagsüber im Bureau arbeitete, unterstützte die Mutter noch mit ihrem Gehalt und war sonst gänzlich auf sich angewiesen. Angesprochen sei sie schon zu wiederholtenmalen worden, aber die Männer hätten nur zu bald erkannt, daß sie kein leicht erlegbares Wild sei und hätten rasch das Weite gesucht.

herr Propper war entzudt.

Er hatte hier ein unschuldvolles, liebes Mädchen gefunden, das einem geachteten Beruse nachging, nach, wie es schien, streng soliden Grundsähen lebte und doch nichts von jener Anmut und Grazie der Wienerin vermissen ließ, von der er bereits so viel gehört und gelesen hatte.

Er wurde zutraulich und weich und erzählte auch von seinem Leben und Streben, wobei er nur stets von Dinci mit drohendem Finger unterbrochen wurde, wenn er wieder auf sein Lieblingsthema, das Bureau, zu sprechen kam. Aber auch von seinen Eltern erzählte er, daß er ebenso wie Dinci die Kindesliebe niemals außer acht gelassen hätte, und daß es tatsächlich das erstenmal sei, daß er eine junge Dame auf der Straße angesprochen habe, und daß er sich glücklich preise, sofort bei seiner Ankunft auf einen solch reizenden Schaß, wie Dinci, gestoßen zu sein.

Dinci Schuh fand sich bald in gehobener Stimmung. Hier ging ein netter, eleganter, anständiger Mensch neben ihr, der ihr teine Zweideutigkeiten ins Ohr flüsterte, der so ehrlich und treuherzig von seiner Mutter sprach und so gar nichts von den Lebemännerallüren zeigte, an die sie von der Straße nur zu sehr gewöhnt war. Hier war ein Mann von vornehmer Gesinnung, gesestigtem Charatter und in gesicherter Stellung — wer weiß, wer weiß, ob das nicht eine Bekanntschaft wäre, die bestimmend in ihr Leben eingreisen könnte! Wie oft hatte sie davon geträumt, wenn sie so nach Bureauschluß allein auf ihrer Bank im Stadtpark saße. Leise, unbestimmte hossnungen zogen ihr nur durchs junge herz, ganz vage Gefühle von sorgenlosem Dasein, Glück und eigener häuslichkeit.

Und als herr Propper ihren Arm genommen hatte — denn es war inzwischen dunkler geworden — und sie bestürmte, mit ihm ein einfaches Nachtmahl im Prater einzunehmen, da sagte sie endlich schüchtern und seufzend zu. Aber in diesem Seufzer lag die Resignation ihres bisherigen Lebens begraben.

"Die Mutter wird glauben, ich bin bei meiner Freundin, da komm' ich manchmal erst knapp por Torsperr' nach haus. Aber Sie müssen schon brav sein und sich nichts

Schlechtes von mir denten. Ich schwör' Ihnen, ich tu' das zum erstenmal. Aber ich glaub', Sie find ein anständiger Mensch."

herr Propper, dem das Abenteuer weitaus mehr die Sinne verwirrt hatte als seiner Begleiterin, sagte alles zu; er rief einen vorübersahrenden Einspänner an und die beiden suhren ins Dritte Kasseehaus. Dort setzten sie sich in einen versteckten Winkel und lauschten der Musit. Herr Propper studierte ausmerksam die Speisekarte und bestellte dann eine Portion Beuschel und ein serbisches Reissseisch. Und da sich Vinci gern bereit erklärte, auch Wein zu trinken, und der Kellner den g'rebelten Gumpoldskirchner sehr empfahl, so ließ er einen halben Liter davon kommen. Natürlich waren ihm dieses Getränk und seine Wirkung vollständig unbekannt.

Und herr Propper, Antialkoholiker aus Prinzip, trank heute Wein, weil Dinci ihn dazu animierte.

"Ich trint' nicht, wenn Sie nicht trinten."

So tranten sie beide und bald schien ihnen das Ceben so schön wie noch nie. Das aufgeregte Treiben im großen Gasthausgarten hatte sie rasch in seinen Bann gezogen, die Militärmusst, der Lichterglanz und der abendliche Dust der Akazienblüten taten ein übriges und nach kaum einer halben Stunde hatten beide einen kleinen Schwips.

Dann gingen sie in den verschwiegenen Seitenpfaden in der Umgebung der Rotunde spazieren. Herr Propper hatte Vinci um die hüften gefaßt und nannte sie sein süßes Mädchen und angebetetes Weib; und Vinci sehnte den Kops an seine Schulter und war ganz wunschlos...

Es war zehn Uhr, als sie den Diadukt beim Praterstern passierten. Dort setzte herr Propper das müde und willenlose Mädchen in einen Wagen, zog den Kutscher beiseite und richtete mit unterdrückter Stimme einige Fragen an ihn. Aber der Einspänner, der den Fremden sofort gewittert hatte, unterbrach ihn bald und sagte:

"I waß scho, i waß scho." Dann fuhr er treuz und quer durch ein paar Gassen und landete hierauf wieder ganz in der Nähe des Pratersterns vor einem haus, dessen hauptportal durch eine tugelrunde, große elettrische Lampe beleuchtet war.

hier drehte fich der Kuticher um und 30g den hut: "Da war' m'r, gna' herr."

. .

Als herr Propper am nächsten Morgen zum erstenmal die Räume betrat, die von nun ab sein Leben umschließen sollten, da wirbelten die Mißtöne der letzten Nacht noch in seinem Kopf, trotzdem er den Schädel mit eiskaltem Wasser gewaschen und sich die Augen und Wangen frottiert hatte, damit sein Direktor nur ja nichts von dem ungewohnten Erlebnis auf dem übernächtig bleichen Gesicht entdeden sollte.

Diese gestrige Nacht lag eigentlich schon ganz dämmerhaft und unglaubwürdig hinter ihm. Aber aus seinem Gedächtnis streichen ließ sie sich nicht. Und leider nur zu deutlich traten jeht nach und nach wieder alle diese schredlichen und eines ernsten Mannes unwürdigen Szenen vor sein Auge: die weinende Dinci, der er für den nächsten Abend ein Rendezvous hatte bestimmen müssen, die ihm ihre Privatadresse angegeben hatte, wohin er schreiben müsse, müsse, müsse, sie war an seinen Lippen gehangen und hatte ihm ins Ohr geschluchzt: "Ja, ich hab dich lieb! Wenn du nur nichts Schlechtes von mir dentst." — — Aber wenn herr Propper daran dachte, wie er vor ihr auf den Knien gelegen und gebettelt hatte um ihre Gunst — da schämte er sich doch gewaltig; heute, wo er in Amt und Würde war.

Ploglich öffnete fich die Tur und der Direttor trat herein.

"Ah, herr Propper schon hier. Pünktlich wie eine Uhr. Nun darf ich Sie wohl mit Ihrem Personal bekanntmachen. Gleich anstossend haben wir die Korrespondenz."

Der Direktor wollte dem neuen Bureauchef den Vortritt gewähren, aber herr Propper ließ dies unbedingt nicht zu. So traten sie in den Korrespondenzsaal.

hier saßen drei junge Männer und zwei Mädchen und klapperten auf Schreibmaschinen. In dem einen der Mädchen erkannte herr Propper, dem das herz stehen blieb, Vinci Schuh.

"Ich möchte Sie mit Ihrem neuen Bureauchef, herrn Propper, bekanntmachen," sagte der Direktor. Die Angestellten erhoben sich von ihren Sigen.

"herr Bauer, herr Siegwart, herr Lechner, Fraulein Schuh, Fraulein Wewerta."

Dinci, völlig fassungslos, hielt sich am Maschinentischen fest; eine Blutwelle schoß ihr ins Gesicht; als sie jedoch herrn Proppers unbeweglich strenge Züge sah, da wechelte sie jäh die Farbe. Ihre schwarzen Augen stachen nun furchtbar aus dem blutlosen Gesicht hervor.

herr Propper schritt rasch durch das Jimmer und betrat das nächste Gemach. So wurden ihm 26 Untergebene vorgestellt und erst nach einer Diertelstunde befand er sich endlich wieder allein in seinem Bureau.

Dort siel er gleich auf einen Divan nieder und hielt sich, tief aufseufzend, mit beiden händen den Kops. Nach einer Weile aber erhob er sich und ging nachdenklich und erregt im Zimmer auf und ab. Auf und ab. Er war niedergeschmettert, zerknirscht, verwirrt und fühlte sich kagenjämmerlich unwohl. Aber er war gesättigt und ernüchtert und daher auch grenzenlos empört.

Nach einer halben Stunde jedoch schien er alle seine Gedanken gesammelt zu haben und sein Entschluß schien gefaßt. Er knöpfte seinen schwarzen Salonrod zu und klopfte resolut an die Tür des Direktors.

"Ich halte es für meine Pflicht, dem herrn Direktor von einem peinlichen Vorfall Kenntnis zu geben," begann er; und dann erzählte er das Abenteuer der letzten Nacht. Er beschönigte nichts, beichtete unnachsichtlich und klagte sich selbst an. "Aber ich bin ein Mann," sagte er, "und Sie werden mich verstehen. Ebenso bin ich überzeugt, herr Direktor werden mit mir übereinstimmen, daß wir mit einer solch unwürdigen Person, die sich mir nach kaum dreistündiger Bekanntschaft ergeben hat, nicht zusammen arbeiten können."

Der Direktor war aufs äußerste erstaunt. "Die Schuh?" fragte er wiederholt, "die Schuh? So ein ruhiges, anständiges Mädchen; wenigstens schien es mir so. Auch habe ich nie dergleichen in ihrem Wesen oder Gebaren bemerkt. Allerdings habe ich mich nie um die Privatangelegenheiten der Mädchen —"

"herr Direktor, so peinlich es mir ist, Ihnen dies auseinandersetzen zu müssen, noch dazu am ersten Cag meiner Bureautätigkeit, aber es wäre ganz gegen meine Prinzipien, und ich könnte es nicht über mich bringen, in ein und demselben haus —"

"Wir können doch das Mädchen nicht deshalb entlassen! Ich — ich — nehmen Sie mir es nicht übel, herr Propper — aber ich denke, diese Angelegenheit hätten Sie mit der jungen Dame privat zu einem Abschluß zu bringen."

"Privatim werde ich es auch zu einem Abschluß bringen! Und herr Direktor tönnen überzeugt sein, daß ich meine Pflicht tun werde. Ich werde das Mädchen vielleicht wiedersehen," entsuhr es ihm hier unwillkürlich — "das heißt, ich weiß noch nicht — aber — hier im Bureau wäre diese Situation einsach unhaltbar."

Jest bemertte er, daß der Direttor die Brauen gusammengog.

"Ich bitte vielmals um Entschuldigung, daß ich anderer Ansicht bin, herr Direktor, aber selbst wenn ich meine Prinzipien vollständig ausschalte, bin ich doch der Meinung, daß es mit meinem Ansehen als Bureauchef gänzlich unvereindar wäre, Tür an Tür mit dieser Dame zu arbeiten. Ich könnte doch im Verkehr mit dieser — dieser Person nicht jene Unbefangenheit ausbringen — — und wo bliebe der schuldige Respekt?! Und glauben Sie nicht, daß vielleicht Bevorzugungen gewünscht werden könnten? — herr Direktor, ich fürchte direkt Erpressungen!"

"Ich glaube, Ihre Befürchtungen find grundlos."

"Ich hatte teine ruhige Minute, herr Direttor!" rief herr Propper erregt, "das Bewußtsein, dieses Madchen tagtäglich vor Augen zu haben, ein Geschöpf mit solchen Grundsagen!"

"Ift dies Ihr letites Wort, herr Propper? Bedenten Sie doch --

"herr Direktor, ich habe alles reiflich erwogen. Ich glaube übrigens, daß es mit dem Range unseres Institutes nicht gut übereinstimmt, Damen, die sich eines solchen Lebenswandels besteißigen, noch weiter zu beschäftigen."

"Na, wenn Sie uns vor die Alternative stellen," unterbrach ihn der Direktor ein wenig ärgerlich, "so werden wir das Mädchen eben entlassen; wir können doch auf eine so schätzbare Kraft wie die Ihrige nicht verzichten."

herr Propper verneigte fich.

"Ich kann außerdem mit apodittischer Gewißheit behaupten," sagte er mit erhobener Stimme, "daß das Interesse, welches dieses Mädchen unserer Bank entgegenbringt, ein ganz minimales ist; auch nur der Gedanke an ihre tägliche Beschäftigung war ihr qualend, und davon zu sprechen —"

"Die Sache ist erledigt, herr Propper," sagte der Direktor, der wieder zu seiner Zigarre griff. herr Propper verbeugte sich.

Dinci Schuh wurde gerufen, und der Direktor teilte ihr mit einfachen Worten ihre Entlassung mit.

Dinci Souh griff fich an die Stirne.

"herr Direttor!" rief fie, "warum?"

"Erlassen Sie es mir, Ihnen die Gründe auseinanderzusehen. Ich persönlich habe teinerlei Klage gegen Sie zu führen. Sie haben auch immer zu unserer Zufriedenheit Ihre Arbeit verrichtet, aber —"

"Ja, um Gotteswillen, ich verstehe nicht —"

"Es ist von einer Seite, Sie werden vielleicht ahnen, von welcher Seite, gegen Ihr ferneres Derbleiben in unseren Bureaux Einsprache erhoben worden."

Dinci Schuh begann zu zittern. "Nein — ich ahne nichts. Ich — bin — zwar mit niemand hier im Bureau besonders befreundet — aber ich glaube auch keinen Feind zu haben."

"Nun, gerade heraus: Ihr neuer Bureauchef hat den Wunsch ausgesprochen."

Da stieß das Mädchen einen leichten, gurgelnden Schrei aus; aber der kam nicht aus der Rehle, der hatte sich aus dem Herzen gerissen.

"herr — Propper?!"

"Ja. Wünschen Sie vielleicht mit dem herrn tonfrontiert zu werden?"

"Konfrontiert? — Nein — nein," sagte fie bebend; "oh du mein Gott, das ist ja unmöglich, mein Gott, hilf mir —"

"Wir haben heute den zweiten; es wird Ihnen jedoch natürlich das volle Monatsgehalt ausbezahlt werden," sagte der Direktor mit erzwungener Strenge. Als er aber Dinci Schuhs starres Gesicht mit einem Seitenblick streiste, da fügte er, ein wenig unsicher hinzu: "Ebenso erhalten Sie eine halbjährige Remuneration; übrigens will ich — persönlich — Ihnen einige Empfehlungen geben, die Ihnen zur Erlangung einer anderen Stelle — behilflich sein werden."

Das Mädchen stand noch eine kleine Weile im Zimmer, totenbleich und zitternd. Sanz langsam siderten ihm zwei große Tränen aus den Augen und liesen über die Wangen.

"Fräulein, es tut mir unendlich leid; aber es bleibt mir tein anderer Ausweg offen — — " Der Direktor suchte nach Worten.

Da wantte Vinci Schuh aus dem Jimmer.

Herr Propper aber saß in seinem Cederfauteuil, 30g die neue Stahlfeder durch die seuchten Cippen und schrieb:

Fräulein Dinci Schuh, Wien III. Mit Bezugnahme auf Ihre heutige Unterredung mit dem Chef unseres Hauses, tut es mir leid, Ihnen mitteilen zu müssen

Philosophie der Mode.

Don Dr. Ostar Ewald.

Es ist ein angestammtes Dorurteil, der Philosophie verbiete es ihre Würde, dem Nächsten bas Augenmert zuzuwenden, anstatt ihr Wertzeug an dem Sernsten zu Aben. Diefes Vorurteil hätte wenigstens durch die moderne Philosophie überwunden sein sollen. Denn im Gegensate zur Antike, por allem zu Plato, die unmittelbar auf transzendente Aufgaben lossteuerten, hat uns Kant bewiesen, daß unsere kühnsten Ideen im Grunde zu nichts bienen, wenigstens auf theoretischem Gebiet, als uns die sinnliche Erfahrung greifbarer, plastischer zu gestalten. Wir entfremden uns also keineswegs dem eigentlichen Berufe der Spetulation, wenn wir dem Diesseits uns zuwenden. Auch dann nicht, wenn wir uns scheinbar auf die Dordergrunde beschränken, die Normen und Nuancen des täglichen Cebens beobachten und das ans Click bringen, was fich in seinen verschwiegenen Salten von tosmischer Kraft, von tosmischer Gesehmäßigteit birgt. In dieser Rücksicht hat uns Nieksche Mut eingesiößt: an die älteren Franzosen, an Schopenhauer anknüpsend, hat er zahlreiche von Sachphilosophen bislang verponte Phanomene der Analyse unterworfen, hat er zumal auf manche Nachtseiten der Pfpche hellstes Licht sinken lassen. Aber auch Nietziche lentt seine großzügigen Betrachtungen selten auf das mitrostopische Detail des Alltags, er schwelgt in den Sturmen und Drangen, den Wendungen und Würfen der höheren

und höchsten Affekte. Das, was man das Idyll der introspektiven Psychologie nennen dürfte, verschließt sich ihm, dem tragischen Dionysier, dem Gegner jedweder kleineren Existenzsorm.

Den letten Rest jenes Dorurteiles, das nunmehr allenthalben einem gesunden Naturalismus zu weichen beginnt, hat vielleicht Georg Simmel überwunden. Dieser ausgezeichnete Denfer, der in seinen übrigen Schriften, insbesondere in seiner Kantarbeit, bewiesen hat, daß er auch an den verborgensten Problemen des Geiftes feine Kraft zu meffen vermag, geht den gewöhnlichsten, den scheinbar trivialen Phanomenen des psudischen Daseins nach und versteht sie in überraschender Weise zu Symptomen von topischer Bedeutung, Reflexen einer inneren Wirklichkeit zu vertiefen. Er hat sich nunmehr sogar an die Aufgabe herangewagt, jenes Gebiet, das der Philosophie wohl traft eines schier unüberwindlichen Instinktes als profan gedünkt hat, das Gebiet der Mode, zum Gegenstand spetulativer Erörterung zu machen.* Philosophie der Mode! Es liegt eine beinahe aggreffive Kühnheit in der icheinbaren Paradorie dieser antithetischen Derbindung. Denn nichts halten wir für unbedeutender, für nebenfachlicher als die Mode, wir glauben ein Phanomen am sichersten damit entwertet zu haben, daß wir es zur Modesache stempeln. Und die Inferiorität jener Individuen, die sich freiwillig in den Bann der Mode begeben, bestärtt uns in dieser Auffassung. Dabei übersehen wir freilich, daß wir trogdem por einer Realität stehen, der wir uns nicht entziehen können. Ja, wir legen sogar Gewicht darauf, uns ihr nicht zu entziehen. Wir tragen Kleider nach neuestem Juschnitte, wir richten unsere Zimmer zeitgemäß ein, wir lassen in ben Stil unserer Rebe, in ben Stil unseres Dentens sogar unwillfürlich Wendungen einfließen, die von der Mode geformt sind. Aber das Mertwürdigfte dabei ift, daß wir foldes als felbstverständlich betrachten, und um so selbstverständlicher, je weniger wir Widerstand leisten. Der Modeged, die Modedame machen sich darüber überhaupt teine Gedanten mehr. Es ist, weil es ist: das Sattum felbit ift Santtion. Aber die Selbitverständlichteit ift der Todfeind der Philosophie. Nicht umsonst hat Plato das Staunen, diese Dorform jeglicher Fragestellung, als spezifisch philosophischen Affett bezeichnet. Nicht bas Staunen über unerhörte, wunderbare Phanomene, das der Stumpffinn mit dem Tieffinn teilt, sondern das Staunen über das icheinbar Gewöhnliche, völlig Normale.

Es ist ein eigener Reiz des Simmelschen Buches, daß es uns von diesen Oberstächen beinahe unvermittelt vor die schwindligsten Abgründe der Metaphysik sührt. Die Mode und das Zeitproblem: man kann sich kaum einen größeren Abstand denken. Und dennoch versteht Simmel auch hier eine eigenartige Beziehung hervorzuheben. Wie sich uns das Zeitgeschehen in eine rastlose Slucht von Augenblicken auszulösen droht, und wie wir dennoch in jedem dieser verschwindenden Augenblicke uns einer zeitlosen, gleichsam ewigen Gegenwart zu versichern wähnen, eine Ilusion, auf die sich zum Teil unser Rennen und Jagen nach Freude und Wohlsahrt gründet, so tritt jedwede Mode in Erscheinung mit dem Nimbus eines Ewigkeitswertes und der hohe Reiz, den sie auf die Massen ausübt, entspringt wohl auch diesem holden Trug, dieser raffinierten Verscheleierung ihrer Vergänglichkeit. Es wird einen übrigens kaum wundern, daß ein geistvoller Analntiker wie Simmel auf diese Paradorie sein Augenmert lenkt. Denn unsere Zeit gewährt

^{*} Philosophie der Mode von Georg Simmel, Professor an der Universität Berlin, 1905 Pan-Derlag.

Beispiele zur Genüge. Nicht bloß das unheimliche Tempo des Modewechsels ist für sie charatteristisch, sondern auch das seltsame Pathos, das jedes dieser ephemeren Gebilde zu unveräußerlichen, bleibenden Gutern der Menscheit stempeln möchte. Es gab vielleicht niemals ein Zeitalter, in dem so viele falsche Propheten und Erlöser aufstanden wie beute. und in dem, was das eigentlich Bezeichnende ist, die Erlösung in so barocen, singulären, fleinlichen Phänomenen gesucht wurde. Bald erstehen in den Schaufenstern unserer Buchhandlungen Gründer von neuen Menschheitsreligionen, bald wird die Erlösung von der Rampe in Szene gesett und es sollte einen nicht wundern, wenn demnächst Jahnarzte und Apotheter unter die Propheten gingen und ihrer Kunst die Weibe religiöser Sunttionen erteilen wollten. Die Erflärung dieser seltsamen Verflechtung boberer Aspette mit der Mode, die zu beobachten man vielleicht nirgends so sehr Gelegenheit hat als bierzulande, als in Wien — man dente an einen sonst so begabten Kopf wie Peter Altenberg gibt uns Simmel in nachstehenden Sagen: "Deshalb gebort zu den Grunden, aus denen die Mode heute so ftart das Bewuftsein beherrscht, auch der, daß die großen, dauernden, unfraglichen Überzeugungen mehr und mehr an Kraft verlieren. Die flüchtigen, veränderlichen Elemente des Lebens gewinnen dadurch umsomehr Spielraum."

Sehr fein gedacht ist die Beziehung, in die Simmel das Modeproblem zum Epolutionismus sett. Die Mode ist ein bestimmter Ausdruck für jenes allgemeine Geset der Differenzierung, daß die Natur beberricht. Sie ist jene Sorm der Differenzierung, die der Masse als solcher, dem truden, ungenialen Durchschnitt eignet. Aber zugleich entspricht sie auch dem anderen noch tieferen Bedürfnis der Masse nach Nachahmung. Denn soweit eine Mode einem bestimmten Stande einer sozialen Gruppe zukommt, im Unterschied von den anderen tulturellen Schichten, ist sie auch ein Phanomen der Differenzierung. Soweit sie dagegen eben einem korporativen Zusammenschluß entspricht, spricht sie die Tenden3 der Nachahmung aus. Der Korpsstudent hebt sich durch Kraft, durch Allüren von anderen Ständen ab, zuweilen in mehr als bemerkbarer Weise. Das hindert ihn freilich nicht, auch die andere Seite des Modischen, La loi de l'imitation, ju entwideln. Man darf sogar der pessimistischen Meinung sein, daß trog des beliebten Vollmenschensportes in diesen und anderen Kreisen zulett der zunftlerische hang nach Uniformität, nach äußerer Gleichartigfeit überwiegt. Blog bem höheren Menschen ift, wie Simmel hervorhebt, ein wahres Bedürfnis nach Differenzierung eigen, und ihm dient die Mode allerdings nicht dazu, es zu enthüllen, sondern im Gegenteil es zu verschleiern. Er gehorcht ihr, um in seiner Sphare von der Masse unbemertt seine Eigenart entfalten zu durfen. Solch ein Mann war Goethe. Seine modernen Junger haben leider blof die außere Sorm seiner Lebensgestaltung übernommen. Das tiefere Motiv dieser scheinbaren Unterwerfung unter die Mode ist ihnen, den von Anbeginn Unterworfenen, verloren gegangen.

Die Stickerin.

Don Professor Dr. E. Sowiedland.

Das Österreichische Museum für Kunst und Industrie hat in den letzten Monaten eine reichhaltige und schone Sammlung "österreichischer Hausindustrie und Volkstunst" zur Schau gestellt, die das Entzücken ihrer Besucher gebildet hat, soweit sie eine aus dem

Doltstum hervorgehende Doltstunst zur Darstellung brachte. In dieser heimatstunst wirtt, wie einer der Kommentatoren in dem dickleibigen Ausstellungstataloge ausführte: "eine Art Dilettantismus, welcher bestrebt ist, Schönes zu schaffen und zu besitzen, welcher nicht so sehr den Markt arbeitet, sondern für den eigenen Bedars, für den Schmuck des hauses, und die charakteristischen Motive, die dabei zu Cage gefördert werden, sinden heute ihre Derwertung im Kunstgewerbe". Es handelt sich um Erzeugnisse des häuslichen Gewerbessens, wie er sich in besonderen Zweigen der Betätigung in einer Gegend von einer Generation zur andern vererbt.

In ihrem Wesen hievon verschieden ist eine andere Art der häuslichen gewerblichen Arbeit, welche nicht für den eigenen Bedarf, zur unmittelbaren Nuzung oder Befriedigung, sondern für fremde Geschäftsleute betrieben wird: die Derlegerei. Auch hier erzeugt eine zum Teil ländliche Bevölkerung in der eigenen Behausung bestimmte Nüglichkeiten, aber nicht zu ihrem Vergnügen, sondern als Waren zu kärglichem Erwerb. Man nennt diese Arbeitsorganisation "Verlegerei", nach dem Organ des Vertriebes, dem Verleger.*

Die sie üben, die Verlags- oder Heimarbeiter, sind die elendesten Arbeitsgeschöpfe unserer Zeit, richtige moderne Sklaven, die man nicht (wie die einstmaligen) kaufen und daher einigermaßen hegen und schonen muß, sondern die man bloß mietet und ohne jegliche staatliche Eindämmung möglichst lang arbeiten lassen und so unzulänglich als nur möglich entlohnen kann.

Eine Ausstellung ihrer Werke neben der pruntvollen Schaustellung des Museums hatte ein kleiner Kreis sozial empfindender Personen geplant; es kam aber nicht zu dieser Deranstaltung. Den einflußreichen Personlichkeiten schien eine solche Elendsausstellung unerwünscht, bei der organisierten Arbeiterschaft dagegen begegnete die Anregung keinerlei Anklang und so verloren die Dersechter dieser Idee die Spannkraft, deren sie bedurft hätten.

In Berlin wurde indes eine solche Heimarbeitsausstellung veranstaltet und erregte ein großes, zwar peinliches, jedoch an sich sehr erfreuliches Interesse. Denn ohne eine Aufrüttelung der weitesten Kreise tann kein Anstoß zur Besserung der Lage dieser zum Teil völlig verelendeten Heimarbeiter gewonnen werden. Sie teilen das Schicksal anderer prosetarischer Kreise darin, daß sich ihnen das Interesse der einslußreichen Schickten der Gesellschaft gar nicht oder nur in völlig unzureichendem Maße zuwendet. Die Machtslosseit der Heimarbeiter spiegelt sich auch in der Interesselssissen der politischen Kreise wieder und selbst die organisierte Arbeiterschaft sindet näherliegende, sie mehr ansprechende Aufgaben. Dennoch muß gegenüber dem Elend der Hausindustrie weiteres Zuwarten moralisch unmöglich erscheinen!

Die Cauheit der Regierungen wurde bisher nur so weit überwunden, als sie sich zu einigen Erhebungen verstanden; sie zogen aber auf dem europäischen Sestland teinerlei Solgerungen aus der gewordenen Einsicht. Welche Einblide aber hier die Prüfung eröffnet, mag ein turzer Auszug aus amtlichen Gewerbeinspettionsberichten über die heimarbeitenden Stiderinnen in Österreich dartun.

Man begegnet ihnen in größerer Jahl in der Butowina, in Galizien, Schlesien, Mähren, Böhmen, Vorarlberg und Kärnten. Ein Teil davon arbeitet an Stidmaschinen; so beteiligen sich an der Maschinenstiderei in Vorarlberg 15.000 Männer und Weiber,

^{*} Der bisherige Sprachgebrauch bezeichnet untlarerweise den hauslichen Gewerbefleiß wie bie Verlagsarbeit gleichmäßig als "hausindustrie".

demnach gegen 15 Prozent der Gesamtbevölkerung des Candes. Wir wollen aber blok Die Frauen und Madden in Betracht gieben, welche Weiß- und Buntstidereien aus freier hand verfertigen. Es find ihrer 6000 in Bohmen; fie stiden Sadtuder, Bembenwie Polstereinsätze, Streifen zu verschiedenen Wascheltuden, Monogramme, Tischläuser, Mufter auf Tull, Mull oder auf Kleiderstoffe u. dgl. Sie arbeiten in manchen Gegenden 12 bis 17 Stunden im Cag und ihre Erzeugnisse haben einen hoben Wert. Ihr Verdienst aber ist auferft gering. Er betragt in Kassejowig (Bohmen) woch entlich 90 tr. bis 3 fl., im Erzgebirge bei Tull- und Mullarbeiten 1 fl. bis fl. 1'80. Ein Stider erhielt dort für das Ausstiden von Blumen auf 25 Meter Tuch, wozu er eine Woche brauchte, fl. 1-30. In den Bezirken von Chrudim und Pardubit erreicht der Wochenlohn im besten Sall fl. 1.80 bis 3 fl.; alleinstehende Stiderinnen, welche vom Lohn leben, verdienen im Jahr 100 bis 150 fl.; in der Gegend von Olmug und Profinig (Mahren) dagegen wird der gewöhnliche Tagesverdienst auf 15 bis 25 fr. (90 fr. bis fl. 1:50 die Woche), in Ostfolesien der Cagesverdienst einer fleißigen Stiderin auf 30 fr. (fl. 1.80 die Woche) geschätt. Allerdings wird die Sonntagsrube oft nicht eingehalten, wodurch sich der Lohn um einige Kreuzer erhöht.

Bei neuen Mustern erfährt die handstiderin den Arbeitslohn bei der Übernahme der Arbeit nicht, sondern erst bei der Ablieferung, nachdem die Zeit, welche sie daran gewandt, sich bestimmen ließ. Die Arbeitgeber aber nehmen von den Verbrauchern ein Vielsaches der bezahlten Cöhne ein. häusig genug arbeiten die Stiderinnen bis Mitternacht, namentlich wenn die Aufträge längere Zeit hindurch gemangelt hatten.

Die hungerlöhne dieser Frauen, deren tunstfertige Nadel der vormalige Ministerpräsident erst vor turzem in einer seierlichen Dersammlung von Industriellen laut gepriesen hat, bringen es mit sich, daß Kinder vom siebenten Lebensjahre an zur Arbeit herangezogen werden und daß die Ernährung der Arbeiter absolut ungenügend ist. Sie besteht "nur aus Erdäpseln, Brot und Kartosselssurch der Dabei blüht in mancher Gegend die Übung, den Lohn nur zu einem geringen Teil in Geld auszusolgen und im übrigen Waren dafür zu geben. Besast sich nicht der Verleger selbst mit einem Lebensmittelund Schnittwarenhandel, so tun das mitunter seine Verwandten, und die Arbeiterin erhält dann vom Verleger eine Anweisung an diese. Gerät die Stickerin bei solchen, bereitwillig borgenden Krämern in Schulden, "so muß sie sich mit jedem ihr gebotenen Arbeitslohn begnügen, sonst wird in rücksichslester Weise auf Bezahlung der Schulden gedrängt". Dabei wurde überall gestagt, daß den Stickerinnen Waren von äußerst schlechter Qualität um einen weit höheren Preis verabsolgt werden als in jedem anderen Laden.

Die Arbeit, die solcher Art um einen Arbeitslohn von 1 bis 3 fr. die Stunde geleistet wird, ist sehr mühevoll und wenn sie 12 bis 16 Stunden täglich, bei ununterbrochen gebückter Stellung des Oberkörpers und eingezogener Brust vor sich geht, von verderblicher Wirkung. Sie strengt vor allem die Augen an. "Mit dumpsiger Luft erfüllte, räumlich sehr beschränkte, nie ventilierte Arbeitslokale — mangelhaste Beleuchtung, insbesondere während der Wintermonate, wo die hälste der Tageszeit hindurch bei der qualmenden Petroleumlampe gearbeitet wird — unzureichende Kartosselsost, abwechselnd mit schlechtem Kasse, das ist in großen Zügen das getreue Bild des Daseins der heimarbeiterinnen, die im besten Falle einen Taglohn von 30 bis 50 fr. verdienen," so berichtet ein Gewerbeinspettor aus Böhmen. Sie werden nicht nur binnen wenigen Jahren

sehr turzsichtig, sondern ziehen sich auch Derknöcherungen der halsmuskeln zu, so daß sie den Kopf nicht mehr aufrecht zu halten vermögen. hiezu gesellen sich Magen- und Brustbeschwerden. Nirgends besteht eine Krankenversicherung. Die Räume sind beengt, niedrig und besitzen nur kleine Senster, "die zumeist jahraus, jahrein niemals geöffnet" werden. Nur an schönen Sommertagen lassen sich die Bewohnerinnen verleiten, sich ins Freie zu begeben, um, auf dem Rasen sitzend, an der Stickerei zu arbeiten. So leben die Arbeiterinnen, die mitunter "wirkliche Prachtwerke" an Stickereien liesern.

Keine Frage: solche Zustände sind ein tulturelles Verbrechen. Man muß sich mit ihnen befassen, um das öffentliche Gewissen aufzurütteln. Denn diese Leute stellen nur einen Typus der Verlegerei dar, neben vielen ähnlichen, und sie haben vor allem ein Recht auf staatlichen Schutz, da sie selbst sich nicht zu helsen vermögen. Diesen tann aber nur das erwachende Interesse wohlgesinnter Personen herbeisühren, die unermüdet und eindrucksvoll die Forderung vertreten, daß die Staatsverwaltung sich nicht weiter der primitiven Psiicht entziehe, in diesen Verhältnissen Wandel zu schaffen.

Die Zukunft des Römischen Rechtsunterrichts in Österreich.

Don Professor Dr. Eugen Chrlich in Czernowig.

Die Cehren Savignys und seiner Junger haben taum irgendwo gelehrigere Schuler gefunden als in den für die Gestaltung der juristischen Studien maggebenden Personen der Sunfzigerjahre Öfterreichs. Es war gang im Sinne der hiftorischen Juriftenschule, wenn die juriftische Studienordnung, die von den Dertrauensmännern des Unterrichtsminifters Thun geschaffen worden ift, die halfte der Studienzeit, die zwei ersten Jahrgange des juristischen Quadrienniums, für den Unterricht der Rechtsordnungen bestimmte, die als historische Grundlage des geltenden öfterreichischen Rechts betrachtet worden find: für das römische, das deutsche und das Kirchenrecht. Denn das war ja der wichtigste Leitsat der Rechtshistoriter: ohne Kenntnis der historischen Entwidlung gibt es tein Derständnis des geltenden Rechts. In dieser Richtung ist an der Studienordnung bisher teine Anderung vorgenommen worden. Die Studienordnung des Unterrichtsministers Gautich ergangte fie blog in ihrem Geifte, durch Aufnahme der öfterreichischen Rechtsgeschichte unter die Unterrichts- und Prüfungsgegenstände; sie hat überdies den individuellen Neigungen des Studenten insofern Rechnung getragen, als sie ihm gestattete, die rechtshistorischen Studien in drei Semestern abzuschließen, fünf Semester dem geltenden ofterreichischen Recht und den Staatswissenschaften zu widmen.

Wie so häusig, lagen aber auch hier, vielleicht nur unter der Schwelle des Bewußtseins, der Tat ganz andere Gedanken zu grunde als die, die ausgesprochen worden sind. Der wirkliche Iwed der Thunschen Studienresorm war, den Lehrgang der österreichischen rechts- und staatswissenschaftlichen Sakulkäten dem der deutschen juristischen Sakulkäten nach Möglichkeit anzupassen, eine gemeinsame Grundlage für den Unterricht zu schaffen, um so deutsche Eehrmittel und Lehrmethoden nach Österreich zu verpslanzen und einen Austausch der Lehrträfte zu ermöglichen. Als "römisches", als "deutsches" Recht wurde in Österreich einsach das gelehrt, was in Deutschland als solches gelehrt worden ist. Nur bei der herübernahme des Kirchenrechts gestattete man sich einige Freiheit, die jedoch

wohl ausschließlich von politischen Erwägungen eingegeben war; in Deutschland ein wenig verkümmert, wurde es in Österreich so ausgedehnt, daß man seinen Unterricht nicht mehr als propädeutischen, sondern nur als Selbstzwed betrachten kann. Die Gautschsche Studienordnung hat es wieder ein wenig eingeschränkt.

Das römische und das deutsche Recht waren in Deutschland zur Zeit der Chunschen Studienreform geltendes Recht und dem entsprach auch der Rechtsunterricht. Einer turzen Dorlesung über Institutionen und Geschichte des römischen Rechts folgten sehr eingebende dogmatische Pandektenvorlesungen, eine Darstellung des gemeinen Rechts römischen Ursprungs, so wie es damals (bis 1900) in Deutschland in Geltung war. Ähnlich war es um das deutsche Recht bestellt: der Dorlesung über deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte. etwas eingehender als die Institutionenvorlesung, folgte eine dogmatische Vorlesung über deutsches Privatrecht: über die in die deutschen Partifularrechte übergegangenen deutschen Rechtseinrichtungen. Wenn nun die Institutionenvorlesung, die Vorlesung über deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte, wohl auch die über deutsches Privatrecht in Österreich als propädeutische Dorlesungen gelten konnten: bei der Pandektenworlesung war das gang gewiß nicht der Sall. Römisches und deutsches Recht waren immerhin die historischen Grundlagen des österreichischen Rechts, das gemeine Recht war es nicht. Das österreichische allgemeine bürgerliche Gesethuch — nur um dieses öfterreichische Geset tonnte es sich handeln — an dem seit der zweiten hälfte des XVIII. Jahrhunderts bis 1811 gearbeitet worden ist, ging auf den usus modernus, die deutsche Privatrechtswissenschaft des XVII. und XVIII. Jahrhunders, zum Teil auch auf das Naturrecht, nicht auf das gemeine Recht, wie es 1850—1900 in Deutschland gelehrt worden ift, zurud. Der Kenner weiß, daß usus modernus und gemeines Recht gang verschiedene Dinge sind. Selbst die entschiedensten Verfechter der gemeinrechtlichen Richtung in der österreichischen Privatrechtswissenschaft griffen, wenn es sich um die historische Erklärung des allgemeinen burgerlichen Gesethuches handelte, zu Cauterbach, Moevius und Struv, zu den naturrechtlichen Cehrbüchern von Wolf, Martini ober Zeiller, nicht zu Savigny, Puchta ober Dangerow. Würde es sich in der Cat um die historische Grundlage des österreichischen bürgerlichen Rechtes gehandelt haben, so hätten Vorlesungen über den usus modernus und das Naturrecht des XVIII. Jahrhunderts befürwortet werden mussen. Das ist jedoch nie geschehen, so sehr auch in der letzten Zeit der dogmatische und historische Wert beider zum Bewußtsein gekommen ist. Soweit sie etwa zum Verständnis des österreichischen Privatrechts beitragen, werden sie in den Dorlesungen über österreichisches Privatrecht berud. sichtigt, und das genügt volltommen dem prattifchen Bedürfnis.

Und doch ging die Chunsche Reform zwar von einer unrichtigen Cheorie, aber von einer richtigen Empfindung aus. Denn in der Cat, der pädagogische Wert des gemeinen, deutschen und Kirchenrechtes war unbestreitbar, wenn er auch auf einem anderen Gebiete lag. Diese Lehrgegenstände waren viel mehr und ganz anderes als historische Grundlage des geltenden österreichischen Rechts: sie waren die deutsche Rechtswissenschaft. Was das juristische Denten in Deutschland an Ergebnissen im Laufe der letzten drei Jahrhunderte geliesert hatte, sand seine atademische Sorm und seinen literarischen Ausdruck in der Wissenschaft des gemeinen Rechts und deutschen Privatrechts. Und diese deutsche Wissenschaft, infolge der Kodistitation des österreichischen Privatrechts am Ansang des XIX. Jahrhunderts aus Österreich vertrieben, zog mit der Studienresorm wieder siegerich in Österreich ein.

Die gemeinrechtliche Wiffenschaft aber war noch viel mehr als das, denn fie war Erbe einer zweitausendjährigen, nie unterbrochenen internationalen juristischen Gedantenarbeit. Ihre Grundlage war das corpus juris civilis, trop aller Mängel ein gewaltiges Wert. In ihm hat die hiftorifche Kontinuitat der romifchen Rechtswiffenschaft einen überwältigenden Ausdrud gefunden. Mit feiner Wurzel reicht es in die pontifitale Jurisprudeng, weit in vorgeschichtliche Zeiten gurud. Seither haben gahllose Juristengenerationen daran geschaffen, immer ber Schüler auf den Cehrer, seinerseits als Sortbildner und als Cehrer folgend, jedes Geschlecht die Leistungen aller vorausgegangenen aufnehmend und auf bieser Grundlage weiterbauend. So verbindet die Professoren in Konstantinopel und Benrut, die Kompilatoren des justinianischen Gesethuchs mit jedem der Prudentes der romischen Urzeit eine nie unterbrochene Kette mundlicher Uberlieferung. Immer mehr wird es heute ertannt, daß diese romifde Wiffenschaft in stetem Bufanmenhange stand mit allem, was das Altertum auf diesem Gebiete geleistet hatte, daß sie immer bereit war, fich die Ginrichtungen anderer Doller anzueignen und in ihrer guten Zeit, die bis ins dritte Jahrhundert unserer Zeitrechnung reicht, fie auch organisch mit dem Gangen zu verbinden verstand: erst das, was in der Zeit des sintenden Kaisertums von anderwärts dazukam, konnte pon ihr zum Teil nicht mehr angeglichen werden. So wurden im corpus juris civilis die Ergebnisse der tausendjährigen antiken Rechtsentwicklung, wie in einem Brennpunkt gesammelt, bem Mittelalter überliefert. Daran ichlieft fich bas Wert der Gloffatoren und der Poftgloffatoren, ihnen folgen die großen Frangosen des XVI. und XVII. Jahrhunderts, die gelehrten und icarffinnigen Niederlander, die gange beutiche Rechtswiffenichaft feit Ulrich Zasius. So waren fast alle gesitteten Dölker Europas daran beteiligt und es entstand ein Gebilde, bas in ber Rechtsgeschichte einzig bafteht und auch auf andern Gebieten geistigen Cebens nicht leicht seinesgleichen findet. Im XIX. Jahrhundert setzt die internationale Arbeit aus: die nationalen Kodifikationen haben zu einer nationalen Rechtswiffenschaft geführt; nur in Deutschland fahrt man fort, mit dem anvertrauten Pfunde zu wuchern und so erlebt hier die internationale Wiffenschaft des gemeinen Rechts noch eine neue, späte Blüteperiode.

Daber war die romanistische Wissenschaft Westeuropas nicht eigentlich Wissenschaft eines bestimmten nationalen Rechts, am wenigften eine Wiffenschaft bes romifchen Rechts, sondern eine Wissenschaft vom Rechte, eine allgemeine Rechtswissenschaft. Das gilt auch von der gemeinrechtlichen Wiffenschaft Deutschlands. Es ware gewiß eine arge Ubertreibung, wollte man ihr ausschlieglich das Derdienft, eine Rechtswiffenschaft geichaffen zu haben, guidreiben; daß mir das einmal widerfahren ift, ift febr bedauerlich. An der Sortbildung der Wiffenschaft vom Rechte haben Germanisten, gumal der Beselerschen Richtung, einen großen Anteil; aber im allgemeinen find fie doch mehr auf die historische als auf die dogmatische Erfassung des geltenden Rechtes ausgegangen. Wenn man aber von den gemeinrechtlichen Monographien und Gefamtdarstellungen des Dandettenrechts alles in Abzug bringen wurde, was irgendwie als Auslegung einer Quellenstelle erscheint, so bliebe noch immer eine wissenschaftliche Leistung übrig, die der Erforschung und der Lehre eines jeden, nicht bloß des gemeinen Rechts zugrunde gelegt werden fann. Ein Blid in die Arbeiten der jungeren englischen und ameritanischen Juriften, Pollods, hollands, holmes, zeugt von der Sulle der Anregungen, die fie der deutschen gemeinrechtlichen Literatur verdanken: zeigt aber auch, daß es nicht notwendig ist, ihr Derdienst auf die Rechte zu beschränten, die aus dem römischen hervorgegangen sind.

Darin liegt die Bedeutung der Pandetten für die juristischen Sakultäten Österreichs. Die Vorlesungen über Dandetten ersetzten Vorlesungen über die Rechtswiffenschaft, einfach deswegen, weil sich die allgemeine Rechtslehre, wenigstens im Privatrechte, überall im Anschluß an die Darstellung des gemeinen Rechts entwidelte, und so sehr mit ihr zusammengewachsen ist, daß man die eine ohne die andere nicht geben konnte. Eine andere Rechtswissenschaft als die gemeinrechtliche gab es nicht und gibt es heute vielleicht noch nicht, nicht in Deutschland, aber auch nicht anderwärts, in grantreich und Italien, wo man sich seit der Nationalisierung des Rechts von den allgemeinen Fragen meist abgewendet hatte und allen Sleiß der Auslegung der eigenen Gesethbucher widmete; erst feit etwa fünfzehn Jahren ist auch dort eine andere Strömung zu Tage getreten. Wollte man baber in Österreich dem jungen Juristen etwas Bessers geben als die kummerliche Cegistit und Eregetit, die bis dahin an den österreichischen Universitäten geblübt batte. wollte man ihm wirkliche Wissenschaft des Rechts geben, so batte man dafür nichts anderes als Pandetten. Wo sonst hatte der junge Jurift von den neuesten, so unendlich feinen Sorschungen über juristische Personen, über Eigentum und Besit, über Irrtum bei Rechtsgeschäften, über den Pfandrechtsbegriff, über die Natur der Obligatio oder der Gefamtnachfolge etwas hören tönnen? Der Austriazist hatte genug zu tun, wenn er sein eigenes Haus bestellt hatte, und das, was die gemeinrechtliche Wissenschaft zu Tage förderte, in seiner besonderen österreichischen Ausgestaltung vortrug.

Das alles gehört allerdings nur mehr der Geschichte an. Das gemeine Recht und die Wissenschaft des gemeinen Rechts sind gewesen; heute gilt in Deutschland das bürgerliche Gesethuch und daran schließt sich die Wissenschaft des bürgerlichen Rechts. Was sie bringen wird, ist noch unbekannt. Was bisher geschehen ist, würde an und für sich einen allzu großen Pessimismus nicht begründet erscheinen lassen; aber heute lebt noch ein Geschlecht von akademischen Lehrern und Männern der Wissenschaft, die aus der großen, gemeinrechtlichen Schule hervorgegangen sind. Ob diesen eine Richtung solgen wird, die ganz in der Auslegung einzelner Paragraphen und in der Kasussisti ausgehen würde? Das hängt im wesentlichen davon ab, wie viel das lebende Geschlecht vom ererbten Gute dem kommenden überliesern wird.

An den österreichischen Juristen tritt aber die Frage heran: Was nun? Soll die Pandektenvorlesung in ihrer heutigen Gestalt beibehalten werden? Das wird in absehbarer Zeit keinen Sinn mehr haben. Die Pandektenrechtswissenschaft schreitet nicht fort, und eine Wissenschaft, die nicht fortschreitet, ist keine. Man wird es dem akademischen Cehrer in Österreich nicht zumuten können, im Jahre 1920 oder 1930 eine Rechtswissenschaft vorzutragen, die es im Jahre 1900 gewesen ist. Soll sie durch Dorlesungen über "allgemeine Rechtslehre" ersetzt werden? Ein solcher Versuch ist in Deutschland vielsach gemacht worden; er scheint mißlungen zu sein, und das ist leicht begreislich. Die "allgemeine Rechtslehre", die da gegeben werden soll, ist eine Abstraktion aus den einzelnen Rechtslehren, auf privatrechtlichem Gebiete aus dem gemeinen Rechte und dem bürgerlichen Rechte. Als solche kann sie immerhin, am Schlusse der Studien einen bescheidenen Dienst leisten, aber nicht als Einführung: denn einführen kann nur das Konkrete, nicht das Abstrakte. Jeder Cehrer weiß, daß er, um anzuregen und zu sessen ein Begriffen gelangt, möglichst durchgeistigt vorsühren muß. Das war ja gerade das Wertvollste an

der gemeinrechtlichen Wissenschaft, daß sie ihre allgemeine Rechtslehre in und mit der Darstellung des Spstems eines geltenden Rechts geben, die ganze Arbeit, die das Recht für das Leben zu leisten hatte, aufnehmen, immer zu den konkreten Erscheinungen des Lebens zurücklehren und ihre Ergebnisse an ihnen messen konkreten. Die "allgemeine Rechtslehre" gibt nicht eine Wissenschaft von den Tatsachen, sondern von den durch die Wissenschaft gewonnenen Begriffen.

Sollen Dorlesungen über deutsches bürgerliches Recht in Österreich eingeführt werden? Das wird allerdings auf die Dauer, wenigstens in einem bescheidenen Umfange, nicht zu vermeiden sein. Eine gewisse Kenntnis des hervorragenden Gesehes hat ja schon an und für sich einen so bedeutenden Bildungswert, daß man darauf auch in Österreich nicht wird verzichten können. Jedenfalls wird der österreichische Jurist so viel davon wissen müssen, als notwendig ist, um ein deutsches wissenschaftliches Werk lesen, die wissenschaftliche Bewegung in Deutschland versogen zu können, soll nicht der mühsam errungene Jusammenhang mit Deutschland versoren gehen.

Aber Ersat für die Pandekten werden diese Vorlesungen unmöglich sein können. Anders als das gemeine Recht, ist das bürgerliche Recht nicht vor allem Rechtswissenschaft, sondern vor allem geltendes Recht. Die positive Norm überwuchert das Allgemeingültige. Das wissenschaftliche Studium ist ohne genaue Kenntnis des sehr schwierigen Gesetze unmöglich; es kann aber dem österreichischen Juristen, der sich nicht der Theorie widmen will, das Recht um praktischer Zwecke willen lernt, nicht zugemutet werden, alle die Kenntnisse, die von seinem Standpunkte aus nur Gedächtniskram wären, sich anzueignen, so viel er darin auch sinden würde, was ihn sördert. Wir müssen in Österreich mit der Catsache rechnen, daß alles, was die Wissenschaft des deutschen bürgerlichen Rechts in absehbarer Zeit leisten wird, in erster Linie der praktischen Rechtsanwendung zu dienen bestimmt ist und daher für den, der das bürgerliche Recht nicht anzuwenden haben wird, nur ausnahmsweise von Wert ist.

Sangbar ift daher nur ein dritter Weg: in die Pandettenporlesung die Ergebnisse ber neuesten missenschaftlichen Entwidlung zu verweben. Die deutsche Wissenschaft, die sich an das bürgerliche Recht anschließt, bangt so enge mit der gemeinrechtlichen zufammen, daß eine Darftellung ihrer Bestrebungen in und mit der gemeinrechtlichen teine Schwierigkeiten bieten tann. Soweit fie über das gemeine Recht hinausgeht, ift das ebensowenig der Sall: die Dorlesung wird nur um so reichhaltiger, anregender sein, wenn in ber Cebre von den juriftischen Personen das deutsche Recht der rechtsfähigen Vereine, im Pfandrecht bas beutiche finpothetenrecht berücksichtigt wird. Ift es aber notwendig, bei dem deutschen bürgerlichen Recht stehen zu bleiben? Enthält die frangösische, italienische, niederländische Rechtswiffenschaft nicht eine gulle von Bildungsstoff? Derdanten wir den Italienern nicht den größten Teil des modernen handelsrechts, ben Frangosen das moderne Schadenrecht und in letter Zeit eine tiefere Einsicht in die Natur der Rechtsquellen? hat man einmal mit bem Grundsate ber nationalen Rechtswiffenschaft gebrochen - und das ist ichon damals geschehen, als man dem öfterreichischen Juriften angesonnen batte, sich seine wissenschaftliche Ausbildung im gemeinen Rechte zu holen - dann liegt wahrlich fein Grund vor, irgend etwas, was Bildungswert besigt, auszuschließen.

Das, was mir vorschwebt, ist daher eine Ausgestaltung der Pandektenvorlesung zu einer Vorlesung über die Privatrechtswissenschaft. Das seht freilich die Erkenntnis voraus,

daß es eine allgemeine Rechtswissenschaft gibt, die an ein bestimmtes, positives Recht nicht gebunden wäre. Sie ist auf anderen Rechtsgebieten, im Staatsrecht, Derwaltungsrecht, Strassecht und Prozestrecht längst durchgedrungen; sollte das auch im Privatrecht nicht möglich sein, obwohl gerade hier eine tausendsährige Entwicklung alle Doraussetzungen geschaffen hatte? Die grundlegenden privatrechtlichen Einrichtungen stimmen bei der großen Mehrzahl der europäischen Nationen im wesentlichen überein; die Kategorien, die Terminologie sind längst Gemeingut und auf dieser in jahrhundertelangen Mühen errungenen Grundlage wird es wohl auch möglich sein, weiter fortzubauen und eine allgemeingültige Rechtswissenschaft zu schaffen.

Eine solche allgemeine Rechtswissenschaft wäre keineswegs zu verwechseln mit der "allgemeinen Rechtslehre", die an deutschen und österreichischen juristischen Sakultäten zum Teil unter dem Titel Rechtsenzyklopädie gelehrt wird. Nicht sormalistische Abstraktionen der nationalen Rechtswissenschaften, sondern ihren lebendigen Inhalt soll sie darstellen. Die reine Exegetik gehört selbstwerständlich nicht dazu, aber die gesehliche Grundlage, von der die Rechtswissenschaft ausging, müßte dargelegt werden, ebenso die Gestalt, die die Einrichtungen in der Rechtspssege und im Leben erhalten haben.

Wer das tausendjährige Ringen des akademischen Unterrichtes mit der römischen Bechtsüberlieserung mit einiger Ausmerkamkeit versolgt hat, der weiß, daß sein Ergebnis stets eine Anpassung an die Bedürfnisse der Zeit gewesen ist. Wenn die Glossatoren etwas ganz anderes vortrugen als Bartolus und Baldus, Ulrich Zastus etwas anderes als Stryckund Cauterbach, Dangerow etwas anderes als Bekter und Dernburg, so war der Grund immer der, daß man zu verschiedenen Zeiten verschiedenes verlangte. Die Unterschiede sind hier se einschiedend, daß man sast passen kann: es war ein ganz anderer Gegenstand, über den gelesen wurde. Und doch: berücksichtigt man die Mittelglieder, die die auseinander folgenden Richtungen verbinden, so staunt man, wie allmählich, wie organisch sich überall der Übergang vollzogen hat, wie sehr auch hier jedes Geschlecht unmittelbar auf dem vorausgegangenen sußt. Nicht Cheorien gaben den akademischen Lehrern die Richtungen und die Methodik ein, sondern das Bedürfnis schuf sich die Richtung, die Methodik und die dazu gehörende Cheorie. Eine solche organische Umbildung soll in der nächsten Zeit das unabweisbare Bedürsnis der Pandektenvorlesung in Österreich bringen, ohne einen Eingriff der Staatsgewalt, ohne Ministerialverordnungen.

Dielleicht darf die Hoffnung ausgesprochen werden, daß ein reicher Cohn nicht ausbleiben werde. Er wird eine Folge sein der wieder hergestellten internationalen Arbeit auf privatrechtlichem Gebiete. Keine Wissenschaft ist je in nationaler Abgeschlossenheit groß geworden, sie bedarf nicht nur der Dorarbeit aller vergangenen, sondern auch der Mitarbeit des ganzen lebenden Geschlechtes. Ein Dolt, selbst das größte und begabteste, ist viel zu klein, um ganz allein, aus sich selbst heraus eine Wissenschaft, geschweige denn eine Rechtswissenschaft zu schaffen. In welch armselige Kasuistit und Exegetit hatten sich die Franzosen, Engländer und Italiener verloren, als sie, sich ganz auf den Ausbau ihres nationalen Rechts beschränkend, fremde Anregungen grundsählich zurückwiesen: und doch haben sie tausendmal ihre ganz ausgezeichnete Begabung, gerade sür die Rechtswissenschaft in der jüngsten Zeit nimmt, seit sie mit der nationalen Engherzigseit zu brechen beginnen. Predigt die Geschichte unserer eigenen Rechtswissenschaft diese Lehre

nicht am eindringlichsten? Kaum irgendwo springt der Jusammenhang von Ausschwung und Niedergang mit der Eröffnung und Derschließung der Grenze gegenüber fremden Anregungen so deutlich wie bei uns in die Augen.

An des Reiches Schickfalswende.

Don Dr. hugo Gang.

Das politische Denten muß so gut wie das wissenschaftliche von absoluter Dorausjegungslosigfeit ausgeben burfen. Den Doltern Ofterreich-Ungarns muß auch die Frage erlaubt fein, ob ihre ftaatliche Zusammenfassung überhaupt eine Notwendigteit fei. bat am Bestande dieses Reiches außer der Dynastie noch jemand ein vitales Interesse? Es gibt befanntlich Parteien, die diese Frage verneinend beantworten und in dieser Derneinung das Schiboleth potenzierten Deutschtums erbliden. Ihnen läft fich die Bismardische Auffassung entgegenhalten, daß der Bestand einer Grofmacht an der unteren Donau eine Lebensfrage für das Deutsche Reich sei. Aber auch eine Lebensfrage für die Dolfer Ofterreich-Ungarns felbst? Konnten bier nicht national möglichst einbeitliche fleine Republiten ober ein loderer Staatenbund für die Wohlfahrt der fo gemischten Bevölterung dasselbe oder mehr leisten als eine pratentiose Grofmacht mit toftspieligem stebenden heer! Ein Blid auf die Candtarte muß uns Ausschluß geben. Ofterreich-Ungarn bat vier Nachbarn. Italien im Sudwesten, das Deutsche Reich im Westen und Norden; Ruhland im Often und die Baltanftaaten im Sudoften. Davon find zwei unfere Derbundeten, die Baltanstaaten ob ihrer Kleinheit ungefahrlich, bas ruffische Reich gegenwärtig gelähmt. Bliebe diese relative Sicherheit des Reiches und seiner Bewohner auch nach der Auflosung des Reichsperbands? Gewiß nicht. Deutschland wurde gezwungen fein, fich der Deutschen gegen die flawische Majorität in Bohmen anzunehmen, 3talien griffe nach dem Crento und Trieft, Serbien nach Sud-, Rumanien nach Oftungarn, Dolen und Kleinruffen murden fich nach der Dereinigung mit ihren Brudern in Rugland sehnen und ichlieflich wurde das wieder gefundete ruffifche Reich feine ichwere hand auf das Gange legen. Deutsche und Italiener tonnten fich vielleicht noch in ihr Cos finden, obicon ihre wirticaftliche Wohlfahrt mit dem Derlufte des hinterlandes vernichtet mare, Alle übrigen Doller wurden die Segnungen des ruffischen Regimes empfinden und unter der Knute der Kojaten bald den Gedanten an nationale oder tulturelle Unabhängigfeit aufgeben. Der bespotisch regierte, erpanfive Mammutstaat im Nordosten, der seine Grengen immerfort erweitert, wie ein Olfled auf Coichpapier, zwingt die Vollter des Donaubedens gum engen militarifden Jufammenichluß, fo ihnen ihre Unabhangigfeit überhaupt lieb ift. Diefer Jufammenfolug ift gegeben in der öfterreichisch-ungarischen Grogmacht, deren Bestand somit eine Notwendigkeit für die Bevolkerung selbst ift.

Das Notwendige, sollte man meinen, bedürfte teiner Stüge und teines Zwangs zum Zusammenbleiben. Bei nücht ern en Völkern würde die Annahme auch richtig sein. Lehrt uns aber die Geschichte nicht hundertsach, daß Kurzsichtigkeit und Stammesegoismus Völker entzweit haben, die geeinigt jeder Gesahr hätten trohen können? Schlugen sich Pharisaer und Sadduzäer nicht noch auf der Innenmauer von Jerusalem, während Titus' Römerscharen schon den Außenwall erstiegen? Die seit vierzig Jahren gestachelte nationale Leidenschaft der

Magnaren ist zur Gesahr für das ganze Reich geworden. Schon ist die Partei der Personalunion die stärtste, und wie das B auf das A würde die vollständige Cosreisung auf die Durchführung der Personalunion solgen. Auf dieser schiefen Sene gibt es kein halt. Ist schon setzt die Rivalität zwischen Cis und Trans ein unerschöpssliches Reservoir sür jeden Demagogen, so würde das bei voller staatlicher Selbständigkeit in noch höherem Maße der Sall sein. Die Spannung zwischen den beiden Staaten würde die Aktionstrast der Monarchie — salls sie noch bestünde — nach außen vollständig lähmen und den lüsternen Nachbar zu Intrigen und zur Einmischung geradezu aufsordern. Der Dualismus, der das alte Deutsche Reich zu grunde gerichtet hat, würde auch die Donaumonarchie zu grunde richten. Ein Reich kann nur ein en wirklichen Schwerpunkt haben oder es zerfällt.

Ist diese Einheit aber überhaupt noch zu retten oder schon unwiederbringlich dabin? Es gibt viele, die jest icon verzweifeln und fatalistisch die hande in den Schoft legen, obgleich die hauptstütze des Reiches, die Armee, noch immer gemeinsam und einheitlich ift. Andere schlagen auf das Schwert und reden von der notwendigen Wiedereroberung Ungarns. Auch Quadfalber melden fich zum Worte, empfehlen Raditalturen, die ärger waren als die Krantheit, und finden geneigtes Gehor. Dem Werke eines solchen, das jett viel von sich reden macht, ist die Ehre der Konfistation in Ungarn zu teil geworden, obgleich der Staatsanwalt hätte wissen durfen, daß er damit dem unbequemen Buche erst die wirksamste Reklame gemacht hat. "Die Bereinigten Staaten von Großösterreich" heißt das über 400 Seiten starte Buch, deffen Didleibigkeit schon seine Gefährlichkeit vermindert hatte, und hat den in den Neunzigerjahren im berüchtigten Memorandumprozeß zu vier Jahren Gefängnis verurteilten ungarifch-rumanischen Publigisten Aurel C. Popovici zum Verfasser. Es glübt von jenem hasse gegen die Magparen, den die rücksichtslose Magnarisierungspolitik der letzten Jahrzehnte bei allen ungarländischen Nationalitäten ausnahmslos hervorrufen mußte. Eine Neueinteilung der Monarchie in fünfzehn national möglichst einbeitliche Staaten schlägt der Rumane por und gibt seinem Buche auch gleich eine Candfarte mit, auf der die Neugliederung in leuchtenden Sarben anschaulich gemacht wird. Er hatte seiner Sache mehr genutt, wenn er diese Karte weggelassen hatte. Denn nun zeigt ein einziger Blid auf das tolorierte Gebilde, daß tein Staatsmann je auf biefen Plan wird eingehen konnen. Ein geschlossenes deutschöhmisches Gebiet im Nordwesten, ein italienisches im Sudwesten, ein polnisches und ein kleinrussisches im Nordosten, ein rumanisches im Often, ein ferbisches im Sudosten, bart an der Grenze der stammverwandten Nationalstaaten, waren nur ebensoviele Blätter einer Artischode, als es Speiselustige an diesen Grengen gabe. Das Problem der nationalen Minoritäten ware nicht gelöst, sondern vervielfacht, und der Appetit aller Nachbarn gereigt. Sruber oder später flössen die national einheitlichen und nur staatlich getrennten Gebiete in eins zusammen und tein Staatsgefühl ware start genug, die nationalen Empfindungen in den hintergrund zu drängen. Bewußt oder unbewußt hat herr Popovici sich nur von batorumanischen Gesichtspuntten leiten laffen, die mit dem Gesamtinteresse der öfterreichisch-ungarischen Völker nicht das geringste zu tun haben.

Es bedarf zum Glück keiner solchen Eisenbartschen Kur, um aus den Übeln der Zeit herauszukommen. Der Grundsehler des Jahres 1867 muß nur gründlich korrigiert werden. Was war der Sehler der dualistischen Konzeption? Die Prämiterung

^{* 1906,} Elischer Nachf., Leipzig.

gerade jenes Teils der ungarländischen Bevölkerung, der am meisten zum Separatismus neigte, dessen Geschichte und soziale Gliederung am ehesten zur Rivalität mit Österreich sühren mußte. Der Ausgleich vom Jahre 1867 war nicht ein Dertrag zwischen den beiden Staaten der Monarchie, sondern ein Pakt zwischen der Krone und der magnarischen herren- und Mittelklasse, der das ganze Gebiet der Stephanskrone zur nationalen Ausbeutung überwiesen wurde. Zwischen der Krone und der im Sette übermütig gewordenen Klasse tobt denn jest auch der Streit.

Was ware im Ausgleichsjahr das realpolitisch richtige Vorgehen gewesen? Die Derhinderung jedes Gebildes, das einen eigenen Zentralismus hervorbringen muß. Nicht der ungarifde Staat als folder, fondern der magnarifierende Jentralismus von Budape ft bedroht die Reichseinheit. Die sieben Millionen Magnaren hatten ebensowenig wie die sieben Millionen Tichechen - beides Nationen, die augerhalb der Monarchie nirgends Anschluß fänden - den Reichsverband bedroben können, wenn sie als eine, aber nicht als einzige Mation unter den Dölfern der Stephanstrone behandelt worden waren. Die sogenannte ungarische Staatsidee, der Zentralismus von Budapest hätte nie entstehen oder gar sich intolerant durchseigen können, wenn der Absolutismus vor der Ablösung Ungarns vom Derbande der Monarchie sich der nichtmagnarischen Nationalitäten erinnert und sie por nationaler Dergewaltigung geschütt batte. Man bente fich einen gur hälfte nichtmagnarischen Reichstag und frage sich, ob man auch von einem solchen einen Konflitt wegen der magnarischen Kommandosprache zu besorgen gehabt hätte. Dieser zur hälfte nichtmagnarische Reichstag aber hatte, Steuer- und Bildungsverhaltniffe mitberechnet, dem wirklichen Stande der ungarischen Bevölferung entsprochen, ware mithin ebenso gerecht als zwedmäßig gewesen.

Was damals verfaumt wurde, muß nun nachgeholt werden. Schmeichle fich niemand, daß irgend ein fauler Friede zwischen der Krone und der jegigen "Nation" das Reich por dem sicheren Derfall behüten könnte. Reichsidee und ungarische Staatsidee sind Todfeinde. Don der ungarischen Staatsidee aber tann die jegige "Nation" überhaupt nicht ablaffen, weil sie auf das Privileg der nationalen Ausbeutung der übrigen Nationalitäten freiwillig nicht verzichten tann. Das Gegenteil ware nach der heute noch geltenden politiichen und nationalen Moral einfach Doltsverrat. Schmeichle sich auch niemand, daß irgend eine Erweiterung des Wahlrechts, die von Magnaren gemacht wird, daran etwas ändern tonne, Don allen Magnaren gilt das vielberufene Wort Strougbergs: "Der Ungar vertauft sein Land, aber er liefert's nicht." Die Sicherung der magnarischen Suprematie ist die Doraussehung jeder Wahlreform, die in Ungarn angenommen oder von einem Maanaren durchgeführt werden würde. Auch das gegenwärtige Kabinett mit dem Chaupinisten Deszi als publizistischen Berater macht darin keine Ausnahme. Das Wahlrecht in Ungarn tann nur oftropiert, die Wahl nur von einem entschlossenen und sachtundigen Ungarn nichtmagnarischer Nationalität gemacht werden. Nur so ist es bentbar, eine der Bevölkerungszahl entsprechende Anzahl nichtmagnarischer Volksvertreter, also zirka 200 Mann in den Reichstag zu bringen. Einzig durch eine solche Maßregel wurde das absolutistische Intermeggo, das fonft nur verbitternd wirft und den magnarifchen Rabitalismus fteigert, feine nachträgliche Rechtfertigung finden. Dann aber mare es auch ein leichtes, ohne territoriale Auflösung die Nation litäten in Ungarn gufriedenzustellen und zugleich ben Separatismus der Magnaren aufzuheben.

Der ungarische Sonderstaat hat für die Magnaren ja nur Wert als Exploitationsobjekt für ihre speziellen nationalen Bedürfnisse und die Personalunion nur den Iwed, die Magnaristerungspolitik hinter der chinesischen Mauer des unverständlichen Idioms noch rücksicher durchzussühren. Die ungarische Staatsidee bedeutet ein Ämtermonopol für die magnarische Gentry, die längst zu einer Klasse von Staatspensionären geworden ist, und die Bestreitung aller Kosten der nationalen Kultur nicht aus dem Sädel der speziellen Nutnießer, sondern aus den Taschen der gesamten, zur hälste nichtmagnarischen Bevölkerung. Im Momente, da der Staat aushört, eine Geburtsrente für die magnarische Gentry, Advokaten und Journalisten zu sein, im Augenblicke, da das magnarische Majorat verschwindet und die Gleichberechtigung aller ungarischen Nationalitäten durchgesührt ist, hört jedes Interesse der sogenannten "Nation" am Sonderstaate auf und die Dorteile der Reichsgemeinsamkeit treten für jedermann in den Dordergrund. Dann bedarf es keiner Kämpse mehr, diese zu sichern. Es würde im Gegenteil der Tag kommen, an dem überstüssisse Institutionen von Ungarn selbst abgeschüttelt werden würden.

Gibt es aber eine Sorm der nationalen Verträglichkeit ohne territoriale Absonberung? In Ofterreich darf man die Frage taum mehr stellen. Der Anfang der nationalen Katastrierung und Autonomie ist ja schon gemacht. So gut sich die Konfessionen auf Grund eigenen Betenntnisses organisieren tonnen, so gut tonnen es auch die Nationen. Im polyglotten Staate muß es Grundsatz werden, daß keine Nationalität irgendwelche Separatbedurfnisse auf Kosten und aus der Tasche der anderen befriedigen durfe. Nationale Kataster, nationale Autonomie, nationale Steuern sichern jedem Stamm den Ausbau seiner nationalen Kultur, seiner Schulen, Mittelschulen und hochschulen aus eigenen Mitteln. Nur die allen gemeinsamen Ausgaben dürfen aus der gemeinsamen Kasse bestritten werden. Die Derwaltung, die Gerichte muffen aufhören, Instrumente einer nationalen Eroberungspolitik zu sein, und lediglich ihren wirklichen Sunttionen dienen. Dann tann es auch teinen Sprachenstreit mehr geben, weil überall das lotale Bedürfnis allein ausschlaggebend ist und teine Sprace einen Vorrang hat. Nicht territoriale Auflösung, sondern nationale Zusammenfassung ift also die Cosung des österreichisch-ungarischen Problems. Wohl werden die Magnaren aus Ceibesträften gegen eine solche Colung fich strauben, weil fie berzeit die Nugnießer eines Monopols sind. Schlieglich aber werden sie dem noch dantbar sein, der fie von dem Privileg befreit, denn jedes Privileg forrumpiert auf die Dauer am meisten seinen Besitzer. Diese Sosung aber hat nicht nur den Vorteil, den Reichsbestand gegen jede Gefahr von außen und jedes zentrifugale Bestreben von innen zu schützen, sie entspricht auch der einfachsten Sorderung der Gerechtigkeit, die Völker erster und zweiter Klasse im Staate nicht anerkennen tann; fie beweift aufs neue die Richtigkeit des so oft gitierten und so selten beherzigten Sages:

Justitia fundamentum regnorum!

Chronit.

Candwirtschaft.*

3ft Ofterreich ein Agrarftaat ober ein Induftrieftaat? Diefe Frage murbe in den legten Jahren oft und viel erörtert, besonders als auch bei uns eine ruhrige, trefflich geleitete agrarifche Bewegung einsette. Es liegt in ber Matur folder Fragen, daß fie gu langen Kontroperfen führen, aus benen folieglich fein Teil als Sieger, boch auch feiner als Besiegter hervorgeht. Immerbin muß aber unter Berudfichtigung aller Umftanbe gejagt werden, daß Ofterreich ein Agrarftaat, doch mit ftarfem und bedeutungsvollem industriellem Einschlage ift. Candwirtichaft und Induftrie find vielfach innig miteinander verbunden - wir erinnern nur an die große Bedeutung, die unseren landwirticaftlichen Industrien (Spiritusfabritation, Brauerei, Buder, Starte ac.) innewohnt, und es ift daber felbstverftandlich, daß beide Richtungen ihre mohlbegrundeten Intereffen und Sorderungen vertreten werben, daß es ichlieflich dort, mo fich die Intereffen miderftreiten, gu Kompromissen fommt, und daß eine einsichtsvolle Regierung der Candwirtschaft und der Industrie geben wird, mas ihnen gebührt.

Das rege Leben auf agrarifchem Gebiete, deffen wir uns in den legten Jahren gu erfreuen hatten, bedingte, daß eine ftattliche Angahl von wertvollen und wichtigen Anregungen gur hebung und Sorberung der Candwirtschaft im weitesten Sinne gegeben murbe, bag viele berfelben icon Gefegestraft erlangten ober in nicht allgu ferner Zeit erlangen werden, und daß endlich auch der Abichluß ber handelsvertrage unter Berudfichtigung vieler, von agrarifcher Seite aufgestellter Sorberungen erfolgte. Daß nicht alle Wunfche befriedigt werben tonnten, ja daß mancher Punft in einer ben agrarifchen Intereffen wiberftrebenben Art erledigt murde und wohl vielleicht auch erledigt werden mußte, liegt auf der hand, Jeder Dertrag ift mehr ober minder ein Kompromift und das Wefen des Kompromisses ift es, auf der einen Seite nachzugeben, um auf der andern Dorteile gu erlangen. Ob die für Ofterreichs Candwirtschaft errungenen Dorteile nicht unter Umftanden größer und gewichtiger hatten ausfallen fonnen, ift eine Grage, beren Erörterung uns an diefer Stelle gu weit fuhren murde.

Wie febr übrigens die Notwendigfeit ertannt wurde, gewisse, die Allgemeinheit berührende landwirtichaftliche Gragen auch gemeinfam zu behandeln, geht aus der Grundung des internationalen landwirtschaftlichen Inftitutes zu Rom hervor, dem alle in Betracht tommenden Staaten beigetreten find. Aufgabe dieses Welt-Agrar-Institutes ift es, agrarftatiftifche Arbeiten ber verichiedenften Art burch. guführen, Warnungen über bas Auftreten von Cier- und Pflangenfrantheiten gu erlaffen, die betroffenen Gebiete befanntzugeben und die beften Mittel gu ihrer Befampfung gu emp. fehlen. Auch Gragen aus dem Gebiete der Derficherung und des Genoffenicaftswefens foll es ftudieren. Dagegen ift es aber dem internationalen landwirtschaftlichen Institute verwehrt, fich mit gragen gu beschäftigen, welche die Wirtichaftspolitit, die Gefetgebung und die Dermaltung eines Staates betreffen.

Wenn wir uns nun por Augen führen,

was an neuen Institutionen, Gesetten ic., welche die Candwirtschaft betreffen, im Inlande in letter Beit geschaffen murde, jo muffen wir gunachst der Errichtung eines Candestulturrates für Niederöfterreich gedenken, welcher den Charafter eines Candesinstitutes besitht. Damit ist Miederöfterreich in die Reihe jener Lander getreten, die gleiche oder abnliche Einrichtungen ichon feit längerer Jeit besiten. Diele Bestrebungen waren auch darauf gerichtet, die Cage des Bauernftandes gu heben und gu unterftugen. So haben die Candtage von Galigien und der Butowina Gefete über die Errichtung von Rentengutern angenommen, die jedoch noch nicht Gesetzestraft erlangten, wohl deshalb, weil für die auszugebenden Pfandbriefe die Staatsgarantie verlangt murbe. Der Tiroler Candtag bat die porbereitenden Schritte gur Einführung von Berufsgenoffenschaften eingeleitet und damit eine ichon vor längerer Seit angeregte Aftion in greifbare Nahe gebracht. Auch die immer dringender werdende Frage der Bodenenticuldung ift aufgerollt worden, der Candwirtschaftsrat hat fich eingehend mit ihr beichäftigt, wobei Direttor fortingberg ein umfaffendes Referat über diefes - leider! fo wichtige und zeitgemäße Thema erstattete.

Auch einige Kongresse sind gu verzeichnen. die teils dirett, teils indirett bas weite Gebiet der Candwirtschaft berührten. In Wien tagte der internationale botanifche Kongreß, der auf gahlreichen Erfurfionen viele feiner Teilnehmer noch durch die ichonften und floriftifch intereffanteften Gebiete unferes Daterlandes, por allem die Alpenlander führte; auch murde in Wien der fehr gelungene internationale Sifchereis tongreg abgehalten. Bu Deft fand ein internationaler tierärztlicher Kongreg ftatt, auf welchem besonders die grage der Behringichen Schutimpfung gegen die Cubertuloje im Dorder.

[.] Dergi. Band I, Beft 3, der Oftere. Rundichau.

grunde des Interesses stand; zu Paris wurde ein internationaler mildwirtschaftlicher Kongreß abgehalten, der ebenfalls viele wertvolle Anregungen und Dorschläge, insbesondere über den handel und Derkehr mit diesem so überaus wichtigen und leider so häusig verfällschen und unappetitlich gemachten Dollsnahrungsmittel brachte. Mit Befriedigung mag an dieser Stelle hervorgehoben werden, daß gerade Wien — dant der beiden Musterinstitute, der Wiener und der Riederösterreichischen Molserei sowie der sorglamen überwachung des Milchhandels — sich einen sehr guten Ruf erworden hat und als vorbildlich für die Milchwersorgung großer Städtegilt.

Der für 1906 in Wien geplante internationale landwirtschaftliche Kongreß wurde nunmehr endgültig auf 1907 verschoben und wird vom 21. bis 25. Mai abgehalten werden,

Auch auf dem Gebiete des landwirtschaftlichen Unterrichtswesens sind einige Anderungen zu verzeichnen. So wurde an der t. t. hochschule für Bobenfultur zu Wien das vierjährige Studium eingeführt, den horern das Promotionsrecht zuerkannt und dem Rettor der Titel "Magnifizeng" verlieben. Eine besondere land. wirtschaftliche Abteilung mit hochschulcharatter foll an der bohmifch-technischen hochschule in Drag geschaffen werden; endlich fei erwähnt, daß die icon feit Jahrzehnten gu Cetichen-Liebwerd bestebende landwirtschaftliche Atademie verlegt werden foll. Die in Wien ichon feit einer Reihe von Jahren alternierend ftattfindenden Unterrichtsturfe für prattifche Cand. wirte und für Sorstwirte brachten 1905 einen fehr gut besuchten Kurs für die Manner der grunen Gilde; der Mitte Sebruar dieses Jahres abgehaltene Kurs für praftische Candwirte, um beffen Zustandetommen fich Professor 3. Pohl ftets die größten Derdienste erwirbt, verlief glangend, brachte eine Sulle bochintereffanter, die modernsten Fragen behandelnder Dorträge, und hatte 184 horer aus allen Teilen Ofterreichs zu verzeichnen. Endlich muffen wir auch der unter fehr gunftigen Aufpigien im September 3u Wien abgehaltenen erften Reichs-Gerftenausstellung gedenten, die nunmehr alljährlich stattfinden foll und berufen ift, viel gur hebung des Gerftenbaues in Ofterreich, der einen hochwichtigen und wertvollen landwirtschaftlichen Saftor bilbet, beigutragen.

Im hinblid auf die Produktion ist zu sagen, daß 1905 ein zufriedenstellendes Jahr gewesen ist. Wohl machten sich noch die Solgen der Sutternot und teilweisen Migernte im Jahre 1904 stellenweise recht empfindlich geltend, doch wurde eine gute Sutterente erzielt, welche die Landwirte wieder in die Lage versetzte, ihre Diehbestände, die sie der Sutternot wegen vertleinern mußten, auf den ursprünglichen Stand

zu bringen. Die Zuderrübe litt unter der Augustbürre, die wohl einen hohen Judergehalt, doch nur eine geringe, der Menge nach unbefriedigende Ernte zeitigte. Da nun die Rübe nicht nach dem Zudergehalt, sondern nach dem Gewicht von den Sabriken übernommen wird, war dies ein Vorteil für die Zuderfabrikanten, dagegen ein empfindlicher Verlust für unsere rübendauenden Landwirte, die ohnedies nicht auf Rosen gebettet sind. Die Obsternte ließ manches zu wünschen übrig, dagegen war 1905 ein besonders qualitativ gutes Weinsahr.

Ein wiederholt und bringend geaugerter, nur gu fehr berechtigter Wunich unferer Dertretungsförper mar, es moge die dem Aderbauministerium zur Derfügung stehende Dotation eine Erhöhung erfahren. Ihm ift durch Ginftellung eines Mehrbetrages von 2.4 Millionen Kronen entsprochen worden, der besonders dagu dienen foll, die staatliche Surforge für die Candestultur wesentlich zu erhöhen, ferner aber auch das land- und forstwirtschaftliche Dereinsund Genoffenschaftswesen zu fordern, fleinere Meliorationen ju unterftugen und gur Befämpfung der Reblaus und zur hebung der Pferdezucht beizutragen. Etwa 0.2 Millionen Kronen sind für die Bedürfnisse der staatlichen Sorft- und Domanenverwaltung und des staatlicen Montanwejens beftimmt.

Wenn wir nun nach diefer allgemeinen wirtschaftlichen Rundschau einen Blid auf die prattifche Seite der die Candwirtschaft, beziehungsweise die Produttionsverhaltniffe betreffenden Dortommnisse werfen, so ist zu bemerten, daß irgendwelche bahnbrechende Neuerungen und Sortidritte nicht zu verzeichnen waren. Dagegen wurde auf vielen Detailgebieten ausdauernd gearbeitet. So ist eine grage, welche für die Butunft der Candwirtschaft die größte Bedeutung belitt, die nach der Nutbarmachung des atmosphärischen Sticktoffes als Düngemittel, gelöst worden. Bisber ift die wichtigfte fünstliche Stid. stoffquelle der Candwirtschaft - und auch der Industrie - der von den Cagern Südameritas stammende Chilisalpeter, deffen Dorrate sich jedoch fcon dem Ende zuneigen und nur mehr für Dezennien reichen follen. Professor Srant in Charlottenburg ist es nun vor einigen Jahren gegludt, ein Derfahren auszuarbeiten, nach welchem ein den Stidftoff der Luft in einer für die Ernährung der Pflangen geeigneten Sorm enthaltendes Dungemittel, der "Kalfftidftoff" bergestellt werden tann. Sur diese bedeutungsvolle Erfindung murde ihm feinerzeit die Liebig-Medaille verlieben, jest geht man daran, das Derfahren, das ingwijden manche Derbefferung erfuhr, prattifch zu verwerten. Gegenwärtig wird eine Sabrit in Oberitalien und eine zweite bei Sebenico in Dalmatien eingerichtet.

Frants Derfahren beruht barauf, daß das befannte, gur Darftellung des Azetplenlichtes bienende Kalgiumfarbid unter geeigneten Bedingungen Luftstidstoff absorbiert und in "Haltftidftoff" (Kalziumbicnanamib) übergeht. Andere Derfahren, bie ebenfalls die Hugbarmachung des Luftitidftoffes bezweden, benügen die Moglichfeit der Uberführung des Cuftstidftoffes in Salpeterfaure durch' Einwirfung eleftrifcher Entladungen. Auch diese Derfahren, die fich allerbings noch jum Teil im Dersuchsstadium bebefinden, werden vielleicht im Caufe der Jahre greifbare Geftalt annehmen, und dann wird Ofterreich, beziehungsweise unsere Alpenlander, deshalb fich diefer Industrien annehmen, weil fie - ebenfo wie die Gerstellung des Halfstid-Itoffes - billiger Wafferfrafte gur Erzeugung des eleftrifchen Stromes bedürfen.

Erfreulich ift es auch, einen Aufschwung des landwirticaftlichen Dersuchswesens in Ofterreich feststellen gu tonnen. Wenn er fich auch junadit hauptfachlich in der von Jahr gu Jahr fteigenden Inanspruchnahme der Derfuchsstationen als Kontrollanstalten für die verichiedenen Gilfsmittel des Wirtichaftsbetriebes (Dunge- und Suttermittel, Samereien zc. zc.) augert, fo zeigt dies doch, welche Bedeutung biefen Inftituten feitens der prattifchen Candwirte zugemeffen wird, und hoffentlich wird dies auch bagu beitragen, den Kontatt gwischen Candwirt und Dersuchsstation, zwischen Theorie und Praris, der gegenwärtig noch manches gu munichen übrig läft, zu fordern. Greilich ift bagu erforderlich, daß den Dersuchsstationen die Mittel geboten werden, mehr zu den Candwirten hinauszugehen, als es beute ber Sall ift. Doch find auch nach diefer Richtung einige bedeutungsvolle Schritte geschehen. So wurde icon im Jahre 1898 eine besondere "Seitschrift für bas landwirtschaftliche Dersuchswesen in Ofterreich" und im gleichen Jahre nach deutschem Dorbild eine der t. t. Candwirtschaftlich-chemischen Derfuchsftation in Wien gugehorende "Degetationsstation" in Korneuburg geschaffen. Dant ber Munifigeng unferes Kaifers erhielt die t. t. hochchule für Bodenfultur ein ausgedehntes, mit allen modernen hilfsmitteln ausgeruftetes Derfuchsgut im Marchfelde bei Groß. Engersdorf, und eine ahnliche, wenn auch weit fleinere Institution murde burch die der Sorderung der Moortultur in Ofterreich dienende, vom Aderbau-Ministerium im Jahre 1904 ins Ceben gerufene und mit der Wiener Dersuchsstation perbundene "Moorwirtschaft Admont" in Obersteiermarf geschaffen. Sie foll - abnlich wie es bie Moorversuchsstationen Schwedens, Nordbeutschlands und Banerns ichon feit vielen Jahren tun - den Moorbesigern die Praris ber Moortultur, die besonders in den Diehgucht treibenden Cändern hohe Bedeutung erlangen wird, vorführen, gleichzeitig aber auch auf landwirschaftlichem und kulturtechnischem Gebiete, soweit beide die Moorkultur betreffen, durch Ausführung zeitgemäßer Dersuche tätig sein. Eine ebenfalls vom Aderbau-Ministerium ins Ceben gerusene, seit 1903 erscheinende "Seitschrift für Moorkultur und Corfverwertung" hat die Aufgabe, zur hebung dieser bisher in Ostereich noch recht wenig gepflegten Gebiete beiszutragen.

Leider muffen wir in diefem Rudblide auch eines Todesfalles gebenten, durch den die öfterreichische Candwirtschaft im allgemeinen und das Derjuchsmeien im beionderen einen im polliten Sinne des Wortes unerfetflichen Derluft erlitten: am 15. Sebruar 1905 verschied nach langerem Leiden Professor Dr. E. Meigl, von 1886 bis 1898 Direftor der Wiener Derjuchsftation, bann hofrat und Settionschef im Aderbau-Ministerium. Als gründlicher Kenner der landwirtschaftlichen Derhaltniffe Ofterreichs verband er mit einem offenen, weitausichauenden Blide und großer Arbeitsfähigteit die Gabe, Gegenfage gu Derfohnen und felbit febr ichwierige gragen in einer alle Beteiligten befriedigenden Weise gur Cojung ju bringen. Judem hatte der Hame Meifts auch als ber eines gewiegten forichers in Sach = freisen einen guten Klang und fein Singang wurde von allen beteiligten Kreisen aufs tieffte betlagt.

Wir haben es versucht, in den porftehenden Ausführungen eine Uberficht über die wichtigften Dortommniffe auf landwirtschaftlichem Gebiete in Ofterreid, und zwar hauptfachlich über jene, die fich im Jahre 1905 ereigneten, gu geben. Es ift felbftverftandlich, daß eine folde Rudicau immer nur vereinzelte Momente aus dem großen Kompler der Ereigniffe herausgreifen und verjuden fann, ihre größere ober geringere allge. meine Tragweite darzutun. Jedenfalls hoffen wir aber, burch biefe gedrangte überficht gezeigt zu haben, daß - gleichwie in anderen Staaten, besonders in Deutschland - auch in unserem heimatlande reges Ceben auf landwirticaftlichem Gebiete pulfiert, und daß man bier wie dort emfig bemüht ift, ber Candwirtichaft eine nach Möglichteit weitgehende Sorberung angebeiben gu laffen. Dag wirticaftliche, agrar. politische Gragen heute an erfter Stelle fteben, ift erflärlich, wenn man bebentt, wie ftiefmutterlich gerade diefes Gebiet Jahre und Jahrgehnte hindurch behandelt, ja wie es gerabegu vernachläffigt wurde. Was nugen dem Candwirte alle technischen Sortidritte und Errungenichaften, wenn wirtschaftliche Derhaltniffe ibn hindern, für feinen Schweiß und feine Mube auch ben verdienten Cohn gu erringen? Eine gefunde Urproduttion ift immer die Grundlage, auf der fich ein reiches, wirtschaftliches Ceben entwideln tann, und deshalb find auch die Beftrebungen unferer icon feit Jahren unermud. lich tätigen "Bentralftelle gur Sorderung der land- und forstwirtschaftlichen Interessen" mit großer Freude zu begrüßen. Daneben darf jedoch auch die Sorderung der landwirtschaft. lichen Technit und por allem des Dersuchs- und Untersuchungswesens nicht vergeffen werben. Und so wird - so hoffen wir - unsere Candwirticaft, getragen von den beiden leitenden Gedanten: ber Befferung der wirtschaftlichen Derhältnisse und der Bebung der Produttion, einer gludlicheren, forgenfreieren Butunft ent-Dr. Wilhelm Berich. gegengeben.

Besprechungen.

Kurt fieizmann, Dr.: Deutsches Cheaterrecht. Münden, C. fi. Bedicher Derlag, 1905.

Daß und wie sich Recht im Widerstreite der Interessen bildet, können Zeitgenossen solcher Bildungen leichter und mit lebhafterem Anteil versolgen, als es hörer von Rechtshistorikern zu tun pflegen; bei dem größten Sorschungseiser und trefslichster Darstellungsgabe können Prosessonen die Derhältnisse verstossener Jahrhunderte doch nur vorkonstruieren, aber nicht bis zur Anschallichkeit glaubhaft machen.

Das moderne Theater, das den ihm von Schiller zugebilligten Anspruch erhebt, als moralische Bildungsanstalt des Doltes, der Schule und der Kirche vergleichbar, betrachtet zu werden, tämpst heute noch um die Anersennung jener Normen, welche einerseits seine Existenz und seine Wirslamseit innerhalb vom Staate gesetzer Schranten, anderseits das Verhalten der im Theaterbetriebe tätigen Personen zueinander regeln sollen.

Der Derfasser des taum 200 Seiten starten Kompendiums des deutschen Theaterrechtes bietet sowohl den an Theaterbetrieben und an der Derfassung, Derbreitung und Aufführung dramatifcher Werte Beteiligten wie folden, die als Staats- und Gemeindeorgane oder in Dertretung von Theatereigentumern ein Intereffe haben, fich über ben heutigen Stand ber für das deutsche Theaterwesen bereits geltenden oder noch um ihre Geltung ringenden Rechtsfane gu unterrichten, einen trefflichen Ceitfaben, ber um so wertvoller ist, als der Derfasser, weit entfernt von geschäftsmäßig trodener Aneinanderreihung von Rechtsregeln, fein lebhaftes, ja begeistertes Interesse an der gedeihlichen Entwidlung einer vollserziehlich wirtenden Buhne an vielen Stellen des Buches verrat, ja, in der Dorrede und im Schlufworte ausbrudlich mitteilt, daß in ihm "glubende Begeisterung für die dramatische Kunft" seinem Eifer für den juristischen Beruf, in welchem er den Rang eines königlichen Staatsanwaltes erreichte, seit jungen Jahren (zum mindesten) die Wage hielt.

Ein ernfter Mann auch in ber Wertung der "bewußten Selbsttäuschung als des Urquells jedes fünftlerifchen Genuffes", freut fich der Derfasser nicht nur im Urheberrechtsgesetze von 1901, in der Berner Literaturkonvention und im burgerlichen Gefethuche für bas Deutsche Reich immer wirtfamere Magregeln gum Schute ber Dramatiter und ber Schaufpieler, in ben Beichluffen des deutschen Buhnenvereins und ber Genoffenicaft beutider Bubnenangeböriger eine gedeihliche Entwidlung des zwijchen Bühnenleitern und Bubnenfünftlern geltenden Rechtes feststellen zu tonnen, sondern er bebt auch mit Stol3 den außerordentlichen Dorzug hervor, dessen sich das Theaterwesen Deutschlands por dem anderer Cander dant der Munifigeng feiner Souverane und Kommunen erfreut: "eine ganz außerordentliche große Anzahl guter Theater zu besitzen, und zwar auch außerhalb ber Großftabte", und er tritt, bei aller Buhnenund Kunftfreundlichteit, für die Aufrechthaltung ber auch im britifchen Reiche unvermindert fortbestehenden Buhnengensur ein, deren Schwächen er natürlich feineswegs vertennt. Als ein Ausfluß feiner ernften Schätzung des erziehlichen Wertes der Buhne darf es wohl gelten, wenn er, von den gefenlichen Dorausfenungen der Konzession für "Schauftellungen ohne hoheres Kunftintereffe" fprechend, die gewiß fehr berech. tigte Frage aufwirft, ob denn überhaupt gur Errichtung eines "Tingel-Tangels" ein Bedürfnis porliegen tonne. Auch bier (wie bei den Schantgewerben) wieder die "leidige Bedürfnisfrage". Wir Ofterreicher tonnen allerdings dem

Wir Ofterreicher tonnen allerdings dem Derfasser, so sumpathisch auch der Ernst seiner Auffassung und die beredte Würdigung der Dorarbeit unseres geistvollen Burdhard ("Das Recht des Schauspielers") uns berühren mag, einen Dorwurf nicht ersparen:

Das Bühnenmärchen von dem "Polizeipräsidenten einer großen österreichischen Provinzstadt", der im Jahre 1894 (?) die Aufführung des Shakespeareschen "Julius Cäsar" unter der Bedingung erlaubte, daß darin keine österreichische Militärunisorm getragen wird, hätte der Verfasser doch ebensowenig ernst nehmen dürsen als den (freilich auch ihm "unglaublichen") "Wiener Vorfall aus den letten Jahren", daß man einem Journalisten namens Schiller seines miserablen Kassenersolges (!!) wegen einen Freiplag abschlug. — Dergleichen Anekoden psiegen doch sonst nur im Bierhause bei hochgradig gesteigerter Lachlust vorgebracht, aber von Besonnenen nicht anders wie als schlechte Spässe ausgenommen zu werden.

Dr. Abolf Daum.

Jauler Otto: "hiftorijde Leitlinien". 84, 89 S., 6 Kartchen im Tegte, 5 Karten im Anhange, Wien und Leipzig, A. Pichlers Witwe u. Sohn, 1906.

Eduard Rothert hat in feinem Werte "Karten und Stiggen gur Weltgeichichte" bie hauptlinien der historifden Bewegungen fartographifch dargeftellt und fo dem Unterricht ein wertvolles bilfsmittel geschaffen. Jauter gibt biegu gugleich Ausgug und Ergangung. Indem er die Strafen darftellt, welche Bolfermanderungen und Kriegszüge einschlugen (vom handelsvertehr fieht er ab), faßt er einerseits eine Reihe von Bewegungen vergleichend auf je einem Blatte gujammen, wobei die Leitlinien des Altertums, Mittelalters und ber Meuzeit gefondert werden, und regt fo gu vergleichenden hinbliden auf die verschiedenen Seitumftande und Bewegungsmittel an, Anderfeits aber laft er (und das ift ein wesentlicher Sortschritt gegen Rothert) ben Ginfluß der gleichbleibenden natürlichen Derhaltniffe dadurch icharfer hervortreten, daß er auf den überfichtstarten überall das Terrain mit darftellt. Die lefens. werte Schrift wendet fich an den Cehrer. Sie bietet ihm Material und Anregung, auch Anregung gu gelegentlichem Widerfpruche. Eine Sulle von Material ift nach einheitlichen Gefichtspunften gegliedert und verarbeitet. Dieje Gesichtspunfte find mejentlich dem Gedanten. gange Ragels entnommen. Die Wirtsamfeit der Natur auf den Menichen foll nach allen ihren Richtungen bin charafterifiert werben. Und fo greift die Arbeit über die Grengen, welche der Citel vermuten liefe. Der erfte Abichnitt behandelt "Stadte und Orte". Er magt die Bedeutung ber "natürlichen Cage" gegenüber ben rein historischen Momenten ab und zeigt an Beifpielen, auf welchen Momenten die Stabilität fo vieler Siedlungsftellen und ihre immer wieder gu neuer Geltung tommende Bedeutung beruht, anderseits aber auch, wie manche große und fleine Derichiebungen durch die geschichtlichen Ereignisse begrundet werden. In analoger Weise werden "Stragen und Wege" behandelt, und zwar, wie ichon angedeutet, wesentlich die historisch wichtigen, nicht die geographijch wichtigen. Dieje fallen freilich oft mit jenen gujammen. Das zeigt auch gerabe die Bufammenftellung am Schluffe biefes hauptabidnittes, melde die haupteisenbahnen mit den Römerftragen des antiten Europa pergleicht. Das Schluftapitel nennt fich "Dolferbeziehungen, Staats- und Gefellichaftsformen". Es fucht gunachft bargutun, wie geographische Lage und Derfehrswege auf Anichlug und Gegnerschaft, Sympathie und Antipathie einwirlen, geht aber alsbald zu einer geographischen Distuffion der europäischen Kriegstoalitionen über und verläßt den geographischen Boden, indem die Analogien in der innern Entwidlung der einzelnen Dolter, das Entstehen der Gerrichergewalt in den augeren Kriegen, die Anlehnung der napoleonischen Zeit an romische Traditionen u. f. w. besprochen wird. Die Erörterung der Politit ber handelsstaaten, die bem Raum gang anders fich gegenüberftellt als die großräumige Politif der Candstaaten, führt den Derfasser wieder gu Ragel und gur Geographie gurud. Er geht aber alsbald wieder dagu über, die Analogien im wirtichaftlichen und gefellichaftlichen Leben der Völfer gu verfolgen. bier nimmt alfo wohl das Wort "hijtorijche Ceitlinien" eine andere, nicht räumliche, sondern völterpfnchologische Bedeutung an. Die Schlugbemertungen find der "Gefegmäßigleit" in der Geschichte gewidmet. Mit Recht warnt der Derfaffer davor, die Analogien, die er dargetan, gu übertreiben, einen ewigen Kreislauf angunehmen. Er zeigt, wie die Abereinstimmungen modifiziert merben durch eine fortlaufenbe Ent. widlung vom Kleineren gum Größeren, raumlich wie in der Weite der Gesichtspuntte. "So ift denn auch bei der Wiederfehr politischer Situa. tionen, wirtichaftlicher und gefellichaftlicher Buftande eine völlig gleiche Cage der Dinge ausgeschloffen." Dielleicht darf man bier einen hinmeis auf die gedantentiefen Augerungen Eduard Richters über diefes Thema vermiffen. Die Schrift Jaufers hat das Derdienft, Rageliche Anregungen gu fontretifieren und gu popularifieren. Als hohes Cob darf man bem Derfasser nachjagen, daß er die Gefahr, gu ichematifieren und gu tonftruieren, meift glud. Sieger. lich permieben bat.

"Ethit." Eine Untersuchung der Catjaden und Gesethe des sittliden Lebens. Don Wilhelm Wundt, Verlag von Serdinand Ente in Stuttgart.

Unter den gahlreichen Werten Wilhelm Wundts, des tonangebenden Leipziger Philofophen und Pfnchologen, ift die "Ethit", die in dritter, umgearbeiteter Auflage in zwei ftarten Banden vorliegt, zweifellos eines der intereffanteften. Wundts bieibendes Derdienft befteht darin, die Philosophie wieder in engere Be-Biehung gur Naturwiffenichaft gebracht gu haben, ohne fie dadurch ihres eigenartigen Charafters gu entfleiden. Durch feine Grundzuge der phyfiologifchen Dinchologie und noch mehr durch die Begrundung des Inftituts für experimentelle Pinchologie in Leipzig hat uns Wundt gelehrt, pinchologifche Untersuchungen nach naturmiffenschaftlicher Methode anzustellen, und er felbit wendet nun diese Methoden auf die tompligierteften Produtte der geiftigen Catigfeit mit Erfolg an. Bu den bochften Gervorbringungen des Menschengeistes gehört nun zweifellos die Summe von Sorderungen, die wir unter dem Hamen Sittlichfeit gusammenfaffen. Diefe Bervorbringung als natürliches Entwicklungsprodukt zu begreifen, durch Ausgehen von den einfachsten Catsachen zu wissenschaftlich begründeten Normen des sittlichen Verhaltens zu gelangen, ist die Aufgabe, die sich Wundt in seiner "Ethik" gestellt hat.

So weit, wie dies Mennert in feinem Dortrag "Gehirn und Gesittung" getan hat, geht Wundt allerdings nicht. Er versucht nicht, eine Physiologie des Sittlichen zu geben, weil er zu fest bavon überzeugt ift, daß die Sittlichfeit nicht burch Betrachtung des Menfchen als Einzelwefen, fondern nur auf fogialer Grundlage burd völterpindologifde Betrachtung begriffen werden tann. Er weiß, daß ber Menich uns bistorisch niemals als Einzelwesen entgegentritt, sondern daß die Ausbildung selbständiger Individualitäten erft ein Drodutt einer langen. sozialen Entwidlung ift. "Der Mensch individualifiert fich aus einem Justande sozialer Indiffereng, aber er individualisiert sich nicht, um fich bleibend von der Gemeinschaft gu lofen, aus der er hervorging, sondern um sich ihr mit reicher entwidelten Kraften gurudgugeben." (II., 61.) Demgemaß fucht der Derfaffer die Elemente des Ethischen in ben Produtten des menichlichen Gesamtgeistes, in Sprace, Religion und Sitte aufzufinden. Er fragt nach der urfprünglichen Bedeutung von Gut und Bofe und zeigt den ethisierenden Einfluß der religiofen Dorftellungen und Gebräuche wie auch die fittliche Bedeutung ber primitiven Dertehrs- und Arbeitsformen.

Darauf gibt Wundt eine Geschichte der philosophischen Moralinsteme, indem auch diese eine Entwidlung des sittlichen Lebens selbst und nicht nur des Nachdenkens darüber darstellen. Dieser Teil, der in der ersten Auslage noch manche Mängel aufzuweisen hatte, ist in der neuen Bearbeitung sehr sorgfältig revidiert worden, so daß er jest eine sehr wertvolle Wersicht über die Geschichte der Ethit gibt, wobei insbesondere die kulturgeschichtlichen Jusammenhänge berücksichtigt sind. Hie und da, 3. B. in der Darstellung der stoischen Ethit, wäre noch einiges deutlicher herauszustellen.

Auf diese historischen und völterpsphologischen Untersuchungen gründet dann Wundt sein eigenes ethisches System, das den Inhalt des zweiten Bandes bildet. Iwei wichtige Grundgedanken sind einen meiner Ansicht nach Wundts Bedeutung als Ethiker zu suchen ist. Der erste ist der vom Wachstum geistiger Energie. Die Entwiklung der Menscheit zeigt uns eine immerwährende Neuschöpfung und eine stete Dermehrung der geistigen Energie. Dadurch unterscheidet sich diese von der physikalischen Energie, deren Größe immer konstant bleibt. Diesem Wachstum entspricht nun — und das

ift der zweite Grundgebante - eine ftete Dermehrung der Kulturguter, die man als unbedingt wertwolle Errungenicaft betrachten muß. Daburch erhalten wir einen absoluten Wertmafftab einerseits und die Grundlage zu einer optimistischen Cebensansicht anderseits. Die Beherrichung der Maturfrafte, die Entwidlung des Weltvertehrs haben unfer Leben unendlich bereichert und die Gludsmöglichfeiten permehrt. Es ift also trop aller Rüdichläge eine Dormarts. bewegung zu tonstatieren und diese Dermehrung ber Kulturguter ift trog Rouffeau und Schopenhauer als etwas Wertvolles anzusehen; sie gibt bem Menichen und ber Menichheit eine Gewähr des Erfolges und frohen Mut zu neuen und erweiterten Aufgaben.

Diefen beiden Gedanken wird jeder gustimmen und ihre Berechtigung und Cragweite gerne anerkennen.

freilich darf auch einem Wundt gegenüber die Kritif nicht verstummen. Wir heben nur zwei Puntte hervor. Die Derbindung von Religion und Sittlichkeit wird von Wundt enger und ursprünglicher bargestellt, als es bis por turgem die historischen und ethnographischen Soridungen guliegen. Man tannte bisher zwei Wurzeln der Religion, und zwar die Naturverehrung und den Seelentult. In diefen Urfprungen war aber noch nichts enthalten, was mit der fittlichen Entwidlung gufammenhängt. Die unfichtbaren Machte, von benen fich der Menfc abhängig fühlt, fucht er fich auf diefer Stufe gunftig gu ftimmen und verlangt von ihnen, daß fie fur feine Gaben ertenntlich feien. Erft fpater erfahren bei einzelnen zur boheren Kultur veranlagten Doltern die religiösen Dorstellungen infolge des inzwischen erstartten fittlichen Bewußtseins eine Cauterung im ethischen Sinne. Die Entwidlung ber griedifden Religion von homer bis auf Pindar und Ajdnlus gibt dafür ein nicht wegzudeu. tendes Beifpiel.

Dag nun eine philosophisch geläuterte Religion wieder ihrerfeits auf die fittliche Entwidlung einen traftigen und gunftigen Ginfluß gu üben vermag, das wird niemand leugnen tonnen oder wollen, der hiftorischen Sinn bat. Ursprünglich aber Scheinen Religion und Sittlichfeit aus verichiedenen Quellen gu fliegen. In neuefter Zeit ift nun allerdings eine Anficht aufgetreten, die hier furg ermahnt werden mag. Ceopold von Schroeder hat in ben "Beitragen gur Weiterentwidlung ber driftlichen Religion" einen Auffan veröffentlicht, in dem er den Glauben an eine einzige, gütige Gottheit als einen Elementargedanten des Menichengeschlechtes betrachtet und damit die Derbindung von Religion und Sittlichfeit als etwas Ursprüngliches ansieht. Schroeders Sprothese hat zweifellos viel für

sich, allein sie ist noch nicht ansreichend genug begründet, um bereits jest zur Grundlage der Sorschung gemacht werden zu können. Wundt aber, der von Schroeders sinpothese noch nichts wissen konnte, hat das Verhältnis von Religion und Sittlichkeit weder psychologisch noch histo-

rifch richtig dargestellt.

Der zweite Duntt betrifft die Geschichte der moralischen Beurteilung. Wundt hat zu wenig betont, daß wir eine folche Geschichte ber im Dolle tatfächlich verbreiteten moralischen Anschauungen noch nicht besigen und daß nur auf Grund folder Untersuchungen fich die Entwidlungsgesetze des fittlichen Urteils feststellen liegen. Er hat deshalb den fozialen Sattor vom individualiftifchen nicht icharf genug gesonbert. Die Sittlichfeit entfteht aus fogialen Motiven und entwidelt fich gur Menichenpflicht. Wie aber die Perfonlichfeit felbständig hervortritt, gefellt fich ber von den führenden Geiftern der Ethit, wie Sofrates und Kant, fo fraftig ausgestaltete Begriff der Menichenmurbe bagu, ber der felbitbewußten Individualität höhere Verpflichtungen auferlegt. Desmegen wird auch der moderne Sozialismus von Wundt nicht entsprechend gewurdigt. Er betont zu fehr das Utopische daran. In der Derwerfung des Sozialismus stimmt Wundt mit Berbert Spencer überein und mertmurdigerweise geht bei beiden Dentern diese Derwerfung nicht mit logischer Konsequeng aus ihren Snftemen hervor.

Trothdem bietet aber Wundts Darstellung eine Sulle der wertvollsten Anregungen für das Nachdenken über sittliche Fragen und dieses Nachdenken selbst scheint mir eine der wichtigsten Bedingungen für den sittlichen Sortschritt zu sein.

W. Jerufalem.

"Der Göttliche." Roman von hermann Dahl. Derlag Egon Sleifchel & Co. in Berlin.

Es wäre jedem österreichischen Dichter anzuraten, ein Jahr zumindest im Norden Deutschlands zu verleben: rein als Gegengewicht zur eigenen sensitiven, schwammigen Wesenheit. In jener fühlen, klaren Luft, die frei von schwälen, zerfahrenen Stimmungen scheint, angesichts und im Banne einer strengeren Jucht im innersichen und äuherlichen Leben, könnten dem südeutschen aufnahmswilligen Temperamente Ergänzungen zu teil werden, die in Amalgamierung mit den unleugbaren angeborenen Dorzügen ein Aquivalent für den mangelnden großen Jug herstellen könnten.

Und wenn schon nicht anders, so sollten wir aus Büchern lernen, die uns vom Norden kommen. Nicht, daß es lauter Meisterwerke wären. Aber selbst in jenen Erzeugnissen, die, mit Recht oder Unrecht, tein allzu großes Aussehen hervorgerusen haben, wird man in den meisten Sällen natürliche Größe, Konzentrations-

bestreben und, als Prüsstein wahrer Kunst, synthetische Sähigkeiten wahrnehmen, die uns, wenige Ausnahmen abgerechnet, bedauerlicherweise versagt sind.

Das sind nicht eben ganz neue Gedanken, und sie sind wahrscheinlich auch schon des öfteren ausgesprochen worden, aber sie drängten sich beim Cesen des "Göttlichen" von hermann Dahl wieder an die Oberstäche. Dieser Roman kann als merkwürdiges und gutes Schulbeispiel dienen.

Er beginnt tastend und unsicher. Man empfindet die schwerfälligen und unentschiedenen Griffe, die uns der eigentlichen Handlung nähetsbringen sollen, fast als technische Schwäche. Da sehlen alle artistischen Schnörtel, da sehlt der stimmungsvolle Grund, aus dem wie aus einem Nebel die Gestalten immer plastischer hervortreten, und da sehlt die seuilletonistische Stizzierung, die wohl ein leichtslüssiese Lesen verstattet, aber so häusig seder einheitlichen Linie entgegenwirkt.

Ein herber Jug in Hermann Dahls Wesen geht diesen Behelsen aus dem Wege. Wie ein Schwimmer, der sich seiner Krast voll bewußt ist, und der erst nach einigen ungraziösen Stößen mit Macht erstannliche und ausgeglichene Tempi zeigt, so ist diese Erzählung. Nein, nicht der Schwimmer, der Strom selbst, der in breiten, tlaren, blauen Wellen, an Schnellen und Wirbeln vorbei, seiner logischen Mündung zustließt.

Daftor Ceonta, der held diefes Romanes, ift eine Prachtgeftalt. Natürlich muß biefer ebrgeizige Sinnen: und Derstandesmenich, ber ein Derfunder eines prattifchen Chriftentums werden will, der nichts weniger als eine volle Unitat der Kirchen anstrebt und die Kirche durch den Sozialismus zu retten sucht, inmitten von Drieftern, die für Geld predigen, tonfirmieren, taufen, trauen und begraben, Schiffbruch leiben. Daß er aber nicht fo fehr an feiner Idee ftirbt, die felbstredend offene und verstedte Widerfacher genug findet, fondern am Weibe (um nicht gu fagen an Weibern) elendiglich zu grunde geht, ift eine feine fozial-plychologische Muance, die in diefem Salle um fo ftarter ins Gewicht fallt, als der Dichter Germann Dahl - eine Gran

Was sich um die alles überragende Gestalt Ceontas rankt, ist unser modernes Leben selbst. Der Neo-Romantizismus unserer Zeit, der auch als metaphysische Heilmethode einen Ausdruck sindet, der siegreiche Ausmarsch des vierten Standes, diese neue Völkerwanderung, das intrigante Creiben mondaner Gesellschaft, das sind so Momente, die Hermann Dahl als Staffage zu seinem Lebensbilde verwendet hat. Es sind herzhaste Griffe in eine ihm vertraute Welt.

Caine hat in feiner "Philosophie der Kunft" ben San niedergeschrieben: "Der Kunftler foll feinen Geist und sein Herz mit den Empfindungen und Vorstellungen seines Jahrhunderts füllen, dann wird das Wert von selbst kommen." — Nun, "Der Göttliche" ist so ein Wert, das aus den Empfindungen und Dorstellungen unseres Jahrhunderts geboren ist. — a

Seuilleton.

Burgtheater.

(Donnerstag den 22. Mär3: "Die Braut von Messina", von Schiller; Sonntag den 25. Mär3: "Die Hochzeitsreise", Drama in 3 Aussügen, von G. A. Traversi, sür die deutsche Bühne bearbeitet von A. Castiglioni und R. Cothar; "Das Andere", ein Alt von C. G. Battistini, deutsch von R. Cothar.)

Die "Braut von Messina" hat eine Neubesetzung notig gemacht, weil die feindlichen Bruder ihren Schuhen entwachsen find. Beffer gesagt: diese Schuhe haben ihnen niemals recht gepaßt. Berr Devrient, mit feinem losfahrenden Naturell und bem schneidigen Con, in der Rolle des Don Manuel, der unter den beiden Brüdern als der mildere und weichere erscheint, hat eigentlich bas gange Stud auf ben Kopf aeftellt; und es ware vielleicht immer noch beffer gemejen, wenn er mit Reimers feine Rolle getaufcht hatte. Daß man heute zwei Liebhaber und Belben von fo feiner Abichattierung faft nirgends mehr findet, ift ein deutlicher Beweis dafür, daß die Kunft ber Charafteriftit nicht erft por 20 Jahren erfunden worden, sondern feit 20 Jahren in febr deutlicher Abnahme begriffen ift. Sruber brauchte ein Theaterleiter nur zuzugreifen : auf Sichtner und Come folgten Sonnenthal und Wagner, dann hartmann und Kraftel, und zulett noch Robert und Reimers! heute gibt es ja Kerle genug, die sich aufs Befichterfoneiden verfteben und die bochft überfluffigen Dorfcriften der modernen Dichter treu, fleißig und aufdringlich zur Ausführung bringen; für einen Cowen und einen Tiger aber fehlt ihnen das Unterscheidungsvermögen, und Liebhaber ift für fie Liebhaber, ber eine wie der andere.

Als Don Cefar hat schon im vorigen Sommer herr Gerafc vom hoftheater in Stuttgart mit Erfolg gaftiert; er ift für die Butunft bereits dem Burgtheater verpflichtet, das mit ihm einen fehr gludlichen Griff getan zu haben cheint. Eine fclante und biegfame Sigur; ein hubicher und doch charafteriftifchen Ausbrudes fähiger Kopf; ein flangvolles und fraftiges Organ, mit leichter Conbildung und fcarfer Artifulation - diese äußeren Eigenschaften empfehlen den neuen Liebhaber von vornherein, der trot feiner Jugend nicht mehr in den Windeln liegt, sondern icon über eine beachtenswerte Technit verfügt. Don inneren Tugenden hat er Intelligenz und Leidenschaft verraten, weniger weiche Empfindung, für die der Don Cesar freilich auch nur geringen Anlaß bietet; an manchen Stellen hat mich eine gewisse süßliche Manier und in der Ceidenschaft ein kulissenreiherisches Ausgreifen gestört. Das Burgtheater wird hier bald seinen Hobel anseinen Ich erinnere mich nicht, seit 20 Jahren einen jungen Liebhaber gesehen zu haben, der auf mich einen so starten und guten Eindruck gemacht hätte. Wenn irgendwo, so ist es hier an der Zeit für den Nachwuchs!

Weniger Glüd hatte Herr Muratori auf dem Posten des Don Manuel. Es war, als ob er sich durch Cesar-Gerasch gedrückt fühlte; er war in Erscheinung und im Spiel zu wenig männlich, zu fassungslos und zu weinerlich. Eine Frohnatur vom Schlage der Sichtner, Sonnenthal, Hartmann ist er sicher nicht; auch sein Don Manuel hatte keine Sonne. Seinem unmittelbaren Dorgänger war er trozdem überlegen.

Die ganze Dorstellung überragte die Isabella der Frau Römpler-Bleibtreu. Der Chor wurde von den Herren Löwe, Gregori und Zesta zwar mit großer Wirtung gesprochen; er verträgt aber noch mehr Schwung und ein träftigeres Einsehen, z. B. gleich im Eingang.

Die beiden italienischen Stüde haben ihre Uraufführung bei einer Wohltätigkeitsvorstellung im Carl-Theater (Matinee, Sonntag 11. März) durch die Hossauspieler ersahren. Auch ein Zeichen der Zeit! Der deutsche hilfsverein muß, wenn er sich eine Einnahme verschaffen will, ein paar Stüde aus Italien kommen lassen! Im Burgtheater wird Shaw gespielt; das Dolkstheater macht mit einem Detektivstüd amerikanischer Sechsung die besten Geschäfte. Trozdem gibt es noch immer Leute, die behaupten, daß unser Drama seit 20 Jahren im Aufgang begriffen sei.

Die "Hochzeitsreise" beruht auf recht erkünstelten Doraussetzungen und gewagten szenischen Dorgängen. Die Braut hat dem Bräutigam verheimlicht, daß sie schon früher einem andern angehört hat. Unwahrscheinlich ist, daß der zärtliche und ehrenhafte Dater von ihrer jahrelangen Reue nichts gemerkt hat; und nichtswürdig ist, daß die Mutter, die von ihrem Sehltritt weiß, sie ohne Geständnis in die Che treten ließ. . . . Aber auch der Bräutigam hat eine ältere Geliebte abzudanten, deren materiellen Ansprüchen er nur burch Schuldenmachen nachtommen fann. Man follte nun glauben, daß diefe Gegenfeitigfeit der Dorwürfe den Sall, wo nicht gang, fo doch einigermaßen ins Gleichgewicht bringt. Das Gegenteil ift aber der Sall. Der Brautigam bricht bie hochzeitsreife jah ab und die junge Srau, die ihn von ganger Seele liebt, begeht im hause ihrer Eltern einen Selbstmord (die hauptperfon verschwindet nach bem erften Att. ftirbt aber erft am Ende des Studes). Die Urfache diefes Selbitmordes fucht der Dater der Braut querft in dem Schwiegersohn, von beffen alterer Liebichaft er erfahren hat. Durch einen blob. finnigen Knaben aber tommt diefer gar noch in den Derbacht, feine grau ermordet gu haben. So, daß ihm endlich nichts übrig bleibt, als das gu tun, mas er verschworen bat; nämlich, gu reben und die fterbende Grau angutlagen, Diefe Enthüllung in Sorm einer Ergahlung ber Dorgange in der Godgeitsnacht gebort gu den peinlichften und widerwärtigften Szenen, die man fich auf ber Buhne benfen tann. Um die Reinheitsfrage, das weibliche handschuhproblem, handelt es fich, wie man fieht, gar nicht; fondern nur um die daraus folgenden gufälligen und fehr unwahricheinlichen Derwidlungen, um die Frage nach dem Schuldigen. Alte frangofifche Mache! tron den unausstehlichen und aufdringlichen Anweisungen für die Darfteller. Es tritt ein Professor auf, der eine Operation ausführen tann: "voll Selbstbewußtsein, macht eine Bewegung, wie um zu sagen: Sie tonnen alles Dertrauen gu mir haben." Große Chirurgen machen zwar folde Gebarben nicht, aber ichlechte Schauspieler, die große Chirurgen wielen. Bei denen haben fie die modernen Dichter gesehen, die mit wichtiger Miene das ju Papier bringen, was fie nicht im Ceben, fondern an ichlechten Komodianten beobachtet haben. Wie es eine Trivialität des Dialoges gibt, fo gibt es auch eine Trivialitat ber fgeniichen Angaben, durch die der Dichter mit einem Schlage beweift, daß er weder Dichter noch Schaufpieler ift, mahrend er gu gleicher Seit berbes fein will.

"Das Andere": das ift der Reig des andern. Ein Schriftsteller hat fich von feiner Grau icheiden laffen, die ihm nach fieben Jahren, als er eben auf eine andere Jagd macht, wieder entgegentritt. Und jest ift fie für ihn "das andere" und er macht nicht übel Miene, gu ibr gurudgutehren. Sie aber redet fo flug wie die Dame in Schniglers "Twifchenfpiel": "Cag uns den Traum, lag uns das Glud in feiner von teiner Wirtlichfeit getrübten Reinheit bewahren. Nur mas wir nie und nimmer erreichen, bleibt ewig icon und ewig begehrenswert. War das nicht beine Lehre?" Dor bem Schriftsteller Gino d'Arabba foll bas auch ichon eine gewiffe Pringeffin in Goethes "Caffo" gelehrt haben: "Es gibt ein Glud, das durch Entjagung nur gewonnen wird." Und wenn diefer Gino wirklich, wie er ergablt, in Italien mit jungen Jahren ein berühmter Mann geworden ift, weil er einmal die tiefe Wahrbeit ausgesprochen hat: "nur das andere ift icon", dann ift der Ruhm dort fo billig wie die Domerangen. Erft neulich bat im Burgtheater ein verbummelter Maler feiner Frau, die ihn gur Rede ftellte, warum er fie, um einer anderen willen verlaffen habe, die latonifche Antwort erteilt: "Dermutlich, weil es die andere war" - ohne daß aber diese Antwort das Stud ober ben Dichter berühmt gemacht hatte! Um das mehr ober weniger geiftreiche Wortund Dialogipiel mit diefer Phrafe dreht fich das gange Proverb, und nachdem das in mehr als einem Sinne haftliche Wort von dem "Glud in feiner von teiner Wirflichfeit getrübten Reinheit" gefallen ift, lagt ber Dichter wie ein Sabeldichter die Personen einfach im Stidy: wir erfahren weber, mas aus feiner Bice und ihrem unbequemen Dater werden, noch ob fie dem Grafen ein von der Wirflich. teit getrübtes Glud bereiten wird; nachdem er feinen Geift verfprigt, hat die Komodie offenbar für den Dichter alles Interesse verloren. Mur der Capo comico darf noch auftreten und ben Say umfehren: daß nämlich das fogenannte andere, im Leben wie auf der Buhne, doch immer bas namliche ift. Das Stud tonnte alfo auch "Das Nämliche" beißen.

Die Aufführung der beiden von den Regiffeuren Brandt und Kraftel in Szene gefenten Stude ließ nichts zu wünschen übrig. Den Damen Meldelsty und Kallina fowie den herren Sonnenthal, Römpler, Devrient und Jesta wurde von der gahlreich vertretenen italienischen Kolonie mandes "Brava" und "Bravo" zugerufen; aber füdliche Temperatur nahm der Beifall 3. Minor. nicht an.

Don der Woche.

17. Mär 3. In St. Gotthard erstattet Koloman von Sgell feinen Wählern einen Rechenschaftsbericht, in welchem er die Notwendigteit nationaler Kongeffionen betont und den bestehenden Buftand in Ungarn als einen verfaffungsmibrigen erflärt.

18. Pringeffin Maria Beatrig von Bourbon (geb. 1824)

in Gorg t. - Naroline Tellheim (geb. 1842), Opernfangerin, in Wien †.
19. Charles S. Francis wird an Stelle Bellamp

Storers jum Botichafter der Dereinigten Staaten Hord ameritas am Wiener hof ernannt.

20. Die "Wiener Seitung" veröffentlicht bie Enthebung

des Barons Erwin Schwarzen au als Statthalters in Cirol.
— 396. Sigung des Abgeordnetenhauses: der Ministerprässient spricht in Beautwortung einer an ihn gestellten Interpellation über die Cage in Bosnien. Sortiethung der Wahltesprindebatte. — Konstitusierende Sigung des niederöfferreichsichen Candeskulturrates. — Alegander E. Cahovary wird an Stelle des Fürsten Chita zum rumänischen Gesandten in Wien ernannt. — Der Dosservatore Komanosit ermächtigt, die Nachricht, der Papst habe den König von Ungarn seines Eides auf die Versassung entbunden, für salsch zu erklären.

21. 396. Sigung des Abgeordnetenhauses: Fortsetzung der Wahlreformdebatte.

22. 397. Sitzung des Abgeordnetenhaufes : Fortfetzung der Wahlreformdebatte.

23. 398. Sitzung des Abgeordnetenhauses: die Regierungsvorlagen, betreffend die Abänderung des Grundgeseiges über die Reläsvoertretung und über die Wahl der Mittglieder des Abgeordnetenhauses, werden einem aus dem ganzen hause zu wählenden Ausschusse von 48 Mittgliedern zugewiesen. Die Vorlage, betreffend strafrechtliche Bestimmungen zum Schuse der Wahlfrechett wird dem Justzausschusse, jene, betreffend die Abänderung der Bestimmungen über die Immunität, dem Verfassungsausschusse und die Vorlage, betreffend die Abänderung der Geschäftsordnung,

dem Geschäftsordnungsausschusse zugewiesen.
24. Eröffnung des Kongresses für Frauenrechtschut

Die Wahlreformbebatte. Nach fast dreiwöchicher Dauer und nach elf Sigungen wurde die erste Cesung der Regierungsvorlagen, betreffend die Reform der Wahlordnung und der Geschäftsordnung, vom Abgeordnetenhause beendet. Es war eine Debatte großen Stiles, wurdig der außerordentlichen Wichtigfeit des Gegen-Itandes und von bober Bedeutung. Mehr als fechzig Redner famen gum Wort und jo manche Rede fann als eine oratorifche Leiftung bezeichnet werben. Wenn auch nicht viel neue Gedanten ober originelle Anregungen ju Tage tamen, haben doch alle Reden gur Klarung der Situation beigetragen. Noch läßt sich über die Details nichts voraussagen, noch werden viele Sorderungen und Duniche gepruft und gurudgewiesen werden muffen; die Notwendigfeit der Erweiterung des Wahlrechtes ift aber von feiner Seite ernftlich in Grage gezogen worden und fast einstimmig hat man die Unhaltbarteit der geltenden Beftimmungen betont. Eine ichwierige Arbeit fteht nun den Ausschuffen bevor. In ihrer hand liegt wohl zunächst das Schidfal der Wahlreform des Ministerium Gautsch, mehr aber vielleicht - des gegenwärtigen Abgeordnetenhaufes.

Raimund-Theater. Dieser Tage wurde im Raimund-Theater unter dem Dorwande eines Märchenspieles ein selfsames Tendenzstüd zum ersten Male aufgeführt, das sich gegen die Herrschaft der Protektion in den Staatsämtern wendet. Die gute Absicht des Verschieses in Ehren. Aber sein Ethos kommt aus der Froschperspektive des unzufriedenen Diurnisten, der sich einbildet, alle Gebrechen des Verwaltungsapparates zu kennen, weil

er einmal einen vertraulichen Att der Beschwerde hat abschreiben dürsen. Ich könnte stüglich die Tinte sparen und über das Stück ruhig zur Tagesordnung übergehen, wenn anders die märchenhafte Einkleidung mich nicht doch zu einer kleinen Auseinandersehung reizte. Weil nämlich in dem Stücke Conradis die Protektion allegorisch als handelnde Person einegeführt erscheint, herrscht vielsach die Meinung, se knüpse an die Überlieferungen Serdinand Raimunds an und es sei darum als ein Dersuch der Rücksehr zu den poetisch reineren und vornehmeren Elementen des Wiener Volksstückes willsommen zu heißen

Nichts falfcher aber als diese Wohlmeinung. Der "Reformator" ift feine Rudfehr gu Raimund, sondern ein Rudfall in die Zeit por Raimund, wo die Allegorie auf der Bühne noch bramatischer Selbstzwed war, wie in den Wiener Jesuitentomodien oder in ihren spanischen Dorbildern, den "Autos" von Calderon, und es hieße das Cebenswert Raimunds vertennen, wollte man in seinen Marchenspielen den Kampf zwischen den guten und bofen Beiftern, der in ben "Autos" Calberons noch hauptsache war und in dem Stude Conradis als Wettstreit zwischen ber bofen See "Protektion" und bem "Genius des Wiffens" eine ungeitgemäße Neuauflage erfährt, als das wesentliche Merimal und Cebenselement der dramatischen Dichtungsform betrachten, die uns der Schöpfer des "Bauer als Millionar" binterlaffen hat. "Ein allegorisches Drama," sagte schon herber, "ist bas tältelte Schattenspiel, worin mit fortgebendem Widerspruch Nichtigkeiten sprechen, Nichtigkeiten handeln." Kein Zweifel: wenn bei Calberon die hetaren "Citelfeit" und "Cufternheit" den Jungling "Rechtglauben" ju verführen trachten, bann wissen wir allerdings sofort, woran wir find, wir muffen uns aber zugleich gestehen, daß felbst das Genie eines Calderon diesem Schattenspiele tein mahres Ceben einzuhauchen vermochte. Und herber, diefer feine fritische Kopf, ertlart uns auch gleich, weshalb die Allegorie als bramatische Kunstform unzulässig sei: "Im Drama tritt der Dichter unter das Gefet eines Mareren Sinnes, des Gesichts, und muß ihm gehorchen." Das ift es. Wo anders ware benn die eigentumliche, unvergleichliche Kraft des Dramas zu suchen als in der Unmittelbarteit. als in der Cudenlosigfeit der Eindrude, die es uns vermittelt, ohne uns erft zu zwingen, durch unfere eigene Dhantafie zu ergangen, mas uns der Künftler bietet. Doraussetzung dabei ift nur der naive Glaube des Juborers : mas mir feben, was wir horen, was por unferen Augen geschieht, das follen, das wollen wir als ein unmittelbar Gegenwärtiges erleben und die Allegorie hat darum auf der Buhne nur dann eine

künstlerische Daseinsberechtigung, wenn sie uns nicht die Mühe einer störenden Gedankenoperation auferlegt, sondern durch unmittelbare Anschausichkeit die dargestellte handlung vereinfacht, wie dies in so wunderbarer Weise bei Serdinand Raimund der Sall ist. Und er erreichte dieses Siel wieder nur dadurch, daß er die Allegorie dem Drama als dienenden Geist unterordnete, während sie vor ihm auf der Wiener Volksbühne noch zumeist Träger der handlung gewesen ist.

Um diefe Reformtat in ihrer gangen Tragweite zu erfennen, muß man fich in Erinnerung bringen, aus welchen überlieferungen die Saubermarden Raimunds bervorgegangen find. Die Jesuitentomobien murgelten noch gang in der primitiven allegorischen Darftellungsweise der Calderonichen "Autos". Sie hatten fich zwar ber tomischen Elemente des Saftnachtsspiels bemachtigt und icheuten fich nicht, gelegentlich auch mit ber hanswurftpoffe ein Kompromiß gu ichließen. Aber in ihrem Wefensterne lebten fie noch immer vom allegorisch geführten Kampffpiel zwischen bofen und guten Geiftern. Als fie von Kaifer Jofef verboten murben, trat die fogenannte "Mafchintomodie" ihr Erbe an. Der allegorische Inhalt war zum Ausstattungseffett veräugerlicht, und die Freude der Wiener am Schaugepränge und am tollen Scherg geis tigte die Sauberposse. Um das unbedeutenofte menichliche Schidfal porguführen, murden ftets himmel und holle in Bewegung gefest. Die Beifter, Seen und Magier flogen auf der Buhne nur fo aus und ein; ber ernfte Sinn der Allegorie ward zum lachenden Unfinn ber Seerie. In folder Erstarrung fand Raimund das Wiener Dolfsftud vor. Neue technische Sormen gu ichaffen, war dem Dorftadtfomiter nicht möglich. Genug, wenn es ihm gelang, fie mit neuem Inhalt gu füllen und zugleich feine tieffittlichen Absichten ber Lachluft feines Dublitums auf Umwegen beigubringen. Und dabei mar ihm wieder die vor ihm zuerst dramatisch, dann gu Ausstattungszweden migbrauchte Allegorie behilflich. Man beachte aber mohl, melde andere poetische Sunttionen er ihr guweift. Geradegu flaffifche Schulbeifpiele für die Art, wie Raimund die Allegorie dem Drama dienstbar machte und wie er damit zugleich fein Publitum afthetijch erzog, bietet der "Bauer als Millionar". Man vergegenwärtige fich nur die echt brama. tischen Wirtungen, die von den allegorischen Geftalten der "Jugend" und bes "hoben Alters" ausgehen. Unter icherghaften Reben bewert. stelligen sie die strafweise Derwandlung des übermütigen Sortunatus Wurgel aus einem fraftstrogenden Cebemann in einen alten, abgelebten Greis. Sowohl die Szene mit der "Jugend" wie auch die mit dem "hohen Alter" hat frohlich begonnen und frohlich geendet. Und dennoch fühlen wir uns tiefinnerft erschüttert, mabrend wir noch lachen, erschüttert von der Tragit der Derganglichfeit, der Wandelbarteit des Glüdes. Ein Doppelziel ist es, was Raimund fo erreicht. Indem er den Buhorer lachen macht, ergieht er ihn für ein hoberes, und indem er die Allegorie als Trager ber handlung entibront und fie gu ihrem bienftbaren Geifte icheinbar erniedrigt, erhebt er fie zur wirklich dramatischen Sunttion. Auch bei ihm bestimmen noch gute und boje Seen die augere handlung. Allein fie haben uns nichts mehr gu fagen, und mahrend ihre dienstbaren Geifter vom Schlage ber "Jugend" und bes "hoben Alters" noch wie Erlebniffe in unferer Erinnerung nachwirten, wiffen wir von jenen taum mehr die Namen. Was find uns die See Cafrimofa ober der Konig Aftragalus? Schall und Rauch . . .

Otto Conradi - und damit muß ich leider wieder gum Ausgangspunft meiner Betrachtung gurudtehren, um gum Schluffe gu tommen übernimmt von Raimund gerade das, was an ihm tot ist und was wir in seinem Stud am liebsten ausgeschaltet sähen. Indem er in den Gestalten der "Protektion" und des "Genius des Wissens" die Allegorie zum Träger der handlung erhebt, bestätigt er die launige Definition, die Doltaire in feinem "Philofophilden Worterbuche" von dem Worte "allegoristisch" gegeben hat : "Die Jumutung, daß man aus einem Werte etwas herauslesen folle, was nicht darin fteht." In der Cat: von dem dichterischen Geifte Raimunds fteht nichts im "Reformator", und das allegorische Marchentleid icheint rein nur ba gu fein, damit er nach mehr ausschaue, als er ift.

Theodor Antropp.

[🗇] Österreichsiche Rundschau, fiest 74. 🗆 Redaftionsschluß 24. März 1906. 🗅 Ausgegeben 29. März 1906. 🗘 🛱 Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossp. 🗇 Derantwortlicher Redafteur: Dr. Hugo haberfelb

Notizen.

Derlosungsverlust. Im Monate April sindet die Ziehung der Theih- und Rudols-Cose sowie mehrerer anderer Obligationen statt, deren Derlosung mit dem Neinsten Tresses, beziehungsweise Nominalbetrage, bedeutende Derluste verurlacht. Die Versicherung gegen diese Derluste übernehmen die Zentral-Depositentasse und Wechselktube des Wiener Bankvereines, die Exposituren sowie die Silialen in Prag, Graz, Brünn, Aussig a. d. Elbe, Budapest, Lemberg, Czernowiz, Bielitz-Biala, Klagenfurt, Pilsen, Konstantinopel und Iweiganstalten in den Wiener Bezirten.

K. f. priv. Afficurazioni Generali. Aus dem 17. Marg 1906 ber Generalversammlung erstatteten Berichte der Zentraldirektion der t. t. priv. Afficurazioni Generali zu den Rechnungsabichluffen pro 1905, dem 74. Betriebsjahre, geht hervor, daß die Garantiemittel ber Gefellschaft im abgelaufenen Jahre um K 22,554.164·22 gewachsen find und am Jahresschlusse die fiche von K 270,082.078-64 erreicht haben. Auch im Jahre 1906 hat sich der Cebens-versicherungszweig der Anstalt in sehr erfreulicher Weise erweitert. In der Seuerversicherung und dem mit diefer vereinigten Gefcaftszweige der Einbruchsdieb-Rahl-Derficherung war die Geschäftsentwicklung gleich-falls eine anhaltend günstige. Den Rechnungsabschlüffen find im wefentlichen folgende Daten zu entnehmen : Die Referven der Cebensverficherungsabteilung betragen K 209,076.662-98, b. i. um K 18,739.255 97 mehr als im Dorjahre und beziehen jich auf K771,879.007-54 Rapital und auf K 1,445.543-74 Rente. Die Reserve für schwebend gebliebene Schäden beträgt K 3,992.047 67. Bur Dedung der am 31. Dezember 1905 laufenden Risten wurden für die Seuerversicherung eine Prämienreserve von K 10,464.043'40 (gegen K 9,447.372'69) und für die Cransportversicherung K 172 108-72 zurückgestellt. Die Prämienscheine und die in nachfolgenden Geschäftsjahren einzuhebenden Prämten aus den Seuer- und Einbruchs-versicherungs-Branchen betragen K 94,667.902-96 gegen K 90,301.649-69 am Schlusse des Jahres 1904 und bileben aus der bilanzmäßigen Abrechnung gänzlich ausgeschieden. Die Gewinnreserve beträgt K 5,250.000. Die Reserve für Kursichwantungen beträgt K 19,206.875 73. Die Referve zur Ausgleichung einer Minderung des Iinsenerträgnisse wurde auf K 1,471.110·50 erhöht, des wetteren die Immobilien-Reserve mit K 320.522·97 bedacht. Unbeschadet der alljährlich 3u Caften des laufenden Gefchaftes bewertftelligten Abschreibungen von Derlusten auf uneinbringliche Ausstände, besteht ein abgesonderter, bisher noch nicht in Anspruch genommener Reservesonds von K 160,000 für dubiose Ausstände. Die Gesellichaft gewärtigt an jährlichen Prämien nebst 3insen über K 75,000.000 aus sämtlichen Sweigen. Durch die im Jahre 1905 für Schaben bezahlten Sweigen. Durw die im Juffe 1906 fur Squaen ober get Befteben ber Gelellichaft vergüteten Schaben die fjohe von K 827,976.227-40.

Büchereinlauf.

Prolog und Epilog im beutschen Drama. Ein Beitrag zur Geschichte deutscher Dichtung. Don Cowin Jellweter. Leipzig und Wien, 1906. Franz Deutsche.

Karl Johann Ritter von Grueber. Lebenserinnerungen eines Reiteroffiziers vor hundert Jahren. Herausgegeben von seinem Neffen fr. v. St. Wien, 1906. C. W. Seidel & Sohn. Das Deutichtum im Wirtschaftshaushalte Osterreichs. Teil II. Die Abgabenleistungen der Deutschen in Gerrreich an den Staat. Reichenberg, 1906. Rudolf Gerzabet & Co.

Dom Kinderbud. Gefammelte Auffate von Heinrich Wolgaft. Leipzig, 1906. B. G. Teubner. M. 1.60

Drei historische Erzieher: Pekalozzi, Fröbel, Herbart. Don Dr. S. H. Hanward. Abersetzung aus dem Englischen von Gustav Hilf. Leipzig, 1906. A. Owen & Co. M. 1.60

Geschichte des deutschen Dolles vom XIII. Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters. IV. Band. Don Emil Michael S. J. Freiburg im Breisgau, 1906. Herdersche Derlagsbuchhandlung.

Srau folde. Dichtungen von Ott. Stauf von der March. Berlin. Agel Junder. M. 2.50

Geschichte des I. I. Bombardiertorps der 2. I. Artilleriehauptschuse und der 2. I. Artillerieakademie. 1786—1869. Dersati von Friedrich Gattl, 2. u. 1. Oberst des Armeetandes. Nach dem Code des Versalsers herausgegeben von Albert Edlen v. Obermager, 2. u. 2. Generalmajor d. R. Wien, 1908. In Kommission bei Wilhelm Braumüller.

6. W. Schiele: Aber den natürlichen Ursprung der Kategorien Rente, Jins und Arbeitslohn. Berlin, 1906. Hüpeden & Merczyn Derlag.

Gefrönte Sanguiniter. Hiltorifde Parallelen von Hans Ceu g. Mit 4 Porträten. Berlin, 1906. Hermann Walther.

Das Rollwert in der deutschen Ornamentit des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts von Max Der i. Berlin, 1906. Schufter & Busleb.

Weg zur Metaphylif als erafter Wissenschaft von Dr. Ludwig Dilles. Zweiter Teil. Die Urfaltoren des Daseins und das lette Weltprinztp. Grundlinien der Ethik. Stuttgart, 1906. Fromanns Verlag.

Der ungerechte Richter. Drama von Marie Schmibl. Wien, 1906. Carl Konegen (Ernft Stülpnagel).

Eingesendet.



Franz JosefBITTERQUELLE

von ärztlichen Autoritäten seit Jahrzehnten als das gehaltreichste und sicherste natürliche Abführmittel empfohlen.

DIE DIREKTION IN BUDAPEST

CO	Redaktion: Wien, I. Operaring 3. Telephon 4636.	00
۵۵	Sprechftunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.	00
35	Derlag: Derlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernft Stülpnagel).	aa
ac .	Drud von Christoph Reiher's Sohne, Wien, V. 🗆 Papier: Schlöglmubl.	20
αo	Redattionsschluß für Heft 75: 31. Marz 1906.	113

Inseraten=Annahme durch die Administration der Osterreichtschen Rundschau, Wien, I. Operating 3 und durch alle Annoncen-Bureaus.
Insertionspreise: Die viergespaltene Millimeterzeile 25 h, 1/1,e Seite K 12.—, 1/2, Seite K 20.—, 1/4 Seite K 35.—, 1/2, Seite K 60.—, 1/4 Seite K 100.—, Inserate im redaktionellen Teil K 1.20 für die Petitzeile. Beilagen nach Abereinsomm

Klösterle Sauerbrunn Lithion Quelle.

Hochfeines Tafelwasser.

Oberall erhältlich! Elgene Niederlage:
WIEN, I. Sonnenfelsgasse Nr. 4.

Schrifts

Bed. Verlag Aberdiannt
Vertriebv. Sedichten, Boo
Dramen etc. Cräg einen
Kul. Beding. Off fub
Haabenitein a Vogler,
erbeten.

»OBSERVER«

Celephon Ilr. 12.801

Unternehmen iŭr Zeitungsausichnitte

WIEN, I. Concordiaplat 4

lieit lämtliche Wiener Cages-Journale, ferner alle hervorragenden Blätter der ölterr. - ung. Monarchie und des Auslandes (welche in deutscher, franzöllicher, englischer und ungarischer Sprache ericheinen), sowie alle wichtigeren Fach- u. Wochenichriften, und verlendet an die Abonnenten jene

Zeitungsausschnitte

welche fie perfönlich (oder fachlich) intereffieren.

Der »OBSERVER«

ilt in der Lage, aus allen wichtigeren Fournalen des Kontinents und Amerikas leinen Auftraggebern Prehitimmen (Zeitungsausichnitte) über ledes gewünschte Thema ichnellitens zu liefern.



III. Teil:

Ergründung der Elektrizität ohne Wunderkultus. K 240.

labalt: Vorwort. — Vom gegenwürtigen Backnrott der elementarischen Wissenschaften. — Wunderglaube in der Forse nug. — Weltanschannog. — Wie entsteht Magnetismus und Elektrizität. — Problem der untersebnschieben Zouentemperatur. — Wie dle Niederschläge entstehen. — Kathodensivahlen. — Geheimnis des Radiums etc. etc.

Vorher erschlenen:

I. Teil:

Die Gravitationslehre . . . ein Irrtum. K 1 50.

II. Teil.

Gegen die Wahnvorstellung vom heißen Erdinnern.

Die Vierteljahrsschrift körperliche Erzieh



(Organ des Verei Pflege des Jugen in Wien)

kämpft für wahre Re gesamten Erziehung von der Elementar-Hochschule in Bezie

Jugendspiel, T im Freien, E = Schwimme | Schülerreis

Landerziehungsheime, Schuli Handfertigkeitsunterricht, Koë tion und Ferienfürsorge.

Redaktion u. Administration: Wien, I. Bräuners

Redakteure: Dr. Leo Burgerste Dr. Viktor Pimmer.

Preis ganzjährig K 4 .-- .

BRONZEN

KLEINE NII WANDDEKORA SCHREIBGARN

WIEN, Stephansplatz. MARIENBAD, Kaiserstr. KARLSBAD, Alte Wiese. M. Munk

Illustrierte Preislisten gratis und franko.



The Oliver- ist ble erfolgreichste Maschine ber is Die -Postal- ist ble billigste Schreibmaschine für i Derlangen Sie unsere -25 Gründe warum Mascha & Co., Wien, I. Schellinggas

Das kommerzielle Unterrichtswesen in Österreich.

Don Ministerialrat Dr. Frang Ritter von hammerle.

Als ich im Jahre 1888 zu vielseitigen Agenden des Spezialschulwesens auch jene des kommerziellen Unterrichtes im Ministerium für Kultus und Unterricht übernahm, wurde mir eine für den Beamten seltene, wenn auch an sich nicht unerfreuliche Überraschung zu teil: diesem Referate fehlten die — Atten. Wenigstens kann man die damals an die Unterrichtsverwaltung jährlich geleiteten 30-40 Geschäftsstüde, welche Angelegenheiten dieses Unterrichtszweiges betrafen und zumeist eine rein formale, "schimmelmäßige" Erledigung erheischten, wohl nicht unter dem bureaufratischen Sammelnamen "Alteneinlauf" subsumieren. Dabei war es auffallend, daß es sich bei diesen wenigen Studen zumeist um dieselben Personen und Dinge drehte, die immer wieder in derselben Reihenfolge und Art sich einfanden. Einem Beamten, der bei einem lo eigenartigen und vielgestaltigen Gebiete. wie das Spezialschulwesen, es gewohnt war, einer reichen, aus der gulle des Lebens quellenden Dariation zu begegnen, war eine berartige Dürre eine das Nachbenten herausfordernde, mertwürdige Erscheinung. Wie? Sollte der handel und Derkehr eines großen, so mannigfach gegliederten Staatswesens wie Österreich gar keine weiter- und tiefergehenden Beziehungen zur obersten Verwaltung des Unterrichtes und der Erziehung haben? Oder war schon so trefflich seitens autonomer Kreise und Organe vorgesorgt, daß der Staat und seine Verwaltung es gar nicht nötig hatten, sich um ein wirtschaftlich so bedeutsames Sachgebiet weiter 3u fümmern. Das war eine weitere Erwägung — hatte der Staat bisher dieses Gebiet und seine Wichtigkeit für die Allgemeinheit doch zu wenig beachtet und ihm barum nicht jene Pflege und Obsorge zugewendet, die er sonst auf naben, verwandten Bereichen so intensiv und erfolgreich bekundet und betätigt hatte? Jedenfalls war es wert, sich mit diesen Fragen näher zu befassen.

Dertraut mit dem Bedürfnis der kaufmännischen Kreise, mit welchen ich schon jahrelang in engerem persönlichen Kontakt gestanden war, hervorgegangen aus der Schule eines so genialen Organisators, wie Armand Freiherr von Dumreicher, und von da her gewohnt, für die Betrachtung der Dinge einen erhöhten Standpunkt zu suchen, beschloß ich, zunächst zu meiner eigenen Information im In- und Auslande einschlägige Studien zu machen und deren Ergebnis in einem zusammensfaßenden "Expose" niederzulegen. Allerdings war dies keine kleine Aufgabe, die sich so im handumdrehen bewältigen ließ. Um aber bei diesen Arbeiten nicht ganz

isoliert zu bleiben, versicherte ich mich der Mitwirfung eines ausgezeichneten, durch große Sach. und Weltkenntnis, durch praktischen Blid und urbane Umgangsformen gleich hervorragenden Sach- und Schulmannes, meines langjährigen, leider gu fruh beimgegangenen Freundes, des Professors an der handelsatademie in Wien, hofrates Dr. Karl Jehden, welcher auf meine Anrequing mit der Inspettion der handelsschulen betraut worden ift. Ohne die selbstlose Mitarbeit dieses Mannes ware es unmöglich gewesen, in erstaunlich turger Zeit die fattischen Derhaltniffe festzustellen und auch nach Aberwindung gahlreicher hindernisse schöpferisch porzugehen. Dabei war das hauptkunststüd, das Neue zu schaffen, Altes und Überholtes umzuwandeln - ohne Inanspruchnahme staatlicher Mittel. Wo waren solche damals für diesen 3wed des Unterrichtes zu haben gewesen? Wie fläglich diese Seite der Sache bestellt war, beweist der Staatsvoranichlag von 1888, in dem für das gange handelsschulwesen in Osterreich staatliche Beitrage von zusammen 26.750 Gulden ausgeworfen worden find! Man vergleiche damit den Doranfchlag von 1906 mit 782,200 K für Zwede der handelsichulen und man wird ichon daraus ertennen, welcher Umichwung fich feither in der Stellung des Staates zu folden gragen der gachbildung vollzogen hat. Steht doch an der Spige des Staatsvoranschlages 1906 für bas tommerzielle Unterrichtswesen die Rubrit: "Staatshandelsschulen"; wo batte man sich das anno 1888 traumen lassen?

Unter diesem Gesichtspunkte dürsten nun, wo seit der Absassung meines Exposés Jahre vergangen sind, die Ergebnisse desselben auch für weitere Kreise nicht ohne Wert und Interesse sein; durch sie wurde ja der damals auf diesem Schulgebiete herrschende Zustand zum erstenmal eingehend untersucht und sestgestellt. Es soll aber hier auch nur diese Seite der Sache näher beleuchtet und der Versuch unternommen werden, für den Vergleich des zurückliegenden "Einst" mit dem "Jest" einen historischen Beitrag zu liesern; vielleicht wird es dadurch auch ermöglicht, die weitere Entwicklung dieses so wichtigen Iweiges der Volkserziehung einigermaßen zu übersehen.

Bei jener "Studie", welche sich zunächst mit der Seststellung des Umfanges der wirtschaftlichen und sozialpolitischen Bedeutung des Operationsgebietes mit Rücksicht auf eine rationelle fünftige Reform des tausmännischen Schulwesens besalsen mußte, war es naheliegend, die Frage auszuwerfen, in welcher Jahl und Gruppierung der Kausmannsstand in der Bevölkerung vertreten sei, um daraus gewisse Solgerungen für die Reform selbst abzuleiten. Diese Frage ließ sich aber leichter stellen, als beantworten. hat mir doch ein so versierter Fachmann, wie es der damalige Vorstand des handelsstatistischen Amtes, hofrat Brachelli, war, auf meine bezügliche Frage mit dem Ausrusse geantwortet: "Ja, wenn wir das nur wüßten!" Es blied nichts übrig, als die nach sehr verscheiedenen Gesichtspunkten abgesasten Angaben der Kammerberichte und die offizielle Statistist der letzen Volkszählung zu Rate zu ziehen, welche in der "Osterreichsichen Statistis" (Bd. L. S. 344, im Jahre 1882) veröffentlicht ist. Nach dem Ergebnis dieser

Dolkszählung gehörten 1880 in den im Reichsrate vertretenen Königreichen und Candern 240.692 Männer und 79.163 Frauen dem "Kaufmannsstande" (Großund Kleinhandel, Geld- und Kreditinstituten) an, demnach bei einer Jahl von
10,819.737 Männern und 11,324.507 Frauen 2.23 und 0.70 Prozent der Gesamtbevölkerung. In diese Statistik waren aber jene kommerziellen Kräfte nicht einbezogen, welche im Dienste der Industrie und des Gewerbes, des Güter- und
Personentransportes standen, und eine beträchtliche Steigerung der Gesamtzahl der
in kalkul beachtet und in Rechnung gezogen werden, obwohl sich die Isisser selbst nicht sieren ließ.

Bei der erwähnten Volkszählung wurden als "Selbständige Personen" 140.554 Männer und 46.335 Frauen, als "hilfsarbeiter" 100.138 männliche und 32.828 weibliche Individuen angegeben. Da aber tatsächlich nur eine beschränkte Zahl von Angehörigen des handelsstandes derartigen Geschäften vorstehen, welche für die Gestaltung des kommerziellen Derkehres von nachhaltigerem Einfluß sind, so mußte man die unter der Rubrit "Selbständige Personen" (Unternehmer) auf ihren eigentlichen Wert für den handelsstand abschähen, um zu richtigen Schlufffolgerungen zu gelangen. Das konnte freilich nur approximativ geschehen und ergab eine ähnliche Gruppierung, wie sie seinerzeit bei der Organisierung des industriellen Bildungswesens in Österreich für die Einrichtung der Unterrichtsanstalten mafgebend war: eine Gruppe von Personen, welche leitende, ja führende Stellungen bekleiden und daher auch ein höheres Ausmaß allgemeiner und fachlicher Bildung benötigen, und eine zweite Gruppe von hilfsträften, deren Vorbildung derart gestaltet sein muß, daß sie vorwiegend den prattischen Anforderungen des Geschäftes zu entsprechen vermögen. Schon daraus resultierte der spezifische Unterschied der Aufgabe der höheren und der niederen Schulorganismen auch auf dem Gebiete des tommerziellen Unterrichtes.

Bei desse Organisierung konnte man aber auch den Anteil der einzelnen Reichsgebiete in bezug auf den Standort und auf die Anzahl der handelsanstalten im Vergleich zu der Gesamtzahl der Zugehörigen des Kausmannsstandes und deren Verteilung nicht übersehen. Da zeigte sich die auffallende Erscheinung, daß gerade in Bereichen, in welchen der handel am schwächsten vertreten war, sich relativ die meisten handelsschulen, namentlich höhere handelssehranstalten, vorsanden, während dort, wo sich das kausmännische Schulwesen hätte kräftig entwickeln sollen — in den Emporien des handels, des Verkehrs und der Industrie — für das Bedürfnis gar nicht oder unzureichend vorgesorgt war. In den Alpenländern hatte man beispielsweise eine verhältnismäßig große Zahl von handelsschulen, während ein handelsplatz, wie Brünn, sich mit einer kleinen Privatschule begnügen mußte! Das war jedenfalls ein sehr ungesundes Verhältnis, welches eine gründliche Abhilfe erheischte.

Die höchst lückenhafte und ungenügende Einrichtung resultierte aber auch aus dem Vergleich des Elementarunterrichtes mit dem sachlichen Unterricht an Handels-

schulen, beziehungsweise aus dem prozentuellen Derhältnis dieser Anstalten und deren Besuch zu jenem der allgemeinen Schulen. 1880 war nämlich Elementarunterricht an 1,487.563 Knaben und 1,428.974 Mädchen erteilt worden; im gleichen Jahre waren aber die sämtlichen tausmännischen Schulen nur von 10.140 männlichen und 799 weiblichen Schülern frequentiert, wobei selbst der Besuch eines mehrwöchigen Kurses oder einer Fortbildungsschule als "fachlicher" Unterricht angesehen wurde.

Demnach hatten einen solchen Unterricht damals überhaupt nur zirka 33 Prozent sämtlicher Kausseute und nur 6 Prozent der "Handelsfrauen" genossen. Die Tatsache, daß zu jener Zeit von 100 Kausseuten in Gsterreich weit mehr als die Hälfte, von 100 Handelsfrauen bis auf einen verschwindenden Bruchteil alle ohne jede fachliche Berussbildung geblieben waren, ließ das Misverhältnis in grellem Lichte erscheinen und erklärte zur Genüge die unausgesetzen Klagen in den öffentslichen Vertretungskörpern, seitens einsichtsvoller Chefs, aber auch seitens des ernsten Teiles des kausmännischen Nachwuchses über die tiefliegenden, allerorten fühlbaren Mängel, welche der damaligen Einrichtung des kausmännischen Schulwesens anbasteten.

An und für sich ichien zwar die erhobene Jahl von 102 tommerziellen Cehranstalten in Ofterreich feineswegs gering. Die Beurteilung des Wertes dieser Jiffer wird aber sofort eine wesentlich andere, wenn man dabei die einzelne Schultategorie in Betracht gieht, benn der überwiegende Teil biefer Anstalten (62) waren mangelhaft organisierte, sehr verschieden geartete Sortbildungsichulen und von den 40 Tagesschulen waren nach der damaligen Terminologie nur 15 sogenannte "öffentliche", b. b. von öffentlichen Korporationen erhaltene Anstalten, alle anderen aber Privatunternehmen von einer vielfach recht fraqwurdigen Qualität. Die höheren handelsschulen (handelsakademien) waren unter den angeführten 15 Tagesschulen mit 8 Anstalten vertreten; die übrigen 7 nahmen eine Zwitterstellung zwischen höheren und niederen handelsschulen ein. Auffällig war dabei das Misverhältnis der Standorte der einzelnen Schulen in bezug auf die erörterte Gruppierung der handeltreibenden bes Reiches. Während Wien nur eine öffentliche handelsschule — die Wiener handelsatademie - bejaß und Nieberöfterreich überhaupt nur zwei "öffentliche" handelsschulen aufwies (Wien und Krems), Trieft auf eine Privatstiftung (Revoltella) und auf eine handelsabteilung einer nautischen Schule beschräntt blieb, mahrend Bohmen nur über drei deutsche und drei tschechische Anstalten (die Akademien in Prag und Chrudim und die zweiflassigen handelsschulen in Aussig, Reichenberg und Dilsen) verfügte, Brunn und Mahren, wie icon ermahnt, fich überhaupt feiner einzigen öffentlichen handelsichule zu erfreuen hatten, war in Reichsgebieten, wo ber handel teine besonders hervorragende Rolle spielte, ein überfluß an solchen Instituten vorhanden (vier handelsatademien: Ling, Grag, Innsbruck, Trient). Da erklärt es sich, daß, wenn man auch die Rolle, welche die Begunstigung des Einjährig-Freiwilligen-Rechtes bei der Entwicklung des handelsschulwesens spielt, vorläufig noch außer Rechnung läßt, der Andrang zu den wenigen Schulen am Sitze des Handels und Verkehrs trotz des hohen Schulgeldes ein enormer war, daß diese Schulen in einer für den Unterricht höchst abträglichen Weise überfüllt waren und daß anderseits die Erhaltung einer Privathandelsschule sich als ein oft recht lukratives Unternehmen erwies.

Diesen in mehr als einer hinsicht absurden Zustand kann man nur richtig verstehen, wenn man sich mit den Umständen vertraut gemacht hat, welche bei der Gründung der einzelnen Anstalten mafigebend waren. In dieser hinsicht seien bier nur die wichtigsten Momente hervorgehoben. Die ersten Stadien einer gewissen Obsorge für die Heranbildung des Laufmännischen Nachwuchses sind analog der früheren Entwidlung des gewerblichen Schulweiens und haben auch zu dem letteren eine gewisse Beziehung insofern sie auf Schöpfungen der Theresianischen Epoche zuruckgeführt werden muffen. Später übernahmen die Realschulen und die "Polytechnischen Institute" die Vermittlung des taufmannischen Unterrichtes. Infolge der 1851 erfolgten Reorganisation der Realschulen und der späteren Umgestaltung derselben zu Dorbereitungsschulen für die "Polytechniken", ferner durch die Umwandlung der letzteren in rein technische Institute, wurde dem merkantilen Unterricht jeder Boden entzogen. Das geschah aber gerade zu einer Zeit, wo die sozialpolitische Lage und der handel eine totale Veränderung erfuhren, wo alle wirtschaftlichen Verhältnisse, der gesamte Weltverkehr eine tiefgehende Wandlung aufzuweisen hatten, welche natürlich auch ben handel der Monarchie in andere Bahnen lentte. In früher ungeahnter Sulle entstanden Bant- und Kreditinstitute, Kommunitations- und Exportanstalten; diefe erheischten eine stets steigende Jahl fachlich gebildeter, geschulter Krafte; wo sollte man sie nehmen, wenn nicht aus dem Ausland? Um nun in dieser Beziehung eine gewisse Abhilfe zu schaffen, wurde von einzelnen Kreisen des Kaufmannsstandes die Grundung von handelslehranstalten selbst in die hand genommen, Institute, welche hauptsächlich beutschen und frangolischen Mustern (der Handelsatademie" in Leipzig, gegründet 1831, und der >École Superieure du commerce in Paris) nachgebildet worden sind. So entstand die deutsche Handelsatademie in Prag (1856), die Atademie in Wien (1857) und Graz (1863), an beren Gründung sich jene ber tschechischen Handelsakademie in Prag (1872), ber Handelsmittelschule in Crient (1874), der Akademien in Linz und Chrudim (1882) und Innsbruck (1887) reihte. Don "zweiklassigen" Tagesschulen wurde die handelsschule in Reichenberg 1863, jene in Krems 1873, die Schule in Aussig und die tichechische Handelschule in Pilsen 1886 errichtet. Dazu tam eine Anzahl "Privathandelsschulen" und Sortbildungsschulen.

Diese Art der Handelsschulen brachte es mit sich, daß man sich nicht nur bei der Wahl der Standorte derselben lediglich von lokalen Rücksichten leiten ließ, sondern daß sich auch deren Einrichtung und weitere Entwicklung so verschieden gestalteten, daß — namentlich bei den Akademien — eigentlich nur das erste, ausländische Vorbild als das einzige, allerdings sehr lose, den inneren organischen

Jusammenhang vermittelnde Band anzusehen war. In den wesentlichsten Puntten der äußeren und inneren Schulorganisation zeigten sich aber so weitgehende Divergenzen, daß überhaupt von einer Einheitlichsteit in der Behandlung dieser Dinge nicht gesprochen werden konnte, obwohl eine sachliche Begründung dieser Divergenz sehlte. Da der Staat bisher auf diesem Gebiete nur eine geringe Ingerenz für sich in Anspruch genommen hatte und sich auf die Gewährung einiger geringsügigen Subventionen beschränkte, da man serner bei Verleihung des Öffentlichkeitsrechtes, bei der Zuerkennung der Einjährig-Freiwilligen-Begünstigung u. a. nicht von einer allgemeinen Grundlage der Beurteilung auszugehen vermochte, erhielt und mehrte sich dieser aggregatartige Zustand, der sich vielfach in einem Aberwiegen rein lokaler, selbst persönlicher Einflüsse äußerte und auch gegenwärtig noch keineswegs als überwunden anzusehen ist.

Dabei ware es unbillig, die Große der Opfer zu vertennen, welche bei der Realisierung ihrer Biele von ben betreffenden Kreisen gebracht worden find, und ben Wert der Resultate zu unterschätzen, die an einzelnen Anstalten gezeitigt murden. Daß aber in der Solge gerade diese Interessententreise es waren, welche eine umfassende generelle Regelung wünschten, ja forderten, ist wohl der sprechendite Beweis dafür, wie fehr ihr Mangel empfunden worden ift. Freilich ließ fich eine solche Regelung nicht so einfach bewirten, wie man bei oberflächlicher Betrachtung annehmen mochte, und wie sie ohne Kenntnis ber eigenartigen Bedingungen des Gedeihens eines solchen Sachgebietes ausfallen tonnte; dafür bildet ja ein klassisches Beugnis ber legislative Dersuch in Niederöfterreich 1873, welcher sich, wie nun allgemein anerkannt wird, mehr als ein hindernis, denn als eine forderung einer rationellen Entwidlung des tommergiellen Unterrichtes erwiesen bat. Auf teinem Gebiete des Unterrichtes ist ja erfahrungsgemäß bei Ergreifung legislatorischer Magnahmen in bezug auf die Organisation eine größere Dorsicht und Reserve geboten, als auf jenem des Spezialschulwesens; denn dieses verträgt seiner Natur nach nicht ben starren 3wang des auf eine lange Dauer berechneten Gesethes. sondern will, wie das Leben selbst, dessen Bedürfnis es entstammt, ungehemmte Bewegung und die Möglichkeit einer freieren Entwidlung seiner Organismen.

Bisher waren es mehr äußere Momente, welche bei der Beurteilung der damaligen Beschaffenheit des kaufmännischen Unterrichtes beachtet werden mußten; über dessen innere Gestaltung in den Anstalten, seinen praktischen Wert für den kaufmännischen Beruf, serner über die Beziehungen der einzelnen Schulen zueinander u. s. w. war es aber erst nach Einführung einer ständigen Sachinspektion möglich, näheren Ausschluß zu gewinnen. Schon der Umstand, daß man den Schulkreisen nache trat und sich eine unmittelbare Kenntnis der Verhältnisse verschafste, wirkte in vieler Beziehung klärend und befruchtend. Das wertvollste Ergebnis bildete die durch die Inspektions- und Informationsreisen erlangte volle Übersicht, wodurch es zum erstenmal ermöglicht wurde, die Institute und ihre Leistungen miteinander in Vergleich zu stellen und ihre Beschaffenheit an einem allgemeinen

Maßstab zu prüfen. Da zeigten sich nun Mängel der Organisation, welche mit der damaligen Art des Unterrichtes überhaupt verknüpft und als generelle anzusehen waren; sie bezogen sich auf die Lehrverfassung, auf die Lehrverfassung, auf die Modalitäten der Bestallung (Entschnung) der Lehrkräfte, auf das Prüfungs- und Lehrmittelwesen.

Dor allem fiel der Mangel einer bestimmten, den Aufgaben und dem Wesen der Schulen entsprechenden Grenze nach Kategorien auf, der sich schon in der Unsicherheit der Terminologie äußerte und deutlich im Ausmaß der beim Eintritt in die Schulen gesorderten Dorbildung der Schüler zutage trat. Namentlich spielte da "die Aufnahmsprüfung" eine ganz aparte Rolle. Die Folge war eine große Unsgleichartigkeit des Schülermateriales, besonders an den handelsakademien. In den meisten Fällen scheute man sich aus sinanziellen Gründen jenen strengen Maßstab bei der Schüleraufnahme und bei Beurteilung der Leistungen anzulegen, welchen die Sache verlangte; darin lag aber eine beständige Gesährdung des Ansehens der Schule und ihrer Bedeutung für das praktische Leben. Dieser Mangel brachte es anderseits wieder mit sich, daß man sich gezwungen sah, eigene "Dorbereitungskasselassen" zu errichten; an einigen Akademien fanden in diesen Klassen selbst Dolksschüler Aufnahme. Ebenso wie nach unten, sehlte es an einer Abgrenzung nach oben, was in der Art des Prüfungswesens (Reiseprüfung — Abgangsprüfung) zum Ausdruck kam.

Charatteristisch war der Umstand, daß an den meisten Schulen das Cehrpensum so umfangreich war, daß es erfahrungsgemäß nicht einmal an den höheren Anstalten mit großer Stundenzahl bewältigt werden konnte. Der Umfang der einzelnen Disziplinen und die ökonomische Verteilung des Cehrstosses waren dabei höchst verschieden geartet, obgleich Gegenstände wie Buchsührung, Korrespondenz, kaufmännisches Rechnen, handelsgeographie u. a. eine ziemlich gleichmäßige Behandlung vertragen mochten. Ohne Schädigung seiner Ausbildung konnte eben, wegen dieser Verschiedenartigkeit der Organisation, kein Schüler von einer Anstalt in eine andere übergehen; auch der Abertritt der Cehrer war eine ganz singuläre Erscheinung. Der hauptgrund des Übels war jedoch nicht nur in der Cehrverfassung und in den Cehrplänen, von welchenspraktier behaupteten, sie entsprächen nur ungenügend den Forderungen der Geschäftswelt, zu suchen, sondern lag hauptsächlich in der durchschnittlichen Qualität der Cehrer, in der Art ihrer Anstellung und in der Beschaffenheit der Cehrerbildung.

Iwar ergaben die Inspektionen, daß an manchen Anstalten, wo man das vorher nicht vermuten konnte, ganz hervorragende Lehrer anzutressen waren, die mustergültige Leistungen aufzuweisen hatten. Das waren aber doch nur singuläre Erscheinungen; zweisellos waren viele Lehrkräste ihrer Aufgabe nicht gewachsen. Was sollte auch dabei herauskommen, wenn der Unterricht in speziell kaufmännischen Disziplinen (Buchführung, Korrespondenz, Kontorarbeiten u. a.) einem Kandidaten für die mathematischen Sächer, der Unterricht in der fremdsprachigen Korrespondenz einem für Mittelschulen approbierten Philologen, die Unterweisung in der Warentunde und Cechnologie einem Lehrer der Realschule, die Handelsgeographie einem

für Comnasien geprüften aber nicht für den Unterricht an einer Spezialschule qualifizierten historiter u. f. w. anvertraut war? Konnte man sich da wundern, bak die gleiche methodische Behandlung wie an ber Mittelschule pravalierte, baß eine mit dem Wesen der fachlichen Lehranstalt unvereinbarliche ichematische Theorie pon zweifelhaftem Werte die Aberhand erhielt, daß eine Menge Dinge gelehrt wurde, nur nicht das, was der Schüler als tostbares Gut mit ins Leben hinaus nehmen follte, jenes Ausmaß positiven Wissens und Konnens, welches für ihn nach den Anforderungen seines Berufes unerläftlich ift? Selbstverständlich sollte namentlich an böheren Anstalten den allgemein bildenden Sächern die ihnen gebührende Stellung gewahrt bleiben; das sollte aber nicht auf Kosten des eigentlichen 3wedes der Spezialschule geschehen. Wenn aber der Cehrer selbst auf dem Sachgebiete laienmäßig herumtaftete, war es dann zu verhindern, daß sich zwischen der Schule und der Praris des Cebens allmählich ein schroffer Gegensat herausbildete, der für die Schule, wie fur den Schuler, aber auch fur die Gesamtentwicklung des handelsstandes von den nachteiligiten Solgen begleitet fein mußte? Dag ein solder Justand überhaupt eintreten tonnte, war nur möglich durch die Art der Bestellung der meisten Cehrträfte und durch die völlige Unzulänglichkeit der Cehrerbildung und des bezüglichen Prüfungswesens. An den handelslehranstalten wurden nämlich zu jener Zeit weit über bas zulässige Maß vornehmlich erterne, meist Mittelschulen angehörige Cehrfräfte verwendet, und zwar auch bei Spezialfachern, für welche unbedingt eigene Cehrstellen hatten sustemisiert sein sollen. An einigen großen Anstalten war dies wohl anders, aber auch hier war mitunter die Stellung der Cehrträfte, namentlich ihre Altersversorgung eine recht prefare. Natürlich hing dies mit der Sundierung und mit der Art der Erhaltung der Schulen gusammen. Bei der Gründung der großen Anstalten mar allerdings der Standpunkt ein anderer gewesen; in der Tat stammten auch die Bierben der Cehrerschaft an den handelsschulen aus jener Epoche. Einer raditalen Reform bedurften ferner die Prüfungstommissionen, bei welchen mit den praftischen Sorderungen des Geschäftslebens vertraute Personlichkeiten in völlig unzureichender Weise vertreten waren. Dabei unterschied die Prüfungsvorschrift nicht einmal die spezifischen Kategorien der taufmannischen Anstalten; es fehlte auch eine fachliche Gruppierung, turz, hier war so gut wie alles zu leisten. Solche Maßnahmen tonnten aber wieder erst ergriffen werden, wenn die Organisation des tommerziellen Unterrichtswesens selbst festgestellt war und die Lehrplane für jede Schulfategorie wenigstens in der Sorm von Normalien vorlagen. Die fattische Durchführung berartiger Aufgaben war wieder an die Mitwirkung wohlorganisierter. mit vorzüglichen Cehrfraften und Sammlungen ausgestatteter Anstalten gebunden; solder Anstalten mußte sich baber die Reform gunachst zu versichern trachten. Unter dieser Voraussehung war es auch erst ermöglicht, der Berfahrenheit und Einseitigkeit des Cehrmittelmefens der damaligen handelslehranstalten gu begegnen. Bier machte sich ja die Isolierung der Anstalten und der Abgang allgemeiner normativer Grundlagen besonders fühlbar. War es bei solchen Derhältnissen zu wundern, daßt

Dualität, Preis und Ausstattung höchst ungleichartig darstellte? War sie doch den einzelnen Anstalten, an welchen zumeist der Autor als Lehrer wirkte, sörmlich "auf den Leib zugeschnitten"! Natürlich wies auch die damalige kommerzielle Schulliteratur sehr empsindliche Lüden auf; wer sollte sie aussüllen? Konnte bei dieser allgemeinen Unsicherheit ein Verleger das Risiko wagen, einen derartigen Verlagsartikel für einen weitergehenden Bedarf einzurichten? In dieser Notlage griff man nun zur Mittelschulliteratur. Was aber Handelsschüler dabei prositieren mochten, wenn der Unterricht an der Sachanstalt an der Hand von Lehrtezten der Mittelschule durch Mittelschulprosesson, welche mit den Aufgaben der Spezialschule häusig zu wenig vertraut und auch nicht selten berussich überlastet waren, bestritten wurde, ließ sich unschwerd diagnostizieren. Schule, Schüler, aber auch deren Erhalter litten empsindlich unter solchen Mißständen. Was soll man dazu sagen, wenn die Auslagen für Lehrbücher an einigen Anstalten, wie die Inspektionsberichte konstatierten, in einem Semester mehr als vierzig Gulden betrugen? Das ist gegenwärtig doch etwas anders geworden!

Bu den im vorstehenden erörterten, dem Ganzen anhaftenden Mängeln gesellten sich aber auch solche, welche den einzelnen Kategorien kommerzieller Anstalten eigentümlich waren. Da waren es zunächst die höheren Handelslehranstalten (handelsakademien), welche eine auffallende Erscheinung zeigten: eine stetig steigende, unverhältnismäßig hohe Frequenz, eine Erscheinung, die sich durch den vermehrten Zuzug von Kräften zum handelsstande allein nicht ausreichend erklären ließ, sondern nur durch die Militärbegunstigung verständlich wird, welche durch das Wehrgeset ben Absolventen der handelsakademien eingeräumt worden ist. Durch diese Begunstigung wurde ein Antrieb zur Bewerbung um Aufnahme in höhere handelslehranstalten für solche Schülerelemente geschaffen, welche nach der mehr oder minder erfolgreichen Frequenz einiger Mittelschulklassen, ja selbst nur der Dolks- und Bürgerschule, sowie einer "Vorbereitungsklasse" der Handelssehranstalt, sich das "Einjährig-Freiwilligen-Recht" sichern wollten, dabei aber weder von haus aus noch in der Solge die Ambition hatten, als ihren Lebensberuf den taufmannischen zu wählen. Dieses Zugeständnis äuserte aber auch eine höchst nachteilige Wirkung auf die Art der Gestaltung der inneren Organisation der höheren handelsschulen. Da nämlich das Wehrgesek die Zuerkennung der erwähnten Begünstigung von der Bedingung abhängig gemacht hatte, daß eine derartige Sachlehranstalt der Mittelschule als gleichgestellt angesehen werden könne, war man genötigt, die sogenannten "allgemein bildenden Sächer" an diesen handelsschulen in einer weit ausgedehnteren Weise, als bisher, zu berücklichtigen, was bei der knappen Studienzeit von drei Jahren nur auf Kosten der Sachdisiplinen selbst bewerfitelligt werden konnte.* Daraus

^{*} Verfasser hat diese das ganze Unterrichtswesen berührende Beziehung des Wehrgesetzes zu dem ersteren zum Gegenstande einer eigenen Broschüre gemacht, welche bei A. kjölder in Wien, 1901, unter dem Citel "Unser Unterrichts- und Wehrspstem und deffen Rüdwirtung auf die Berusswahl" erschienen ist.

ergab fich ein dem Swede der Sachlehranftalt abtraglicher, auf die Dauer unhaltbarer Justand, wobei es dahingestellt sein möge, ob bei dieser Art des Schulbetriebes wirklich die "allgemeine Bildung", die "ethische" und "afthetische" Erziehung der Junger Merturs sonderlich gefordert worden ift. In diesem Dilemma - Erpansion und gleichzeitig Reduction - gab es nur einen vernünftigen Ausweg: Die Erhöhung der Studiendauer an höheren handelsichulen um ein Jahr, was insoferne an den meiften Anftalten leichter gur Durchführung gebracht werden tonnte, als bei der Mehrgahl derselben ichon "Dorbereitungsflassen" bestanden, die man nach Einführung strengerer Aufnahmsbedingungen auflassen und mit der eigentlichen Sachanstalt in organische Derbindung bringen konnte. Durch diese Ausdehnung der Unterrichtszeit wurde es nun auch ermöglicht, der mit Recht erhobenen Sorderung einer ftarteren Berüdsichtigung der allgemein-bilbenden Seite des Unterrichtes Rechnung zu tragen, ohne die eigentliche Aufgabe der Spezialicule empfindlich zu beeinträchtigen. Gegenwartig sind benn auch, bis auf eine Anstalt, sämtliche handelsakademien als vier-Maffige Anstalten organisiert. Erst durch diese organische Deränderung konnte ferner eine fachlich begründete Abgrengung der höheren handelslehranstalten zu den sonstigen tommerziellen Schulen, insbesondere zu den unter der Bezeichnung: "zweiflaffige handelsichulen" befannten taufmännischen Sachschulen, Plat greifen und der Zwitterstellung der letteren ein Ende bereitet werden. Nun hatte man endlich einen dem Wesen der Sache sich anpassenden, verständlich gegliederten Gesamtorganismus des tommerziellen Bildungswesens vor sich, in deffen Rahmen sich die einzelnen Gruppen von Anstalten deutlich unterscheiden laffen.

Gerade die letterwähnte, zweite Kategorie von handelsschulen hat eine für die heranbildung des taufmännischen Nachwuchses bedeutsame und dantbare Aufgabe zu erfüllen. Denn biefe Schulen tommen dem Bedurfnis nach prattifcher und rafcher Ausbildung für den unmittelbaren Eintritt in das Geschäftsleben wirtsam entgegen, was schon ihre bisherige Eristenzform als überwiegend private Unternehmungen bewies, die fich nur dann rentieren tonnten, wenn fie eben diefen Sorderungen zu entsprechen vermochten. Das mar freilich in einer sehr verschieden gearteten Weise der Sall, denn nicht eine Schule glich der anderen; auch die Unterrichtsdauer ichwantte zwischen einem Kurs von ein paar Monaten und einer einbis zweifabrigen Unterweifung. Das war aber bas allen gemeinsame Charafteristische, daß diese Schulen von ihren Besuchern unmittelbar nach ganglicher ober teilweiser Absolvierung der Dolts- und Burgerichule mit der Absicht aufgesucht murden, sobald als möglich, in noch jungen Jahren dem Derdienste nachgeben zu konnen. Ginige Schulen diefer Art waren auch febr gut frequentiert, trot des mitunter boben Schulgeldes, welches in einem Salle fogar 300 K jahrlich betrug. Bur Beit der Abfassung meiner damaligen "Studie" waren diese Anstalten durch 24 Privatunternehmungen (davon 8 in Wien, 4 in Prag) und nur 5 von öffentlichen Sattoren erhaltenen Schulen vertreten. Es waren tiefliegende Mangel in ber Organilation und in der Cehrverfassung, die fich an den meisten Anftalten - von vereinzelten Ausnahmen abgesehen — namentlich in folgenden Punkten fühlbar machten: in ber unsicheren Lage der Cehrer, welche zumeist nur als "externe" Cehrer an diesen Anstalten wirkten; in der Ungleichartigkeit der fachlichen Ausbildung und Qualität dieser Lehrkräfte; in der völligen Verschiedenartigkeit des Lehrstoffes in bezug auf bessen Derteilung, Abgrengung und methobische Behandlung; in weitgehenden Divergenzen der Vorbildung des Schülermateriales; in der oft geradezu sanitätswidrigen Aberfüllung einzelner Schulen und in der Mangelhaftigkeit der Schullokalitäten; in der Zerfahrenheit des Lehrmittelwesens u. s. w. Es war bei solchen Zuständen naheliegend, daß hier die reformierende Catigleit der Verwaltung einzusepen hatte; hier war auch ein weites, dankbares Seld der Einflufnahme auf alle jene Kreise, insbesondere die Kommunen, welche ein Interesse daran hatten, sich in den Besitz entsprechend organisierter Handelslehranstalten zur Heranbildung von Hilfsträften des Kaufmannsstandes zu segen. Daß es gelungen ist, dieses Interesse wachzurufen, beweist die Catsache, daß gegenwärtig die meisten größeren Städte, aber selbst deinere, mittlere Orte sich einer berartigen, in der Regel mustergültig eingerichteten kommerziellen Lehranstalt erfreuen. Auch die taufmannischen Vereine, insbesondere jener in Wien, haben bei dieser Reorganisation verständnisvoll mitgewirkt. Mit Recht hat die Regierung in den Erläuterungen zum Staatsvoranschlage für das Jahr 1905 diese Kategorie von Schulen als solche bezeichnet, welche für den kleineren und mittleren handelsstand von eminenter "Wichtigkeit" sei. Um so bedauerlicher ist es, daß diese hoffnungsvollen Schöpfungen nicht unbeirrt durch äußere Strömungen geblieben sind, und sich frei und ungehindert zu jenen fraftvollen und segensreichen Institutionen zu entwickeln vermögen, welche durch ihre Jahl, aber auch durch ihre zielbewußte, einheitliche Ceistung einen wichtigen, sonst nicht leicht zu ersetzenden Sattor in der fachlichen Erziehung des Kaufmannsstandes zu bilden bestimmt wären.

Ähnliche, nur noch verworrenere Justande, wie die beschriebenen, fanden sich in jener Epoche auch bei der dritten Gruppe tommerzieller Anstalten, bei den "taufmannischen Sortbildungsschulen" vor. hier herrschte ein wahrhaft caotischer Zustand, der eine Anderung unbedingt erheischte, jumal es sich da um Schulen handelte, welche für die schon in der taufmannischen Praxis stehenden Cehrlinge des Kaufmannsstandes bestimmt sein sollten, deren fachliche Unterweisung sogar gesetzlich normiert war. Sur diese fehlte es an einer ausreichenden Jahl von Schulen und an jeder einheitlichen Grundlage, so daß in diefer Richtung so gut wie alles neu geschaffen werden mußte. Selbstverständlich mußte es aber bei dieser Schultategorie, wie auch bei den früher erörterten Schulorganismen, vermieden werden, in das Extrem zu verfallen und eine schablonenmäkige Behandlung der Sache walten zu lassen; vielmehr war es ihre Aufgabe, innerhalb des allgemeinen Rahmens den speziellen, lokalen Anforderungen Rechnung zu tragen, was namentlich durch die Einfügung von "Spezialturfen" ermöglicht werden tonnte. Nicht der tote Buchstabe, das Leben und seine wandelnde Gestaltung sollen das letzte Wort bei so bedeutungsvollen Fragen der Sachbildung haben. Daher wurde bei jeder Schulgründung oder

Schulreorganisation der stete Kontakt mit den Kreisen der Interessenten gesucht und das Terrain in jedem konkreten Sall, mochte es sich um eine großangelegte Anstalt oder um eine bescheidene fachliche Schule einer kleineren Landstadt handeln, einer sorgfältigen Untersuchung und Beurteilung unterzogen. Nur dadurch konnte man hoffen, das bleibend Gute zu schaffen und es zur vollen Reife zu bringen.

Die Beantwortung der Frage, inwieweit dies der Derwaltung gelungen ift, sowie der weiteren grage, welche Mittel und Wege von ihr empfohlen und eingeschlagen worden find, um zu dem der Reform gestedten Biele zu gelangen, liegt nicht in der Absicht dieser Darlegungen; sie wird vielleicht an anderer Stelle von berufener Seite einmal erörtert werden. Bier fei nur gur Brientierung über die Entwidlung und Gestaltung dieser Reform auf den interessanten Bericht des Zentralinspettors, hofrates Dr. Jehden, "Jur Geschichte des tommerziellen Bilbungswesens in Ofterreich von 1848-1898" (Supplement jum "Gentralblatt für den gewerblichen Unterricht", Bd. XVI, heft 1-3) und auf die großangelegte, anläßlich des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums bes Kaisers vom Dereine ber Cehrfrafte an öfterreichischen handelslehranstalten herausgegebene "Dentschrift über die Entwidlung des österreichischen handelsschulwesens" (Wien, 1899, bei A. hölder), sowie auf die seitherigen Enungiationen der Unterrichtsverwaltung auf handelsschultagen, Kongressen und bei ahnlichen Anlaffen hingewiesen. Mur zwei Stellen aus der erwahnten "Dentschrift" wollen wir beifugen, ba es die Cehrerichaft felbit ift, welche ihr Urteil darin gum ersten Male gum Ausdruck gebracht hat. Sie tonstatiert, daß dieses Gebiet des Spezialunterrichtes sich "noch in der zweiten halfte der Achtzigerjahre taleidostopisch repräsentiert habe" und "daß es eine überaus schwere Aufgabe war, in dieses Gebiet eine Gleichartigfeit und Planmäßigfeit zu bringen" und fie schlieft den allgemeinen Teil mit den Worten: "Mit Stolz und patriotischem hochgefühl tonnen wir die Catfache begrufen, daß unfer Daterland auf bem Gebiete des tommerziellen Bildungswefens unter allen Kulturlandern eine der hervorragenoften Stellen einnimmt, und daß manche Einrichtung, die auf öfterreichischem Boden erblüht war, nun in das Ausland verpflanzt wurde." In dieser Zustimmung der Sachfreise liegt wohl die beste Berubigung, daß die Berwaltung bei ihrer reorganisierenden Tätigkeit feinen Griff ins Leere gewagt hat.

Wenn man aber auch den allseitig erreichten Fortschritt zugeben mag, so kann man sich doch der Erkenntnis nicht verschließen, daß auch der gegenwärtige Zustand nur eine Etappe zu einem höher gesteckten Ziele bildet. Man wird daher auf der hut sein müssen, nicht wieder in den Fehler der zurückliegenden Epoche zu verfallen und durch eine in den wirtschaftlichen Verhältnissen nicht begründete, einseitige Verschiedung der einzelnen Gruppen der Gesamtorganisation diese selbst zu gesährden. Daß diese Besorgnis nicht aus der Luft gegriffen ist, ergibt sich aber aus einem Vergleich der Gruppierung der kommerziellen Tagesschulen, welche in der obersten Gruppe in den letzten Jahren eine ganz unverhältnismäßige Zunahme in der Gründung von handelsakademien, zumeist auf Kosten guter handelslehr-

amstalten ser unteren Kategorie, ausweist. Statt acht bis zehn musterhaft ausgestatteter, alle Richtungen und Bedürfnisse des handels beachtender und fördernder großer Institute, ist die Jahl der handelsakademien in Österreich gegenwärtig auf 22 angewachsen, obgleich es die Unterrichtsverwaltung in jedem einzelnen Sall an Warnungen, Abmahnungen und auch an hochgespannten Sorderungen nicht hat sehlen lassen. Leider kann man dei diesen Neugründungen nicht einmal behaupten, daß der Seind des Guten das Besser sei, denn es ist, wie alle Einsichtsvollen sich sagen, das Schlechtere. Dieser Luzus an höheren handelslehranstalten wird sich in abssehdarer Zeit bitter rächen und das Lehrgeld nicht lohnen, das dasür gebrachtwerden mußte.

Jedenfalls ist durch eine solche hypertrophie an handelsakademien dem Kaufmannsstande schlecht gedient; sie wird sich auch durch die weitere Entwicklung als eine Absurdität erweisen. Die Erklärung dieser bedauerlichen Erscheinung ist wohl in erster Linie in dem auch sonst auf dem Unterrichtsgebiet wahrnehmbaren Streben autonomer Verwaltungen zu suchen, aus lokalpatriotischen Gründen, zuweilen im tiefsten Grunde aus Rivalität zur Nachbargemeinde, sich um jeden Preis in den Besit möglichst vieler höherer Bildungsstätten zu seten; ferner in der schon geschilderten Rudwirtung der gegenwärtig noch in Geltung stehenden Wehrverfassung. Auch bei diesem Anlasse tritt ja deutlich der folgenschwere Gegensat zwischen ber Auffassung in ber Erziehung und Bildung ber Bevöllerung in solchen Staaten. welche bei der Einrichtung ihrer Unterrichtsinstitutionen die Aufgaben des praktischen Lebens in die porderste Reibe stellen und sie dementsprechend gestalten, zu unseren, größtenteils noch aus der Rüstlammer der Vergangenheit stammenden Anschauungen zutage. Wer wohl bei der schlieflichen Auseinandersetzung das Seld behaupten wird? Man sollte meinen, daß teiner, der sich mit dem großen Problem unserer Zeit unter dem Gesichtspunkt der Weltwirtschaft und der Sozialpolitik einigermaßen vertraut gemacht hat, am wenigsten aber der weiterblidende Kaufmann und der Industrielle, darüber im unklaren sein könnte.

Jum hundertsten Geburtstage Anastasius Grüns.

Mit ungedrudten Briefen und einem Jugendgedichte Gruns.
Don Anton Schloffar.

Im Juli 1887 hat man im schönen Stadtparke der Candeshauptstadt Graz "dem Dichter Anastasius Grün, dem Staatsmann Anton Alexander Grasen von Auersperg" ein Denkmal gesetzt und unter zahlreicher Beteiligung aller Kreise der Bevölkerung wurde damals die sprechend ähnliche Meisterschöpfung Kundmanns sestlich enthüllt.

Das Andenken an den Poeten war zu jener Zeit freilich schon etwas zurückgedrängt durch die Erfolge, welche ein Jahrzehnt vor seinem 1876 erfolgten Tode das rede-

gewandte herrenhausmitglied Graf Auersperg aufzuweisen hatte. Nicht alle, welchen diese Erfolge noch frisch im Gedächtnisse geblieben, mochten das poetische Schaffen Anastasius Grüns genau kennen, aber wohl allen war der gewaltige Eindrud gegenwärtig, den eine Reihe der berühmtesten Reden Auerspergs im herrenhause auf freiheitlich gesinnte herzen im Reiche ausgeübt hat. Namentlich jene glänzende Rede am 20. März 1868, in welcher der Dichtergraf anläßlich der Debatte über das Chegesetz so mannhast und begeistert gegen das Kontordat auftrat und insolge welcher bei der Abstimmung die Majorität des herrenhauses der von Auersperg verteidigten Ansicht beitrat. Es war dies jene für das Staatsleben Österreichs so berühmte Abstimmung, zu welcher sich der frankliche, seidende Grillparzer in die Sitzung tragen ließ, um seine Stimme im Sinne Auerspergs abzugeben. Allen waren noch die huldigungen in Erinnerung, welche am Abende des 21. März 1868 dem geseierten Staatsmann und Dichter der "Spaziergänge eines Wiener Poeten" vor seiner Wiener Wohnung in der Kärntnerstraße von der begeisterten Doltsmenge bereitet wurden, und die Ovationen, welche ihm aus allen Teilen des Reiches darauf zu teil geworden.

Es find nun gerade hundert Jahre verflossen, seit Anton Alerander Graf Auersperg zu Caibach geboren wurde, und es ziemt sich, an so bedeutsamem Zeitpuntt, seiner und dessen zu gebenten, was er nicht nur als Staatsmann, sondern auch als Dichter uns gewesen. Denn unsere Zeit halt icharfe Sichtung unter den Poeten, selbst unter den einst hochberühmt genannten Geistern vergangener Tage, und mancher, der por einem halben Jahrhundert als vielbewunderter Geistesheld gepriesen wurde, ist leise und unmertlich, aber doch im Zeitlaufe ununterbrochen in den hintergrund gedrangt, jawohl nahezu vergessen worden. Aber erfreulicherweise hat fich auch das Gegenteil gezeigt, man hat so manches Calent Jahrzehnte nachher, da es, früher wohl auch vielbewundert, langit bei Seite geschoben erichien, wieder auf den Schild erhoben und die spätere Nachwelt hat es wettgemacht, was die Däter an geistigen Sünden solchen Dichtern gegenüber verschuldet. Gilt dies doch in einem gewissen Grade sogar von unserem größten Ofterreicher, von Frang Grillparger, es gilt dies von Adalbert Stifter und anderen. In ähnlicher Weise durfte auch der Dichter Anastasius Grun feine Auferstehung feiern. Denn. hand aufs herz, es haben den "Wiener Spazierganger", nach Cessings bewußtem Ausspruche, viele "gelobt", doch nicht "gelesen", andere wieder zu lesen versucht und vielleicht lächelnd das Buch bei Seite gelegt, das unsere Großväter entzuckt und bewundert gepriesen.

Es wird sich noch in diesem Jahre für Anastasius Grün die Möglichkeit einer dichterischen Auserstehung bieten. Er ist am 12. September 1876 gestorben und in das Jahr 1906 fällt somit die Befreiung seiner Werte von dem Nachdrucksprivilegium. Dadurch aber wird des Poeten Schafsen in allen, selbst in den weitesten Kreisen der neuen Generation bekannt und wohl neu gewürdigt werden. Schon hört man von verschiedenen Ausgaben seiner Werte, die in Dorbereitung sind, und selbst die Verlagshandlung der fünsbändigen von C. A. Frankl besorgten Gesamtausgabe, die seit Jahren vollständig vergriffen war, rüstet sich, eine neue, "billige" Ausgabe von Auerspergs Dichtungen zu veranstalten. Wird er die wahre und echte Auferstehung seiern? Wenn freiheitbegeisterte Sänge, zarte, tunstvolle Liebeslieder und bilderreiche Gedichte, knappgefügte und künstlerisch ausgeführte Balladen noch gewürdigt werden und auf das Gemüt zu wirken im stande sind sicherlich.

Es kann nicht die Absicht dieser Stigze sein, ein Lebensbild des Dichters zu entwerfen, das sich in jeder besseren Literaturgeschichte mehr oder weniger ausführlich, allerbings stets auch mit unausgefüllten Lüden aus mancher Deriode findet. Doch möge neben den wichtigsten Lebensdaten einiges Neue, bisher Unbekannte bier seine Stelle finden. Der am 11. April 1806 zu Caibach im hause des Deutschen Ordens Geborene entstammte jenem uralten, weitverzweigten Abelsgeschlechte, dessen Angehörige sich Jahrhunderte bindurch namentlich in den verschiedenen Kriegsläuften der Curkenzeit hervorragend betätigten und vieler Gnadenbezeugungen ihrer Candesfürsten teilhaftig wurden. Schon 1818 verlor Anton Auersperg seinen Vater, nachdem er im Theresianum zu Wien und in der t. t. Ingenieurakademie eine gewisse Ausbildung erlangt hatte. Die weiteren Studien betrieb er in Klinkowströms Erziehungsanstalt zu Wien und setzte sie in den bamals sogenannten "philosophischen Jahrgangen" in der Residenzstadt fort. Don 1826 an widmete er sich der Rechtswissenschaft an der Universität in Wien, mit Ausnahme zweier Jahrgange in Grag. Schon in jener Periode erscheinen Dichtungen von ihm in verfciedenen öfterreichischen Zeitschriften, in der "Theaterzeitung", in der bestbekannten "Wiener Zeitschrift", in hormages "Arcip", in beffen "Caschenbuch" und in manchen anderen der damals üblichen Caschenbucher. hofrat v. hormanr, der bekannte, einflußreiche Reichshistoriograph, hatte besonderes Interesse für den sichtlich Begabten gefaßt und die Wahl manches historischen Stoffes, den Auersperg poetisch bearbeitete, ist dem Ratschlage des älteren historiographen und Redakteurs des historischen "Archivs" zu verdanken. Bevor die poetischen Richtungen, welche der junge Graf einschlug, eingehender angedeutet werden, sei noch das Bemerkenswerteste aus seinem weiteren Ceben erwähnt. Nach verschiedenen Reisen, deren erste 1830 dem jungen Mann in Stuttgart die Bekanntschaft seines von ihm so hoch verehrten Uhland vermittelte, trat er 1831 die ihm erblich zugefallene Herrschaft zu Thurn am hart in Krain an. Sein vieljähriger Aufenthalt und sein Wirken daselbst machte dieses Schloß berühmt. Don dort aus unternahm er Reisen (1835) nach Italien, öfter nach Nord- und Süddeutschland (1837 und 1838), nach Frankreich, Belgien und England. Don seinen Badereisen ist besonders der Besuch helgolands zumal in den Jahren 1854 und 1855 erwähnenswert, da er auch Veranlassung zu dem prächtigen Sonettenzuklus "Aus Helgoland" gegeben, den der Dichter später veröffentlichte. häufig begab sich Auersperg auch nach Wien, wo er im Kreise der poetischen Freunde gern längere Zeit zubrachte, auch besuchte er öfter Graz. Dort lernte er seine spätere Gemahlin Marie, die Cochter des Candeshauptmanns der Steiermark, Grafen v. Attems, tennen und lieben, mit der er sich am 11. Juli 1839 vermählte.

Aber schon früher hatte Graf Auersperg im eigenen Heimatslande seine Neigung einer jungen Gräfin geschenkt, welche ihm deren allzufrüher Tod entriß. Es ist dies jene junge Dame, welcher des Poeten erste Gedichtsammlung: "Blätter der Liebe" (Stuttgart, 1830) gedenkt, und zwar in der "Zweite Liebe" betitelten Gruppe jener Sammlung. Denn die unter "Erste Liebe" zusammengesaßten Gedichte des Büchleins reichen wohl weit in die Jünglingszeit des grässichen Dichters zurück. Schon dieses erste Liebesverhältnis scheint der Tod der Geliebten zerrissen zu haben. Und auch der "zweiten Liebe" war ein gleiches trauriges Ende beschieden. Diese zweite Neigung wandte nämlich Auersperg der Tochter Emilie seines Derwandten Nitsas Grafen v. Auersperg im Schlosse Motritz zu, an welche die erwähnten Gedichte gerichtet sind. Komtesse Emilie starb im 21. Lebens-

jahre am 25. November 1838 nach fünftägigem Krankenlager und wurde in der Samiliengruft zu Mokrit beigesett. Wohl schon manches Jahr früher ist das nachstehende (bisher ungedrucke) Gedicht des Poeten entstanden, welcher in dem nahen Mokrit häusig zu Besuch erschien. Da es am Schlusse die Worte: "An Emmy nebst 100.000 Küssen" beigesügt enthält, waltet kein Zweisel, wer in diesen nachstehenden Versen gemeint ist:

Die Nachtigall.

Die Sonne sinkt im gold'nen Süden (!) Und Gräfin Emmy blickt ins Tal, So vieles Cernen muß zuletzt ermüden, Madame Cafitte, geh'n wir zum Gartensaal.

Wie ungern sonst die gute Gouvernante Auch mit dem Fraulein sich ergeht, Sie trott der Gicht, die sie ins Jimmer bannte, Weil, ach, ihr Blid so sehnlich fleht.

Und hut und Tuch wird schnell hervorgezogen, Und Emmy geht vergnügt voraus, Der Pfad zieht sich durch manchen grünen Bogen, Und hell vergolbet glanzt Motrigens haus.

Ruf weichen Sigen läßt Madame sich nieber, Ach viel zu früh für Emmys Glut, Doch bald empfinden auch die jungen Glieber Wie löstlich sich's im Grünen ruht.

Denn horch, ganz nah aus grünenden Gebüschen Klingt Philomelens Sauberschlag, Welch Klagen, Seufzen, Schmachten, Gurgeln, Sischen Begleitet scheidend noch den Tag.

ha, welche Sellgkeit in Emmys Jügen, Selbst die Madame wird ganzlich Ohr, Denn als nun schnell die Jaubertone schwiegen, Da ruft sie: »Commencez encore«!

Freilich zeigen diese offenbar rasch improvisierten unreifen Derse keineswegs den künftigen formgewandten Dichter, sie dürften aber zugleich als eines seiner ältesten Jugendgedichte hier von biographischem Interesse sein.

Ob Graf Auersperg auch noch in den letzten Jahren vor seiner Dermählung sich zu Gräfin Emmy so sehr hingezogen fühlte wie in den früheren jugendlichen Tagen, ist wohl zu bezweiseln, tatsächlich geht aus einer reichen Jahl von mir vorliegenden Briefen an seine Gattin Marie hervor, daß er seine junge Frau vergötterte. Wenn er vom Schlosse Thurn am hart abwesend war, schrieb er ihr fast täglich in den zärtlichsten Ausdrücken und ebenso, wenn die Gemahlin bei ihren Eltern in Graz oder sonst abwesend war.

hatte Graf Auersperg — bald darauf unter dem Dichternamen Anastasius Grün in allen deutschen Landen zu hoher Bedeutung gelangt — in den Dierzigerjahren zumeist auf seinem Schlosse still den Musen gehuldigt, freilich auch mit den scharfen politischen

Strophen der "Spaziergänge", und hatte er das Erträgnis der ihm gebörigen herrichaft durch zwedmäßige landwirtschaftliche Gebarung zu einem höchst einträglichen gestaltet, so sollte auch die Zeit kommen, in der er personlich auf dem Gebiete der Politit im öffentlichen Leben bervortrat. Junächst vorübergebend in den Märztagen des Jahres 1848. Der ihm innig befreundete Bauernfeld erzählt, wie der damals in Wien weilende Auersperg mit ihm in der hofburg zu Wien die Sorderungen des Volkes betonte und nach der Bewilligung der Konftitution sofort nach Graz eilte, wohin er als erster noch por der offiziellen Befanntmachung am 16. Marz die Kunde von dem großen Creigniffe brachte. Auf dem Gebiete der Poesie war Anastasius Grün seitdem nur wenig mehr tätig, es trat der Politiker Graf Auersperg etwa ein Jahrzehnt später auf den Plan. Im Jahre 1861 in den verstärkten Reichsrat berufen und bald darauf zum Herrenhausmitgliede ernannt, zeigte sich Auersperg immer mehr als gewandter Redner und wahrer Dertreter des deutschöfterreichischen freiheitlichen Gedantens und befämpfte alle Elemente, welche diesem Gedanken entgegentraten mit mannhaften Worten. In jeder Richtung rechtfertigte er aber dabei auch das Vertrauen seines Monarchen, der ihm am 12. Marz 1863 schon die Geheimratswürde verlieben hatte. Daß man aber im letten Jahrzehnt seines Cebens über der ruhmvollen parlamentarischen Tätigkeit Auerspergs auch des Dichters nicht vergeffen hatte, erwies die Jubelfeier seines 70. Geburtstages im April 1876, bei der er durch Ehrenbezeugungen und Ovationen, die ihm ganz Österreich darbrachte, buchstäblich beinahe erdrückt wurde. Als Gatte war ihm 1858 noch die Freude zu teil geworden, daß ihm in seinem Sohne Cheodor ein Stammhalter geboren wurde. Der Schmerz des Verlustes dieses geliebten Sohnes, der im jugendlichen Alter 1881 starb, ist dem Vater erspart geblieben, denn in demselben Jahre 1876, welches ihm so schöne Jubeltage im Frühjahre gebracht, starb Auersperg-Anastasius Grun zu Graz am 12. September.

Unter den literarischen Freunden, welche mit Anastasius Grun in engeren Vertehr getreten sind, mögen namentlich genannt sein Eduard v. Bauernfeld und der unglückliche Nitolaus Cenau, ferner Josef Freiherr v. hammer-Purgstall, J. G. Seibl, Castelli, Karl v. Holtei und der Steiermärker C. G. v. Leitner. Mit ihnen und vielen anderen hatte er schon mährend seines ständigen und später gelegentlichen Wiener Aufenthaltes vielfach in dem für das öfterreichische Literaturleben des Dormarg so bemerkenswerten "filbernen" Kaffeehause Neumanns verkehrt und dabei manche treubewahrte Freundschaft fürs Leben geschlossen. Bauernfeld war im Sommer des Jahres 1836 Auerspergs Reisegefährte durch einen Teil von Deutschland. Damals lernte er in Weimar Ottilie v. Goethe kennen, welche bei der allgemeinen Begeisterung, die dem Dichter der "Spaziergänge" zu jener Zeit in ganz Deutschland entgegengebracht wurde, ihn selbst in einem schwungvollen Gebichte feierte. Besonders hingezogen fühlte sich wie sein Freund Cenau auch Auersperg zu dem gemütvollen Kreise der schwäbischen Dichter, dem er ja schon einige Jahre zuvor in Stuttgart persönlich näher getreten. Namentlich war es neben dem von ihm als Vorbild bewunderten Uhland Guftav Schwab, mit dem er in reger schriftlicher Verbindung bis zu Schwabs Tode verblieb. An Schwab, den Redakteur des in poetischen Kreisen so maßgebenden "Morgenblattes", hatte er öfter neu entstandene Poefien für dieses geschickt und fich ftets freimutige Beurteilung derfelben erbeten, welche dem graflichen Dichter und Freunde gern zu teil wurde. Bald darauf waren von Auersperg die zwei ersten poetischen Bücher "Blätter der Liebe" und "Der letzte Ritter" an Schwab gesendet worden, welche er bereits unter dem Namen Anastasius Grün herausgegeben hatte. Diesen Decknamen, den er schon für die Beiträge im "Morgenblatt" angenommen, bevorzugte er jetzt stets und als ihm Schwab, bestemdet über die seltsame Namenswahl, seine Bedenten tundgegeben, schrieb er an ihn (28. November 1829): "Nur muß ich Sie um eines bitten, nämlich um Pardon sür den ehrlichen Anastassus. Ich habe nicht ganz absichtslos den halb ernsten, halb spaßigen Namen gewählt; brechen Sie nicht den Stab über den Anastassus, so lange wir noch einen deutschen Dichter haben, der hühnerwadl * heißt! Ich denke nur: sind die Sachen gut, so werden sie auch den Namen zu Ehren bringen: sind sie aber schlecht, so hole der Teufel die schlechten Sachen mit samt dem schlechten Namen."

Auerspergs herzliche Zuneigung zu den schwädischen Dichtern erstreckte sich auf ihren ganzen Kreis und auch mit anderen Persönlichteiten Württembergs, welche eine geistig hervorragende Rolle spielten, war er in freundschaftliche Beziehungen getreten. So namentlich auch mit dem politischen Schriftsteller und Tübinger Abgeordneten Paul Pfizer, dem Bruder des Dichters Gustav Pfizer, welchem er noch später seine Derehrung durch die Widmung der eigenartigen satirischen, epischen Dichtung "Nibesungen im Frack", 1843, bezeugte. Das Buch sandte er damals auch an den stets so hoch gehaltenen Uhland nach Tübingen und der (ungedruckte) Begleitbrief dieser Sendung möge hier seine Stelle sinden.

"Euer Wohlgeboren! Was soll ich diesem Büchlein, das ich an Sie, verehrter deutscher Mann und geliebter Meister, abgehen lasse, mitgeben als die Wiederholung meiner wärmsten Derehrung und Bewunderung, meiner unwandelbaren Anhänglichteit und Dantbarteit! Sie, der selbst so vieles Unverdiente ersahren mußte, werden durch ein leichtsinnig in die Welt geschleudertes, in allen seinen Teilen erlogenes Zeitungsnotizsein über meine Person, das eben so schnell ein leichtsinniges Echo in Reim und Prosa gesunden, gewiß nicht — das ist meine erhebende Überzeugung — an mir irre geworden sein; Sie werden sür mein längeres Stillschweigen gewiß einen anderen Schlüssel zu sinden wissen, als die triviale Denuntiationssucht literarischer Klatschweiber gefunden zu haben meint; Sie werden mit Ihrem scharfen Blide in dem mitsolgenden Gedichte, troß seiner losen und lodern Schale den Kern eines ernsten Strebens wiederertennen, dem Sie einst Ihre freundlich wohlwollende Teilnahme zugewendet haben, die mir mein guter Stern auch sortan erhalten möge. — Mit der Bitte, Sie wollen mich Ihrer verehrten Gemahlin zu gütiger Erinnerung empsehlen, verharre ich mit unbegrenzter hochachtung und wärmster Anhänglichseit

Euer Wohlgeboren treu ergebener A. Auersperg.

Thurn am Hart in Krain, 10. Juli 1843."

Dieses Schreiben ist auch deshalb sehr bezeichnend, weil es senes albernen Gerüchtes gedenkt, das in verschiedenen Zeitungen verbreitet wurde, Graf Auersperg habe sich um den Kammerherrnschlüssel beworben. Hatten ihm die radikalen, demokratischen poetischen

^{*} Der Schweizer Gottlieb hunerwadel (geb. 1771, gest. 1848) veröffentlichte namentlich Ge-

Kreise schon seine Dermählung mit der Tochter des Grasen v. Attems früher verübelt, so bot ihnen diese irrige Mitteilung Gelegenheit, gegen den vermeintlich nicht mehr volkstümlich freisinnigen "Wiener Spaziergänger" Anastasius Grün aus heftigste auszutreten. So hat Georg Herwegh seinen "Gedichten eines Lebendigen" bitterböse Strophen unter dem Titel "Anastasius Grün" einverleibt, in denen die Stelle vordam: "Du willt nicht mehr so frei sein frei zu sein" und auch der Heirat Auerspergs misbilligend gedacht. Hossmann v. Fallersleben hatte in gleicher Weise ein kürzeres Gedicht gegen Anastasius Grün verössenlicht, worin er ihm den "güldnen Schlüssel" vorwarf. An der ganzen Kammerherrngeschichte war natürlich kein wahres Wort. Als Auersperg viel später, im Jahre 1861, Herwegh in Wien persönlich kennen sernte und ihn herzlich begrüßte, sagte er beim Abschied mit einem warmen händedrud: "Sie haben einmal ein Gedicht gegen mich losgelassen— 's ist gut, daß es nicht wahr ist."

Es ließen sich manche solcher bezeichnenden Züge aus Grüns Leben erzählen. Jedenfalls zeigte die Verbreitung solcher und ähnlicher Mitteilungen über den Freiheitsdichter, als welcher er ja seit dem Erscheinen der "Spaziergänge" hervorgetreten war, und zwar mit Gesahr, die seiner eigenen Person drohte, daß man es damals noch immer nicht sassen fallen tonnte, wie der Nachtomme eines alten Adelsgeschlechtes wirklich derartige Strophen seiner Regierung, ja seinem Monarchen selbst zurufen tonnte. Damit tomme ich auf Anastasius Grüns poetisches Schaffen, welchem nachsolgend eine knappe Besprechung gewidmet sei, um den Dichter in seinen verschiedenen Phasen auch der heutigen Generation vorzusübren.

Wenn man Anastasius Grün als Cyriter nur nach seiner ersten hier schon angeführten Sammlung: "Lieder der Liebe", die 1830 in Stuttgart erschienen ist, beurteilen wollte, man könnte wohl das Schickal dieses Büchleins, welches rasch vergessen wurde und keinen bemerkenswerten literarischen Eindruck hervordrachte, kaum beklagen. Immerhin sind in dem kleinen Buche einige Perlen Grünscher Cyrik enthalten, welche freilich unter dem vielen Unreisen übersehen wurden. So sindet sich darin das so überaus zu herzen sprechende Stimmungsbild: "Ich hab' eine alte Muhme", das schöne, später öster vertonte Liebeslied: "Die Brücke" und manches andere, das später der Dichter in die strenger gesichtete Sammlung seiner "Gedichte" hinübergenommen. Aber schon solgte diesem Erstlingsbüchlein der Romanzenkranz "Der letzte Ritter" auf dem Fuße. Auersperg hatte nach hormanze, des Freundes, Rate, eingehende historische Studien betrieben und diese schließlich in der Persönlichkeit des ritterlichen Kaisers Maximilian vereinigt.

Ohne gerade eine geschlossene Komposition zu besitzen, weist uns "Der letzte Ritter" in glänzenden Nibelungenstrophen ein Teitbild, wie es kaum ein Dichter bisher geschassen, in dem zunächst die eble Gestalt des Titelhelden in den Dordergrund tritt. Einzelne der Romanzen, wie z. B. "Die Reiherbaize", "Die Martinswand" u. a. gehören zu den prächtigsten Schöpfungen der deutschen epischen Poesie in Österreich und über Marens Gestalt, als die eines echten Romantiters, verbreitet die ganze Dichtung einen glänzenden Schimmer. Daß es schon hier nicht an einigen verdeckten Aussällen gegen die bösen Justände in der österreichischen heimat sehlt, sei nur nebenbei bemerkt. Aber selbst der Jurus des sterbenden Max an Karl V.:

Dich rufen andre Kampfe, die Schwerter roften ein, Ein Kampf wird's der Gedanten, der Geift wird Kampfer fein! die Erinnerung an Luther und manche von dem Jensor wohl unverstandene Stelle hinderten es nicht, daß dem letzten Ritter die "Ehre" zu teil wurde, in den von Metternich begründeten "Jahrbüchern der Literatur" (1832) durch den seinsinnigen Michael Ent sehr günstig und empsehlend besprochen zu werden.

Das ware nun allerdings nicht der Sall gewesen, wenn man es geahnt hatte, daß derfelbe Dichter ber Verfaffer ber "Spaziergange eines Wiener Poeten" fei. Diese find ohne Angabe eines Verfassers 1831 bei hoffmann & Campe in hamburg erschienen und das schmächtige Buch rief einen wahren Sturm hervor. In den formvollendeten Derfen, aber mit unwiderstehlicher Wucht teilte bier gum erstenmal ein Dichter hiebe gegen bas gange verrottete österreichische Regierungssostem aus, wie fie bisber unerhort waren. Die "Spagiergange" find eine Antlage von der ersten bis gur letten Strophe, aber eine Antlage in so trefflicher poetischer Sorm und mit so wahrhaft patriotischer Begeisterung verfaßt, daß sie feiner andern der späteren politischen Dichtungen gur Seite gestellt werden tönnen. "Ludwig Uhland", dem verehrten, sind diese Dichtungen gewidmet und das Sitat aus Uhlands Gedichte: "Auf! gewalt'ges Ofterreich! - Dorwarts! tu's den andern gleich! - Dorwarts!" erweist die eble Tendeng dieser dithnrambischen Poefien. Begreiflicherweise wurden fie, in benen Metternich sogar porträtähnlich vorgeführt wurde,* gunächst verboten und dem unbefannten Derfasser von der Polizei aufs eifrigfte nachgespurt. Auersperg hutete fich, die Anonymitat zu luften, trop feines zu jener Zeit gang besonders privilegierten Standes als "Graf" ware ihm das teuer zu stehen gekommen. Dies ging fo weit, daß der Derfaffer der vervehmten Dichtungen felbst den besten literarischen Freunden gegenüber seine Urheberschaft rund ableugnete. So schrieb er damals an den ihm schon lange befreundeten J. Gabr. Seidl einen launigen gereimten Brief, worin die Stelle vorkommt: "Spaziergang' eines wien'rijchen Poeten" - Kenn' ich wohl manche, teilend den Genuß — Sowohl zu Wagen, als — und meist — zu Suß — Jedoch ein Buch des Namens tenn' ich nicht, - Ein solches aber meint wohl Eu'r Bericht? - Nach dem. was Ihr mir sprecht von dessen Wesen — Bin ich begierig selber es zu lesen; — Drum bitt' ich, habt Ihr, des ein Eremplar — Leiht mir's auf ein'ge wen'ge Tage dar." Selbst da man als Derfasser Anastasius Grun nannte, wußte die Polizei noch immer nicht, daß Grun und Auersperg eins seien. Man riet auf Grillparger, Zedlig und andere, während der wirkliche Berfasser in Thurn am hart, in Wien oder Grag weilte, ohne mit dem Strafgericht in Berührung zu tommen. Noch im Jahre 1847 tam ber Dichter und Freund Auerspergs, K. G. v. Leitner, mit ihm zu Graz in der Buchhandlung zusammen. Ceitner hatte aus ben poetischen Eigenheiten ber "Spaziergange" ben Derfasser langft erraten. Als aber damals der Buchhändler die Frage stellte : Wer denn der Derfasser dieses Aufseben erregenden Buches sein möge, meinte Leitner, Auersperg bedeutsam anblidend: "Wenn ich deffen Autor ware, so wurde ich es niemandem, selbst nicht meinem besten Freunde, tund tun." Erst später lüftete, und auch da nur für die intimsten Kreise, Auersperg seine Anonymität.

War in den "Spaziergängen" des Dichters Unmut über die politischen Derhaltnisse seines heimatreiches, über die Unterdrückung der Gedankenfreiheit, die Zensur, das Pfassen-

^{*} Salonszene: Er ist's, der das rüst'ge Prachtschiff Austria am Steuer lenkt,
Er, der im Kongreß der Fürsten für sie handelt, für sie denkt. —
Seines Kleides Sterne funkeln karg und lässig sast im Licht,
Aber freundlich mildes Lächeln schwebt ihm stets ums Angesicht.

wesen, das Renegatentum und alle beschämenden Zustände des pormärzlichen Österreich* gum poetischen Ausdruck gekommen, so nahm ber Poet in dem 1835 erschienenen "Schutt" einen ähnlichen, aber weiterblidenden Standpunkt ein. Prächtige Bilder rollt A. Grün bier por dem Auge auf, fast in jedem derselben aber auch dusterer Verhältnisse gedenkend. welche ben Geift der Freiheit niederdrücken. So in dem visionenhaften Gedichte von dem eingekerkerten Dichter in "Der Turm am Strande", in der poetischen Klage über das öbe Leben der Monche in "Eine Senfterscheibe", in den "Sunf Oftern", worin er den auf die Erde gekommenen herrn Betrachtungen über Jerusalem in fünf verschiedenen Zeitaltern anstellen läft bis in die Zeit, da man zulett auf Golgatha "längst vor Rosen das Kreuz nicht mehr sieht". Im "Cincinnatus" stellt der Dichter die alte untergegangene Welt, von den Trummern Pompejis ausgehend, der neuen Welt Amerika gegenüber. Der "Schutt" ist eine durch gewaltige Bilder ausgeschmudte glänzende Verherrlichung freiheitlicher Gedanken. Es dürfte die Beziehung auf Amerika darin die damalige Absicht Auerspergs barlegen, wonach er im Jahre 1835, wie fein Freund Cenau in einem Schreiben mitteilt, in die neue Welt überfiedeln wollte. "Auersperg sagte mir," schreibt Cenau an Emilie v. Reinbed, "er sei bereit, wenn ich mit ihm ziehen wolle, seine Güter zu verlaufen und nach Amerika zu gehen." Offenbar war A. Grün damals der polizeilichen hehereien und der Zensurplackereien herzlich müde. Allerdings hat, wie bekannt, Lenau einige Jahre früher seine Sahrt nach Amerika unternommen, nach der Ruckehr aber eine neue nicht wieder angetreten.

Was an späteren Dichtungen Anastassus Grüns noch vorliegt, hat nicht mehr die gleiche Bedeutung wie die "Spaziergänge" und der "Schutt", wenn auch noch immer poetischen Wert. Die "Nibelungen im Frack" (1843) sind ein Capriccio, welches die musikalischen Schrullen des Herzogs Morit Wilhelm v. Merseburg in komisch-satirischer Weise (mit manchen verblümten Rechtsertigungen des Dichters betressend seine eigene Gessenung) im Nibelungenversmaß schildert. Der "Pfass vom Kahlenberg" (1850) bringt Herzog Otto den Fröhlichen in Beziehung zu dem Bauerndichter Nithart und zu dem an Possen reichen Pfassen Wigand und bietet zahlreiche Verherrlichungen der schönen Cande Österreichs in oft begeisterten Versen, schildert namentlich auch volkstümliche Verhältnisse tressslich, ist aber kein eigentliches Epos.

Der "Gedichte" Anastasius Grüns ist jedoch nochmals zu gedenten. Er hat eine stattliche Sammlung derselben 1837 herausgegeben, die wenig mit den einstigen "Liedern der Liebe" gemein haben und turz nach des Dichters Code, von diesem noch besorgt, erschien die Nachlese "In der Veranda". Bis 1893 sind von den "Gedichten" 18 Auflagen erschienen, von denen jene die 1876 stets Besserungen und Änderungen ersahren haben. Aus diesen Sammlungen wird erst der Reichtum, die Mannigsaltigkeit und Schönheit von Grüns lyrischen Dichtungen und von jenen auf dem Gediete der Ballade und erzählenden Poesse kund. Die prächtigen Naturbilder an der Adria, aus Italien und aus den heimischen Alpen weisen uns den schwungvollen Liedersänger, ebenso wie die erzählenden Stüde: "Das Wiegenselt zu Gent", "Der alte Komödiant", "Der Grenzsoldat", "Botenart" und viele andere, welche den besten Schöpfungen neuerer Poesse beizuzählen sind. Was sür Anastasius Grün die Dichtung bedeutete und wie innig mit ihr sein Gefühlsleben ver-

^{*} Die späteren Auflagen waren durch eine Sahl von nicht minder poetisch traftvollen Stüden vermehrt.

knüpft war, erweist der für alle Zeiten als Derherrlichung des Poetentums unvergängliche "Cetzte Dichter". Eine schöne Ergänzung von Grüns früherem dichterischen Schaffen bilden die Gedichte "In der Deranda", unter denen neben den zahlreichen Bildern "Aus Helgoland", den wehmütigen Sonetten an seinen der Nacht des Wahnsinns verfallenen Freund Cenau, neben den träftigen, noch dis 1848 zurückreichenden "Zeitklängen" und politischen Gedichten und Sprüchen auch die plastischen erzählenden längeren Gedichte "Prinz Eugenius" und "Der Tambour von Ulm" sich besinden. Nirgends macht sich hier eine Abnahme der poetischen Gestaltungskraft bemerkbar.

Don 1850 bis 1864 hat Anastasius Grün nur noch die schon viel früher vortresssich übertragenen "Volkslieder aus Krain" mit einer überaus schähenswerten Einleitung herausgegeben, sowie eine Bearbeitung der alten englischen Volksballaden über "Robin hood". Der Bearbeiter der Abenteuer dieser teils als held- teils als Raubgeselle auftretenden volkstümlichen Gestalt hatte dabei oft Gelegenheit, des "lustigen grünen Waldes" zu gedenken, in dem sich hood die heimstätte geschaffen hat. Pietätvoll unternahm es auch Auersperg, den Nachlaß seines unglücklichen Freundes Lenau herauszugeben und für eine Gesantausgabe von dessen Dichtungen eine wertvolle biographische Stizze abzusassen. Letztere bietet namentlich auch infolge der vielen intimen, persönlichen Beziehungen der Freunde zueinander ein an Einzelheiten reiches Lebensbild.

Selbst in einer Stizze wie die vorliegende, ist das innige Derhältnis nicht zu übergehen, in welchem Auersperg zu seiner Frau stand, welches selbst durch das bittere Gefühl, daß ihm erst 1859 ein Sohn geboren wurde, nicht getrübt wurde. Aus einer großen Jahl ungedruckter Briese von 1840 bis 1859 an seine Gemahlin wähle ich nur zur Charakteristik einige Bruchstücke aus, welche nachweisen, mit welcher Liebe der Dichter an seiner Gattin hing. Als diese im Juni 1841 bei den Eltern in Graz weilte, schrieb er von Thurn am hart am 1. Juni 1841:

"Meine liebe, angebetete Marie! Ich habe zwar erst vor einigen Stunden einen Brief an Dich besördert, da aber morgen früh der Kutscher zurück nach Seistritz geht, tann ich ihn unmöglich sortlassen, ohne ihm ein Brieschen an Dich mitzugeben, denn ich will teine Gelegenheit versäumen, Dir, mein Engel, von mir Nachricht zu geben. Du hast mich in Graz so liebreich examiniert, daß ich auch aus der Serne Dir über mein Tun und Lassen Rechenschaft zu geben mich schuldig glaube. Der Bericht über den heutigen Nachmittag ist turz abgetan, wenn ich Dich versichere, daß mich die Sehnsucht nach Dir, die Wehmut über unsere Trennung in tieser Melancholie sesthsielt. — Ich habe Dich bei unserem Abschiede zu trösten versucht, aber wie trostbedürstig bin ich jeht selbst, ich tomme mir, wenn ich so herumschleiche, einsam und allein, sast wie verwaist vor; ich begreife taum, wie ich ein ähnliches Leben früher einmal sühren tonnte, doch ich hatte ja Dich nicht, ich tannte Dich nicht so, wie ich Dich jeht tenne

Taufend, Millionen Kuffe von Deinem

Alten."

Zwei folgende Briefe an die Gemahlin bieten auch einige Mitteilungen über Lenau und dürften daher besondere Beachtung verdienen. Der erste ist von Stuttgart, 13. August 1845, datiert und lautet:

"Innigstgeliebtes, teures Mariticherl! Dieser Brief geht wahrscheinlich mit derselben Post von hier ab, mit welcher ich meine Rückreise antrete, doch dürfte er früher zu Dir tommen als ich selbst, da ich mich schon der nötigen Ruhe halber einen Tag in München auszuhalten gedenke. Ich habe es nämlich so gehalten, daß ich eine Nacht hindurch schlief und dann die nächste Nacht reiste und so fort abwechselnd. Alle Nächte in Ellwagen zuzubringen, wäre mir wohl etwas zu satiguant geworden. — Heute vormittags war ich bei dem armen Cenau in Winnenthal, zweieinhald Stunden von hier entsernt. Ich sand seinen Geist zerrüttet in größerem Maße als ich vermutete, sein Körperliches aber gedeihend, was sein Arzt sür ein gutes Zeichen hält, obschon andere Ärzte der gegenteiligen Meinung sind. Jedensalls habe ich mit Beruhigung und wahrhafter Rührung mich überzeugen können, daß mein Besuch ihm ein sehr willsommener war und gewiß eine wohltätige Wirtung aus ihn üben wird. — Meine hiesigen Freunde, Schwab an der Spize, haben mich sehr freundlich und liebevoll empfangen und dadurch die Sehnsucht, die ich nach ihnen trug, auss angenehmste sür mich gerechtsertigt. Es sind liebe, gescheite, herzliche, tressliche Ceute, diese guten Schwaben!

Millionenmal Dich umarmend, ewig in zärtlicher Liebe

Dein treuer Alter."

Der zweite Brief ist aus Franzensbad, wo Auersperg wie an jedem Orte, wo er etwas entsernt von der Gattin weilte, nicht unterließ, wenigstens jeden zweiten Tag ihr zu schreiben. Dieses Schreiben, vom 27. Juni 1847 datiert, sei hier mit Übergehung von weniger Wichtigem mitgeteilt:

"Meine innigstgeliebte, teure Marie! Deinen lieben Brief vom Dienftag habe ich porgestern und die Schachtel mit dem plattierten Dedel gestern erhalten. Da es mir leid tut, die Schachtel, welche von Deinen handen berührt und geheiligt ist, wegzugeben, so sende ich sie Dir mit der heutigen Post wieder zurud. - - hier ist ein töniglich sächsischer Garbeleutnant Müller, welcher Dich vor zwei Jahren in Karlsbad gesehen haben will. Sonst habe ich noch einige Bekanntschaften gemacht. — Ich habe vergeffen, Dir zu erzählen, daß ich in Gefellschaft Deffauers am zweiten Cage meines Wiener Sejours den armen Cenau wieder besuchte. Ich fand ihn diesmal viel beffer als Tags zuvor; seine Stimmung war sehr heiter und gab fich in vielem Lachen tund, bisweilen wurde dieses wohl etwas konvulsivischer Natur. Dabei hat sich etwas Komisches zugetragen. Um ihn von der Aufregung, in die ihn Dessauers Musik versett hatte, wieder zu beschwichtigen, gaben wir ihm Papier und Bleistift mit der Aufforderung, etwas darauf zu zeichnen oder zu schreiben. Er trigelte ansangs nur halbe Worte, endlich machte er mein Portrat, natürlich nicht gang ahnlich. Wir baten ihn dann, er möge Madame Görgen, die eben zugegen war und die er sehr liebt, zeichnen. Die alte Frau, fast geschmeichelt, setzte sich gang verständig in Positur, da sprach er während des Zeichnens: "Ja, das ist das Ideal weiblicher Schönheit", aber nach einer Pause fügte er hinzu: "Aber der Pudel ist noch viel schoner!" — Nun habe ich ein Weilchen mit Dir geschwaft, mein lieber guter Engel, und muß nun schließen. — Apropos, mein Maritscherl, lasse teine weißen Seiten auf Deinen Briefen wie bei den letzten. Mir tut es web, so ein Blatt unbenützt zu sehen, auf welchem suffe Worte von Dir stehen fönnten.

Mit Millionen Kussen und den gartlichsten Umarmungen ewig Dein treuer

Daß dem Chepaar so lange kein Kindersegen beschieden war, machte dem zärklichen Gatten großen Kummer und viele seiner Badereisen und der Bäderbesuche seiner Gattin sind darauf zurüdzuführen. Er pflegte dann meistens am Schlusse des Schreibens an diese auch die Buchstaben beizufügen: G. s. d. B., das heißt, Gott segne das Bad. Erst im Jahre 1859, wie erwähnt, wurde ihm der Sohn Theodor geboren, in dem er seinen tünstigen Erben kräftig auswachsen sah. Leider hat dieser blühende Jüngling mit 23 Jahren, am 4. Mai 1881, durch einen Sturz mit dem Pferde sein Leben beendet, fünf Jahre nach dem Tode des Grasen Anton Auersperg selbst.

Auch die Mutter, Gräfin Marie, war vor dem traurigen Ende des jungen Mannes aus der Welt geschieden. Sie hatte noch in Thurn am hart, wo beide Gatten so viel des Glüdes genossen, jenes hochragende Mausoleum errichten lassen, in dessen oberem Kapellenraum die Büste des edlen Dichters sich befindet. In der Gruft selbst ruht Anastasius Grün-Auersperg zwischen den Särgen, welche die irdischen Reste seiner Gattin und seines Sohnes einschließen.

Erinnerungen eines ehemaligen t. megitanischen Majors.

Don Karl Baron Desque.

I.

Am 21. Februar 1867 hatte Kaiser Max an der Spitze von 2000 mexikanischen Soldaten die Hauptstadt verlassen, um sich zur Nordarmee zu begeben, die sich unter Miramons und Mejias Jührung mit den Hauptsträften des Feindes, mit wechselndem Glück schlug und einer baldigen Derstärkung dringend bedurfte. Die einzigen Europäer des kaiserlichen Gesolges waren Leibarzt Dr. Basch, ein Kammerdiener und ein Koch; außerdem 1 Eskadron des Palatinal-Husarenregiments, 30 Mann stark, je zur Hälste Ungarn und Mexikaner.

Es muß des Kaisers Absicht gewesen sein, auch uns, das 18. Insanterieregiment, Kommandant Oberstleutnant Baron hammerstein (230 Österreicher und das Ossisierstorps dem österreichischen Freiwilligentorps entstammend) und das ganze husarentegiment, Kommandant Oberstleutnant Graf Khevenhüller (etwa 300 Ungarn und Böhmen, das Ossisierstorps wie beim 18. Insanterieregiment) mitzunehmen, denn in der Nacht vom 20. auf den 21. erhielten sämtliche fremde Truppen Order, um 5 Uhr früh zum Abmarsch bereit zu sein. Es ist mir eine unvergeßliche Szene, wie wir Ossiziere der beiden genannten Regimenter im hose des "Palacio imperial" vom Kaiser Abschied nahmen. Inständigst baten wir ihn, uns mitzunehmen; war uns doch so schwer zu Mute, als ob wir ihn nicht wiedersehen würden. Auch der Kaiser war sichtlich erregt; er mochte das Wagnis wohl sühlen, von seinen Landsleuten zu scheiden und sich nunmehr volltommen in die hände der Mexikaner zu geben, auf deren Treue er nach den gemachten Erschrungen nicht vertrauensvoll bauen durfte. Wie ein Mephisto schritt General Marquez an seiner Seite und sprach seise in ihn hinein; der Kaiser wandte sich ein letztes Mal zu uns, dankte mit tiesbewegter zitternder Stimme für unsere Anhänglicheit, versprach

uns bald nachtommen zu lassen, einstweilen möchten wir sleißig unsere Mexitaner einsexerzieren und das Regiment bald auf den vollen Kriegsstand bringen. (Das 18. Insanterieregiment sollte durch Mexitaner auf 1000 Mann ergänzt werden, doch Neid und Scheelsucht der mexitanischen Behörden, die in uns immer einen bevorzugten Körper sahen, verhinderten, daß wir jemals zu dieser Stärte kamen und trotz mehrsach gedückerter Wünsche und Besehle des Kaisers überstieg unser Präsenzstand niemals 400 Mann). Mit diesem kaiserlichen Bescheide trennten wir uns; noch einmal erscholl das Kommando: »Presenten armas!« die Hornisten schmetterten den österreichischen Generalmarsch, die Husarenmusit spielte die österreichische Volkshymne und die gesenkten Sahnen begrüßten zum letztenmal den scheidenden Kaiser.

Die Abreise des Kaisers war so geheimnisvoll eingeleitet und plötzlich ausgeführt worden, daß die Bevölkerung der Hauptstadt erst aus dem Tags darauf ausgegebenen "Boletin del Imperio" von dem Creignis Kenntnis erhielt; gleichzeitig meldete dieses Blatt einen Sieg des Kaisers über den Dissidentenchef Fragosa am Nachmittag des Ausmarschtages nach Queretaro.

Das Kommando der Stadt übernahm der Divisionsgeneral Ramiro Cavera, ein ehrlicher, tücktiger Mann, aber ohne verläßliche Umgebung. Die zurückgelassene Garnison bestand aus etwa 3000 Mann, eingeteilt in eine Unmasse von Bataillonen, die alle einen Sollstand von 800 Mann hatten, deren keines aber 100 Mann effektiv erreichte. Der größte Teil der mezikanischen Soldaten gehörte dem Auswurf der Bevölkerung Mezikos an, denn es war ganz gebräuchlich, Räuber, Mörder u. dgl. nach ausgestandener Strase aus dem Gesängnisse direkt in die Kasernen zu schieden und sie dort irgend einem Truppenkörper zuzuweisen.

Ein Gesetz vom Sommer 1866 hatte die sogenannte "Ceva", die Zwangswerbung wieder eingeführt. Dieser Mafregel hatten zur Zeit der Bürgertriege ichon viele megitanifche Armeen ihre Entstehung zu danten. Dom Kaifer wurde wohl pringipiell die Swangswerbung verworfen und dagegen ein sehr schon ausgearbeitetes "Wehrspftem" fanktioniert, das jedoch stets toter Buchstabe blieb, da sich kein wehrpslichtiger Mexitaner jemals freiwillig zum Waffendienst stellte und an eine Kontrolle bei der Ausgedehntheit des Reiches, der spärlichen Bevölkerung und der Korruption der Behörden nicht zu denten war. Deshalb mußte der Kaiser, als die Franzosen das Cand raumten und ftatt ihrer eine taiserlich mexitanische Armee ihn verteibigen sollte das Gesetz der "Leva" erlassen, demzufolge jeder beschäftigungslose Mexitaner durch die zu diesem Zwed ausgehenden Patrouillen eingebracht und zum Waffendienst gezwungen werden konnte. Allabendlich durchzogen solche Patrouillen die Straßen und hielten oft wahre Jagden auf die ungludlichen Besucher der "Pulquerias" (Schenken, in welchen das meritanische Nationalgetränk Pulque: "El vino de los Indios" verkauft wurde) ab, bie sich natürlich schleunigst durch die Slucht zu retten suchten. Das bot denn oft ein peinliches Schauspiel und doch, wie die Verhältnisse standen, mußte man die Notwendigkeit der Maßregel anerkennen. Gutgekleidete Mexikaner wurden selten eingebracht oder konnten sich durch Bestechung an geeignetem Orte bald loskausen. Daß von den Zwangsfolbaten an sich nicht viel zu erwarten war, ist begreislich, namentlich angesichts ber Behandlung, die der unglüdliche Retrut von seinen Landsleuten zu erdulden hatte. Die zu den fremden Regimentern eingeteilten Mexitaner hielten fich größtenteils sehr brav, was wohl hauptsächlich der anständigeren Behandlung zu danken war. Überhaupt läßt sich aus dem Mexikaner, bei einiger hebung seines ganzlich geschwundenen Ehrgefühls und Selbstvertrauens, ein sehr brauchbarer Soldat machen.

Da der Feind, freilich nur in kleinen Partien, bis nahe vor die Garitas (Zollschranken) Mexikos streifte, so wurden sehr häusig unter Kommando des Generals und Preseto politico des Distrikts Mexiko, des berüchtigten O'Horan, Expeditionen unter Entsaltung allen militärischen Pomps unternommen. Doch glichen diese Expeditionen militärischen Promenaden, da der Feind regelmäßig vor 'unserer Ankunst seine zeitweiligen Quartiere: Tacubaya, Mexicalcingo, Tacuba 2c. geräumt hatte. Es kam dann höchstens zu kleinen "Tiroteos" (Plänkeleien), wobei von unserer Seite Manöver und Machtentsaltungen vorkamen, die einem ost nur wenige Mann starten Seind gegenüber geradezu lächerlich erscheinen mußten. Als belehrende Feldübungen hätten ja diese "Ausfälle" immerhin gelten und nüglich sein können, wenn nur nicht die hohe merikanische Generalität jede derlei Unternehmung zu ebensoviel "Siegen" ausgebauscht hätte! So wurde am 20. März eine Rekognoszierung nach Tacubaya, eineinhalb Leguas von Mexiko, als Sommerausenthalt der wohlhabenden Samilien der Hauptstadt beliebt, mit 2000 Mann und zwei gezogenen Batterien unternommen, da der Feind, wie uns gesagt wurde, sich mit starker Macht in Tacubaya verschanze.

Die "starte" Macht reduzierte sich schließlich auf einen Trupp von etwa 30 seindlichen Reitern, die beim Einrücken unserer Avantgarde natürlich schleunigst davonjagten.
Nichtsdestoweniger wurde außerhalb Tacubanas auf einem gegen den Seind zu absallenden Plateau eine Gesechtsaufstellung genommen, aus welcher die zwei gezogenen Sechspfünderbatterien eine volle Stunde hindurch eine gegenüberliegende hazienda, hinter der sich ab und zu ein und der andere Reiter sehen ließen und einige weidende Schascherden, mit ihren Geschoßen überschütteten. Zum Schlusse wurde noch ein allgemeiner Frontalangriff gegen den unsichtbaren Seind ausgesührt und sonach vom meritanischen Generalstab, der von den erzielten Erfolgen sehr befriedigt schien, der heimmarsch anbesohlen.
Am nächsten Tag seierten sämtliche Zeitungen der hauptstadt den glänzenden Erfolg des gestrigen Tages und den "Sieger" von Tacubana!

Unter solchem Mummenschanz gingen Sebruar und März hin und das "Boletin del Imperio" brachte von Zeit zu Zeit Siegesberichte aus Queretaro.

Am 23. März nachts erhielten sämtliche tampssähige Truppen Besehl, sich für 5 Uhr morgens zum Ausmarsche aus Mexiko bereit zu halten. Wir dachten natürlich, man habe wieder eine kleine militärische Promenade vor, doch zirkulierten Gerüchte, der Kaiser sei mit einigen tausend Mann von Queretaro im Anzuge und wir hätten ihm den Weg freizuhalten. Wirklich schlugen wir die Straße von Queretaro ein und stießen gegen Mittag mit 2000 kaiserlichen Reitern, den Regimentern "De la Frontera" und "Quiroga" zusammen, die jedoch nicht vom Kaiser, sondern von Marquez geführt wurden. Dieser hatte sich mit seinen Reitern durch den Queretaro zernierenden Seind geschlagen und sollte dem Kaiser Verstärfungen, Munition und Geld von Mexiko nach Queretaro bringen. Ein von Marquez selbst gezeichnetes Dekret des nächsten Tages, führte uns in ihm den "Cugar teniente del Imperio" (Statthalter) vor und konzentrierte in seiner hand jedwede legislatorische und diktatorische Gewalt.

Wie wir leider zu spät, erst nach des unglücklichen Kaisers Tod, erfuhren, hatte Marquez den striften Auftrag, alle disponiblen Truppen und Geschütze, dann auch Dorräte und Geld zusammenzurassen und allsogleich dem Kaiser zuzussühren; es muß also schond damals die Situation in Queretaro, ohne hilse von außen, ganz unhaltbar befunden worden sein und mag der Kaiser mit ebensolcher Sehnsucht auf Entsatz durch uns gehosst haben, als wir während der Belagerung der hauptstadt auf hilse von Queretaro geharrt hatten. Damals wäre es noch leicht gelungen, die Vereinigung mit dem Kaiser zu bewertstelligen und gewiß hätten wir Österreicher alles darangesetzt, das teure Leben des geliebten Fürsten zu verteidigen und zu retten, wenn auch die durch uns gewonnene Verstärtung seines heeres nicht hingereicht haben würde, ihm den Chron zu erhalten. Das waren Erwägungen, die uns erst viel später zum Bewußtsein tamen, Marquez mußte schon damals die Situation volltommen erkannt haben.

Der seindliche General Porsirio Diaz belagerte die Stadt Puebla de los Angeles seit Mitte Februar und so sehr brav die aus ganz jungen Soldaten bestehende mexikanische Besatzung sich verteidigte, so war doch vorauszusehen, daß ihr Widerstand der großen Übermacht des Feindes gegenüber, nicht lange mehr anhalten werde. Marquez beschloß daher, gegen die Instruktionen des Kaisers, zuerst den Entsatz Pueblas zu unternehmen. In wenigen Tagen waren unsere Abteilungen durchschnittlich um das Doppelte verstärkt, mit guten Wassen versehen, neu gekleidet, auch Geld war eingetrieben, kurz, mit aller Energie dem Gelingen der Expedition vorgearbeitet.

Am 29. März hielt Marquez auf der Esplanade der Citadelle (dem Arsenal) Revue über 2000 Mann Infanterie, 2000 Reiter und 30, teils bespannte, teils auf Maultieren zu tragende Geschütze, eine Cruppenmacht in einer Ausrüstung, wie Mezikaner sie noch nicht gesehen hatten. Am 30. März, morgens 7:Uhr, erfolgte der Abmarsch; eine unabsehbare Menge von Karren, teils mit Munition für Puebla, teils mit dem riesigen, im Selde überaus unpraktischen Kochgeschirre der mezikanischen Abteilungen bepackt, school sich der Kolonne an, die eine gute Legua Länge hatte.

So wohl und energisch die Expedition eingeleitet worden war, ebenso kopflos und sehlerhaft wurde sie durchgeführt. Man durste annehmen, daß Marquez gute Kundschafter und von diesen ersahren hatte, daß wirklich die ganze seindliche hauptmacht vor Puebla konzentriert sei, daß er also nicht zu fürchten brauchte, in den schwierigen Desilepassagen von Rio frio und Puente de Texmelucan aufgehalten zu werden. Man rechnet für die 50 Leguas von Mexiko nach Puebla vier gute Tagmärsche wir sollten sonach am 3. April vor Puebla stehen, wo eine Schlacht für uns nicht ungünstig sein konnte, da wir gleichzeitig durch einen Ausfall der Besatung unterstützt worden wären. Wir hörten später durch Porsirio Diaz selber, daß er eine Schlacht unter den Kanonen Pueblas nicht angenommen, die Belagerung vielmehr bei Erscheinen des Marquezschen Entsastorps sosort aufgehoben hätte.

Doch Marquez ließ sich durch allerlei Bedenken irreleiten und schlug den Weg nördlich um die Seen herum ein, der, um 15 Leguas länger als der andere, gar keine Dorteile bietet, im Gegenteile, durch ein höchst unfruchtbares, vom Feinde ausgeplündertes Land führt, so daß die Cruppen mit größter Not zu kämpsen hatten.

Am 3. April erreichten wir die Hazienda Guadalupe, drei Tagmärsche von Puebla, wo Rast gemacht wurde. Am 5. abends bezogen wir Biwat bei Hacienda San Diego el Notario, am nächsten Tage sollte über Huamantla nach Puebla marschiert werden. Die Kolonne hatte sich schon sorglos in Bewegung gesetzt, als in unserem Rücken

feindliche Kavallerie, etwa 2000 Mann start, erschien. Ein Gesecht entspann sich, das vom Seinde augenscheinlich hinhaltend geführt wurde, um zur heranziehung anderer Truppen Zeit zu gewinnen. Nach zweistündigem Geplänkel und nachdem der Seind vorsläusig in den Bergen verschwunden war, wurde derselbe Weg zurück eingeschlagen, den wir am Tage vorher gekommen waren. Jetzt erst ersuhren wir, daß Puebla am 3. April, also an eben demselben Tage gefallen war, an dem wir auf dem direkten Wege zu seinem Entsate hätten eintressen müssen.

So war benn, dant dem Mangel an Kombinationsfähigkeit und der Jaghaftigkeit seitens Marquez, die Expedition vollkommen mißglückt und wir mußten nur sehen, noch beizeiten die hauptstadt zu erreichen, ehe Porsirio Diaz seine vor Puebla freigewordene Macht uns in den Weg gelegt haben würde. Am selben Abende entwicklte sich eine feindliche Kavalleriemasse von etwa 3000 Mann in der Ebene von Atochaco, einer Ileinen hazienda, bei der wir unser Nachtlager ausschlagen sollten. Gleichzeitig zogen sich vom Gebirge starke Infanteriekolonnen in die Ebene herab.

Das brave Palatinal-husarenregiment (400 Mann, etwa 300 Österreicher und 100 Mexikaner), geführt von seinem Kommandanten, Oberstleutnant Grafen Khevenhüller, entwickelte sich im Seuer der 3000 seindlichen Reiter, die durchaus mit Risses (hinterladern) bewassent waren und ging im Trab und Galopp zur Atkacke vor. Der Seind gab Decharge auf Decharge ab, schoß aber sehr schlecht und erwartete die Annäherung bis auf 50 Schritte, aber auf das brüllende "hurra" der Unsrigen brach sein Mut und wie auf Kommando wendete er zu wildester Slucht. Die Unsrigen mit hochgeschwungenem Pallasch hinterdrein und es erfolgte nun ein schreckliches Gemetzel, dem nur die Nähe des Gebirges Einhalt tat.

Unsere mexitanische Kavallerie, welche den husaren als Reserve im Schritt gesolgt war, beteiligte sich an dem Gesechte gar nicht, obgleich eine durchgreisende Versolgung den Seind gänzlich zersprengt hätte, da sich das hauptquartier des Porsirio Diaz eben etablierte und zu dessen Schutz gewiß noch nichts geschehen war.

Diese glänzende Attade, ausgeführt von 400 gegen 3000, bildet eines der schönsten Ruhmesblätter in der Geschichte dieses tapferen Regimentes. Lustig war der Anblid der rücktehrenden husaren: jeder Mann hatte eine erbeutete Canze mit roten, schwarzen oder grünen hattelein; sie wurden von sämtlichen Truppen, sowohl Österreichern als Mezikanern, mit donnerndem: »Viven los Colorados« (so benannt nach ihren roten Unisormen) begrüßt.

Am 8. erreichten wir die hazienda San Corenzo, die uns schon am Dormarsche eine Nacht beherbergt hatte. Auf der großen Ebene vor dieser hazienda hatte sich Porsirio Diaz, der uns auf dem Suße folgte und uns hier sogar schon zuvorgekommen war, aufgestellt, um uns die Passage zu verwehren. Doch leisteten seine Truppen wenig Widerstand und es machte unsere Kavallerie 135 Gesangene, die sosort in die verschiedenen Infanteriekörper eingeteilt wurden.

Die Verblendung Marquez' in diesen Tagen war unglaublich. Daß uns Porsirio Diaz den Weg zu verlegen suchen würde und wir ihm daher durchaus einen Dorsprung abgewinnen mußten, war zweisellos. Ob es uns, angesichts der großen Überlegenheit der seindlichen Streitkräfte, gelingen würde, die Passage nach Mexiko zu erzwingen, war sehr fraglich, wenn es Porsirio Diaz gelang, sich in den Desilés bei Otumba, zwei Tagmärsch vor Mexiko, vor uns sestzusetzen.

Trozdem Marquez diese Bedenken selber aufstoßen mußten und er überdies von mehreren höheren Offizieren darauf aufmerksam gemacht wurde, den Marsch zu beschleunigen, damit wir die gefährlichen Desilés in den Rücken bekämen, bestand er auf seiner schneckenhaften Langsamkeit und hielt es für angezeigt, das Biwak in San Lorenzo zu beziehen, obgleich es erst 5 Uhr war und wir angesichts der volkommen marschtüchtigen Derfassung der Truppen eine andere hazienda um 10 Uhr noch erreichen konnten, die als Nachtquartier besser getaugt hätte.

hazienda San Corenzo liegt zur Verteidigung sehr ungünstig, da sich ihr eine hügelstette bis auf 2500 Schritt nähert, die zu besehen versäumt wurde.

Porfirio Diaz bezog sein Nachtlager auf 3000 Schritt uns gegenüber und hatte die Dorposten auf 1500 Schritt vorgeschoben. Marquez befahl in Gesechtslinie zu lagern, die Insanterie als rechter Flügel und Zentrum, mit Anlehnung an die umfangreichen Wirtschaftsgebäude der Hazienda, die Kavallerie in Kolonnen am linken Flügel, alles in strengster Bereitschaft. Die Geschüße standen in erster Linie, teilweise durch Erdauswürfe gedeckt. Marquez ging von der Voraussetzung aus, Porfirio Diaz würde uns des Nachts angreisen und mit blutigem Kopfe zurückgeschlagen werden.

Wir mußten die ganze Nacht Brustwehren aus großen Cehmziegeln errichten, die unsere Front gegen nächtliche Überraschung schüßen sollten. Die Nacht war in höchstem Grade unfreundlich und talt, der Regen strömte ohne Unterlaß und so lagen oder standen wir bald in einem sörmlichen Kotsee, was die Annehmlichteiten des Biwats nicht vermehrte. Eine kleine erwärmende Beschäftigung durch den Seind wäre jedermann erwünscht gewesen; doch wer nicht tam, war Porsirio Diaz. Dagegen hörte man nach Mitternacht Pferdegetrappel in unserer linken Flanke, wohin die Achtpfünder einige Schüsse sandten, obgleich nichts zu sehen war. Offenbar zog sich die seindliche Kavallerie in unseren Rüden, um uns den Rückzug wirklich unmöglich zu machen.

Beim Tagesgrauen, am 9., bemerkten wir eine bedeutende Veränderung der feindlichen Stellung; diese war um 1000 Schritt vorgeschoben und gute Geschützplacierungen zeigten sich in ihr angebracht. Die Seinde hatten ihr Geschütz des Nachts von Puebla bekommen und begannen mit der "Diana" (Tagreveille) die Beschießung unseres Cagers. Noch wäre es möglich gewesen abzuziehen, denn offenbar war nur die Kavallerie in unseren Rücken gesendet worden; doch Marquez war und blieb taub gegen alle Ratschläge, selbst die hügelkette in unserer rechten Flanke wurde nicht besetz, obgleich von den fremden Ofsizieren wiederholt auf die Wichtigkeit dieser Disposition ausmerksam gemacht worden war. Um 2 Uhr nachmittags hatte denn auch der Seind diese Position besetz und begann uns aus den in Puebla gefundenen österreichischen Gebirgsgeschützen sogleich zu beschießen. Wir verloren an diesem Tage etwa 50 Mann an Toten und Derzwundeten, ganz nutzlos, auch ging bei diesem zwecklosen, untätigen Stehen im seindlichen Geschützseurschen beschwissen sie den merikanischen Regimentern die Disziplin verloren.

Endlich wurde es Marquez klar, daß etwas beschlossen werden musse, indem es Porstrio Diaz gar nicht einsiel, uns eine Schlacht zu bieten, er vielmehr fortsahren wurde, uns mit seinem Geschüßseuer zu belästigen, und, bis der letzte Ochse verzehrt war, wir dann doch genötigt gewesen waren, sei es, uns durchzuschlagen, sei es, schimpflich zu kapitulieren.

In allen seinen Kombinationen irregegangen, mochte sich Marquez wohl nicht mehr recht auf seine Selbherrngröße verlassen und berief abends sämtliche Kommandanten der

Regimenter zu einem Kriegsrate, worin eine Refognoszierung der Rückzugslinie durch das husarenregiment (Österreicher) und die Gendarmeria-Imperial (Franzosen) beschlossen wurde.

Die Straße nach Mexiko windet sich eine halbe Legua hinter San Lorenzo durch ein zerklüftetes, steiniges und von zahlreichen Barancas durchsurchtes Gebirge und ist durch Abreißen der Überbrückungen für eine Kolonne, die gleich der unsrigen über 100 schlecht bespannte Suhrwerke und einige 20 Geschütze mitsührte, leicht vollkommen ungangbar zu machen. Schon bald hinter San Lorenzo führte die Chaussee über eine steinerne, eine tiese Baranca übersehende Brücke, hinter welcher die Lagerseuer des Feindes sichtbar waren.

Daß das feindliche hauptquartier im Laufe des Abends auf unsere Rückzugslinie verlegt worden war, wurde durch Spione gemeldet, wir konnten uns also auf eine gründliche Zerstörung der Kommunikationen gesaßt machen.

Die I. Estadron des husarenregimentes, Rittmeister Baron Kulmer, bildete die Avantgarde der Refognoszierungskolonne; ihr hatten sich Major Maschel und Oberst Graf Wickenburg, Kommandant der Gendarmeria-Imperial, angeschlossen.

In größtmöglicher Stille gelangten sie an die Brücke, hinter welcher eine seindliche Seldwache stand. Mit »Quien vive?« (Wer da?) angerusen, antworten sie: »Viva la libertad!« Dem seindlichen Posten erschien trothdem die Annäherung von unserer Seite verdächtig und er wiederholte sein »Quien vive?«, worauf sich unser kleiner hause mit "hurra!" auf die Brücke stürzt. Im Dunkel der Nacht war es natürlich entgangen, daß diese abgebrochen war und alles stürzt topsüber in die Baranca.

Da der nachfolgenden Kolonne nicht gelang, einen Übergang ober- oder unterhalb zu finden, kam sie, nachdem sie vergeblich auf die Rückehr wenigstens einzelner der verschwundenen Avantgarde gewartet hatte, mit der trostlosen Nachricht zurück, daß die Passierung der Straße unmöglich sei, oder doch bestenfalls nur bei Tage, mit Zurücklassen sämtlichen Fuhrwerkes aussührbar sein dürste.

Nun sielen Marquez, leider zu spät, die Schuppen von den Augen, der Feind hatte uns den einzigen, für Geschütz praktikabeln Rückweg abgeschnitten, wie es schien, volltommen eingeschlossen und wie in einer Falle gesangen. Jetzt sollten die Kommandanten der fremden Regimenter raten und helsen! Eingebrachte Bewohner der hazienda behaupteten einen Weg zu kennen, der direkt, ohne Berührung der hauptstraße, nach Mexiko führe; doch wurde dieser im weiteren Zuge für Fuhrwerke unpraktikabel. Es stand zu besürchten, daß auch dieser Answeg schon vom Seinde verlegt sei und seine Forcierung, einer starken seindlichen Übermacht gegenüber, uns nur schwer gelingen möchte. Dennoch wurde dahin, als der einzig möglichen Rettung aus unserer Klemme, entschieden und strengste Bereitschaft der Truppen anbesohlen.

In trüber, ernster Stimmung verbrachten wir die paar uns gegönnten nächtlichen Stunden. An ein Geschütz gelehnt, starrte ich in die dunkle Leere vor uns und dachte, bei einem Lagerseuer im Moraste hingestreckt, was der kommende Cag uns bringen werde.

Don Kampfesfreudigteit und Siegeszuversicht leider teine Spur!

. Woher hatten auch diese edlen Gefühle tommen sollen? Den Glauben an unseren Führer Marquez hatten wir infolge seiner Kopf- und Ratlosigkeit verloren, und durch die Haltung der merikanischen Abkeilungen, bei welchen sich Anzeichen von Unlust und

Dispiplinlosigkeit bemerkbar machten, begann unser Vertrauen in die Creue der eigenen Wassensoffen zu schwinden.

Gewiß war auch unsere Lage an und für sich verzweifelt genug und wären nicht von seiten des Feindes auch große Fehler begangen worden, die Ereignisse des kommenden Lages hätten noch vernichtender sein können; doch auch so haben sie unsere bangen Khnungen gerechtsertigt. (Schluß folgt.)

Der Seind.

(Nach Charles Baubelaire.) Don Richard Schaufal.

Nur mandpmal riß die rote Sonne Scharten Ins Wetterdunkel meiner Jugendzeiten: Die Blitze töteten im Donnergleiten Sast alle Frucht in meinem Sommergarten.

Nun kam der Herbst und brachte stille Lüste. So will ich mit der Harte, mit dem Spaten Derebnen, was mir Sturm und Regen taten: Denn Löcher starren schwarz wie Klüste, Grüste.

Wer sagt mir aber, ob nach hartem Mühen Auf diesem kahlen Grund noch Blumen blühen, Ob nicht ihr Keim auf ewig schon versargt!

Die harte Seit verzehrt die besten Kräfte, Und unser Herz gibt opsernd seine Säste Langsam dem Seinde, der an uns erstarkt.

Mozart und Wagner in der Hofoper.

Don Dr. Robert Birichfeld.

Wenn wir zweiseln und schwanten, so rusen wir die Kritik an. Sie entscheidet und richtet. Ich meine nicht eine Kritik, die sich zur willsährigen Magd dessenigen macht, den se beurteilen soll und nicht eine Kritik, die sich vor der eigenen Meinung sürchtet oder sie Urteil in der Angst erstickt. Die Vorgänge in dem Wiener Hosoperniheater sordern zum Glücke keine Kritik heraus. Zweiseln oder schwanken wir etwa, wenn wir das Zerstungswerk in der Hosoper betrachten? Sind wir unsicher, unentschieden, so daß wir bei der Kritik Rat einholen oder unser eigenes kritisches Gewissen befragen, uns selbst

tritisch gebärden müssen? Nein, der Fall kann ohne jegliche tritische Einmischung erledigt werden, wosern wir nur auf unsere Empsindung vertrauen. Das Gefühl sagt uns, was keine Kritik lehren kann. Aus dem Gefühle wächst die Erkenntnis, daß die hosoper jeht das Krankheitsbild nervöser Überspannung zeigt. Um diese Krankheitserscheinung zu verdeutlichen, maße ich mir keinerlei kritische Machtstellung an — ich gebe nur ein Tagebuch der Gefühle.

Man erinnert sich mit Freuden der Zeit, da uns Direktor Mahler entzudende Aufführungen der "hochzeit des Sigaro" und der "Jauberflote" spendete. Die herzen schlugen höher. Damals herrichte noch die Musit im hause. Man nahm dem Propheten die Sonne, bem Wolfram den blintenden Abendstern, den Nornen das Seil - die Musit sollte aus eigener Kraft die Phantasie befruchten. Seitdem wurden aber die früher vielleicht zu astetischen Grundsätze der Direttion ausgewechselt, Überreizungen zum Pringip erhoben, die bildenden Künste in tostspieligen Kriegen gegen die Musit geführt. Derschwenderische Ausstattungen sollten die Schwäche eines gerrutteten, gersprengten Ensembles überbeden, das fortdauernd durch die unwürdigsten Gastspiele häftliche Fleden erhielt. Mit Neuerungen und Erperimenten ohne Maß und Biel, so mit der grundlosen Dertiefung des Orchesters, das später doch wieder gehoben werden mußte, vergeudete man Zeit und Geld. Je tiefer die Musik herabgedrückt wurde, desto lockender und üppiger wurde die Pracht der Szene. Aller Sinn für Gleichmaß und harmonie ichien geschwunden. Professor Roller ichuf berrliche, aber auch selbstherrliche Buhnenbilber, die nicht mehr in ein inniges Derhaltnis gur Musit gesett wurden, sondern nur jene "Gemäldesammlungen" des Theaters vermehrten, gegen die icon Ludwig Cied gewettert hatte. Durch Bilber und Trachten wurde die Schaulust ber Menge erregt; mit Leidenschaft gab man fich einem luxuriösen Slitter- und Pruntwesen bin, das den Geist der Werte vielfach unterjochte. Die schrankenlose Practiliebe, mit inrannischer Willfur verbunden, erinnert an spätrömische Kultur. Ihr Zeichen ift finnlose Verschwendung, ein Aufstacheln der Gemüter durch immer neue, fich felbit überbietende Schauftellungen, das Derftumpfen der Empfindung.

Die malerischen Qualitäten Professor Rollers habe ich nicht fritisch zu beurteilen fie scheinen nicht gering zu sein. In mir lebt und revoltiert aber die untrügliche Empfindung, daß er seine Bilder und Szenen mit dem musikalischen Gehalte der Werte, in benen er die Uprannis der Ceinwand aufrichtet, nicht in Einflang zu bringen vermag. Da Direttor Mahler durch seine Natur dahin geleitet wird, sein Können rudsichtslos über die Großen der Kunft zu stellen, so ift das verhängnisvolle Bundnis dieser beiden Manner zumeist gegen den Geift der Werte gerichtet, dem fie dienen sollten. Mogart, Beethoven oder Wagner - ein jeder hat es zu fühlen. Wohin wir bliden: frevelnde Überhebung. Die Ceute, welche von der Stadtbahn, von der Eleftrischen, von den Theaterzügen ausgeschüttet werden, laufen in den "Sidelio" und lassen sich verbluffen. Ahnen sie nicht, daß der - für sich gewiß malerisch wirkende - Gefängnishof den Chor ber Gefangenen, die als fleine, taum sichtbare Menschlein an den hoben, finsteren Wänden herumtriechen, graufam vernichtet? Sublen fie nicht, daß die große Ceonoren-Ouverture por dem Schlufbilde, als Süllstüd für die Zeit des Detorationswechsels eingeschoben, ihre wundervolle Spannung verliert und nur eine Refapitulation der eben erlebten dramatifchen Dorgange bietet? Suhlt man es nicht, daß ber - für fich gewiß malerisch wirtende - weiße, orientalische Marchenpalast im zweiten Aufzuge bes "Triftan" mit allen daran geknüpsten senischen Deränderungen in den ärzsten Widerspruch zu Wagners "Tristan-" Musit gebracht wurde? Wer auch nur einen Takt von Wagners Musit in sich ausgenommen und im Gemüte verarbeitet hat, kann ein solches Gebilde nicht ersinnen. Bild und Werksteben im zweiten Aufzuge des "Tristan" jetzt völlig auseinander. Das in Orangesarbe getauchte Schissselt des ersten Auszuges — für sich gewiß malerisch wirkend — ist jetzt so eingerichtet, daß im höchsten Moment der Spannung, beim Erscheinen Tristans, beder Gipselung des Heldenmotivs, wo uns gleichsam ein Ausblid auf das ganze Drama erössnet wird, der Held sich durch einen kleinen Seitenvorhang auf die Bühne zwängt. Wer diese Szene so sührt, hat niemals die Gewalt des Heldenmotivs in jenem Augenblide empfunden. Und gänzlich fremd, stumpf und taub muß man den "Erda"-Klängen Wagners gegenüberstehen, wenn man die Erda, wie jetzt in "Rheingold", in ganzer Gestalt über die Erdssäche sich heben läßt. Soll der musitalische Charatter dieser Klänge verloren geben, so versluchen wir jede "malerische" Wirtung.

Die Shatespeare-Szene, auch Mozart mag uns manches zu schaffen geben -- die Wagnerfzene aber ist vom Meister selbst so peinlich genau vorgeschrieben, daß ein Baderlehrling, wenn er lefen tann und gar noch Bapreuth besucht haben sollte, die Bilder zu stellen vermag. Man mußte aber nie eine Note aus "Cobengrin" gebort haben, wenn man es wagt, dem Gralsritter die von Wagner ausdrudlich zuerkannte Silberruftung, bem Nachen ben lichtumwobenen Marchenglang gu nehmen, ben Schwan gu versteden. Nur Wagnerfeinde können den Schwanenchor einem militärischen Bühnenmanöper zuliebe verderben, den Brautzug in dem Momente, da die Musik am mächtigsten anschwillt, durch ein kleines Turchen druden und im Brautgemache zu gunsten eines Cones für den Sarbenafford ein Kaminfeuer entzünden, das den Schein erwect als ob Cohengrin frieren wurde. Warum nicht auch eine Reisedede im ersten Att? Ich scherze nicht und weise nur auf die Konsequengen realistischer Szenenführung in einer romantischen Oper. Nun dente man "wirkliche" Ruftungen, weniger schon als hiftorisch getreu, welche die armen Chorfanger erdrücken, also das Außerste von Realistit — hinten aber an den Prospett gesehnt, eine Wand aus Pappe, die eine Baumgruppe vorstellen soll, also wieder die alte Bühnenspablone! Solche Widersprücke, die das äfthetische Gefühl verlegen, trägt jede neue Ausstattung der hofoper jest in sich. Die herren sehen selbst nicht klar und find nur darin einig, Empfindungen zu zerftoren, die in den Werten der großen Meifter leben. Wer Mozartsche Musik in sich aufgenommen und in ihrem wahren Wesen erkannt hat, wird sich hüten, ihr auf der Bühne Bilder mit grauen, edigen Türmen, die geradlinige Sensteröffnungen zeigen, entgegenzustellen. Das ist Cotung unserer Mozartgefühle. Wir begreifen: die Türme idealissieren oder stillsteren die Szene. Ein solcher Turm ist alles und nichts die Phantafie soll wählen, bestimmen, ordnen. Der Gedanke dieser zenischen Bereinfachung ware so übel nicht. Wir wollen uns, so wenig die starren Linien zu Mozart passen, daran gewöhnen. Doch gebe man unseren gequälten Empfindungen wenigstens in der Stetigteit die er sehnte Rube. Die Künstler der Hofoper aber schwanten. Sie stellen in den Prunksaal Don Juans fünf solcher Turme und beben ihn so über Ort und Zeit, ins Reich einer Phantasie, die nur von Türmen träumt. Und vorher, nachher, Eingang, Ausgang, alles unbestimmter Curm. Wir fragen nicht: wohin? woher? Wir leben in der idealen Aufbauung des Raumes. Nur Donna Elvira bezieht ein hotelzimmer von so erschreckender Realität und Schäbigteit, daß man sich nicht wundern sollte, wenn sie vor ihrer Arie die

Cherr. Rundschau VI, 76.

verbächtigen Wände mit einer Kerze absuchen würde. Da fallen wir plötzlich aus allen himmelstürmen zum Naturalismus der Brahm-Bühne herab. Dürsen Menschen mit gessunden Sinnen sich diesen Schnick-Schnack bieten lassen? Unsere Phantasie hebt leicht und willig den steinernen Gast vom Pferde herab. Muß uns deshalb zugemutet werden, den Gast im steinernen Gewande auch mühsam Stiegen steigen zu sehen?

Die grauen Türme als idealen Rahmen der Szene lassen wir uns gesallen. "Die Entsührung aus dem Serail" — wir wissen also: die Türme gesten als Serail. Nur ästhetische Unersahrenheit oder wunderlicher Eigensinn kann in den Össnungen dieser grauen Türme nach orientalischer Art geschnitzte Sensterstäbe andringen. Das realistische Detail zerstört den idealistischen Gedanken und nichts wirkt peinlicher aus äschetische Gesühl als halbheit und Dermischung. Man empsindet diese Türme, die Serail und nicht Serail sein wollen, als eine durchgehende Dissonanz. Mozarts edler, reiner Geist sollte vor solchen läppischen Experimenten doch dewahrt bleiben. Ist es unschön oder unmodern oder untünstlerisch oder unpraktisch, ein Serail darzustellen, wenn die Szene, die gar nicht wechselt, ein Serail verlangt? Muß man uns, wenn es gilt, Mozart zu seiern, des ständig verblüssen und irritieren, indem das Natürliche in Unnatur verkehrt wird? Müssen wir, wenn wir Mozart hören wollen, das Opfer von Schrullen und Neubegierden werden? Ist Caune, die man zum Turm gestaltet und grau anstreicht, wirklich Kunst?

Die "Hochzeit des Sigaro" war nach dem "Don Juan" der tollste Tag der MozartSeier an der Hosoper. Kommando: Schwenkt euch! Schwenkt ab von Da Ponte! Nach
120 Jahren machte man die Entdeckung, daß wir die Handlung des Mozartschen "Sigaro"
nicht verstehen. So wurde Beaumarchais auf Da Ponte gestülpt, eine Szene hinzukomponiert.
Hatten die Derarbeiter nicht die Empsindung, daß wir doch nur auf dem Wege von
Mozart zu Beaumarchais stecken bleiben und ein halber Beaumarchais nicht schöner wirkt
als ein ganzer Da Ponte? Diesem aber gab man das Seine nicht. Man stellte die SeccoRezitative wieder her. Ich habe aber schon vor dem "Don Juan" gezeigt und wiederhole
nun auch nach dem "Sigaro", daß das unselige, reimlose Poltern und Rutschen auf
holperiger deutscher Sprache für das Secco-Rezitativ Da Pontes nicht taugt. Nehmt alles
dem Da Ponte — Grazie aber hatte er, und darum sand er seinen Mozart. Man lese
das köstliche Original, die zarten Spihen und Pointen, die aus den Reimen kommen und
für die Mozartsche Diktion bestimmend waren.

Sujanna: Va là, vecchia pedante, Dottoressa arrogante.

So geht's fort. Oder die lieblichen Schlufreime:

Cherubin: Leggila ad ogni donna del palazzo! Sujanna: Povero Cherubin, siete voi pazzo!

Ober auch:

Der Graf: Susanna, tu mi sembri agitata e confusa!

Sufanna: Signor ... io chiedo scusa!

Und:

Basilio: Frenate vi, vien gente!

Der Graf: E voi restate qui, picciol serpente.

Nichts von alldem im deutschen Texte. Die musikalischen Einschnitte haben ohne die Reimverbindungen keinen Sinn und keinen Reiz. Da ruft man das alte Spinett wieder zum Leben, aber die Derse Da Pontes werden hochmütig beiseite geschoben. Dafür wurden die geschlossen Nummern ohne Nötigung zum großen Teil neu übersett. Ein paar kleine Stricke und Deränderungen hätten der Reinigung des deutschen Textes genügt. Denn sangdarer ist zumeist die alte, volkstümliche Sassung, die sich im Gedrauche immer besser abgeschlissen hat. So im ersten Sinale. Alter Text: "Das war auch nicht sein!" Neuer Text: "Du reiziest mich schwer"... Das versuche einer zu singen! Oder Sigaro: "Sono io stesso saltato di li... "Ja, ja, ich sprang zum Senster hinaus." Der neue Text aber: "Ich zerdach dir im Sprung deinen Ton!"... Nicht minder heiter ist solgende Polemit des neuen Textes gegen den alten: Antonio singt: "Del balcone, che guarda in giardino« u. s. w. Die alte Übersetzung sautete: "Aus dem Senster im Immer hier neben." Der neue Text geht aber nicht auf das italienische Original zurück, sondern weist den alten Text mit diesen nicht eben glücklichen Worten zurecht: "Aus dem Immer hier, nicht dem daneben"... Das ist doch köstlich! Sür Geschmacklosigkeiten, die dem alten Texte genommen wurden, tauschen wir im neuen Texte neue ein.

"Will ber Herr Graf Ein Canzchen ristieren, Mag er's probieren, Ich bin sein Mann."

Diese "Verbesserung", welche gestügelte Worte, die im Volke leben, niedertritt, dürste wohl nur in bösem Sinne populär werden. Il chitarrino le suonerd. Der alte, zum Zitatenschaft des Volkes gehörige Text: "Ich spiel" ihm auss" ist also die wortgetreue Übersetzung gewesen. Mußte sie gerade im Mozartjahr vertrieben werden?

Neues um jeden Dreis. Das war das Motto der "Sigaro"-Aufführung im Jubeliahr. Neu war das Tempo der Ouverture, eine glanzende Virtuosenleistung des Orchesters, aber ein rasend gewordenes Presto, das edlere Mozartgefühle vor sich ber jagt und über den haufen wirft. Neu war die Auffassung, daß das Zimmer Sigaros neben den Schlafräumen des gräflichen Paares gelegen, vor Schmutz starren und mit Resten zerfetzter Capeten behängt sein muß. In diesem entsestichen Raume mögen hauptmanns "Weber" hr heim aufschlagen. Mozarts Musit und Mozarts Gestalten in diesem Milieu — das ift doch grober Unfug. Mordanschläge auf unsere Gefühle können leider nicht bestraft, sondern nur — fruchtlos — gerügt werden. Weniger grausam, aber nicht minder ungehörig ist der Witz, daß die Gräfin für das Briefduett Seder und Cinte in einem Tafchen auf die Buhne bringt. Professor Roller wollte seine Gemalbesammlung in der Hofoper um ein Bild bereichern, das, für sich gewiß malerisch wirksam, in "Sigaros Hochzeit" ohne Not eingeschoben wurde — zwei kolossale Säulen, düstere Umgebung, ein Ort, der Schauer erwedt für dunkle Musterien. Hier wird das helle Briefduett gesungen, hier feiert Sigaro Hochzeit! Dermählt sich benn diese Detoration, von flammenden Seuertorben flantiert, mit Mozarts Conen? Erinnern wir uns, daß der neue Cert den Chor der jungen Bauern: . Giovani liete, fiori spargete wie folgt überfett: "Opfer erneuern wir, Blumen verstreuen wir" u. s. w. Das ist wahrhaftig mystisch feierliches Bauernvolk!

Neu war auch das Simmer der Gräfin und das Schlußbild mit den beiden Pavillons. Das waren aber reine, innig erfreuende Blüten Rollerscher Kunst. Warum will er auf dieser Linie nicht bleiben? Menschen ärgern, verwirren, in ihren Gefühlen irre machen, tann doch nicht eines Künstlers Streben sein. Wenn ein Musiker, wie Gustav

Mahler, als Dirigent zu verblüffen, in diesem Augenblide die Presto-Laune, im nächsten aber, etwa in der Gartenarie der Susanna die Adagio-Miene zu zeigen liebt, wenn er drei Stunden das Sorte verbannt, die Mozartsche Partitur wie ein Nadeltissen herrichtet, die Klänge überspist, überseinert, zerteilt, das volle, gesunde Licht ableitet, so kann das morgen wieder anders sein, wie es vor einigen Jahren, als Mahler "Sigaros Hochzeit" noch nicht in das Verblüssungsrepertoire eingereiht hatte, bei ihm auch wirklich anders war. Eine Stimmung, eine Umstimmung verändert das Bild, und so kann man von dem genialen Dirigenten, der uns eben irritiert hat, für den nächsten Augenblid wieder herzliche Freuden erwarten. Bilder aber bleiben. Der bildende Künstler, der Mozart erfassen oder begleiten will, darf nicht einem augenblicklichen Einfall, einer stüchtigen Eingebung solgen. Wie sollen wir hossen, daß man uns von Sigaros Sehenmagazin besteit?

Neu und zum größten Teile unglüdlich war auch die Besetzung in der Sestaufsührung von "Sigaros hochzeit". Frau förster-Cauterer als Cherubin machte eine unmögliche Sigur. Die knospende Jugend Cherubins ging wie eine Zentisolie auf. Aller Zauber der erwachenden Liebesgesühle war dahin. Die Susanne der Frau Gutheil-Schoder begann wie eine Wildtaze, trallte sich in ihre gewohnten Übertreibungen ein, versöhnte uns aber wie Frau förster-Cauterer durch den wohlabgemessenen, von musikalischem Geiste belebten Vortrag ihrer Gesänge. Auch gegen das tüchtige, brave, solide Singen der Frau hilgermann, der herren Mayr und Weidemann wäre nichts zu sagen, und doch war Mozart von der Natur dieser schätzbaren Künstler verlassen. Alles klang fremd, ungewohnt, versichüchtert; die Poesie war ausgeslogen. Dielleicht ist zu viel studiert worden. Ja, das Gesühl verriet uns: zu viel studiert. Mozart verlangt Können, Freiheit und wenig Schweiß. Mit Neuerungen und Überseinerungen wurde ihm mehr als das Zuträgliche gegeben. Direktor Mahler, der Tyrann der Gesühle, gleicht jeht dem spätrömischen Tyrannen, dem nach den rassiniertesten Verrichtungen sür die Betätigung seines Machtegesühls nichts mehr übrig blieb, als zum Alphabet drei neue Buchstaben zu ersinden.

Heimliche Nähe.

Don Gifela Greiin v. Berger.

Weißt du, daß, wo du stehst und eilst, Immer in einem Garten du weilst, Meiner Gedanken Garten? Dögel jubeln sie um dich her, Blumen blühen sie, dustend-schwer, Deiner am Wege zu warten. Weißt du, daß, wo du ringst im Streit, Meine Wünsche, dir treu zur Seit', Wehren dem feindlichen Wüten — Engel mit sanstem Angesicht, Dunklen Augen und Coden licht, Immer bereit, dich zu hüten?!

Weißt du, daß, wo du traurig bist, Meine Seele dir nahe ist, Leidend, von Sehnsucht getragen, Was an Freude und Trost ihr tund Durch der Liebe heimlichen Mund heilend ins herz dir zu sagen!

Chronik.

Tednit.*

In ben Kreisen ber Sachleute, wie ber gebilbeten Caien galt die Wanfchelrute der Gold- und Waffersucher seit Jahrzehnten als endaultig abgetan - eine Erinnerung an eine Seit, welche die Natur durch Saubereien und Geheimmittel zu enthullen, zu burchforfcen fucte. Noch por turger Seit beluftigte fich das Tagblatt ber tichecifchen Sozialbemofraten über eine erzberzogliche Guterverwaltung, die einen Waffersucher, einen simplen Bauern aus Oberöfterreich, nach Bohmen berufen batte, um mit Bilfe der Wünschelrute dem ausgedehnten Gut das lang gesuchte und lang entbehrte Waffer finden gu belfen. Die Wünschelrute foll aber hier versagt haben - wenigstens bei der ibr gestellten hauptaufgabe, mabrend fie bei weiteren Dersuchen und Prüfungen nicht in allen Puntten "durchgefallen" ift.

Und fast zu gleicher Seit erscheint in reichsdeutschen Sachblättern ein Mann der Willen-Maft, der Gebeime Admiralitätsrat und Marine-Hafenbaudirettor G. Franzius in Kiel, und tritt - nicht mit leeren Worten, sondern mit Beiden, die an Beweise hinanragen, für die Kraft der Wünfchelrute als Gold- und Wafferfinderin ein. Direttor Franzius gilt als Autorität auf dem Gebiet des Wafferbaues - und wenn ich auch nicht zu jenen gehore, die gebantenlos auf die Ausspruche von Autoritäten ichworen, fondern vielmehr überzeugt bin, daß fich auch folde Manner irren - und mitunter febr gewaltig irren - tonnen, jo ift boch Franzius ein viel zu ernfter Sachmann, als daß ihn irgend ein "Schwindler", mit welchem Chrentitel die Wafferfucher häufig belegt werben, ohneweiters dupieren tonnte. Wenn Franzius öffentlich erklärt, daß bei dem eigenartigen Aufbau des Geländes der kaiserlichen Werfte Kiel dem Wafferbautechniter wie auch dem Geologen die Möglichfeit benommen fei, ohne vorherige Bohrungen angeben zu tonnen, wo mit Sicherheit in bestimmter Ciefe Waffer gu erfoliegen fei, wenn diefer Sachmann entfoieben ausspricht, daß ihm die Wünfchelrute des herrn von Bulow, deffen lauterem Charafter and die Gegner gerecht werden, Bilfe gebracht und er felbit auch vielfach erprobt babe, daß Gijenwie Weidenruten unter dem Einfluffe verborgen Miekenden Wassers in Erregung tamen — so darf man doch vielleicht nicht gang mit Achselguden oder Caceln über diefe Anregung hinweggeben.

In der Cat hat Franzius die Wünschelrutenfrage, die ja eigentlich nie gang tot war, wieber zum Ceben erwedt; fie ift attuell geworden; es wird darüber gesprochen und geidrieben.

Der Professor ber Universität Kiel, Dr. C. Weber, hat ein fleines Buch geschrieben, in dem er fich recht eingebend mit "biefer Sache beschäftigt, welche beutlich ben Stempel bes Moftizismus an der Stirn trägt". Und mertwürdig . . . ber flott und icarf gefdriebenen Abhandlung gegen den "weitverbreiteten, weiter um fich greifenden und neuerdings fogar in wiffenfcaftlichem Gewand einherfcreitenden Irrtum" liegt eine Anzeige ber Spirglenfabrik Behrends & Schirmer in Oberoderwig i. S. bei, in der fie den Grundftudbefigern "Wünfchelruten aus gehartetem prima Gufftahlbraht, gur Auffindung unterirdifder Wafferlaufe und von Gold" jum Preise von Mt. 1.50 recht warm empfiehlt . . . Kann eine fcarfere Illuftrierung des gegenwärtigen Standes der Wünfchelrutenfrage erbacht werben?

Der Kampf zeigt das gewöhnliche Bild folder Streitigfeiten : ein Proges, wo Anflager und Derteidiger - ober fagen wir beffer beibe Darteien - mit Indizienbeweisen arbeiten; hier hebt man die Erfolge, dort die Mißerfolge hervor; hier find die Migerfolge, dort die Erfolge nur Jufalligfeiten. Der Richter, ber fie gegeneinander abwägen foll, hat einen foweren Stand; es ist nicht so leicht, das Gewicht der einzelnen Salle unzweifelhaft zu ermitteln und festzulegen. Ubrigens steht die Sace für die Anhänger der Rute scheinbar nicht gang hoffnungslos. Die Gegner leugnen nicht durchwegs die Möglichkeit des Wafferfindens mit Bilfe der Bunfchelrute durch gewisse Perfonlichteiten - aber sie wollen die Erscheinung nicht auf phyfitalifde, fondern auf pfydifde Urfaden zurudgeführt wiffen. Die Pfpchologie bat das

Ratfel zu lofen, nicht die Phyfit.

Dagegen nun ftrauben fich die Anhanger der Wünschelrute; denn ift diese Cheorie 3utreffend, dann fpielt die Person allein, nicht die Wünschelrute mehr eine hauptrolle und jedermann tann Waffer suchen und finden, wenn er nur in ber Matur gu lefen verftebt, wenn er nur den Scharfblid und die Erfahrungen befitt, um aus der Oberflachengestaltung, aus dem Baum- und Graswuchse auf Wasser in der Ciefe schließen zu können, oder wenn er verfteht, auch Sachgelehrte burch mpftifche Seichen zu gewinnen, damit fie nicht verzagt den Erbbohrer beifeite werfen, fobalb in gehoffter Ciefe nicht Waffer fich zeigt, sondern vertrauensvoll tiefer bohren, bis vielleicht boch die flieftende Aber fich öffnet, welche die Wanfchel-

^{*} Dergl. Band IV. Beft 49 u. 50 ber "Ofterr. Runbichan".

rute prophezeit hat. Wie wurde sich nun aber mit bieser Anschauung die als "verburgt bezeichnete" Catsache reimen, daß die Wünschelrute unterirdisch verlegte, oben nirgends kennbare Wasserleitungen anzeigte, von welchen der Wassersucher erwiesenermaßen keine Ahnung hatte?

In den Kreisen der Sachleute, die gleich Franzius in der Wünschelrute ein Instrument und nicht bloß ein Signal erbliden, ist man geneigt, zwischen Rute und sliehendem Wasser eine Art elektrische Wechselwirkung zu vermuten, dei welcher der menschliche Körper die Rolle des Dermittlers spielt. Wiederholt wird darauf hingewiesen, daß die Berührung mit der Wünschelrute in der Nähe einer Quelle "ganz dieselbe Empfindung hervorrust, als ob man den Kolben einer Elektrisiermaschine in der hand halte."

Es wird von Anfundigungsftrablen gefprochen, von einem Strom, der in den handen fühlbar wird und bestandig gunimmt, je naber man der Wafferader fommt; es wird betont, daß ftebendes Waffer teinen Einfluß auf die Rute ausübt und bag Gummischuhe an ben Sugen die Wechselwirfung zwischen Daffer und Rute verhindern . . . Dentt man vielleicht an neue Strahlen, abnlich ben Rontgen, Radiumoder anderen Strahlen, von denen wir por wenigen Jahren noch feine Ahnung hatten? Dielleicht erinnert fich Frangius baran, daß por dreißig Jahren auch die Wundertraft des menschlichen Magnetismus, welchen die Wiffenichaft heute nicht mehr perhorresgiert, als "Schwindel" bezeichnet murde - wenn er auf die Catface hinweist, daß auf verfciebenen Stellen an ber Cojung des Ratfels gearbeitet wird, und daran die Worte fügt : "Ob ich fie erlebe, weiß ich nicht - aber an bem endlichen Erfolge zweifle ich feinen Augenblid."

Eine Nachricht, die für die Technit viel wichtiger und attueller ift, als - wenigftens gegenwartig - noch die Wunichelrutenfrage, bat fürglich ber elettrifche Strom aus Berlin gebracht, wo fich gleichfam unter ber Agibe, gewiß aber über Anregung bes beutichen Kaifers eine Studiengesellschaft für Slugtechnit gebildet hat. hervorragende Industrielle haben fich zusammengetan und mit jener Raschheit und Entschloffenheit, die wir in Ofterreich bei ben Kapitalisten niemals begegnen, wenn es fich um tednische Probleme und ihre Sorberung handelt, ein Stammtapital von einer Million Mart gezeichnet, mit dem man porläufig das Wort ift für die Opferwilligfeit diefer Manner charafteriftijd - bas Auslangen gu finden hofft.

Der unmittelbare Anlaß zu diefer hoffnungsreichen Cat liegt in den Erfolgen, welche die

Slugtechnit in den legten Monaten durch bie Konftruttionen und Derfuchsfahrten mit bem Luftichiffe Lebaudys errungen bat. Die Gebruder Cebaudy find bei diefen Sahrten die Geldgeber und Unternehmer - eine Catigfeit. die gerade auf diefem Gebiete, wo man nicht fo leicht icon im porbinein Binfen und Dipidenden herausrechnen tann, gewiß fehr lobenswert ift; die technische Ausführung des Schiffes ift bas große Derdienft bes Ingenieurs Juilliot und feines Mechaniters Ren. Der Ballon Lebaudy hat die Bigarrenform, aber die Spine ift lang. gezogen und das Ende im Dergleiche ba mit Biemlich breit; ber Ballon, 59 m lang, faßt 2700 m3 Waffergas; feine fulle wird nicht von einem ftarren Gerippe gestügt, fondern bewahrt ihre Sorm nur durch die Steifigfeit des innen gummierten Stoffes und durch den Aberbrud des Gafes; ein 40pferdiger Motor treibt die 3mei "Sorberichrauben" und eine fleine, lichtfpendende eleftrifche Mafchine. Die Steuerung ift eine breifache: ein hauptruber, abnlich einem Schiffsteuer, und zwei feitliche Steuerorgane. abnlich feitlich geftellten Sifchichmangen. Die Gondel faßt fechs Perfonen oder vier Perfonen und 300 kg Ballaft. Juilliot ift mit feinem Schiffe gegen einen Luftstrom gefahren, der fich mit 36 km Geschwindigfeit in der Stunde bewegte, und hat dabei Sluggeichwindigfeiten erreicht, die verhaltnismäßig bedeutend ericheinen, namlich bis 40 km. Dabei bat fich die Steuerung - und darin liegt eigentlich bas Wefen des Erfolges - gut bewährt und auch die Candung felbft gegen den Wind anftandslos vollzogen. 3m Ottober vergangenen Jahres hat Cebaudo mit feinem Luftschiffe in Coul einige prachtige militarifche Operationen ausgeführt, darunter eine "Erfundungsfahrt", deren Erfolg für die Jufunft bas Befte erhoffen läft. Das hat auch ber frangofiiche Kriegsminifter baburch öffentlich anerfannt, daß er balb danach an einer Sahrt mit Lebaudys Lufticiff teilnahm, welches nicht, wie es fonft bei folden Gelegenheiten leider haufig der Sall ift, verfagte, fondern im Gegenteile, als fei es fich der großen Bedeutung des Augenblides bewußt, noch mehr leiftete, als fonft

Wenn die leicht erregbaren und erregten flugtechnischen Sachblätter diese 65. Sahrt des Cuftschiffes der Gebrüder Cebaudy als Wendepunkt in der Entwidlung der Flugfrage bezeichnen, so stehen sie gewiß nicht auf dem Boden angenehmer Selbstäuschung. Seit jener Sahrt des französischen Kriegsministers betrachten die militärischen Behörden Frankreichs das Cuftschiff als ein wichtiges Mittel der Candesverteidigung, das auszubilden und auch sinanziell zu sördern der Staat entschieden verpflichtet ist. Die Gründung der deutschen Studiene

gesellschaft für Slugtechnit reicht in ihren legten Wurzelfasern ebenfalls zurüd an jene Ministersahrt; der deutsche Kaiser und seine Großindustriellen haben eben den vornehmen Ehrgeiz, auch Deutschland an der Entwidlung der Slugtechnit nicht nur einen ideellen, sondern auch einen reellen Anteil zu sichern.

Noch ein anderes Drojett, auch ein Wechlel auf die Jutunft, hat in diesen Tagen das Intereffe der Sachleute und Caien machgerufen: die Untertunnelung ber Beringsftraße, welche Afien von Amerita, die Alte Welt von der Neuen Welt trennt. So groß und fühn der Entwurf, der eine Bahn von 47 km unter den Wogen und Eisschollen bes Ozeans vorsieht, auch ericheinen mag und tatfachlich ift, fo fteht die Cednit doch nicht por einem überraschenden Gedauten. Sie erichricht nicht mehr por diefer Aufgabe, wie sie vielleicht vor einem Menschenalter davor erichroden mare; fie weiß: die Aufgabe ift zu lofen und fie wird die Mittel und Wege finden, der Schwierigfeiten herr gu werden, denen sie ohne Zweifel begegnen wird. Eine gang andere Schwierigkeit steht brobend por dem Projette; fie tann nicht von den Technitern - fie muß von den Kapitaliften und von den Sinangministern buben und druben der Beringsftrage geloft werben. Die Bautoften ber großen Schienenstrafe, welche die westsibirifche Bahn Aber das Nordostlap von Sibirien und unter der Beringsstraße hindurch mit der tanadischen Pacificbahn verbinden und gegen 7500 km lang werden foll, find natürlich auf viele hundert Millionen Rubel eingeschätt - ift tatfachlich bas große wirtschaftliche Bedürfnis porbanden, aus dem beraus allein ein so bedeutendes techniiches und finanzielles Unternehmen naturgemäß entstehen und werden tann? In einer Chronit eine solche Frage zu erörtern, ist nicht möglich und nicht sachgemäß - ber Chronist bat füglich nur zu berichten; aber boch barf er vielleicht, ohne aus der Rolle zu fallen, die ihm gugewiesen ift, betonen, daß der Anfangspuntt der neuen afiatifc-amerifanifcen Derbindungsbabn 5000 km öftlich von St. Petersburg liegt und daß eine Eisenbahnfahrt von Paris nach New Nort wohl immerbin 12-14 Tage - ein Gutertransport gewiß drei bis vier Wochen mahren durfte . . . Sind die Gefahren des Seemeges wirklich fo gewaltig, daß Europa den langeren und toftspieligeren Candweg dagegen eintaufchen follte? So fußt das große Projett, das ein ameritanisches Konsortium plant und ein fran-3öfischer Ingenieur ausgearbeitet hat, doch wohl por allem auf den unermeflichen Reichtumern, welche die Erbe in jenen Gegenden birgt, die der neue Schienenpfad durchziehen foll. Darauf weist auch sehr eindringlich der Umstand hin, daß von dem Konsortium das ausschliefliche Ausnützungrecht der Erdreichtümer auf zwölf Werft Breite zu beiden Seiten des ganzen Schienenweges im afiatischen Rußland gefordert wird. Dorläufig schweben noch die Verhandlungen zwischen der russischen Regierung und dem Konsortium und es werden gewiß noch viele Monde, vielleicht auch Jahre versließen, ehe der erste Spatenstich für den Schienenweg von Asien nach Amerika erfolgt.

Profesjor Alfred Birt.

Besprechungen.

"Diemoderne Preggefengebung, insbesondereder ökerreidische Pregresormentwurf." Don Dr. Dladimir Pappafava. Aus dem Italienischen übersett und erganzt von A. Simon. Sara, v. Schonfeld. Leipzig, A. S. Koehler.

Der durch feine gefdichtlich-rechtsvergleichenden Studien befannte Zaratiner Advokat Dr. Dladimir Pappafava hat por turgem eine überfichtliche Jusammenftellung ber in ben verichiedenen Staaten geltenden Prefigefetgebung erscheinen lassen, die soeben aus dem Italienifcen überfett, in beutider Sprace ericienen ift. Die Schrift, die auch eine eingebende Erörterung der Regierungsvorlage gum neuen öfterreichifden Prefigefet enthalt, bietet mit Rudfict auf die bevorftebende parlamentarifche Behandlung diefes Entwurfes befonderes, attuelles Intereffe. Sie daratterifiert fich burch außergewöhnlichen Sleit, aber leider auch durch große Oberflächlichkeit und Slüchtigkeit. Das geltende Prefrecht in faft allen Staaten Europas, in den Vereinigten Staaten Nordameritas, in Südamerita - felbst auf den Salflands-Infeln und auf Barbados - in Asien (China, Korea, Enpern, Centon etc.), Afrika (Kongoftaat!) und Australien wird behandelt und mit 160 Ottavfeiten in Borgisfat abgetan. Die Literaturangaben find zahlreich aber oft ungenau, die Gefegesftellen find gar nicht ober nur flüchtig gitiert, wiederholt mertt man, daß der Derfaffer nur aus zweiter und dritter Quelle geicopft bat. Beim Prefrecht vieler Staaten find die Angaben ganz dürftig und es fehlen die hinweise wo und wie man mehr erfahren tonnte, und das ift jedenfalls der hauptfehler ber Arbeit. Dollftandigfeit und Dollfommenheit würden hier freilich mehr als die Kraft eines einzelnen erfordern. Sehr ungleich und nicht im Derhaltnis zu ihrer Bedeutung find die eingelnen Staaten behandelt; für Montenegro, wo es "feine Prefigefengebung gibt", werden drei, für Portugal fünf, für San Marino gar fieben. für Belgien dagegen taum zwei, für die Niederlande und Norwegen taum je eine Seite verwendet. Wenig gludlich und vielfach nicht gutreffend scheint mir auch die Kritit des österreichifden Entwurfes; die Erörterung und

Darstellung des geltenden Rechtes enthält sogar einige wesentliche Unrichtigleiten. Die Abersehung ist holperig, stellenweise undeutsch, die Ausstattung läßt viel zu wünschen übrig.

Carl Junfer.

Per la Calabria. Gennajo 1906. Numero unico femminile.

Unter diesem Citel ift ein reichhaltiger, mit anregenden Auffagen nnd iconen Originalzeichnungen geschmudter Quartband in Rom ericienen. Die Frauen Italiens haben die Beitrage dazu geliefert, fo daß er ein Bild ihrer Eigenart gibt. Mit Königin Margheritas Schriftzügen, die an die Mildtatigkeit für die verungludten Kalabrefen appelliert, wird bie lange Reihe ber Auffage begonnen, mit ben Bildniffen ihrer brei Entel, ber toniglichen Kinder, die Bilderreihe. Daran reiht fich eine tieffinnige Betrachtung Carmen Sploas und ihr Bildnis. Abelaide Riftori, die Bergogin von Rojta, Erfilia Caetani Lovatelli, Eleonore Duje und die ericutternde Aba Negri baben nebit vielen andern in dem Buche Jeugniffe ihrer Teilnahme und ihres Talentes hinterlegt, fo daß die Käufer desfelben mit dem mäßigen Preise von 3 Lire allerdings gur Linderung der Not der von dem Erdbeben hart Getroffenen beitragen, aber feineswegs ohne Gegenleiftung bleiben. Denn der Sammelband »Per Calabria« ift ein icones, intereffantes Dofument aus dem modernen Italien. Marianne Bainifd.

Adalbert Stifter. Gine Selbftdarafterifilf. Sammlung: "Die grucht dale". V. Band. R. Piper, Munden.

Professor Sauer in Prag hat sein Seminar zu einer Hochburg der Stifter-Derehrung gemacht. Unter seiner Leitung erscheint die große Ausgabe; seine Schüler untersuchen Stifter aus allen Gesichtspunkten. So hat Wilhelm Kosch die sachlich interessante, wertvolle Studie über Stifters Derhältnis zur Romantit erscheinen lassen und ein anderer, Paul J. Harmuth, hat seht aus den Werken Stifters sene bezeichnenden und charafterissierenden Stellen ausgewählt und nebeneinander gestellt, die den Dichter der "Studien" und des "Nachsommers" auf der Höhe und im Essentiellen seiner poetischen Natur zeigen.

Diese nun in Mode kommende aphoristische Art, einen Dichter im Auszug zu servieren, ist ebenso gefährlich wie unkünstlerisch. Gefährlich, weil sie die flüchtige, nervöse Hast des modernen Bildungsmenschen — Halbbildungsmenschen — unterstützt. Unfünstlerisch, weil sede Erscheinung nur in ihrer Totalität wirklich gewürdigt, verstanden und aufgenommen werden kann. Als bei einem eigenartigen Stillsten sind ganz besonders bei Stifter das Gedankliche unddie Seele nicht aus dem dazugehörigen architettonischen Gebäuse zu trennen.

Die Kenner und Liebhaber Stifters werden das Buch aber freudig begrüßen; in geschickter Teilung und Anordnung nach Schlagworten, wie etwa: der Künstler, Malerei, Ehe, Schickal, Natur und Mensch u. s. werden sie des Dichters goldene Worte finden; die Motive verbichten sich ihnen zum Ganzen. — lz—

Morth Shadet: "Eig'nbau". Gedichte in niederöfterreichijder Mundart. Wien, 1906, Carl Konegen (Ernft Stülpnagel).

Schadels flott gereimte Bauernichwante entstammen jener Gegend, wo der Wienerwald in die Doralpen, das Miederöfterreichische ins Steirifche übergeht. Auf diefem Boden machfen ihr humor und ihre Mundart, beide fo murgelecht und anspruchslos, jo unverfälicht und felbftgenügsam, daß man von mahrer heimatstleintunft fprechen tann. Das neue Bandden unterscheibet sich darin gar nicht vom Dugend feiner Dorganger. Jum Dortrag eignen fich bie Gedichtlein unvergleichlich, da erft tonnen ihre wohlberechneten, icharfen und blanten Pointen gang gur Geltung tommen. Um aber gu miffen, wie viel heitere Wirfung oft gerade in den unicheinbarften diefer berghaften Doffen ftedt, muß man fie eigentlich vom Dichter felber gehort haben. Denn Schadet, der Graubart mit den Kinderaugen, ift auch als Regitator ein tuchtiger, liebenswurdiger humorist und dann am vergnügteften, wenn er murrifche Ceute vergnügt machen barf. S. St. Guntber.

Kleine Mitteilungen.

Aus Anastasius Grüns Jugendzeit. In dem Tagebuch des Laibacher Bürgers Senfried, der die Ereignisse in seiner Vaterstadt von 1797—1810 gewissenhaft verzeichnete, sindet sich zum 11. April 1806 die Bemerkung: "In der Nacht ist des Grafen Alexander Auersperg seine Gräfin mit einem Grafen entbunden."

Die Geburt erfolgte im Laibacher Komthureigebäude des hohen Deutschen Ritterordens, wo Anastasius Grüns Eltern, durch die Güte des damaligen Ratsgebietigers der Ballen Riederösterreich, eines Grafen Auersperg, für temporäre Aufenthalte in der Landeshauptstadt ein Absteigequartier eingeräumt erhalten hatten, ch: Grüns Dater das heute dem Landeshauptmann-Stellvertreter Freiherrn v. Lichtenberg gehörige haus auf dem Auerspergplats (Ede der Schustergasse) täussich erwarb.

Ein dreijähriger Knabe war Grün-Auersperg, als die französische Zwischenherrschaft in Allgrien 1809 ihren Anfang nahm, welche dann dis 1813 währte. Handschriftliche Aufzeichnungen aus den Cagen dieser Fremdherrschaft beweisen, daß namentlich in Untertrain gegen die Franzosen öfters Widerstand versucht wurde.

Grüns Dater, ein eminenter österreichischer Patriot, wäre bald verhaftet worden, hätte nicht ein Zusall ihn davor geschützt; eine ihm angetragene Stelle als Intendant refüsierte er und nur den Posten eines Maire nahm er aus dem Grunde an, damit ihn nicht etwa ein Franzose erhielt.

Als die franzöfische Ottupation beendet war und die österreichische Sahne wieder vom Kastellberge Laibachs wehte, seierte 1814 die hauptstadt das "Friedenssest", dessen sich der damals acht Jahre zählende Anastalius Grün noch im späten Greisenalter mit der ganzen Frische jugendlicher Begeisterung erinnerte.

Wie die patriotische Gesinnung, wurde in dem aufgewedten Knaben auch der Sinn für die Heimatgeschichte und auch für die mit dieser so innig verknüpfte ruhmreiche hausgeschichte der Auersperge von den Eltern rege gemacht.

Der Dater pflegte innigen Freundesverkehr mit dem geistwollen Zeitgenossen Baron Erber g (nachherigen Ajo des Kronprinzen Serdinand), den Gründer eines Museums auf Schloß Lustthal unweit Laibach, und unterstützte im Dereine mit seiner Gemahlin des Freiherrn Eiser im Sammeln von Altertümern und Dentwürdigteiten der Heimat. Erberg hinwieder war seinem Freunde Auersperg dienstwillig in Mitteilung von genealogischen Daten über verwandte Samilien, wozu sich Auersperg noch die schriftliche Erklätung der sämtlichen Wappen erbat, um diese richtigzustellen.

Denn Grüns Dater hielt viel auf die Genauigkeit in der Samiliengeschichte und Zeugnis davon gab der im Glasgange von Churn am hart vom Boden bis zur Dede reichende Riesenstammbaum. hier konnten wir auch bei einem Besuche Grüns die Samiliengemälde besichtigen, darunter auch das Porträt des Grafen Alexander

Als Grün, 12 Jahre alt, seinen Vater verlor, leitete die Mutter, eine Dame von wahrhaft vornehmem Gepräge, die Erziehung in jenen Tagen, da der Jüngling in den Serienmonaten und Zwischenpausen aus den Bildungsanstalten, denen er jeweilig anvertraut war (Cheresianum, Ingenieurakademie, v. Klinkowströmsches Institut), auf heimatlichem Boden weilte.

Es ist bekannt, daß Anton Alexander Graf Auersperg seine ersten Cern- und Studienjahre (1813–1817) in der k. k. Cheresianischen Ritterakademie in Wien verbrachte. Aus diesem Institute kam der Jüngling in die k. k. Ingenieurakademie, wo er aber nur ein Jahr verblieb. Im Jahre 1819 übergab ihn seine Mutter im Vereine mit der Vormundschaft dem renommierten Privaterziehungsinstitute des Friedrich August v. Klinkowström in Wien (an der Wien Nr. 37),

wo der junge Graf die Gymnasialstudien beendete und 1824 die "Philosophie" absolvierte; als "Hosmeister" hatte er hier 1821 einen Landsmann aus Krain, den nachmaligen Grazer Universitätsprosessor Kopatsch, 1822 aber den nachher als ersten slowenischen Dichter berühmt gewordenen Franz Prederen, dessen Sührung er stets dankbarts gedachte und dem er 1849 einen begeisterten "Nachrus" widmete. Lehrer in der Vorbereitung für das juridische Studium war gleichfalls ein krainischer Landsmann, herr Diller.

Dem Pensionat Klintowström gebührt unleugbar das Derdienst, Auerspergs wissenschaftliche Ausbildung mächtig gefördert zu haben, ohne daß sein freiheitlicher Sinn daselbst unterdrückt worden wäre; den wissenschaftlichen Gewinn, den er aus dem Bildungsgange bei Klintowström gezogen, hat er noch am Abend seines Cebens in Gesprächen mit mir rüchaltslos anerkannt.

Damit sei auch das Gerücht, Auersperg habe wegen zu geringer Sortschritte das Institut verlassen müssen, widerlegt. Der beste und treffendste Beweis dagegen sind nämlich das Klassistationsverzeichnis der Anstalt aus diesen Jahren, die bezeugen, daß er fast in allen Sächern die damals beste Note, "Eminenz", erhielt!

In dem Tagebuche Klintowströms findet sich unter anderm auch über Grün-Auersperg zum 13. November 1821 die Notiz: "Heute tam Anton Auersperg wieder. Freudige Nachricht, daß derselbe sich zu hause so wohl betragen habe und daß es die Frucht der hiesigen Erziehung sei."

Wenngleich in seiner (Auerspergs) späteren tirchenpolitischen Haltung — bemertt Alphons v. Klintowström in der Biographie seines Daters* — die Geistesrichtung, die er im Institute empfangen, nicht wieder zu erkennen war, so gebietet es doch die Pflicht der Objettivität, diesen Namen aus der Schar der Söglinge hervorzuheben. P. v. Radics.

Jur Tecnit des Buches. Oft haben auch Außerlichteiten, die im übrigen den innern Wert des literarischen Produktes nicht berühren, auf die Wirkung und das Schickal von Büchern großen Einstug. Ju diesen Außerlichteiten gehört in erster Linie der Citel. Unrichtige Büchertitel bieten nicht nur dem katalogisierenden Bibliothekar und Bibliographen große Schwierigkeiten, sondern sie führen auch den Benützer oder vielmehrden, der sie eventuell benützen möchte, oft irre. Eine interessante Studie über diesen

* Friedrich August v. Mintowström, von dessen Sohn Alphons v. Mintowström, Wien (W. Braumüller).

Begenstand bat nun, aus feinen reichen prattiichen Erfahrungen icopfend, por turgem ber Kuftos der Wiener Univerfitatsbibliothet Dr. S. Grantfurter veröffentlicht." An ber hand einiger Beifpiele aus der jungften Jeit beweift er wie wesentlich und wichtig die richtige Citelgebung werben tann. Als eines diefer Beifpiele figuriert der 30. Band der "Monumenta Germaniae Paedagogica": "Das öfterreichische Gymnafium im Zeitalter Maria Cherefias. Don Dr. Karl Wotte. 1. Band: Terte nebit Etlauterungen." Gang gegen den Wortlaut des Citels enthält bas Buch lediglich eine noch bagu unpollftandige Sammlung von Quellen gur Gefchichte des Gymnasiums mabrend der Regierungsjahre ber Kaiferin Maria Therefia und der Kaifer Jofef II. und Leopold II. Diefe Schrift ift aber auch fonft ein buchtechnisches Unding. Sie enthalt 80 romifch und 615 arabifch paginierte Seiten und - weber ein Inhaltsverzeichnis noch einen Indez.

Derbrauch altoholischer Getrante in ben Kulturstaaten. Auf Grund pon übersichten des englischen handelsministeriums über die Produttion und ben Konfum von altoholischen Getranten finden fich im Jannerheft des vom taiferlichen beutschen Statistischen Amte herausgegebenen "Reichs-Arbeitsblattes" intereffante Cabellen über den Derbrauch von Branntwein, Bier und Wein in den Kulturftaaten in den Jahren 1885 - 1903. Der Konjum des Weines ift in dieser Periode im allgemeinen gestiegen. Er betrug 1903 burdichnittlich pro Kopf der Bevolferung in Italien 106 / (gegen 78 im Jahre 1885), in Franfreich 101 (97), in ber Schweig 70 (71). Sehr gering im Dergleich gu diefen Jahlen ift der Weintonfum in Ofterreich-Ungarn (19), Deutschland (7), Großbritannien, ben Nieberlanden und den Dereinigten Staaten von Nordamerifa (je 11/2). Der Branntweingenuß ift dagegen burchwegs im Sinten begriffen. Am meiften entfallen auf ben Kopf ber Bevolferung in Danemart, namlich 14 1, dann folgen Deutschland mit 8 (gegen 7.2 im Jahre 1885), die Miederlande, Frantreich, Schweden, Schweig, Rugland (4.7 gegen

") "Unrichtige Büchertitel." Sonderabdruck aus den "Mittellungen des österreichischen Dereines für Bibliothetswesen." IX. Wien, 1906. 6.6). Der Bierkonsum ist am bedeutendsten in Belgien mit durchschnittlich 217 ½ pro Kopf. Schon 1885 stand Belgien in dieser Statistif an der Spize, damals entsielen 162 ½ auf den Kopf. In ähnlicher Weise ist übergens der Bierkonsum sast überall gestiegen. Er beträgt jetzt in Großbritannien 135 (gegen 123) Deutschand 116 (88). Am wenigsten Bier wird in Italien getrunken 1885: 0.8, 1903 gar nur 0.77 ½. In Österreich-Ungarn ist der Konsum an alkoholischen Getränken verhältnismäßig nicht hoch. Die betressend ist der kanten:

Wein 1885 : 20 1903: 19 / 1903: 45 / Bier 1885 : 32.5 Branntmein 1885: 9 1903: 11 4 hiegu wird im "Reichs-Arbeitsblatt" bemertt, daß ber Weinfonsum nach einer porübergehenden Abnahme in ben Neunzigerjahren in ben letten Jahren eine Steigerung erfahren habe, ohne jedoch den Stand der Achtzigerjahre völlig zu erreichen. Der Biertonfum ift feit 1889 allmählich gestiegen, aber feit bem Jahre 1896 unverandert auf 45 / pro Kopf ber Bevölkerung geblieben. Die Jahlen fur ben Branntweinverbrauch find hier nicht bergleichbar, weil in ihnen der gum Weinverfdnitt verwendete Alfohol von dem Crintbranntmein nicht getrennt ift. Außerft intereffant find die für das Deutsche Reich gegebenen naheren Daten. Als Durchichnitt fur die letten funf Jahre (1899-1903) wird der jahrliche Derbrauch pro Kopf ber Bevolferung mit 5.82 / Wein, 123.4 / Bier und 8.52 / Branntwein angegeben. Die Ausgabe für Wein ftellt fich auf M. 5.82, für Bier auf M. 37.02, für Branntwein auf M. 4.26, zusammen M. 47.10. Bei einer Gefamtbevölferung von 60 Millionen ergibt diefer Betrag eine jährliche Ausgabe für altoholische Getrante von 2826 Millionen Mart, Antnupfend daran wird im "Reichs-Arbeitsblatt" darauf hingewiesen, daß eine jährliche Ausgabe von fast drei Milliarden Mart für altoholische Getrante ebensoviel ausmacht, wie die gesamte Reichsichuld Deutschlands, dreimal jo viel wie der Aufwand für die Unterhaltung von beet und Slotte, sechsmal fo viel wie die Jahresausgabe ber gesamten Arbeiterversicherung und fiebenmal fo viel wie die Aufwendung fur die öffentlichen Doltsichulen.

Seuilleton.

Burgtheater.

(Sreitag den 30 März: "Emilia Galotti", Traueripiel in flut Aufzügen von Cessing; Sonntag den 1. April: "Romeo und Julia", Trauerspiel in füns Asten von Shafespeare. Herr Gerasch vom sgl. Hoftheater in Stuttgart als Gast.)

Das Gaftspiel Gerasch hat zu einer Neuaufführung ber "Emilia Galotti" Gelegenheit

gegeben, die in allen haupt- und Nebenrollen neu besetzt und sorgfältig vorbereitet war, aber so wenig als im vorigen Jahr "Kabale und Liebe" zu den Treffern des neuen Burgtheaters gezählt werden kann, das für die historische Sorm des bürgerlichen Trauerspiels nicht mehr den Stil und die Kräfte zu besitzen scheint. Der Gast,

herr Gerasch, hat zwar das gunstige Vorurteil, das er in der Rolle eines leidenschaftlichen und ungestumen Liebhabers neulich erwedt bat, in der fcwierigeren Rolle des weichen und willensfcmachen Prinzen bestärtt und von dem Umfang feines Calentes eine ungefähre Dorftellung gegeben. Aber die Sigur, welcher der Dichter nur einen dankbaren erften Alt gegönnt hat, bis zum Ende im Mittelpuntt des Intereses zu behaupten, ift feiner jugendlichen, durch mertbare Indisposition behinderten Kraft noch nicht gang gelungen. Nach dem erften gludlichen Anlauf trat er etwas zu febr in ben Schatten; weber ber Nimbus des Surften, noch ber Jauber der Perfonlichkeit hielten ihn oben. Immerbin war das "Liebespaar" (wenn das Wort erlaubt ift) bas Erfreulichste an dem gangen Abend, denn auch Srau Medelsty hat die "furchtsamfte und die entichloffenfte ihres Gefclechtes" um jo beffer gur Wirtung gebracht, als ein ftarteres Auftragen der Surcht, Ohnmacht und Derzweiflung bier eber nugen als ichaben tann. Den melandolifden Grafen Appiani bat herr Muratori nicht übel gesprochen, etwa im Stile Roberts; leider macht feine jammerliche haltung und fein flägliches Mienenspiel den Eindrud feines mannhaften Wortes immer wieder gu Schanden. Man möchte ihm immer "Mut! nur Mut!" gurufen und etwas von der "göttlichen Grechbeit" wünschen, mit der Mitterwurger, Kaing ober auch herr Devrient auftreten. Diefer, herr Devrient, war beute Marinelli, Und wenn man es auch nur billigen tann, daß diese Rolle von ihren Nachfolgern, ben majchechten Intriganten, durch ein recht tiefes Waffer getrennt werde, jo muß man doch auch erwarten, daß der Darfteller sonft etwas mit ihr angufangen wiffe. Mur Kindstopfe haben ihre Freude baran, bag einer als Marinelli feinen Intriganten fpielt; gescheite Ceute verlangen, daß er einen Marinelli fpielt. Der Marinelli, ben herr Devrient gespielt hat, war vielleicht von Iffland, aber ficer nicht von Ceffing. Er war ein Menfc von offenbarer und unverhüllter Gefinnungslofigfeit und Rudfichtslofigfeit; ein Kerl, dem die Bosheit Spaß macht, auch wenn fie ihm nichts einbringt; von offener, fast lustiger Dreiftigfeit, unfahig feine bosartigen hintergebanten auch nur einen Augenblid gu verbergen. Diefen Marinelli wurde der gut veranlagte Pring fofort burchicauen; ber wurde niemals Macht Aber ihn gewonnen haben; diefen frechen und fleinlichen Spinbuben wurde er nie in feinen Freund vertehrt haben. Der Marinelli, der bei Ceffing den Prinzen langfam und allmählich, mit damonischer Gewalt, in seine Nege giebt, ift in der Cat ein "Ceufel", ein leisetretender, verftedter, unberechenbarer, niemals auszulernender Bofewicht. Im heutigen Burgtheater, wo man sast lieber mit dem Rüden gegen das Publitum als vor ihm spielt, ist herr Devrient der einzige Schauspieler, der mit besonderer Dorliebe en sace spielt und sich mit Wort und Blid an das Parterre wendet; nicht bloß im Monolog, wo das bei ihm Regel ist, sondern oft genug auch im Dialog. Nur bei der Katasstrophe in der "Emilia Galotti" hat er uns den Rüden zugekehrt; und wir hätten doch so gern gewußt, wie es Marinelli zu Mute ist? herr Devrient ist ein vortressslichen; aber ein Marinelli ist er nicht. Hossenschen soch noch an den, dem sie gehört, nämlich an herrn Kainz.

Das Bürgerhaus war nach meinem Gefühl von dem hofe zu ichroff abgetrennt. Denn wenn der Offizier Odoardo fic auch immer als Bürgerlicher im Gegenfat ju den hoftreifen fühlt, fo ift er doch Oberft und ein Graf wirbt um feine Cochter, ohne zu ihr berabzufteigen. Micht nur die Detoration des zweiten Attes fcien mir zu niedrig gegriffen; auch die Darftellerin der Mutter, Frau Schmittlein, rudte die Samilie Galotti in eine tiefere Sphare herunter und ihr Schmerzensichrei nach der Tochter war mehr der Ausbruch eines halb wahnfinnigen Weibes aus dem Volle, als einer Dame, die den romifchen Namen Claudia führt. Der ichwächfte Dunft in der gangen Dorftellung war wohl der alte Galotti. Es ift ja in der phyfifchen Ausstattung des herrn Pittichau begrundet, daß bei ihm alles nur gewaltsam, fast tonvulfivifc zum Ausbrud tommt. Nur mit Gewalt und mit Mube werden die vollen und fraftigen, aber unedlen und folecht artifulierten Cone aus dem Gehege der Jahne gestohen; feinere Muancierung macht icon feine Conbildung und Sprechweise unmöglich. herr Pitticau gehört gu den überlauten Schauspielern, die bei dem feinborigen Publitum des Burgtheaters immer einen ichweren Stand hatten. Und das Mienenspiel ist leider auch auf diesen forcierten Con geitimmt. So war benn ber ganze Oboardo faum etwas anderes als eine phyfische Kraftprobe, ber es an Geift und an Seele gebrach.

Leider standen auch die Epssoden nicht auf der sonstigen höhe des Burgtheaters. Noch weniger als die Lady Milsort gehört die Orsina zu den guten Rollen der Frau Bleibtreu, der ezzentrische Naturen, die einen leidenschaftlichen Gedanken in wilden Sprüngen verfolgen, ebensowenig liegen wie Frauen von dämonischer, berüdender Sinnlichkeit. Auch der Angelo (den Baumeister seinerzeit zwar in weniger drastischer Maste, aber mit nie ausbleibender Wirkung gespielt hat), der Maler Conti und sogar der Rat Rota wollten dieses Mal nicht versangen.

Das Auftreten der Bauern, ein Überbleibsel der früheren Inszenierung, sollte man ganz abichaffen. Der Stil der "Emilia Galotti" duldet teine Komparserie; er tennt nicht einmal Ensembleszenen, geschweige denn Massenszenen.

Auch mit dem Romeo, dem Liebhaber in Reinfultur, hat herr Gerasch Glüd gehabt. Er spielt ihn gottlob nicht in der zappeligen Manier, in der die Nachfolger Kainz' ihr Dorbild zu überbieten streben; sondern er sucht die Mitte zwischen den Inrischen Tenoren alten Stils und den Zappelfrigen der Neuzeit zu behaupten. Er scheint nicht ohne lyrische Empsindung zu sein; sie tommt aber in dem
blumigen und bilderreichen Stil des jungen
Shakelpeare oft nur geziert heraus. Ob sie dennoch echt ist, müssen andere Rollen lehren.
Jedenfalls ist der Debutant unter den Liebhabern des heutigen deutschen Cheaters ein
weißer Rabe und unter dem jüngeren Nachwuchs des Burgtheaters eine der erfreusichsten
und hoffnungsvollsten Erscheinungen. Wenn er
hält, was er verspricht, ist ihm und dem Burgtheater Glüd zu wünschen. J. Minor.

Don der Woche.

25. Marg. Sechzehnter öfterreichifcher Arzievereinstag

27. Der Kaiser empfängt das ungarische Ministerium in gemeinsamer Audienz. — Exsherzog Franz Serdinand trifft in Dertretung des Kaisers zum Besuche des Königs von Sachsen in Dresden ein. — 399. Sitzung des Abgeordenetenhauses: Wahl des Wahlresormausschusses, der öffentlich erflärt wird. Die Abgeordneten Schönerer und Genossen, sernere Wolfe und Genossen stellen Dringlichteitsanträge, durch welche die Regierung ausgesordert werden soll, einen die Sonderstellung Galiziens anerkennenden Gesehntwurf vorzusegen, der gleichzeitig mit den Wahlresormzesehen in Kraft zu treten hätte. Der Ministerpräsident erflärt, die Regierung halte an der Staatseinheit sest und müsse sich gegenüber jedem Versuch einer Loderung des Staatsgesüges ablehnend verhalten.

28. 400. Sigung des Abgeordnetenhauses: Den Anträgen, betreffend die Sonderstellung Galiziens wird mit 155 gegen 133, respective 153 gegen 147 Silmmen die Dringlichkeit nicht zuerlannt. Abgeordneter Dr. herold und Genossen Bellen den Dringlichkeitsantrag, es möge "ein Ausschuß von 48 Mitgliedern gewählt werden, der einen Antrag, betreffend die Revisson der Deefassungsgesehe vom Jahre 1867, und zwar im Sinne der historischen Rechte und der tatsächlichen Bedürfnisse einzelner Köntgreiche und Cänder, mit Rincstellung uns die Geschgebung und Derwaltung auszuarbeiten und dem hohen hause vorzulegen hätte". — Konstitulerende Sigung des Wahlresormausschusses, sigfrat Marchet wird zum Obmann gewählt.

29. Sitzung des Wahlresormausschusses. – In der ttalienischen Kammer interpelliert der Deputierte Santini über die "rücksiche Sprache" die österreichsische Presse gegen Italien und den König Distor Emanuel führt.

30. Der Schweizer Ständerat genehmigt in Abereinstimmung mit dem Nationalrat den Handelsvertrag mit Österreich-Ungarn. — 401. Sigung des Abgeordnetenhauses: Dem Antrage des Abgeordneten Dr. Herold jowie jenem des Abgeordneten Dr. Sobotta und Genossen, betreffend die Revision der Verfassung wird die Dringsichteit nicht zuertannt. Die Regierungsvorlagen, betreffend die Echöhung der Nuhegenüsse der Zivilkaatsbeamten und Diener im Wege der Selbsversieheung (2566. Bell. d. St. Pr.) und eine Erkhöhung der normalmäßigen Pensionen der Witwen nach Bivilkaatsbeamten (2588.) werden in zweiter und dritter Schung annennammer.

31. Eine außerordentliche Generalversammlung der ! t. priv. Kalser herdinands-Nordbahn in Wien genehmigt das übereinsommen mit der Regierung, detressend die Einschung des einheitlich konzessionerten hauptbahnnehes und der Lotalbahnen sowie die übernahme der Montanbahn in den Staatsbetried. — Konstituterende Versammlung des Vereines der Freunde des humanlitischen Comnasiums der Wien.

Wien in der Wahlreform. In der Dolfswirtschaftlichen Wochenschrift" weist an ber hand statistischer Daten Dr. v. Dorn in überzeugender Weife nach, welche ungerechte Behandlung die Reichshauptstadt Wien in ber Regierungsvorlage über die Wahlreform gefunden hat. Statt als Symbol der Einheit des Reiches und als Knotenpuntt aller Saben, welche in ber Administration bes Staatswejens gufammenlaufen muffen, bevorzugt gu werden. nimmt Wien eine ungunftigere Stellung als alle anderen Stadte ein, welche mit eigenen Mandaten bedacht find. In der Gefamtheit aller biefer Stadte entfallen 52 Manbate auf 1.686 Millionen Einwohner und 64.6 Millionen Kronen Steuer, somit tommt im Durchschnitte je ein Abgeordneter auf 32.000 Einwohner und 1,244.000 K birette Steuerleiftung. In Wien (ohne Sloridsborf) entfallen bagegen nach ben ber Regierungsvorlage zu grunde liegenden Daten auf 1,479.861 Einwohner und 92,995.191 K Steuer 27 Abgeordnete. Es tommt fomit im Durchichnitt je ein Abgeordneter auf 54.771 Einmohner und 3,444.263 K Steuer. Ebenfo ungerechtfertigt ift auch innerhalb Wiens bie Derteilung der Mandate auf die einzelnen Wahlbegirte. So mahlen beispielsweise sowohl Simmering (XI.) mit 37.400 Einwohnern und einer Steuersumme von 654.000 K als auch Savoriten (X.) mit 128.400 Einwohnern und 2,656.000 K und der IX. Begirt mit 92.000 Einwohnern und fast 5 Millionen Kronen Steuer je einen Abgeordneten.

Jur hebung des Fremdenvertehrs. Im Wartesale des Wiener Westbahnhofes war in den letzten Tagen ein Teil jener Bilder zu sehen, die auf der österreichischen Ausstellung in London im Interesse der hebung unseres Fremdenvertehres das reisende Publitum auf die Schönbeiten unseres Candes aufmertsam machen sollen. An dem Zustandetommen dieser Reiseausstellung haben das k. k. Eisenbahnministerium, die Candesse

vertretungen mehrerer Kronländer, die Candesverbände zur Hebung des Fremdenverkehres, die Südbahngesellschaft und andere Interessenten in anerkennenswerter Weise mitgewirtt; die Durchführung ist einem Komitee anvertraut, an bessen Spike Sektionschef Dr. Röll steht.

Auf die Deranstaltung berartiger Ausstellungen hat das Eisenbahnministerium icon feit mehreren Jahren fein befonderes Augenmert gerichtet. Sowohl auf den Weltausstellungen in Paris 1900 und Saint Louis 1904 als auch in der tunftgewerblichen Ausstellung in Condon 1902 und der internationalen Ausstellung für Befleidungswesen 1903 in St. Petersburg waren abnliche Expositionen gu finden. Die fünftige foll aber alle bisherigen übertreffen; fie wird in drei großen Salen untergebracht fein, an welche fich ein vierter anschlieft, ber allein der Stadt Wien aewidmet fein wird. Der erfte Saal ift für den Clopd, Dalmatien und Istrien, der zweite für Krain, Karnten, Dorarlberg und Nordtirol, der britte für Sübtirol, Salzburg und die übrigen Kronlander bestimmt. Der größte Teil der Bilder find Dergrößerungen von Künftlerphotographien – viele darunter von Dr. Benesch – die in bubiden, einheitlichen Rahmen in Gefichtshohe aufgehängt, einen fortlaufenden gries darftellen werben. Mehr als zwanzig große Originalgemalde zeigen die ichonften Puntte unferer Alpen und die besuchteften Babeorte, mahrend der Derein für öfterreichifche Doltstunde Erzeng. niffe der Doltstunft und gablreiche Crachten gur Ausstellung bringt. Das Eisenbahnministerium entwidelt überhaupt eine rege Catigfeit gur hebung des Reisevertehrs und gur heranziehung des auslandifden Publitums. Ein weitverzweigtes Neg von Agenturen und mehrere eigene Informationsbureaus - darunter eines auch in Condon - find bestrebt, den Touristen nügliche Ausfünfte zu erteilen. Künftlerifche, in der hof- und Staatsdruderei meifterhaft bergeftellte Platate und reigend ausgestattete Dublitationen, die massenhaft ins Ausland gesendet werben, follen die Schonheiten Ofterreichs in Wort und Bild befanntmachen. Ein besonderes Augenmert wurde neuerdings auch auf den Reiseverfehr im Winter gelegt und eine eigene Brojdure handelt von dem Wintersport in unseren Alpen. Jahlreichen ausländischen Schriftstellern hat man Gelegenheit geboten, unsere iconften Gegenden zu bereifen, um fie bann ihren Candsleuten gu fchildern.

Mit Befriedigung muß auch tonstatiert werden, daß alle diese Bestrebungen hübsche Ersolge auszuweisen haben. Es unterliegt keinem Iweisel, daß Osterreich heute ein beliebtes Iiel ausländischer Couristen geworden ist und insbesondere hat sich der Besuch von Engländern und Amerikanern in unseren Bergen in den

letten Jahren bedeutend gehoben. Wie wichtig die Fremdenindustrie für ein Cand werden kann, sieht man am besten an der Schweiz und an Italien. Die "Schweizerische Handelszeitung" hat schon vor Jahren berechnet, daß die Fremden nachezu 200 Millionen Franken jährlich ins Cand bringen und Italien sollen aus dieser Erwerbsquelle mehr als 300 Millionen Cire jährlich unsliegen. An landschaftlichen Schönheiten steht Ofterreich hinter diesen Candern nicht zurück, wie vor kurzem erst von einem anerkannten Sachmann und Gelehrten betont wurde. — r.

Cuftfpieltheater. Selig Dormann hatte mit feiner Komodie "Die grau Baronin" einen ftarten Erfolg. Er tam dem Publitum, wie es feinen Dormann haben will: wienerifchfefch, frivol, als Vertunder jener halbwelt, in ber man eher ftirbt, als fich langweilt. Die Sigur der Frau Baronin ift eine bramatifche Charafterstudie aus den dunkleren, problematifchen Ciefen der Gefellicaft. Ihre Beidnung ist mit hingebung entworfen; nur an einem Modell ift eine fo "liebevolle" Vertiefung moglich. Man mertt gleich: hier ift bem Autor eine Natur begegnet, beren Genie bedeutender ift, als es die Erfindung eingeben tonnte. Die Fran Baronin ift ein Genie ber Luge, der hochstapelei; fie ift eine Artistin demoralisierter Phantafie. Heuchelei, Frechheit, Arrogang, Unverschämtheit, Schamlofigfeit, Grommelei, Gefinnungslosigfeit nehmen - man möchte fagen - sympathische Züge an, durch das Pathos ibrer Aberzeugung. Die Frau Baronin ift ebenfo groß als Komödiantin wie als Sinanzgenie. Sie hat das selbstherrliche, abelnde Bewuftsein des Ritters. Diese Dame mit Dorstadt-Kaffebaushertunft ichredt por feiner Gemeinheit gurud, um ihre betrügerifche, freiherrliche Robleffe behaupten zu tonnen. Ihre Kinder reift fie in die Gemeinheit hinab, opfert fie auf, nicht ohne die Dose, die aufopfernde, hingebende Mutter gu fein. Das Stud ift diese eine Sigur.

Dörmann war wieder nur referierend, schildernd. Das moralische Sprücklein dazu überläßt er dem Publitum. Das will aber bei so heiklen Sachen schon den Dichter als Retter der Sittlickleit hören. hier wird die Gemeinheit nur wegen ihrer dekorativen und grotesken Wirtungen gezeigt. Schade, daß Dörmann nicht ein bischen tiefer in die Seelen seiner Komödienleute sehen läßt, mehr Menschlickleit sebendig werden läßt. Ganz leise, schattenhaft läßt er die Siguren ein inneres Leben führen. Der Lebemann Kramer, der Bücherverleiher Beneditt, der älteste Baron hattenbach haben Cyrik, Empfindung, Wehmut. Der feinste Jug ist auch hier, wie in den "Cedigen Ceuten", die Poesie

der aus dem Paradies Derbannten, an der Sehnfucht nach einem reineren Leben Leidenden.

Die Rolle der Baronin verlangt eine großzügige, aparte Schauspielerin. Am Custspieltheater fand sie sie nicht. So siel die eigentliche Wirtung weg. Ausgezeichnet und die weitaus interessantesse Gestalt war herr Jarno als Kramer. herr Straßny war sehr gut, aber dieser sonst eminent lebenswahre Schauspieler mischte sichtlich ein bischen Theater in die Charalteristit Kapovars. Fräulein hofteusel war nett, aber doch auch sehr schwach im Ausdruck; sie hat eine sehr liebliche, temperierte Gelangweiltheit.

R. holzer.

Raimund. Theater. 3ft die Not am bochften, icheint bie Operette am nachften. Im vergangenen Jahr hat das Josefftädter-Theater die Saifon mit einer Operette abgeschloffen, heuer will das Raimund. Theater ein Gleiches tun. Der Unterschied in der Preisgabe der hausüberlieferungen ift aber der: geschah es dort nur einem Gaft, Frau Riefe, guliebe, liegt hier ber Derfuch por, Suhlung ju gewinnen, ob die Operette im hause Raimunds überhaupt will. tommen geheißen wurde. Das Publitum bachte fich offenbar: ju verlieren hatte es im Raimund. Theater ohnehin nichts mehr; es tonne daher durch eine Drogrammerweiterung nur gewinnen. So fagte es denn ja und amen gu dem überfturgten Experiment, wiewohl die Operette, die unter dem Titel "Das Schwalberl aus dem Wiener Wald" als Derjuchsballon aufgeflogen war, fich nur durch eine reichere und pornehmere mufitalifche Einfleidung von den oben Dutjendpoffen unterscheibet, die man heuer im Raimund. Theater über fich hat ergeben laffen muffen. Wieder maren es Tangweisen von Josef Straug, die gu Operettengweden migbraucht worden find. hat grig Sommer in ihrer Auswahl und Derarbeitung auch Gefomad und Gefchid bewiesen, es blieb doch nur Studwert und man fühlte fich folieglich trop der Mannigfaltigfeit ber fußen Melodien bon dem emigen Dreivierteltalt wie in einen opiatifchen Schonheitsraufch gelullt, deffen Rachwirfung nicht begludte, fondern lahmte. Sollte das Raimund. Theater in der Pflege der Operette wirflich fein Geil fuchen wollen, bann begibt es fich auf ben ichwanten Boden eines gefahrlichen Konturrengtampfes. Noch vor einem Jahre ftand es mit feinem trefflichen Dolfsftudenfemble ohne Wettbewerb ba. Als Operettenbubne

müßte es mit drei anderen Wiener Bühnen einen Kampf auf Ceben und Tod aufnehmen. Sonst dienen unsern Bühnenleitern stets Paris und Berlin zum Dorbilde. Nur eines wollen sie von ihnen nicht lernen: das Prinzip der tünstlerischen Arbeitsteilung. — tr —

Bürgertheater. Wenn Cantiemenjager vom Chrgeig ergriffen werden, nach bem Corbeer eines modernen Dichters zu greifen, bann gibt es gewöhnlich eine Blamage. Das hat auch Robert Mijd erfahren muffen, von bem das Burgertheater unter dem Citel "Samilien-glud" eine Satire gur ersten Aufführung brachte. Der geschäftige Mann bat offenbar irgendwo einmal den philosophischen Ausspruch gelefen, daß um den helben herum alles gur Tragodie und um den halbgott alles gum Satirfpiel wird. Und das Satirfpiel erfreut fich auf der Buhne jest wieder einer besonderen literarifden Wertichagung. Sur Robert Mijd Grund genug, aus dem papierenen Grabe feines durch. gefallenen Luftspieles "Nachruhm" den halbgott von einem jungen Künftler hervorzuholen und ibn in das Milieu einer Samilie von ausgefuchter Schabigfeit gu ftellen. Wie nun diefer halbgott von feinen nachften Derwandten, Mutter und Gefdwiftern mit inbegriffen, verftogen, und um fein Erbteil betrogen und dem Elend preisgegeben wird, weil er ein armes Madden entgegen ihrem Willen gebeiratet hat, und wie fie fich heuchelnd und ich meichelnd wieber an ihn herandrangen, da es ihm gelungen ift, einen Erfolg gu erringen, das bildet ben Inhalt der lendenlahmen Satire. die zugleich Rührstud und Milieuftud fein mochte. Kein Wunder, daß es ihr bei dem dreifachen Biele, bas fie fich gestedt hat, ahnlich ergeht, wie jenem Sonntagsjäger, ber mehrere Biriche zugleich erlegen wollte und barum ohne Beute heimfehren mußte. Im Deutschen Dolfstheater murbe por Jahresfrift eine Komodie von Mifc nach der Generalprobe vom Spielplan abgefest. Sie führte den Titel "Biederleute". Unwillfurlich drangt fich einem bei der fatirifden Derwandtichaft der Titel "Bieberleute" und "Samilienglud" die Dermutung auf, daß es ein und dasselbe Stud ift, das im Deutschen Dollestheater por der öffentlichen Aufführung abgefest worden und im Bürgertheater durchgefallen ift. Es bedarf nicht erft der Bestätigung diefer Dermutung, bamit erfannt werde, daß das Bürgertheater hagard fpielt. -pp.

De Gsterreichsiche Rundschau, fiest 75. D Redaktionsichluß 31. Marz 1906. D Rusgegeben 5. April 1906. Derantwortlicher Redakteur: Dr. hugo haberfeld.

Notizen.

Don der im Verlag Carl Fromme erscheinenden Deutschen Skerreichischen Literaturgeschichte ift soeben das 11. Hest des Schlußbandes ausgegeben worden, dessen Berfasser Prosesson Jatob Zeidler ist. Er zeigt in diesem Kette, das die heitere Altwiener Theaterzeit vom Kasperl bis Raimund behandelt, die Geschichte der "Taubersche" nach neuen Gesichtspunkten und gibt eine Analyse des "Donauweibchens" und verwandter "Vollsmärchen", endlich die völlig neue Darstellung der "Pumpernideslade". Die überschaumende Lukigkeit des Stoffes welß der Verfasser in dem Kapitel: "Parodie und Travestel" zur Anschauung zu bringen. Im dritten Kapitel schildert Zeidler die "Colaspossen wad verfolgt sie bis Bäuerles "Bürger von Wien" (1813) mit der Figur Staberls.

Die Derlagsanstalt G. Frentag & Berndt hat soeben einen Derlehrsplan von Wien 1906 erschenen lassen, der auf Grundlage amtilder Daten und mit peintichter Beachtung der Deränderungen im Weichbilde Wiens ausgeführt wurde.

Die erste Serie von Ludwig Ganghofers Gesammelten Schriften, Dollsausgabe in 10 Bänden, wird in 38 vier bis fünf Bogen starten Lieferungen à 40 Pf., 48 h oder 55 Cts. und in 10 Bänden à M. 150, 1 K 80 h oder 2 Franken zur Ausgabe gelangen und folgende Romane und Geschickten enthalten: Schloß hubertus, Der Herrgottichnitzer von Ammergau, hochwürden herr Pfarrer, Der Jäger von Sall, Sdelweistönig, Der Unfried, Der laufende Berg, Die Martinsflaufe, Das Gotteslehen, Der Klosterjäger. Die Lieferungen werden wöchentlich und die Bände monatlich erscheinen. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen entgegen.

Die wahren Urfachen ber Kataftrophe von 1806 bedt im Aprilheft der Deut fden Rund fo au durch forgliche biftorifde Rudblide C. Freiherr von ber Golg auf, um mande irrigen, allgemein verbreiteten Anfichten zu berichtigen. ne Eindrücke und Erlebnisse in Warfchau und Mostau fcilbert der befannte englifche Publigift Sidnen Whitman; Aber die politifche Parteigruppierung in England unterrichtet ein Artifel von Theodor Corens. Jum "hundertjabrigen Geburtstag des Dichters Anton Alexander Grafen von Auersperg" behandelt Johannes Proelf auf Grund neuer Quellen die Beziehungen zwischen Anastafius Grun und Mitolaus Cenau. Auch mehrere fleinere Artitel find literarischen und fünstlerischen Fragen gewihmet; Eleonore von Bojanowsti beipricht einen italienifchen Ceitfaben gur Frauenfrage; von dem Berliner Gaftipiel des Mostauer fünftlerifien Theaters berichtet Eugen Jabel; auf den Briefwechfel zwijchen Luife von François und Konrad Serbinand Meper weik Abolf Fren hin hervorragende Erfcheinungen der Neueren Belletriftit unterzieht Otto Frommel einer feinfinnigen Kritit Mit einer eingehenden überficht über Ein Jahrhundert deutfer Malerei führt Walter Genfel in die Berliner Jahr, hundertausstellung in der Nationalgalerie ein. Eröffnet wird bas heft mit einer Novelle Ontel Julians Dermächtnis von Margarete Siebert, einer durch feinften humor und ficherfte Charafteriftit gleichmäßig ausgezeichneten neuen Arbeit biefer zuerft durch die Deutsche Rundschau befannt geworbenen Dichterin.

Büchereinlauf.

Rinnender Sand. Officegeichichten von Nari Rojner. Berlin. Concordia, Deutsche Derlagsanftalt Hermann Chood.

Sranz Blet. Die Kultur: "Don amoureusen Franen" Berlin, 1906. Bard Marquardt & Co.

Artur Sonigler, Marionetten. Berlin, 1906. S. Sifder Derlag.

E. v. Kenferling. Schwüle Cage. Berlin, 1906. S. Siffer, Derlag.

Dr. Richard Wahle. Mechanismus des geistigen Lebens. Wien, 1906. Wilhelm Braumüller.

Dr. Osfar Ewald. Kants Methologie. Berlin, 1906. Hofman & Co.

Serbinand Bernt. Zwifden zwei Sprachen. Leipzig, 1906, E. Staadmann.

hermann Dahl. harald Atterdal. Berlin, 1906. Sontane & Comp.

Karl hans Strobl. Die gefährlichen Strahlen. Berlin, 1906. Soniane & Co.

Paul Menerheim. Abolf v. Menzel. Berlin, 1906. Gebrüber Pactel.

Albert Geiger, Die Legende von der Frau Welt. Karlsruhe, 1906. J. Bielefelds Verlag.

Triftan. Ein Minnebrama von Albert Geiger. Buchichund von Hellmut Eidrodt. Karlsruhe, 1906. 3. Bielefelds Verlaa.

Albert Seiger. Ausgewählte Gedichte. Karlsruhe, 1906. 3. Bielefelds Verlag.

Die Jufunft Ruflands. Don Rudolf Martin. 1. bis 5. Caufend. Leipzig, 1906. Dietrichs Derlagsbuchhandlung.

Eingesendet.





00	Redaktion: Wien, 1. Operaring 3. Celephon 4636.	00
00	Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.	00
00	Derlag: Derlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).	00
00	Drud von Christoph Reiher's Söhne, Wien, V. 🗆 Papier: Schlögsmilht.	00
00	Redaltionsschlug für Heft 76: 7. April 1906.	00

eraten=Annahme durch die Administration der Osserreichischen Rundschau, Wien, 1. Operaring 3 und durch alle Annoncen-Bureaus ertionspreise: Die viergespaltene Millimeterzeile 25 h, 1/10 Seite K 12.-, 1/4 Seite K 20.-, 1/4 Seite K 35.-, 1/6 Seite I Seite K 60 .- , 1/1 Seite K 100 .- . Inserate im redattionellen Teil K 1.20 für die Petitzeile. Beilagen nach Abereinsommen.

Konzerte

Kongertbureaus der Schönste. L. L. hof-Musikalienhandlung

Albert Gutmann

Wien, t. f. hofopernhaus.

ntliche Konzerte, wenn nicht anders angegeben, im

Saale Bölendorfer.

April:

merst. S. Margarete Gelbard, Klaviervirtuofin.

Julia Culp, IV. Liederabend (zum Beiten bes Mädchen-Unterftühungs-Dereines).

Ruffildes Symphonie-Konzert. Mitwirtend: Das Symphonie-Grefelter des Wiener Konzert-Dereines. Dielgent: Gjischabrilowitjch. (Großer Mujifoereinsjaal.)

emertungen und Kartenvertauf zu vor-stehenden Konzerten ausschließlich in

Gutmanns

u.t. hof-Musikalienhandlung (hofopernhaus)

und im Klapier-Etablissement 1. himmelpfortgaffe Ilr. 27.

isselftunden an Wochentagen vormittags 10-1, nachmittags 3 · 7.)

Marke

Tip

Top

Grempler & Co.

Grünberg i Schles Gegründet 1826.

Alteste deutsche Schaumweinkellerei.



illige bähmise Bettfedern! Kilo: noue ge-blissene K 9.60, mero K 13. beauere K 13., weiße dannenwei-che geschlissene K 18.-, K 24.-,

che geschlissene
K 18. –, K 24 –,
schneeweiße daunenweiche geschlissene K 30. –, K 36. –, Versand franke
per Naschnahme. Unstausch und Rücksahme gegen Portovergütung gestattet.
Benedikt Bachsel, Lebes 104,
Post Pilsen, Böhmen.

Invert - Licht.

beste. billigste Beleuchtung.

Friedrich Plan

II. Stephaniestraße Nr. 16.

Telephon 21190. -

Schriftstellerl

Bed. Verlag übernimmt Druck u. energ. Vertrieb v. Gedichten, lovelien, Romanen, Dramen etc. Trägt einen Zeil der Kollen. Kul. Beiling. Oli iub +113 BH am Haasenitein & Vogler, B.-G., keipzig.

Dankbarkeit

veranlaft mid, gern und foftenlos allen Cungen- u. Balsleidenden mitzuteilen, wie mein Cohn burch ein einsaches, billiges und erfolgreiches Raturprobutt van feinem langwierigen Leiben befreit

K. Baumgartl, Bafimirt in Reubel bei Ratisbab.

Englische und französische Sprachschule

WIEN, I. Maria Theresienstraße Nr. 8 (Sühnhaus).

Übersiedlungen, Einlagerung,

Spedition von Reisegepäck

Bindtner Nfg

kals, u. königt. 🙀



Nofapediteer

WIEN

- I. Fichtegasse 6.
 II. Nordhahnhof, Magazin VI,
 III. Hauptzollamt, Magazin X,
 VII. Andreasgasse 10,
- X. Columbusgasse 8.

form, mit uns in Verb

Modernes Verlagsbureau Eurt Wigand Berlin-Wilmersdorf, Kalierplatz 15

Celephon Ilr. 12.801

Unternehmen für Zeitungsausschnitt

WIER, I. Concordiaplat 4

fleit lämtliche Wiener Cages-Journale, ferner a hervorragenden Blätter der ölterr. - ung. Mo archie und des Auslandes (welche in deutsch franzölilcher, englischer und ungarischer Sprache icheinen), sowie alle wichtigeren Fach- u. Woche iften, und verlendet an die Abonnenten te

welche sie persönlich (oder sachlich) interesser

Der DORSERVER

tit in der Lage, aus allen wichtigeren Journal des Kontinents und Amerikas feinen Auftraggebi Prefitimmen (Zeitungsausichnitte) jedes gewünlichte Thema ichnellitens zu flefe

BEZUGSOUELLEN WERDEN AUFGEGER IST DER BEST

SPRECHAPPA

Deutsche Grammophon-Aktiengesellsc Wien, I/1. Krugerstraße 8.

lobass

Wien, I. Kolowratring

TAPETEN von den einfachsten biszu den feinsten s phon 6121. Muster f

Telephon Sor Wien, VII. Mondscheingasse 4 Telephon Preinkurant, klein, gratin, groß z K, welche bei Bestellung rückverg tiet

...........

Entstaatlichung, nicht Verstaatlichung.

Ein Beitrag zur Eisenbahnverstaatlichungsfrage von Zebegenni-Grundorf, Generalinspettor der igl. ungar. Staatsbahnen i. R.

Dor etwa zehn Jahren wurde der lette große Verstaatlichungsversuch der österreichischen Regierung endgültig eingesargt. Der wohlbegründeten Kritik des Abgeordnetenhauses hatte weder die weit ausholende Aktion des geistwollen Dilettanten Grafen Wurmbrand, noch die bloft auf die Nordweltbahn beschränkte Ginlösungsvorlage des verdienstvollen Generals und Eisenbahnministers von Guttenberg standzuhalten vermocht. In dem einen Salle hat der Budgetausschuft, im anderen der Eisenbahnausschuß die Bestattung vollzogen. Alle unbefangenen, sachtundigen Ceute atmeten erleichtert auf, war doch Österreich im letzten Augenblice vor einer schweren Gefahr bewahrt worden. Nimmermehr hatte ich gedacht, daß die Cehren jener Zeit so rasch vergessen sein würden, daß schon nach wenigen Jahren die Regierung den Wagemut und der Reichsrat genug leichten Sinn aufbringen wurden, das Tanzchen von neuem zu beginnen. Nimmermehr hatte ich gedacht, baß ich mich burch solche Dorkommnisse noch im 75. Lebensjahre gezwungen fühlen wurde, zu der Eisenbahnverstaatlichungsfrage das Wort zu ergreifen, um, aus meinen reichen persönlichen Erfahrungen schöpfend, laut und eindringlich zur Einsicht und Umkehr zu mahnen.

Ich bin gewiß kein grundsätzlicher Gegner des Staatsbahnspleems, denn ich habe es in Preußen hochschäften gelernt. Dort ist hiefür auch fruchtbarer Boden vorhanden. Es war 1864, als ich den Eisenbahntransport des österreichischen Kontingents im Kriege gegen Dänemark einleitete und als Linienkommandant so anstandslos durchführte, daß Gablenz erklärte: "Die Versetzung des 6. Korps aus Österreich nach holstein war nur eine Spaziersahrt!" Wie sehr wurde meine damalige Aufgabe erleichtert durch das tadellose Funktionieren des gesamten preußischen Verwaltungsapparates.

Mehr noch für den Sachmann, als für den Caien, hat der Gedanke etwas Blendendes, Bestrickendes, die sämtlichen Eisenbahnen eines großen Staatsgebildes in einer sesten hand zu wissen, die ganzen Verkehrseinrichtungen, die ganze Tarispolitik einem auf große Ziele gerichteten Willen unterworfen zu sehen. Da kann man auch die mit dem Staatsbahnspstem untrennbar verbundenen Mängel in den Kauf nehmen. Zunächst den bureaukratisch-schwerfälligen Apparat, der dem inneren Wesen eines modernen Verkehrsunternehmens so recht eigentlich widerspricht, dann den Mangel einer tatkräftigen Initiative, deren wirkamste Triebsedern doch

immer der Erwerbsinn und das materielle Eigeninteresse bilden werden. Unter Umständen können die Dorteile immerhin noch überwiegend sein. Aber eines schickt sich nicht für alle. Preußen vermag seine Staatsbahnen gut zu verwalten, weil es über einen national einheitlichen, stramm disziplinierten Beamtenkörper verfügt, der keine Einmengung in seinen Wirkungskreis von unberufener Seite duldet.

Anderwärts, in Amerita, England und Frankreich, hat man das Staatsbahnshiftem aus guten Grüpden vermieden. In Italien hat man es kürzlich nur der Not gehorchend eingeführt. Die Bahnen waren dort Eigentum des Staates, die Pachtverträge mit den Privatgesellschaften abgelausen und ihre Erneuerung begegnete schier unbesiegbaren hindernissen. Der Druck einer irregeleiteten öffentlichen Meinung tat ein übriges. So hat der italienische Staat den Betrieb seiner Bahnen selbst übernommen. Man kann jedoch schon heute sagen, daß dieser Dersuch sich als schwerer Mißgriff darstellt. Niemals vorher hat ein so trostloser Wirrwar im italienischen Eisenbahnverkehr geherrscht wie jetzt. Ein Sturm des Unmutes geht durch das ganze Land und hat erst vor einigen Wochen wieder eine Regierung weggesegt. Man hat die Träger eines Systems geopfert, ohne einzugestehen, daß das System selbst nichts taugt — wenigstens in Italien nicht!

Bei uns liegen die Derhältnisse für den Staatsbetrieb in mancher Beziehung noch ungünstiger. Dieser traurigen Einsicht kann ich mich nicht verschließen, weil ich mein Daterland aus ganzem Herzen liebe. Gerade weil ich es so liebe, will ich es vor Schaden bewahren. Mag das Mittel, das ich anwende, auch schmerzhaft sein; ich weiß kein anderes als die klare Darlegung der Derhältnisse.

Die innerpolitischen Wirren haben das ganze Reich vergiftet, jede Nation blidt auf die andere mit Neid und Mistrauen, jede fühlt sich in ihren heiligften Doltsrechten verfürzt und begehrt stürmisch ihren Anteil an der Derwaltung. In diesem selbstmörderischen Kampfe aller gegen alle ist der Reichsrat auf dem Wege, sein Bestes einzubufen: das Vertrauen der Dolfer und die Achtung der Regierung. Was aber die Volksvertretung in ihrer Gesamtheit an Würde und Ansehen verloren hat, das scheinen die einzelnen Abgeordneten an persönlichem Einfluß auf die Staatsverwaltung gewonnen zu haben. Man tann dies am besten bemerten, wenn bei jedesmaligem Beginn einer Reichsratsession die herren Abgeordneten aus der Proving nach Wien tommen und mit langen Wunschzetteln in den handen die verschiedenen Zentralstellen abgehen. Das ift die Zeit, welche die Prafidialbeamten und Referenten ber Ministerien am meisten fürchten. Sie bringt ihnen gar viel Mühe, Verdruß und Aberzeugungsopfer. Und wie mannigfach sind die Wünsche ber herren Abgeordneten gerade auf dem Gebiete der Staatsbahnen! Da gilt es. neue Juge, neue haltestellen, neue Ausnahmstarife gu erwirten, die Zentralleitung auf die ausgezeichneten Eigenschaften eines bisher verkannten Beamten aufmerkam zu machen oder hoffnungsvollen, jungen Dolksgenossen zur Aufnahme in den Eisenbahndienst zu verhelfen, und noch manches andere, von dem ich lieber schweigen will.

Wie sehr mussen berartige unbefugte Einflusse, die man bei uns infolge der eigenartigen innerpolitischen Verhältnisse hinzunehmen sich gezwungen sieht, die staatliche Verwaltung stören und sie persönlichen Zweden dienstbar machen, die mit den großen wirtschaftlichen Aufgaben des Staatsbetriebes nichts gemein haben!

Natürlich wissen sich derartige politische Abergriffe auch auf organisatorischem Gebiete zur Geltung zu bringen. Alle Welt weiß und der Ministerpräsident selbst hat es erst kurzlich in össentlicher Parlamentssthung erkart, daß die gegenwärtige Organisation der Staatsbahnen schwere Mängel besitzt. Aber wer wollte es unternehmen, daran nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten zu bessern? Man wagt es nicht einmal, eine der vielen überstüssigen Staatsbahndirektionen auszuheben, die längst nicht mehr bestehenden dienstlichen Bedürfnissen oder politischen Gefälligkeiten, vielleicht auch bloß dem blanken Jufall ihr Dasein verdanken, dabei aber die Derwaltung unnötig verteuern und erschweren. Aber wehe dem, der daran rühren wollte. Man denke sich nur: "nationale" Direktionen, bei deren Abgrenzung nicht Derkehrsbedürfnisse, sondern Sprachzonen maßgebend sind, bei deren Besetzung nicht persönliche Sähigkeit, sondern nationale Jugehörigkeit entschetz; also hochpolitische Erwägungen für ein rein wirtschaftliches Unternehmen! Wahrlich, es gibt kein beredteres Zeugnis für die völlige Uneignung Österreichs zum Staatsbetriebe.

Durch das verderbliche Überwuchern politischer Einflüsse auf wirtschaftlichem Gebiet ist es so weit gekommen, daß selbst die Verstaatlichung einer Bahn als reines Politikum behandelt wird. So soll jetzt die Nordbahn eingelöst werden. Gewichtige wirtschaftliche Erwägungen sprechen dagegen, daß der Staat diese trefslich verwaltete Bahn übernimmt, die alle wirklichen Verkehrsbedürsnisse in einwandstreier Weise erfüllt hat, und das durch Gewährung einer Rente, die auf einer Periode bedeutender Einnahmensteigerung sußt. Daß der Staat die Nordbahn jetzt übernimmt, wo man weder die Wirkung des großen Eisenbahnerstreiks, noch die der neuen Handelsverträge genau zu beurteilen vermag, gerade jetzt, da man eben daran ist, der Nordbahn durch Ausbau der Wassernagen auf Staatskosten eine vielleicht sehr empsindliche Konkurrenz zu schaffen, deren Einsluß auf die künstige Ertragsfähigkeit der Bahn sich gar nicht voraus ermessen läßt, das ist für mich unsassen.

Aber um all das kummert man sich nicht! Der Polenklub wünscht aus nationalen Gründen die Verstaatlichung. Die Cschechen stimmen der Nordbahnverstaatlichung zu, wahrscheinlich weil man ihnen versprochen hat, auch die Staatseisenbahngesellschaft und die Nordwestbahn einzulösen, deren bisher von Wien aus geleitete Verwaltung ihnen seit Jahren ein Dorn im Auge ist. Und die Deutschen, um deren nationalen Besitzstand der ganze handel geht, glauben als doktrinäre Verstaatlichungsfreunde nicht widersprechen zu dürfen. Ihre nationalen Bedenken werden sich vielleicht mit dem Linsengericht einer neuen "deutschen" Staatsbahndirektion in Böhmen beruhigen lassen. Die wirtschaftlichen Bedürsnisse des Reiches,

die staatssinanziellen Interessen, wer fragt danach? Die "heiligen, ewig unveräußerslichen Rechte" der einzelnen Nationen und Nationen sind auch bei den rein wirtssichaftlichen Angelegenheiten des Gesamtreiches ausschlaggebend. Über alles andere wird zur Tagesordnung übergegangen.

Politische Einflusse haben die ungludliche Organisation der Staatsbahnen aufbauen geholfen, politische Rudfichten werden jede vernünftige Umwandlung gu verhindern wissen. Eine Beilung tonnte doch nur barin gefunden werden, daß man die Jahl der Staatsbahndirektionen wesentlich verringert, ihre Machtbefugnis aber in gleichem Make steigert. Nur so wurde man ihnen die volle Berantwortung für ihre Direttionsbezirte überweisen tonnen. Das ift aber schlechterdings unmöglich, wenn die Staatsbahndireftionen, wie die Erfahrung zeigt, immer mehr und mehr einen streng nationalen Zuschnitt erhalten. Bei allen Nationen Ofterreichs, mit alleiniger Ausnahme ber Deutschen, tritt die Neigung nach Verländerung des Eisenbahnwelens immer entschiedener gutage. Man wurde diese fur die Reichsinteressen so gefährliche Bewegung nur noch begunftigen, wollte man, unter den heutigen Derhaltniffen, den Wirkungsfreis der nationalen Staatsbahndirektionen erweitern. Darum muß auch fürderhin die eigentliche Derwaltung der Staatbahnen der Zentralitelle porbehalten bleiben, die diese Aufgabe für das gange große Staatsbahnnet in gedeihlicher Weise füglich gar nicht lofen tann, da sie viel zu weit von den einzelnen Pulsadern des Derkehrs entfernt liegt und gudem als Ministerium ein rein bureautratisches Amt ist und bleiben wird. Naturgemäß muß sich dieser Justand noch verschlechtern, falls das Staatsbahnnetz vergrößert werden sollte. Es wurde also wieder aus politischen Erwägungen eine Einrichtung aufrecht erhalten, die lich nicht bewährt hat, gewissermaßen als das fleinere Abel. So bleiben die natürlichen Kompetengen auch weiterbin verschoben, jo werben dem Staatsbetriebe auch fürder Dienststellen fehlen, die die volle Verantwortung für ihn übernehmen konnen. Auch in hintunft werden die wirtschaftlichen Dertehrsbedurfnisse zwischen dem Ministerium und ben Staatsbahndirektionen bin- und herpendeln, ohne daß man weiß, an wen man sich zu wenden hat, bei diesem viel zu weitläufigen, viel zu schwerfälligen Apparate.

Ganz anders verhält es sich beim Privatbetriebe. Hier ist die Macht und Verantwortung in den händen des leitenden Direktors vereinigt, der in den wichtigen Fragen, die der Tag bringt, die Entscheidung bereits getroffen haben kann, bevor der Staatsbahndirektor noch dazu gekommen ist, seinen ersten Bericht an das Ministerium zu leiten.

Sehen wir uns nun an, was das in der Praxis bedeutet. Ein Industrieller will eine Sabrit bauen. Er geht zum Staatsbahndirektor seines Bezirks und teilt ihm den Plan mit. Der verweist ihn zunächst auf den schriftlichen Weg, um ein ausreichendes Aktenmaterial sur seinen Ministerialbericht zu gewinnen. Der Bericht geht dann glüdlich nach einigen Wochen, eventuell Monaten ab. Im Ministerium wandert er von einem Departement zum andern, bis alle ihr Gutachten abgegeben

haben. In der Regel wird man mittlerweile noch einige Ergänzungsberichte von der Staatsbahndirektion verlangen. Da diese Direktionsbezirke vielsach ineinandergreisen, müssen unter Umständen auch noch die Nachbardirektionen gehört werden. Darüber vergehen wieder Wochen und Monate. Unterdessen kann sich die Konjunktur von Grund aus geändert haben, oder es sind unvorhergesehene hindernisse eingetreten, kurz der ganze Aktenberg ist für den Papierkorb reis geworden. Und beim Privatbetrieb? Da läßt der Direktor die Vorstände der beteiligten Dienstabteilungen rusen und berät mit ihnen in Gegenwart des Projektanten die ganze Angelegenheit. In kurzer Zeit ist nach Genehmigung der Verwaltung die Entscheidung getrossen, die bei dem schwerfälligen Apparat des Staatsbetriebes im besten Falle viele Monate Wartezeit erfordert. Das vorstehende Beispiel ließe sich beliebig variieren. Es kommt immer dasselbe oder ein ähnliches Ergebnis heraus. Das liegt in der Natur der Sache und wird sich kaum ändern, so lange in Osterreich der Staatsbetrieb aufrechterhalten werden will.

Was sagt denn die Industrie dazu, daß noch weiter verstaatlicht werden soll? Nun, einer ihrer großen Verbände nach dem andern hat sich erhoben und mit aller Entschiedenheit gegen die Sortsehung der Verstaatlichung protestiert. Ihre ernsten und sachlich eingehend begründeten Kundgebungen sind vorläusig überhört worden. Was haben auch die berufenen Vertreter von Handel und Industrie in einer rein wirtschaftlichen Frage drein zu reden, deren sich bereits die hohe Politik bemächtigt hat!

Die in Österreich unheilbaren Organisationsmängel des Staatsbetriebes müssen natürlich auch auf allen anderen Gebieten fühlbar werden, wo die innere Einrichtung der Verkehrsanstalten den Ausschlag gibt. Insbesondere auf eisenbahnmilitärischem Gebiete. Die Eisenbahn gahlt zweifellos zu dem wichtigften Ruftzeug bes Staates. Der Wert der ganzen Wehrmacht hängt davon ab, daß die Eisenbahn im Ernstfalle ihre Schuldigkeit tut. Nun ich sage es rund heraus, daß mir auch für diesen 3wed der Privatbetrieb geeigneter erscheint als der Staatsbetrieb. Dafür sprechen meine eigenen Erfahrungen und die meiner Kriegstameraden, die im attiven Militärdienst verblieben sind. Niemals habe ich in dieser hinsicht etwas anderes erlebt oder erfahren, als daß die Privatbahnen allen billigen Wünschen der Kriegsverwaltung mit einer uneingeschränktes Cob verdienenden Bereitwilligkeit und Raschbeit nachgesommen sind. Und was sie im Ernstfalle vermögen, davon zeugen die glanzenden, noch unvergessenen Leistungen der österreichischen Privatbahnen in den Kriegsjahren 1859, 1864 und 1866. Die österreichischen Staatsbahnen hatten diesfalls noch keine Gelegenheit sich zu erproben. Ich bin zwar gang überzeugt, auch sie werden ihre volle Pflicht tun. Im Frieden aber geht der Derkehr der Armeeverwaltung mit den Staatsbahnen sicher nicht so rasch und glatt, wie mit den Privatbahnen.

Die Staatsbahnen sind auch in einer viel schwierigeren Lage. Don der bureaustratisch erstarrenden Diktatur des Obersten Rechnungshofes ganz abgesehen,

steht ihr Budget auch unter strengster Überwachung des Finanzministeriums. Wenn ein neuer Diurnistenposten bei der Staatsbahndirektion Stanislau oder eine neue Aushilfsdienerstelle in Innsbruck geschaffen werden soll, muß erst der Referent des Finanzministeriums entscheiden, ob ein dienstliches Bedürfnis hiefür vorhanden sei. Das traurige sinanzielle Ergebnis des Staatsbetriebes hat diesen in solche Abhängigkeit von der Sinanzverwaltung gebracht. Dom staatssinanziellen Standpunkt aus war das vermutlich notwendig. Für die Derwaltung der Staatsbahnen aber schafft es zweisellos Schwierigkeiten und hemmnisse der lästigsten Art. Und nun denke man sich die Derlegenheiten des Staatsbetriebes, wenn es sich gar um eine namhastere Auslage handelt, die von der Kriegsverwaltung beansprucht wird. Wieder kommt es zu förmlichen Aktenbergen, diesem Erbübel seder bureaukratischen Derwaltung, bevor die endgültige Entscheidung gefällt werden kann, während in der gleichen Zeit bei der Privatbahn die neuen Derladerampen, die neuen Wasser- oder Kreuzungstationen, um die es sich gerade handelt, längst errichtet sind.

Das mag auf den ersten Blid nebensächlich erscheinen. Aber wer kann den inneren Zusammenhang der Geschehnisse ermessen? Don einem scheinbar ganz untergeordneten Umstand kann es abhängen, ob ein Truppenkörper zur rechten Zeit auf einem bestimmten Platz eintrifft. In schier zahllosen Fällen hat die Kriegsgeschichte den alten Wahrspruch: "Kleine Ursachen — große Wirkungen" mit drastischen Beispielen belegt.

Die öffentliche Meinung glaubt freilich, daß die Heeresverwaltung in allen solchen Fragen einfach zu befehlen hat. Das ist aber ein Märchen. Wenn es wirklich so wäre, dann hätte Österreich nicht den schweren Schickslasschlag erlebt, den die Art der Beilegung des vorsährigen Eisenbahnerstreiks für das ganze Reich, für seine politischen und wirtschaftlichen Interessen, bedeutet. Hier komme ich auf einen allerdings bitterbösen Fall zu sprechen, dessen verhängnisvolle Tragweite man noch immer nicht zu ermessen schen. Es war dies der erste große Streitsversuch, der im Eisenbahnwesen Osterreichs gewagt wurde, und schon dieser Versluch hat mit einem seine Urheber wohl am meisten überraschenden Erfolge der Ausständigen geendet.

Auf den Staatsbahnen hat die Sache angefangen, was wieder bezeichnend ist und darin seine Erklärung sindet, daß das Personal bei den Privatbahnen im allgemeinen und wohl auch im besonderen bester entsohnt ist. Es war ein Unglück, daß der Streik auf den Staatsbahnen ausbrach, wo er einem ängstlichen, zu allerlei politischen Rücksichten verpflichteten, schwerfälligen Apparat begegnete. Auf einer Privatbahn hätte man gewiß sofort entscheidend eingegriffen und die Bewegung im Keime erstickt. Dafür spricht, von anderen Beispielen abgesehen, die Art und Weise, wie die Staatseisenbahngesellschaft um die Wende des vorigen Jahrhunderts drei auseinandersolgende Ausstandsbewegungen in ihren gewerblichen Betrieben mit zielbewußter Entschlossenheit und Tattraft beendet hat. Beim Staatsbetriebe war das gar nicht möglich. Der betreffende Staatsbahndirektor mußte ja

erst an das Ministerium berichten. Mittlerweile griff der Streit um sich und wurde auch auf die benachbarten Privatbahnen übertragen. Man weiß ganz gut, daß das Personal der Privatbahnen anfangs nur zögernd und widerwillig, sozusagen zum Scheine bloß, mitging. Die Kameraden von den Staatsbahnen konnten doch nicht vollständig im Stiche gelassen werden. Auch die sozialdemokratische Parteileitung war, wie aus den Erklärungen ihrer Presse hervorging, keineswegs mit dem Streik einverstanden. Offenbar besorgte sie ein allgemeines Auflodern der öffentlichen Meinung und eine schwere Niederlage der Arbeiterschaft. Als dann der Ausstand troß ihrer wohlgemeinten Warnungen weitere Kreise zog, mußte sie schlechterdings mittun.

An der Spike der Staatseisenbahnverwaltung steht derzeit ein ganz vortrefflicher Mann, dem ich die vollste hochachtung zolle: ein Mann von seltenem Sachwissen, von durchdringendem Blid und fräftigem Willen. Er wollte der drohenden Bewegung mit aller gebotenen Entschiedenheit entgegentreten, und seinem Entschluß entsprang der bekannte Ministerialerlaß, der jedes Verhandeln mit den Streikenden ablehnte.

Aber Einflüsse haben die Staatseisenbahnverwaltung genötigt, sich in langatmige Verhandlungen einzulassen, während der Streit noch fortdauerte. Entlassen wurde niemand. Nachdem dieser Weg betreten war, mußten auch die Privatbahnen folgen. Ich bin überzeugt, daß herr von Wrba und seine sachtundigen Räte diese Sösung beklagt haben. Gewiß nicht, weil sie den armen Teuseln von Eisenbahnarbeitern die geringe Ausbesserung ihres Lohnes mißgönnten, sondern nur deshalb, weil sie sich der verhängnisvollen Tragweite dieses Schrittes bewußt sein mußten.

Ja wenn das nur eine Privatangelegenheit zwischen einem Unternehmer und seinen Arbeitern gewesen wäre! Aber es hat sich hiebei um eine eminent öfsentliche Sache gehandelt. Die Eisenbahnen sind das wichtigste Wirtschaftsinstrument des Staates. Sein Lebensblut stock, wenn der Versehr stille steht. Und nun hat man ohne Widerstand die Macht über die Versehrsmittel ausgeliesert. Ich wage es gar nicht auszudenken, welche Solgen dieser Sehler in einem Mobilisierungsfalle zeitigen kann. Welchen Wert hat die ganze Wehrkraft, sür deren Erhaltung die Steuerträger alljährlich hunderte von Millionen opfern, wenn im Ernstfalle die Eisenbahnen versagen? Und ist man dessen so sieber, daß dann die "Organisation" mit den Versügungen der Staatsgewalt einverstanden sein wird? Ich vermag es mir nicht anders zu denken, als das die leitenden Personen der Heeresverwaltung von dem Ausgang des Streiks noch peinlicher berührt waren als die Staatseisenbahnverwaltung und die Verwaltungen der Privatbahnen.

Es würde den Rahmen dieser Arbeit weit überschreiten, wenn ich mich mit der bisherigen Ausführlickleit auch über die freilich gewiß nicht minder wichtige tarisarische und staatssinanzielle Frage äußern wollte. In tarisarischer Hinsicht will ich nur bemerken, daß ich auch auf diesem Gebiete dem Privatbetrieb entschieden den Dorzug einräume. Die Vorteile einer sich über das ganze Staatsgebiet erstreckenden einheitlichen Tarispolitik sind freilich ganz außerordentlich groß. Aber es ist wohl nur ein Mangel der Konzessionsurkunden, wenn sich der Staat auch auf den Privatbahnen nicht eine gewiße Tarishoheit gewahrt hat. Gerade bei der Nordbahn war das der Sall. Und es ist der Staatsverwaltung bereits gelungen, den Verkehrsinteressenten der Nordbahn alle Begünstigungen der Tariseinheit mit den Staatsbahnen zuzuwenden. Demnach ist auch in tarisarischer hinsicht die Verstaatlichung der Nordbahn überstüssig.

Wenn der Staat heute daran gehen wollte, mit den bestehenden Privatbahnen neue Konzessionsverträge abzuschließen, so wäre es ihm wohl ein leichtes, die gleichen Gerechtsame zu erwerben, die er der Nordbahn gegenüber besitzt. Es könnten also auch ohne Verstaatlichung die wichtigen Vorteile eines einheitlichen Tarissuschliebens mit der Zeit erreicht werden. Anderseits ist es wohl kein Zweisel, daß der Privatbetrieb mit seiner einfachen, dem kommerziellen Leben angepaßten Organisation die tarisarischen Interessen des Publikums viel rascher und besser zu wahren weiß, als dies der buraukratischen Verwaltung der Staatsbahnen semals möglich sein wird. Man muß billigerweise zugestehen, daß die Privatbahnen schon heute ihren großen wirtschaftlichen Aufgaben aufs beste nachkommen. Troch der im ganzen höheren Tarise der Privatbahnen haben sich handel und Industrie durch sie gewiß nicht minder glänzend entwickelt als durch die Staatsbahnen. Für den Exportverkehr haben aber auch die Privatbahnen aus patriotischem Interesse die denkbar größten Opfer gebracht.

Was nun die finanzielle Frage anlangt, so will ich bloß darauf hinweisen, daß der Staatsbetrieb icon heute mit 60 bis 80 Millionen jährlich passiv ist und baß diefer aus den Steuergeldern zu dedende Sehlbetrag nach Sertigftellung ber neuen Alpenbahnen sicherlich noch erheblich steigen muß. Nun wird dem Staatshaushalte noch das neue, unbegrenzte Risito einer weiteren Derstaatlichung gugemutet. In wirtschaftlich gang ungeklärten Zeiten, inmitten der innerpolitischen Wirren foll er die bestehenden Privatbahnen einlösen und sich zu gewaltigen Rentenzahlungen auf Grund unberechenbarer Jufunftserträgnisse verpflichten. Dabei ift der Staat erfahrungsgemäß ein fehr teurer Derwalter und unfer Staatshaushalt ichon derzeit aufs äußerste angespannt. Auch wenn wirtschaftliches oder politisches Ungemach ausbleibt, wenn sich alles ganz normal entwickelt, wird es auf die Dauer nicht aufzuhalten sein, daß die Staatsbahnentarife empfindlich erhöht werden. Dann wird sich auch die heute noch vorhandene, dem einsichtslosen Publikum gegenüber als wirksamstes Codmittel für die Derstaatlichung dienende Wohlfeilheit der Staatsbahntarife gegenüber den Tarifen der Privatbahnen in das Gegenteil verkehren.

3ch möchte diese Betrachtungen nicht abschließen, ohne noch eines Umstandes zu gedenten, dem man bei der öffentlichen Erörterung der Derstaatlichungsfrage

bisher so gut wie gar keine Rolle eingeräumt hat, so sehr auch er volle Beachtung verdient.

Es gibt wohl teine Privatbahn, deren Personal nicht die Verstaatlichung bis zu einem gewissen Grade fürchtet. Bei dem größten Teile der Bediensteten mag dieses Gesühl vielleicht nur dem natürlichen Unbehagen entspringen, das Männer in reiserem Alter und sester Lebensstellung jeder grundlegenden Veränderung ihrer Verhältnisse entgegenbringen. Daneben kommt gewiß auch die Tatsache in Betracht, daß wenigstens bei den meisten Privatbahnen die Lohn- und Vorrückungsverhältnisse günstiger sind als beim Staatsbetrieb. Bei sehr vielen Beamten, und darunter werden sich gewiß die allertüchtigsten besinden, erklärt sich die Verstaatlichungsangst aber aus der Vorstellung, daß sie nunmehr einem ungeheuren Organismus einverleibt werden sollen, dessen Größe schon die volle Berücksichtigung persönlicher Fähigsteiten außerordentlich erschwert, ja in vielen Fällen ganz ausschließt. Darüber wissen die Staatsbahnbeamten ein Lied zu singen. Diese sehen der Vergrößerung ihres Status nicht minder bange entgegen als die Privatbahnbeamten, welche als Einschübe angesehen werden.

Bei einer Privatbahn tennen die Personalreferenten der einzelnen Dienste abteilungen die zugewiesenen Beamten selbst, ihre Samilienverbaltnisse, ihre Vorbildung, ihren Arbeitseifer. Aus dem leichten, sich täglich abwidelnden persönlichen Derkehr der Personalreferenten mit den Abteilungsvorständen und dieser mit dem Direktor ergibt sich von selbst, daß auch der leitende Direktor die tüchtigen Beamten seines Unternehmens fast alle, wenigtens ihrem Rufe nach, kennt. Wie vorteilhaft dies bei der Entscheidung aller wichtigen Personalfragen ist und welche Bedeutung solchen Personalfragen in einer wohlgeordneten Derwaltung gutommt, brauche ich nicht näher zu erörtern. Ganz anders ist es beim Staatsbetrieb. Hier entscheibet über die wichtigen Personalfragen nicht der Staatsbahndirektor, sondern bas Ministerium, das zu den Staatsbahndirektoren selbst nur in losen persönlichen Beziehungen steht. Das mundliche Wort wird durch die bei weitem nicht so beredte Sprace des schriftlichen Berichtes erfett. Auch politische Einflusse spielen eine sehr bedauerliche, oft maßgebende Rolle. Wenn es das Pflichtgefühl und den Arbeitseifer mächtig anregt, sich gewissermaßen unter den Augen des leitenden Direktors entfalten zu konnen, so muß die entgegengesette Wirkung durch das Bewuftsein erzeugt werben, daß die wirklich entscheidende Stelle in nebelhafter Serne liegt.

Also auch hier wieder der Unterschied zwischen einem großen Geschäftshaus, in dem der Chef auch seinen letzten Kommis kennt, und einem weitläufigen Amt, dessen Dorstand von seinen Leuten in den meisten Fällen nichts anderes weiß, als was ihm durch schriftliche Berichte einer ganzen Reihe von Mittelstellen gelegentlich unterbreitet worden ist. Man kann füglich behaupten, daß jede Verstaatlichung einige Dutzend hochbegabter, tatkräftiger und ihrer Verantwortung sich bewußter Individualitäten kostet, die in dem ungeheueren Organismus des Staatsbetriebes

mehr ober minder untergehen. Und haben wir in Österreich wirklich Überfluß an solchen Männern, daß man ihrer Eigenart leichten Sinnes entraten tann?

Ich bin am Schlusse. Der Staatsbetrieb taugt nicht für Österreich. Freilich tann auch das bisherige gemischte Sostem nicht befriedigen. Es kann dem Eisenbahnamte nicht zugemutet werden, daß es noch länger staatliche Aussichtsbehörde und staatliche Konkurrenz für Privatunternehmungen in einer Person darstellt. Das ist ein ungesunder Zustand, der auch die öffentlichen Derkehrsinteressen schalt. Man kann sich auch damit nicht zufrieden geben, daß der Staat mit gewaltigen sinanziellen Opfern über 10.000 Kilometer Eisenbahnen verwaltet, darunter eine ganze Reihe unwesentlicher, an Privatbahnen anschließender Lokalbahnen, und daß daneben hochwichtige, man kann beinahe sagen die wichtigsten Derkehrswege im Privatbetriebe stehen. Aus diesem widerspruchsvollen Derhältnis gibt es nur einen Ausweg, der mit aller Beschleunigung und Tatkraft beschritten werden sollte: die Entestaatlichung nach großen, einsachen Grundsähen, die Rückehr zum Privateisensbahnssschaft zum Privateisensbahnsschaft zum Privateisensbahnschaft

Ich weiß wohl, daß ich damit etwas ausspreche, was vielen ungeheuerlich erscheinen mag. Da aber die "Österreichische Rundschau" jeder begründeten Ansicht Raum gibt, habe ich mich entschlossen, meinen Standpunkt in dieser Frage hier zu vertreten, zumal ich weiß, daß auch hervorragende Eisenbahnsachmänner Österreichs meine Meinung teilen. Die einen fürchten, der Staat werde erst durch wirtschaftliches Drangsal dazu genötigt werden, wie in den Fünfzigerjahren, also vor einem halben Jahrhundert, wo er sich in schwerer sinanzieller Klemme besand. Die anderen hossen, die gesunde Einsicht werde zu diesem Ende führen, bevor noch wirtschaftlicher Iwang aus der Not eine Tugend macht. Ich, für meine Person, besorge allerdings, daß es noch viel schlimmer wird kommen müssen, die heute nur wenigen fernschauenden Menschen eigene Ansicht, als geistiges Gemeingut, Derwirklichung erringen wird. Das ist keine tröstliche Vorstellung; doch gewährt sie wenigstens den Ausblick auf ein aus wirtschaftlichen, noch mehr aber aus politischen Gründen heiß anzustrebendes Tiel.

Wien in der Geographie.*

Don Albrecht Dend.

Der fünste internationale Geographenkongreß zu Bern hat 1891 den Beschluß gesaßt, daß es nötig sei, tunlichst nach gemeinsamem Plane geographische Bibliographien auszuarbeiten und zu diesem Behufe in den einzelnen Ländern landestundige Tentralkommissionen einzusehen. Dieser Beschluß ist auf diplomatischem Wege

^{*} Aus dem Dorwort zum demnachst bei Frang Deutide in Wien erscheinenden IV. Jahrgang des "Geographischen Jahresberichtes aus Ofterreich."

ben einzelnen Staaten zur Kenntnis gebracht worden und das t. t. Ministerium für Kultus und Unterricht hat sich infolgedessen mit der Frage beschäftigt. Es hat seitens der t. t. Geographischen Gesellschaft in Wien und von mir Gutachten darüber verlangt und sich auf Grund des von mir erstatteten Berichtes bereit erklärt, die Arbeiten für eine landeskundliche Bibliographie durch eine Subvention zu sördern, sobald ich nach gepslogenem Einvernehmen mit den an inländischen Universitäten wirkenden Professoren der Geographie in der Lage sein werde, die Inangrissnahme der einschlägigen Arbeiten als gesichert zu bezeichnen.

Ich schuld daraushin meinen österreichischen Sachtollegen vor, gelegentlich der 66. Dersammlung der Gesellschaft deutscher Natursorscher und Ärzte zu einer Besprechung zusammenzutreten, an welcher sich außer mir die herren Lenz und Palacky aus Prag, Richter aus Graz und v. Wieser aus Innsbruck beteiligten. Unsere Beratung ergab, daß die beste Dorarbeit für eine große landeskundliche Bibliographie von Osterreich die jährlich ersolgende, kritische Berichterstatung über die Sortschritte der Geographie von Österreich sei. Ich richtete nunmehr an das Ministerium sur Kultus und Unterricht den Antrag, es wolle die herausgabe eines geographischen Jahresberichtes über Osterreich unter der Oberleitung der österreichischen Universitätsprosessorichtes über Geographie und unter der Redattion des damaligen Privatdozenten Sieger durch eine Subvention fördern, und dies ist geschehen.

So ist der Geographische Jahresbericht über Osterreich entstanden, welcher einerseits die an den österreichischen Universitäten wirkenden Professoren zu gemeinsamem Vorgehen einen, anderseits eine objektive Berichterstattung über die reiche, Osterreich betreffende Literatur schaffen sollte.

^{....} Der Aufschwung des Studiums der Geographie in Österreich, welcher sich zumächst an den Universitäten einstellte, hat sich in weitere Kreise fortgepflanzt. Aus den früheren Studierenden der Geographie sind Lehrer geworden, welche mit Begeisterung an ihrem Sache hängen und es mit hingebung pflegen. Neben den beiden Jentren Wien und Grag, wo die neue Richtung gunächst einsette, sind viele neue Zentren erwachsen und mahrend vor 20 Jahren die Jahl der Geographen von Sach in Ofterreich noch so gering war, daß sie am wenigsten im großen landeskundlichen, vom Kronprinzen Rubolf ins Leben gerufenen Werke: "Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild" zum Worte tommen, sind heute Osterreicher häufig bemerkte Mitarbeiter an den großen geographischen Zeitschriften des Deutschen Reiches. Die Schaffung eines literarischen Jentrums für die im Caufe der Jahre berangereiften Geographen Ofterreichs ist ein Gebot der Notwendigkeit, wenn sie nicht, wie bisher, bei Unterbringung ihrer Arbeiten vornehmlich auf das Ausland angewiesen sein sollen. Ein solches Zentrum soll der Geographische Jahresbericht werden; neben der Berichterstattung über die Sortschritte einzelner Zweige der Geographie von Österreich soll er ermöglichen, turzere und nicht allzu lange Originalarbeiten an die Öffentlickleit, und zwar vor ein fachmännisches Sorum zu bringen.

Daf diese Originalarbeiten in erster Linie Ofterreich betreffen, liegt in ben Bielen begründet, die sich die Erdtunde in Ofterreich notwendigerweise steden muß. Als nabegu binnenländischer Staat hat Ofterreich nicht teilnehmen können, an ben großen tolonialen Bestrebungen, welche eine so hervorragende Triebfeder für die neuelte Geographie geworben sind. Diel reicher an geographischen Gegenfäten, als die meisten anderen Länder Europas, lodt es in erster Linie gur Erforschung seines eigenen Bobens. Aber dieser Ansporn tonnte erst wirtsam werden, als die Geographie aufhörte, eine Art historischer Wissenschaft zu sein, welche in erster Linie literarische Quellen verwertet und nach ber Art einer Naturwissenschaft burch Pflege ber Beobachtung zu betreiben begonnen wurde. hiefur bieten die ofterreichischen Universitätsstädte, insbesondere Wien, einen unvergleichlichen Boden, Dom Kahlenberge nördlich der Stadt tann der Cehrer den Studierenden den Gegenfat zwischen bewaldetem Gebirge und steppenartiger Ebene erläutern, er tann ihnen einen Sluftdurchbruch, in der gerne einen Gebirgsrumpf zeigen, deffen fast ebene Oberfläche auffällig mit den welligen Sormen der nächsten Umgebung tontraftiert. Er fann ben rechtsdrängenden, ursprünglich verwilderten Strom verfolgen laffen und auf das Cor weisen, durch das dieser neben der carnuntischen Pforte durch die Kleinen Karpathen bricht; der ferne Schneeberg lugt als letter hochgipfel der Alpen ins Bild und unten breitet fich, Arme hineinstredend ins Gebirge, das große Wien als alte Romerstadt aus, am rechten Ufer ber Donau gelegen, ein deutsches Bollwerf gegen Sudosten mit Rudendedung gegen Westen. Uber die höhen des Kahlenberges wurde ihm Entfat gebracht. Jedes große Problem der Geographie, der Phyliographie, der Biographie und Anthropogeographie findet hier eine Erläuterung; flar wird hier dem Studierenden, was der Gegenstand seiner Studien sein soll und daß die Kenntnis dieses Gegenstandes in erster Linie durch Beobachtung erweitert werden fann und erweitert werden muß. So stückt die Umgebung den hochschullehrer der Geographie in Wien im Bestreben, die Geographie als Beobachtungswiffenschaft zu pflegen und in der Erziehung feiner borer gur Produktion. Gefördert wird dies Bestreben durch den großen Reichtum des weiteren Umfreises an den verschiedenartigften Problemen, die noch der Lösung barren und welche die prächtigften Themata für streng wissenschaftliche geographische Untersuchungen bieten. Da ist das Wiener Beden. Scheinbar ein alter, ebener Meeresboden, in Wirklichfeit eine Verebnungsfläche, deren Entstehung noch aufzuhellen bleibt. Da ift der Wiener Wald, eine typische, reife Tallandschaft. Ift sie berporgegangen unmittelbar durch Abtragung der gefalteten Schichten oder mittelbar erft durch Terstörung eines Rumpfes? Da sind die Donaudurchbrüche, im Westen durch die Ausläufer des boischen Rumpfes, im Osten durch die Karpathen. Sind fie epigenetisch oder anbosebent? Dort der Schneeberg, ein typischer Rundling in deffen Slanten fich Kare fressen. Seben wir eine ins Stoden geratene Umwandlung eines Rundling in einen Karling, oder ift bas Umgekehrte im Juge? Daneben ber Semmering. Ift er ein Caltorfo ober die gefallene Scheide zwischen zwei Trichtern?

Hter

hier bricht der boische Rumpf im Mannhardsberge steil ab, dort senkt er sich allmählich zur Mährischen Ebene, so daß die Eisenbahnen ihn leicht ersteigen können. Der Randbruch geht offenbar in eine Flexur über und die eingesenkten Mäander der hochstäche deuten auf deren späte Ausbiegung. Unvergleichlich reich ist die Umgebung Wiens an geomorphologischen Problemen aller Art.

Weitere Probleme knupfen sich an den Strom. Sast allwinterlich deckt er sich mit Eis, man tann die flugeisbildung beobachten, und altere Beobachtungsreihen erlaubten, die Eisbededung zu untersuchen; seine große Wassermasse regt an, unsere Strommessungen zu verarbeiten, er gab Veranlassung, die Temperaturverhältnisse ber Slüsse Mitteleuropas zu untersuchen. Rückt auch bei derartigen Arbeiten die Derwertung von anderweitig gewonnenen Beobachtungen in den Vordergrund, so kann sie doch in Anlehnung an eigene Beobachtungen geschehen und dem Bearbeiter bleibt die Sache nicht fern, mit der er sich beschäftigt. Weitere hydrographische Aufgaben liegen weiter im Süden, wo die Ceitha gelegentlich im Schotter bei Wiener-Neustadt verschwindet und wo das Steinfeld durch seine Grundwasserhältnisse eine untergegangene Topographie offenbart. Auch Alimatologisch bieten sich zahlreiche Probleme, aber in dem Cande, wo ein Hann lebt, sind die meisten bereits angeschnitten, viele schon ausgezeichnet bearbeitet und fast nur die in neuerer Zeit begonnenen Beobachtungen über die Schneedede laden zur Dergrbeitung ein. Auch für pflanzengeographische Untersuchungen ist ein weiter Raum; man sieht von Wien aus die höhengrenzen im Gebirge, doch hat es an der Wirkungsstätte eines v. Kerner und v. Wettstein den Geographen früher nicht so nabe gelegen wie den Botanitern sie aufzugreifen. Zu den physiogeographischen und bioaeographischen Problemen gesellen sich die antbropogeographischen. Wer im Alpenporlande oftwarts wandert, sieht Siedlungs- und Hausformen sich andern, unabbangig von Boden und Klima. Der Beobachter wird alsbald gewahr, daß ihm in diesem Wechsel ein Stud Geschichte vorliegt und daß er historische Quellen befragen muß, wenn er die Gegenwart verstehen will. Während der Betrieb der hiltorischen Geographie bislang porwiegend der der Geschichte auf geographischer Grundlage war, ward er in Wien zu einem rein geographischen. Hierin liegt die Bedeutung der Arbeiten von Grund über die Veränderungen der Copographie des Wiener Bedens und von h. hadel über das Mühlviertel. Sie machen aus der Budwissenschaft der historischen Geographie eine Beobachtungswissenschaft.

Der Reichtum an Kontrasten aller Art macht Österreich zu einem Beobachtungsfelde für den Geographen, wie es in Europa nahezu einzig dasteht. Die Unterrichtsverwaltung hat es nicht an der Möglichkeit sehlen lassen, dieses weite Seld für den Hochschulunterricht der Geographie auszunützen. Sie gewährte Mittel für die regelmäßige Abhaltung größerer Extursionen.* Don Wien aus haben sich

^{*} Dergl. Brantn: "Die Exturfionen des geographischen Seminars der f. f. Wiener Universität". "Zeitschrift für Schulgeographie", XXVI. Jahrg., Heft III, S. 65 ff.

diese häusig in die Alpen, aber wiederholt auch in die Sudeten- und in die Karstländer erstreckt, die hinein in die Grenzen des Deutschen Reiches, die an die Italiens und Montenegros, die weit hinein nach Ungarn. Unterwegs sind die Studierenden zur Beobachtung angehalten und in der Aufzeichnung von Beobachtungsergebnissen geschult worden. Sie haben dann selbst über die Extursionen berichtet; in den Berichten des Vereines der Geographen sind seit Jahren die Extursionsberichte erschienen, geschrieben von Studierenden; wie viele Mängel auch solchen Aufzeichnungen innewohnen mögen, sie bilden zusammengenommen heute für die Geographen einen Sührer durch Österreich, der auch von der Opferwilligkeit der Wiener Studentenschaft zeugt, denn er ist auf Kosten der Studierenden gedruckt. Doch auf die Dauer erwächst einem Studentenvereine eine zu große Last durch Konzentration all seiner Mittel auf eine solche Aufgabe; auch hier kann der Geographische Jahresbericht helfen, indem er die Drucklegung der Extursionsberichte innerhalb seines Rahmens ermöglicht.

So wird denn aus einem geographischen Jahresberichte über Österreich ein solcher aus Östereich, welcher nicht bloß berichten soll über das, was schon geleistet ist, sondern selbst auch Leistungen an die Össentlichkeit bringen soll. Nachdem er serner in seiner ursprünglichen Gestalt als Einzelerscheinung buchhändlerisch nicht den gewünschten Erfolg gehabt, gliedert er sich nunmehr den Berichten des Dereines der Geographen an der Wiener Universität an, aus dem die meisten, wenn nicht alle seiner Mitarbeiter hervorgegangen sind. Mit diesen Berichten vereint, soll er den Studierenden der Geographie mit dem bekannt machen, was in und über Österreich auf dem Gebiete seines Saches geleistet wird, und er soll umgekehrt den herangereisten Sachmann in Kontakt erhalten mit dem unversiegbaren Borne neuer Kraft, unserer akademischen Jugend. Nach außen hin aber soll die Dereinigung bekunden, was geleistet werden kann, wenn die Geographie als Beobachtungswissenschaft betrieben wird.

Indem ich selbst ein Dorwort schreibe, das sich zu einem Epilog meiner Wiener Tätigkeit gestaltet, denke ich an die Generationen von Studierenden, die in Wien an mir vorübergezogen. So manchen deckt schon die kühle Erde, dieser oder jener ist verschollen. Aber die meisten haben sich erfreulich entwickelt und aus vielen ist Tüchtiges geworden. Die Zeit hat die Bande zwischen Schüler und Lehrer besessigt und zu freundschaftlichen gestaltet. Wenn ich nun Osterreich verlasse, so weiß ich hier Freunde gewonnen zu haben von der Adria bis nach Nordböhmen und Ostgalizien. Diesen meinen Freunden, einer stattlichen Generation jüngerer Geographen, lege ich den Geographischen Jahresbericht aus Österreich besonders warm ans herz. Es sei für sie ein einendes Band zu gemeinsamer Arbeit, ein Ansporn zur Forschung in und über Österreich.

Die bürgerlichen Frauen und die soziale Hilfsarbeit.

Don Bertha v. Sprung.

Die Jugend von heute ist anders als die vor 20, vor 40 Jahren. Ich glaube, sie würde läckeln, wenn sie die etwas weltschmerzlich angehauchten Ideale ihrer Mütter oder die himmelblauen und rosenroten Cräume ihrer Großmütter sähe. Man ist ja heute viel positiver, man ist nicht umsonst in einer Millionenstadt ausgewachsen, mit ihrem Jagen und Creiben, mit ihrer Pracht und ihrem Luxus. Was war schon alles auf dem Schulweg zu sehen, was hat man in Büchern und Zeitungen gelesen, wie viel mit stinken, jungen Augen und Ohren im Samilien- und Bekanntenkreise ausgeschnappt und beobachtet — es ist eine ganz respektable Menge von Catsachen, Kenntnissen, Ideen und Schlüssen, mit der beute ein siedzehnsähriger Mädchenkops ins Leben tritt.

Nun hat man seine Plane für die Sortsetzung der Studien gemacht, denkt an Sport Balle und Unterhaltungen und ift fest entschloffen, ein gludlicher Mensch zu werden genau so, wie zu ihrer Zeit die Mütter und Grofmütter, nur mit einem Unterschied: während die alteren Generationen still warteten, bis ihnen ein Stud des suffen Lebensuchens auf einem Tellerchen fein säuberlich serviert wurde, greift die Jugend von beute mehr nach dem System des bekannten Automaten "Bediene dich selbst" resolut zu. Dieses Zugreifen ist ein ganz gesundes Prinzip, wenn es mit der nötigen Selbstbeherrschung geübt wird, denn es geht aus dem oft nur nicht kar gewordenen Bewußtsein hervor, daß jeder Mensch des eigenen Glückes Schmied ist. Wie erringen wir aber dieses Glück, nach dem alles, was da lebt und atmet, hinstrebt, wie die Pflanzen an die Sonne? Es gibt eine uralte Antwort auf diese Frage: das Glud liegt nicht in dem, was wir erleben, sondern wie wir es erleben. Die Ereignisse und Schickale, die uns das Leben bringt, entziehen sich meist unserem Wollen, wir mussen sie hinnehmen. Wie wir sie aber hinnehmen und verarbeiten, das liegt in unserer hand, dazu können wir uns schulen und erziehen. Ein Mensch, der seine geistigen und förperlichen Krafte stählt, der seine Sähigfeiten entwidelt und in ernster Arbeit verwendet, der das Ceben und deffen unbegrenzte Möglichkeiten kennt, der gelernt hat, sich und sein Geschick als einen verschwinbend fleinen Teil der Menscheit zu betrachten, mit deren Entwicklung er eng verknüpft ift, deren geheimnisvolle Wanderung aus dunkler Urzeit heraus, einem fernen, lichten Ziele entgegen er teilt — ein solcher Mensch kann wohl Schweres erleiden, aber er kann nie ungludlich werben.

Wie soll sich aber ein junges Mädchen diese Cebenskenntnis erwerben, die Sähigkeiten ausbilden und anwenden, die sie frei machen und über die kleinen und großen Sorgen des Tages hinausheben, wo sindet es die Gelegenheit zur Betätigung?

Dor hundert, ja noch vor sechzig Jahren war der bürgerliche haushalt von großer Bedeutung für die Produktion. Die Verarbeitung der Rohstoffe vollzog sich zumeist im hause, das seiner ganzen Anlage nach den Raum für diese Arbeit bot und auch der Kraft einer Anzahl von Frauen, teils Familienangehörigen, teils Dienstboten bedurfte. Fleisch wurde gepötelt und geräuchert, Würste wurden gemacht, Seise gekocht, Lichter gezogen, Konserven aller Art hergestellt; es wurde gesponnen, gewebt, geschneidert und gestrickt; man bestellte seinen Gemüsegarten, zog hühner und wohl auch ein Schwein — turz, es gab nur wenige Bedarsartitel, die das haus nicht zu liesern vermochte. Diese viel-

seitige Cätigkeit verlangte von der hausfrau auch vielseitige Kenntnisse; von ihrer Cüchtigkeit hing es ab, ob die Familie gedieh, ob sich Kisten und Kasten mit Wohlstand füllten. Noch etwas anderes brachte ihr die häusliche Produktion: den Zusammenhang mit der Außenwelt, die Beurteilung von handel und Wandel, Einblick in andere Lebenstreise. Die hausfrau, die einen Teil der Rohstosse selbst einkauste, kam in direkte Verbindung mit dem Produzenten. Der Bauer, dem sie Slachs, Wolle oder Fettschweine abhandelte, erzählte ihr vom Ertrag seiner Ernte. Sie wußte genau, wie das Jahr gewesen, ob ein Preisausschlag berechtigt war oder nicht. Die handwerter, die sie von Zeit zu Zeit bei sich im hause arbeiten ließ, wie der Weber, der Schuster, der Cischler, machten sie mit den Verhältnissen ihrer Gewerbe bekannt. Denn man saß ja mittags an einem Cisch, man sprach aber nicht nur von der Arbeit, auch der menschliche Anteil blieb nicht aus; gar manche hilse, mancher gute Rat ging vom Bürgerhause in die kleine handwerkerwohnung, ins Bauernhaus, von einer Samilienmutter zur andern.

Nun tam die Industrie, die Maschine, und nahm der hausfrau Stud für Stud die Arbeit aus der hand. Es wurde unprattisch, Sachen im hause bergustellen, die man beim händler billiger und wohl auch in gleichmäßigerer Qualität taufen tonnte. Die Wohnungen wurden enger, Garten und Subnerstall wurden aufgegeben, die vielen Dienstboten, die unverheirateten Muhmen und Bajen verschwanden aus den Samilien, aber es verschwanden auch die Begiehungen gur Außenwelt, der Jusammenhang mit anderen Doltsichichten. Die hausfrau von heute rechnet vor allem, sie tauft, was sie braucht, beim handler, zu den Preisen, die er fordert, ob fie nun berechtigt find oder nicht. Sie weiß ja nicht, ob bas Jahr gesegnet mar, ob der Bauer volle Scheunen, volle Ställe hat, fie fennt auch nicht den Stand der Weltwirtschaft, der ihr den Preis von Juder und Kaffee bestimmt. Alle ihre Sorge geht nur dabin, daß die Mittel reichen, daß die steigenden Anforderungen der heranwachsenden Samilie mit dem stabil bleibenden Einfommen in Einflang gebracht werden. Sind die Mittel der Samilie schmal, ift die Arbeit der hausfrau ein unablässiges Ringen nach Ersparungen, wobei fie meist ihre eigene Person am wenigsten icont; find die Mittel aber reichlich, dann find die Samilienpflichten bald erledigt, und die hausfrau verbringt ihre freie Zeit mit Geselligkeit, mit Sport, vielleicht auch mit dilettantischer Kunstübung. Keine aber, die minderbemittelte, wie die wohlhabende Burgersfrau, weiß mehr etwas von den Lebensverhaltniffen des handwerters, des Arbeiters, des Bauers, die ihr ferngerudt find, so ferne, wie das Slachsspinnen und Seifetochen. Die Beziehungen von einer Schicht des Dolfes zur andern haben aufgehort und damit auch die Gilfeleiftung, die Teilnahme an dem Lebenstampf der arbeitenden Klaffe. der mit den Jahren immer schwerer und drudender geworden ift.

Denn dieselbe Industrie, die der bürgerlichen haus frau die schwere und mühsame hausarbeit abgenommen und dadurch einen beträchtlichen Teil ihrer Zeit freigemacht hat, hat die Arbeiterfrau ihrem heim entsremdet, hat sie in die Jabrit gezogen, ihren haushalt der schlimmsten Dernachlässigung, ihre Kinder den Zufälligkeiten der Straße preisgegeben. Und wo die Frau, statt die notwendige Ergänzung des spärslichen Jamilieneinkommens in der Jabrit zu verdienen, sie durch heimarbeit auszubringen sucht, da sehen wir eine der traurigsten Erscheinungen unseres Zeitalters: zarte Kinder vom vierten Jahre an als Gehilfen ihrer Mutter bei eintöniger, endloser Arbeit, schlechter Tust und noch schlechterer Ernährung, die die junge Krast erschöpfen und zerstören.

Ob nun heim- oder Sabriksarbeiterin — die Frau aus dem Volke vermag ihren Pflichten als haus frau und Mutter heute nicht mehr nachzukommen. Nach zwölftündiger Arbeit noch kochen, waschen, skieden, aufräumen und die Kinder abwarten und erziehen, geht über jede Menschenkraft. Darf es uns also wundern, wenn wir ein Sinken der häuslichen Kultur in den unbemittelten Volksschichten beobachten, wenn die Kinder körperlich und seelisch verwahrlosen, weil sie sich aussichten der Straße herumtreiben müssen, wenn der Familienverband aushört, weil der unerschwingliche Mietzins zur Aufnahme von Bettgehern, also fremden Personen, zwingt, wenn der Mann, um dem verkommenen heim zu entrinnen, ins Wirtshaus slüchtet und dem Alkoholismus verfällt, dem Ruin zahlloser Existenzen?

Was tun die Behörden, die öffentliche Fürsorge für die Armen und hilfsosen? Sie tun, was sie tun können, aber es reicht bei weitem nicht aus. Jedes Kind muß die Schule besuchen — aber wer sorgt, ob es auch erzogen, ob es gepsiegt wird? Jeder Schwertranke wird ins Spital aufgenommen — aber kaum genesen, schwach und arbeitsunsähig, muß er in seine dürstigen Verhältnisse zurück, weil bei der großen Überfüllung der Anstalten Platz für neue Kranke gemacht werden muß. Waisen und Sindelkinder werden mit großem Kostenauswand von der Gemeinde in Psiege gegeben — wer kontrolliert, ob den hilssosen Geschöpsen ihr Recht wird? Die Armenbehörde verteilt enorme Summen an Bedürstige — ist es immer der Würdigste, dem geholsen wird? Viele hunderte von Cehrlingen wandern alljährlich nach Wien, um vorschriftsmäßig aufgedungen zu werden — wer hindert es, daß ein hoher Prozentsatz von ihnen strosulös und tubertulös wird u. s. w., u. s. W. Die Kette dieses Jammers ist endlos.

In diese Cüden der öffentlichen Wohlfahrtspflege suchen Der eine einzutreten, die teils rein charitativ arbeiten, durch Verteilung von Almosen an Arme, Alte, Kranke und Kinder, teils fürsorgend und vorbauend eingreisen, durch Krippen, Kindergärten, Schülerborte, Beschäftigungs- und Unterrichtsanstalten, durch Volkstüchen, Bekleidung von Schultindern, Ferienkolonien — teils aber auch durch Bildung und Veredlung die Massen zu einer höheren Cebenshaltung zu bringen suchen. hieher gehören die Volksbildungsvereine, Bibliotheken, Volksheime und Settlements. Endlich haben wir die verschiedenen Rechtshilsevereine und Fachorganisationen, die das Recht von Erwachsenen und Kindern, beziehungsweise von Angehörigen bestimmter Berufskassen wahren und schützen.

Ein riesiges Gebiet der Liebestätigkeit, ein riesiger Auswand von Geld und vor allem an Mühe und doch — auch hier, wie bei der öffentlichen Wohlfahrtspflege, eigentlich eine verschwindend kleine Wirtung gegenüber dem ungeheuren Bedarf. Woher kommt das?

Einen großen Teil der Shuld tragen unsere wirtschaftlichen Zustände mit ihrer Unssicherheit des Erwerdes, ihren handelskrisen, die mangelnden sozialen Dersicherungen, wie die Kranken-, Alters- und Invaliditätsversicherung, der Militarismus, der die besten Steuerträste der Völker in unproduktiven Ausgaben verschlingt — es würde zu weit führen, auch nur einen Teil von den Ursachen der wirtschaftlichen Not der Massen aufzuzählen. Aber so schwerwiegend diese Gründe sind, so schwierig sie den Kamps mit der Not machen, eines ist sicher: es könnte selbst unter den heutigen Verhältnissen besser um die Wohlsahrtspslege stehen, wenn Behörden und Vereine über die nötigen geschulten Arbeitskräfte verfügten. Die Männer unserer Kreise sind ausgefüllt von ihrer Berusarbeit, die sie heute leider schon ganz ihren Familien, ihren Kindern entzieht. Die bestizlosen

Dolksschichten können naturgemäß nicht in Betracht kommen — ihr Existenzkamps ist zu schwer. Es bleibt also niemand, der hier eintreten könnte, als die bürgerliche Frau. Sie kann mit verstehendem Herzen die Not ihrer Mitmenschen ersassen, kann helsend dort eingreisen, wo die Krast der schwer arbeitenden Prolekarierin nicht mehr ausreicht, und kann ihr die Sorge um die Kinder erleichtern. Sie kann ihre Jürsorge auf Sindlinge und Waisen, auf die heranwachsende Jugend ausdehnen, sie wird auch die Schmerzen der Kranten, die Mühsal des hilssossen Alters verstehen. Sie kann, mit einem Worte, in unsere öffentliche Wohlsahrtspslege das mütterliche Element bringen, das dieser heute noch sehlt, das der moderne Staat aber nicht mehr entbehren kann.

Ich fage, die bürgerliche Frau kann — richtiger wäre es zu sagen, sie ist verpflichtet. Sie ist verpflichtet, die Zeit, die sie im hause durch die Entwicklung von Technik und Industrie gewonnen hat, ihrer armen Mitschwester zu widmen, die durch dieselbe Entwicklung schwer belastet wurde. Sie ist ethisch verpflichtet, ihre körperliche und geistige Krast, die nur durch das Opser zahlloser arbeitender hände ermöglicht worden ist, in den sozialen Dienst zu stellen; es ist eine Ehrenschuld, die wir für unsere Besteiung vom Kampse um das tägliche Brot, für unsere Unabhängigkeit an die Allgemeinheit abzutragen haben. Denn wollen wir die einzigen im Staate sein, die die hände ausstreden, nur um zu nehmen, niemals aber um zu geben?

3d glaube, wer diefen Gedanten je erfaßt bat, der tann ibn nie mehr abichutteln, muß ibn gur Cat werben laffen. Denn tann man es übers berg bringen, im eigenen warmen heim ruhig und unbefümmert dahinguleben, alles Schone in Kunft und Natur, eble Geselligfeit und geistige Anregung zu genießen, ohne ber Ungabligen zu gebenten, die hungernd und schaudernd in bittrer Not und Sinsternis tampfen und sinten? Kann man fich ber eigenen blübenben Kinder erfreuen, ohne einen Blid auf die gabllofen fleinen Wefen, die ohne Pflege, ohne liebende Surforge verwelten und verderben? Aber ber gute Wille allein genugt nicht, wir brauchen auch bestimmte Kenntniffe; ohne diese bringen wir es nur zu fahrlassigem Wohltun, zu einem Geben und helfen, das, mahlund urteilslos, häufig mehr Schaden bringt als Nugen. Uns davor zu hüten, ist eine ernste Pflicht, der wir nur gerecht werben tonnen, wenn wir den verloren gegangenen Einblid in anderer Lebenstreise, den unsere Dormutter noch besagen, uns wieder angueignen fuchen. Der einfachste Weg bagu ift mohl, irgend einen ber Kurse zu besuchen, die Dereine für foziale Silfstätigfeit von Zeit zu Zeit zur Einführung in die Wohlfahrtspflege veranstalten. Ift dies unmöglich, bann wird bas befannte Buch Munsterbergs* qute Dienste leisten: seine Anpassung an deutsche Derhaltnisse macht es fur uns nicht minder brauchbar und lehrreich. Das Mötigfte über öfterreichisches heimatsrecht, über Kranten- und Unfallversicherung ic. erfährt man leicht aus billigen Gesetzesausgaben. Außer diefen theoretischen Kenntniffen muffen wir aber auch eine richtige Schätzung unferer bilfsmöglichfeiten besithen. Das junge Madchen, bas faum ber Schule entwachsen ift, wird anderes leiften tonnen als die reife grau, deren Erfahrung durch die Erziehung ihrer Kinder, durch die langiahrige Suhrung eines haushaltes groß geworden ift. Die Krantliche ober durch Samilien- oder gesellige Pflichten Gebundene wird in anderer Weise an sozialer Arbeit teilnehmen als das ältere Mädchen, die kinderlose Frau oder die Mutter

^{*} E. Munfterberg: "Die Armenpflege." Einführung in die prattifche Pflegetätigkeit. Berlin, Otto Liebmann, 1890.

erwachsener Kinder, die ihre Zeit nicht mehr vollständig beanspruchen. Und selbst die junge Samilienmutter, deren Kraft ihren kleinen Kindern gehört, kann durch lebhastes Interesse die Arbeit anderer fördern und sich dadurch auf die Zeit vorbereiten, in der ihre hände für einen weiteren Kreis frei werden.

Sür alle diese Verhältnisse und Sähigkeiten gibt es eine unendliche Sülle der Arbeit. Die jungen Mädchen, deren Schulweisheit noch frisch und saftig ist, können Schulkindern, die im Unterricht zurüdgeblieben sind, Nachhilsestunden geben; sie können in Krippen, Kindergärten, Schülerhorten arbeiten, sie können Sonntag nachmittags helsen, Cehrmädchen nach der grauen Arbeitswoche ein paar vergnügte, anregende Stunden zu bereiten. Sie können in der Sommerfrische Kinderwäsche nähen, die in den Spitälern stets heiß begehrt ist.

Kränkliche Frauen, benen es schwer fällt auszugehen, werden jungen handlungsbeslissen und angehenden Bonnen durch Sprachunterricht zu höher qualifizierten und besser bezahlten Stellen verhelsen; schreiben sie gute Bücher in Braille-Schrift ab, so wird damit unzähligen Blinden Anregung und Freude vermittelt.

Die gesunde und rüstige Frau aber scheue sich nicht, die Armut in ihrer dürftigen Behausung auszusuchen, sie übernehme die Aussicht über ein paar Cehrlinge oder Waisenund Sindelkinder; sie trachte, daß Kinder und haushalt armer, kranker Frauen oder Wöchnerinnen in Ordnung gehalten werden, so daß der Ceidenden eine ruhige Zeit der Genesung und damit vollständige Gesundung gesichert sei. Sie kümmere sich um die Erziehung der verwahrlosten Jugend — die Cösung der berüchtigten Plattenfrage — sie interessiere sich für die heranbildung junger Arbeiterinnen zu hausfrauen, für die Schulung guter Krankenpstegerinnen in Stadt und Cand, ja sie zögere nicht, in die Gesängnisse zu deringen, nm mancher Entgleisten wieder auf den rechten Weg zu helsen, sie interessiere sich für die Wohnungs- und Ernährungsfrage sowie sür das Cos der heimarbeiterinnen mit ihren hungerlöhnen. Alle diese Arbeit leisten die Frauen in germanischen Cändern seit Jahren. Sie haben ihre fürsorgende Tätigkeit in einer Weise organisiert und ausgebaut, daß sie bereits zu einem Faktor im össenklichen Leben wurde, auf den gezählt und mit dem gerechnet wird. Sollten wir Österreicherinnen nichts Ähnliches leisten können?*

Wir haben von der ernsten, dringenden Pflicht gesprochen, nach Kräften zu helfen und nicht seitwärts stehen zu bleiben; kehren wir nun zum Eingang unserer Ausführungen zurud, zu dem Gewinn, den soziale Arbeit uns bringt.

Die Summe von Cebensersahrung, die wir sammeln, der Einblick in fremde Derhältnisse, die Beispiele von grenzensoser Güte, mit der sich Arme häusig untereinander beispringen, von Standhaftigkeit, mit der nach unseren Begriffen unerhörte Ceiden ertragen werden, die Philosophie, der humor des Volkes, seine Rechtsanschauungen, seine Vorurteile— sie erweitern unseren horizont in ungeahnter Weise. Wir sernen verstehen, daß wir uns in einer ungeheuren Umwälzung besinden, die die Versehlungen der verschiedenen Klassen mit Notwendigkeit hervorruft und dadurch die subsektive Schuld des Einzelnen auf ein Minimum herabdrückt, eine Umwälzung, durch die wir aber hindurch müssen, wollen wir zu besseren und reineren Cebensmöglichkeiten für das ganze Volk gelangen.

^{*} Die Organisation solcher sozialer Arbeit strebt im umfassendsten Mahe in einer größeren Anzahl von Gruppen die "Frauenvereinigung für soziale hilfstätigkeit" in Wien seit bald zehn Jahren an, ohne die wünschenswerte Jahl von helserinnen zu finden.

Wir lernen begreifen, daß der oft gerügte Ceichtsinn unserer Bevölterung ein Korrelat seiner unsicheren Existenz ist, deren sorgenvolle Farblosigkeit nur durch ein zeitweiliges "Ausschlagen" erträglich wird; daß unsere geordnete Lebensführung, auf die wir uns meist so viel zu gute tun, nur eine Folge unserer geordneten Verhältnisse ist, daß unsere Sittlichteit, von liebevollen Eltern in jahrelanger Fürsorge gepflanzt und gehegt, vielleicht nur in der Glashausatmosphäre unserer verseinerten Umgebung bestehen bleibt, dem rauhen Wind der gemeinen Wirslichteit aber bald erliegen würde.

Wir Iernen aber noch etwas: daß in jedem von uns Kraft stedt, Kraft zur Arbeit, zum Schaffen, zur Überwindung von hindernissen, die Kraft, das Gute durchzusehen, die mit der Übung wächst, die troch aller Niederlagen immer wieder aussteht und geduldig und zäh ihr Ziel erreicht. Diese Kraft erst macht uns frei und unabhängig; sie läßt Schmerzen gesaßt ertragen, jeden frohen Augenblick aus vollem herzen geniehen; sie hält das Seuer am eigenen herd warm und führt durch selbstloses Dienen zu dem, was wir alle ersehnen, zum Glück.

Erinnerungen eines ehemaligen f. mezikanischen Majors.

Don Karl Baron Desque.

(Sortfegung.)

Der Abmarsch sollte um 2 Uhr nachts stattsinden; sämtliche Schwerverwundete der letzen Tage, etwa ein halbes hundert, dann alle Reservemunition- und Bagagekarren, mehrere demontierte Geschütze wurden zurückgelassen und der Marsch in größter Stille angetreten. Nur einige Geschütze sollten von Zeit zu Zeit seuern, um die Ausmerksamkeit des Seindes abzulenten.

Die Marschordnung war folgende: 18. Baron hammerstein-Infanterieregiment, zirka 400 Mann mit zwei gezogenen Geschützen, dann Marquez mit seinem Stabe, hierauf die mexikanischen Bataillone von je 200—300 Mann, dazwischen die sahrende Artillerie und dann die mexikanische Kavallerie; endlich als Arrièregarde das husarenregiment, die Cazadores a Cavallo (Reitende Jäger) und das 5. Linienbataillon, durchaus gutunisormierte, hübsche, junge Bursche, aber von schlechten Offizieren besehligt.

Wie bei allen vom mexitanischen Generalstabe eingeleiteten Dispositionen, ging alles im Dunkel der Nacht und bei der so engen Dislozierung sowie den vielerlei sich widersprechenden Besehlen derart durcheinander, daß sich die Kolonne erst um 4, austatt um 2 Uhr in Bewegung sehen konnte. Die Nacht war pechschwarz, mit schwerem Gewölte verhängt, daher uns das Mondlicht nicht zum Derräter wurde — ein großes Glück, da der hof sowie der mit Bäumen bepflanzte Dorhof der hazienda mit Soldaten vollgepfropst war, und jeder Schuß aus der seindlichen Geschüßlinie von surchtbarster Wirtung sein konnte. Dem Seinde scheint auch die bei uns herrschende Bewegung nicht ganz entgangen zu sein; wahrscheinlich wurde ihm unser Dorhaben durch einen der die zurückgelassenen Munitionstarren lenkenden Mexikaner verraten, denn kaum hatte sich die Kolonne entwickelt und die Nachhut den Dorhof verlassen, als einige Kanonenschüsse in die hazienda sielen, ohne Schaden zu tun.

Der Weg war sehr gut und so breit, daß wir in Doppelreihen, d. i. acht Mann breit, marschieren konnten. Die Stimmung war gedrückt und ein unbehagliches Gefühl durchzitterte auch den Capfersten; ahnten wir doch Verrat von den uns nachfolgenden Wassengefährten.

Bei Sonnenaufgang lag die Hazienda weit hinter uns und der langsam sinkende dichte Nebel enthüllte uns zur Rechten das feindliche Cager auf den Höhen über San Corenzo. Sast unbegreissich war es uns, noch nicht auf den Seind gestoßen zu sein, was sich dadurch erklärte, daß dieser die ganzen Streitkräste an den Barancas und auf den Höhen westlich von San Corenzo konzentriert hatte, um uns so in der selbstgewählten Mausesalle zu sangen. Wir marschierten die 9 Uhr ohne Anstand, da das Cerrain ziemlich frei, der Weg gut war und kein Seind vor uns austauchte.

Um diese Stunde stieß die Avantgarde, bei der ich mich besand, an eine tiese Baranca mit hölzerner Überbrückung, an deren Zerstörung eben gearbeitet worden sein mußte, denn die Tragbalten der Brücke waren, die auf einen, beseitigt. Aus der jenseits gelegenen hazienda San Tristobal waren alsdald Psosten und Stroh herbeigeschafft und damit ein Notübergang sür Infanterie und Reiter hergestellt, dagegen erschien die Fortschaffung der sahrenden Geschütze ohne gründliche Instandsetzung der Brücke, deren Balten in der Schlucht lagen, ganz ausgeschlossen. Nachdem das herbeischaffen geeigneten Materiales einen großen Ausenthalt verursacht hätte und zu besürchten stand, dem Seinde könnte es mittlerweile gelingen, uns den einzig möglichen Ausweg abzuschneiden, erteilte Marquez den Besehl, die 15 bronzenen Geschütze in die Baranca zu stürzen und den Marschsoftzusesen.

Drei Kanonen waren glüdlich in die Tiefe spediert, als plöglich zwei donnerartige Schläge die Luft erzittern machten. Die Munitionskisten, mit ihnen 100.000 harte spanische Silbertaler, waren in die Luft geflogen. Nun riß Verwirrung in die Reihen der mezikanischen Truppenkörper, Sahrkanoniere jagten über den schmalen Steg und stürzten samt den Tieren in die Tiefe, und das kleine Plateau jenseits der Baranca, auf dem die Hazienda San Cristobal liegt, füllte sich alsbald mit einer allen Zusammenhanges baren Truppenmasse, so daß, um den Nachdrängenden Luft zu machen, der Weitermarschschenungst angetreten werden mußte. Namentlich die wild vorbeisagenden Trainsoldaten bereiteten viel Verwirrung und trugen zur Ausschläung der mezikanischen Abteilungen bei.

Der Feind, nur Kavallerie, war uns mittlerweile dicht an den Ceib gerückt. Das 5. Infanteriebataillon bildete noch immer unsere Nachhut, vor ihm marschierten unsere Husaren mit ihrem beldenhaften Kommandanten Grafen Khevenhüller an der Spize.

Für unsere nur spärlich mit Karabinern bewassneten Reiter bot das Terrain ein höchst ungünstiges Gesechtsseld, eine Attade erschien ganz unaussührbar. Die mexikanischen Reiter machen sich aus solchem Terrain nicht viel; ihre Pferde erstettern wie Kazen die steilsten Berge, ohne daß bei etwas sorgsältigem Auslegen des vorzüglichen Satiels ein Rutschen vorkommen würde; auch versiehen sie ihre Schußwassen vom Pferde aus tresslich zu behandeln. Die uns versolgende Kavallerie — Carabajalsche Reiter — gehörte zur besten ihrer Art und hielt sich stets aus gleicher höhe mit unseren husaren, auf die sie andauernd seuerte.

Die seindliche Hauptmacht hatte kaum die Brude von San Cristobal passiert, als sie unsere Nachhut attackierte. Diese machte Front gegen den Seind, warf die Wassen weg

und ergab sich mit dem Ruse: »Viva la Libertaal!« Das war so schnell vor sich gegangen, daß die vor dem meuterischen Bataillon marschierenden husaren durch die Charge des Seindes vollkommen überrascht wurden und über den hausen geritten worden wären, wenn nicht die besonnenen Offiziere, darunter Rittmeister Ludwig Thom, einer der Tüchtigsten von allen, mit einigen Mann und dem Obersten Grasen Khevenhüller an der Spitze, sich dem Seinde entgegengeworsen und ihn zum Kehrtmachen gezwungen hätten. Der Erfolg dieses Gegenstoßes war so glänzend, daß der Seind für kurze Zeit in der Verfolgung nachließ.

Doch hörte von jest an jede einheitliche Disposition auf; Marquez, bis dahin leidlich mutig, hatte den Kopf verloren und tein mexitanischer General oder Oberst wagte einen Rat zu geben.

Das Pronunciamento des >5° de Linea hatte unsere Arrièregarde volltommen entblößt und das brave husarenregiment konnte unmöglich in solcher Situation gelassen werden, ohne es gänzlich aufzureiben; da meldete sich Oberstleutnant Baron hammerstein, um mit seinem Regimente den Rückzug zu decken.

Dieses hatte in den früheren Gesechten wenig verloren. Die Kavallerie und die mexitanische Abteilung setzen den Marsch fort, während wir Position nahmen, um den Seind würdig zu empfangen, falls er Lust zeigen sollte, uns anzugreisen.

Wir hatten ein Defilé vor uns, wie es für Retirierende nicht ungünstiger sein tonnte: steile, felsige, spärlich bewachsene höhen, wodurch jede Entwicklung verwehrt wurde, dazu ein schmaler, steiniger Saumweg, der sich durch Felsmassen hinwand und den Marsch bloß in einsachen Reihen gestattete. Jum Überslusse hatte man uns noch ein Gebirgsgeschütz zugewiesen, welches alsbald zu einer großen Cast wurde, indem das unglückliche, halbverhungerte Maultier zu wiederholtenmalen stürzte und unseren Marsch dadurch unliedsam aushielt.

Der Feind ließ uns nicht lange ruhen und bald schwärmten in unseren Flanken Massen von Reitern, die uns aus ihren 16schüssigen Risses mit einem hagel von Geschossen überschütteten, ohne indessen viel Schaden zu tun, obgleich unsere langgestreckte Kolonne einen sehr günstigen Zielpunkt bot. Wir deckten unsere linke Flanke durch zwei Kompagnien, in Schühenlinien ausgelöst, während die vollkommen unzugängliche rechte ungeschützt bleiben mußte.

Die Ordnung, in der wir unseren Rückzug Schritt für Schritt sortsetten, mußte wohl dem zeinde imponieren, und dank dem zerklüfteten Cerrain, das eine Annäherung erschwerte, blieb er in respektvoller Entsernung. So war der Marsch zwei Stunden weitergegangen; ich war beskändig bei der äußersten Nachhut und leitete deren geordneten Rückzug. Um 1 Uhr etwa gelangten wir an eine hazienda mit verfallenen Gebäuden und da sich das Cal erweiterte und die seinblichen Reiter wieder lebhafter nachdrängten, so ließ ich unser Geschütz auffahren und sandte zwei Granaten inmitten eines größeren Trupps der zeinde. Nachdem die Slankendedungen unseren Marsch zu sehr verzögerten, mußten sie eingezogen werden. Oberstleutnant Baron hammerstein hatte mittlerweile Offiziere zu Marquez gesendet, um ihn auf den Munitionsmangel ausmerksam zu machen und um Unterstühung zu bitten, doch sanden sie kein Gehör. Er ritt nun selber vor, um bei Oberst v. Kodolitsch, unter dessen Befehl sich die aus Europäern gebildeten Kavallerieregimenter freiwillig gestellt hatten, Unterstühung zu sinden, und übertrug mir inzwischen die Sührung des Gesechts.

Der Seind hatte eben eine allgemeine Verstärfung durchgeführt und war in dichten Massen einige hundert Schritt hinter uns. Unser Patronenvorrat war bis auf wenige Schüsse erschöpft, die Leute waren totmüde und matt; seit vorigen Abend hatten sie keine Nahrung genossen, seit dem frühen Morgen keinen Trunk Wasser getan; zudem wurde der Abstand zwischen uns und der haupttruppe immer größer, da die vor uns marschierenden mexikanischen Abteilungen es für das Klügste hielten, so schnell als möglich vorwärts zu kommen, unbekümmert um unser Schickal. Wir aber dursten unseren Marsch beschleunigen, sollte nicht Unordnung auch in unsere Reihen kommen, und der Mut der jungen, in unserem Regimente besindlichen mexikanischen Krieger, die sich bisher musterhaft und kaltblütig verhalten hatten, erschüttert werden.

Die kaiserlich mezikanische Kavallerie wäre am besten geeignet und berusen gewesen, den Rückzug zu decken; jedenfalls konnte sie alles leisten, was die seindlichen Reiter vermochten; auch hatten wir in einem späteren Gesechte, während der Belagerung Mezikos, Gelegenheit, ihre Geschicklichkeit und Kaltblütigkeit zu bewundern; an diesem Tage aber war auf mezikanische Truppen nicht mehr zu rechnen, so demoralisserend hatte das Beispiel von oben auf sie gewirkt.

Während wir noch im engsten Defilé um Sein oder Nichtsein tämpsten, hatte Marquez mit der Avantgarde schon die Höhen erreicht und vor ihm lag die weite, schone Ebene von Texcoco, mit dem glänzenden, gleichnamigen See und jenseits desselben, freilich noch 15 Leguas entsernt, wintte die hauptstadt mit ihren sicheren Wällen. Dieser Dersuchung konnten die mexikanischen Reiter nicht widerstehen: Marquez an der Spize, zog alles, was beritten war, in die schone Ebene hinab, um im raschesten Tempo Texcoco zu erreichen und damit, unbekümmert um das Schickal so vieler Wassenbrüder, das eigene Leben zu retten. Doch ich habe dem Gange der Ereignisse etwas vorgegrissen und kehre wieder zu meiner Arrieregardekompagnie zurück.

Das Terrain erlaubte dem Seinde eine engere Jühlung mit uns und immer energischer drängte er nach. Manch armer Verwundeter lag dahingestreckt und slehte, ihn nicht diesem Seinde in die hände fallen zu lassen, bei dem er wenig menschliche Behandlung zu erwarten hatte. Doch umsonst! Ihm konnte keine hilse zuteil werden, denn jede Verzögerung konnte den kleinen Rest des kapferen Regimentes in die Gesahr bringen, abgeschnitten zu werden. Mit unruhigen Augen begannen unsere mezikanischen Soldaten die Vorbereitungen des Seindes zu ersorschen, der mit wildem Gebrülle, Lanzen und Karabiner schwingend, in dichten hausen auf uns losskürmte. Wer aus eigener Ersahrung den moralischen Eindruck einer Kavallerieattacke auf die Insanterie zu beobachten Gelegenheit hatte, wird es nicht verwunderlich sinden, daß in diesem Momente die bis dahin musterhaft beobachtete Ordnung und Disziplin ins Wanken geriet.

Unsere Mexikaner waren junge, unsertige Rekruten, die nur auf dem Exerzierplatze die Bildung von "Klumpen" und "Karree" einigemale geübt hatten, auch war ihr Patronenvorrat nahezu erschöpft; kein Wunder, wenn sie diesem Anpralle nicht standhielten. Ich sand es ganz zwecklos, sie mit Kommandoworten höchstens noch mehr zu verwirren, ließ nur die Bajonette pflanzen und suchte, ohne in Causschritt überzugehen, das Gros des Regiments zu erreichen.

Dieses, noch ohne Sührung, da hammerstein noch nicht zurüdgekehrt war, hatte den Sehler begangen, unbekümmert um die 60 Mann Nachhut, fortzumarschieren, wodurch wir zu weit zurückgeblieben waren. Mit einem Male sauste die wisde Jagd heran, brüllend und schießend, und nun gab es kein halten mehr. Umsonst das Kommando •Halto« und •Al Cuadro» (Karree!), die jungen Merikaner siesen. Die alten österreichischen Soldaten, und ich mit ihnen, wurden mitgerissen. In diesem entscheidenden Augenblicke war hammerstein mit einer Eskadron Gendarmeria Imperial (größtenteils Franzosen) und Cazadores a Caballo (meistens Polen), die ihm Oberst Kodolitsch gegeben, zum Regimente zurückgekehrt. Im Nu wurde ein Karree sormiert und wir waren gerettet. Die seindlichen Reiter stürmten tnapp an das Karree heran, machten vor demselben Kehrt und erhielten einige Schüsse nachgesendet. Zu einer vollen Decharge waren nicht mehr genügend Patronen vorhanden. Gendarmeria und Cazadores machten noch eine hübsche Attacke gegen die seindlichen Reiter, die eiligst slückteten. Die seindliche Übermacht war indessen groß, daß wir, troß dieses a tempo ausgeführten Ossensieren Augenblick Ruhe behielten; schon überslügelten uns auf dem Bergrücken abermals seindliche Reiter und wir mußten ohne Rast weiterziehen.

Endlich, um 3 Uhr nachmittags, erreichten auch wir die höhe und übersahen die mächtige Ebene von Tercoco, die so friedlich dalag, mit ihrem glitzernden Seespiegel, und doch sah man, nahe bei Tercoco, eine lange Staubwolke: Marquez und seine Reiter. Beim Anblicke dieser herrlichen Ebene erwachte frischer Mut in uns, denn wir wußten, daß auf freiem Felde merikanische Reiter nicht angreisen, wenn der Gegner halbwegsstille hält.

Noch stand uns eine schwere Aufgabe bevor. Zwischen uns und der Ebene lag eine tiefe, von einem kleinen Gebirgsbache durchströmte Schlucht; weglos, über Stein und Gerölle ging es hinunter.

Wir hatten das 9. mexikanische Bataillon diesseits an einem Steinwalle zur Deckung unseres Überganges aufgestellt.

Kaum hatten sich die ersten seindlichen Reiter, unter Jurusen, dem genannten Bataillon genähert, als dieses, ohne einen Schuß getan zu haben, mit dem Ruse: »Viva la libertad!« zum Feinde überging. So waren wir wieder die Letzen! Ein Glück war es noch, daß die Abhänge unserer Baranca so steil waren, daß selbst die an solche Pfade gewöhnten mezikanischen Pferde nicht rasch vorwärtskommen konnten. Alle Ordnung war gelöst und nun wälzte alles in wilder Flucht den Abhang hinunter; viele sah ich, sich in das seichte Wasser stürzen, um gierig die ausgedörrten Lippen zu negen, drüben teuchten wir wieder hinauf, sammelten die Nachkommenden und setzten den Marsch fort.

Eine 2000 Mann starke feindliche Kolonne wurde in unserer rechten Slanke sichtbar, beren Avantgarde, kaum daß wir die Ebene erreichte, uns entgegenjagte; sie wurde jedoch durch eine Attacke der "Colorados", unserer gefürchteten husaren, zur Umkehr gezwungen.

Wie wir später hörten, hatte Porsirio Diaz, auf die Nachricht von unserem Abzuge aus San Corenzo, beschlossen, uns den Rückzug abzuschneiden und seine ganze Macht zu jener Baranca "de las Caleras" entsendet, war aber zu spät gekommen. Wäre er rechtzeitig eingetrossen, wäre alles verloren gewesen!

Noch hatten wir unsere letten Patronen an nachdrängende Carabajaliche Reiter zu verschießen, die uns weiterhin in Rube ließen. Die Rückzugdeckung unserer Kavallerie überlassend, erreichten wir um 5 Uhr Cercoco. Da die Gesahr noch immer bestand, daß

uns der Seind zuvorkommen und uns den Rückzug noch tnapp vor Mexiko abschneiden möchte, durfte nirgends geraftet werden.

Wir marschierten daher noch bis San Madalena, am See von Terroco, das wir um 10 Uhr abends erreichten, nachdem wir einige Male irre gegangen waren.

Die Ortschaften mußten so viel als möglich vermieben werden, da wir überall angeschossen wurden und ringsumber die Sturmgloden unsere Annäherung vermelbeten. San Madalena war von den Einwohnern verlassen, wie ausgestorben; die "Tiendas" (Kaufladen) wurde erbrochen, aber außer einigen alten Maissladen (Tortillas) nichts gesunden. Nach einem halbstündigen Aufenthalte, der uns womöglich nur noch mehr müde gemacht hatte, ging es weiter, im langsamsten Tempo. Der Mond, der um Mitternacht heraufgestommen, beleuchtete ein trauriges Gemälde. Kein munteres Wort, tein Scherz ertönte in den Reihen, tein Pfeischen brannte, teine Zigarre glimmte; diese Schäße waren längst erschöpft. Es war ein Moment eingetreten, da wir uns alle wahrscheinlich widerstandslos hätten gesangen nehmen lassen. Unsere Leistungsfähigkeit hatte die Grenzen des Möglichen erreicht.

Die trodene Junge klebte am Gaumen; Wasser gab es ja in Sülle, marschierten wir doch am User des großen Texcoco-Sees, sein Wasser aber ist Salzwasser und so hatten wir wahre Tantalusqualen zu erdulden. Meine Erschöpfung war so unerträglich geworden, daß ich gegen I Uhr das Gesühl hatte, setzt müsse ich trinken, sei es was es wolle, oder mich hinlegen und verschmachten. Ich nahm daher die Worte eines Soldaten: "Herr Major, hier gibt's Wasser", begierig auf und leerte einen hut voll Flüssezieit aus einer Pfüße geschöpft.

Um 2 Uhr morgens erreichten wir Santa Marta, eine Keine hazienda inmitten des Sees von Texcoco. Don hier führt eine Dammstraße — früher die hauptstraße von Puebla — gerade auf Mexiko zu; man rechnet sie auf 4 Leguas Länge.

Während der Regenzeit von 1866 wurde diese Dammstraße derart zerstört, daß nur einzelne Indianer sie bei niedrigstem Wasserstande zu benützen pflegten. Die Mitteilungen der Bewohner von Santa Marta über den gegenwärtigen Zustand der Straße lauteten nicht ermutigend, und doch gab es für uns keine Wahl, wir mußten das Wagnis tun, da eine Umgehung der Seen, auf der neuen Straße über Mexicalcingo, uns dem Feinde, der auch schon auf jener Seite stand, zugeführt hätte und wir vollkommen unfähig gewesen wären, noch ein Gesecht zu bestehen.

So wurde denn um 4 Uhr früh, nach zweistündiger Rast, der Weitermarsch angetreten und obwohl wir den größten Teil des Weges die zu den Knien, ja selbst die hüsten im Wasser wateten, so wirkte doch das Gefühl überstandener Gesahr und die Nähe der sicheren hauptstadt, wo wir unsere gebrochenen Kräfte wiederherzustellen hossen dursten, insoweit ermunternd und kräftigend, daß wir, wenngleich im Schnedenschritte, um 9 Uhr früh an der Garita von Meriko anlangten.

Die merikanischen Abteilungen waren fast sämtlich aufgelöst, einzelne Batailsone kamen gar nicht an, selbst solche sehlten, die gar nicht ins Gesecht gekommen waren; sie benützten eben den nächtlichen Marsch, um zu desertieren, wodurch sie sich aber kaum vom Wassendienste gerettet haben werden, da sie die Liberalen, denen sie doch in den Weg laufen mußten, in ihre Batailsone eingereiht haben dürsten.

An der Garita schon erfuhren wir, daß Marquez am Abend vorher mit einigen hundert mexikanischen Reitern in Mexiko eingetroffen sei und sämtliche Truppen der Expedition ausgegeben und als verloren betrachtet habe.

Die Derluste meines Regimentes bezifferten sich auf 4 Offiziere und 214 Mann, also auf mehr als die hälfte vom Ausmarschstande. Den größten Derlust erlitten wir beim Passieren der letzten großen Baranca "de las Caleras", wo viele gefangen und größtenteils niedergemacht wurden.

Die Capferkeit und Aufopferung unseres Regimentes wurde allgemein anerkannt und ihm mit vollem Rechte die Rettung der rüdgekehrten Truppen zugeschrieben.

Der feindliche General Porsirio Diaz selber bezeichnete die fremden Truppen als diejenigen, welche die vollständige Niederlage, die Aufreibung der Kaiserlichen verhindert hatten. Auch von Seile der faiserlich gesinnten Bürger wurde uns manches Zeichen der Achtung gezollt.

Dem Kaiser aber hatte Marquez mit dieser überaus topflos geleiteten Expedition einen sehr schlechten Dienst geleistet. Man ist versucht anzunehmen, er, der ganz gegen die Instruktionen des Monarden gehandelt, habe, wenn es ihm geglückt wäre, Puebla zu entsehen, in diesem Rayon für eigene Rechnung zu operieren gedacht.

Die nächste Folge dieser Expedition war die vollständige Demoralisation der mexitanischen Abteilungen, die große Schwächung unseres Regimentes, des einzigen Infanteriestörpers, auf das man sich verlassen konnte. Es mußte über hals und Kopf neu formiert werden, nachdem schon am nächsten Tage Porsirio Diaz sein hauptquartier in Guadalupe, 1 Legua von Mexiko, ausschlug und am 12. April die Ternierung der hauptstadt begann. Eine Dereinigung mit dem Kaiser war sonach unmöglich, da, nach unserem Mißerfolge, Experimente mit den mexikanischen Truppen nicht mehr gewagt werden dursten.

(Schluß folgt.)

"Insgenierung."

Don Guftan Schwarztopf.

Perfonen: Der Direttor. - Der berühmte Dichter.

Arbeitszimmer des Direftors.

Direttor (dem berühmten Dichter entgegengehend): Entschuldigen Sie, verehrter Freund, daß ich Sie gebeten habe, sich zu mir zu bemühen, aber hier können wir besser sprechen, hier haben wir alle meine Ceute, den gangen Apparat zur Derfügung.

Dichter: Bitte, lieber Direktor, es ist mir ja ein Vergnügen. Sagen Sie, wie geht denn Arnolds Stud? Sind Sie mit den Einnahmen zufrieden? Ich habe heute schon telephonisch angefragt, wie viel gestern drinnen war, aber der Kassier war nicht zu sprechen.

Direttor: Magig. 1800 - ich werbe es nicht mehr lange halten tonnen.

Dichter (ohne Bemühen, seine Genugtuung zu verbergen): Wirklich? Ich habe es mir ja gleich gedacht, daß man sich diese Schönrednerei, diese Nüchternheit nicht lange gefallen lassen wird. Was bringen Sie denn jett? Direktor: Einige Reprisen, ein patriotisches Sestspiel, das uns nicht lange ernähren wird, dann gleich Ihr neues Stüd.

Dichter: Sie haben es schon gelesen?

Direttor: Selbstverftanblid. Gleich nach Empfang.

Dicter: Und?

D rettor: Wir werden fehr ftart arbeiten muffen.

Dichter: 3hr Eindrud -?

Direktor: Wir werden die Dekorationen bei drei verschiedenen Malern bestellen, da jeder Akt eine andere Künstler-Individualität erfordert. Das wird sich in den Notizen sehr gut machen.

Dichter (ungeduldig): Ja - aber wie gefällt Ihnen das Stud?

Direktor: Die Zwischenattsmusik und die Ouverture werden wir bei Urussow anfertigen lassen. Wir könnten zwar irgend eine beliebige ernste Musik spielen lassen, aber ber Geist der Dichtung soll auch in den Tönen —

Dichter: Meinetwegen — aber was sagen Sie —

Direktor: Für Kostüme kann man ja leider nicht viel tun, da die meisten Personen in Bettlerkleidern erscheinen müssen, aber ich werde dafür sorgen, daß es wenigstens echte, wirkliche Bettlerkleider sind. Die Unisormen werden wir nach den Bildern Menzels getreu kopieren lassen und sie dann dem Kriegsministerium zur Begutachtung schieden. Und für den Zug der elternlosen Kinder werden wir wirkliche Waisen aus dem Institut nehmen —

Dichter: Gut, gang gut — aber wie gefällt Ihnen mein Stud?

Direttor: Lieber Freund, wie es mir gefällt, ift ja gleichgultig.

Dichter: Durchaus nicht, Sie wissen, wie ich gerade Ihr Urteil —

Direktor: Sehr verbunden, aber Sie schätzen mein Urteil doch nur dann, wenn ich entzudt bin, und —

Dicter: Und -

Direktor: Ich verstehe das Stüd absolut nicht. Das ist gewiß meine Schuld — und das ist ja gewiß auch kein hindernis für den Erfolg, aber ich glaube, daß es nicht einmal das gewisse Existenzminimum an handlung und Spannung bietet, zu dem wir unser Publikum schon trainiert haben, daß die — Vorgänge — verzeihen Sie das unliterarische Wort — nicht geeignet sind, weitere Kreise zu interesseren.

Dichter (geringschätzig lächelnd): Ich will Sie nicht erinnern, wie oft ihr tritisches Urteil sich bereits geirrt hat, aber ich will Ihnen auch nicht zumuten, ein Stüd aufzusühren, das Ihnen so mikfällt. Geben Sie es mir —

Direktor: Was fällt Ihnen ein? Turüdgeben? Es ist doch von Ihnen. Sprechen wir deutlich. Ich brauche ein Stüd für den Rest der Saison. Sie brauchen einen petuniären Erfolg. Da gibt es doch keine Meinungsverschiedenheit. Bei Geschäften soll man die verletze Eitelkeit nicht mitreden lassen. Ihr Stüd ist — sagen wir — nicht auf der höhe Ihrer früheren Schöpfungen. Gut. Wir müssen also unser Möglichstes tun, damit dieses Desizit nicht bemerkt wird. Dafür gibt es ein einsaches Rezept. Durch starke Betonung des Nebensächlichen die Ausmerksamkeit von der Hauptsache ablenken. Wenn der Braten nicht erster Qualität oder zu klein ist für die Anzahl der Gäste, so stellt ihn die kluge hausfrau auf einen kunstvollen Sodel, der Beachtung sordert, und umgibt ihn mit zahlreichen

hindernissen aus Gemüse. Die Ceute haben sich durch so vieles durchzuessen, daß sie schließlich glauben, auch Sleisch gegessen zu haben. Wenn eine Liebeshändlerin nicht mehr jung ist und sich auf die von ihrer Person ausgehenden Wirtungen nicht unbedingt verlassen kann, muß sie sich zu besonderen Rassinements der Toilette und der Szenerie bequemen. Die Umrahmung wird dann so bunt, so prächtig, so eigenartig, daß das dischen Gesicht taum bemerkt wird. Und damit man nicht doch den Versuch macht, genauer hinzusehen, ist die Beleuchtung genau berechnet, ebenso wie das Parsüm, und der Wein, den sie vorsetzt, und die Musit, die sie spielt, und das Gespräch, das sie führt, und die Bilder, die sie zeigt — der Glüdliche bemerkt gar nicht, daß er seine günstige Stimmung nur den Nebensachen verdantt.

Dichter (spottisch): Ihre Vergangenheit wird lebendig. Die französischen Stude von einst, die abgeschmadten "geistreichen" Vergleiche. Ich bitte: ohne Redeschmud.

Direttor: Alfo: Da wir uns auf die Tragfähigteit bes Studes nicht verlaffen tonnen, muffen wir es ftugen, wir muffen die Aufmertfamteit von der hauptfache ablenten, dem Interesse eine andere Richtung geben - wie man einem Dolf, dem man gerade ein wichtiges Recht estamotieren will, einige harmlofe Freiheiten zeigt, um es zu beichaftigen - wir muffen verbluffen, reigen, ärgern, dem Austausch der Meinungen andere Gebiete anweisen, man foll von allem möglichen sprechen, am wenigsten von bem Stud. Sur die Dornotigen wird es angezeigt fein, Ihre Gefundheit ein wenig zu erschüttern, es bleibt bis jum letten Tage ungewiß, ob Sie überhaupt der Première werden beiwohnen können, es ist ausgemacht, daß ich Ihnen das Stud, von dem Sie sich nicht trennen wollten, formlich entriffen habe - mag man dann über mich herfallen, mir macht das nichts, wenn nur das Stud etwas "macht"; auch in der Besetzung muffen wir etwas Besonderes leisten, etwas, das die Neugierde wedt, zum Widerspruch reizt. Da ist diese nicht leicht verständliche Naila. Wenn sie von einer meiner Liebhaberinnen anständig gespielt wird, wird fie nicht flarer. Sur diese Naila will ich die Operettenfangerin Cotti engagieren, die icon lange jum Schauspiel übergeben will. Wenn fie gut fein sollte — was ich für ausgeschlossen halte — wird sie der Sache nützen, wenn sie schlecht ift, fallt die geringe Wirfung einzelner Szenen auf Rechnung der ungenügenden Darstellung. Sur ben stummen Ibioten bente ich an einen Clown. Die Ilona, ber ich bie Krantenpflegerin geben will -

Dichter: Aber fie tann ja noch immer nicht Deutsch fprechen -

Direktor: Eben deshalb. Ihr Kampf mit der deutschen Sprace amüsiert oder irritiert das Publikum, es hört dann nicht so genau, was gesprochen wird — die Ilona muß im Krankenhaus einen Kurs als Pslegerin mitmachen. Das haben die Ceute gern, wenn man so viel Sorgsalt auf Details verwendet, andere machen sich wieder darüber lustig und auch das ist nützlich. Jetzt, lieber Freund, ein Vorschlag zu einer wichtigen Änderung, aber da brauche ich unbedingt Ihre Mitwirkung, das heißt Ihre Zustimmung.

Dichter: Ich bin erfreut, daß ich doch auch etwas für mein Stüd zu tun vermag. Direktor: Es handelt sich um die Derwandlung im dritten Akt. Da ist Ihnen, verehrter Freund, etwas Menschliches passiert, sie ist nämlich, was Dorgang und Dialog betrifft, ganz leicht verständlich. Ich will nicht davon sprechen, daß Ihre Gemeinde Ihnen das ernstlich übel nehmen und den Respekt verlieren könnte, denn in undewußter Selbsterkenntnis solgert die Gemeinde: wenn wir etwas leicht verstehen, kann es unmöglich

bedeutend sein — es ist noch eine andere Gesahr, daß Ihre Gegner sagen werden, sie hätten eine ähnliche Szenenführung schon bei Raimund — Abschied der Jugend, das hohe Alter — bemerkt. Selbstverständlich haben Sie nicht im Craume daran gedacht, haben die alte Komödie nicht einmal gekannt, aber warum den Leuten Gelegenheit zu dummen Redensarten geben? Ich schlage vor, wir streichen das Ganze.

Dichter: Was? Die ganze Verwandlung?

Direktor: Die Verwandlung nicht, nur das, was gesprochen wird. In der Derwandlung denke ich ja meinen haupttrumpf auszuspielen. hören Sie, wie ich mir das vorgestellt habe. Dekoration, wie Sie vorschreiben. Links Wiesenabhang, rechts Ausläufer bes Walbes. Wiese selbstverständlich mit wirklichem Gras und wirklichen Blumen. Wenn ber Dorhang aufgeht, flieht Naila vor dem herankommenden Gewitter in die offene hütte. Pause, Verfinsterung, Wolkenzüge, Spiel der welten Blätter — nun tommt das Gewitter. Aber nicht das übliche Cheatergewitter, nein, ein Gewitter, das in einer wohl affortierten Mustertarte alles zeigt, was Gewitter nur leisten tonnen. Wir wollen ihnen eine aufgeregte, entfesselte Natur hinlegen, die sich sehen lassen kann — selbstwerftandlich wirklichen Regen, der wirkliche Cumpel bilden wird. Und jest habe ich noch eine Nuance. Unter den Personen Ihres Stüdes befindet sich auch der Wärter einer Menagerie, daraus ift doch logisch zu schließen, daß ganz in der Nähe des Ortes der Handlung eine Menagerie sein muß. Wir werden uns also erlauben, die geängstigten Ciere dieser Menagerie in allen Conarten brüllen zu lassen — wir werden einen Cierstimmenimitator dafür engagieren — das wird doch schauerlich schon wirken, nicht? Dann plötzlich Aufhören des Gewitters, helle leuchtende Sonne, aber eine Sonntagssonne, eine Sonne erfter Klasse mit allen Schikanen, ein leichter Wind, der die vom Regen niedergedrückten Blumen wieder aufrichtet — geben Sie acht, das wird viel Spaß machen, darauf fallen sie sicher 'rein — ein lieblicher Duft — man muß die erquickte Natur im ganzen Haus riechen können --- dann kommt Naila aus ihrer Hütte, Longinus tritt aus dem Wald hervor, fie treffen sich in der Mitte der Bühne, sie fragt erschauernd: Ich? Er antwortet ruhig, wuchtig, mitleidslos: Du. Dorhang. Sonft darf in der Derwandlung nichts gesprochen werden.

Dichter: Aber man wird sich über den sparsamen Dichter, der mit zwei Worten eine Verwandlung füllt, mitleidlos lustig machen.

Direktor: Möglich, sehr wahrscheinlich sogar, aber man wird auch Kommentare, ganze Abhandlungen darüber schreiben, was Sie sich bei diesen zwei Worten gedacht haben, welche Weltanschauungen da einander gegenüberstehen u. s. w. Und wenn sich erst die Wishlätter der Sache bemächtigen, um so besser. Das weckt die Neugierde. Spotten sollen sie, entrüstet, wütend sollen sie sein, meinetwegen, wenn die Entrüstung nur für fünszig Abende ausreicht, denn viel mehr — darauf müssen Sie sich gesaßt machen — wird wohl mit allen Mitteln nicht herauszuschlagen sein.

Dichter (sehr entiduscht): Und darum diese Jahrmarktvorbereitungen! Nein, lieber Direktor, das ist nicht meine Art, einer Dichtung, einem Kunstwert —

Direktor (bemüht sich gar nicht, darauf zu antworten, sett seine Rebe fort, als ob der andere gar nichts gesagt hätte): Um das zu erzielen, dürsen wir uns nicht nur mit der Bühne, der Inszenierung des Stückes beschäftigen, wir müssen uns auch um die Regie des Ersolges kümmern. Hören Sie, was ich beabsichtige. Ich will für die drei ersten Dorstellungen erhöhte Preise ansetzen.

Dichter (wieder intereffiert): Erhöhte Preife?

Direttor: Ja. Bur Motivierung nehmen wir irgendeinen wohltätigen 3med, dem wir dann einige hundert Mart fur Benützung der Sirma abliefern. Erhöhte Preise imponieren immer, fie suggerieren, daß es sich um hohe, außergewöhnliche Genüsse handelt. Aber diese Karten zu erhöhten Preisen werden nicht an der Tagestassa zu haben fein. Man wird fich darum bewerben muffen. hinderniffe reigen immer. Das Bewußtsein, ein Bevorzugter zu sein, etwas zu erlangen, was so und so viele nicht bekommen können, es früher haben zu tonnen, ift noch immer ftart begehrt. Wer diesen Dorftellungen beiwohnen will, wird fich ichriftlich anmelden muffen. Die halfte der Karten der erften Dorstellung reserviere ich gleich fur meine und Ihre perfonlichen Freunde, ich meine fur diejenigen, die nicht Stude ichreiben. Sunfgig Karten behalten wir fur die auswärtigen Direttoren und Intendanten, welche den Wunsch aussprechen werden - wie eine gefällige Notig ergablen wird - bei dem außerordentlichen Ereignisse anwesend zu fein. Sur die andere halfte werden nur fichere Ceute berudfichtigt, gutmutige, harmlofe Geschäftsmenschen ohne Doreingenommenheit, ohne literarische Richtung, die nicht den Mut baben, eine Meinung auszusprechen oder Snobs, die jedes Schlagwort nachbeten. Leute. die fich freuen, wenn die dem hause ergebene Galerie-Jugend begeistert ift, wenn fie einem Dichter jubelnd danten durfen für feine neue Gabe. Ich habe feine Luft, mir bas Geschäft von einer Bufallsmajorität verderben gu laffen. Slaumacher tann ich nicht brauchen. Mein Kassier und ich werben fürchterliche Musterung halten. - Nach der Derwandlung im dritten Att werden wir zuerst tiefe Ergriffenheit, die zu applaudieren vergißt, und dann braufenden Jubel mit Burufen insgenieren. Die Kritit muß dann ben stürmischen Erfolg tonstatieren - bas genügt - wenn sie auch bem Wert gegenüber in ben fuhlen Regionen des Respetts - weniger wagt sie ja doch nicht - bleiben sollte. Ubrigens werben wir in Dornotigen verfunden, welche Intentionen gu erfennen find, welche Aufgabe wir uns stellen und wie wir verstanden fein wollen.

Dichter (der fühlt, daß er alles das nicht hören darf): Ich bitte Sie, verschonen Sie mich mit diesen lächerlichen Details, ich will nichts mit diesen Dingen zu tun haben. Als ob Sie übrigens nicht wüßten, daß man das Echte doch nicht fälschen tann, daß stärker als alle diese unwürdigen Machenschaften das Wort des Dichters —

Direktor: Ja, da haben Sie recht, es kommt schon vor, daß alles nichts nützt; weder Regie noch Ausstattung, weder Stimmung noch Reklame, hie und da versagt alles. Die herrschaften da unten wollen nun einmal nicht, sie weisen alle Zumutungen an ihre erprobte Leichtgläubigkeit, an ihr feuersicheres Unverständnis energisch zurück, als ob sie sich verabredet hätten. Man möchte ihnen zurusen: Warum wollt Ihr eigentlich heute nicht? Bildet euch doch nicht ein, daß es euch etwa deshalb nicht gefällt, weil es schlecht ist, ihr habt euch schon von Schlechterem übertölpeln lassen. Aber es ist nichts dagegen zu machen, man kämpft da gegen etwas Feindliches, das in der Luft liegt und nicht zu fassen ist. Ia, wenn es ganz sicher auszurechnen, immer nach demselben Rezept zu behandeln wäre, dann wäre das Geschäft doch zu einsach und ganz reizlos. Dielleicht ist all unsere Mühe ganz vergeblich —

Dichter (angitlich): halten Sie es für möglich, daß gerade diesmal -

Direktor: Möglich? Es ist nicht ausgeschlossen, aber es ist genau so wahrscheinlich wie der "Triumph des Guten", wie der "Sieg der Wahrheit", wie Freundschaft unter Kon-

turrenten. Sie sehen also, daß wir nicht zu viel zu fürchten haben. Wir haben den Willen, uns das Spiel nicht verderben zu lassen. Nur nicht selbst der Suggestion unterliegen, die für die andern ausgerichtet ist, nur immer den Kopf klar erhalten, die Richtung nicht verlieren. Wenn der Mechanismus einmal versagt, hat man doch eigentlich immer sich selbst die Schuld zuzuschreiben. Nur erkennt man das erst nachher. Die Reklame war dann entweder zu schwach oder zu lärmend, oder sie hat falsche Erwartungen erweckt, man hat etwas unterlassen, man hat seine Kraft für Unrettbares vergeudet, oder man hatte die kritische Situation nicht erkannt, nicht den Mut gehabt, zu dem letzten verzweiselten Mittel, zur Ehrlichkeit, zu greisen, einsach zu sagen: Der Dichter hält sein Stück für sehr schwach, aber er liebt es, wie man schwächliche Kinder liebt, und bittet um Nachsicht. Das rührt, weckt die Großmut, die Lust recht zu behalten gegen den Autor —

Dichter: Sie nennen die Chrlichfeit ein verzweifeltes Mittel ?

Direktor: Ja, man muß sich nach Anwendung gleich zurückziehen, denn, wer einmal ehrlich war, dem glaubt man nie mehr eine Lüge, d. h., man spürt aus seinen späteren Kundgebungen die Lüge gleich immer heraus. Er hat durch das einmalige Straucheln die Sicherheit, den Brustton der Lüge verloren. Und zweimal nacheinander ehrlich sein, das geht auch nicht. hier wirkt nur der Reiz der Seltenheit. Nein. Dieses Mittel will ich mir noch aussparen. Für das letzte Jahr meiner Direktion. Es ist ein guter Abgang. Also: das Geschäftliche besorge ich, das Gesellschaftliche überlasse ich Ihnen. Treten Sie eine Rundreise durch die Salons an, bringen Sie den guten Leuten ihre Verehrung für Sie in Erinnerung — das ist wirklich notwendig, denn die Leute haben so viel in Verehrung zu leisten — erweden Sie hoffnungen auf den Einzug der Verständigen in den himmel der Literaturgeschichten, der Biographien und der Briefwechsel. Das sind Vinge, die nur Sie besorgen können. Ein echter Dichter muß der Geschäftsereisende seines Ruhmes sein. Und nun: »Allons travailler.«

Das Frühlingslied.

Don Ella Triebnigg.

Es tam ein Lied mit der Frühlingsluft Über schweigende Wasser gezogen, Es hatte nicht Worte, es hatte nicht Klang, Ganz lautlos es in die Seele mir drang Wie leise schautelnde Wogen.

Das Cied gehörte mir allein,
Ich hab es verschlossen, verschwiegen,
Doch als der Morgen verdrängte die Nacht,
Da sah ich mein Cied, tief innerst bewacht,
In jeder Blüte sich wiegen — — —

Chronit.

Meue Luftspiele.

häuft auf die Köpfe unferer Komobienfcreiber fo viele glubende Kohlen, als ihr nur immer imftande feib; gantt fie tuchtig aus, weil fie uns ftatt unverfalfchten Weines einen fo maßlos vermafferten porfegen, als ob es ben Beifall der Anti-Altoholifer gu erringen galte; entlarnt die erfolgreichften unter ihnen immerbin als Cantièmenjager, als nüchterne Buhnen-zimmerleute, die den Katechismus ihres fandwerts aus dem ff verfteben und bem mahren Doeten den Jutritt verrammeln: nur fügt nicht bas Unrecht hingu, fie mit einem letten Trumpfe auch noch der Teilnahmslofigfeit gegen die Beit gu beichuldigen. Es ift mabt, viele, ach, allgu viele icheinen mehr mit ber Gegenwart zu liebaugeln, als fich ihr hinzugeben, und umfonst fieht man fich nach einer jo fprechend ahnlichen Derlebendigung bes Zeitgeiftes um, wie fie in der "Minna von Barnhelm" ober in "Sigaros hochzeit" geglüdt ift. Manch einer will blog dem Augenblide feine Gunft abgeminnen und garniert gu diefem Behufe die erfte beste der Tradition entnommene handlung mit diefer oder jener treibenden Idee, die gerade im Munde aller ift. Und wenn hiebei Irrtumer, Slüchtigfeiten, Entgleifungen unterlaufen mein Gott, wer von uns vermag die Gegenwart, in deren Strom wir felbft fcwimmen, in ihrer Sulle ftets fo fraftig zu erfaffen, daß fie uns nicht wieder aalglatt aus den handen entichlupft? Allein dieje Schaden zugegeben, unvertennbar ift doch die Willfahrigfeit, mit ber fich das neue Luftspiel in den Dienft der neuen Beit ftellt. Sucht ber eine bie moberne Agrarpolitit einzufangen, fo macht bei dem andern ein ideologischer Sozialreformer die Probe auf fein ausgetlügeltes Egempel, die, wie vorausgufehen, nichts weniger als ftimmt, und ein dritter weiß dem verschärften Gegensat gwifchen Kapital und Kleingewerbe gur willtommenen Abmedflung einmal heitere Seiten abzugewinnen. Ich fpreche von bestimmten Studen, die gleich naber beleuchtet werben follen. Alfo Satire auf moderne Ericheinungen, wohin das Auge blidt! Ware baran nichts weiter gu loben als eben nur das tede Jugreifen, fo wurde auch dies icon genugen, um das Intereffe bes tunftigen Kulturbiftoriters gu feffeln. hier findet er, was er braucht: "Dotumente der Beit." Uns Mitlebenden aber ftunde es im Salle miglungener Ausführung, aber redlichen Wollens immerbin an, Barmbergigfeit gu üben, mofern nur ein Sunichen gefunden humors die hoffnung auf Sortidritte gestattet. Denn humor ist Stärfe, die hervorgequalten Wige hingegen, die uns zumeist an seinerstatt aufgetischt werden, sind bloß drapierte Schwäche. Und noch eine Möglichteit nicht zu vergessen: wer weiß, ob diese groben Vorarbeiten dem begnadeten Lustspieldichter, den wir alle herbeisehnen, auf dem Wege seiner Entwidlung nicht einen Teil der bergehoch getürmten hindernisse hinwegräumen.

Um folche hoffnungsvolle Triebe und Bluten in G. Cufts Cuftfpiel "Die Arbeit" * gu entdeden, mußte man fich freilich eines Mitroftops bedienen. Sur ein Luftfpiel ift es viel gu ernst und die einzige tomisch seinsollendes Szene, worin ein Sinanzbaron und eine tolette Adelige in taufmannifden Ausdruden, wie Kontoforrent, Prozent, fulant, pro anno, pro mese u. f. w., anmutig miteinander ichachern und ichafern, hat etwas fo Gefuchtes, daß fie ben Ernft eber verstärft als mildert. Es aber als Schauspiel paffieren zu laffen, verbietet der Mangel eines tiefen herzens- ober Gewiffenstonflittes. Das Swittermefen bezeigt nur in einer binfict Meigung zu einem entschieben mannlichen Auftreten: in dem Gifer, mit dem es die Werbetrommel gu gunften der ehrlichen Arbeit rührt. In unferen fogialen Moten leiben wir diefen Tonen immer wieder gern unfer Ohr, obwohl die Arbeit in Wahrheit weit über alle hilfe binaus ift, die ihr feitens eines - Luftfpiels tommen fonnte. Ubrigens erleichtert fich ber technisch noch fehr unbeholfene Derfasser die Colung feiner Aufgabe durch die parteiliche Derteilung von Licht und Schatten gang bedeutend. Er macht die Anmalte feiner guten Sache ftart, besonders den uneigennütigen, tuchtigen, vollsfreundlichen Direttor Schmied, und brangt bie Gegner, einen leichtsinnigen öfterreichischen Grafen als Reprafentanten bes tonjervativen Dringips und einen ftrupellofen Aftienfpelulanten als Dertreter bes "berrichfüchtigen Gelbjads" in eine matt verteidigte Seftung, die beim erften Angriff fallt. Abgeordnetenwahlen bilden ben hintergrund und der feld empfangt aus ben handen ber Burger und Arbeiter bas vielumstrittene Mandat. Bis gur Unmahricheinlichfeit reich an Chelmutsgefühlen aller Art, verforpert diefer Caufendfaffa namlich auch als Polititer ein Ideal, indem er, boch über ben Parteien ftebend, im handumbreben felbft die fceinbar unverfohnlichften Klaffengegenfage ausgleicht. Sein Universalbeilmittel beift Arbeit und einem internationalen Bunde ber Arbeit redet er in einer langen Schluftirade das Wort - fein besonders nachdentliches -, sich im übrigen

^{*} Wien und Ceipzig, 1906. Wilhelm Braumuller.

über die prattifche Durchführbarteit feiner Weltbegludungsidee just nicht den Kopf gerbrechend. Es verfteht fich von felbft, daß umgekehrt die Rudidrittler ihr vollgerutteltes Mag von Schelte abbetommen. Recht brav, diefe freifinnige Tendeng; nur fteht fie leider in einem völlig verdrehten Eigentumsverhältnis gu dem Derfaffer: nicht er besitt fie, sondern sie ibn. Eine Umtehrung, beren folimme Rudwirtung auf ben Dramatiter wir fcon oft und oft mit Betrübnis beobachtet haben: unfrei durch fich felber, Schleppt er immer die lange, fcwere Kette feiner fonen Gefinnung hinter fich ber; ift er aber ein Komödienschreiber, so raubt fie ihm vollends die Leichtigkeit, deren er bedarf, und ertotet die vis comica - wofern er welche befist. Gang abgeseben davon, daß eine fo berb aufgetragene Tendenz für den Zuschauer oder Cefer nur dann erträglich ift, wenn fie fich mit einer tieferen Einficht paart, was hier durchaus nicht der Sall ift. Bu diefem inneren Gebrechen gefellt fic endlich noch ein außeres, das unferer geliebten Muttersprace entschieden gum Schaden gereicht. Einem im Stud auftretenden Dottor follte es feine atabemische Bildung denn doch perbieten, die Prapofition wegen mit dem Dativ zu tonstruieren; die Imperative vergeffe und febe ftatt vergif und fieb find greulich; die beherzigenswerte Mahnung: "Nichts im Ubermag" ftand nicht am, fondern auf dem Tempel in Delphi; ein auf Aftien gegrundetes Wert tann unmöglich "beute doppelt fo wert sein wie por drei Jahren, sondern nur doppelt fo viel wert; und wenn der eben genannte Dottor in einer längeren Auslassung auf Seite 38 die Phrase gebraucht: "wir, die mit ihrer Kultur fo ftolg tun", fo fceint er gumindeft die fprachliche Kultur auszuschließen, die unbedingt ftatt ihrer unferer verlangt.

Diefer Derachter der Grammatif tritt ftets als Rasoneur auf. So zollt er auch zum Schluffe inmitten einer wie zu einer photographischen Gefamtaufnahme geftellien Gruppe der Derbrüderung aller geiftigen und phyfifchen Arbeiter feinen lebhaften Beifall, indem er bemertt: "Wenn ich mir die fleine Gefellichaft, die bier versammelt ift, ansehe und auf eine menschenleere Infel verfclagen bente, fo, glaube ich, batte fie bald, ohne Not zu leiden, ein kleines, zufriedenes Staatswesen gegrundet." Auf der gleichen Idee von einem Mufterstaate, den eine handvoll Menschen versuchsweise schon jest ins Ceben rufen tonnte, ja auf dem nämlichen Bild von einem weltentructen Eiland als dem Schanplat diefer Neufcopfung fußt Max halbes vierattige Komodie "Die Infel der Seligen".* Sprudelnder humor ift ja bei dem

* Albert Cangen Verlag für Literatur und Kunft, Münden, 1906.

Derfaffer der "Jugend" nicht ohneweiters porauszuseten, wohl aber das, was uns nicht bloß aus der Überichrift jenes Studes entgegenschlug und ihm überall herzliche Sympathie erwedte: Jugend. Indes ist nicht einmal ein Abglanz davon geblieben. Halbe hat fich seitdem höchstens tednifc entwidelt, wie ber "Strom" lehrt, aber an Unmittelbarteit der poetifchen Empfindung unendlich verloren. Er ift innerlich doppelt und dreimal so start gealtert, als die Rechnung nach Jahren ergibt: ein nüchterner, flügelnder Philifter fteht por uns, der fich von feiner ehedem so reiden Einbildungstraft nur die Unruhe bewahrt hat, mit der er fich bald auf diefen, bald auf jenen Plan fturzt, ohne einen einzigen ausreifen zu lassen. Es gibt Dichter, die teinen folimmeren Seind haben als ihre Erfolge, und halbe gehört zu ihnen. Indem er Jahr um Jahr ein Stud auf den Martt bringt, verflacht er immer mehr. Wie prachtig hatte fich fein jungfter Stoff gestalten laffen! Statt beffen bietet fich ein Leichnam dar, der nur so tut, als ob er lebte, indem er dant einem Mechanismus in feinem Innern aus Leibesträften — fcreit. Und zwar auf eine fo fconungslos mißtonende Weise, daß man fich am liebsten die Ohren verftopfte. Wir vernehmen Jufunftsmusit, der man vom Anfang bis zum Ende die Absicht anmertt, ben budftablichen Sinn des ironifc gemeinten Titels "Die Insel der Seligen" in einen fo derb wie möglich übertriebenen Gegenfinn zu verwandeln. Ad, da herrscht tein Friede! Der betäubende Carm von Rede- und anderen Schlachten erfüllt bie Luft und die ihn anstimmen, sind eigen. nütige, verlotterte, lafterhaft gnnifche halbibioten und Gangnarren - noch toller, aber eben darum viel gefährlicher als die unvericamte Gesellicaft in Sardous »Nos intimes« - auf fremde Koften besiedeln, verunzieren und unterwühlen fie diefe unfelige Infel, deren Abgeschiedenheit burch bas Eintreffen von -Paffagierbampfern täglich noch weitere argerliche Störungen erleidet. Halbe verzerrt die Dinge mit Absicht ins Groteste, weil er die Unverträglichfeit biefer muften, fich auch untereinander befehdenden Elemente mit dem geistig und sittlich vornehmen Wefen feines Belben, eines fühnen Erperimentalreformers, nachbrud. lich betonen will. Allein dies mußte mit fouveranem humor ober bod mit jener auflofenden Ironie gefchen, die den Romantitern für ahnliche Derfpottungen felbftgefälligen Prophetentums und ausbeutender Charlatanerie gu Gebote ftand. Aber man fühlt fich gerade an den Ausfpruch eines ihrer Wortführer, Friedrich Schlegels, gemahnt: "Man foll Wit haben, aber nicht haben wollen, sonst entsteht Wigelei." Noch weniger Beifall läßt sich der Durchführung des Themas zollen. Wir werden das gange Stud hindurch vor die Frage gestellt, wer in dem haber Sieger bleiben werde: der held oder die Rante ichmiedende Rotte. Die Cojung erfolgt nach der Erfenntnis: mit der Dummheit tampfen Götter felbft vergebens. Der feld taumt por ber potenzierten Derrudtheit bas Seld und nimmt eine Berufung an einen Surftenhof an-Das wird damit für und gegen die Durchführbarteit feiner Ibeen bewiesen? Rein gar nichts. Denn es ftanden fich von vornherein feine ebenbürtigen Krafte gegenüber. Aber noch viel peinlicher berührt das Berabfinten des Gelben von der Erhabenheit eines auf feine Unabbangigfeit ftolgen Idealiften gur Gewöhnlichfeit eines burgerlich-prattischen Kompromiflers, der Bu guter Cett in ein Staatsamt unterfriecht. Damit wir über einen fo grundlichen Wandel hinwegfamen, mußte er uns als innerlich notwendiger Lauterungsprozeft aufgebedt werden, wie es etwa Wieland, Goethe oder Gottfried Keller getan haben. Dergleichen schwebt auch dem Derfasser der "Insel der Seligen" vor, aber es bleibt beim blogen Wollen.

Don diesem Berrbilbe eines verwegenen Agrarjozialismus, das halbe gang ohne Erfahrungsweisheit entworfen hat, tann fich unfer beleidigter Wirflichfeitsfinnn in einem Seitenftude bagu erholen, in hans Karlmanns "Die herren von Altenbruch",* das fich icon auf dem Citelblatte als vieraftige "Agrartomobie" porftellt. Denn hier fpricht ein Kenner, der es fichtlich verschmäht, uns burch den blendenden Glang von Trugichluffen gewinnen gu wollen; wohl ift der Verfaffer fein Dichter, er ift es aber auch nicht im Sinne eines heillofen Sabuliften und halbmachen Traumers. Auch er will reformieren, indes nicht als gutunftsstaatlerischer Ideolog, fondern als prattifcher Kopf auf dem Boden des Bestehenden; und die normalen Menfchen, die er porführt, find bei allem gewohnheitsmäßigen Sefthalten am Altherge. brachten für die Derwirflichung von Reformplanen noch immer weit brauchbarer als die völlig unbildfamen Baffermannichen Geftalten halbes. Es find Agrarier im Sinne der reichs. deutschen Partei biefes Namens: Karlmann hat die "notleidenden Junter" offenbar aus nachfter Nabe beobachtet. Er zeigt, daß fie gum Teil wirklich in Moten find, und zwingt ben gedantenlofen Cefer einseitig liberaler Beitungen gur Berichtigung einer Auffassung, die in den hochgeborenen Agrariern nichts meiter als die Derforperung der nadten Selbstsucht und einer auf hohe Bolle und Ginfuhrverbote erpichten Intereffenpolitit erblidt. Es bleiben noch immer genug typifche Untugenden übrig, die meder bestritten noch beschönigt werben: der Kaftengeift, das eigenfinnige Ausharren bei langft verstaubten Traditionen und die Meigung, sich durch finanzielle Migwirtschaft, Spiel und Weiber gu ruinieren. Bu den eingewurzelten Dorurteilen gebort es auch, daß man trot ganglicher Derfouldung und trübfter Aussichten in die Butunft nach wie por Agrarier bleiben und fich gegen das Eindringen der modernen Induftrie, durch die man fich glangend aufhelfen tonnte, mit handen und Sugen ftrauben muffe. hier fest ber Derfaffer ein. Er ichildert den wirticaftlichen Untergang der Samilie von Altenbruch. deren Oberhaupt dem Junfertum der alten vergopften Art angehört und es dem tatfraftigen Sohne verwehrt, neue Wege zu beichreiben. Auf ber anderen Seite bas Gegenstud und nachahmenswerte Beifpiel: der Mann der Gegenwart, der fich vom Agrarier in einen fich und feiner Beit beffer dienenden Induftriellen verjungt ; Reichtum und innere Befriedigung find fein Cohn. Es wird aber feine Tragodie daraus: der Sohn dort, die Tochter hier finden einander guleht und das Wrad der Altenbruchs wird wieder gu einem ichmuden Schiff aufgetatelt, das verheifungsvoll in das neue Sahrmaffer einlentt. Bei aller Anspruchslosigfeit tonnte die handlung eigenartiger, der Knoten geschickter geloft fein. Auch die Charafteriftit ift nur halb gelungen: neben derb, aber mit fester hand gezeichneten Junterfiguren, die lebendigen Originalen nachgebildet fein mogen, finden fich auch folde, die fich in nichts von zahlreichen literarifden Dorgangern untericeiden, Ebenfo ist in der Sprache Urwüchsiges mit Konventio. nellem verschladt; aber jenes überwiegt und man fühlt bisweilen die gange Beiligfeit ber Bande heraus, die den beutschen Ritterguts. befiger mit der ererbten Scholle verfnupfen. Ein noch fraftigeres Anichlagen des Cotaltones batte bem Stude zweifellos zu noch größerem Dor. teile gereicht. Immerhin mag man fich auch fo ber vielversprechenden Anfage freuen; Karlmann verdient es, daß man feine weiteren Leiftungen im Auge behalt.

Bleiben wir noch ein wenig auf dem Cande oder doch in der Proving! Wo wir im Sommer eine forperliche und geistige Gesundheitstur burchzumachen pflegen, dort breitet fich jest, fo Scheint es, die eigentliche Luftspielgegend aus. Mur der hochfte und der niedrigfte Schöfling ber Komodie, das feine Konversationsstud und die Poffe, gedeihen noch in der Grofftadt; was dagwischen liegt, braucht Candluft. Um diese Catfache zu ertlären, laffe man das vielmigbrauchte Schlagwort heimattunft als überfluffig hubich beifeite; es genugt eine leife Erinnerung an die Homit des Gegenfages: aus der gab. nenden Cangmeile, deren Dorftellung fich für eingefleischte Großtadtmenfchen mit den Begriffen

[.] E. Pierfons Derlag R. Linde, t. u. t. hofbuchhandler. Dresben, 1905.

Cand und Proving unlöslich vertnüpft, sprießt ihr Widerspiel, die Luftigfeit, wie aus einem üppigen Mutterboben leicht hervor. Ober auch umgefehrt: fo hat unfer 3. 3. David das vermatete Sonnenftrablden Glad, bas einen abftokend-angiebenden, von haus aus gum fraftigen Aufschwung bestimmten, aber por der Zeit flügellahm gewordenen Wefen leuchten will, in dem melancholischen Grau eines landlichen Regentages wieder verlöschen laffen. Der Reft ift hoffnungslofe Entfagung. Wie aber, wenn die gur Schau getragene Refignation mehr felbit. gefällige Poje als Ausbrud wahrer Empfindung ift? Mehr Einbildung als Wirflichfeit? Ober nichts weiter als vorübergehender Einfluß von Beit und Ort? Dann wird fich die trubfelige Stimmung eben beim erften Anlaffe verfluchtigen und beim zweiten in ihr Gegenteil vermandeln. Bu diefem Sage liefert Selig Dormann in feinem dreiattigen Cuftfpiel "Die Liebesmuden" die Illustrationsprobe. *) Die handlung fpielt fich in öfterreichifden Abels. freifen ab, baber benn auch die Sprace durch eine Mifchung von faloppem Deutsch und mobefrangöfischen Broden tunlichfte Stilechtheit anstrebt. Samiliare Kofenamen, wie Rudi und Sifi, erweden in den Angehörigen der extlufiven Gefellicaft das anheimelnde Gefühl, gang unter fich gu fein. Mit einem Worte: Offin Soubin dramatisiert. Dazu starte Anklange an Blumentals niedliche Bluette "Wann wir altern", befonders in den Klagen eines fürftlichen Weltmannes, mit den zunehmenden Jahren von den bonen Damen immer weniger ernft genommen ju werben. DieMadden tuffen ihn vor aller Welt auf die Wangen und die jungen Frauen empfangen ibn vertrauensvoll im Negligée, um ibm - von ihren Kinderden zu ergahlen; besonders aber franten fie ibn in duftenden Gludwunfcfereiben gu feinem 50. Geburtstage durch allerlei fcerg. baft-anspielende Wendungen und Titulaturen, von denen der "Jubelgreis" am meiften fcmergt Obendrein wird er von zwei Frauen betreut deren eine feine auch nicht mehr gang junge Gemahlin ift: nimmt es da wunder, wenn er "liebesmude" wird? Es find verzweifelt Abellaunige Gedanten, benen er auf feinem Candfige nachhangt. Freilich braucht er bier nicht gang auf die gerftreuenden Annehmlichteiten der Großstadt zu verzichten, denn fein Gut liegt bei Wien, von wo haufig Befuche anlangen, und fo ift er "einfam, nicht alleine". Einen Gesellichafter, von dem er die Liebesmüdigfeit erft theoretifch gelernt hat, verfcreibt er fich fogar eigens aus Wien: einen mobern-befabenten Dichter. Das Eintreffen des jungen Mannes verhilft dem erften Alte

*) Wien 1905. Derlag Paul Knepler (Wallishaussersche Hofbuchhandlung).

3u einem luftigen Abichluffe. Antommen und in der Erzieherin der Komteffe feine Geliebte ertennen, fie fturmifc abbuffeln und hiebei von ber entjetten Sürftin überraicht werben, ift namlich eins. Rafc gefatt, ftellt er fich ben herrschaften vor : Peter Paul Sifcher. "Der Dichter der muden Liebe?" "Allerdings." Tableau! Wer indes eine wigige Durchbechelung des blafiert tuenden Dichtergigerltums erwartet. eine Art modern herausgeputter Nachzüglerin der literarischen Satire in Molières »Femmes savantes«, der wird arg enttäuscht. Alles läuft nur auf eine dürftige Derwidlungstomobie hinaus, deren befter Einfall es noch ift, daß fich der Surft, von der "Liebesmudigfeit" gur Siedehige eines unreifen Barichens aberfpringend, für eine Dame folagen will, die nicht feine Srau ift. Eine Entführungsgeschichte forgt für ein bifchen Romantit. Immer dunner fließt Dormanns humoriftifche Aber, um foliefe lich nur mehr zu tropfeln, und in gleichem Mage nimmt fein Cauferiedialog an Beweglichteit ab. Wie ein Soldat, der vor der Seit seine Munition verpufft hat, hat er für die eigentliche Entscheidung nichts mehr bergugeben. Im turzen Genre liegt feine Stärte. Das haben die Schager feiner in fich tunftlerifch gerundeten Stiggen, die voll psphologischer Seinheiten und plaftifder Anfdaulichteit find, langft gewußt, nun aber bestätigt es fich aufs neue.

Noch weiter von der hauptstadt weg, in die Provinz, führt uns der Däne Gustav Wied. Schon sein Einatter "Eine Abrechnung", eine sast ausschließlich unter Greisen spielende Komödie, der auf mehreren deutschen Bühnen eine freundliche Aufnahme zu teil geworden ist, hat ihn als einen scharfäugigen Genremaler ertennen lassen, der ohne Originalitätshascherei gerade aus dem Klein- und Stilleben die interessante für Motive aufzustödern und sie mit trefssicherem Pinsel auf der Ceinwand sest. zuhalten weiß.

Ein Künftler der Enge, ob man nun an den winzigen stofflichen Ausschnitt aus der Wirklicheit denkt oder an die mühevolle Mosaikarbeit seiner Charakterzeichnung, dieser sorgfältigen Anhäufung bezeichnender Jüge zu sprechend ähnlichen Porträten. Dazu ein äußerer Rahmen von größter Bescheidenheit: in der "Abrechnung" genügt ein Jimmer, zu dem man die holztreppe eines Altersheims hinaufklimmen muß. Bei aller Ausdehnung der Derhältnisse in Wieds neuester Komödie "Der Stolz der Stadt", der Aktzahl von einem auf fünf, der Charal-

^{*} Antortflerte Aberfetung von Mathlide Mann. Ayel Junter, Verlag in Stuttgart. — Ein älteres Stüd ift das dreialtige Satirfpiel "Erotil", Albert Langen, Minden, ** Antortflerte Aberfetung von Ida Anders. Ayel

teriftif von wenigen auf viele Personen und des Schauplages von einem Stubchen gu einer gangen Stadt, obicon nur der "lieben, fleinen Provingstadt Seeport", begegnet doch auch hier eine gewiffe Andacht gum Kummerlich-Einfachen, das wir mit den Augen des helden zugleich als das Echte und Haturliche ichagen lernen. Diefer Geld ift ein freier, genialer Künftler, eben der, den die Stadt ihren "Stol3" nennt; der glangende Empfang, den fie ihm gelegentlich feiner Antunft auf dem Bahnhofe bereitet, gibt gu einer Reihe bochft einbrudsvoller, mit auferordentlichem Gefchid gemachter Szenen Anlag. Er aber fühlt fich in feiner heimat nichts weniger als an feinem Plage. Inmitten biefer Provinggrößen mit ihrer Reuigfeitsframerei und Klatichsucht, ihrem aufgeblafenen und icheinheiligen Getue fonnte feines Bleibens nicht einen Tag fein, fande er nicht ein paar Menichen feiner eigenen geraden und herglichen Art, die fortan feine Welt bilben werden. Dor wie nach Dicards frangofifchen und Kogebues deutschen Kleinstadtern ift diefer Stoff haufig behandelt worden; er nimmt in ber Gefchichte des Luftfpiels einen bubich breiten Raum ein. Dennoch erwedt Wied bant feiner Butaten aus eigenem nirgends ben Anschein, als ob irgend ein literarifder Dorfahre aus ihm fprache. Insbesondere ift es die feine Ironie, die dem Stud ein hochft individuelles Geprage verleiht. Da gibt es feine sittliche Entrustung in langatmigen Ciraben; der Dichter verdeutlicht lediglich durch bie handlung und Charafteriftit feine fatirifden Absichten. Jene ift leidlich originell, diefe bagegen fehr. Alle, auch die fleinften Rollen, von vorneherein aufs forgfältigfte berausgearbeitet, mußten ben Schaufpielern ungemein danfbare Aufgaben bieten.

Wir sind an guten Custspielen nicht so reich, als daß unsere Bühnen an dieser, sich in der gelungenen übersetzung wie ein terndeutsches Stüd ausnehmenden Komödie Wieds achtlos vorbeigehen dürften. Nur möchte man für die Aufführung die Kürzung einer Reihe

pon Szenen munichen.

Auch mit dem Stoff, den Franz Servaes sich für sein vierattiges Custspiel "Jungfer Ambrosia" gewählt hat", fühlt man sich versucht, wie mit einem lieben, alten Bekannten einen Erkennungsgruß auszutauschen: Gott zum Gruß "Alt-heidelberg"! Bei der Berliner Aufführung und, wenn ich nicht irre, auch anderwärts, hieß es dann freilich noch vor dem Schlusse: Gehab dich wohl, auf Nimmerwiedersehen, "Jungfer Ambrosia"! Servaes hat den Schaden gehabt und es wäre leicht, auch noch den Spott hinzuzussügen. Allein, den hat er doch nicht verdient. In seinem Stüde stedt sehr viel Sleiß, der

nicht blog der Technit und der außeren Toilette gu gute gefommen ift. Ja, etwas weniger mare in diefem Salle fogar mehr gewesen. Man möchte mit einer Person des Custspiels ausrufen: "36 fühle die Anstrengung und den Willen! 36 fühle das Gemachte!" Darüber ift namlich ber humor ausgeblieben. Dier lange Atte und nicht ein einziges Mal wandelt uns die Cuft zu einem berghaften Cachen an! Mun geht auch von Alt-Beidelberg" feine besonders beitere Wirtung aus: dafür breitet fich eine Stimmung darüber, fo gart wie ein die Luft durchzitternder Glodenton. Auf die Erzeugung der nämlichen Stimmung war benn auch Servaes erpicht. Dag er mit Ingredienzien, wie Burichenlieders oder der behähigen Rheinlander Mundart, ichwerlich bas Auslangen finden werde, fagte er fich wohl felbst; er forgte daber für eine fentimentale Liebeshandlung, die vom Sichvertennen und Meiden den bertommlichen Derlauf gum Wieder. finden nimmt. Auch die Charafteristif, obwob! weit entfernt von pinchologischen Bonen, verfolgt boch höhere, nämlich Stimmungszwede, indem fie zugleich mit dem Wefen der Ceute vom Rhein auch die leichte, ichwebende Luft einzufangen trachtet, die fie atmen. Durcheinander werden die Cone der Aufgeknöpftheit und Burichitofitat, der weiblichen Reichheit und der mannlichen Strammbeit, der Sinnenfreude und herzenswarme angeschlagen und in einer um bedende Ausbrude felten perlegenen Sprache wiedergegeben: und dennoch will fich die mit allen Mitteln angestrebte Stimmung nicht einstellen. Es ist eben das Absichtsvolle, das ihr am meiften wider den Strich geht. "Spricht die Seele, fpricht, ach, die Seele nicht mebr." Aber gang abgesehen davon, ift die Geschidlichfeit, mit der einer als Krititer, Effaiift und Senilletonist die Seder führt, durchaus teine Gemahr bafür, daß er auch ein gutes Luftfpiel ichreiben tonne, 3m Gegenteile! Je ficherer fich einer auf dem Boden der Tagesichriftstellerei bewegt, und mare es auch der pornehmften, defto schwerer fällt es ihm, auf irgend einem Gebiete der Poefie eine Eigenart zu gewinnen. Das läßt uns auch Servaes, der vielgemanbte, beutlich ertennen.

Kein längeres Bühnendasein, zumindest im Wiener Jubilaums-Stadttheater, war den "Iwei Stilpe-Komödien" beschieden, die Otto Julius Bierbaum aus seinen beiden Romanen "Stilpe" und "Die Schlangendame" herausgeschnitten hat." Ich weiß nicht, welche Umstände die Schuld daran trugen: ob die undramatische Hertunft, die sich noch in der losen Verfnüpfung der lapitelähnlichen Szenen verrät, oder die sehr,

[&]quot; Manchen und Leipzig, R. Piper u. Co.

^{*} Twei Stilpe-Komödien: "Das Cenacie der Maulesel" und "Die Schlangendame". München und Leipzig, bei Georg Wäller 1005

fehr freie "Weltanfchanung", ober etwa die ungenügende Darftellung; auf den Lefer, das läft fich nicht leugnen, wirten die beiben Stude überaus amufant. Bierbaum gehört zu jenen liebenswürdigen Caftermaulern, die reden tonnen. was fie wollen, ohne daß man ihnen jemals ernstlich bofe sein wird. So entwidelt in der erften der beiden Komodien, die fich als Beitrag gur Maturgeschichte des modernen Studenten gibt, der durch und durch verderbte Gymnafiaft Stilpe eine fich in frechen Innismen überbietende Lebensphilosophie; aber er tut es mit jener toftlichen, fpegififd Bierbaumiden Ulterei und fo viel verführerifder Grazie, daß er folieflich bie Cacher auf feine Seite zwingt. Die Szene mit dem Korrettor des toniglicen Opmnafiums wurde allerdings noch draftifder wirten, wenn fie weniger breit ausgesponnen mare. Im ficheren Befige des Abgangszeugnisses fühlen fich die bolen Buben der Buchtrute ihres verhaften Tugendrichters entwachsen und entsett, mutidnaubend und doch ohnmächtig muß der Schultprann nun die unerhörte Auflehnung gegen feine Autorität hinnehmen. In einer folden Situation Malider hilflofigfeit auf ber einen, graufamen Triumphs auf der anderen Seite vermögen wir nur eine fleine Weile mit ber fiegreichen Partei gu marfchieren; bann melbet fich in uns bas Mitgefühl mit dem Bedrangten. Der Becher ift voll und jeder Tropfen mehr macht ihn überfliegen. Ein weiterer Derfuch gur hebung von Soanen aus Stilves ichladenreichem Innern wird in der zweiten Komobie unternommen. Er tritt uns jett als Journalift entgegen, wird jedoch, da er es liebt, sich zu bauten, in diesem Berufe nicht enden; icon ichielt er nach ben Corbeeren des Dichters oder Cheaterdirektors. Besonderes Talent bezeigt er zum Regisseur, der "anderer Leute Lebenstomobien" infreniert, ein Jug, ben er von dem uralten Arrangeur von Poffenstreichen ererbt und nur artiftischer gestaltet bat. Er leiftet werttätige Beihilfe, als es gilt, einen alten, findlich-naiven Profeffor in der Weife gu foppen, daß man ibm die Geliebte feines Sohnes, ein von der hertommlichen Schablone durch ein gewiffes Bielbewußtfein abweichendes, fußes Madel, als unichuldigen Engel vorführt. Aber diese sonderbare Derfinnlichung des Bibelwortes: "Ob deren Sunden wie Scharlach find, ich will fie weiß machen wie Schnee" verliert den Anichein des Frivolen, wenn man die eigentliche Abficht des Dichters herausholt: nämlich zu zeigen, daß dem "unfittlichen" illegitimen Derhaltnis häufig die größte erzieherische Kraft innewohnt. Das wirkliche Leben fest lachend über permitterte Philifterporurteile binmeg: das ift der fluge Sinn diefer Komodie. Im übrigen wird man aut daran tun, die beiben Stude nicht unmittelbar bintereinander gu lefen; fouft

stumpst sich der Eindrud doch ein wenig ab. Man verträgt nämlich den zwar witzigen, aber mitunter gar zu gewaltsam überschraubten Con auf die Dauer nur mit einiger Selbstüberwindung.

Ein Poet, dem die Lust des Schaffens trot vorgerückter Jahre noch immer über alles geht, ist Paul Hense. Er, der seinen hohen Dichterruhm meisterhaften Romanen und Novellen verdankt, hat vor kurzem das 35. bis 38. Bändchen seiner "Dramatischen Dichtungen" erschen lassen. Unbeiert durch so viele Sehlschläge, geht er noch immer auf die Eroberung der spröden Bühne aus; das lehrt der Wunsch, den er seinen letzten sechs kleinen Dramen mit auf den Weg gibt:

Sich des Campenlichts gu freuen Auf der bunten Bretterwelt.

Welcher Zudrang von glüdlichen stofflichen und dialogifden Einfällen! Aber welches Unvermögen, die Straffbeit der Mustulatur berbeizuzwingen, die dem dramatifchen Körper fo unentbehrlich ift! Wohlverftanden, die innere, nicht die außere Straffheit. Technich nimmt es ber Dichter mit jedem Dramatiter auf. Die Mangel liegen vielmehr in der Weichheit der Charattere. Worthelden, teine Tatmenfchen. Micht einer ift aus einem Guffe. Die Umriffe zeigen nirgends feste Linien, sondern nur Anfage bagu, Strichelden und Punttierungen. Swar hat des Dichters Freund Erich Deget in einer sonst fehr lehrreichen Arbeit ("Paul hense als Dramatiter", Stuttgart und Ceipzig 1904) die Berechtigung biefer und abnlicher Befdwerben entichieben geleugnet, aber gerade die jungften Stude treiben wieder neues Waffer auf die Mühlen berer, die er icon vorber nicht überzeugt hat. So sind auch "Die törichten Jungfrauen" taum danach angetan, uns eine beffere Meinung von dem Cuftspieldichter Genfe beigubringen. Der vielverheißende Titel fceint das Stüd in das Kapitel der Weibernarreteien zu verweisen. Und da uns gleich sechs Münchner "Malweiber" vorgeführt werden, so erwartet man, daß der Dichter aus seiner intimen Kenntnis des Atelierlebens beraus den Kampf der Gefclechter auf einem Sondergebiete der Kunft humoriftifc beleuchten werbe. Allein man muß fich mit einem bubichen Rabmen, einem anbeimelnden Milieu bescheiben und auf ben tollen Abermut voll genialer Blige, der fo trefflich hineinpaffen wurde, verzichten. bie und da fallen Bummelwige; im übrigen aber fegeln wir mit Volldampf im Sahrwaffer des beutiden

* Sünfundereißigstes Bandden: "Die börichten Jungfrauen." Luftipiel in dert Alten. — Sochsundbreißigstes Bandden: "Ein Kanadier." Drama in dert Alten. — Siedenund achtundbreißigftes Bandden: Sechs lleine Dramen. — Stuttgart und Berlin, 1906. 3. 6. Cottafde Buchhandlung llachfolger. Custipiels ältesten Schlages mit seinen hertömmlich banalen Liebesgeschichten, die darauf hinauslausen, die Unbeweibten beweibt, die Unbemannten bemannt zu machen. "Harmlos" — das ist die bündige Formel, in die man das Urieil über dieses Lustspiel kleiden dars, ohne den Dorwurf einer allzu summarischen Rechtsprechung befürchten zu müssen.

Dr. Emil forner,

Besprechungen.

Professor Dr. Karl Brodhaufen: "Die öfterreichiiche Gemeindeordnung." (Grundgedanten und Reformideen.) Wien, 1905, Mangiche fiofbuchandlung.

Die öfterreichische Gemeindeordnung hat eine wiffenschaftliche Behandlung bisher taum erfahren, obwohl die unfichere und ichwantende Praris felbft einen folden Wegweifer gu fordern ichien. Im vorliegenden Buch wird nun junadift die geschichtliche Entstehung des Gefetes vom Jahre 1862 dargelegt. Diefer hiftorifche Rudblid zeigt, mas der Gefeggeber erreichen wollte und nicht erreicht hat, und wie aus einer einheitlichen Regierungsvorlage ein auf gahlreichen Kompromiffen beruhendes Reichsgefet entstand, beffen Widerfpruche die landes. gefetliche Durchführung voll gutage treten lief. Brodhaufen betont, daß das Gefet die Dersonen in der Gemeinde nicht vom Standpunfte der Gemeinde aus einteilt, was das Natürlichste mare, fondern von einem dem Gemeindeleben gang entrudten Standpunfte, namlich vom Derhaltnis der Derjonen in der Gemeinde gum Staate. Diefer Miggriff führt gu ber Unmöglichleit, eine auf der Bafis der Gemeindeintereffenten beruhende Gemeindeverfaffung gu ichaffen. Der Derfaffer gibt ein alle Details umfaffendes Bild über das Derhaltnis von Ausichuß und Dorftand, behandelt den verichwommenen Begriff bes gemeindlichen Wirtungs. treifes und das Derhaltnis der Gemeinde gu Staat und Cand fowie bas Auffichtsrecht über die Gemeinde. Dahrend er folderart bemuht ift, eingewurzelte Irrtumer der Pragis gu befeitigen, fügt er eigene Anregungen bei, um eine rechtliche Grundlage ju gewinnen, auf der fich fünftig ein felbständiges Gemeindeleben fraftig entfalten tonne.

Mag Enth: "Cebendige Krafte." Sieben Dorträge aus dem Gebiete der Technik, Berlin 1906. Julius Springer.

So verschieden auch die Themen sind, die der Derfasser in seinen sieben Dorträgen behandelt, so scharf und klar tritt seine Personlichkeit in jedem einzelnen hervor. Ein Ingenieur, begeistert von seinem Beruse, tief durchdrungen von der Bedeutung technischer Arbeit, begabt mit einem liebevollen Blide für die Schönheit

und Poefie der Technit. Ein Techniter aus innerfter überzeugung. Enth hatte Gelegenheit, den Gegenfag alter und modernfter Kultur genau fennen gu lernen. Als Beamter ber Sowlerichen Sabrif in Ceeds bereifte er Europa, Afien, Afrita und Nordamerita, um den Dampf. pflug einzuführen. So tam er in innige Berührung mit Dolfern, die gang verichiedenen Kulturftufen angehoren, und er war, wollte er feine Aufgabe erfüllen, gezwungen, fich aufs genaueste nicht nur mit ben Sitten und Gebrauchen, fondern auch mit der Dent- und Arbeitsweise feiner jeweiligen Umgebung vertraut ju machen, er mußte fie beffer fennen lernen als etwa ein Sorichungsreisender. Die Schilderung feiner Erlebniffe auf diefen Reifen, die er im Wanderbuch eines Ingenieurs" niederlegte, tann wohl als ziemlich allgemein betannt et. achtet werden. Die Dortrage der porliegenden Sammlung: "Das Waffer im alten und neuen Agnpten", "Die Entwidlung des landwirt fcaftlichen Mafchinenwefens in Deutschland, England und Amerita", "Binnenichiffahrt und Candwirticaft" und "Ein Pharao im Jahrhundert des Dampfes" find weitere unmittelbare Gruchte biefer Reifen. Der lentgenannte Dortrag bietet eine prachtvolle Schilderung der Schidjale Agnptens unter Ismael Pajcha, der in Paris erzogen, als moderner Gerricher feine Regierung beginnt. Bald aber tritt ein Umichwung ein: der ameritanifche Burgerfrieg ermutigt gum Anbau der Baumwolle in Agnpten. Und mit dem Reichtum, den die Baumwollfultur bringt, regt fich der Geift der Pharaonen. Hicht anders als gur Beit der Pharaonen werden die Sellachen zur Fronarbeit herangezogen. Kaum weniger gigantisch als die Bauten des alten Agnpten ift die Umgestaltung, die das Cand bei gleichzeitiger Anwendung der Jahrtausende alten Rilpeitiche und einer Sulle modernfter Majdinen erfährt. Nach einer Krife tommt die Einführung des Buderrohrbaues mit ebenfo gigantischen Mitteln und endlich - ber 3ufammenbruch. Ein ruhigeres Bild gibt der Dortrag: "Mathematit und Naturwiffenichaft ber Cheopspyramide", der die mathematifchen Begiehungen der einzelnen Teile ber Cheopsparamide im Sinne ber Sorichungen von Piaggi Smnth behandelt, Beziehungen, die mohl über das Sufällige hinausgeben, deren Bedeutung jedoch noch feineswegs feststeht. Allgemeineren Themen find der erfte und ber lette Dortrag gewidmet : "Poefie und Tednit" und "Bur Philofophie des Erfindens". Enth ift Poet und Technifer gu nennen ; Poet, nicht weil er auch poetische Werfe geschrieben hat, fondern weil aus feinen Schriften ein tiefes poetifches Gefühl leuchtet, der Optimismus des

Poeten und feines Nachempfinden. Und dennoch fehlt seinem Vortrage über Poefie und Technik die Sähigkeit, zu überzeugen. Naturgemäß. Wer vermöchte die garte Doefie der Abendstimmung in der Ebene philosophisch zu begrunden, wer vermöchte benjenigen, dem ein Bild nicht gefällt, durch Ertlarungen von beffen Schonheit gu überzeugen? Enth fagt felbit : "Wo findet fich Poefie? – Aberall, buchstäblich überall für den, der fie findet. Das allerdings ist das Wesentliche der Sache. Man follte fie nicht einmal fuchen; man muß fie finden, ungefucht." Mit Derftandnis und Genuf werden wohl nur diejenigen diefen Auffat lefen, die felbft die Poefie der Cechnit bereits empfunden haben. Diefen aber fei er warmftens empfohlen.

Dr. S. R. v. Arlt jun.

"Friederite und Cili." Sünf Goethe-Auffäge von Dr. Albert Bielfdowsty. Mit einem Nadruf und dem Bildnis des Derfassers. Münden, C. f. Bedsche Derlagsbuchhandlung, 1906.

Goethe hat in Dichtung und Wahrheit seine Verbindungen mit Friederite Brion und Cili Soonemann, wie er fie menfolich erlebt, wie er sie dichterisch ausgelebt hat, zu Novellen gestaltet, die offenbar als Gegenbilder zueinander wirfen sollen. So treten die beiden Madden auch in dem Buchlein vereint auf, das D. Jatoby aus einzeln veröffentlichten Auffagen des gu früh verftorbenen, weitbefannten Goethe-Biographen Bielichowsty gujammengestellt bat. Es verbient die geschmadvolle Ausstattung, die der Derleger ihm zugewendet. Die mit feinem Sinn geschaffenen Charatteristiten Ridgens und Cilis werben fich neue Cefer gewinnen und wiederum überzeugen, daß im Grunde nichts anderes als die "Chefcheu" Goetbes beide Bundniffe lofte, in die er gerne und doch unvermutet fich verftridt gefunden bat. Wie Goethe die Geliebten sah, so zeigt sie uns Bielichowsty. Denn was fie Goethe waren, bas find fie uns wert; nur durch ihn gewinnen fie für uns Dasein. Unberührt von der flatichlüchtigen Wühlerei, die nachmals Friederikens Ericheinung zu befleden fich bemuhte, ftellt Bielicowsto die Liebliche por uns bin; und die gesellige Lili reinigt er von dem voreilig ibr angebefteten Matel ber Kotetterie, ber Goethes tiefe, lange Liebe zu ihr unbegreiflich machen wurbe. Solgt man ihm bereitwillig in ber Gesamtauffaffung, so wird man freilich barum noch nicht mit ihm an eine innere Beziehung zwischen Cili und hermanns Dorothea glauben muffen, wenn auch die Berübernahme einiger Außerlichkeiten aus dem Leben der grau von Curcheim in das mehr gemachte als gewordene antitisierende Kunststud angenommen werden darf. Wer einmal Cili zur Stella gebildet hat - und Bielicowsty zweifelt nicht an deren Ibentität - tann ein andermal sie nicht als Dorothea formen; am allerwenigften Goethe, für den die gewonnene fünftlerifche Dorftellung gleich einem natürlichen Organismus unzerstörbare Eigenart besaß, zumal da, wo sein Eindrud nicht oberflächlich geschöpft, wo seine Kenntnis innigst vertraut war. In Dorothea Cili zu feben, wird Bielschowsty nicht viele überredet haben, wie er ja auch bei aller verftandigen Betrachtung über Goethes Anteil an den Friederike-Liedern nicht das lette Wort gesprochen und den icarfen Unterfuchungen Coward Schröbers Berichtigungen übrig gelassen bat. Doch hievon bleiben die Srauenbilder felbst unberührt; fie find mit ficeren, einfühlenden Stricen entworfen; Caie und Kenner werben gern wiederholt vor fie bintreten und bem Zeichner banten, ber ihnen in Klees ichlichter Erzählung feines Cebenslaufes auch perfonlich nabe tritt. B. Seuffert.

"Schubert. Brevier" von Otto Eric Deutich. Schufter & Loeffler, Berlin und Leipzig 1906.

Derfelbe Verlag hat eine ganze Reihe von folden Brevieren berausgegeben. Bilder, Briefe, Cagebuchblätter, Bruchftude aus den Werten, Urteile und Berichte ber Zeitgenoffen, biographische und bibliographische Daten, immer so gewählt und geordnet, daß ein rundes und flares, eindrudsvolles Gesamtbild des Künstlers ober Schriftstellers geboten wird, worin fein wesentlicher Jug feines Schaffens und Wirtens fehlt. Beim Musiter gestaltet fich die Sache insoferne schwierig, als es unmöglich ift, in bem fleinen, handlichen Sormat und bei der mehr aphoriftifden und fragmentarifden Einteilung des Stoffes eine genügende Angahl von gufammenbangenden Mufiftuden gu geben - und was ist schließlich ein Musiker ohne Musik? In ber Regel wortlarg, felten geiftreich, bas ganze Ceben nur nach innen gebrangt, außerlich unbeholfen, ja unintereffant. Wenigftens für die Musiter alten Stiles gilt das, die sich aber bis gu Brahms und Brudner berauf fortgefest haben. Da handelt es fich also darum, so recht das Innere berauszuwenden und jenen ergreifenden Menichlichfeiten nachzufpuren, die ben iconften Kommentar gu ben Werten bilben. In den Briefen und überlieferten Aussprüchen auch der unliterarifcheften und "einfältigften" Confunftler find immer noch Gemutsoffen. barungen zu entdeden, die den erhabenften harmonien und Melodien gleichkommen. Und fo reiht fich dem "Beethoven"- und "Mogart-Brevier" auch das "Schubert-Brevier" mit vollem Gewicht und in entgudender Eigenart an. Don Notenbeispielen murde überhaupt abgeseben. Die tonnten immer nur ein "thematisches Derzeichnis der Werte" oder einen

"Suhrer durch die hauptwerfe" oder ein Schubert-Album" ergeben; alfo etwas Kunft. liches und Unvolltommenes. Das "Schubert. Brevier" aber, mit den gu herzen gehenden Aufzeichnungen des Unfterblichen und feiner Greunde, eingeleitet durch bas befannte Gebicht Grillpargers, gegiert burch toltliche Zeichnungen Schwinds und Kupelwiesers, gibt uns etwas Organifches und Dolltommenes: ben gangen Künftler und Menfchen und die Luft, die er atmete, das alte Wien, den blauen himmel über dem Wiener Wald, die Aussicht auf das hochgebirge, ben Blid in romantifche Taler, ben Sauber unferes Ofterreich, ein gutes ferg und einen leichten Sinn, verführerische Klänge, ernfte Arbeit und mahre Begeifterung, manches, was alltäglich, und manches, was außerordentlich ift, vieles, was nicht recht gusammenpaffen will und fich boch begludend eint in grang Mar Morold. Schubert.

Jan Deth: "Streifzüge eines holfanbifden Malers," Bruno Caffirer. Berlin, 1905.

In der "Bibliothet ausgewählter Kunft-ichriftsteller" hat der oben genannte Verlag Schriften von Malern über bildende Kunft veröffentlicht. Es ift nicht fo vergeblich, wie es fceint, "die Sifche über das Meer" ergablen gu laffen. Die Auffage von gromentin in ihrer berrlichen Kraft der Darftellung und tunftlerifchen Einficht geben tiefere Auffchluffe über die niederlandifche Malerei, als irgend eine gelehrte abstratte Behandlung und bas "Cage. buch" bes Delacroix fagt mehr über bas Wejen bes malerischen, instinttiven und bewußten Schaffens aus, als irgend eine Kunstfritit.

Diese "Streifzüge" sind allerdings nicht von folder Ducht und Bedeutung, sondern leichte, fluffige, raich hingeschriebene 3mpresfionen, benen - wie fie eben find - als folden der Wert unmittelbarer, unbeeinflufter Grifche, von Bildungsduntel und hochmut unberührter, naiver Aufrichtigfeit und impulfiver Greude des Sebens und Mitteilens gutommt. Knappe und improvisatorisch fede Augerungen über Mengel, Liebermann, 3raels fteben neben einem barod fabulierten, vielleicht etwas gar gu feuilletoniftifch-phantaftifchen Karrevalstraum aus Augsburg. Aber ein Effai über Albert Cupp, ben althollandischen Bauern, ben unpergleichlichen Dichmaler, ift voll Saft und Kraft und der Beobachtung und Auseinanderfegung eines gromentin immerhin verwandt.

Otto Stoefil.

feuilleton.

Franz Enbl.

(Geb. 1. April 1806, geft. am 29. April 1880.)

Unter den hervorragenoften Dertretern der pormarglichen Kunft ift Enbls pornehme Perfonlichteit in ihrer Gesamterscheinung noch lange nicht nach Gebühr gewürdigt worden. Schon als Genremaler fruhzeitig vom typifierenden Beitgeschmad entfernt und auf die icharfe Betonung des Charafteriftifchen bedacht, hat Enbl im Dortrat, in der naturlichen Wiedergabe des individuellen Ausdruds das hauptziel feines fünstlerijden Strebens ertannt. Don der Natur mit einem außerordentlich icharfen und empfindfamen Künftlerauge begabt, mar Enbl wie nur wenige befähigt, ben frifden und unmittelbaren Einbrud eines phyfiognomifchen Erlebniffes raich und deutlich zu erfaffen und mit einer erstaunlichen Seinheit im Bild festguhalten. Welche flare Bestimmtheit ift in den Umriffen feiner Beichnung und von welcher disfreten und intimen Wirfung find feine toloriftifchen Mittel! Stets Stimmen die Sarbenwerte gusammen, ob er garte, wie von einem hauch gebilbete Cone oder tiefere und ftarfere Atzente mahlt; wie weiß er beifpielsweise die verwandten garbenbestimmungen im Cuch, Samt, Seide oder Sil3 gu bifferengieren, die lebendigen Gleischtone bes

Gefichts, bes Nadens oder der mundervoll berausgearbeiteten Sande mit ben matten Refferen des hintergrundes zu verbinden; mit welcher Naturtreue den eigenartig metallifden Glang der haare wiederzugeben! Und nirgends, meder im Kolorit noch in der Zeichnung, ftort ein aufdringlicher Kontraft, eine ftarter unterftrichene Ablicht. Selbständiger als Amerling, beffen englische Dorbilder der Kenner leicht errat, ohne den zierlich totetten, füglichen Jug eines Deder und Raab, berührte sich Enbl in der Kunft des Portrats mit ber Elegance eines Danhaufer und der Schlichten Strengen Naturtreue eines Wald. müller.

Im nachfolgenden wird der Derfuch gemacht, bas bedeutende gefamte, zumeift im Privatbefig verborgene Lebenswert Enbls, gum erstenmal dronologisch geordnet, einer funft. fritischen Betrachtung zu unterziehen.

Weit dürftiger als über andere Altwiener Maler find wir über Enbls Leben und fünftlerifchen Werdegang unterrichtet. Jum Unterfchied von Waldmüller, Danhauser und anderen hat der Zeit feines Lebens gurudhaltende, ja verichloffene Enbl gar feine Mitteilungen biographifcher ober funftafthetifcher Art hinterlaffen. Wir miffen blog, daß er einer Wiener Burgerfamilie entstammt, frühzeitig (1818) als Schuler

in die Wiener Atademie eintrat, mit 19 Jahren den 2. Gundelpreis erwarb und der damals einzigen hochfcule der bilbenden Kunfte bis 3um erften Semester des Studienjahres 1828/29 angehörte. Einige Olportrate, die der taum Smanzigjabrige zum erftenmal ausstellte, lentten die Aufmertfamteit der Kunftverftandigen auf ibn. Einige fleinere Genrebilder im Stil der Beit, die Enbl im Kunftverein mit Erfolg in bie Offentlichteit brachte, weifen, wie "Der Sifcerfnabe", "Der Jager", "Der Bettler" auf das Stoffgebiet bin, das er auch in spateren Jahren gerne berührt. Mit "bem Bierwirt" (urfprunglich in der Sammlung Klemm, heute im Befig des herrn Karl Saber) fouf er fein erftes reiferes Wert, das, mehrfach reproduziert, auch heute noch durch den ihm eigenen frifden, realiftifcen Con anspricht. Es ftellt bas befannte burftige Innere einer oberöfterreichischen Wirtsftube bar, von der fic das derb-biedere Bauerngelicht mit den kleinen Schielenden Augen, der fpigen Spurnafe und dem vorgebogenen Untertinn aufs lebendigfte abbebt. Die fcarf individualifierende, auf das Portrat hinweisende Eigenart Epbls, die bereits im "Bierwirt" fich bemertbar macht, wird in den Bildniffen der nachften Zeit um so anschaulicher. Das duftige, intime Aquarellbild ber Grafin Schaffgotiche, geb. Grafin Palffn (1835; Eigentum der Stadt Wien), besticht burch feine auffallende Schlichtheit ber maltechnischen Mittel und durch die reizvolle Wiedergabe des wie bingehauchten bellrofigen Teints. Das Bildnis der Frau Amon (aus dem gleichen Jahre, im Befit des Malers Karpellus) nimmt feiner fünftlerifchen Qualitaten wegen als das erfte große Portrat in Ol ein ftarteres Intereffe in Anspruch. Wir feben das Köpfchen einer Vollblutwienerin im mittleren Alter, in deren lebenstlugem Gelicht mit den graublauen Augen und dem icarfgeichnittenen Mund der Künftler Energie und Erfahrung und einen eigenen fcmerglich finnlichen Bug darzustellen verstand. Mit welcher Seinheit Enbl den matten Glang der in braunen Coden und Codden pruntvoll aufgebauten Srifur fefthalt und burch den Kontraft der roten Draperie mit dem ichimmernden Schwarz des Atlasfleides die natürlichen fleischtone um Geficht und Naden fowie die garten, maddenhaft geformten Arme gu heben verftand, wird nur ein aufmert. fames Künftlerauge gebührend zu würdigen wiffen. Ebenso mutet uns das ungefähr in dasselbe Jahr einzureihende Portrat des Candicaftsmalers Wipplinger (Mujeum der Stadt Wien) durch den weichen, warmen Ausdruck in der Wiedergabe der Sleischtone des hellgeroteten uniconen Antliges mit den finnend in die Serne verlorenen Bliden und bem finnlich bewegten, von einem blonden, berabhangenden Schnurt. bart umrahmten Mund wie ein modernes Kunstwerf an. Der angebliche Oberleutnant Brandmapr, der in dem Revolutionsjahre das Kärntnertor verteidigte (Sammlung G. Eißler), zeigt einen weniger lebendigen Gesichtsausdruck, doch fällt auch hier idie liebevolle Dertiefung in die charakteristischen Mertmale der Gesamterschung auf.

Don den beiden 1836 ausgeführten Bildniffen eines jungvermählten Daares, des Berrn und der Frau Mansfeld (Eigentum des hauptmannes Glieber), verdient namentlich bas Portrat ber noch mabdenhaft ericeinenben Frau, durch die mundervolle Behandlung des buntelblonden, über die Schlafe in gierlichen Ringelloden berabfallenden haares sowie durch ben anheimelnden landicaftlichen hintergrund des Kahlenberges mit dem vorgelegten Nußberg besondere Beachtung. Don Bedeutung find bie im folgenden Jahre gemalten zwei Genrebilder: "Der Bettler" (Sammlungen ber Stadt Wien) und die Kahnfahrt des Malers Steinfeld über den Gojaufee (Befit des Gerrn Alfred Seldmann). In dem erften halt ein Bettlerpaar por einer fleiner Wiesentapelle Raft; auf einer Bant fitt ein in Cumpen gehüllter Greis, das breite, ebrliche Gesicht mit einem leidend ergebenen Ausbrud gen himmel gerichtet; neben ihm fteht fein treuer Begleiter, ein blonder, gleichfalls mit Segen befleideter Knabe, der den fceuen, verharmten Blid gu Boden fentt und mit der gewohnten Apathie gu beten verfucht. Don den Bettlern und dem heiteren Liebespaare weg, bas an ihnen actlos porüberzieht, gleitet ber Blid des Beschauers zu dem fernen hintergrund, einer freundlichen Alpenlandschaft, binüber. 3m Kolorit reicher, fanfter, inniger, in der Komposition geschlossener, ift die bekannte "Kahnfahrt", eines der porzüglichften Werte Enbls. Die miniaturenartige Seinheit in der Durchbildung ber Köpfe erinnert an die besten Dorbilder ter bollandischen Kleinfunft. Das Jahr 1838 führt ben Künftler abermals in eine Samilie pom alten Wiener Schlag. Er malt die Bildniffe ber Katharina und des Josef Cahner, eines Sohnes bes vielgerühmten Erzeugers der Wiener "Grantfurter". (Eigentum des Herrn J. Cahner.) Mit wahrer Meisterschaft halt er im Portrat des Mannes die strengen Juge eines durchwegs praftifden Menfchen feft, mabrend das Bildnis der Gattin, das rundliche Geficht einer gutmutig-fanften, ihrer Pflichten wohlbewußten hausfrau zeigt. Bezeichnend für diefes Bild ift das auffallend ftarte hervortreten des deforativen Elements, das, wie der Blumenftod mit der Lilie oder die lange türfische Ecarpe, zur toloriftischen Abtonung des Gesamteindrudes dienen foll. Das gleiche ausgebildete, gesteigerte Empfinden für die "inneren Werte" einer interessanten Physiognomie beweist auch das Bildnis des Philanthropen hermann Todesco. (Besith der Frau Baronin Oppenheimer.) Die Bildnisse der Brüder Schweninger (Eigentum der Atademie der bildenden Künste) sind in ihrer gefälligen, teilweise zu glatten Malart wohl als intimere Erinnerungszeichen Endls an die beiden, ihm nahe besteundeten Künstler gedacht. An dem besannten, in prachtvollen schwarzgrauen Tönen gehaltenen Porträt des handschuhssabrisanten Jaquemar (1840; im Besithe der Frau Ermeline Jaquemar (1840; im Besithe der Frau Ermeline Jaquemar.)

Die nachften Jahre für Enbls fünftlerifches Auffteigen bedeutend, brachten ibn mit Jofef Winter, dem Begrunder einer namhaften, heute bem Freiherrn Stummer von Tavarnot gehörigen Gemaldesammlung, in Derbindung. Junachft find es die Bildniffe des herrn Winter und feiner Srau (1841/42), an benen er feine ftart verinnerlichte, reife Kunft erprobte. In beiben fehlen die hande, was wohl barauf gurudgeführt werden fonnte, daß fie dem Schonheitsfinn des Künstlers nicht entsprochen haben durften. Das Jahr 1842 bezeichnet auch einen Martftein in der fünftlerifden Entwidlung des Lithographen Enbl. Schon auf der Atademie mit der Technit des Steindrudes vertraut geworden, hatte er fich darin fruhzeitig mit Erfolg versucht und feine Erfahrungen im Olbildnis allmählich auch auf die Porträtlitho. graphie übertragen. Den Portraten der bedeutenbften Perfonlichfeiten Wiens folgte eine stattliche Reihe von Bildniffen der hervorragend. ften Notabilitäten Ungarns. Wer diefe Blätter ftudiert, wird über die außerordentliche Sulle von Arbeitsfraft und Talent staunen, die Enbl für jede feiner nach der Matur icharf und flar gezeichneten Charafterftubien aufgewendet hat. Portrate, wie die des ungarischen Dichters Kubingi (1843), des Schloghauptmannes Riedl von Leuenstein, des hofrates von Sorftern ober ber Surftin Eleonore Windischgraß (1850), stellen Ceiftungen dar, die jenen Kriehubers feineswegs nach. fleben. 1843 gum Mitglied ber Atabemie ber bildenden Künfte ernannt, reifte Enbl wiederholt ins Salgfammergut und in die Gegenden pon Nordtirol, um die frifden Eindrude der Canbichaft in einzelnen Stiggen und Studien feft. halten. Abgesehen von diesen Experimenten, von denen nur die wenigsten fünstlerische Qualitaten aufweisen, hatte Enbl in demfelben Jahre ein mit erquidender Grifche gemaltes Blumenftud (Mufeum der Stadt Wien) und fein Selbftportrat (hofmufeum) vollendet. Diefes Wert, die Quinteffeng feiner malerifchen Sabigteiten, fpiegelt den gangen Reichtum feiner vornehmen, abeligen Natur wieder. Don einem tupferroten

hintergrunde hebt fich der en face gedachte Künftlertopf ab, mit bem hellbraungelodten, feitwarts emporgefcheitelten Gaar und mit einem Blid, der ftreng und durchdringend auf den Beichauer gerichtet ift. Ein icharfes, fonnenartiges Licht, bas von rechts nach ber linten Seite bes Gefichtes fallt, wirft den profilierten Schatten des Kopfes auf die Rudwand. Die gartabgestimmten Tone bes hintergrundes und der Gefichtsguge berbinden fich mit bem Schwarg des breiten Künftlermantels zu einem einheitlichen Sarbenarrangement von apartestem Reig. Ein anderes Con in Con gemaltes Selbstportrat, das nicht batiert ift und auf dem der Künftler alter er-Scheint (Eigentum der Atademie), lagt die durchgeistigten, icharfer tonturierten Juge des von einem blonden Dollbart umrahmten Gefichtes noch lebendiger hervortreten. Don mehreren, fleineren Portraten, die Enbl 1846 ausführte, fei das reigende Aquarell einer alteren Dame, in einem ichwarzen, detolletierten Kleide, an erfter Stelle ermahnt (im Befig ber Greifrau Marie v. Pirquet.Bag). Weniger jagt uns die vielgerühmte, mit den Werfen eines van Mieris in Parallele gebrachte "Erbbeerverfäuferin" (gemalt 1844, im Befige der Frau C. Salder) gu, die der Künftler in der hellfarbigen Tracht ber Sallftatterinnen, mit mudem, gelangweiltem Blid aus dem verduntelten Rahmen einer felfigen Candichaft hervortreten läßt.

Don großem nachhaltigen Einfluß auf Enbls Entwidlung in der Portrattunft maren feine, 1845 angefnüpften, nabegu ein Jahrgent gepflegten Beziehungen gu Rudolf v. Arthaber. Sur ben um die Altwiener Malerei hochverbienten Kunft. freund führte er eine stattliche Reihe von fleineren Bildniffen aus, die den Auftraggeber und beffen weitverzweigte Samilie darftellen. Aus dem Jahre 1845 felbit ftammt ihrer ein halbes Dugend ber, das, nebft den andern, noch heute in den anheimelnden Biedermeierraumen der grau Elije v. Arthaber fein hiftorifches Planchen behauptet. hier begrußen uns gunachst die Portrate des Samilienoberhauptes, seiner Schwester, der "Cante Sophie", und etlicher jugendlicher Dettern. Den edlen, warmblütigen Ausdrud in den fanften, gutigen Bugen Rudolf v. Arthabers hat Enbl in wiederholten Bild. niffen festzuhalten versucht. Unter diefen ift das dem Mufeum der Stadt Wien geschentte besonders gelungen. Mit welch feiner Empfindung find hier die weichen und garten Linien des halb lachelnden, halb ichmerglich bewegten Gefichtes wiedergegeben! Wie harmonisch ftimmen die frifchen, rofigen Sleifchtone mit dem verschieden nuancierten Braun der Kleidung und der Draperie gujammen! Don den "Unabenbildniffen" erinnert eines an die Art des Gainsborough. Eine fast groteste Wirtung übt die "Tante Sophie", eine ältere Dame, mit leise lächelndem Blid und einem wohlwollenden, sühlichen Jug um den Mund. Ihr glattgescheiteltes Haar ist an den Schläfen zu einem dunnen Jopf geflochten, der sich um se ein Ohr als Schlinge herumlegt. Auf den oberen Scheiteln sitt ein schwarzes mit roten Streisen durch zogenes Cassethaben. Der freie Hals wird von einer turzen Pelerine aus pflaumenblauer, mit Spitzen applizierter Seide umhüllt, unter welcher ein braunes Kleid sichtbar wird. Über die rechte Schulter und über den linken Arm ist ein schwerer, goldbrauner Sammetüberwurf gelegt.

Aus dem Jahre 1846 nehmen zwei allerliebste Frauentopfe unsere Aufmerksamteit in Anspruch: das Portrat der Grafin Saint Genois (im Befige Ihrer Erzelleng ber grau Grafin Bylandt-Rheidt) und das Bildnis der Frau Therefia Wolf (Eigentum des Malers Adolf Karpellus). Die Grafin Saint Genois, geb. Grafin Stolberg, die fich, wie die im Befige ihrer Tochter der Grafin Bylandt-Rheidt befindlicen Gemalde beweisen, auch selbst als Malerin von Calent und Geschmad betätigte, it im Dreiviertelprofil nach links dargeftellt und zeigt ein jugendlich frifches, fluges Geficht, dem eine leichte traumerische Dersonnenbeit einen eigenen Charme verleiht. Bu bem rofigen Teint find das lichte Blau des Kleides und der duntlere Con des Schals, der über dem linken Arm rubt, außerordentlich fein abgestimmt. Die drei hellen Rojen an der Corfage vervollständigen den anmutigen, toloriftifchen Gefamteindrud. An dem Bilde der Frau Therefia Wolf erfreut der besondere Liebreig des madchenhaften Antliges, aus dem zwei große Kinderaugen ernft und verfcuchtert bem Beschauer entgegenleuchten. Bu ben fcwarmerifden Bugen stimmen die gelbblauen Sarben der Seidentaille mit dem ichwarzen Spigenfragen. Dortrefflich gesehen ist das Portrat der Frau Auguste Winter (1847 gemalt), beren freundliche, pornehme Gestalt eine elegante Seidentaille, um die ein Bermelinmantel gelegt ift, porguglich fleibet. Ein Bilb, bas gang aus ber Art bes Enbl ichlägt (im gleichen Jahre entstanden ift, und bis por furgem im Befige des Geren Cichtmann), ift bas "Interieur einer Schmiebe". Es mutet uns wie ein zartes Praludium zu der frastwollen Sinsonie des "Eisenwalz-wertes" von Menzel an. Durch die breite, offene Tur einer landlichen Schmiede bringt ein mattes, diffuses Licht, das an dem mächtigen holapflod und ben großeren und fleineren Geratichaften unficher vorbeibufdend, fich gu einem ichmalen länglichen Querftreifen über den mittleren Raum legt und die Gestalten des arbeitenden Schmiedes und seines Gastes, der an dem Türpfosten sich niedergelassen, in ein eigentümliches Helldunkel hüllt. Ein Kabinettstüd realistischer Seinmalerei ist die an die besten Werke eines G. Dou gemahnende: "Alte Frau, aus der Kirche tretend" (demselben Jahre angehörend; Eigentum des hofmuseums). Welch einen warmen beseelten Ausdruck hingebungsvoller Inbrunst hat der Künstler den noch immer schönen Zügen der betenden Frau verliehen, welch einen lebendigen Sleischton in die wohlgesormten, troß Arbeit und Alter nur wenig verkümmerten hände gelegt, aus denen die innige Frömmigkeit ihrer Besitzerin sast zu strahlen scheint!

Don der auffallenden Dorliebe Epbls für die Wiedergabe der Scharfgeprägten Linien alternder Gefichter legen die vielen in der nachften Zeit meift um ben gleichen Stofffreis fic bewegenden Werte ein beredtes Zeugnis ab. So bezeichnet die (im nachften Jahre gemalte, für die Galerie Winter bestimmte) "Betende Bauerin", die in der Kirchenbant figt und die verschlungenen hande por sich auf das Betpult legt, eine gelungene Variante des lettgenannten Bilbes. Aus dem Jahre 1848 stammt auch die (gleichfalls von herrn Winter erworbene) "Schlafende Großmutter"; das Gruppenbild der leicht eingenichten alten grau, der Cochter, die ihre Dorlejung unterbrochen hat, und des Enteltindes, das fich in feinem Seifenblasenspiel nicht ftoren laft, ift von einer wenig abgerundeten Cinienführung, erinnert jedoch in feiner frifchen Koloristit vielfach an Waldmüller. Wohl um dieselbe Zeit entstanden und dem selben Milieu jugugablen find : das alte Weib mit den gerfolissenen Kleidern, das beim Spinnrad figt (ursprünglich in der Sammlung Galvagni, beute bei herrn S. I. Maner), und bas würdige, weißhaarige Mutterden, mit bem tameenartigen, icharfgeschnittenen Profil, das behaglich in feinem Grofvaterftubl gurudgelehnt, feine Bibel oder hauspostille liest (Besitz des herrn Karl Saber). Ermähnt fei noch das gleichzeitige, Con in Con abgestimmte Bilonis der zweiten grau des herrn von Arthaber, deren Ericheinung mit ben grauengestalten eines Danhaufer einen wefensverwandten Jug aufweißt,

Das Jahr nach der Revolution war für Epbl eines der arbeitsfreudigsten seines Cebens. Außer einer Replit "der alten betenden Frau" entstand das gegenwärtig im Besitze der Stadt Wien besindliche Porträt des Erzherzogs Maximilian von Osterreich-Este, in dem schmucken Kostum des Hoch und Deutschmeisterordens. Der Freundschaft Eybls für Dr. Groß verdanken zwei Bildnisse dieses bekannten Musisschriftsstellers und Begründers des Wiener Männergesangvereines ihre Entstehung. Durch liebe-

vollste Vertiefung in die Eigenheiten des ansprechenden Modells zählen diese Bilder zu den bedeutenosten Leistungen des Künstlers.

Ein herrliches Kinderbildnis, bas befte, bas Endl überhaupt gemalt, ftellt Groß' Tochterden Lubmilla dar (Beliger herr Alfred Pollaczet, Drag). Auf buntlem Grunde ein bergiges Gefichtden, aus dem ein rehbraunes Augenpaar blidt. Das Köpfchen rubt auf entblößten Schultern, um die eine malvenfarbige Stoffhulle drapiert ift, aus deren oberem Rande ein Studden des weißen Bembes bervorlugt. Demfelben Jahre gehort noch ein Selbstportrat Enbls an (Staatseigentum). Bu der Dorftellung, die wir von dem icharfgepragten, vornehmen Erterieur des Kunftlers besitzen, will der fich felber ichmeichelnde, fpiegburgerlich dreinschauende herr, mit dem leicht angegrauten Kopfhaar, breiten fnochigen Gelicht und dem ungepflegten, dichten, nach abwärts gefehrten Schnurrbart nicht fonberlich ftimmen. Wie diefes uns fremd anmutende Bildnis icheint auch bas Portrat der Frau Katharina Jell aus dem Jahre 1851 (Staatseigentum) einer mehr äußeren Mötigung ihre Entstehung zu verdanfen. Mit einer gemiffen Abfichtlichkeit ift im Kontraft gu dem gleichgültigen Gefichtsausbrud ber alteren Dame ihr reichlicher Perlenschmud hervorgehoben, der fich an haar, Ohren, hals und der bunfelblauen Samttaille mit dem weißen Spigentragen aufdringlich bemertbar macht. Durch feinen frifchen, flotten Bug fällt hingegen ber (1852 gemalte, im Befige des fürglich verftorbenen Dr. Alois Spiger gemejene) Studientopf eines jungen Maddens auf. Es tragt ein roja Band in dem glattgefammten Blondhaar, Korallengebange am Ohr ; über ihre entblößten, weißen, icon gerundeten Schultern gleitet ein leichter Rosafchal berab. Dasselbe Jahr brachte auch bas Meisterbildnis der Julie Rettich, die Enbl als Donna Anna de Molina in halms gleich. namiger Tragodie dargestellt hat (Eigentum des hofburgtheaters). hier ift es insbefondere der felbstbewußte, vornehme Ausdrud in dem ernften, ftolgen Gefichte der alternden Tragodin, der den Beschauer gefangen nimmt.

Die Ernennung Endls zum Kustos des Belvedere hatte seit 1853 eine Einschränkung seiner fünstlerischen Produktion zur Folge. Aus dem Jahre 1854 rührt das letzte für die Familie Arthaber gemalte Bildnis der Frau Elise her. Es ist von einer entzückenden Farbentönung in Weiß und läßt vollends das warme Interesse begreifen, das der Künstler an der besonderen Anmut und Jugendfrische seines Modelles genommen. In der "Liebeserklärung" (Besitz des Herrn Ludwig v. Mekler) und der "Ersten Liebe" (bis vor kurzem in der Sammlung des Dr. A. Spizer f) führt der Künstler zwei

junge bauerliche Paare vor, deren verwandte, faft gemeinsame Gesichtszüge in auffallender Weise idealifiert find. Auf dem erften Bilbe wird die recht fentimental dreinblidende, beim offenen, mit allerlei Blumen verzierten Senfter ftebende Bauerndirn von ihrem nicht fonderlich couragierten Liebhaber begruft; auf bem letteren find die beiden einander bereits naber getommen und tauiden ihre Gefühle angelichts der freundlichen Alpennatur aus, unbefummert um die fpahenden Blide ber alten grau Mutter, die hinter ber Stiegentur ihres hauschens lich verborgen halt. Eine einheitliche intime Wirtung übt ber 1856 gemalte "Bettler" (hofmuseum). Bier fällt weniger ber topifche, bei Enbl häufig wiederfehrenbe Kopf, mit dem viel gu fauberen, rofig angehauchten Teint, als bie porguglich gemalte und charafterifierte Gewandung auf, die Enbls hervorragende Eigenart erfennen läßt.

1861 vollendet er das nur repräsentatio gedachte Bildnis des Burgschauspielers Anschütz, in dessen Glanzrolle als Wallenstein (Besitz des Hos burgtheaters). In den einsachen, wenig sagenden Gesichtszügen wird der Beschauerschwerlich einen der bedeutendsten Charatterdarsteller seiner Zeit erfennen. Don einer miniaturartigen Zartheit der Aussührung ist das (1862 datierte) Porträt des herrn don hauslab (bis vor kurzem im Besitze der Frau Dr. Granitsch), das einen noch sehr rüstig dreinschauenden alten herrn, mit buschigen, weißen Augenbrauen, sehr frischen Wangen und einem martialischen Schnurrbart zeigt.

Die letten uns befannten, fünftlerijch vollwertigen Ceiftungen Enbls find Portrate ber Mitglieder der Samilie Cobment. 3n dem Bildnis der Mutter des herrenhausmitgliedes Ludwig Cobment (aus dem Jahre 1865) treten besonders die fraftigen Juge der alten, murbigen Dame mit dem eindringlich mufternden Blid deutlich hervor. Der prachtvolle Glang des dwarzen, glattgeicheitelten haares wird burch ein zierliches, aus weißer Rusche und violettem Banberzeug gebildetes haubchen gehoben. Das halbbruftbild bes Bruders (1866), das von einer erstaunlichen Naturbeobachtung zeugt, ift das Portrat eines leidenschaftlich aussehenden, noch jungen Mannes, deffen fable gelbliche Gefichtsfarbe zu dem eintonigen Schwarg des haares und der Kleidung einen intereffanten Kontraft bildet. In dem (1867 entstandenen) Bildnis des Daters bringt der Künftler den fanft verichmelgenden Ausbrud des vornehmen, gutigen Antliges trefflich gur Geltung. Die Sammlung Cobment bewahrt (aus dem letteren Jahre) auch "das Interieur einer niederöfterreicifchen Bauernftube", ein Wert, das gleich der _Schmiede" ein Ausnahmsplatichen in dem Gefamtichaffen Exdis beansprucht. Aber den weithin geöffneten, hallenartigen Raum, der einen Ausblid nach dem Grün des Gartens und der umliegenden Wiesenhänge gestattet, ist ein mildes, start gedämpstes Sonnenlicht gebreitet, das sich an Wand und Diesen gleichmäßig verteilt und die Sestalten der spinnenden Bäuerin und ihres bionden Cöchterchens stimmungsvoll emporhebt.

Mit diesem seinen, modern empfundenen Werte scheint Epbl, unseres Wissens, seine selbsteiche Tätigkeit abgeschlossen zu haben.

Don nun an beschäftigte er sich vorzüglich mit Ansertigung von Kopien alter Meister, denen er sich in dem letzten Jahrzehnt seines Cebens mit ungeschwächter Krast und liebevollster Begeisterung zuwendete. Der Auktionslatalog seines Nachlasses verzeichnet eine erstaunliche Anzahl derselben. Dornehmlich sind es die berühmtesten Werke der europäischen Parträttunst eines Citian, holbein, Rubens und Velasquez, in deren Größe und Jauber er sich ganz vertieste.

Von der Woche.

1. April. Der Reichsparteitag der Freialldeutschen in Wein ipricht sich für das allgemeine gleiche Wahlrecht und die Sonderstellung Galtziens aus. — In der Generalversammlung des Candesverdandes der ungarischen Sabritsinduktellen hält der Präsident, Magnatenhausmitglied Franz Chorin, eine Rede über die wirtschaftliche Lage in Ungarn und sucht nachzuweisen, daß aus den verworrenen Zuständen in Ungarn nur Gkerreich Vortell ziehe.

2. Eine dänische Deputation überbringt dem Katler die Notifitation der Chronbestelgung des Königs Friedrich VIII. von Dänemart. — Eröffnung des Krainer Candtages. Der Candespräsident unterbreitet eine Dorlage wegen Richberung der Candtagswahlordnung und Schaffung einer allgemeinen Kurte. — Zweiter internationaler Kongres der

Routgen-Gefellichaft in Berlin.

3. Der Kaiser empfängt die Minister Baron Seservary und Kristossy in Audienz. Während dieser Audienz werden die gemeinsamen Minister Graf Goludowsti und Baron Burian dringend in die Hosburg beschieden, worang ein Uronrat unter Dorsty des Monarden katisindet. — Im Dersassunsschuß des Krainer Candtages erössen die Sowenisch-Eiberalen den Odstruktionstamps gegen die Candogswahlresorm. — Der Städtewahlbezirk spartberg wählte August Einspin ner (Deutsche Dolkspartet) mit 818, der Wahlbezirk Neusandee des galizischen Großgrundbessigen den Seiedrich August Breza mit 34 von 35 Stimmen in den Reichstat. — Kongreh für orthopädische Chirurgie in Bersin.

4. Prinz Wilhelm zu Schaumburg - Cippe (geb. 1834) in Nachod †. — Obstruktion der Slowenisch-Liberalen im Krainer Landtag. — In Budapest findet eine Konstenziszusschlieben Baron Seiervarn und Franz Koljuth statt. — Das ungarische Amisblatt veröffentlicht die Ernennung des Gberstaatsanwaltes Dr. Gustav von Gegus zum Justimistister an Stelle Bartholomäus von Lannis und den Kllerhöchsten Befehl, mit welchem der Jahrgang 1904 den ungarischen honvedersatzeierve zur aktiven Dienstlessung einderussen. 38. Deutscher Chirurgensongres in Bertin.

5. Ministerprässent Baron Sejervary erstattet dem Maijer Bericht über seine Derhandlungen mit Kosath.

Die Mitglieder des Eresutivtomitees der ungarischen Koalition mehmen im Prinzip die von der Regierung gemachten Dorschläge zur Entwirrung an. Es soll ein übergangsministerium gebildet werden, das die Neuwahlen ausschreibt. Der neue Reichstag hätte ohne Berührung militärischer Fragen die Wahlreform und die Staatsnotwendigteiten zu erledigen. — Gelegenilich der Dedatie über die Maortofrage im Deutschen Reichstag spricht freihert v. Hertling unter ledhaftem Beisall Gelerrich-Ungarn den Dank aus, daß es bei der Konsprenz im Algectras "mit unwandelbarer Treue" dem Deutschen Reich als Bundesgenosse zur Seite kand.

6. Der Kaifer empfängt den Grafen Julius Andraffin und Franz Koffuth in Audienz. — Graf Georg Karolni wird zum Gouverneur von Stume ernannt.

7. Dr. Alegander Weterle wird vom Kaifer empfangen und übernimmt den Auftrag, ein neues ungarifces Kabinett 311 bilben. Baron Sejervary überreicht dem Monarchen die Demission seines Kabinetts. — Der Krainer Candtag wird vertagt. — Die Delegierten der Mächte unterzeichnen in Algeeiras das Schuchprotofoll, worauf die internationale Konferenz geschlossen wird. — Erössnung des VI. Westpostongresses in Rom.

Die Entwirrung in Ungarn. In zwölfter Stunde ist endlich in Ungarn ber von jo vielen Seiten langersehnte Ausgleich zwischen bem Monarden und den Subrern der Koalition zustande gekommen. Das Kabinett des Baron Sejervary hat seine Demission gegeben, die martantesten Personen der Koalition haben die Geschäfte übernommen und Dr. Alexander Weferle ift der Prafident des neuen Ministeriums. Im Intereffe der ungarifden Reichshalfte der Monardie und beshalb auch Ofterreichs ift es mit lebhafter Freude zu begrußen, daß nun in Ungarn wieder geordnete Derhaltniffe eintreten und ein verfaffungsmäßiges, von einer parlamentarischen Majorität getragenes Staatsregime beginnen tann. Dor wenigen Tagen noch prach man von Derlegung der Derfassung, von Eidbrud, Refifteng, man fürchtete, daß die Neuwahlen nicht zum gesetzlichen Cermine würden ausgeschrieben werden und es hieß, der Konig werde sich durch ein besonderes, traftwolles Manifest dirett an das Doll wenden. Heute ift alles eitel Wonne und Freude, Apponpi und Koffuth erheben ihre Glafer auf Sejervary, und Graf Sichn wird der Bundesgenoffe Weterles! Iwar gibt es noch tein Abgeordnetenhaus, aber ein parlamentarisches Ministerium und manche geboren diefem an, die wenige Stunden vorber von einigen ihrer neuen Kollegen nichts wiffen mollten.

Wie dieser plögliche Umschwung getommen ist, wird man wohl erst in einer ferneren Zeit genau ersahren, zumal nicht zu erwarten ist, daß die Handelnden vorerst viel davon verraten werden. Er scheint auf den ersten Blid seltsam; aber vieles lätt sich erklären, manches auch rechtsertigen. Die Auflösung des Abgeordnetenhauses im Sebruar war von der

Bevölferung gang ruhig bingenommen worden, und es murbe baraus mit Recht gefchloffen, daß der Anhang der Koalition nicht fo bedeutend fei, als man geglaubt. Welche Erscheinungen hatte aber die Siftierung ber Derfaffung nach fich gezogen? Der Regierung des Baron Sejerparn mare es nicht leicht geworden, bas Augerfte gu magen, die Suhrer der Koalition foredten gurud vor ihrem eigenen Untergang ober por offenen Aufruhr. Die Cage mar beiderfeits jo ungunftig, daß man füglich nicht lange gu unterfuchen braucht, ob von der einen oder der andern Seite die Dermittlungsaftion ausging. Sicherlich haben die Ericheinungen auf bem ungarifden Geldmartt, der rapide Rudgang der ungarifden Renten in den lenten Tagen nicht unwesentlich jum Grieden beigetragen.

Erst dachte man an ein Übergangsministerium, nun ist aber in Wirklichteit ein Koalitionsministerium, freisich unter dem Dorsitze Weferles zu stande gesommen, und wie unvorbereitet die Ministerliste war, läßt sich aus mancherlei Anzeichen und aus den vielstündigen Konserenzen ersehen, die von Frettag auf Samstag in Budapest und Wien abgehalten wurden. Die elementare Kraft der Ereignisse aber hat viele persönliche, ja selbst prinzipielle Gegnerschaft beseitigt und manches mehr oder minder selbstlose Opfer mag im Interesse der Wiedersehr gesordneter Zustände gebracht worden sein.

Ob die Ereignisse ber letten Tage nur einen Stillftand der Krife, den mahren Grieden bringen ober den Ausgangspunft neuer und noch mehr erbitterter Kampfe bilden werden, tonnen erft die tommenden Monate zeigen. Die Worte, welche dem Grafen Apponni in den Mund gelegt werden, wonach die großen gragen, welche zwijchen Krone und Mation ichweben, nicht gelöft find, lauten wenig troftreich. Auch was Dr. Weterle gejagt haben foll, ift weit bavon entfernt zu beruhigen und lagt leider darauf ichließen, daß der Kampf nur aufgeschoben, aber nicht aufgehoben ift. Dorerft wird das neue ungarifche Parlament mit der Erledigung der Stagtsnotwendigfeiten voll beschäftigt fein. Dann wird es an die Wahlreform ichreiten tonnen. Wann wird dies geschehen und wie wird diese Reform erfolgen? Durch fie erft wird man volle Klarheit über die legten Dorgange und über den Charafter ber leitenden Politifer erlangen.

Welche Gestalt aber immer die Derhaltnisse in Ungarn annehmen, sie werden
von einschneidender Bedeutung für Österreich
sein. Das neue ungarische Ministerium vereinigt die populärsten Männer des Candes; der
neue Reichstag wird ein sestes Gefüge aufweisen und nicht wenige Chauvinisten zählen.
Osterreich muß auf seiner hut sein und über
eine starte, von einem einigen, in den breitesten
Schichten des Vostes wurzelnden Parlament gestützte Regierung versügen können, soll es nicht
den kürzeren ziehen, soll der Bestand der Monarchie nicht gefährdet werden.

Deutsches Dollstheater. "Das goldene Kalb", von Emil Sabre, ist ein ausgezeichnetes Theaterstüd; im Volkstheater ganz besonders ausgezeichnet, weil man aus den fünschten des Originals vier gemacht hatte. Ein Stüd um die Börse und für den Interessentreis der Börse! Die Leute vom Sach erllärendie Vortommnisse und Verhältnisse für übertrieben, was gleichgültig wäre, wenn diese ausgezeichnete, spannende Theaterstüd nur einen hauch von Menschlichteit besäße, statt Mache, Mache! Ein Vrama, das der Regisseur wie ein Kautschulmanders ausbläst und das dann sehr beweglich und rabiat tut, weil es keinen Inhalt hat.

In Mauretanien sollen großartige Kolonialanlagen kapitalisiert werden. Die Neu-Afrikabank wird zu einem zweiten Panama. Presse,
Kammer, Regierung werden bestochen. Der Insammenbruch ist aber doch nicht auszuhalten.
Der anständige Mensch geht zu grunde, die —
Geldmänner verschiedenster Schattierung handeln
in ihrer Weise. Die "Helden" dieses modernstem
heroentums sind die Barone Chau und Urten
sie sind Rivalen an der Börse, im Leben. Sie
haben die große Szene des Stüdes. Natürlich
sinden sie sich und werden gemeinsam —
genial sein.

Das ist alles sehr interessant, aufregend, ja sogar heiß gestaltet jund Regisseur Vallentin hat in den Massensenn seine ganze Meisterschaft gezeigt. Der Sturm auf die Bantist mit vollendeter und subtilster Belebung des einzelnen innerhalb der Menge durchgeführt. Die Herren Kutschera, Weisse, Jensen, Vallentin, homma vereinigen sich zu einer äußerst wirtungsvollen, eindringlichen Darstellung.

Die Osterreichische Rundschau, heft 76. DRedattionsschluß 7. April 1906. DRusgegeben 12. April 1906. DErausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossp. D Verantwortlicher Redatteur: Dr. Hugo haberseld.

· Notizen.

Preisausschreibung. Die "Settion des Gewerbevereines zur Sörderung des Fremden- und Geschäftsvertehres in Inaim" setz drei Preise im Betrage von 200 K, 125 K und 75 K aus für die besten drei Jeuilletonartifel über Inaim und seine Umgebung. Artifel, welche an dieser Preisbewerbung teilnehmen sollen, müssen innerhalb der Jahre 1906 und 1907 in deutscher Sprache in einer beliedigen deutschen Istiung oder Zeitschrift veröffentlicht worden sein und sind in drei Abdrilden resommandiert an die "Settion des Gewerbevereines zur Sörderung des Fremdenund Geschäftsvertehres in Inaim" einzusenden.

Der Der ein für Candeskunde von Niederößterreich und mehrere andere wissenschaftliche Dereine Wiens haben einen Aufruf zur Gründung eines niederößterreichischen Landesmuseums in Wien erlassen. zeder, der dem Dereine für Landeskunde von Niederößterreich als ordentliches Mitglied (Jahresbeitrag K ?—, Einschreibegebähr K ?—) beitritt, kann bereits sein Scherslein dazu beitragen. Wer außer dem Jahresbeitrage zu Musealzweden einen jährlichen Betrag von K 20— zahlt, wird Sörderer, Stifter leisten entweder einen einmaligen Betrag von K 1000— oder einen jährlichen von K 501— für die Musealzwede. Die Namen der Stifter werden in einem fünstigen Musealzwede verewigt werden. Juschriften sind zu richten an das Setretariat des Dereines, Wien, L herrengasse 13.

Eine Ausgabe sämtlicher Werte Chuard Mörites in einem Bande (534 Seiten Großottav) hat Dr. Gustav Kensner für die Deutsche Derlagsanstalt in Stuttgart besorgt. Die Einleitung (Seite IX bis XLIV) orientiert über Mörites Ceben und Schaffen und weist auf die wichtigste Literatur über den Dichter hin. Die Ausgabe ist in Andeiracht des sehr geringen Preises gut ausgestattet: Druck, Papier und Eindaud sind zu loben.

Brochaus' Kleines Konversations. Lexifon exisseint in fünfter, vollständig neu bearbeiteter Auflage. (Leipzig, S. A. Brochaus.) Der erste Band, der soeben vollständig geworden ist, enthält die Buchstaben R bis "K (1042 Setten mit 1000 Tertabbildungen, 63 Bildertafeln, darunter 63 bunten, 221 Karten und Nebensarten sowie 34 Tertbeilagen). Die Glite und Invertässigsteit des "Kleinen Brochaus" ist besannt. Sowett ein flüchtiges Durchblättern ertennen läßt, sind die Angaben allgemein auf den Stand des heutigen Wissens gebracht worden.

Ostar Wildes "Salome" (Tragödie in einem Aft), übertragen von fjedwig Lachmann, ift in der schönen Ausgabe des Insel-Derlages (Celpzig) in dritter Auslage erschienen. Die Zeichnungen sind von Martus Behmer ausgesährt.

Büchereinlauf.

Unmoderne Citil. Don Dr. A. Citelberg. Wien und Leipzig 1905. Robert Coën.

- Das zweite Geficht. Erzählungen von Serbinand Schwind. Dresben, 1906. E. Pierfons Derlag.
- Studienjahre im Liede. Gedichte von Eugen Kurz. Dresden, 1906. E. Dierions Berlag.
- Sonnensehnsucht. Bilber und Stigzen von Ceben und Liebe. R. R. G. Wünscher. Dresden, 1906. E. Piersons Derlag.
- Die Denus von Milo. Don Herbert Cndwig (Müller-Rellün). Dresden, 1904. E. Pierfons Derlag.
- Mozarts Briefe. In Auswahl herausgegeben von Dr. Karl Stord. Stuttgart. Greiner & Pfeiffer.
- Die itafienifde Bilduismalerel der Renaiffance. Don Karl Woermann. Ehlingen, 1906. Paul Neff Derlag (May Schreiber).
- Schillers Romanzen in ihrem Gegenfatz zu Goethes Balladen. Don Hermann Graef. Leipzig, 1906. Derlag für Literatur, Kunit und Musik.
- Jens Peter Jatobsen und seine Schule. Don Hart M. Brifchar. Leipzig, 1906. Derlag für Literatur, Kunft und Muftl.
- Immermanns Merlin und seine Beziehungen zu Richard Wagners Ring des Nibelungen. Don Paul Kunad. Leipzig, 1906. Derlag für Literatur, Kunst und Muste.
- Theodor Storm als Lyrifer. Don Karl Ernft Knodt. Ceipzig, 1906. Derlag für Literatur, Kunft und Mufil.
- Heinrich Heine. Don Hermann Graef. 2. Auflage. Leipzig, 1906. Derlag für Literatur, Kunft und Mufit.
- Das deutsche Drama, seine Entwickung und sein gegenwärtiger Stand. Don Ernst von Wilden bruch. Leipzig, 1906. Verlag für Literatur, Kunst und Musik.

Eingesendet.



Franz JosefBITTERQUELLE

von Erztlichen Autoritäten seit Jahrzehnten ale das gehaltreichste und sicherete natürliche Abführmittel empfohlen.

DIE DIREKTION IN BUDAPEST.

00	Redaction: Wien, 1. Operaring 3. Telephon 4636.	00
00	Sprechkunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abende.	00
00	Derlag: Derlagsbuchhandlung Carl Konegen (Eruft Stülpnagel).	00
00	Drud von Chriftoph Rether's Sohne, Wien, V. Papier: Schlöglmubi.	00
80	Redattionsfoling für Heft 77: 14. April 1906.	88







de Bedeutung der Verkehrspolitik für Volks= und Staatswirtschaft.*

Don Dr. Walter Barbas.

Jedes Zeitalter der geschichtlichen Entwicklung weist seine besondere Pragung auf, d. h. gewisse Ereignisse oder Zustande druden seiner Gestaltung und Entwicklung das charatteristische Mertmal auf, welches für die historische Beurteilung der betreffenden Zeitperiode maggebend wird und ihr eine gang bestimmte Eigenart perleiht. Frühere Geschichtsepochen waren erfüllt von Kriegen, Eroberungszügen und Dernichtungstämpfen, die eine beständige Gefahr für ein gedeihliches Aufblühen und Wachsen des Volkswohlstandes bildeten und auch für den Sieger stets eine erhebliche Beeinträchtigung der Volkswirtschaft mit sich brachten. Wenn auch gewiß nicht behauptet werden tann, daß das Wort "Krieg" der Gegenwart fremd geworden sei, wenn auch gerade in unseren Tagen mehr als je über die drückende Last des Militarismus Klage geführt wird, der nie so schwere materielle Opfer von der Bevölkerung gefordert hat als in der Jettzeit, so war doch gerade die ständige Kriegsbereitschaft und die kolossale technische Vervollkommnung der Kampfmittel bie wesentliche Ursache, daß die Kriege zu Seltenheiten geworden sind, daß Europa durch mehr als drei Jahrzehnte eines — allerdings bewaffneten — Friedens teilhaftig wurde und sich anderen Aufgaben zuwenden konnte, durch welche dem Dolkswohlstande neue Quellen erschlossen und die Wechselbeziehungen der Völker untereinander in ungeahnter Weise ausgedehnt und vermehrt wurden. Diese heranbildung und Ausgestaltung der internationalen kommerziellen Beziehungen zu einer — man kann beinahe sagen — Produktions- und Konsumtionsgemeinschaft fast aller Völter der Erde waren es, welche unserem Zeitalter die entscheidende Charatteristit verliehen und es "das Zeitalter des Verkehres" werden ließen.

Der Verkehr! Das war das Zauberwort, welches die Volksvermögen vergrößerte, dem intellektuellen Kräfteüberschuß die Wege zur Betätigung wies und stets neue Werte schuf. Der menschliche Geist hat hierin — wie nie zuvor auf irgend einem Gebiete — Volksommenes geleistet, und in dem Maße, in welchem seine Beherrschung der technischen hilfskräfte wuchs, konnte er auch die rapid steigenden Verkehrsbedürfnisse disseren und das Verkehrswesen zu jenem viel-

^{*} Diefer Auffat ist der erste einer fleinen Artifelserie, die den Jusammenhang zwischen Seeschiffahrt und Vollswirtschaft behandeln wird.

Inseraten-Annahme durch die Administration der Osterreichischen Rundschau, Wien, I. Opernring 3 und durch alle Annoncen-Bureaus.
Insertionsprolse: Die viergespaltene Millimeterzeile 25 h, ½, Seite K 12.—, ½, Seite K 20.—, ½ Seite K 35.—, ½, Seite K 60.—, ½ Seite K 100.—, Inserate im redaktionellen Teil K 1.20 für die Petitzeile. Beilagen nach Wereinsomm



BÄDER- UND KURORTE-ANZEIGER.





Solbad Bernburg Anhalt.

Im ganjen Jahr gel-Sol-, Moor-, Licht-, Dampf-

Profpett gratis burch die fil

Johannisbad,

Aleiengebirge. — Wildbad, bejonders für Nervöje und geiftig Überanstrengte. 050–708' Seehöhe, d. N. W. D. Direfter Wagenverfehr Bersiaw. Aust. erieilt Kurtommisson Johannisdad.

Bad Landeck, Schleffen.

Schwefel., Natrium-Thermen, 28-5° C. Moorbader.

Sommerfrijche. Bahnstation

Lussinpiccolo.

Süblichster und wärmster ölterreichischer Winterturort nächst Pola, eches im Süden erbautes Inhalatorium System Dr. Bulling.

Austunft erteilt die Hurvorftehung.

Des erite Moorbad

Franzens

bestigt die stärkten Stahla verdauliche Eisensäuerlin Glaubersalzwässer. Ette-Natürliche, bosiensäurer Minerai, Sol- und Str träftige Moorbäder, Dam elektrische Wannen- u. Eicht mechanliches Institut, ä Alterreich beweren.

medanlides Infritut.
Österreichs hervorrag.
Bewährt bei: Blutarmu
Rheumatismus, Gicht, I Frauentranth., herztranti bis September. Prospe

Bad Salzb

Altheribune allai Cuelle; Hanbers-Initi., Indiain., p. Mallaga, Dibertherarye, Libetich illulaga. Anara bei E Atmungheng, bei Magane un Mallanderer, ibiger.

Olticeba ZOPP0

Norddeutiche

bei Danzig Proipekte gratis und

In vorlieg. Anzeiger toftet ein Inferat

diefer Größe

pro Monat M. 6. – auf 6 Mon. M. 30. ei monatlid zweimalig. Erjdeinen

Wildbad.

Altbemährte heilfräftige Thermen gegen Gicht, Rheumarismus 20. Profpette gratis durch die Königl. Babeverwaltung.

Klösterle Sauerbrunn reichste Natronreichste Natronreichste Natronreichste Natronreichste Natronreichste Natron-

Hochfeines Tafelwasser.

Überall erhältlich! Elgene Niederlage:
WIEN, I. Sonnenfelsgasse Nr. 4.

Schriftst

Bed. Verlag übernimmi i Vertriehv. Gedichten, Nove Dramen elc. Crögt einen I Kul. Beding. Off inb a Hagienstein & Vogler, B



Ergründung der Elektrizität ohne Wunderkultus. K 2-40

Inhalt: Vorwort. — Vom gegenwärtigen Bankerott der eiementarischen Wissenschaften. — Wunderglaube in der Forschung. — Weltanschauung. — Wie entsteht Magnetismus und Elektrizität. — Problem der unterschiedlichen Zonentomperatur. — Wie die Niederschläge entstehen. — Kathodenstrahlen. — Geheimnis des Radiums etc. etc.

Yerher erschienen:

I, Tell

Die Gravitationslehre . . . ein Irrtum. K 1.50.

II. Teil.

gen die Wahnvorstellung vom heißen Erdinnern. K 1.80.

Teppichhaus OREI

K. U. K. HOF- UND KAMMERLIEFERA WIEN, I. LUGECK 2.

GRAMMOPHON SPRECHAP

Deutsche Grammophon-Aktiengesel Wien, I/1. Krugerstraße 8.

Klaviere Dörr

k. u. k. Hot WIE

Geschäftsgründung 1817.

Geschäftsgründt

Die Bedeutung der Verkehrspolitik für Volks= und Staatswirtschaft.*

Don Dr. Walter Barbas.

Jedes Zeitalter der geschichtlichen Entwicklung weist seine besondere Präqung auf, d. h. gewilse Ereignisse ober Justande bruden seiner Gestaltung und Entwicklung das caratteristische Mertmal auf, welches für die historische Beurteilung der betreffenden Zeitperiode maggebend wird und ihr eine gang bestimmte Eigenart verleiht. Frühere Geschichtsepochen waren erfüllt von Kriegen, Eroberungszügen und Dernichtungstämpfen, die eine beständige Gefahr für ein gedeihliches Aufblühen und Wachsen des Volkswohlstandes bildeten und auch für den Sieger stets eine erhebliche Beeinträchtigung der Volkswirtschaft mit sich brachten. Wenn auch gewiß nicht behauptet werden tann, daß das Wort "Krieg" der Gegenwart fremd geworden sei, wenn auch gerade in unseren Tagen mehr als je über die drüdende Last des Militarismus Klage geführt wird, der nie so schwere materielle Opfer von der Bevölkerung gefordert hat als in der Jettzeit, so war doch gerade die ständige Kriegsbereitschaft und die tolossale technische Dervolltommnung der Kampfmittel die wesentliche Ursache, daß die Kriege zu Seltenheiten geworden sind, daß Europa durch mehr als drei Jahrzehnte eines — allerdings bewaffneten — Friedens teilhaftig wurde und sich anderen Aufgaben zuwenden konnte, durch welche dem Dolfsmohlstande neue Quellen erschlossen und die Wechselbeziehungen der Völter untereinander in ungeahnter Weise ausgedehnt und vermehrt wurden. Diese Heranbildung und Ausgestaltung der internationalen kommerziellen Beziehungen zu einer — man kann beinahe sagen — Produktions- und Konsumtionsgemeinschaft fast aller Völker der Erde waren es, welche unserem Zeitalter die entscheidende Charafteristit verliehen und es "das Zeitalter des Verkehres" werden ließen.

Der Verkehr! Das war das Zauberwort, welches die Volksvermögen vergrößerte, dem intellektuellen Kräfteüberschuß die Wege zur Betätigung wies und stets neue Werte schuf. Der menschliche Geist hat hierin — wie nie zuvor auf irgend einem Gebiete — Volksommenes geleistet, und in dem Maße, in welchem seine Beherrschung der technischen hilfskräfte wuchs, konnte er auch die rapid steigenden Verkehrsbedürfnisse disseren und das Verkehrswesen zu jenem viel-

^{*} Dieser Auffat ist der erste einer fleinen Artifelserie, die den Jusammenhang zwischen Seeschiffahrt und Dollswirtschaft behandeln wird.

gestaltigen und weitverzweigten Organismus machen, ohne den heute das Ceben gar nicht mehr gedacht werden kann und der einen großen Teil der allgemeinen Cebensbedingungen umgestaltet hat. So ist das Verkehrswesen, welches Sax* als "die Gesamtheit der Erscheinungen, mit welchen die Verkehrsmittel in der menschlichen Wirtschaft zutage treten", bezeichnet, zu einer vormals unerhörten Bedeutung gelangt und verfügt über technische und kommerzielle hilfsmittel, von denen die Verkehrswirtschaft einer primitiveren Epoche nichts ahnte.

Wie rasch sich allgemein die Erkenntnis von dem gewaltigen Einslusse der Kommunikationsmittel durchsetze, beweisen die Worte eines Nationalökonomen aus der Mitte des XIX. Jahrhunderts,** also aus einer Zeit, welche erst die Anfangsstadien der Anwendung der Dampskraft im Verkehre ausweist: "Man kann die Kommunikationsmittel eines Landes als eine Art von Werkzeugen betrachten, bestimmt, um den Waren die letzte Eigenschaft zu geben, um sie als Güter zu behandeln, nämlich die Zugänglichkeit für den Bedürstigen. Ein Land, dem es an diesen Verbindungsmitteln gebricht oder wo sie von schlechter Beschaffenheit sind, gleicht einer schlecht eingerichteten Werkstäte, in welcher man auch gewisse Artikel nicht oder nicht mit Vorteil erzeugen kann, weil nur schlechte oder mangelhafte Werkzeuge zu Gebote stehen. Nur hat hierin die Natur für einzelne Länder mehr getan als für andere; aber überall wird es notwendig, diese Anlagen auszubilden und zu benützen, soll anders die Wirtschaft nicht zurückseiben."

hat aber das so entwickelte Derkehrswesen die Existenzbedingungen der einzelnen Privatwirtschaften auf völlig veränderte Grundlagen gestellt, so war dies in noch höherem Maße bei den Gemeinwirtschaften und am meisten bei ihrer höchsten Form, dem Staate, der Fall, dessen wirtschaftliche Daseinsformen eine radikale Verschiedung ersuhren. Damit war aber auch für den Staat eine Reihe von neuen Problemen gegeben, eine Kette von Aufgaben gestellt, denen er sich nicht entziehen konnte, und zwar Aufgaben auf wirtschaftspolitischem, aber auch auf sozialpolitischem und rechtlichem Gebiete. Der Staat sah sich gezwungen, den veränderten Verkehrsverhältnissen Rechnung zu tragen und zu ihnen Stellung zu nehmen. Die Art und Weise, in welcher die einzelnen Staaten dies taten, war freilich eine sehr verschiedene, da geographische, nationale und allgemeinspolitische Besonderheiten seden Staat seine eigenen Wege zu gehen nötigten und zu selbständigen, seiner Eigenart entsprechenden Ergebnissen führten.

Die Tätigkeit der Staaten, soweit sie eine Ausgestaltung und Beeinflussung des Verkehres bedeutet, bezeichnen wir als Verkehrspolitik. Der Begriff Verkehrspolitik umfast jedoch zweierlei. Er enthält einerseits die ideale Frage: Was soll der Staat zur Regelung des Verkehres tun? und anderseits die praktische Frage: Was tut der Staat in dieser hinsicht? Demgemäß ist zu unterscheiden zwischen theoretischer und praktischer Verkehrspolitik, welche zwei voneinander streng abzu-

^{*} Dr. Emil Sar, "Die Derkehrsmittel in Dolks- und Staatswirtschaft". Wien, 1878.

^{**} Dr. Jojef Kudler, "Die Grundlehren der Vollswirtschaft". 2. Auflage. Wien, 1856.

grenzende Gebiete darstellen. Die theoretische Verkehrspolitik beschäftigt sich mit ber wissenschaftlichen Untersuchung ber wirtschaftlichen Catsachen bes Verkehres und ihres Zusammenhanges, sowie mit der Erforschung jener Mittel und Wege, auf welchen der Staat als Zwangsgemeinschaft die bestmögliche und ökonomischeste Ausnükung der Derkehrsmittel für die einzelnen Glieder dieser Zwangsgemeinschaft bewirken tann, mährend die prattische Dertehrspolitit von besonderen Derhältnissen und Umständen beeinflukt oder bedingt wird, so daß ihre Erscheinungsformen mit den Ergebnissen der Theorie teineswegs immer in Einklang gebracht werden können. Begrifflich definiert ist demnach die theoretische Verkehrspolitik die Lehre von den Vorkehrungen und Einrichtungen, welche die Gemeinwirtschaft (der Staat) zu treffen hat, um den Verlehr im Sinne des ötonomischen Prinzipes, das ist Herbeiführung des größten Erfolges unter Aufwendung der geringsten Mittel, zu regeln. Die praktische Verkehrspolitik bingegen ist die Gesamtheit jener realen Makregeln, mit welchen die Gemeinwirtschaften an der Gestaltung und Regelung des Verkehres aktiv tätig sind. Das oberste Ziel der prattischen Derkehrspolitik wird es stets sein mussen, die Betätigungsformen, unter welchen lie in die Aukenwelt tritt, tunlicht den Sorderungen der Theorie anzupassen, um die möglichste Übereinstimmung zwischen beiden berbeizuführen. Die theoretische Verlehrspolitit stellt also die Gesetze auf, nach welchen die prattische sich betätigen soll; ihre Aufgabe ist es, die allgemeinen Grundsätze zu erforschen, beren Anwendung und Anpassung an die konkreten Verhältnisse Aufgabe ber praktischen Verkehrspolitik ist. Mehr als fraglich mag es aber erscheinen, "daß es der Wissenschaft ersprieklicher wäre, wenn sie ein Menschenalter lang gar keine Gesete entdeckte." * Wenn es auch gewiß richtig ist, daß mit der Cheorie und Wissenschaft allein tein Staat regiert und tein modern-tolossaler Vertehr geleitet werden kann, so ist doch die wissenschaftliche Tätigkeit gerade auf wirtschaftspolitis schem Gebiete nie ohne bestimmenden Einfluß gewesen, sie war es im Gegenteil, welche die Ideen über die großen wirtschaftlichen Probleme geklärt und auf Grund ihrer Sorfdungen jene Grundfate aufgestellt hat, welche das moderne Wirtschaftsleben beherrichen.

Mit Rücksicht auf die verschiedene Natur der einzelnen Verkehrsmittel war es von selbst gegeben, daß die Verkehrspolitik entsprechend den verschiedenen Verkehrsmitteln verschiedene Wege einschlug und zu verschiedenen Resultaten kam.

Am einschneidendsten haben die Eisenbahnen auf das Wirtschaftsleben aller Staaten eingewirkt, und darum hat sich die wissenschaftliche Untersuchung der Verkehrsprobleme hauptsächlich stets nur mit der Stellung der Eisenbahnen in Volksund Staatswirtschaft beschäftigt. Es ist außer jedem Zweisel, daß den Eisenbahnen unter allen Verkehrsmitteln die erste Stelle gebührt und daß sie die tiesstgreisende Bedeutung für das gesamte nationale und internationale Wirtschaftsleben erlangt haben. In der ausgestalteten Verkehrswirtschaft unserer Tage hat aber auch der Verkehr zu Wasser und vor allem der Verkehr zur See eine so wesentlich erhöhte

^{*} Guftav Cohn, "Untersuchungen über die englische Eisenbahnpolitit", 2 Bande.

und konsequent steigende Wichtigkeit errungen, daß auch ihm eine vermehrte Aufmerksamkeit zugewendet werden muß. Die Seeschiffahrt bietet eine Reihe von wichtigen und interessanten Problemen sui generis — insbesondere in ihrer Stellung zum Staate — dar, welche in der verkehrswissenschaftlichen Literatur fast gar keiner Beachtung gewürdigt wurden. Dieses Gebiet ist dieher fast ausschließliches Wirkungsgebiet der praktischen Verkehrspolitik; für die Verkehrspolitik als Wissenschaft aber ist der ganze Komplex des Seeschiffahrtsverkehres und seiner Aufgaben in großem Maße Neuland. Und ganz besonders in Österreich hat man dem Meere und seinem Verkehre die der Verkehrspolitik so wenig Interesse und Verständnis entgegengebracht, daß diese Lücke in der Literatur kaum wundernehmen darf. Da aber die Schiffahrtspolitik allenthalben ein wichtiger — um nicht zu sagen ausschlagegebender — Faktor des Wirtschaftslebens geworden ist, wird die in weiteren Aufstähen geplante Untersuchung der Probleme, welche sie der Forschung darbietet, nicht als unzeitgemäß betrachtet werden können.

Gespräch von der Bildnisfunft.

Der Künftler. - Der Literat. Don 3. von Schloffer,

K.: Was halten Sie von biefem Blatt?

C.: Kurios — muß ich sagen, dieses in schärsster Beleuchtung vor einem Blätterdicicht auftauchende Brustbild eines Mannes — aber was rede ich? Das ist ja vielmehr eine Anweisung auf meine Phantasie, denn von diesem etwas puritanerhaft anmutenden herrn ist mir ja nicht viel mehr als ein Drittel seines Antliges zu schauen gegönnt! Die ganze rechte Gesichtshälste steat im dickten schwarzen Schlagschatten des breitkrämpigen Schlapphuts, so daß nicht einmal die Augen zu entbeden sind.

K.: Wissen Sie, wen das vorstellt? Es ist der Mann, dessen Name noch vor einigen Jahren die Welt in Aufregung gesetzt hat: Cecil Rhodes, gezeichnet von Mortimer Menpes, dem Ihnen wohlbekannten Mitarbeiter des Londoner "Studio".

C.: Kurios, sage ich zum zweiten Male, und mit mehr Überzeugung, denn es ist wirklich ein seltsames Künstler-Capriccio.

K.: Sehen Sie sichs noch einmal genauer an. Ich glaube, es stedt doch mehr dahinter als eine bizarre Freilichtstudie an einem Dorträt.

E.: Ich kann Ihnen nicht ganz Unrecht geben; man meint den sessen Blid dieser gar nicht vorhandenen Augen zu fühlen, und die allein sichtbare hälfte dieses energisch gekniffenen Mundes deutet auf den Mann, der im rücksichen Verfolgen großer Konquistadorenpläne kaum seinesgleichen hatte.

K.: Nicht wahr? Und diese wenigen Juge genügen dem Kunstler, um mit seiner gang auf den Gegensatz höchsten Lichtes und tiefften Schattens gestellten Studie in uns

den lebendigen Eindruck einer ganzen und geschlossenen Persönlichkeit hervorzurufen. Daß er die Mitwirkung unserer Phantasie in nicht gewöhnlichem Grade fordert, gebe ich Ihnen zu. Gerade darin scheint mir aber ein Reiz des Blattes zu liegen, das auch nicht mit einem primitiven Beschauer rechnet.

C.: Ich tomme aber doch nicht völlig über den ersten seltsamen Eindruck hinweg, den dieses Porträt mit Ansührungszeichen, das auf die Augen, "den Spiegel der Seele", absichtlich verzichtet, auf mich gemacht hat. Noch vor nicht langer Zeit hätte diese Bildnisstudie eines bekannten Mannes, öffentlich ausgestellt, Hohnlachen und Entrüstung eines wohlgesinnten Publikums, wenn nicht das Einschreiten der Polizei des sogenannten gesunden Menschenzesstandes hervorgerusen. Jeht sind wir allerdings schon etwas absgehärtet.

K.: Sie sagen das mit einer so eigenen Betonung und ehemals saßen Sie doch zu oberst auf dem Berg! Aber denken Sie doch an gewisse Tendenzen im modernen Zeichenstil, die sich aus dem Impressionismus heraus entwickelt haben, an Vallottons Schwarz-Weißtöpfe, oder an die Linienstudien eines keden Parisers, wie Forain, die wir neulich zusammen angesehen haben. Erinnern Sie sich an das Capriccio des pausbackigen Kindes, dessen Vollmondgesicht ohne jede Innenzeichnung, lediglich durch den Umriß wiedergegeben war? An ähnliche Allotria im Simplizissimus und so weiter?

S.: Ober Robins Balzac? Aber das ist doch eher eine freie Phantasie über eine historische Persönlichkeit, wie etwa der Molidere Houdons.

K.: Gewiß, aber jenes Momentbild des Romantikers, das der Künstler hinstellen wollte, in dem die individuellen Züge sich in der uns umflutenden Lichtatmosphäre aufzulösen scheinen, steht unserem Zeichner doch erheblich näher als die malerisch gedachte, aber doch in jedem Detail sest und scharf umrissen Buste.

L.: Nun ja, und es ist das Recht des Dramatiters gegen die historische Person. Aber hier, beim Porträt eines Zeitgenossen, der vor uns im Licht gewandelt ist . . .?

K.: Und da sind wir bei der Frage, die uns schon öfters uneins gefunden hat. Was ist denn eigentlich ein Porträt? Was verlangt denn das Publikum von den Künstlern? Die sogenannte Ähnlichkeit, einen höchst unbestimmten Begriff, der uns ost zur Derzweislung bringt, umsomehr, als er sich mit der Forderung nach der Schönheit — dieser tyrannischesten aller Ideen — zu verschwistern pslegt. Es handelt sich also um die — für einen bestimmten Umkreis — möglichst vorteilhafte Repräsentation des betressenen Gutmanns oder Gutweibes. Das ist auch das alte Klagelied intelligenter Photographen. Erst neulich sprach ich mit einem solchen ehrlichen Mann, der sich übrigens längst von dem Sach zurüdgezogen hat, weil es ihm zum Etel ward, den kruden Naturalismus seiner Camera mit linden Retuschen zu verkeistern und sene schauläden, gallertartigen, durch und durch verlogenen Produkte zu liesern, die in den Schauläden der gesuchten Sirmen das Entzüden des lieben Publikums sind.

C.: Da stredt also im Grunde das uralte Inventarstüd ästhetischer Spekulation, das halbwahre Chema von der gereinigten, das heißt verbesserten Natur, sein Eselsohr heraus.

K.: Wobei dem Künstler wohl die anmutige Rolle der Put- und Waschfrau zufällt?

L.: Ich weiß, daß Sie bissig werden wie alle Künstler, wenn man auf diese Wissensschaft zu sprechen kommt — und Ihr habt sie doch selbst theoretisch wie praktisch mit-

begründen helsen! Aber den Ästhetikern selbst ist gerade das Porträt immer zweideutig und verdächtig vorgekommen, und man merkt ihnen meistens an, daß sie es aus dem Tempelbezirk ihrer Kunst am liebsten ganz hinausweisen möchten. Da liegt auch ein ästhetischer Hase im Pfesser — einer von den manchen.

K.: Sicher gehört der Künstler — als Mensch — sehr oft selbst zum Publikum. Aber sobald er Künstler ist, produziert, steht er doch mit seiner ganzen Denkweise auf dem jenseitigen User. Was das Publikum, der Besteller mit Sipp- und Magschaft, von dessen Beutel er ja leider Gottes meist abhängt, von ihm sordert — und ich will ja auch diesem Standpunkt nicht das Recht bestreiten —

£.: Troppa bontà Sua!

K.: Padronissimo — was also zum mindesten im Porträtsach verlangt wird, das tommt für ihn, mein' ich, erst in zweiter Linie, oder sagen wir, Ähnlichkeit und Idealisierung haben für mich eine andere Bedeutung, die auszudrücken mir freilich nicht leicht wird.

C .: Dielleicht verstehe ich Sie. Caffen Sie mich wenigstens versuchen, bei Ihrer Gedantengeburt die weise grau gu spielen. Das Publitum will "Ahnlichfeit" und "Schonheit", beides sehr variable Sattoren, je nach den gerade geltenden Begriffen. Die Ahnlichteit bedeutet ihm eine Tratte auf die Identifizierung des Bildes mit einer, wie tägliche Erfahrung zeigt, meift wenig eraften, häufig aus insignifitanten Jugen unter recht oberflächlicher Erfassung der äußern Sorm aufgebauten "Wirklichkeit" von Bruder Hans und Schwester Grete - oder mit feinem hochft fouveranen Begriff eines berühmten Zeitgenoffen ober Dorfahren. Was die Schönheit anlangt, so halt es sich dem Künstler gegenüber an das Wort Caffos, wenn es auch nie was davon gehört haben follte, und fein Gefallen, das aus den mannigfachsten Unwägbarkeiten entspringt, tann ihm eben nicht wegbisputiert werden. Sur den Kunftler icheint die Sache wesentlich anders gu liegen. Er hat nicht das sozusagen historische Interesse des Laien an der einzelnen Derfonlichfeit, diese ift ihm vielmehr ein Problem seiner Kunft, mit deren speziellen Mitteln auszumachen — ich glaube, es ist eine der gefährlichsten unter den gefährlichen Analogien, wenn man ihn "Pfnchologie" treiben läßt. Es ift ficher icon ein hinüberdenten über die Sache, wenn man den visuellen Eindruck für ihn ein Symbol der Psyche seines Modells fein liefe. Es ift vielmehr fe in Erlebnis, das er nur als fein perfonlices Eigentum interpretieren, das heißt zum Ausdruck bringen tann. Das Publitum bleibt beim Eindruck fteben, der Kunftler, fofern er Kunftler fein will, muß gum Ausdrud forifchreiten, aur Manifestierung seiner eigenen selbstberrlichen Derfonlichkeit - vorausgesett, daß er eine hat, was eben nicht immer ber Sall ift. Die Afthetit des Publitums, wenn man icon den - in diesem Salle übrigens paffenden - alten Namen atzeptieren will, ware dann Eindrudsästhetit, die des Künftlers in polarem Gegensake dazu Kritit des Ausdruds. Der ersten fällt ersichtlich ein viel weiteres Gebiet zu als der zweiten, denn die Kunft ift nur ein Kapitel darin.

K.: Und der Kritiker? Ist er nicht wie Buridans Grauchen dann zwischen beide gepflanzt?

C.: Unhöflich, aber nicht unrichtig bemertt. Übrigens, bilde Kunftler, rede nicht!
- 3hr seid häufig genug zwischen beiden Krippen zu finden.

K.: A nos moutons, mein herr! Wollen Sie nicht gleich fagen, der Künstler bildet im Porträt sich selbst? Ich ware aufgelegt, Ihnen beizustimmen.

- L.: Nun, würde sich damit nicht die allbefannte Catsache erklären, daß derselbe Mensch, von verschiedenen Künstlern gemalt, zumeist sehr verschieden aussieht? Das hat schon ein alter Cheoretiter wie Silarete als ausgewedter Slorentiner gemerkt.
- K.: Ich erinnere mich mit vielem Vergnügen eines Bildchens von Cawrence, das ich irgendwo gesehen habe. Es "stellte" unsern guten Kaiser Franz "vor" ist übrigens nicht eine allerliebste Iweideutigkeit in diesem Ausdruck? er sah aber einem englischen Cord vom Cande zum Verwechseln ähnlich. Aber spinnen Sie Ihren Saden sort, ich sehe es Ihnen an, daß Sie noch viel Flachs auf Ihrer Spindel haben.
- C.: Wohl, Sie haben es aber dann auf dem Gewissen, wenn ich ins Schulmeistern gerate! Soweit scheinen wir ja einig geworben zu sein, daß der Künstler von einem optischen Eindruck, einem "Außeren", dem gemeinen Sprachgebrauch nach, ausgeht; ob und wie er durch seine hochst personliche Bearbeitung desselben gum "Innenleben" des "Andern" zu gelangen vermag, also vom "Phänomen" aus, mit den alten Philosophen zu reben, zum "Noumen" ift ein sehr stachliges Problem, das wir, da die Schauer der Metaphyfit uns anwehen, bei Seite stellen wollen. Das Publitum, und das ist eben ber "andere", halt sich aber bei diesem "Außeren", wie es ihm jetzt durch den Künftler überliefert ist, sehr wenig auf, es will hinter die "Sorm" dringen, "Stoff", "Inhalt" haben, oder wie man diese Kategorien sonst heißen will. Je leichter ihm das gemacht wird, desto lieber ist es ihm. Wohl ein wesentlicher Grund des Widerstrebens gegen alle Neuerungen, die eben die gewohnte Art der Betrachtung erschweren. Denn nicht das Porträt als Ausdrud und Mitteilung einer fünstlerischen Persönlichkeit ist ihm die hauptsache, sondern der reale Mensch, der quasi dahinterstedt, der ihm nach gang bestimmten Richtungen bin bekannt und vertraut ist, sein Gefühl in bestimmter Weise anregt, pro und kontra. Gerade so wie der Primitive hinter den Spiegel gudt, um das Spiegelbild zu sinden. Das Porträt eines Herrn X. läßt die meisten Ceute talt, wenn fie an ihm teine persönlichen Dorstellungen und Gefühle wie an einen Kleiderhaten aufhängen tönnen. Ist Herr X. tein persönlicher Bekannter oder teine Cagesgröße, so tann er interessant werden, wenn er zum mindesten ein hübscher Mann ist; hat ihn aber etwa die Natur stiefmutterlich behandelt, so muß entweder der Reig des hählichen besonders wirklam sein oder der Maler muß schon mit besonderen Kraftmitteln arbeiten, um das Bildnis wenigstens von der Seite der sogenannten "padenden Lebenswahrheit" her zugänglich zu machen. Und das ist dann das uralte, primitivste und populärste Kunsturteil, das von Myrons Kuh und den Crauben des Zeuris her durch alle Zeitalter, gleichviel ob "idealiftischer" oder "realiftischer" Gesinnung in unzähligen Dariationen abgeleiert wird — Sperlingstrititen haben sie die Weimarer Freunde genannt.
- K.: Und der Künstler, von dem eigentlich zuerst die Rede sein sollte, wenn von herrn X. die Rede ist, verschwindet dabei in der Versentung aber es ist eben nicht der gemalte herr X., das Wert und sein Autor, sondern, wie Sie gesagt haben, der wirkliche X., um den sich die Sache dreht.
- S.: Durch das fortwährende Kunstgerede sind indessen heute die wenigsten Seute mehr naw und ehrlich genug, zuzugeben, daß sie in einer Candschaft nicht mehr als eine Kussicht von ihrem Kirchturm sehen, sigürlich und unsigürlich gesprochen.
- K.: Da kann ich Ihnen mit einer drolligen Anekdote aufwarten. In das Bureau eines berühmten Rechtsanwaltes kommt eine Dame. Über dem Tische des Juristen hängt

eine Kopie von Bödlins Toteninsel. Beim Weggehen wirft die Dame einen langen Blid barauf und meint mit einer Miene, in der sich die Erinnerung an vergangene Sommerfreuden spiegelt: Welch schöne Ansicht von helgoland! Der Advotat ist so perplex, daß er bloß mit einer stummen Verbeugung antworten kann. Gleich darauf besucht ihn ein besreundeter Bantier, dem er das Erlebte erzählt. Der schüttelt sich vor Lachen und rust: Zu einfältig! Jeder Mensch sieht doch, daß das Capri vorstellt!

L.: Nun, das Geschichtden braucht nicht erfunden zu sein! Alle bildende und redende Kunft, fagt man, war ab ovo Mitteilung und gebt ihrem Wefen nach pon ihr aus, was wunder, daß der naiv empfindende Mensch por allem den Stoff der Mitteilung aufnimmt, wie er sie eben versteht, und die Sorm des Berichtes, und was damit gusammenbangt, den Berichtenden felbst, vergift und vernachlässigt. Es sind eben zwei Standpuntte, auf der wie in jeder echten Tragodie, jeglicher in seiner Weise recht hat, der Laie wie der Künstler. Im Grunde ift die gange Kunftgeschichte nichts als ein Kampf diefer beiden Anschauungen, wo eine die andere verlegert und ins Unrecht zu segen sucht, und da das doch auf die Dauer nicht geht, eine Stufenleiter von Kompromiffen. Schlieflich ift die Anficht, Die einmal ein bedeutender Künftler geäußert hat - ich bin nicht ficher, ob es nicht unfer Grillparger war — gar nicht so paradox: nur der Künstler selbst könne sein Wert gang, als Künftler nämlich, beurteilen. Denn dem fremden Kunftwert gegenüber ift er ungusweichlich in irgend einem Wintel seiner Seele "Publitum", "Caie". Die feltsam, fast möchte ich das anrüchige Wort pathologisch gebrauchen, beurteilt derselbe Grillparzer den Künstler Weber? Und so meine ich, der Künstler ift eben immer ein wenig in der Lage des Apelles, der hinter seinem Bilde verstedt auf die Urteile der Beschauer lauscht. Der draufen steht, sieht die bemalte Leinwand als eine Tafel an, auf der er seine Dedanten und Meinungen aufschreiben tann.

K.: Das tut aber der Künstler nicht minder, und so scheint der Unterschied wieder ausgehoben zu sein?

E.: Ja und nein; freilich ist für den Künstler sein Wert die Projektion seines eigenen Ichs; aber der große Unterschied ist, daß er in sinnlichen Formen darstellt. Ihm ist das, was auf der Leinwand steht, das Wirkliche und Wesenhaste, weil es seine Tat ist, während der Beschauer gerade dies sein Eigentum sozusagen auslöst, verstücktigt.

K.: So daß in dem Cant, in dem Sie sich manchmal auszudrücken lieben, der Künstler gewissermaßen auf dem Standpunkte des philosophischen Idealismus stünde, während das Publikum wohl den naiven Realismus (so nennen Sie's wohl) verträte, der an der Welt als einem Ding außerhalb seiner haut festhält, das der Künstler nur "nachzuahmen" hat. Aber sehen Sie sich vor, in dem Punkte sind wir vom handwert alle einig, daß wir uns die lebendige Welt da draußen nicht wegeskamotieren lassen!

E.: Darüber wäre wohl einiges anzumerten, aber ich kenne Sie leider als unverbessellich und unbelehrbar. Dessenungeachtet und trotz Ihres boshaften Wortspieles, das Ihnen die Manen des ehrwürdigen Kant verzeihen mögen — ei, leugnen Sie's nur nicht! — will ich Sie doch auf diesem mutwilligen Einbruch in philosophisches Gebiet festhalten. Ich erinnere mich eben einer sehr scharssinnigen Abhandlung, die ich vor kurzem gelesen habe, weil sie gerade an die von uns erörterten Fragen rührt. Ihr Autor, auf den sich, ein seltener Fall, die philosophische Veranlagung vom Vater her vererbt hat, seht sich nämlich vor, die verschiedenen Auffassungsweisen, die das Kunstwert zuläßt,

zu zergliebern. Er geht von einem geschickt gewählten historischen Beispiel aus, dem Gegensatz zwischen Bilderverehrer und Bilderstürmer. Es ist ja klar, daß für den ersten das Bild nur ein Abgebildetes ist, das einen geistigen Inhalt vermitteln soll; für den zweiten nichts als ein Abbildendes, ein Bildwerk, in dessen toten Stoff ein Göttliches zu verehren, hinter dem ein Geistiges zu suchen, Lästerung ist. Dieser Gegensatz ist nicht bloß ein einzelnes historisches Ereignis. Wir beginnen alle sozusagen auf dem Standpunkt des Bilderverehrers; sur den Knaben kann ein Stock das Reitpferd, dem Mädchen ein Stück holz das Wickelkind "vorstellen". Bei sortschreitender Entwicklung pstegt dieses rohe Symbol so wenig zu genügen, als das Brettidol dem Griechen späterer Zeiten genügt hat. Um diesen Prozeß der "Entbildung", wie ihn unser Forscher nennt, auszuhalten, bedarf es immer stärkerer Anlehnung an die Erscheinungsweise des natürlichen Objekts, d. h. der Steigerung der Ähnlichkeit.

K.: Ich verstehe. So wird der Stod zum Steden- und Schautelpferd und das Stüd holz schließlich zur Puppe mit beweglichen Augen und künstlicher Stimme, mit allem Rassinement moderner Spielzeugtechnik, deren unsere Kinder sobald überdrüssig werden, weil ihrer Phantasie und Spiellust gar zu wenig Raum gelassen ist. Wie gerne kehren sie zum holzgeschnitztesten Bauerntand zurück! Neuestens solgen ihnen, und gewiß mit Recht, die modernen Künstler, die sich mit dergleichen befassen, auf diesem Wege. Ich glaube, von hier aus wäre mancher Ausblick zu gewinnen.

S.: Umsomehr, als diese rückläusige Bewegung ganz im Wesen unserer modernen Kunst liegt. Aber erlauben Sie mir, den Gedankengang unseres Philosophen noch weiter zu verfolgen, ihn nach meiner Weise frei paraphrasierend. Auf dem einen Standpunkte haben wir also die Kunstauffassung einzelner wie die ganzer großer Perioden, die man wohl idealistisch zu nennen pflegt...

K.: Und auf dem anderen der Bilderstürmer die sogenannte realistische dis in ihre außersten Konsequenzen? Das scheint mir denn doch ein arger Widerspruch.

L.: Derstehen wir uns nur recht! Was bedeutete dem "Bilderstürmer" das Bildwert? Sur ihn, der dessen geistige Ansprücke ablehnt und perhorresziert, ist es nichts weiter als Materie, die Sorm gewonnen hat, durch den Künstler, dessen Catigkeit ihm allerdings als förderung des Gögendienstes bedenklich und schädlich erscheint. Aber denken Sie daran, daß die Künstler das Hineindeuten, das Hindurchsehen sozusagen durch ihr Wert fast immer mit Unwillen ertragen haben. Denten Sie an die Reattion gegen Anekdotenwesen und Geschichtserzählung, gegen alles, was hinter der Leinwand gesucht wird. Schon der Citel des Kunstwerkes gehört eigentlich dazu, weil er gleich ein Programm für den Beschauer enthält. Bödlins Bilder find fast alle von Kunsthändlern getauft, die das Publikum gut kannten und recht wohl wußten, was ihrem Geschäft zuträglich fei. Schon der alte, grundehrliche Giambologna bat es gutmutig geschehen laffen, daß sein gelehrter Freund Borghini eine seiner berühmtesten Gruppen dem Publitum mit einem antiquarischen Modenamen mundgerecht machte. Gegen die Literatenscheidung pon Idee und Sorm haben fich die Künftler im Grunde immer gesträubt, weil fie deutlich fühlten, daß hier etwas mit der Natur ihres Schaffens nicht stimmen wollte — wenn fie auch als Theoretiter ganz anders sprechen mochten.

K.: Sie steht auch gewiß mit dem Produzieren im Widerspruch. Ich laufe doch nicht mit einer "Idee" im Kopfe herum, die ebenso gut jeder andere hat und vor meinem

•

Bilde auch zu haben glaubt, und die ich nur, weil ich mein handwerk gelernt habe, in irgend einen Stoff säuberlich zu übertragen hätte! Über diese unsinnige Scheidekunst habe ich mich schon auf der Akademie geärgert! Mir fallen dabei auch alle die guten Künstleranekoten ein, von der persistlierenden Antwort Michelangelos auf die neugierige Frage eines Bekannten, wie er denn seine göttliche Nacht aus dem Stein herausgeholt habe, die zu den Jaber-Bleististen unseres lieben Meisters Schwind.

L.: Und so wären wir wieder glüdlich bei herrn Publitus als Widerpart des Künstlers. Der eine mit seinem ewigen hinüberdeuten über das Bild, der andere, der sich ärgert, wenn ihm sein Eigenstes und Innerstes damit wegestamotiert wird. "Das ist eine von den alten Sünden, sie meinen, Rechnen, das sei Ersinden."

K.: Gut, aber vergessen Sie den bedenklichen Gegenreim aus dem gleichen Brevier nicht: "Und weil ihre Wissenschaft exakt, so sei keiner von ihnen vertrackt!" Paßt das nicht doch am Ende auf Ihren philosophischen Gewährsmann? Mir ist wenigstens alleweile die Sähigkeit abgegangen, diesem hintenherumdenken um die lebendigen Dinge einigen Geschmad abzugewinnen.

C.: Da tun Sie ihm wirklich Unrecht! Haben Sie den kleinen Aufsatz erst gelesen, so wird Ihnen zwar seine Aufsassung vielleicht nicht spmpathischer sein, denn sie liegt zu abseits von Ihrem "gegenständlichen" Denken, aber Sie werden sie doch billiger bevurteilen — zumal bei Ihrer Neigung zur Theorie, die Sie selbst, wenn auch etwas widerwillig, zugeben. Übrigens heißt ja Theorie bei den Griechen Schauen und schlägt also in Ihr Geschäft! Aber lassen wir das, es gibt ein Seld, so voll des konkretesten Tebens als nur möglich, auf dem wir eben deshalb, wenn auch von ganz verschiedenen Ausgangspunkten her, ost und gern zusammentrasen, die historie! Ich wollte Sie schon früher an das Mittelalter erinnern, als die Zeit, in der, allgemeiner Annahme nach, die spmbolische, über das Bild hinausgreisende Aufsassung die Oberhand zu haben scheint. Gleich einem Stoiter des Alkertums, aber ganz im Geiste diese Mittelalters proflamiert Dante Poesse, wie Kunst überhaupt als eine Art spmbolischer Sprache für eine höhere, den Sinnen nicht zugängliche Wahrheit.

K.: Zugegeben. Wie triumphiert aber der Künstler in ihm über seine Theorie! Ich erinnere mich recht wohl seiner Kanzone, deren Worte: chi pinge figura, se non pud esser lei, non la pud porre, mir ganz aus einer Künstlerseele herausgesprochen erscheinen. Liegt da nicht der Schlüssel zu dem, wovon wir sprachen, daß Impression und persönlicher Ausdruck nicht zu trennen, Scheidung in Inhalt und Form ein Schemen aus der "Laienästhetit" ist?

S.: Täuschen Sie sich aber nicht darüber, daß dies eine moderne Deutung ist, der Dante schwerlich Beifall zollen würde; auch seine berühmte Aussage über den neuen Stil im Purgatorio ist ja nicht im modernen Goetheschen Sinne zu verstehen. Er hat seine Meinung, die eines echten Scholastisters, im Kommentar zu jener Kanzone auch ganz klar ausgesprochen. Aber gerade dieser Convito, die merkwürdigste Postille eines großen Dichters zu seinen eigenen Werken, scheint allerdings zu beweisen, wie die "Caienästhetit" (die in diesem Salle allerdings die der Kirche ist) den Künstler zwingt, sich selbst zu verleugnen. Hat man nicht die großen Senstergemälde der gotischen Dome mit Recht gemalte Predigten genannt? Überwuchert und meistert nicht das Spruchband mit seinen bogmatischen und moralischen Ansprüchen förmlich das Bild?

K.: Und doch läßt es sich im Grunde so wenig meistern, wie in Dante selbst ber Poet, fast möchte man sagen wider Willen, das Selb behauptet. Wie oft habe ich in französischen Kathedralen an das alles denken muffen! Selbst mit bewaffnetem Auge vermag man taum diese erbaulichen Sprüche, ja die frommen Bilder selbst an diesen himmelhohen Glastapeten zu erkennen. Mußten nicht in der Zeit, da sie entstanden, diese gemalten Predigten eigentlich ihren 3wed verfehlen? Die Ceute hatten ja die Augen des alten Lynteus haben muffen. Wahrhaftig, ich muß die Selbstwerleugnung dieser alten Mönchstünftler bewundern; fie waren darin nicht weniger groß als die griechischen Bildhauer, die die Rudfeiten ihrer Giebelfiguren, die doch kein Mensch mehr zu Gesichte betam, so sorgfältig ausführten wie die Dorderseiten. Aber was Selbstwerleugnung! Bildet der Künftler nicht zuerst und zuletzt für sich selbst, nicht fürs Publitum? Cut er es fich nicht selbst vor allem genug, so muß er ja seinem eigensten Wesen untreu, ein Schelm werben. Sie zuden die Achseln; nun, mit Ihren gewissen Sozialtheorien haben Sie mich oft genug geärgert. Aber laffen wir das und sagen Sie mir, was bleibt denn von Ihren gemalten Predigten im Grunde übrig für alle, die nicht Telestop-Augen baben — doch wohl der mächtige dekorative Eindruck, das entzüdend berbe Linienspiel biefer kolossalen transparenten Ceppiche, und das ist doch sicher etwas rein Künstlerisches? Im Dante bat der Schalastiker den Doeten doch nicht erschlagen können, weil er mit seiner eigenen Person, mit seinem haf und seiner Liebe in feiner Sigur drinnen stedt, und darum behaupte ich, seinen Kommentaren — die ich übrigens nie habe lesen mögen und aller Philologie, meinetwegen auch der Grammatik zum Trot, meine Auslegung, ob fie nun modern ist oder nicht. Ich habe auch nie verstanden, wie man an der Realität der Beatrice hat zweiseln können; ein echteres Jünglingsbuch als die Vita nuova, gerade in ihrer idealischen Überspannung, gibt es ja gar nicht.

L.: Nun, Sie wissen, daß ich in der Bewunderung diese "goldenen Bückleins" mit Ihnen eines Sinnes bin. Aber lassen Sie uns noch einmal auf unser Porträtthema zurücktommen. Auch dem Zeitalter Dantes psiegt man ja das Porträt, wenigstens wie wir es verstehen, abzusprechen; ich weiß doch nicht, ob zu Recht.

K.: Ich gestehe, daß mich die Kunst des Mittelalters — trotz meiner Ihnen wohlbekannten historischen Delleitäten — immer lediglich von ihrer dekorativ-künstlerischen Seite her interessiert hat, also im selben modernen Sinne, den Sie in meiner Auslegung Dantes sinden. Und ich bilde mir dennoch ein, daß sie besser ist als die der vielen Myopse, die an der Commedia herumgeschnoppert haben! Was ich indessen aus dem Mittelalter an sogenannten Porträts zu sehen bekommen habe, auf Siegeln etwa oder in Abbildungen von Handschriften, das war mir häusig zugänglich und erfreulich durch die seine künstlerische Linie, aber Porträts, wenigstens was wir darunter verstehen, schienen mir nicht darunter zu sein. Sie müßten denn Anweisungen auf die Phantasse des Beschauers sein (um Ihren Ausdruck zu gebrauchen), der sie erst aus seiner individuellen Ersahrung auszusüllen hat. Aus einem solchen noch so vortresssich stillsserten Kartentönig einen lebendigen Menschen und Herrscher herauszulesen, ist allerdings keine Kleinigkeit.

C.: Macht Ihnen aber jetzt noch jedes Kind vor, wenn es darauf ankommt. Denken Sie nur an unser altes Beispiel vom Stedenpferd und der Puppe. Ist das nicht ein ganz äbnlicher seelischer Vorgana?

K.: Ich tann Ihnen nicht widersprechen. Aber ich sebe nicht, wo Sie hinaus wollen.

E.: Pazienza! Cassen Sie mich weiter sokratisieren. Ereignet sich nicht, was unser Philosoph den Prozes der Entbildung nennt, auch im Cause dieses "Mittelalters"? Der Kartentönig, wie Sie wenig respektvoll zu sagen beliebten, genügt auf die Dauer eben nicht, man beginnt ihn ganz leise zu individualisieren, der lebendigen Erscheinung anzunähern, um das Symbol, das Ceben, das sonst zu entsliehen droht, sestzuhalten. Dabei lausen denn ganz seltsame Sachen unter, wie in Italien, das sich stets nach seiner glorreichen antisen Vergangenheit zurücksehnt, so zum Exempel, wenn Friedrich II. oder die Freunde Petrarcas, die Carraresen von Padua, sich hinter römischen Masken versteden, die dem Kostüm ührer Zeit so wenig entsprachen als ührer individuellen Erscheinung.

K .: Was auf die Thorwaldsenzeit gleichfalls anwendbar mare.

C.: Ganz richtig, und wer bürgt dafür, daß sich das Gleiche nicht morgen wiederholt. Wir scheinen auf dem besten Wege dahin. Aber von diesen Zwischenspielen wollte ich nicht sprechen. Gerade Petrarca weist uns ja schon in das neue Jahrhundert hinüber, in dem das realistische Bildnis ganz und unbezweiselbar da ist — daß ihm manche Eierschale hängen geblieben ist, tut nichts zur Sache. Dor einem slandrischen Porträt oder einer Quattrocentobüste braucht der Beschauer ja tatsächlich kaum mehr eine Phantasie-anleihe zu machen; der Künstler hat ihm vollständig das heft aus der hand genommen. Was früher ein populäres und primitives Verhalten im Kunstwerke suchte und fand: das unmittelbare Leben — erinnern Sie sich übrigens, wie Giulio Romano noch im "Wintermärchen" Shakespeares zu einer Märchensigur wird? — das stellt jeht ein Kapitel naturalistischer Künstlertheorie vor, die das Bildwert am liebsten bis zu jenen äußersten Grenzen führen möchte, wo die Kunst auszuhören scheint.

K.: Ich errate, woran Sie denken, an jene Wachsplastik mit naturalistischer Bemalung, natürlichen haaren und Stoffen; das Schreckgespenst, das die Ästhetik stets den Künstlern vor Augen stellt.

C.: Mag sie heute sein, was sie will, Panoptitumessett oder Friseurladentunst, einerlei, sie hat eine höchst bedeutende Vergangenheit hinter sich: von den cerae der Römer, denen die romanischen Sprachen ja geradezu den Ausdruck für die Miene entlehnt haben, die ins Empire, und die Biedermaierzeit, wo die demotratische Daguerreotypie dieser alten hösischen Kunst das Cebenslicht ausgeblasen hat. Und bedeutende Künstler, anonyme wie solche von Namen und Rus, haben sich ihr zu widmen nicht verschmäht. In jedem Falle ist sie ein klares Zeugnis für das Bestreben, die Erscheinung so sinnenfällig als möglich hinzustellen, und für die Renaissance ist die plastische Modellierung, das rilievo, die Hauptsache!

K.: Es war mir immer sehr merkwürdig, wie Lionardo, der die Wirkungen vollen freien Sonnenlichts so gut gekannt und studiert hat wie nur ein Moderner, dessenützung in Praxis und Theorie auf das entschiedenste widerrät. Er will nichts davon wissen, weil es alle Details auflöst und die Gesichter flach wie Bretter macht.

C.: Mit dem, was ihm und seiner Zeit am Herzen lag, vertrug es sich auch nicht, und als wahrhaftiger Künstler, dem es mit seiner Sache Ernst war, konnte er auch gar nicht anders raten.

K.: Was die nachfolgenden Maler nicht abgehalten hat und auch nicht abhalten durfte, auf den Wegen, die er von ferne gezeigt hat, weiter zu gehen. Schliehlich haben dann die Impressionisten die letzten Konsequenzen gezogen. heute wandelt ja selbst die

Plastik schon auf diesen Pfaden, und so abenteuerlich die Versuche eines Trubetstoi oder Medardo Rosso sich ausnehmen, sie haben zweisellos ihre ernste Seite.

L.: Und so hielten wir denn abermals bei unserem Cecil Rhodes, an dem Puntte, wo das Individuum, das die Renaissance in möglichst fest geschlossener Form zu überliefern trachtete, in Gesahr gerät, sich in das universelle Medium von Licht und Luft zu verstücktigen. Der selige Bürgermeister Petersen in hamburg hat recht gut gewußt, warum er sein von Liebermann gemaltes Bildnis hinter einem Vorhang verschwinden ließ.

K.: Halt, mein Freund, Sie verfpuren, icheint mir, Luft, unter die "Kunftrichter" gu geben.

E.: Mit nichten. Aber sagen Sie, hat es nicht wirklich den Anschein, als ob wir hier den Umschwung auf eine frühere Stuse mitmachten? Sollten wir einem neuen "Mittelalter" zutreiben? Seit dem Empire tracht ja die alte Gesellschaftsordnung Europas ohnehin in allen Jugen. Schon macht man uns mit einer neuen "Barbarei" bange, die über uns hereinbrechen könnte, wenn die in toller hast ausgebeuteten Steinkohlenreviere der Erde erschöpft sein werden. Auch die Kunsttheorie treibt seltsame Blüten. Neulich habe ich den Ausspruch eines Wortführers der Modernen gelesen — irre ich nicht, so war es Schulze-Naumburg — der klipp und klar verkündete, ein Porträt brauche gar nicht "ähnlich" zu sein, und ein vielgelesener englischer Kunstkritiker bekennt ganz unverblümt, daß er an einer Statue ohne Kopf diesen nur selten vermisse, ja daß ihn dieser als vover-expression« störe.

K.: Ich tann Ihnen wieder mit einem histörchen auswarten, das vielleicht Wasser auf Ihre Mühlen leitet. Dor einiger Seit hatte ein reicher Hankee bei einem in Paris lebenden Schweizer Maler das Bildnis seiner Frau bestellt und es dann zurückgewiesen, weil es ihm zu wenig "ähnlich" erschien. Es kam zum Prozeß. Wissen Sie, was die beiden als Sachverständige berusenen Porträtisten, beide Maler von Rus, ausgesagt haben? Sie kamen zu demselben Schluß, zu dem wir vielleicht auch gelangt wären — daß eine von zehn Malern dargestellte Person zehn Porträte erhalten würde, die untereinander sämtlich verschieden wären und doch, nämlich vom Standpunkte des Künstlers aus, dem Modell in irgend einer Weise glichen. So gaben sie eigentlich die sehr bemerkenswerte Desinition, die wir auch schon im Laufe unseres Gesprächs gestreist haben, daß die Ähnlichkeit in der künstlerischen Interpretation des Individuellen liegt. Daß man dieses Urteil in der Stadt der Blagueurs weidlich glossiert hat, können Sie sich denken.

Spiel, sich auf diesen Canon auszureden, auf seine "Individualität" zu pochen, wenn sie auch, künstlerisch genommen, gar nicht vorhanden ist! Wer kann es auch schließlich den Leuten verdenken, wenn sie für ihr gutes Geld das verlangen, was ihnen eben zuerst am herzen liegt? Schulzes Satz ist indessen kein so albernes Paradozon, wie es beim ersten hören schenen will. Es ist das Künstlerprogramm in radikalster horm, und um dessen Gegensatzur Caienästhetit dreht sich eben die ganze Geschichte. Aber lassen sie uns zusehen. Kommt da nicht der alte banale Satz, daß die Extreme sich berühren, zur Geltung? halten wir damit nicht doch am Ende beim alten, konventionellen Porträt, das der Beschauer aus seiner Phantasie zur Individualität ergänzen muß? Denken Sie an die Augen unseres Sir Cecil! Beginnt damit nicht etwa der Cauf der Kunst von vorn und von neuem, im Sinne jener Spirale, unter der sich Goethe den Cauf aller Entwicklung versinnbildete? Le Temps revient, war die Devise Corenzos des Prächtigen.

K.: Davon haben wir schon öfter geredet. Sie wissen jedoch, daß ich Ihren Ansichten von der ewigen Wiedertunft stets steptisch gegenübergestanden bin. Sosehr ich mit Neigung und Anteil den Verlauf der alten Kunst verfolge und ihn gerne im Spiegelbilde der neuen sehe, so sehr widerstrebt mir die Formulierung historischer Gesehe, worauf es ja doch schließlich hinauszulausen droht.

L.: Da versteben Sie mich doch falfch, dent ich. Unpen der Anschauung find teine abstratten Gesetze, wie fie die Naturwiffenschaft statuiert und die "Entwidlung der Kunft" icheint mir icon feit langem, falls im naturwiffenichaftlichen Sinn gefaßt, eine recht unklare und bedenkliche Begriffsanleihe. Auch das Blatt, das im Frühjahr an derselben Stelle aufsprieft mie fein Dorganger, unterscheidet fich pon diefem gerade baburd. da fe es ihn als Dorganger hat. Mich interessiert dieses konfrete Blatt vor meinem Senster, nicht bas Blatt in abstracto, bas gang andere Gedankenreiben anregt. Das individ uelle Ereignis gehört der historie an, und wenn ich sage, das Mittelalter beginne wieder ab ovo, so möchte ich das eben im goetheschen Sinne verstanden wissen, daß es auf einer höheren Spiralwindung beginnt, bildlich gesprochen, wobei eben die darunter liegende Windung mitgebacht ift. Sie felbst haben einmal, glaube ich, ben mittelalterlichen Menschen mit einem Kinde verglichen, das zu zeichnen beginnt; es ist aber eben nicht das Kind eines primitiven Stammes in unberührter Wildnis, sondern das einer vorgeschrittenen Kultur, dem Erwachsene, mit einem Sonds lang zurudreichender Traditionen, ratend, wenn auch nicht immer fördernd zur Seite stehen. Und darum hat dieses sogenannte Mittelalter ja ein so seltsam altjunges Gesicht, wie ein Spatling aus einer bejahrten Ehe.

K.: Aber auch bei den Griechen hat doch das Porträt als eine Anweisung auf den Beschauer, wie Sie sagen, begonnen? Oder vielmehr, ist das typische Porträt aus Gründen eines national-politischen Ethos, dem wir taum mehr beizukommen vermögen, nicht von ihnen in einer ganz merkwürdigen Steigerung sestgehalten worden? Es scheint mir doch richtig zu sein, daß nahezu alle Porträte ihrer berühmten Männer, die auf uns gekommen sind, gewissermaßen heroisiert und historisiert, nämlich im Sinne ihrer Geschichtschreibung, erscheinen.

E.: Ja, wie sie überhaupt die Ahnherren des Cypischen und Formalen auch in der Wissenschaft sind. Wir alle laborieren im Grunde noch an der Ideenlehre Platos, an der aristotelischen Logik, der euklidischen Geometrie, der alexandrinischen Grammatik, alle Erzeugnisse einer wundervoll ausgebildeten geistigen Technik, gegen die man aber setzt, auf allen diesen Gebieten, die ganz anders, anschaulich und genetisch orientierte Geistesarbeit des in dische Nolkes ins Feld führt. Zum mindesten wird versichert, daß die historische Sprachwissenschaft, wie sie sich im vergangenen Jahrhundert entwickelt hat, den entscheidenden Anstoß aus der Lehre der hindus erhalten hat.

K.: Ex oriente lux, ja, das ist ein altes Gleichnis. Aber wie verschieden ist doch von jener hellenischen die echte römische Porträtplastik, die mit dem Quattrocento zu wetteisern scheint. Ich habe im vergangenen Frühjahr zum ersten Male die wundervolle Sammlung des Brauers Jacobsen in Kopenhagen kennen gelernt. Da stedt ja noch das ganze heutige Volk Italiens drinnen! Ich freute mich unbändig, die wohlbekannten Volkstypen, Pukcinell und Arkecchin, den kümmerkichen Nobike aus irgend einem verschollenen Nest, oder den Cicerone, der mich einmal in Siena dis aufs Blut gepeinigt hat, aber auch manche würdige und wackere Figur wieder zu sinden.

E.: Und doch müssen die Griechen auch hier präludiert haben. Im Lucian steht eine merkwürdige Anekdote von irgend einem alten Condottiere der Korinther, dessen Statue von einem Künstler Demetrios herrührte, in dem Donatello vermutlich einen Geistesverwandten begrüßt hätte. Es ist kurios, daß das Volk dieses ossendar sehr realistische Bildnis von einem Dämon besessen glaubte; der alte Krieger sollte nämlich nächtlicherweile allerhand gespenstischen Unfug in den Straßen treiben, die Leute erschrecken, sich aber gelegentlich auch wohltätig und hilfreich erweisen. Auch im mittelalterlichen Byzanz rumort es überall, wo antike Statuen stehen; da mischt sich gewiß schon das christliche Grauen vor dem Götzenbild mit ein. Aber hier wie dort steckt doch wohl im Grunde die alte Volksmeinung vom dämonischen Leben des Kunstwerkes, das zu Dädalus Zeiten gesesster mußte, und die einem besonders realistischen Bilde gegenüber in Gespensterfurcht ausartete. Es ist in äußerstem Grade die naive Empsindung des Cerribile, Sie kennen ja diesen drastischen Atelierausdruck der Italiener.

K.: Nicht zu vergessen der Magie des menschlichen Abbilds, die wohl heute noch ab und zu betrieben werden dürfte. Oder des Glaubens der Muselmänner, daß das Bild am jüngsten Tage seine Seele vom Bildner fordere. Eine schöne Perspettire übrigens für diejenigen, so sich hienieden im Porträtsach versündigt haben! Aber ich wollte schon längst eine Bemertung machen. Sie wissen, daß ich von meinem seligen Vater, einem leidenschaftlichen Münzsreund, eine ganz hübsche Sammlung ererbt habe, die ich teils aus Pietät, teils aus eigenem früh an diesem niedlichen Palisanderschränischen erwachten Interesse, auf meine Weise zu vermehren nicht unterließ. Da ist mir oft aufgefallen, wie zäh und ausdauernd die Münzen des griechischen Orients am schematischen und spmbolischen Porträt hängen. Von dem Staatsgeld der Ptolemäer und Seleukiden durch die Prägungen der Parther dis zu den Sassaniden herab, asso in einem sast tausendjährigen Zeitraum, stöht man niemals auf ein richtiges Menschenbild. Es sind lauter Symbole, gekrönte Schemen!

E.: Das turioseste der Art dürsten wohl die römischen Imperatoren im hieratischen Stil Altägnptens auf gewissen speinen Tempelgemälden sein; so ungefähr mag man sich die offizielle Kunst im Philosophenstaat Platos vorstellen. Das ist beileibe kein schlechter Spaß, er hat uns ja selbst gesagt, woran sein herz hing, und die Neigung, die Kunst, in seste unveränderliche Formeln, die berühmten "Stilgesehe" und so weiter, einzuzwängen, hat sich ja auf sast alle Philosophen und Ästhetiker nach ihm vererbt. In dem Punkte sind sie übrigens tutti quanti "Publikum", nach unserem Begriff — Verzeihung indessen, daß ich Sie unterbrochen habe!

K.: Das Allerauffallendste war mir aber doch stets, wie nach den Münzreihen der römischen Kaiser des III. Jahrhunderts, mit ihrem höchst derben, wenn auch etwas konventionellen und offiziösen Naturalismus, seit den Konstantinern ein ganz neues Schema hervorspringt. Ein sehr feiner und aristotratischer Topus zwar, namentlich im Vergleiche mit jenen stoppligen Soldatenschädeln der Vorgänger, aber doch augenscheinlich ein Topus, wenn er auch irgendwie persönliche Tüge Konstantins des Großen sesthalten sollte und der von ihm doch nur wenig variiert aus seine Nachsolger übergeht — geradeso wie der heroisierte Alexandertops auf die Diadochen.

S.: Und ein Zusammenhang mit diesem dürfte sogar vorhanden sein; wenigstens erinnere ich mich, daß die späte Antite einen ganz merkwürdigen Alexanderkultus getrieben hat. K.: Nun, haben Sie auch dafür eine Erklärung in petto? Jedenfalls verschwindet von da ab das individuelle Porträt von den Münzen, und ich wüßte nicht, daß es vor der Renaissance wieder zutage träte.

C.: Sie muten mir allzuviel zu. In jeder Weise liegt hier ein mertwürdiges, aber auch höchst schwieriges Problem por, wie benn die spate Antite überhaupt eines ber dunkelften, aber auch intereffantesten Kapitel ift. Ich habe oft darüber nachgedacht, ohne zu einiger Klarbeit zu gelangen, und erinnere mich mancher Unterredung mit einem erft unlängst vorzeitig abgeschiedenen Freunde - Sie haben den Trefflichen ja felbst gekannt und immer hochgeschätt, wenn Sie auch seinen nicht leicht zugänglichen Gedankenbahnen selten sich anzubequemen im stande waren. Er hat die Ansicht vertreten, und mit seinem großen Wiffen und seinem durchdringenden Scharffinn auch wohl zu begrunden gewußt, daß man der späten Antite von dem uns eingepflangten flassigiftifchen Stand. puntt aus niemals gerecht werden tonne. Sie verlange ihren eigenen Makstab wie das Barotto - eigentlich eine selbstverständliche Sache! habe sie doch nicht nur auf geistigem Selde die erstaunlichste Arbeit geleistet - bei den tonservativen Nachzüglern der Antite fei diefe freilich nicht gu finden, wohl aber in der Literatur der Butunft, der driftlichen! Wie fie ferner große bautunftlerische Gedanten zu Ende gedacht hat, so war sie - suchte er uns in seiner liebenswürdig eindringenden Weise zu überzeugen — auch den letzten und feinsten tünstlerischen Wirkungen hingegeben, das Malerische auch im plastischen Kunstwert bis zur äuhersten Konsequeng verfolgend, und darum im Widerspruch, ja in offener Auflehnung gegen die Sormensprache der vorausgehenden "flassischen" Zeit, — von der übrigens die berüchtigten "Stilgesehe" stammen, mit benen wir immer wieber molestiert werden. Sällt Ihnen da nicht Ihr vorausahnender Lionardo ein? Und sollten wir nicht in jener merkwürdigen Zeit fast ein Spiegelbild unserer eigenen sehen durfen, in der ja auch seit der napoleonischen Autofratie mit ihrem revolutionaren Uriprung, alles gur Auflojung alter Sormen, gur Bilbung neuer, noch unbestimmter zu brangen scheint? Erinnert boch selbst die gewalttätige Art, mit ber Konstantin, ber Sortseher bes großen Organisators Diotsetian, seine neue Refibens am Bosporus zu einem tolossalen Museum alter Kunft gemacht hat, an Napoleon und an fein europäisches Zentralmuseum im Couvre. Der plastische Naturalismus der altrömischen Periode mundet in Tendenzen aus, die das einzelne und Konfrete in allgemeine deforative, illusionistische, malerische Sormen auflösen. Ist bergleichen nicht etwa jest wieder und nicht ferft seit gestern - wirksam? Stehen wir nicht etwa auf bemselben Duntte wie jene Alten? Ich mache nur das Fragezeichen und gebe nicht weiter, ich sebe Ihnen ja an, daß Sie mir wieder den geläufigen Dorwurf der Ideologie machen wollen.

K.: Und so tommen wir immer wieder, wie der im Nebel verirrte heidewanderer, auf Cecil Rhodes — nicht wahr? Aber wie wollen Sie sich das alles zurechtschneidern? Ich für meine Person tomme einmal von meinem anerzogenen Klassissmus nicht los und gestehe, daß ich mich jenen Dingen gegenüber von dem Aperçu des Derfalls kaum recht freimachen kann.

E.: Nun, und bezeichnet sich unsere Modernste nicht selbst gelegentlich, nach Geusenart, als Dekadenze? Aber Sie loden mich ja förmlich wie eine Armida in den Irrgarten geschichtsphilosophischer Spekulation! hüten Sie sich, ich habe mein Pulver noch nicht ganz verschossen! Das echte alte Griechentum ist ja auch nur eine Gase, eine Insel der Seligen, wenn Sie wollen, ein verlorenes Paradies — ich verstehe den Zauber des

"Klassijchen" und erliege ihm selbst. Aber auch in diesem Paradiese fehlte die Schlange nicht. Ich glaube im Ernst, daß seit Plato, diesem mächtigsten und verhängnisvollsten Geistestyrannen, den es je gegeben hat, der Zug zum Spiritualismus, zur Entwertung des Sinnliden, Körperlichen, Individuellen und zur ungeheuerlichsten hnpostase des Begrifflicen nicht mehr zu verwinden ist. Und diese innerlice Entzweiung nuchte ja schlieflich bem antiten Wesen ein Ende machen, einem Zustande, der nicht dauern tonnte. Lebten doch die Griechen wie auf einem winzigen Eiland, das der ungeheure Ozean von Barbaren und Orientalen von allen Seiten umbrandete. Die echten alten hellenen hatten auch das deutlichste Gefühl davon. Nicht umsonst war bei den Kolonisten Unteritaliens jene seltsame und rührende Sage im Schwange, daß die Bewohner Pastums einmal im Jahre mit Trauern und Klagen ihres verstorbenen Hellenentums gedächten. Die alte Polis wußte sehr gut, daß ihre gefährlichste Seindin die Spetulation ihrer Philosophen sei. Des Sotrates Rächer waren aber der göttliche Plato und seine Bundesgenossen: eben die Orientalen mit allen ihren mystischen Spekulationen, zulett der siegreichsten von allen, dem Christentum. und von einer andern Seite ber die bilblosen Barbaren — bei einem alten Schriftsteller, irre ich nicht dem Diodor, steht schon, daß den Galliern die griechischen Götterbilder lächer lich portamen. So ist die Antike wirklich von innen heraus an sich selbst zu arunde gegangen. Cesen Sie einmal in den Geschichtschern der Kaiserzeit die beiden böcht mertwürdigen Biographien des semitischen Detadenten heliogabal mit seinen perversen und raffinierten Künstlerneigungen, und des germanischen Naturburschen Maximinus. Don oben und von unten her brangen diese neuen Mächte gegen das alte konservative Patriziat der Mitte an und hatten leichtes Spiel, es zu überwinden, so wacer und ebrenfelt, aber nach rüdwärts gewendet. Senil und impotent wie es längst war. Die Literatur der letten heiden gibt ja ein Exempel davon. Und die neue fruchtbare Kunst der Zukunft, ich denke, in diesem Umkreis dürfen wir sie auch nicht suchen. Im Dienste einer neuen Weltauffassung, die bald in der Staatsreligion gipfelte, hatte sie ihre Aufgaben zu lösen, und daß diese nicht auf der Seite des Individuellen, auch nicht des alten Ideals plastischer Menschlichkeit zu sinden sein konnten, liegt auf der Hand.

- K.: Nun, und heute? Denn da wollen Sie ja doch hinaus, mein Bester!
- L.: Heute? Nun steht nicht einem aufs höchste gesteigerten Subjektivismus, Phanomenalismus und wie viel Ismen Sie sonst noch wollen, das Streben der Kunst nach Ersassung der seinsten und flüchtigsten Impression wohl zur Seite? Hat sie uns nicht eine Art des Schauens nache gebracht, die man früher entweder nicht kannte oder als Abweg empsunden hat? Und sehen wir zu, ob die Entzweiung nicht auch da vorhanden ist. Scheint nicht die schrankenlose Expansion des Individuums in das Gegenteil, in seine totale Entwertung umzuschlagen? Und steht nicht neben der Forderung nach völligem Ausleben der Individualität drohend und unversöhnlich die andere soziale, die den einzelnen, auch höchste begabten, am liebsten als Produkt der Gesamtheit erkennen und danach einschaften will? Derkündet man nicht, daß das Ich unrettbar, die Menscheit ein Polypenstod sei, einen Gedanken, den übrigens schon der alte tiesblickende Lichtenberg hingeworsen hat?
 - K.: Icare, Icare, tehre gur Erde gurud!
- L.: Sie haben den Wolf gerufen, und er ist gekommen. Aber noch habe ich meinen letzten Trumpf nicht ausgespielt. Haben Sie nicht selbst, Schätzbarster, ja, Sie selbst, als Künstler, ein Bekenntnis über das Schickal der modernen Kunst abgelegt?

H.: Bei Gott, daß ich nicht mußte . . .

L.: Nun gut, laffen Sie uns einen Blid in Ihren Salotto da nebenan werfen, den Sie im vorigen Jahr so schon und sinnvoll alfresto gemalt haben.

K.: Haha, ja so meinen Sie's! Die Frau im blühenden Garten, über deren ornamentalen Unterleib Sie immer Ihr weises haupt geschüttelt und stachlige Bemertungen gemacht haben! Die vergesse ich Ihnen nun sobald nicht.

E.: Schon gut, und was ist's mit dieser Dame, die sich in ihrer oberen hälfte in anmutiger Körperlichteit prasentiert, indes ihre untere, statt solid auf dieser sesten Erde zu wandeln, mit ihrem wallenden Kleide in ein flächenhaftes Ornament sich verliert? Ist das nicht ein Symbol der modernen Kunst mit ihrer inneren Zwiespältigkeit?

K.: Es lebe die literarische Deutung! — Neu ist mir das Kapitel gerade nicht. Aber wissen Sie, was ich mir wirklich dabei gedacht habe? Gar nichts, das heißt gedacht in Ihrem Sinn. Gedankenlos hoffe ich aber doch nicht dabei gewesen zu sein; Sie müssen meiner an dieser blühenden Erde haftenden Banausenart schon etwas zugute halten. Mich reizte es unwiderstehlich, das Gewand dieser sehr realen Frauengestalt — ihr Urbild gudt übrigens gerade bei der Tür herein — das "tausendsache Echo der Gestalt", in bewegten Linien ausschwingen zu lassen, und so die Sigur in die Landschaft hinüberzussühren, die rein dekorativ gedacht ist, wie Sie sehen, als anmutiger Ausblick aus diesem Raume, in dem wir manche vergnügte Stunde miteinander versebt haben.

C.: Ich beuge mich in Chrfurcht vor der hausfrau, als dem genius loci. Sie aber sollen recht behalten, liebster Freund, es war ja nur eine Gleichnisrede, wie wir deren heut so viele geführt haben. Wer wollte auch den Künstler, der auf seinem Standpunkt immer recht hat, beiseite schieben wollen!

K.: Bravo, das war ein gutes Wort zur rechten Zeit, denn Sie waren schon bedenklich daran, gleich dem armen, von uns so gröblich behandelten Publikum und seiner "Caienästhetit" sich durch das Bild "hindurch zu denken". Nun lassen Sie uns aber zu Tische gehen, ich wenigstens verspüre nach diesem Gedankenturnen einen recht herzhaften irdischen hunger.

E.: Wohl gesprochen, und beeilen wir uns, der genius loci tonnte sonst ungeduldig werden.

Nota. Die Zeichnung von Menpes ist im XXII. Bande des "Studio" (1901) reproduziert. Der Auffat von Heinrich Comperz, "Aber einige psachologische Doraussehungen der naturalistischen Kunst", ist in der "Beilage zur (Münchener) Allgemeinen Zeitung", 1905, Ir. 160, 161, erschienen.

Aus dem Schauspiel "Hagith".

Don Selir Dormann.

Inhalt: Der alte König klammert sich an das Leben und an den Thron; er will seinem Sohn, der sich voll Ehrgeiz in tatenloser Sehnsucht verzehrt, nicht die Möglichkeit vergönnen, sich tatträftig zu entfalten. Als es mit dem alten König allem Anschein
nach zu Ende geht, wird sein Sohn vom hohepriester, der den Thron nicht eine Stunde

unbesetzt wissen will, zum Nachfolger gesalbt; zugleich aber soll ein letztes, verzweiseltes Mittel angewendet werden, um das Leben des greisen Königs vielleicht doch noch zu retten: man will dem Sterbenden ein junges Mädchen, hagith, zusühren. Der König ist einwerstanden und erwartet von dieser sinnlich-übersinnlichen Opserung seine volle Genesung. Nach einer hestigen Szene mit seinem Sohn, dem er mißtrauisch vorwirft, daß er ja doch nur auf seinen Tod warte, bleibt er mit dem Mädchen allein, das ahnungslos gesommen ist, nicht wissend, welches Schickal ihrer harrt. Sie glaubt, zum jungen König berusen worden zu sein, den sie liebt. Zu spät erkennt sie, für wen sie bestimmt ist, aber jede Flucht ist ausgeschlossen. Der junge König ist wehrlos und verbannt; der hohepriester bereitet ihre Übergabe vor, von welcher nur noch der greise Arzt und ein alter Diener wissen.

Der hohepriester — hagith — der junge König sind anwesend, als der alte König, vom Arzt gestügt, auf der Cerrasse des hintergrundes erscheint. Hagith slücktet beim Erscheinen des alten Königs in den Schatten einer der Säulen, die das dunkle Gewölbe tragen, welches das Schlasgemach des alten Königs darstellt und im orientalischen Prunk einer ganz frühen Zeit ausgeschmückt erscheint. In metallenen Beden brennen blaue Flammen, auf einem schwarzen Marmorblod liegt der funkelnde Kronreis. Ein niedriges Gestell, von Fellen und Seidendecken umkleidet, dient als Cager.

Der alte König: Mein hoherpriefter, daß du endlich tamft!

Und mit dem Neugesalbten hand in hand! Ein würdiges Paar, das Alter und die Jugend Ringt keuchend um den Preis der Niedrigkeit!

Das Bündnis kommt zu früh — ihr seht — ich lebe —

Der hohepriester: Dem höchsten Dank, wenn er dich uns erhielt!

Und Dant für jeden Tag, den er dir schenkt! Nicht auf die heilige Höhe deines Thrones, Jur Seite nur stellt ich den Knaben dir, Daß er im Strahle deiner Sonne reife —

Der alte Konig: Du drehft die Worte fclau, wie du fie brauchft!

Und drehst die Caten noch, wenn's irgend geht. Mich wirst du doch nicht täuschen, du nicht, er nicht,

Ich bin ja doch noch schlauer als ihr Zwei.

Der hohepriester: Du weißt, was wir bereitet für Dein heil?

Und die Erleuchtung, die mir Gott gewährt?...

Der alte König: (Jum jungen König.) In beine Kammer geh' und rufte bich!

Die Wachen sind verständigt und bereit, Erfahren will ich noch in dieser Stunde, Daß der Gesalbte meine Stadt verließ.

Der hohepriester: Ihr sendet ibn?

Der alte König: Bin ich der König — oder

Der hohepriester: Wie du befiehlst - - -

(handbewegung des alten Königs, der junge König geht. hagith will mit hinausschlupfen, der hohepriefter halt fie am handgelent feft.)

Der hohepriester: Du folgst ihm nicht, du bleibst!

Der alte König: helft mir hinunter jest. Mir will's erfcheinen,

Als trallte sich die Nacht mit Leichenfingern In mein Gebein. — Ging er auch wirklich fort? Seht nach, ob er nicht lauscht, er soll's nicht seh'n,

Wenn mir die Kraft versagt.

(Argt führt ihn gum Lager.)

Der hohepriester: Die Kraft ist dein.

Don dieser Stunde wieder dein — und ich, Den du so schwer gefrankt, ich bin es, der —

Der alte König: 3d weiß, ich weiß — fieh' lieber por die Cur

Wo diefes Madden bleibt?

(Der hohepriefter will hagith zu ihm führen.)

hagith: (Shaubernd.) Caff' mich davon!

Der alte König: Wer sprach jest hier?

Der hohepriester: Das Mädchen ist gekommen.

Der alte Konig: Subrt mir fie por!

hagith: Was wollt ihr benn von mir? -

Der hohepriester: Komm, hagith, lass' dich führen, sieh', dein König —

hagith: Sagt mir zuerst, weshalb ihr mich berufen! —

Nein, sagt es lieber nicht, ich will's nicht wissen —

Nur fort von hier —

(Slieht gur Tur.)

Der hohepriester: Die Core find geschloffen,

Es ist umsonst, was immer du versuchst -

hagith: Was wollt ihr benn von mir?

Der alte König: Sag' ihr, mein Priefter,

Sag' ihr, was mich bedroht und was ihr König Don ihr erhofft, sag' ihr — sie soll — ich will . . .

Es kehrt zurück, aus allen Winkeln kriecht's Eiskalt und drohend, ich erstarre, hilfe —

(Arzt um den König beschäftigt.)

Der hohepriester: 3ch preis dich, hagith, und ich segne dich,

Du bist erwählt aus dieses Candes Cöchtern —

hagith: Sein Weib? — Ich will's nicht sein —

Der hohepriester: Diel mehr als Weib.

Sein Leben legen wir in deine hand, Du wirst es hüten als dein höchstes Gut. Mit weichen händen, blutbeseelt und warm, Wirst du die starren Adern leise streicheln, Sein müdes herz, das stoden will, wirst du Mit deines Atems hauch zum Schlage treiben.

Bagith: Berühren foll ich ibn?

Der hohepriefter: Mehr als berühren!

Mit einem Mantel von lebendiger Glut, Mit Haaren, Lippen, Händen ihn umschließen,

hingebung jeder Atemzug -

hagith: Erbarmen —

Der hohepriester: Gesteinigt stirbst du, wenn du dich versagft.

hagith: (Bricht ftohnend gufammen.)

Der alte König: (richtet fich langfam auf.) habt ihr mir nicht gesagt,

das Mädchen tam?

Der hohepriester: hier liegt fie, herr, ergeben dir zu Sugen. Der alte König: Wohlan, dann geh' und sammle deine Priester,

Sie mögen beten mit erhob'nen Armen
So lange nur ein Stern am Himmel steht.
Und Seuer sollen steigen vom Altar,
Gewürzt mit Sandelholz und edlem Öl.
Und was an Tieren noch der Tempel birgt,
Derblute heut. — Geheiligt sei die Nacht
Dor Gottes Angesicht, in der wir neu
Das Leben sessen und zurüderobern,
Einhalt gebietend uns zurüderobern,
Einhalt gebietend uns Priester, zu gehen, Pause.)

Der alte König: Wo bleibst du, Mädchen? Warum zögerst du?

Die Nacht rückt weiter und die Kälte steigt, Cass deiner Liebe warme Quellen strömen Und spüle mir hinweg des Alters Qual.

hörst du mich nicht? - Wo bist du, Madchen, tomm!

bagith: (Don fern.) Bier bin ich, herr.

Der alte König: So fern? Bannt dich die Furcht?

Wirf sie von dir, mein Kind, komm frei heran, Du bist jeht mächtiger als ich, dein König — Ein Bettler din ich, der Almosen heischt Don einer Reichen, die verschenken kann Geheimnisvoller Kraft köstlichstes Gut.

hagith: 3d will Euch gern' zu Willen sein, wenn 3hr . . .

Der alte König: Was also zögerst du — ich harre beiner —

Sehnfüchtiger als

hagith: Mein großer, großer König,

hinbreiten möcht' ich ftammelnd eine Bitte

Der alte König: Es tann nichts Kleines sein in dieser Stunde,

Die einen König gab in beine Hand — Doch sei es, was es sei, es wird geschehen, Wenn Kraft nicht traftlos, Macht nicht machtlos ist

Dor beiner Bitte wuchtenber Gewalt.

hagith:

Derlaßt den Thron! Kommt mit mir in die Berge! Kommt in die Berge, wo die süßen Wasser Die grünen Gärten tränken, uns zur Lust, Ihr habt so viel getan, so große Dinge, Ihr dürft jetzt endlich ruh'n . . .

Der alte Konia:

Derfluctes Weib, Kommst du mir auch damit! — das ist die Bitte? Mit ihm bist du im Bund? Don ihm gesandt? Nie wird das sein! So lang' ich lebe, nie! Nuglos verschwendet ist da sedes Wort. Oh, ich durchschau dich ganz! Gemeiner Sinn Und gier'ge habsucht lenken deine Zunge. Wohlan, heraus damit, sag' mir den Preis, Den er dir zahlt, die Stund' ist schlau gewählt, Derdoppeln will ich gern', und Weib bleibt Weib. Ich hab' ihn lieb, den jungen König, lieb.

hagith:

Sein Glüd will ich erkämpfen und auch beines. Mein Glüd? Willst du mich höhnen, kleine Viper, Scherzhaft einträufeln dein verdammtes Gift?

Der alte König:

Mein Glud fagft du? - und willft von mir erreichen -

hagith:

Daß beine blinden Augen endlich seben, Was dir und ihm und allen einzig frommt: Der späten Tage gold'nen Abendglang Sollst du, befreit von deiner Krone Cast, Mit fel'gem Sinnen traumerisch genießen, Von sanfter Freuden sugem hauch verklärt Und von des Sohnes Liebe eingewiegt, Der einen Vater fand für einen Seind. Wie einer Wolte schwerer Riesenschatten, Der talte Nacht auf alle Bluten ftreut, So stehst du zwischen ihm und seinem Glud. Gönn' ihm das Licht, das er zum Leben braucht, Caff' ihn zu Macht und herrlichteit gelangen, In seiner Jugend Kraft und Tatenfreude, So lang sein herz noch vor Begierde klopft Und sonnenauswärts seine Schwingen dehnt Und nicht als alten Mann, der abwärts steigt, Derbraucht und müde, eh' er noch begann,

(Der König lauscht in düsterem Brüten.) Die Cenden lahm, das helle Aug' getrübt, Don nie gestilltem Durst die Kehle siebernd, Das hirn zersressen, ausgehöhlt und saul Don brütender Derzweissung, irrer Sehnsucht Nach einem Ceben, das er nie gelebt,

Und ungenützt im armen Tag verrann! Der alte Konig: hab ich's gekonnt, vollenden, was ich träumte? Ich hab es nicht gekonnt, warum soll's er? Ich tam zu spat hinauf, er soll es auch! Soll ich nur Schemel sein für seine Größe! Dorläufer ich, Vollender er allein —

> Ich weiche nicht, mag zehnmal seine Jugend Und mögt Ihr alle, alle meinen Thron Derwünschen und umrütteln, ich fteb' fest Und trope dir und ihm und einer Welt, Wenn fie mir beulend auch entgegenfturgt. Mir hat der Priester dich geweiht, nicht ihm! Es ist dein Tod, wenn du dich länger weigerst.

Nie leben wird mehr, weil die Kraft dahin —

Ich sterbe, wohl, doch nicht allein, auch du! . . .

Und über unsere Leichen zieht er ein, Der junge König in den jungen Tag.

Der alte König: Was drängst du dich und mich dem Tod entgegen,

Lock dich das Leben nicht? Was lock dich denn? Lock dich der Thron? Ich bebe dich empor! Derlangst du Macht? Sie sollen por dir zittern! Willft du dich rächen? hast du Seinde? — Blut Soll durch das Cand wie Durpurbäche flieken, Ein Röcheln und ein Stöhnen Tag und Nacht Soll dich umzittern, wenn du Qualen liebst . . . Und willst du Gold? hier sind die Schlussel, nimm!

Die Kammern steh'n dir offen, wälze dich Wie eine Trunkene im Schlamm, durch Gold, An schimmernden Juwelen reiß dich blutig, Und brich zusammen unter ihrer Caft — Nur eins verlange nicht, daß ich mich selbst

hinunterstoßen soll -

hagith: Komm in die Berge!

> Dein will ich sein zum letzten Tropfen Blut, Wie ein vertauftes Tier, tannft du mich schlachten,

Mur gib bein Königswort, gelobe -

Der alte König: Mein!

> Ich tonnt mein Wort dir geben und zerbrechen, Wenn ich gerettet bin, und tonnt dich toten,

Wenn ich gerettet bin, und könnt — — boch anders

Kann ich es auch —

(Er ift ber hochaufgerichteten hagith naber gefclichen und fatt fie ploglich.)

ich reife dich an mich

Und hole tämpfend mir mein neues Leben.

hagith:

hagith: Du zwingst mich nicht!

Der alte König: Ich zwang noch jedes Weib.

hagith: Mich aber nicht.

Ich halte, was ich halte. Der alte Könia: (Sie ringen.)

Du ringst dich nicht bervor, es ist vergebens.

hagith: D, hatt ich Kraft und könnte bich ermorben.

Du darfft nicht leben, Gott im himmel bore.

Der alte König: Er hat gehört — und ich bin's, den er börte! (Der alte Konig brudt fie gu Boben.)

> Siehst du, du tannst nicht mehr, du bist besiegt. Jett kann ich mit dir machen, was ich will. D, diese Wärme — und der Duft der Anast. Der feucht und wurzig beinem Leib entsteigt. Wie beigt er füß und lieblich mir das Blut. 36 haffe did, id spei' did an! Erbarmlid

hagith: Und elend bist du, klein und jammervoll,

> Ein lächerliches Zerrbild beiner felbft, Die Ohnmacht beuchelt Kraft, Niedrigkeit — Größe:

Schwachsinnige Angst spielt Überlegenbeit

Und stellt sich mutig an!

Der alte König: Ich sag dir, schweig . . .

hagith: Erschleichen und ergaunern willst du dir

Mit feiger, hinterliftiger Gewalt, Was freiestes Geschent der freien Seele.

hingabe brauchst du, brauchst, versteh mich wohl, Brauchst eine Magd, die sonft dein Sug verstieße,

Begierig wie ein armer Kettenhund

Mußt du vom Brot des haffes wedelnd nagen,

Als war's der Liebe fuße Speife.

Der alte König:

hagith: Der König braucht die Magd, der König hängt

> An ihren Atemzügen, wehrlos, hilflos, Die Gnadenspende ihres Leibes braucht er,

Der König ward zum hund, zum hund des hundes, Nur weil er braucht und fann nicht toten, tann nicht, Nur weil er braucht, muß angstbeklommen zittern,

Schweig . . .

Daß er im Jorn ermordet, was er braucht!

Ich sag dir, schweig, du lügst, ich brauch dich nicht! Der alte König:

Brauch so dich nicht, daß ich mich selbst verliere!

Bagith: So stok mich doch von dir, wenn du es wagst!

Tritt mich mit Suffen, stampfe mich zu Tode, Wenn du es wagst — siehst du, du wagst es nicht!

Herab vom Thron, denn du besudelst ihn!

Du bist nicht wert mehr beines Volles Krone, Denn du bist feig, well du mich brancft und beine Erbab'ne Seele triecht vor mir im Stanbe. In aller Beimlichteit, weil du mich braucht. Und muh Beschimpfung dulben, ohne Race, Erniedrigung und Schmach, weil du mich brauchst!

(Der alte Konig foleubert fie gurud.)

Der alte König:

Genug, hinweg mit dir! Ich brauch dich nicht! Und deine Jugend nicht, noch beinen Leib! Ich brauche teinen, teinen - außer mir. Mein ist die Kraft in alle Ewiskeit Und mein die Herrlichteit von Anbeginn! Die alten Slammen lodern wieder auf. Es ranscht und fingt das Blut sein wildes Lied. Das langentbehrte, süß pertraute Lied Und jagt die roten Perlen burch die Abern Mit ungestümer Luft — es ist geschehen . . . Das Ceben ist erneut . . . Mein Königswille hat es allein vollbracht, er zwang das Leben In meinen Leib zurüd auch ohne dich — Der Todesengel Asrael entfloh -Noch bin ich, der ich war — und Erz ist Stroh, Basalt ist Wachs, Smaragd ein Taubenei, An meines Willens Sestigkeit gemeffen. Ich weiche nicht zurud, ich weiche nie! Geh du zu beinem Knaben, den du liebst, Und sag' ibm, daß sein Vater ibn verlacht, Derlacht, sag' ibm, und weiter, weiter lebt! (Er bricht gujammen. Paufe.)

hagith:

(Wie aus einer Betaubung erwachend, beugt fich langfam tiefer und tiefer, bis fie fcheu fein Berg berührt.) Mein junger König! Du! Jest tam bein Tag! (3hre Angft geht in einen Freudentaumel über, fie fturzt zum Dorhang ber Terraffe und ichreit jauchgend binaus.) Der König ist tot! Der König ist tot, ist tot! (Stimmen nehmen den Ruf auf und geben ihn weiter, bis er in der Serne verhallt. Mufchelhörner beginnen mit langgezogenen Tonen

Er war —

feltfam und fläglich zu beulen.)

Der hohepriefter: (Tritt haftig mit Gefolgicaft ein.)

hagith:

Was rufft du da — der große König — ist . . .

Der hohepriester: So weißt du auch, was dich erwartet, Weib. hagith:

Ich weiß, mein hoberpriefter, ich darf sterben

Sur meines jungen Königs Herrsichkeit.

Auch bas ift Glück!

Der hohepriefter:

- Wohlan - so steinigt fie.

(Große Bewegung.)

Sie hat gesündigt wider mein Gebot, Ein heiliges Gesetz hat sie zertreten — Dem großen König hat sie sich versagt.

(Bewegung.)

Und mit dem Blut, das ihrem Ceib entquillt,
Bestreicht die Schwelle, die der junge König
Betreten muß, wenn er uns wiederkehrt.
Dies sei der erste Gruß, den wir ihm bieten.
Ich aber hüte des Erhabenen Schlaf.
(Er sett sich zu Sühen der Königsleiche, die bereits früher vom Boden gehoben und aufs Cager gebettet wurde. hagith wird abgeführt.)

(Vorhang.)

Wilhelm Sischer.

Jum fechzigsten Geburtstag. Don Viftor Wall.

"So steht mein Entschluß fester als jemals, nie auf Essett zu arbeiten, keiner beliebten Manier, keinem anderen Sührer als der ewig wahren Natur durch die Windungen des Menschengersens zu solgen und unserer blasierten Zeit den Rücken zuzukehren. Ich mag und will jetzt nicht berühmt werden; aber nach fünfzig Jahren möchte ich gelesen werden." So schried im Sommer 1843 Annette von Droste-Hülshoff an Frau Elise Rüdiger. Mir kamen diese Worte wiederholt in Erinnerung, als ich mich mit dem Wirken des deutsch-österreichischen Dichters Wilhelm Sisch er in Graz beschäftigte.

Ausgestattet mit der seltenen künstlerischen Tugend des Wartens, die seine Zeit kommt, ließ sich Sischer nie von einer Modeströmung treiben und ebenso verschmähte er es, die Pauten und Drommeten billiger Reklame für sich schlagen zu lassen. "Ich muß jedem dankbar sein, der auf mein Wirken ausmerksam macht," schrieb mir Sischer einmal, "aber alles andere, was damit verbunden ist, gilt mir als Nebensache".

Sischers Name ist in Deutschland eigentlich erst beim Erscheinen des Romanes "Die Freude am Licht" (1902, 10. Aust. 1904)*) bekannt geworden und doch steht der Dichter bereits im 60. Lebensjahre.

Über den rauschenden, nicht selten hochtrabenden Sestesseiern zu Ehren toter Dichter, an denen die Nachwelt sich brüstet gutzumachen, was oft die Mitwelt verschuldete, hätte denn Sischer wohl zu fordern, daß man nicht länger gleichmütig an ihm vorübergehe, sein Lebenswert überschaue und die fünstlerische Bilanz seines Schaffens ziehe.

*) Sifders fantliche Werte ericienen in geschmadvoller Ausstattung bei Georg Muller in Munden und Leipzig.

Sischers äußerer Cebenslauf ist bald überblidt: Am 18. April 1846*) in Csatathurn auf der einst steirischen Murinsel geboren, besuchte er das Untergymnasium in Warasdin, das Obergymnasium in Stuhlweißenburg und tam als Universitätsstudent 1865 zuerst nach Graz, das ihm zur zweiten Vaterstadt werden sollte; 1870 promoviert, wurde er Volontär der steiermärkischen Candesbibliothet, zu deren Vorstand er 1901 aufrückte.

Erst 1880, in der Mitte der Dreißig also, trat er mit seinem Erstling, dem antitissierenden, weitgestedten und sehr schwerssüssigen Epos in neun Gesängen "Atlantis" hervor, worin er seine Welt- und Lebensanschauung niederlegte.

Kein Geringerer als Robert hamerling begegnete dem jungen Dichter mit wohlwollender Aufmunterung. Im Märzheft des "heimgarten" vom Jahre 1880 schrieb er:
"Eine philosophische Dichtung in des Wortes umfassendster und tühnster Bedeutung.
Die allgemeine Entwicklungsgeschichte der Menscheit, dargestellt im Leben eines einzigen
imaginären Volkes und Reiches. Ein an und für sich glücklicher und großartiger Gedanke;
und wenn auch zugegeben werden muß, daß derselbe sich hätte durchführen lassen, ohne
daß das Allegorische in den Charakteren sich so sehr hervordrängte, und die Gespräche
sich so durchaus in seitenlangen philosophischen Betrachtungen und Erörterungen ergingen,
wie es in dem Epos des herrn Sischer der Sall ist, so muß doch vor allem dem Gesühle
der Überraschung Ausdruck gegeben werden, welche das reiche Gedanken- und Gesühle
leben des disher unbekannten Verfassers auf den Leser hervordringt. Daneben ist zunächst
die Kraft und Farbenglut seiner Schilderungen als spezisisch poetisches Merkmal hervorzuheben. Ein gewaltiges Wollen, ein tüchtiges Wissen, ein aller Achtung würdiges
Können ist in seinem Werke betätigt."

Auf dieses Epos folgten vier Novellen unter dem Titel "Sommernachte aus, erzählungen" (1882). Sie alle atmen den bestrickenden Dust der Sommernächte aus, der sich süß verschwiegener Liebe holdselig erschließt. Über der "Sommernachtstragödie" sind die zarten Schleier des Traumes zauberisch ausgebreitet, die sie unter dem rauhen Griff der Wirklichteit jäh zerstieben. Tresslich ist hier das somnambule Wesen des Mädchens gezeichnet, das den seindlichen Ofsizier haßt und sich doch nächtens insgeheim zu ihm hingezogen fühlt, dessen keusche, mit sich selbst ringende Liebe aber unter der groben Tatsächlichteit der körperlichen hingabe zur Rachzier entstammt, der der Geliebte zum blutigen Opfer fällt. Mehr in einen Mollaktord klingt die "Brautsahrt" aus, das verlangende Ringen des Mannes um die sanst widerstrebende Liebe des Weibes, das die aufgezwungene Entsagung des Erlahmenden schließlich mit dem Leben zahlt. "Das köstliche Kleinod" wieder nimmt durch den seinen humor ein, mit dem darin die Jähnung eines der Liebe Widerborstigen geschildert wird. "Eine alte Liebesaventiure" mutet dagegen wie ein mit zartem Griffel entworsenes Märchen an.

Die Inbrunst des Empsindens, die in diesen vier Novellen stets lauter bleibt und nie zu schwüler Sinnlickeit wird, ist Sischers personliche Note. Bisnun gebrach es ihm an der Kraft der Konzentration, noch verlor er sich zuweilen ins episch Breite, allein er zeigte bereits die Sähigkeit, ein Thema psychologisch zu zergliedern und aufzurollen. Dies wird man namentlich am "Köstlichen Kleinod" gewahr, wo ein ansangs bärbeissiger unzugänglicher Mensch gegen seinen Willen langsam zu einem Liebe Suchenden umgestaltet wird.

^{*)} Kürschners Literaturfalender gibt 1849 als Geburtsjahr an, dem eine personliche Mitteilung des Dichters widerspricht.

Mur einmal noch trat Sischer als Epiker auf. Sein Frühlingsidnll in drei Gesängen "Anatreon" (1883) zeigt einen überraschenden Fortschritt gegenüber dem Erstlingswerte "Atlantis" und zeichnet sich durch Leichtigkeit und Anmut des Dersstusses aus. Auch da den Blid ins klassische Altertum gerichtet, schuf Sischer ein liebliches Gedicht aus hellas sonnigen Gestaden, dem aber bereits deutlich deutsches Gemützleben entquillt.

In den "Liedern und Romanzen" (1884) steht er allzu sehr im Banne seiner Dorbilder, namentlich Goethes, Cenaus, Heines u. a. Nirgends ringt er sich zu originellen Bildern, Gestaltungen oder Seelenspiegelungen durch, mag er auch manch hübsche Stimmung wiedergeben oder gemütreiche Saiten anschlagen.

Als Enrifer ist also Sischer von epigonenhaften Zügen nicht frei und erreicht auch nicht die anerkennenswerte höhe, die er durch die Behandlung des Derses im "Anakreon" erklomm.

Mertwürdig lange hielt er sich von seiner eigentlichen Domäne, der Erzählung, fern, denn erst 1891 erschien seine zweite Novellensammlung "Unter altem himmel". In der ersten Erzählung, "Der König im Bade", einer Legende, wird der hochmut zu Schanden und die Demut zum Siege geführt. Die zweite, "Ein Märchen vom Glüde", ist die Geschichte des Mannes, der das Glüd zu suchen ausging, um nach der Ertenntnis, daß der äußere Schein trügt, gesäutert und betehrt wieder zu seiner früheren niederen Arbeit zurüdzutehren. "Ingwar und Ingrid" erzählt uns von zwei Königskindern, die sich nach mancher Irrnis glüdlich zu ehelichem Besitze sinden. Im "Schidsalsweg" erklingt das hohested der Mutterliebe. Die vorletze Novelle "Liebeszauber" nimmt die historie Karls des Großen und seiner Gemahlin Sastrade zum Dorwurf, während in der "Rebenbäckerin" ein Begebnis auf dem Boden der alten Stadt Graz geschildert wird. Alle diese anmutigen Erzählungen zeichnen sich durch echt deutsche Gefühls- und Gemütsinnigkeit aus.

In den 1894 erschienenen Novellen: "Der Mediceer", "Die hochzeit der Baglionen nen" und "Mutter Denedig" ist unschwer zu erkennen, was den Erzähler Sischer zu diesem Stoffgebiete zog: der Glanz, die Pracht, die glutvolle Leidenschaft des Lebens, worin die Antike ein zweitesmal aufblühen zu wollen schien. Weniger um die Themen an sich als um deren Durchsührung mag es Sischer zu tun gewesen sein. Mit satten und vollen Strichen führt er hier den Pinsel und über seinem Bilde strahlt ein Abglanz sener in schönen, großen und nicht selten brutal energischen Linien schwelgenden Epoche, mag er nun ein Sest im Garten Lorenzos von Medizi, die Prunkentsaltung bei der hochzeit der Baglionen oder Venedigs unverwellte Reize schildern. Aber auch das Sanatische, heißblütige gibt er glaubhaft wieder, in der Zeichnung des Charatters Savonarolas und in der dramatischen Darstellung der Blutnacht der Baglionen. Zwischendurch kommt auch das Psichologische zu Ehren, zum Beispiel in der ruhigen, nirgends sahrigen Zergliederung der Seelenregungen von Frau Atalanta aus dem Geschlecht der Baglionen und anderer Frauen- und Mädchengestalten. Die zweite Novelle ist am meisten von italienischem Leben durchpulst.

In den "Grazer Novellen" (1898) widmete er seiner zweiten Heimstätte einen eigenen stattlichen Band. Erzählungen, wie "Das Licht im Elendhause" oder "Wastel" bedeuten zweisellos, legt man an sie einen noch so strengen tritischen Mahstab an, eine bleibende Bereicherung des deutschen Novellenschapes.

Die einleitende Erzählung "Frauendienst" und noch mehr die Meisternovelle "Das Licht im Elendhause" sind von wahrhaft erquidendem Gemüte erfüllt.

Daran ist auch die Novelle "Wastel" reich. Eine Liebestragödie aus dem Jahre 1809, die mit der Ermordung des buhlerischen französischen Offiziers endet, indes der Täter beim Sturm auf eine Verderben speiende seindliche Batterie den Tod sindet, durch deren Eroberung der Sieg seinen Landsleuten zufällt.

Im "Srühlingsleib", der letzten der vier Grazer Novellen, versenkt sich Sischer mit liebevollem Bemühen ins innerste Wesen eines Kinderherzens, das der Frühreif ersten Lebenswehs befällt. Die Sabel ist einsach genug, wie eben Kinderseelen nicht vielfältige Probleme erfüllen, aber sie bietet Sischer hinreichend Anlaß, frei von jeder Künstelei und Geziertheit in der lauteren Tiefe seines Gemütes zu schürfen und manch suntelnden Demant zutage zu fördern. Auch stillstisch reiht sich diese Novelle den früheren würdig an.

Obwohl nun Sischers Calent zu einer Entwicklung gedieh, der vollste Anerkennung gebührt, drang sein Name nicht über einen kleinen Kreis von Kennern hinaus. Erst sein nächstes Werk, der Roman "Die Freude am Licht" (1902), führte ihm die ehrende Anerkennung der gesamten Kritik und eine große, bezeichnenderweise beinahe ausschließslich reichsdeutsche Ceserschar zu.

Man hat "Die Freude am Licht" vielfach den suddeutschen "Jörn Uhl", mit dem sie zugleich erschien, nennen hören, obwohl die zwei Bucher nicht viel mehr miteinander gemeinsam haben, als daß sie beide Entwicklungsromane find. Was sie von einander icheibet, ist ber Gegensat zwischen bem ernsteren, schwereren, weitwendigeren nordbeutschen und dem fröhlicheren, leichteren, warmblutigeren füddeutschen Wesen. "Wir wollen in diesem Buche von Mühe und Arbeit reden", bebt Frengen an, und in der Cat: nur unter Mühe und Arbeit, unter vielen Stodungen und Beschwerlichkeiten, nach hartem Kampfe, Schritt für Schritt erst ringt sich der umständliche Bauernjunge Jörn Uhl durch. "Die Sonne gok reiches Licht auf die Landschaft hinab", fängt Sischer zu erzählen an und malt damit zugleich die Grundfarbe: helligkeit, leuchtende Strahlen, Beweglickeit, Munterleit. Sischers Zenz Paltram ist wirklich ein ganz anderer Kerl, das merkt man dem Burschen auf den ersten Blid an und doch wuchs er nicht in wohlgeordneten Verhältnissen auf: er ist ein armes, uneheliches Kind und tennt weder Dater noch Mutter. Aber wenn ihn die anderen ob seiner dunkeln Abkunft bespotteln, duckt er sich nicht verzagt und schücktern, sondern blaut ihnen mit seinen zwei gesunden Sausten sofort die nötige Überlegenheit ein, die fie Respett vor ihm bewahren beifit. Dieser Junge überzeugt einen gleich, daß ihm, wie Anzengrubers Steinklopferhans sagt, nichts geschehen tann; er wird frisch darauf los seinen Weg geben, wenn es auch bie und da fich tüchtig rühren und die Sähne zusammenbeißen beißt. Was ihm auch über den Weg laufen mag, seid unbesorgt: er wird sich durchsetzen, denn er ist ein Sonnenkind. Das ist es, was dieser Gestalt flugs die Herzen der Leser gewinnt. Gute Menschen grufen wir, deren Antlik keine ruchlosen Leidenschaften verzerren, sondern darauf ein seliges Strahlen liegt. Da ist por allem der stählerne Held Zeng Paltram, der sich von niedriger Stufe her zu geachteter, gebietender Lebensstellung durcharbeitet. Auch die übrigen Personen nehmen für sich ein. Diel Liebe und Sorgfalt ist wiederum auf die gewinnenden Mädchengestalten verwendet. Im allgemeinen stellt uns Sischer auch bier gerade, ehrliche Naturen vor, benen er aber zugleich jeden Anstrich von hausbadener Nüchternheit fernzuhalten weiß.

So hat dieser Roman nichts Grelles, gleihnerisch Codendes an sich, das über innere Nichtigkeiten berechnend hinwegtäuschen soll. Er ist wie ein tostbarer Schrein, der beim ersten Anblid keineswegs prozig überladen besticht, der aber durch seine gediegene künstlerische Arbeit einnimmt, die bei genauer Betrachtung immer mehr hervortritt. Hat man sich erst mit der behaglich ausladenden Art, worin die einfache handlung verläuft, mit dieser oder jener altertümlichen Wendung vertraut gemacht, so gewinnt man das Buch wie etwas lang Besessens lieb, dessen Wert einem freilich spät erst klar wurde.

"Die Freude am Licht" ist zweifellos einer der besten unter den jungsten Romanen. Wer nach einer gesunden, erfrischenden Kost verlangt, der greife frisch nach dieser bergensreinen Schöpfung.

Mit der "Freude am Licht" erscheint Sischers dichterische hauptarbeit getan. Rudschauend drängt es ihn, die erworbene Weltanschauung gusammengufaffen. nicht trodene Gelehrsamfeit wollte er aufhaufen, auch nicht bahnbrechende wiffenschaftliche Pfade erforschen oder langft Dernommenes in politeumlicher Weise einem breiten Publitum mundgerecht machen, sondern was er an Lebensweisheit auf seinen Wegen fand, in geordneter und von einem einheitlichen Grundgebanten erfüllter Sorm in eigenperfonlicher Weise einem banach verlangenden Ceserfreise barbieten. Sur bieses nicht in eine bergebrachte Schablone einzuschaltende Wert tonnte Sifder teinen paffenderen Titel mahlen als: "Poetenphilosophie" (1904); damit deutet er turg und bundig an, wie er das Gegebene aufgefaft wiffen will. Dieses Buch versucht dem Ursprung der Ethit nachzugeben, die Entstehung der Moralsgefühle nachzuweisen; es stellt folgerichtig die Entwidlung des Gottmenschlichen aus dem Tiermenschlichen und das Ideal des reinen Chriftentums dar. In einem ersten Teile erfahrt diese Leitidee eine allgemeine Erorterung, mahrend die genetische Durchführung dem zweiten Teile überlaffen bleibt. Sifchers fluge Ausführungen machen bas Buch zu einer fehr lefenswerten, fehr anregenden und fehr empfehlenswerten Letture.

Nach diesem Dersuch auf philosophischem Gebiete, auf dem sich Sischer wohl unterrichtet zeigt, begegnen wir ihm in der fünfaktigen Tragödie "Königin hekabe" (1905) als Dramatiker. Hier kehrte er nochmals zum klassischen Altertum zurück. Es ist das Thema der Mutterliebe, das er schon einmal, in der Novellenreihe "Unter altem himmel" (im "Schicksalsweg") behandelte und das er nun in bühnengerechter Form wieder aufnahm.

Was uns zuerst in den Bann der Cragödie zieht, ist die Stimmungsgewalt, die von ihr ausgeht. Wie würde ein feiner und geschickter Regisseur dieses Stück inszenieren: etwa den hain der Persephassa oder das Grabmal des Achill oder gleich im ersten Att das im hintergrund vom Meere abgeschlossene Lager der Griechen in der Nacht, das eben der Wächter Kateus abschreitet!

Wie es von dem Dichter des "Anakreon" nicht wundernimmt, blühen und prangen die Verse in "Königin hekabe" in wundersam malender Plastik. Die starre antike Schickslasse tritt hinter der einfach menschlichen Zeichnung der Charaktere zurück. Daß in die Person des Thersites der Geist der hämischen Derneinung und des ohnmächtigen hasse gelegt wird, ist ein Beispiel für die Individualisierung der Gestalten. So hält sich das Werk frei von Eksektzismus und besitzt modernstes Bühnenleben.

Als Ergahler blieb Sifder feiner fteiermartischen heimat treu. Im "hans heinglin" (1905) berichtet er uns in behaglich ausladender Weise von dem Leben

eines etwas quertöpfigen Bildschnitzers, der sich, odwohl er als saumseliger Arbeiter immer nur ein dürftiges Auskommen sindet, auf den Hochhinaus ausspielt und am liebsten mit aller Welt in Sehde liegt. Da er sich für einen freien Künstler hält, dünkt er sich weit über die Bauern erhaben, mit denen er daheim in der Wirtsstube sitzt, und empfindet es als tötlichen Schimps, daß er eines Tages wegen allzu hochmütiger Reden an die Lust gesetzt wird. Er gerät darüber gar in die Mur, wird aber durch einen Jägerburschen gerettet und kommt mit einer Erkältung davon. Sein innerer Groll bleibt indes, und da er aus ungebrochenem Starrsinn trotz der besänstigenden Zusprache seines Töchterchens die Aussührung einer von den Dörslern übernommenen Statue verweigert, gerät er in argen Notstand. Nach und nach wendet sich aber doch alles zum rechten. Mit dieser Sabel verwob Sischer eine Liebesepisode, in der er die herbteusche Gestalt von Heinzlins Tochter mit ungemeinem Liebreiz umspann.

Ju guter Letzt beschentte uns Sischer mit einer der köstlichsten Gaben, deren wir überhaupt zuteil wurden; es sind dies seine jüngst gesammelten Erzählungen "Cebensmorgen" (1906).

Sischer begibt sich hierin auf das Gebiet der Kindergeschichte. Wohl besaste sich schon eine seiner "Grazer Novellen" ("Frühlingsleid") mit den Regungen einer Knabenseele. Allein der "Lebensmorgen" ist ganz anderer Art; hier ist ein Buch über Kinder sür Kinder, dabei für jene Erwachsenn, die auch im Kampf ums Dasein die so oft zertretene Sährte ins Kinderland wiedersinden können.

Wie das wundersame Reich des Kindes sich nur einer reinen Seele erschließt, so vermag auch nur ein echter Dichter es uns zu offenbaren; denn die verborgenen Pforten zur Kinderwelt sprengt keiner, der die Würdigkeit, sie zu durchschreiten, verlor, sie öffnen sich nur dem, der sich ein lauteres Gemüt zueigen erhielt. Wilhelm Sischer darf sich rühmen, die schwerste Aufgabe, die an die Vollwertigkeit seines künstlerischen Schaffens gestellt werden konnte, glänzend bestanden zu haben.

Er berührt mit seinem Dichterstab den steinigen Sels des Lebens und ihm entspringt der seligste Born. Bei welchem Poeten sinden wir noch diesen leichten naiven Sluß der Erzählung, diese unbefangene natürliche Schilderungsgabe, diese wundersame Schigkeit, was die kindliche Seele bewegt und erfüllt, darzustellen und jedes kleinste Ding zu einem dichterischen Erlebnis zu gestalten?

Was da nicht alles unterläuft: ein altes Stadttor führt unversehens in ein Wunderreich, ein gewöhnlicher Bergtristall, der achtlosen Augen nur ein Stüd Stein ist, wird zu einem zierlichen Schlößel, darin Bergwichtel hausen, der Gesang der Vögel zu beredten Worten, Seen und Märchenprinzen treiben ihr Wesen, und wenn hinter den Bergen die Sonne untergeht, da zeigt sich deutlich der Prachtbau ihres Schlosses.

Und mit welcher rührenden Liebe dieser treue Sohn der Stätte lohnt, die ihn bei sich aufnahm, wie er nicht müde wird, die Schönheiten der alten Stadt Graz und ihrer Umgebung zu schildern: diese Dichtertreue hat etwas Ergreisendes an sich.

Was an Sischers Werten so einnehmend berührt, ist ihre schlichte und ehrliche Grundnote; nirgends eine unwahre, gekünstelte Pose, ein Mehrvorstellenwollen, als man innerlich auszugeben vermag, stets ein aufrichtiges Ringen um die Kunst. Einen hauptvorzug der Dichtungen Sischers bildet es, daß sie einem innigen deutschen Gemüte entstammen. Dies tritt sogar bei fremden Stoffgebieten zutage, wie im "Anatreon" und

verleugnet fich nicht einmal in den italienischen Novellen. Wie jugendfrifc dieser Sechzigjährige fühlt, enthullt am überzeugenoften fein "Cebensmorgen".

Es liegt in Sifchers bescheibenem Wesen, daß er fich eigentlich nie an große Probleme magte, mag er auch in feinem Erftling "Atlantis" einen hoben Slug por Augen gehabt haben und fich in ber "Doetenphilosophie" als tiefgrundiger Denter zeigen; et verschmäht es offenbar, durch bas Aufrollen großer pjuchologischer Probleme und Stoffe zu glangen, wie er denn auf feinem hauptgebiet, dem der Erzählung, vornehmlich die Novelle pflegte und in seinem einzigen Romane "Die Freude am Licht" mehr um die Beichnung der hauptgestalt bemuht ift, als daß er es unternahme, einen breiten Cebensausschnitt mit reich geschürzter handlung zu geben. Welt und Dinge betrachtet er gerne von einer gewissen Entfernung; dies verleiht, da er nicht in die Arena des Tages hinabsteigt, seinen Werten jene Ruhe, die nur ein gang objektiver Beschauer befitt: selbst in den "Sommernachtsergahlungen" bleibt er innerhalb gestedter Grenzen, gibt er nicht einer wilben Ceibenschaftlichkeit nach, gieht er die weichen Schleier der Nacht den brennenden Gluten des Tages vor; darüber wird freilich der warme Anhauch perfonlichen Erlebens minder fühlbar und es stellt sich beim Ceser ab und zu ein Gefühl wie bei der Cetture alter Chroniten ein. Judem greift Sifcher gerne in die Dergangenheit zurud und legt alsbann die Natürlichteit und Einfachheit, die er liebt, den biederen Gestalten aus dem Dolle zugrunde, die er mehr typisch als individuell zeichnet.

Da Sischers Werte nicht einer jeweils beliebten Mode ihr Entstehen verdanken, sondern aus innerster Notwendigkeit heraus geschaffen sind, werden sie auch nicht jah von der Zeit überholt werden können.

Zeitlebens ging Wilhelm Sischer still und ruhig seines Weges und wenn sich auch anfangs nur eine Schar von Erlesenen um ihn schloß, seine Gemeinde vergrößert sich immer mehr und mehr und wird noch viele Anhänger gewinnen. Als Österreicher wurde Sischer freilich auch das Cos zu teil, nicht nach seinem ganzen Wert von allen erkannt zu sein; dies scheint nun einmal in unserem Vaterlande hingenommen werden zu mussen.

Wie dem auch sei, nicht mit nachsichtigem Freundeslächeln — in voller und gerechter Würdigung der positiven Werte, die er uns gab, müssen wir ihm das Derdienst zuerstennen, das seinem dichterischen Schassen gebührt. Daß uns seine Werte überdies das Bild eines lieben und treuen Menschen enthüllen, wie man deren nur selten in der hetze und Unrast des Cebens begegnet und denen man darum mit desto innigerer Freude ins Auge schaut, läßt uns auch ein persönliches Verhältnis zu ihm gewinnen.

Moge er uns noch durch manches Wert erfreuen!

Erinnerungen eines ehemaligen f. mezikanischen Majors.

Don Karl Baron Desque.

(Schluß.)

Die nächste Folge des mißlungenen Entsahversuches von Puebla war die Belagerung der hauptstadt durch Porsirio Diaz, wohin sich die Reste des Marquezschen Expeditionstorps am Morgen des 12. April gerettet hatten.

Nachdem einzelne seindliche Reiter schon am Abende bis an die Garita der Stadt geschwärmt hatten, schlug General Diaz sein Hauptquartier am 13. früh in Guadalupe — 1 Legua von Mexiko — auf. Mit Ausnahme der drei Städte: Queretaro, wo sich der Kaiser hielt, der Hauptstadt Mexiko und der von einer dem Kaiserreich ergeben gebliebenen Schar verteidigten Küstensestung Vera-Cruz, war sonach das ganze große Reich im Bestige der Juaristen.

Die Stadt Mexito, mit damals über 200.000 Einwohnern, ist durch einen Gürtel von Schanzen und durch die bis an ihr Weichbild teilweise als Sümpse heranreichenden großen Seen von Tezcoco und Chalco gegen eine Einnahme mittels handstreiches genügend geschützt. Um den langen Schanzengürtel ausreichend besetzen zu können, mußte es Marquez erste Sorge sein, durch Neuformationen und durch Zuweisung von wassenstähigen Männern an die in den Gesechten von San Lorenzo so sehr geschwächten fremden Regimenter eine genügende Streitkraft auszubringen.

Dieser Aufgabe ist Marquez auch in fürzester Zeit gerecht geworden, denn so gering seine Besähigung als Sührer im offenen Selde sich erwiesen, so anerkennenswert waren seine Ceistungen als Organisator. Die "Ceva" ("Zwangwerbung") trat wieder in Tätigkeit und füllte die Kasernen allabendlich mit Rekruten. Ceider war dieses einzige Reservoir von wassensähigen Männern, in einer eng vom Seinde eingeschlossenen Stadt, gar bald erschöpft, auch desertierten die zu den merklanischen Abteilungen eingekeisten, kaum eingekleideten Rekruten massenbast.

Immerhin ist es Marquez gelungen, die Garnison nach und nach auf 6000 Mann zu bringen, mit welchen die ausgedehnte Schanzenlinie zu verteidigen war, gegen einen, am Ende der Belagerung siebenmal überlegenen Seind. Wenn übrigens Porsirio Diaz, anstatt sich auf eine Belagerung einzurichten und die Stadt mit einem Schanzengürtel zu umgeben, die von demoralisierten, taum gesechtstüchtigen Truppen besetzte hauptstadt gleich nach unserer Niederlage vom 10. April angegrissen hätte, so würde er sich ihrer wohl ohne große Verluste bemächtigen haben können. Daß er Marquez Zeit gelassen hat, ist unstreitig ein großer Sehler gewesen.

Ob Marquez damals an die Notlage des Kaisers und an dessen Besehl gedacht hat, ihm Cruppen, Munition und Geld nach Queretaro zu bringen, oder ob er schon damals die Sache des Kaisers als verloren betrachtete und für seine eigenen Pläne arbeitete, wird wohl nie zu ersahren sein. Jedensalls deutete nichts darauf hin, daß er im Laufe des Monates April eine Vereinigung mit dem Kaiser angestrebt hätte.

Wohl aber wurden wir in voller Unkenntnis der Wahrheit über die Derhältnisse in Queretaro und des Kaisers Situation daselbst erhalten; in Extrablättern des "Diario del Imperio" wurde diese als glänzend hingestellt und darin von Siegen des Kaisers über die "Liberalen" und von seinem baldigsten Eintressen in Mexiko berichtet.

Wiederholt wurden unter dem Vorwande, dem heranrüdenden Kaiser den Weg freizuhalten, Ausfälle unternommen, denen meistens die seindlichen Schanzen ein Ziel setzen, ohne daß von der Entsatmacht etwas zu bemerken gewesen wäre.

Baron hammerstein, dem die Verteidigung bei der Garita von Peralvillo und gegenüber dem seindlichen hauptquartiere in Guadalupe zugewiesen war, hatte wieder-holt um Zuweisung von Rekruten erfolglos gebeten.

Nach dem Wunsche des Kaisers sollten alle Österreicher, welche ihm nach erfolgter Auflösung des Korps österreichischer Freiwilliger im Dezember 1866 auch wieder dienen

wollten, in das von Baron hammerstein errichtete 18. Regiment eingereiht werden. Jur hälfte aus Österreichern, als Kader, zur anderen hälfte aus Mexikanern bestehend, hätte das Regiment in zwei Bataillonen, auf einen Kriegsstand von 1000 Mann gebracht werden sollen. Im Offizierskorps, sowie unter den Unterossizieren, die teilweise in der österreichischen Armee und alle im österreichischen Freiwilligenkorps seit dessen Errichtung in Laibach 1864 gedient hatten, war der gute alkösterreichische Armeegeist sebendig, und es hätte sich aus diesem Kader durch Einreihung einer entsprechenden Anzahl mexikanischer Rekruten eine Elitetruppe bilden lassen. Aber der Neid und die Scheelsucht der maßgebenden nationalen Generäle, die in dem 18. Infanterieregimente, ebensowie in den Khevenhüllerschen husaren doch immer eine vom Kaiser bevorzugte Truppen sahen, vereitelten alle dahin zielenden Bestrebungen. hammersteins Regiment, welches in den Rüczugsgesechten vom 10. April mehr als die hälfte seines Esselwent, welches in den Rüczugsgesechten vom 10. April mehr als die hälfte seines Esselwent während der Belagerung die höchsten Ansprüche an dieses Regiment gestellt wurden.

Inzwischen machten sich alsbald die Folgen der engen Zernierung einer volkreichen Stadt, die in keiner Weise darauf vorbereitet gewesen, fühlbar. Zuerst in dem Mangel an Arinkwasser. Das Wasser in den hausbrunnen war saliterhältig und zu Genußzwecken ungeeignet, und die große, aus vorspanischer Zeit stammende Wasserleitung, die vorzügsliches Arinkwasser zuführte, war vom Seinde unterbrochen worden. Soldaten und Einwohner mußten daher Brunnenwasser trinken und so stellten sich bald Apphus, Dissenterie und Ruhr ein, worunter wir sehr zu leiden hatten.

Auch Sleisch war ein rarer Artikel geworden. Wir Offiziere bekamen nur Pferdefleisch, die Mannschaft erhielt solches nur, wenn eines der Pferde insolge schwerer Derwundung zur Schlachtung gelangte, was dann für die armen Ceusel immer ein Freudentag war.

Die Soldaten bezogen Mais aus dem Militärmagazin und mußten sich mit daraus gebackenen flachen Kuchen — sogenannten Cortillas —, die jeder Mezikaner beiderlei Geschlechtes zu erzeugen versteht, begnügen. Ich erinnere mich, daß bei unserem Regiment einmal große Freude herrschte, weil ein von einer seindlichen Kanonenkugel getöteter Esel gebraten wurde. Es soll ein besonders lederes Mahl gewesen sein. Für den mezikanischen Soldaten, dessen hervorragendste Soldatentugend die Genügsamkeit ist, reichten Mais und allenfalls Bohnen zur Bereitung der Mahlzeiten vollkommen hin, wogegen unsere Österreicher sich damit schwerer befreundeten und den Entgang der gewohnten "Menage", aus Suppe und Fleisch bestehend, schwer empfanden. Und doch erinnere ich mich keines Falles von Murren oder gar disziplinwidriger Kritik.

Dagegen richteten Schnaps und "Pulque" (das aus dem Safte der Aloe mexicana gewonnene, sehr billige und stark berauschende Nationalgetränk) unter unseren alten Kriegern mitunter böse Verheerungen an, nie aber in dem Grade, daß dadurch die Dissiplin gelitten hätte.

Die Mehrzahl der Subalternoffiziere, die ohnedem knapp an Geld war, weil uns der Sold nur höchst unregelmäßig und willkürlich verkürzt ausbezahlt wurde, nahm größtenteils an den frugalen Mahlzeiten der Mannschaft teil, während die höheren Offiziere zumeist in einer vom ehemaligen Korpsschneider der österreichischen Freiwilligen eröffneten Speisewirtschaft bloß Pferdesleisch erhielten, wozu guter Ungarwein in Slaschen

getrunken wurde. Woher diese seinen Slaschenweine stammten, wußte niemand; aber gut bezahlen ließ sie sich der Wirt, ebenso wie seine Pserde-Eszterhazy-Rostbraten und sein Gulyas.

Unter den geschilderten Verhältnissen wurde die Not unter der armen Bevölkerung von Tag zu Tag größer. Um sie vor dem Verhungern zu retten, wurde Mais gratis verteilt und ein Unterstützungssonds gebildet, für den auch unser Offizierstorps, obgleich selbst notleidend, beisteuerte.

Am 23. April meldete das offizielle Blatt "El Diario del Imperio", allerdings in seinem nichtoffiziellen Teile, einen großen Sieg des Kaisers über Escobedo, der Queretaro angegriffen hatte, aber mit einem Derluste von 4000 (!) Mann zurückgeschlagen worden sei. Derlei Nachrichten, deren Richtigkeit zu prüfen uns ganz unmöglich war, wurden stets durch "Repique" (Läuten) sämtlicher Kirchengloden und durch Abbrennen von Raketen bei hellem Tage in landesüblicher Weise geseiert.

Der 5. Mai bildete in Mexito seit 1862 einen nationalen Seiertag; an diesem Cage war nämlich das französische Expeditionstorps unter General Laurencez bei dem Sturme auf Puebla unter großen Verlusten zurückgeschlagen worden.

Als beim Morgengrauen des 5. Mai ein Bombardement begann, glaubten wir, Porfirio Diaz habe es auf einen Angriff abgesehen, aber bald überzeugten wir uns, daß der Seind sich bloß das "harmlose" Dergnügen mache, uns durch 101 scharfe Kanonenschüsse an den Anbruch des großen Tages zu erinnern. Diese Mahnung scheint wohl mehr der unglücklichen Zivilbevölkerung der Hauptstadt zugedacht gewesen zu sein, denn die meisten Schüsse waren so hoch gezielt, daß die Kugeln größtenteils in die Häuser einschlugen.

In den ersten Tagen der zweiten hälfte des Monates Mai machte sich eine größere Tätigkeit in der seindlichen Linie fühlbar. Bedeutende Verstärkungen wurden herangezogen, neue Geschützstände errichtet und weittragende, gezogene Kanonen in diese eingeführt. hinter den seindlichen Brustwehren nisteten sich Schützen ein, die uns durch ihre Tresssicherheit verblüssten. Wehe demjenigen, der sich exponierte und nicht größte Vorsicht beobachtete. Den Mangel an solcher mußte unser Kommandant Oberstleutnant Armin Baron hammerstein mit dem Leben bezahlen. Er war weit über die Mittelgröße und mochte wohl die Warnung, auf die seuernden Meisterschützen achtzuhaben, überhört haben. Don einer Kugel in die hirnschale getrossen, starb er am 6. Juni, tief beklagt und beweint von seinen Kameraden.

hammerstein war ein Dorbild militärischer Tugenden und dem Kaiser, der ihn sehr geschätzt, treu ergeben. Mir, seinem Adjutanten, war hammerstein ein treuer Freund, und die Zeit unseres gemeinsamen Wirtens zähle ich zu der schönsten meiner militärischen Causbahn. Don da an die zur Rückehr in die heimat mußte ich das Kommando des 18. Regimentes sühren.

Schon in den Tagen, da der zeind die vorbemerkte Verstärtung seiner Linien durchgeführt hatte, rief man häusig aus den seindlichen Schanzen mittels Sprachrohres zu uns herüber: "Was schießt ihr denn noch? Ergebt euch doch, euer Kaiser ist ja gefangen!"
— Wir sahen in solchen Zurusen nur List, bestimmt, unsere Treue wanten zu machen; wir glaubten diesen Mitteilungen umso weniger, als sie auch Marquez, von den höheren Offizieren bestragt, als unwahr bezeichnete. Dem Kaiser gehe es im Gegenteil sehr gut

und er habe Escobedo so gründlich geschlagen, daß dieser die Belagerung Queretavos aufgeben müsse. So oder ähnlich lauteien die Austünste, die wir von Marquez empfingen, der allein schon längst wußte, daß der Kaiser bereits gesangen und seine Sache verloren sei! Wir besaßen kein Mittel, uns selber Gewisheit zu verschaffen, wir konnten nur auf das hören, was uns der Statthalter des Kaisers als authentisch bekannt zu geben sür gut sand, und wir mußten ihm weiter gehorchen.

Kleinere Ausfälle waren während der ganzen Dauer der Belagerung, bis Mitte Mai, wiederholt gemacht worden, aber auf einen Durchbruch der seindlichen Linien schien es Marquez niemals angelegt zu haben.

Am Abend des 8. Juni erhielt mein Regiment Auftrag, zusammen mit dem 14. Inspanterie-Bataillon vor Morgengrauen gesechtbereit an der Garita von San Antonio Abbate gestellt zu sein. Am 9. früh wurde mir das diel des beabsichtigten Ausfalles — die Wegnahme einer gegenüberliegenden seindlichen Schanze — bezeichnet. Dreimal zurückgeworsen, erreichten wir immer wieder die Schanztörbe, doch mußten wir uns nach viersstündigem Kampse und erheblichen Derlusten (5 Ofsiziere und 14 Mann verwundet, ein Mann tot, nur vom 18. Regimente) wieder hinter unsere Linien zurückziehen. Während des ganzen Scharmützels stand General Marquez an der Spitze sämtlicher Reiter bereit, salls es gelingen sollte, uns der seindlichen Linie zu bemächtigen, davonzusagen. Wohin und weshald? Das ahnten wir damals noch nicht, wohl aber wird er seine besonderen Absichten versolgt haben, denn es mußte ihm zu betannt sein, daß der Kaiser damals schon über drei Wochen in Gesangenschaft war!

Dieser Mensch hatte die Stirne, uns tagsdarauf in einem Generalbesehle für unsere Capferleit und Ausdauer zu beloben und einen Regen von Orden und Medaillen niedergehen zu lassen. Wir waren naw genug, uns darüber zu freuen; dachten wir doch für unseren Kaiser das Leben eingeseht zu haben.

Es tann tein Iweisel darüber bestehen, daß Marquez von dem Tage an, da er die Sache des Kaisers verloren sah, entschlossen war, für seine eigene Person oder für einen andern seiner Partei (Expräsident Sanct Anna) noch möglichst viel zu erkämpsen. Sich der Sache des Juarez zuzwenden, war für ihn kein geeigneter Ausweg, denn Juarez hätte ihn unweigerlich erschießen lassen und so versuchte er andere Wege. Hiezu bedurste er unserer Mitwirkung, deren er sich durch Lug und Trug so lange als möglich zu versichern suche; bildeten doch die aus fremden Kaders sormierten Regimenter den Kitt und moralischen halt sür alle kaiserlichen Truppen in diesem Rayon. Mit der Stunde, in der wir ihm unsere Mitwirkung entzogen hätten, wären auch die mezikanischen Regimenter und Bataillone davon gesausen und um seine herrschaftsgesüste wäre es geschehen gewesen.

Am 17. begab ich mich von den Schanzen, wo ich bis dahin Dienst hatte, in mein Quartier zur Nachtruhe, als mir nahe demselben, in einem dunklen Gäßchen, ein Indianer entgegentrat und mir, mit einem sirve se Ud. (Bedienen Sie sich, mein herr) eine Jigarette anbot.*) Ich griff nach der aus den übrigen etwas hervorstehende Zigarette,

[&]quot;) hiezu muß ich folgendes bemerken: Spione und Kundschafter wurden, wie wohl in sedem heere, sowohl von den Kaiserlichen als den Juaristen stets, ohne Prozes, gehängt. Um das Auffinden von Depeschen bei einem der Spionage Derdächtigten zu erschweren, bedienten sich die zu diesem gefährlichen Amte sich bietenden Indianer der List, die auf dunnstes Papier nieder-

stedte sie ein und ging ohne Gruft und Dank damit nach Hause. Da las ich nun, was ich nachsolgend aus dem Originale wörtlich kopiere:

Sr. hodw. herrn Major B. D. P., Merito.

"Ich gebe Ihnen verehrter herr hiemit offizielle Mittheilung, daß S. M. der Kaiser Maximilian in Queretaro — von wo ich gestern Abends hier eintraf — in Gesangenschaft sich besindet. Er ist wirklich am 15ten v. Mts. mit sämmtlichen Generalen und der ganzen Armee gesangen genommen worden. Ich habe den Kaiser zu verschiedenen Malen in seinem Gesängnisse im Convento de las Capuchinas gesprochen. Ein autografes Schreiben Sr. Majestät an die oesterr. Offiziere, welches durch herrn von Magnus nach Mexiko gesendet worden war, dürste durch Gl. Marquez unterschlagen worden sein. Der Kaiser verdietet darin alles weitere Blutvergießen. Unter diesem Umständen muß ich die herren Ofsiziere oesterr. Nationalität gegenüber Sr. kais. königs. Apostol. Majestät dassür verantwortlich machen, wenn von nun an in unnützer Weise das Ceben oesterreichischer Mitbürger auf das Spiel gesetzt würde."

Cacubana, 17ten Juni 1867 Abends.

Der oesterr. Geschäftsträger Baron v. Cago.

Der Kaiser seit 15. Mai gefangen und wir erfahren es heute am 17. Juni!! Ich eilte zum Kommandanten des husarenregimentes, Oberst Graf Khevenhüller, und fand ihn gleichfalls in großer Aufregung. Sosort luden wir sämtliche Kommandanten österreichischer Nationalität zur Besprechung ein.

Mit Marquez, dessen Treubruch und Derrat uns nun sonnenklar erschien, sich zu beraten, war gänzlich ausgeschlossen; wir nahmen daher das Anerbieten des Obersten Grasen Khevenhüller, sich allein und geheim in das seindliche Hauptquartier zu begeben und dort mit General Porstrio Diaz, den er persönlich kannte, über unser Schickal zu unterbandeln, dankbar an.

Diaz, der ihn freundlich empfing, erklärte, es könne nur eine Übergabe auf Gnade oder Ungnade angenommen werden; er wolle jedoch, um seiner Achtung für die Österreicher (die er vor eineinhalb Jahren als ihr Kriegsgefangener in Puebla schähen gelernt hatte) Ausdruck zu geben, bei Juarez befürworten, den Ofsizieren Wassen, Pserde und das persönliche Eigentum zu belassen.

Da war nun nicht mehr viel zu überlegen und wir nahmen den Vorschlag an. Die Übergabe sollte am Morgen des 21. Juni erfolgen.

Den Instruktionen gemäß zogen wir um 2 Uhr nachts sämtliche Mannschaften des Regimentes aus den Derschanzungen und ihren Posten ein und versammelten das ganze Regiment — Gewehre in Pyramiden — im großen hose des kaiserlichen Palastes, wo wir bei geschlossenen Coren das Weitere erwarteten. Ebenso die Palatinal-husaren, mit geschriebenen Depeschen in der Größe einer havannazigarette, die in Mexito salt ausschliehlich geraucht wurde, zusammenzudrehen und unter die in Päcken von 25 Stüd allgemein zu kausenden Jigaretten zu mischen. Auf solche Art mag es oft gelungen sein, wichtige Nachrichten auch durch bestehewachte seindliche Linien zu schmuggeln. Nachdem in diesem Salle die wichtige Nachricht im Einverständnisse mit dem seindlichen Oberbeschlichaber ersolgte, so galt die troßem angewendete Dorsicht der Besürchtung, sie könnte in die Hände des Marquez sallen und nicht an den Adressaten gelangen.

Khevenhüller an der Spitze. Der Rüdzug der fremden Besatzungen aus den Verschanzungen wirste auf die mexisanischen Soldaten konsternierend und war für sie das Zeichen, auch ihrerseits jedem Widerstande zu entsagen. Als Porsirio Diaz bei Morgengrauen an die Verschanzungen heranrücke, sand er diese unbesetzt und konnte, ohne einen Schuß zu tun, in die Hauptstadt einmarschieren.

Um 5 Uhr früh ertönte das uns schon vertraute Repiques sämtlicher Kirchensgloden und bald darauf traf Bataillon auf Bataillon, unter klingendem Spiel auf dem großen Plaze (Piazza des armas) ein, dessen eine Seitenbegrenzung der Palacio Imperial, jest schon wieder Palacio Nacional, bildet. Die ersten Truppen scheinen nicht gerade zur Elite des republikanischen heeres gehört zu haben; mehrere süngere Offiziere vermochten ihre Ungeduld, die gedemütigten Österreicher zu sehen, nicht zu bemeistern und traten in den Palast ein, wo sie sich höchst brutal und unwürdig benahmen. Sie spucken auf die unsere Brust schmückenden Ehrenzeichen und von ihnen erfuhren wir in rohen Worten zuerst, daß Kaiser Max zwei Tage vorher, am 19. Juni, in Queretaro erschossen worden sei; auch General Porsirio Diaz bestätigte die Schredensnachricht.

Porfirio Diaz ehrte aber unseren dumpsen Schmerz und benahm sich in dieser für uns schweren Stunde als voller Gentleman; er ließ sofort eine von einem anständigen Offizier sommandierte Wache ausstellen, die jedermann den Eintritt in den Palast zu verwehren hatte und stellte uns Offizieren frei, uns auch außerhalb desselben zu bewegen nur sollten wir dann Zivilkleider anlegen, um nicht den Insulten der siegestrunkenen Soldateska ausgeseht zu werden. Vorläusig dachte wohl niemand von dieser Erlaubnis Gebrauch zu machen, denn das schreckliche Schicksal des Kaisers hatte uns schwer niedergedrück. Zudem gewärtigten wir stündlich, nach einem Richtplatze geführt zu werden, da wir nicht annehmen konnten, daß Juarez unser Leben schonen werde.

Indessen erhielten wir am 24. den Besehl zum Abmarsche nach Puebla — die Ofsiziere wirklich mit Wassen — wo wir, durch ein von einem General tommandierten Bataillon eskortiert, nach viertägigem Marsche eintrasen. Dort machte sich dieser General — ich habe seinen Namen nicht im Gedächtnisse behalten — noch das Privatvergnügen, mit uns armen Kriegsgefangenen eine Art Triumphzug um die große Piazza des armas von Puebla zu veranstalten. Auf den Balkons, deren in Puebla sedes haus der Piazza mehrere besitzt, bemerkten wird denn auch die vielen lieblichen Conchas, Consuelas, Ximenes und wie die Schönen alle heißen mochten, die wir in glücklicheren Tagen tanzen gelehrt und mit einiger Mühe auch den Wiener Walzer beigebracht hatten.

In Puebla wurden wir in der Kaserne San Francisco einquartiert und nicht weiter belästigt. Sämtliche Kriegsgefangene blieben in der bisherigen Formation und unter Führung ihrer früheren Offiziere. Auch während der Internierung in Puebla tamen teinerlei Fälle von Insubordination vor; das Verhalten der Mannschaft war tadellos, wie auch später, bis zum Abgange in die Heimat.

Nun hatten wir noch die Derfügungen über unser weiteres Schickal zu erwarten. Daß dem Blutdurste des Juarez mit der Ermordung des Kaisers genüge geschehen und leine weiteren hinrichtungen von österreichischen Offizieren zu erwarten waren, ergab sich schon aus der uns zuteil gewordenen milden Behandlung.

In der zweiten halfte des Juli erschien ein Amnestiedefret, demzufolge jede weitere Derfolgung der Fremden, welche dem Kaifer gedient hatten, eingestellt und ihnen frei-

gestellt wurde, unter Beobachtung der republikanischen Gesetze, im Cande zu verbleiben oder in die Heimat zurückzukehren.

Unter Führung des früheren Kommandanten der Gendarmeria-Imperial, Obersten Edmund Graf Widenburg, marschierten 500 Österreicher an die Küste von Vera-Cruz, wo am 15. August die Einschiffung auf einem französischen Postdampfer und nach turzem Aufenthalte in Havana und St. Thomas in den ersten Cagen des September die Candung in St. Nazaire erfolgte.

Der Empfang dieser armseligen Reste einer dem Kaiser den Tod treu gebliebenen Schar in der heimat war kein erhebender. Nur jene Offiziere, die schon vor dem Übertritte in kaiserl. mezikanische Dienste in der k. u. k. österreichischen Armee gedient hatten, wurden in diese wieder eingereiht, die anderen, die erst in Meziko die Offizierscharge erlangt hatten und die Personen des Mannschaftsstandes, sanden wenig Entgegenkommen. Um das nackte Leben zu fristen, mußte mancher ehemaliger Offizier als Tramwankondukteur und in anderen, seines Standes gewiß nicht würdigen Diensten vorläusig ein Unterkommen suchen.

Es lag in dieser Behandlung ein Dorwurf, als wäre es an uns gelegen, das tragische Ende des Kaisers Max abzuwenden, was doch sicherlich nicht in unserer Macht gewesen.

Nur wenn der Kaiser in die Begleitung der Regimenter hammerstein und Khevenhüller — bei seinem Auszuge nach Queretaro, zusammen 800 Mann — gewilligt und diese als seine Garde mitgenommen hätte, wäre es zweisellos möglich gewesen, ihn vor dem Äußersten zu bewahren und mit ihm bis an die Meerestüste zu gelangen. Die Bestimmung als Garde war Baron hammerstein bei Errichtung des Regimentes und auch Khevenhüller mit seinen braven husaren zugesichert worden.

hätte uns Marquez, dem strikten Auftrage des Kaisers gemäß, Ende März nach Queretaro geführt, anstatt die unglücklelige Entsatzerpedition von Puebla vorher zu versuchen, es wäre anders gekommen.

Mitte April.

Don Mag Sleifder.

Jett wird der Frühling bald ein bunter Reigen. Die Tage sind voll Glanz und Lieblichkeit, Als hingen wunderholde gold'ne Geigen Im lichten Blau und über dieser Zeit.

Wie lange noch, dann leuchten weiße Kerzen Und weiße Wimpel weh'n im Winde so. Den hyazinthen brennen schon die herzen Lichterloh.

Chronif.

Botanit.

111. *

Der verstossene Sommer wird in der Geichichte der Botanik in Skerreich eine wichtige
Rolle spielen. Während der Pfingstwoche tagte
in Wien der II. internationale botanische Kongreß, dessen Erfolge dank den Bemühungen der
beiden Präsidenten R. v. Wettstein und
Wiesner alle Erwartungen weit übertrasen.
Die Jahl der Teilnehmer allein, welche sich aus
allen Weltteilen zu wissenschaftlicher Arbeit eingefunden hatten, bezeugte das Interesse, welches
dem Kongresse in botanischen Kreisen entgegengebracht wurde.

Unter ihnen sah man Männer, deren Namen mit den glänzendsten Sortschritten unserer Wissenschaft verknüpft sind, wie Pfeffer, Strasburger, Engler, Drude, Goebel, Reinte u. a., um wenigstens einige Vertreter deutscher Wissenschaft aus der Reihe der Gäste zu nennen. Die heimischen Sorscher und Freunde der Botanis waren natürlich sast vollzählig er-

ichienen. Die wissenschaftlich bedeutungsvollste Aufgabe, welche dem Kongreffe gestellt murde, mar die Regelung der botanifchen Nomenflatur, So unbedeutend und außerlich die Benennung der Pflanzen erscheinen mag, so wichtig ist fie begreiflicherweise für die internationale Derftandigung. Die Mormen, welche bisher Geltung hatten, waren - wie die Pragis zeigte - nicht icharf genug umidrieben. Eine immer weiter um fich greifende Willfur in der miffenschaft. lichen Benennung der Pflangen mar die Solge; manche Dflange führte ein halbes Dugend und mehr lateinischer Hamen, was zu mancherlei Brrtumern und gu einer überaus ichwierigen Derftandigung führte. Um der drohenden Derwirrung Einhalt zu tun, fiel nun dem Kongreffe die Aufgabe gu, bindende Normenflaturgefege ausguarbeiten. Dant den Bemühungen der Profesjoren D. Wettstein, Briquet und Slahault, gelang es auch, troy ber herrichenden Gegenfage, eine befriedigende Dereinbarung gu treffen.

Allgemeineres Interesse als dieser intern wissenschaftliche Beratungsgegenstand erregte natürlich auch die — beiläusig bemerkt erste — botanische Ausstellung, welche in Verbindung mit dem Kongresse in den weiten hallen der Schönbrunner Orangerie veranstaltet wurde. Die Ausstellung, um deren Justandesommen sich namentlich die herren: hofrat Weinzierl, Brunnthaler und Crabert ein großes Derdienst erwarben, gliederte sich in eine histo-

* Deral. Bo. III, fieft 35 der "Ofterr. Rundichau."

rifche Abteilung, eine Abteilung für moderne Hilfsmittel der Sorfchung und des Unterrichtes und eine gartnerifche Exposition lebender Pflangen von botanischem Interesse.

Obgleich bier nicht ber Ort ift, die Ausstellung eingehender zu wurdigen, so ift es doch Aufgabe der Chronit, jene Darbietungen gu registrieren, welche eine nachhaltige Anregung gu geben verfprachen. In diefer Begiebung fei gunachft auf die Anwendung der Photographie im Dienste der wissenschaftlichen Botanit bingemiesen, von deren vielseitiger Dermend. barfeit gang ausgezeichnete Proben vorlagen. Man fab Degetationsbilder aus den verichiebenften Erdteilen, vollendete mitrophotogra. phijde Rufnahmen feinfter Strutturen, prach. tige Diapositive, ein Beweis fur die gunehmende Dermertung ber Projettion für miffenicaftliche Dortrage fowie Dergrößerungen, welche als Wandtafeln Derwendung finden tonnen. Ebenfo anregend gestaltete fich die reich beschidte Gruppe pflanzengeographischer Kartenaufnahmen, welche einen Uberblid über die periciedenen Darftellungsmethoben ermog. lichte, ber um fo erwunschter mar, als man gegenwärtig in Ofterreich bemuht ift, unter Suhrung ber t. t. 30 ologifch-botanifden Gefellicaft eine pflanzengeographische Aufnahme ber Monarchie durchzuführen, beren erfte Ergebniffe bereits auf der Ausstellung vorgeführt werden fonnten.

Eine Exposition schwieriger Kulturmethoben von Pilzen und Algen bot rein wissenschaftliches Interesse.

Eine nachhaltige Bedeutung auf dem Gebiete des botanischen Unterrichtes ift auch ber Ausstellung der Wiener Mittelfcule bringend ju munichen. Jeder, der fich erinnert, wie noch por wenigen Dezennien die Botanifftunde gu den trodenften Unterrichtsgegenftanben gehorte tam man doch über! das Bestimmen und Klaffifizieren taum binaus - wird mit Befriedigung wahrgenommen haben, wie unsere Mittelschule dem zunehmenden Interesse für biologische Gragen mit Derftandnis entgegen. fommt. 3m Mittelpuntte der Ausstellung diefer Gruppe ftanden eine Serie phofiologifcher Erperimente, welchen bereits an einigen Anstalten - freilich ist deren Jahl noch eine bescheidene der gebührende Plat im Lehrplan der Mittelichule gur notwendigen Dertiefung bes biologifchen Unterrichtes eingeraumt wird.

Den besonderen Beifall der Gaste fand eine größere Reihe wohlvorbereiteter Ertursionen in die wichtigsten Florengebiete unserer Monarchie.

Ein mit Degetationsbildern reich ausgestatteter Suhrer, der durch die wissenschaftliche Darftellung der pflanzengeographischen Derhaltniffe Ofterreichs von dauerndem Werte bleiben wird und jedem Naturfreunde als treuer Begleiter auf feinen Couren anempfohlen werden tann, wurde den Kongrefteilnehmern als Seftgabe überreicht. Die balmatinisch-bosnische Erturfion gab überdies den Anftof zu einer Attion, die mit freuden begruft werden muß, indem über Antrag des Beidelberger Professors R. Cauterborn eine Petition an die Regierung gum Soune der bosnifden Urwalder befoloffen wurde, welche bereits bis auf fleine Refte ein Opfer rudfichtslofer holzgewinnung geworden find.

Brachte der Kongreg reiche Anregung für die Jutunft, fo murde anderseits auch der Dergangenheit der ihr gebührende Tribut gezollt, indem anlählich der Tagung in den Artaden der Universität die von den Bildhauern Schrödl und Senffert modellierten Buften von Jacquin und Ingen bousg, zwei holandern von Geburt, welche in Wien ihre reiche wiffenschaftliche Catigfeit entfalteten, in feierlicher Weise enthullt wurden. Eine meisterhafte Darftellung der Geschichte des Cebens und der Sorichungen Jan Ingen-Housz', welche in Hofrat 3. Wiesner ihren berufenften Interpreten fand, wurde den Kongrefteilnehmern als Seftschrift überreicht. Sie fand bereits an anderer Stelle eingebendere Würdigung.

Im Dordergrunde des Kongreßprogrammes stand natürlich die große Jahl wissenschaftlicher Dorträge. Auch auf diesem Gebiete ging man mit einer Neuerung vor, die künftigen Kongressen zur Annahme empsohlen sei. An Stelle zusammenhangloser Einzelvorträge, welche gewöhnlich das Programm beherrschen, traten Dortragszyflen über umfangreiche wissenschaftliche Fragen von aktueller Bedeutung, während Einzelvorträgen nur eine beschränkte Zeit gewihnet wurde. Das allgemeine Interesse, welches man den Sammelreferaten entgegenbrachte, war um so größer, als es gelang, Sachmänner von bedeutendem Ruse sur biese Dorträge zu gewinnen.

Bei der Sülle des auf dem Kongresse gebotenen Stosses muß natürlich jede an engbegrenzten Raum gebundene Reseriertätigkeit versagen. Ich will daher aus den Vorträgen nur ein Chema herausgreisen, über welches die beiden Prager Gelehrten hue ppe und Molisch berichteten, die Assimilation der Kohlensäure, zumal sich um diese Frage eine Reihe von Untersuchungen österreichischer Soricher gruppiert, mit welchen die Ceser dieser Teilen bekannt gemacht werden sollen.

* Diefe Seltfdetft, Banb IV, Gelt 41. (10. Rugult 1906.)

Seit Ingen . hous3' bahnbrechenden Untersuchungen wußte man, daß die Affimilation der Kohlensaure, das beißt die Bildung organischer Substanz unter Ausscheidung von Sauerstoff, welche im Sonnenlichte vor fich geht, an das Blattgrun der lebenden Pflanze gebunden ift.* Um so größer war das Aufsehen, welches vor wenigen Jahren eine Abhandlung des frangösischen Sorichers Sriedel in der wiffen-Schaftlichen Welt hervorrief, indem fie den Nachweis zu erbringen suchte, daß auch in einem Blattextratt, also unabhängig vom lebenden Telleibe, die Affimilation vor fich geben tonne, während man fie bisher als unmittelbare Cebensfunttion des Protoplasmas betrachtet hatte. So überrafdend die Friedelichen Befunde waren, erfdienen fie doch teineswegs unglaubwürdig. Seit der Auffeben erregenden Entdedung Buchners (1896), welcher den eratten Nachweis erbrachte, daß die durch hefe hervorgerufene Garung, welche man gleichfalls für eine unmittelbare Cebensaußerung diefer mitroftopifden Pilge gehalten hatte, auf der Wirksamkeit eines Sermentes beruht, welches man aus der getoteten Telle isolieren fann, hat es nichts Befrembliches mehr, auch andere Lebensporgange auf derartige Sermente ober Engyme gurudguführen. Allerdings entsteben auch diese in vieler Beziehung noch rätselhaften Substanzen als Produtte der Cebenstätigfeit, doch tommen wir zweifellos der Er-Marung sogenannter Lebenserscheinungen schon beträchtlich naber, wenn wir fie als Wirfungen bestimmter, wenn auch erft naber gu erforichender demifcher Substanzen ertennen. Heute zweifeln wir nicht baran, daß auch die der Garung fo nabe ftebende Atmung, welcher die Pflanzen in gleicher Weise wie die Ciere unterliegen, auf der Wirtung von Atmungsenzymen beruht, wie denn überhaupt die rapid gunehmende Jahl der isolierbaren Engyme einen Soluf auf ihre große Bedeutung im Ceben der Organismen erlaubt. Ihre spezifische Wirtung ift eine ungemein wechfelnbe. Sie zerlegen Starte in Juder, orphieren Sette, spalten Glytofide, machen Eiweiftorper verbaulich und a. m. Alle gleichen fich aber barin, daß fie durch ihre Anwesenheit demifche Reaftionen einleiten ober beschleunigen, ohne felbst in deren Endprodutten gu ericheinen. Sie verhalten fich in dieser und mancher anderen Beziehung wie bie anorganischen Katalysatoren, welche, wie 3. B. tolloidales Platin - Wafferftofffuperornd in Wasser und Sauerstoff zu zerlegen vermögen, eine Reaftion, die ohne ihre Anwesenheit unvergleichlich langfamer vor fich geht.

* Dergleiche die obenerwähnte Schichrift "J. Ingen-Hones. Sein Leben und sein Wirten als Naturforscher und Arzt", von Prosessor I Wiesner. Wien. Derlag Konegen,



Während nun eine Angahl von Sorichern Griedels Angaben lebhaft bestritt, ja biefer felbst bei Sortsetjung feiner Studien gugab, negative Rejultate erhalten gu haben, trat Machiati zu gunften der Theorie ein. Auch Molifo griff bie Untersuchung ber Srage auf, ob ein nach friedels Angaben hergeftellter Blattegtraft im ftande ift, Kohlenfaure gu fpalten und dabei Sauerstoff auszuscheiden. Bum Nach. meis des Sauerftoffes bediente er fich einer von Benerind eingeführten Methode von fabelhafter Empfindlichteit, welche icon wegen ihrer Originalitat befannt gu werben verdient. Ausgedehnte Studien über Ceuchtbatterien,** beren wesentlichste Resultate durch Molifch' Dortrag auf bem gulett in Meran tagenben Naturforfcher- und Arztelongreß auch weiteren Kreifen befannt geworben find, haben unter anderem bie Catfache bestätigt, daß das phosphorartige Leuchten, welches gewisse Batterien und Dilge im Duntein ertennen laffen, an die Anwesenheit von Sauerstoff gefnupft ift. Die Empfindlichfeit biefer Organismen für diefes Gas ist jedoch eine berart bobe, daß icon die geringften Sauerftoffmengen gum Eintritt bes Lichtphano. mens hinreichen. Molisch brachte in ein mit einer Batterienfultur erfülltes Glasrohr Stude von Seetang, welche im Dunteln allen Sauerftoff aufbrauchien, fo daß das Leuchten der Bafterien erlofch. Das Licht eines Sundhölzchens reichte aber bin, die Algen gur Affimilation gu bringen, modurch eine unmegbar geringe Sauer-Itoffquantität frei wurde, welche ein Aufleuchten ber gangen Bafterienfultur veranlagte. Dabei ift das produzierte Licht unter gunftigen Derhaltniffen traftig genug, um auf einige Schritte Entfernung Perfonen ertennen oder photographifche Aufnahmen geeigneter Objette machen gu tonnen, fo bag Molifch eine prattifche Dermendbarfeit biefes talten Lichtes fur nicht ausgefchloffen halt. *** Trop der Seinheit diefer Methode tonnte Molisch in einem Friedelichen Blattertratte feinerlei Sauerstoffausscheidung nachweisen. Dieses wichtige Ergebnis fand bereits durch die Beobachtungen des frangofi. ichen Sorichers Ch. Bernard+ volle Beftatigung burch ben Hachweis, bag bas aus bem Blattertrafte ausgeschiedene Gas nicht Sauerstoff, fondern - man tann fich des Staunens über einen derartigen Irrtum nicht enthalten -Saulnisgafe darftellt.

Konnte Molisch auch im Blattertrafte leine Sauerstoffausscheidung nachweisen, fo ge-

" "Botan. Stg." 1904, B. 1.
" H. Molifc, Ceuchtende Pflanzen. Derlag Sifcher.

lang ihm doch bie nicht minder mertwürdige Entdedung, daß getrodnete, raufchourt gewordene, alfo augenscheinlich tote Blätter noch Sauerftoff abzugeben vermögen. Auf Wie s. ners Deranlaffung, welcher die Frage aufwarf. ob benn berartige Blatter mit Recht als tot gu betrachten find, untersuchte Grafe" (Wien) die Beeintrachtigung der Garung und Atmung, die allgemein als Kriterium des Lebens betrachtet wird, durch habe Temperaturen. Er tam babei ju dem überrafchenden Ergebniffe, daß felbft Pflangenteile, welche Temperaturen zwijchen 130 und 190° C ausgefest wurden, nach erfolgter Befeuchtung fort. fahren, Kohlenfaure auszuscheiben, obgleich bei derartigen Cemperaturen an eine Erhaltung des Cebens nicht mehr gu benten ift. Diefer Dorgang, welchen Wiesner im Gegenjage gur Atmung als "tote Orndation" bezeichnet, beruht offenbar auf der Catigleit von Engymen, wenngleich es zweifelhaft bleibt, ob deren Wirtung erst postmortal einsett oder icon im lebenden Organismus zur Geltung fommt. Jedenfalls ersehen wir daraus, daß die Kohlenfaureausscheidung durch den Organismus feines. wegs einen einheitlichen Prozeg barftellt, mas auch durch die fast gleichzeitig veröffentlichten Untersuchungen bes ruffischen Gelehrten ID. Pallabin ** bestätigt wird.

Daraus geht aber auch hervor, daß wir in der Kohlenfaureausscheidung fein unumftog. liches Kriterium besigen, den lebenden vom toten Organismus gu unterscheiben. Die Grenge zwischen Leben und Tod, diefe Grenge, welche zwei Welten voneinander trennt, verfcwimmt, fowie wir fie gu gieben trachten, denn in ihr ift das Ratfel des Lebens verborgen. Den Cod aber haben wir als notwendiges Stadium der Entwidlung aufzufaffen gelernt, ber - wie es im Wefen der Entwidlung liegt - die Organe und ihre Sunttionen nur allmählich ergreift, eine Catfache, welche wir gerade an den Pflangen am deutlichften beobachten tonnen. Ein berartiges Absterben von Organen tann aber mit. unter fogar gur unerläglichen Bedingung für die Weitererifteng des Individuums merden. 3ch erinnere hier nur an das periodifche Wieder. fehren des herbstlichen Caubfalls unferer Golg. gemächse, der zweifellos eine fehr zwedmäßige Anpaljung der Pflanze an das herrichende Klima darftellt. Eine eindringende Sorfdung ergab aber, daß das Blatt nicht allein im herbste abgeworfen wird, sich vielmehr in der Regel abloft, fobald es außerftande ift, feiner Sunftion, vor allem der Kohlenfaureaffimilation, Genüge zu leiften. Es ift ein hervorragendes

^{**} Siyungsbericht d. L. Atb. b. Will. Wien. Math. nat. RL 1906.

[†] Beih, 3. bot. Sentralbl. 1905.

^{*} Sigungsber. d. t. Atd. Wien. Math.-nat. Ml. Marg

^{1905. **} Bericht d. Deutsch. bot. Gef. 1905, ff. 6.

Derdienst Wiesners, dieses für den haushalt der Pflanze so wichtige Problem, deffen Cofung der genannte Soricher icon vor Jahren erfolgreich in Angriff nahm, neuerlich durch eine Reibe grundlegender Unterfudungen * wefentlich gefordert und unferem Derftandniffe naber gebracht zu haben. Jest erft wurde die Mannigfaltigfeit des zunächft höchft einfach erschienenen Phanomens enthallt. Wahrend man bisber nur der auffallenden Ericheinung der herbitlicen Entlanbung eingehendere Beachtung gefcentt hatte, zeigte Wiesner, daß fich bereits mit der Sommersonnenwende ein Caubfall einftellt, da fich die Beleuchtungsverhaltniffe gewiffer Blatter innerhalb der Caubtrone mit abnehmendem Sonnenstande ungunftiger gestalten. weshalb diese in ihrer Affimilationstätigkeit beeinträchtigten Organe als zwedlos abgeworfen merden.

Neben diesem "Sommerlaubfall" macht sich aber in troden-beißen Sommern noch eine andere Sorm des Caubfalls bemertbar, den Wiesner als "higelaubfall" bezeichnet. Er besteht darin, daß die von den Strablen der Sonne getroffenen Blatter "verbrannt" und abgestoßen werden, falls fie nicht burch starte Ausstrahlung vor der Gefahr übermäkiger Erhigung gefchügt find. Darauf beruht es, daß man nach sommerlichen hitzeperioden das periphere Caub, welches wegen feiner exponierten Cage einer fraftigen Ausstrahlung unterliegt, trog der Insolation noch erhalten findet, mahrend die tiefer ftebenden Blatter den fengenden Strahlen der Sonne bereits gum Opfer gefallen find.

Wie übermäßige hine, fo tann aber auch Sroft zum Abwerfen des Caubes führen. In all diefen Sallen führen Anderungen des die Oflanze umgebenden Mediums gum Abstogen der unnut gewordenen Blatter. Der Caubfall allein ermöglicht es u. a. unferen auf die reichliche Entfaltung von Caubinofpen angewiefenen holzgewächfen die Lichtverhaltniffe der Caubtrone in zwedmäßigfter Weise zu regulieren. Wenn die Degetation im Grublinge erwacht, dann strömt eine durch nichts gehemmte Lichtfalle in die Krone des Baumes ein und fördert das Treiben und die Entwicklung neuer Knofpen. Wie unentbehrlich der Caubfall im Ceben der Pflanze ift, erhellt aber auch daraus, daß manche Gewächse, deren Blatter durch äußere Sattoren nur ichwer zum Abfall gebracht werden tonnen, aus "inneren", ihrem Wefen nach unbefannten Urfachen abgeftoften werden. So werfen viele "Immergrune", sobald fie zu treiben beginnen, regelmäßig einen großen Teil ihrer alteren Blatter ab, fo bat

* Bericht d. Dentschen bot. Ges. Bd. XXII (1904) und XXIII (1905).

auch sie alle paar Jahre ihr Caublleid, wenn auch nur allmählich, durch ein neues ersehen. Karl Linsbauer.

Besprechungen.

Anton Auerspergs (Anahafius Grüns) "Politifche Reben und Schriften". In Auswahl herausgegeben und eingeleitet von Stephan hod. Wien 1906. Derlag des Literarifchen Dereins in Wien.

Diese Sammlung der politischen Reden des Grafen Anton Auersperg — eine Rettung aus dem Maffengrabe der ftenographischen Reichsratsprototolle, wohin fich doch fonft nur ein historiter von Beruf zu wagen pflegt - barf mohl als die wertvollste Gabe bezeichnet werden, die uns anläglich der Seier von Anastasius Gruns hundertftem Geburtstag beidert murde. Nach zwei Richtungen ift fie von Bedeutung: perfonlich-biographisch und nationalgeschichtlich. Don der Perfonlichteit des Dichters Grun ift feine politifche Catigfeit nicht zu trennen : erft in diefer findet fie ihre Dollendung, erft in der charaftervollen, mühfeligen, tapferen, von hohem fittlichen und nationalen Idealismus getragenen Arbeit als Parlamentarier erringt fie fich den Stempel mahrer hiftorischer Groke. Da murde Anton Auersperg jene prachtige Mannesgestalt, von der man wohl fagen darf, daß fie das politifche Sublen und Streben der Deutschöfterreicher im XIX. Jahrhundert, von der Julirevolution bis zum Allianzvertrag mit dem Deutschen Reich (1876), vertorpert. Daß man dies jest bequem überschauen, die Geschichte des deutschen Nationalgefühls in Ofterreich in all seinen Stimmungen verfolgen tann, ift das nachfte Derdienft der vorliegenden Dublitation. die darum mehr als den bloß perfönlichen Wert bat. Stephan fod tonnte perftandigermeile aus den Reden, die Graf Auersperg in seiner auf mehrere Jahrzehnte fich erftredenden parlamentarifchen Catigteit im Krainer Candtag und im herrenhause hielt, nur eine Auswahl treffen. Der Gesichtspuntt nun, der ihn dabei geleitet zu haben scheint, und der uns auch als der richtigfte ericheint, war eben ber, möglichft plaftifc die Entwidlung der führenden Ideen in des Grafen Auerspergs politischer Anschauung beraustreten zu laffen. Er war feit feinem erften, leibenschaftlichen politischen Betenninis in den "Spaziergangen eines Wiener Poeten" (1831) Zentralift, Josefiner, Deutscher, und bis aus Cebensende ift er fich darin treu geblieben. Aber wenn er sich bis zum Jahre 1848 bewußt fein tonnte, mit der Aberwiegenden Mehrzahl der Intellettuellen Ofterreichs in Gin-Mang zu stehen — denn sie alle standen als Josefiner im Gegensat zur Gent-Metternichschen Politit — so brachte es das Schicfal der dentichen

und öfterreichifchen Gefchichte in den fpateren Jahrzehnten mit sich, daß sich diese Sentralisten immer mehr auf den Derteidigungsftandpuntt ihrer politifchen Grundanschauungen gedrangt faben. Der fortidreitenden Nationalitätenbewegung tonnte der jofefinifche Idealismus nicht ftand halten; der Jentralismus brodelte angesichts der Costrennung Ungarns und der gunehmenden Autonomie der einzelnen flawischen Provingen immer mehr ab - und Anastafius Grun machte biefen gangen Progeg Schritt für Schritt tummervoll mit. Unermudlich tampft er gegen die gentrifugalen Bestrebungen, und nur von größeren Machten befiegt, findet er fich endlich mit einiger Beruhigung in die Deranderung des politischen Kurfes. Diefen Kampf und diefe Wandlungen zu begleiten, erregt das lebhaftefte Intereffe bei der Cetture feiner Reden. Dagu tommen jene Reden Auerspergs - und das find feine bedeutenoften - in benen er gegen die Berrichaftsbestrebungen der Kleritalen, gegen das Kontordat, für die Freiheit der Preffe und Schule, für die Staatsaufficht der Klöfter fampfte und wiederholt feinem lauteren Josefinismus, feinem glühenden Patriotismus Ausdrud gab. hierin war er wenigstens gu feiner Beit - gludlicher als in der Dertretung des Jentralismus. Doch enthält die vorliegende Sammlung auch noch andere wichtige Reden Auerspergs, die er nicht in Kulturdebatten, fondern in Budgetfragen (Eifenbahnsteuer u. ogl.) hielt, und ichlieflich in einem Anhange auch die meifterhaft geschriebenen Abressen an die Krone, die er wiederholt im herrenhaus und im Candtag abzufaffen hatte. An den Anfang des Bandes Stellte der Berausgeber jene zwei oft gitierten Sendichreiben an die Slowenen im April 1848, worin er feine deutsche Politit auseinandersett . . . Aber Auers-

perg als Redner mußte man ein eigenes Kapitel schreiben, das die sonst so instruttive, vortreffliche Einleitung Gods ergangen tonnte. Der Dichter gehörte gu den eindrudsvollsten Sprechern bes herrenhauses, feine Reben murben - gumal in der bewegten Kontordatszeit - wie politifche Ereigniffe von den Zeitgenoffen empfunden. Er mar ein ftreng fachlicher Sprecher, ber andere oder gar perfonliche Wirfungen verfcmabte. Sichtlich läßt er fich von der Eingebung im Sprechen leiten, hat er bie Rede nicht vorher ausgearbeitet, die Pointen nicht icon früher fich gurudgelegt. Er icopft aus der Sulle ber Sachtenntnis, dem Reichtum feines insbesondere historischen Wiffens, feiner langen Erfahrungen. Man bort bei all feiner Dorficht im parlamentarifchen Ausbrud, bei aller Nobleffe und mitunter altvaterifchen Sormlichfeit feiner Polemit immer fein herz ichlagen; das Wort bedt fich mit dem Charafter. Cangfam gerat er in Sluft, an einen Dorredner antnupfend, die Gedanten stromen gu, verdichten fich, historifche Parallelen oder Anetdoten fallen ihm ein, er liebt fie mitunter (wie Bismard in feinen Darlamentsreden) auszuspinnen, und je naber er dem Schluffe der Rede rudt, um fo traftiger gestalten fich feine Sage. Dem Manne, ber flar weiß, was er will, stromt auch die Rebe flar vom Munde, Und fo höflich Auersperg auch für gewöhnlich gu fein pflegt, fo lagt er es barum doch nicht an Schneidigfeit und Nachbrud fehlen, wenn er beifpielsweise fur feinen geliebten Kaifer Jojef gegen beffen Derunglimpfer eintritt, oder wenn er die mubfelig errungene Derfaffung verteidigt, die die Polen mit ihren eigenen Mitteln gu untermublen fuchten. -Roch fei ichließlich ber gablreichen Anmertungen fods gu den Reben bantbar gebacht, die ihr Derftanonis erleichtern. Morin Reder.

Seuilleton.

Schone alte Kinderlieder.*

Alte Freunde sind die besten, heißt es. Dielleicht ist es mit alten Liedern ebenso. Sie wären oder würden nicht alt, wenn sie nicht gut wären. Die Zeit ist der schärsste Kritiker. Unechter Glanz erlischt, unedles Bauwert verställt. Wenig Liedzeilen aus unseren Tagen werden sich so über Jahrhunderte spannen wie die winterreinen Linien der Nürnberger Gotift und das innige, holde "Lied zu Weihnachten".

Wenn wir auf die einzelnen Tone lauschen, aus denen das "Kinderlied" gewoben ist, so hören wir, der Jusammenstellung des Buches

Ein deutsches hausbuch, herausgegeben von Martin Boetig. Mit Bildern von Roolf Johnsfen. Derlag von E. Nifter, Nürnberg. folgend, zuerst den Klang an der Wiege. Es sind Monologe mit guten Wünschen für das
Kind, denn das Kleine in der Wiege hört nur
und versteht noch nicht. Liebliche Gespräche mit
der Zutunft, die ja nichts ist als Schweigen.

"Christinds Wiegenlied" mahnt an das Kindlein zu Bethlehem und die Kindergebetchen sind erfüllt vom Slügeschlag der Engel.

Dieselben Tone, die zu tiefem Ernst erwachsen sind in Weisen wie: "Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd" — oder in dem Lied: "Du Schwert an meiner Linken", in dem die Reime wie Wassen aneinanderklingen, dieselben Tone sinden wir in den sorg- und ahnungslosen Präludien der Reiter- und Kriegsliedchen aus der Kinderstube. Wenn hier späterer

Tage Ernst im Spiel vorgezeichnet wird, so ift das Kind heimisch in einem Reich, zu dem viele erft nach weiten Umwegen gurudtehren, in der Natur. Es hat noch nicht über dem Carm des Cebens die tiefen Jusammenbange vergeffen und die bunten Dramen, die die Menfchen, wie durch die Bretter einer Buhne von der Natur getrennt, miteinander aufführen, find ihm nichts gegen das Aufgeben des Morgenwolfenvorhangs: "ber Morgenstern mit hellem Schein läft sich feb'n frei gleichwie ein Belb", gegen bas Drama ber Jahreszeiten, bas ewig neu in feinen vier Atten an staunenden Augen porübergeht, gegen die wundervolle Deforation bes Regenbogens: "es ift die wunderschönste Brud', worüber noch tein Menfc gegangen", gegen den bunten Chor aus Wald und Seldern.

Blumen und Tiere, die Freunde der Kinder. Sind sie's, weil diese fühlen: hier sind Wesen, noch zarter, noch hilfsbedürstiger als wir selbst; aber auch Wesen, denen wir in der Unbewustbeit unserer ersten Tage näher stehen als dem Reich der Großen.

Unter diesen vielen Freunden sind vor allem die häslein mit den langen, weichen Ohren und dem dunkelblonden, seidenen Pelzchen, diese schnelstüßigen Boten aus dem grünen Land der Selder und der Wälder; und wenn sie auf ihren samtenen Pfoten durch den weichen Samt des Grases lausen, so sind das Reime, die die Natur selbst zu machen scheint, wie in dem Liedchen von den zwei hasen, welche das grüne Gras abfraßen "bis auf den Rasen."

Den häschen folgen die haustiere, das Känchen, das nach dem Reim des Alphabets in den Schnee lief, das Pferd, der hund, die Kuh, die Ziege; die ganze zahme Naturgeschichte bis auf die bunte Dogelschar. Da zwitschern Schwalbenliedchen und klappern Storchreime, da glänzt ein besiederter Regenbogen von schwarzen Amseln, weißen Tauben, grauen Nachtigallen, braunen Spaken und grünen "Zeisles"; und dazwischen sliegen rosenrote Marienwürmchen und die honiggoldnen Be-

wohner der "Wachsburg aus gulonem Pergament".

Aber das Kind begnügt sich nicht mit den bunten Requisiten der Natur. Es tennt noch nicht die Beschäftigung mit den Seelen anderer und mit der eigenen Seele, aus der später Drama und Eprif erblüben - es bat erst die naive Freude an der Kunftform aus den Kindertagen der Literatur, am Epos - und hier ift es vor allem das Epos, das in der sturmlosen Jone der Kinderseele gedeiht - und das Stille und Rube mit überlebensbunten Sarben verbindet - das Marchen. Und fo tragen alle Siguren aus ber Welt des Kindes noch über dem bunten Kleid ihrer Anschaulichkeit den Schleier der Phantafie. Die ichneebededten Berge find Juderberge und es foneit Marzipan, die Maufe tonnen tangen und die Stuben austehren, und der Rattenfänger pfeift feine Weifen. An diefe Marchenlieder foliegen fich noch tag. hellere Liedigen und Schergreime, eine Literatur der Stammelfprache aus der Kinderstube. Alle diese Lieber leben. Unvertilgbar wie Pflanzen. Mitten aus bem Gefüge großer, ernfter Bücher ftredt fo ein immergrunes, immerbluhendes Blumden feine Blatter, wie in dem halberstädter Wiegenliedchen, das die Kinderfrau Roswitha in einem Buch Sontanes fingt; das Liedchen von den zwei Schwalben, die "ins Nachbar fein haus" fliegen, ift auf den Schwingen Schumannicher Melodien aus dem Kinderland zu uns herübergetommen, und die Komposition von "Wide wide wenne beift meine Duthenne", ift wohl vielen mit der Erinnerung an die erften Gehverfuche eines Kinderftimmdens ver-Inapft.

Auf den Bildern, den bunten und den schwarzen, die das Buch begleiten, werden viele Kinderaugen mit Freude ruhen. Die Kunst Dürers und hans Sachsens Kunst, Bild und Wort haben sich zu einem lieblichen Buch geeint, dessen Blätter ewig jung sind, wie die der alten Nürnberger Burghoslinde.

hedda Sauer.

Von der Woche.

7. April. Eröffnung der zweiten öfterreichifchen Kon-

ferenz für Schwachfinnigenfürjorge in Wien.

8. Kongreß für Gefangenenfürjorge in Wien. — Gustav Schoenaich (geb. 1840), Schriftbeller, in Wien †. — Der Mlonarch ernennt Dr. Alexander Weiferle zum ungarischen Ministerpräsidenten und auf dessen Orichlag den Grafen Aladar dich zum Minister a latere, den Grafen Julius Andrassum Minister des Innern, Franz Kossuch zum Knather des Innern, Franz Kossuch zum Knather Apponni zum Kultus- und Unterrichts- und Geza Polonni zum Justizminster.

Polon pi zum Justizminister.

9. Sperreichischer Lehrerblidnertag in Wien. — Reichsverbandstag der österreichischen Mittellschulvereine in Wien.

— Eröffnung des LX. deutsch-österreichischen Mittellschultages in Wien. — Hofrat Projessor Dr. Heinrich Schuster

(geb. 1847) in Prag †. — Die Criefter Handels- und Gewerbetammer wählt mit 25 von 34 Stimmen den Freiherrn Peter Morpurgo zum Reichstasbgeordneten. — Der ungarische Reichstag wird für den 19. Mai eindernien. Die Neuwahlen sind in der Jeit vom 29. April dis 8. Mai vorzunehmen. — Dr. Weferle tritt in den Derband der Derfassungspartei ein.

10. Dritter Mufitpädagogischer Kongres in Berlin.
11. In Wien, Graz und nehreren Grien wird

ber 100. Geburtstag Anastastus Grins geselert. — Prosessor Josef Dodner (geb. 1842), Orgesvirtusse, in Wien †. — Der ungaritse Ministerpräsibant entwiktli in einer Konserenz der ann der Basis der 1867er Gesessor der Besterung, die auf der Basis der 1867er Gesesse keit. — Die liberale Pariel in Ungarn beschlicht ihre Anslöhung. Gaftspiel des Mostauer fünstle-rischen Theaters. Nun haben auch wir die ruffifche Künftlerrepublit mit Stanislawsti als herzog an der Spige in unferen Mauern gehabt und uns damit das Recht erworben, den Berliner Jubel gu überprufen und auf Grund eigener Erfahrung gu unterluchen, welchen politiven Gewinn unfer Theater aus dem Beifpiel der Mostauer Wandertruppe gu gieben vermöchte. Ein bifchen ichwer haben die ruffifchen Gafte diefes fritische Amt uns wohl gemacht; denn fie führten hier aus ihrem Repertoire, in dem weber Sophofles noch Shatefpeare, weder Ibfen und hauptmann noch Maeterlind fehlen follen, nur drei fpegififch ruffifche Werte vor, in benen fie traft ihrer nationalen Eigenart von vornherein feinen Wettbewerb gu befürchten hatten, nicht aber auch folche, die uns eine verlägliche handhabe gu Dergleichen geboten hatten. Und das Alpha und Omega jeder Kritif ift und bleibt ber Dergleich. Ohne 3meifel führt das ftolge Unternehmen Stanis. lawstis internationale gruchterbe mit fich; gieht man aber von feinen Darbietungen das Unübertragbare und Unnachahmliche ab: den ethnographischen Kuriofitatsreig, dann bleibt für uns wohl nicht fo viel Neuland zu entdeden übrig. wie es unter bem erften Eindrud der fiberrafdung den Anschein erwedt. Eine primitive Dolfstunft, fo eine Art hausinduftrie mit den findlichen Unbeholfenheiten und den naiven Reigen taum übermundener Barbarei hatte man erwartet, und man fah fich ploglich vor einer theatralifden Gochtulturfunft, die fich alle Errungenichaften ber Buhnentechnif untertan gemacht hat und aus der dennoch die elementare Stimme eines urwüchsigen Naturpoltes wie mit Kinderzungen zu uns fpricht. Und die Aberrafchung ift um fo größer, als wir das Mostauer Theater wie mit einem Sprung an einem Biele angelangt feben, das das deutsche Theater -Banreuth ausgenommen - nur auf Umwegen gu erreichen vermochte. Die "Meininger" mußten als Beispiel porangeben in der Pflege des Bufammenspieles, das feine Sonderstellung eingelner Krafte bulbet, vorangeben auch in ber ftimmungsvollen fgenischen Nachbichtung eines Wertes, die fich auf eine stilvolle Ausstattung ftugte und in der Belebung der Maffen, in der Durchgeistigung der Komparserie bisher ungesuchte hilfsmittel fand. Und was bie "Meininger" im boben Drama lehrten, mandte

Brabm in feinem Deutschen Theater auf das naturaliftifche hauptmanns und auf Ibjen an. Es war das gleiche bramaturgifche Grundgefes, von dem die "Meininger" und Brahm ausgegangen waren, aber ihre Wege trennten fich. Die "Meininger" pflegten die fgenische Wahrheit im Stillfierten Drama, Brabm Strebte por allem danach, den Wirtlichteitsfinn des Juichauers zu befriedigen. Man weiß, zu welchen Ergebniffen diese Trennung geführt hat: dort zum musealen Ausstattungswahnwig, hier gur Erstarrung im Realismus des Alltags. Erft Reinhardt gelang es, wieder zu vereinen, mas gesondert auf Abwege lodte, und das dramaturgifche Evangelium ber "Meininger" gu verallgemeinern und zu bereichern. Don einer gleich etappenweisen Entwidlung des ruffifchen Theaters wiffen wir fo viel wie nichts, und dennoch feben wir das Mostauer Unternehmen zu einer taum noch erlebten Volltommenheit ausgebildet. Was Reinhart als neue technifche Errungenschaften noch mit demonstrativer Einfeitigfeit betonen gu muffen glaubt, erfcheint hier icon organisch ein- und untergeordnet, und man fteht por bem fühnen Brudenbogen, womit Stanislawsti den Klaffizismus und Naturalismus überspannt bat, wie por einem Wunder. Und dann hat das Mosfauer Theater noch etwas voraus: es verfügt über geborene Schauspieler, die fich vom außeren Realismus ju einer Pinchologie durchgearbeitet haben, die in ihrem Schweigen noch beredter ift als im Worte. hatten die ruffifchen Gafte in Alegej Colftois flassistisch-historischer Dichtung "Jar Seodor Joannowitid" ein befruchtendes Beilpiel durch-geistigter Meiningerei gegeben und zugleich die altmostowitifche Kulturwelt in ihrer goldftrogenden Pracht nachichopferisch vor unseren Augen auf. erbaut und hatten fie in Gorfis ,,lachtafpl" das Alltagsleben der Dertommenen und Enterbten durch echte Buhnenpoesie geadelt, fo ließen fie in "Onfel Wanja" uns direft in die Seele des ruffifchen Dolles ichauen. Bei diefem ichmerglich-wolluftigen Untertauchen in Refignation fühlte man sich vom gangen Jammer Ruflands angefaft und man lernte die Energie doppelt bewundern, die aus einem innerlich jo gerrutteten Dolfsstamme ein fünftlerijches Unternehmen von folder Dolltommenbeit gu ftampfen vermochte. Welch' reiche Begabung muß langs der Wolga brachliegen!

Theodor Antropp.

DI Giterceichische Rundschau, Heft 77. D Redaktionsschlut 14. April 1906. D Ausgegeben 18. April 1906. Do herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glosse, D Berauswortlicher Redakteur: Dr. Hugo haberfeld.

Notizen.

Unter ben großen beutschen Künftlern alterer Beit gibt es einige, deren Name zwar allgemein befannt ift, über ble uns aber doch eine gufammenfaffende Würdigung bisher nicht recht zugänglich war. Ju biefen Meiftern gehört auch Deit Stof, ber große Murnberger Bilbichniger. 3hm ift in bantenswerter Weife nun ber neuefte 81. Band ber Künkler-Monographien, Dreis 3 Mart (Derlag von Delhagen & Klafing, Bielefeld und Ceipzig), gewidmet. Berthold Dann, der Derfasser biefes Bandes, hat es ausgezeichnet verftanden, ein Gefamtbilb ber Catigfeit von Deit Stof gu geben, und man faunt über ben gewaltigen Umfang des Schaffens des fleißigen Meisters, das wir hier in Wort und Bild (ber Band bringt 100 Abbilbungen) verfolgen tonnen. Ein Shaffen, welches auch daburd intereffant ift, weil es fic auf zwei heut fo ganz wefensverschlebene örtliche Gebiete verteilt: auf Krafau und Mürnberg mit feiner engern und weitern Umgebung.

Die Gesellschaft zur Derbreitung klasslicher Munst in Berlin W., Elhholzkraße 15, versendet soeben zu ihrem Haupt-Katalog einen Nachtrag, der in 70 Nachblbungen die neuesten Hellogravüren ihres Derlages vorführt, Bilder von größtem Ruf und hohem Reiz. 3. B. eines der interessantieten Stüde des Prado-Museums in Madrid: das Selbstüdnis des jugendlichen Dürer und eine Reihe von Perlen ,der Alten Pinalothel zu München, dazu hervorragende Bilder der Kgl. Museen in Berlin, Dresden, Amsterdam, der Fürst. Clechtensteinschen Galerie u. s. w.

Meine Lebensbelchte, das mit Spannung erwartete Memotrenwert von Wanda von Sacher-Masoch, ift soeben im Verlage von Schufter & Coeffler in Berlin erschienen. Das interessante Buch zeigt zwei Seiten: die Selbstblographie der Versalferin und ihre Selbstverteidigung. Zu der letzeren zwangen sie die unerhörten Angrisse, denen sie die heute ausgesetzt war.

Heine-Dentmal. Auf den von Alfred Kerr erlaffenen Aufruf für ein Heine-Dentmal waren bis Ende Sebruar 8378 Mart eingegangen.

Büchereinlauf.

Sequelle Cihil. Ein Dortrag, gehalten am 23. März 1906 auf Deranlaffung des "Neuen Dereins" in Mänden von Prof. Dr. Angult 5 orel. Betipiele ethilid-fequeller Konfliste aus dem Ceden. Münden, 1906. Ernst Reinhardt.

Die Könighäufer. Eine Erzählung aus dem Ijergebirge von Guftav Ceutelt. Berlin, 1906. S. Sifder, Derlag.

Der Kanon ber altiprachlichen Cetiure am öfterreichtichen Symafium. Don R. C. Kulula, E. Martinal, fi. Schentl, Profesore ber Universität Grag. Wien, 1906. Karl Graefer & Nie

Deutiche Geschichte. Doll, Staat, Kultur und gestiges Leben. Don Prof. Dr. Ed. Hen d. Bielefeld, März 1906. Delhagen & Klasing. Das alte und neue Cestament als Menichenwert ober Wahrheit und Dichtung im Bibelglauben. Don Freiherrn Karl von Cahberg. Dresden, 1906. E. Pierfon.

Adim von Winterfeld (A. von Waldberg), Heinrich Heine. Sein Leben und seine Werte. Dresden, 1906. E. Pierson.

Briefe von Verbrechern. Sin Buch für Denfer und Menichenfreunde von M. A. Reitler (Emil Arter). Dresden, 1906. E. Piersons Verlag.

Memoiren eines Unbelannten. 1818—1862. Don Dittor von Shubert Solbern. Dresden, 1906. E. Pierjons Derlag.

Die Teliung ber Erbe. Don Johannes C. Barolin. Mitt 4 Karten. Dresben, 1906. E. Pierfons Verlag.

Meine Cebensbeichte. Memoiren von Wanda v. Sacher-Majoch. Berlin und Ceipzig, 1906. Schufter & Cofffer.

Die Literatur. Herausgegeben von Georg Brandes. Denis Diderot von Rudolf Kaffner. Mit 15 Dollbildern in Condhung und einem Saffimile. Berlin, 1906. Barb. Marquardt & Co.

Eingesendet.

Die feinsten Zigaretten sind **Nestor Gianaciis**King — Phénix — Lotus.



Franz Josef-BITTERQUELLE

von Erztlichen Autoritäten seit Jahrzehnten als das gehaltreichste und sichsrets natürliche Abführmittel empfohlen.

DIE DIREKTION IN BUDAPEST.

00 00 00	Rebattion: Wien, J. Operaring S. Telephon 4636. Sprechfunde: Dienstag und Militmod von 6 bis 7 Uhr abends. Derlag: Derlagsbuchhandiung Carl Nonegen (Ernit Stillpnagel).	00 00
00 00	Drud von Christoph Reiher's Söhne, Wien, V. 🗆 Papier: Schlöglmühl. Redattionsiching für Heft 78: 21. April 1906.	00

Inferaten-Annahme durch die Abministration der Ofterreichischen Rundichau, Wien, I. Operaring 3 und durch alle Annoncen-Bi Insertionspreise: Die viergespaltene Millimeterzeile 25 h. 1/14 Seite K 12 .- , 1/4 Seite K 20 .- , 1/4 Seite K 35 .- , K 60 .- , 1/2 Seite K 100 .- . Inserate redattionellen Teil K 1.20 für die Detitzeile. Beilagen nach Abereinto

HOTEL-ANZEIGER.

Ĭ 1

hous erften Ranges. Moderner Neubau. Mafige Preife.

Budapest. Botel Jägerhorn.

haus ersten Ranges, schönste Ausstattung, moderner Komsort, beste Lage. Simmer v. K 2.40 ausm. S. Kommer, Inhaber.

Dresden. Sapou-Botel.

haus allererften Ranges in ruhigster und vornehmster Lage der Residenz.

Flume. Hot

Im dentrum der Si Nähe des Schifftandi zia und umgebende Küche. Omnibus bei düge. Mähige dimn

Franzensbad.

Kopps Königsvilla. 3. 5. Kopp, hof-hoteller.

Grindelwald.

Botel Bear and Hdler.

Critiassig. Alpentlima. Practivolle Gariens und Partanlagen. Das ganze Jahr offen. Wintersport. Gebr. Boh, Bestiger und Letter.

dieler 6

Seebad Heringsdorf. Lindemanns Hotel.

Das ganze Jahr offen. Schönst gelegenes, sitrenommiertes Haus. Telephon Ur. 4.

Lovrana. Wiener Penlion.

Dirett am Meere, eigene Strand. unb Berta Trebitjo.Blum.

München.

Grand Botel Continental.

Pornehmites Bous in iconjter, ruhigiter Lage, allen Anforders Srig Dehmener, Direttor. Mar Diener, fof-Traite

Marienbad. Botel Klinger

nti Dependance hotel Delphin. Erstes und größtes hotel am Plage. An der Promenade und Part gelegen, gegenüber dem Kreuzbrunnen, mit reizend ichöner Aus-tot über den Kurort. 250 Simmer und Salons, Cese-, Rauch- und Konversationszimmer. Elektrisches Licht, Lift, Babezimmer. Dorzügliche Küche. J. A. Rubritus, Besiner.

Paris. Hotel Campbell.

47 Avenue Friedland, nahe den Champs Elnijdes und Arc de Arlomphe. Gejunde, ruhige Lage. Mäßige Preife bei bester Derpflegung. Artur Geihler, deutscher Besiber.

Pörtschach am Hotel und Pens

Ersten Ranges. Dire und schattiger Garter Cennisplat. Exquisi Pretie

Wien. Botel Briltol.

Kärntnerring. haus erften Ranges.

Wien.

Botel Meikl & Schadn. Botel und Reftaurant erften Ranges.

Wiesbaden.

Hotel Nassau u. Badhaus. Dornehmftes Sotel direft beim Kurhaus.

Zür Botel Bau

Das gange Jahr offen

In jeder Buchbandlung vorrätig Sachen erschienen:

III. Tell : Ergründung der Elektrizität ohne Wunderkultus. K 2.40.

lahalt: Vorwort. — Vom gegenwärtigen Bankerott der eiementarischen Wissenschaften. — Wunderglaube in der Ferzebung. — Wultauschauung. — Wie entsteht Magnetismus und Elektrieität. — Problem der untersebtedlichen Zonentemperatur. — Wie die Niederschläge entstehen. — Kathodenstrahlen. — Geheimnis des Radiums etc. etc.

L Tell

Die Gravitationslehre . . . ein Irrtum. K 1.50. II. Tell.

Gegen die Wahnvorstellung vom heißen Erdinnern. K 1.80.

Soeben erschien:

Antiquariatskatalog Nr. 531

Osterreich

mit Ausschluß der Länder der ungarischen Krone.

(Bücher und Stiche.) Auf Verlangen grafis und franko.

Josef Boer & Co. Antiquariat

Frankfurta. M., Nochstraße 6.

Dankt

W. Klobas Wien, I. Kolowratr

TAPETEN von den einfachsten bis zu den feinst Telephon 6121.

Die Herabsehung des gesetzlichen Jinsfußes.

Don Dr. Mar hitichmann.

Es ist nun bald einundzwanzig Jahre her, daß mit dem Gesetze vom 15. Mai 1885, R.-G.-Bl. Nr. 77, der sogenannte gesetzliche Zinsfuß von 6 Prozent auf 5 Prozent herabgesetzt wurde. Für das handels- und Wechselrecht blieb kraft ausdrücklicher Anordnung desselben Gesetze der sprozentige Zinssuß aufrecht erhalten.

Dieser gesetsliche Jinssuß von 5 Prozent für turz gesagt bürgerliche und von 6 Prozent für handels- und wechselrechtliche Schuldverhältnisse ist nun seither, trothdem der Prozes der Derringerung des Gebrauchswertes des Geldes seinen tontinuierlichen Derlauf genommen hat und demzufolge der landesübliche normale Jinssuß wesentlich gesunten ist, unverändert beibehalten worden. Hiedurch aber ist ein unüberbrückbarer Gegensatz zwischen den tatsächlichen ötonomischen Derhältnissen, wie sie sich in den letzten beiden Dezennien entwickelt haben, und der gesetzlichen Norm entstanden, eine Distrepanz, die zu Unzukömmlicheiten, ja dirett zu einem unhaltbaren Zustand gröblicher Ungerechtigkeit geführt hat.

Die fundamentalste Aufgabe der Gesetzebung ist es, die Gesetze nicht nur einem Wandel der rechtlichen Anschauungen, sondern auch den geanderten wirtschaftlichen Grundlagen rechtzeitig anzupassen.

Don diesem Gesichtspunkt aus ist nun die Herabsetung des gesetzlichen Inssußes und die Anpassung desselben an die seit Jahren bestehenden und voraussichtlich in ihrem Bestande gesicherten Verhältnisse auf dem Kapitalsmarkt eine unausschiedebare Pflicht der Legislative.

Selbstwerständlich soll hier die Bedeutung des gesetzlichen Binsfußes und die Tragweite seiner Änderungen beileibe nicht der Überschätzung anheimfallen.

Der gesetzliche Jinssuß ist nicht mehr und nichts anderes als die Sixierung der Jinsenhöhe für jene Sälle, in denen entweder Jinsen bedungen wurden, ohne daß deren höhe sestgesetzt worden wäre, oder in denen Jinsen schon nach gesetzlicher Dorschrift auch ohne besondere Parteienvereinbarung dem Gläubiger zustehen. Im gesamten Rechtsverkehr bilden demnach die Sälle des gesetzlichen Jinssußes eine Gruppe, welche an Umfang und natürlich auch an Bedeutung hinter der Massenerscheinung der bedungenen und vereinbarten Jinsen zurückseht.

Die veraltete Anschauung, als ob der sogenannte gesetzliche Zinssuß schon an und für sich geeignet wäre, unmittelbaren intensiven Einfluß auf den Kapitalsmarkt und den allgemeinen Zinssuß zu üben, geht entschieden zu weit. Noch in der parlamentarischen Derhandlung über das eingangs erwähnte Gesetzchen hat diese Ansicht beredten Ausdruck gefunden; es wurde eine Lobeshamne auf den niedrigen Zinssuß angestimmt und der gesetzliche Zinssuß als geeignet bezeichnet einen

solden Justand zu sixieren und ihm rechtlichen Ausdrud zu verleihen. hier liegt offenbar eine Verwechslung mit den Zinstaxen vor, die seit 1866, wohl auf Nimmerwiedersehen, bei uns verschwunden sind. Diese Zinstaxen waren direkt eine gesetzliche Beschränkung der Vertragsfreiheit in betress der höhe der Zinsen, indem sie das durch keine Vereindarung zu überschreitende gesetzliche Zinsmaximum für alle Sälle sesslesten. Es liegt auf der hand, daß diese Zinstaxen allerdings durch die Sixierung der Obergrenze des Leihpreises für Kapitalien die höhe des landesüblichen Zinsschles wesentlich beeinschlissen, mit dem subsidiären nur im Salle mangelnder Privatvereindarung geltenden gesetzlichen Zinsus aber so gut wie nichts zu schaffen haben.

Aber auch der gesetzliche Zinssuß ist zweisellos ein den normalen Zins beeinstussenden Preiselement, wenn auch mehr psychologischer Natur. Er kommt nur dann zur Geltung, wenn Zinsen gebühren, ohne daß ihre höhe zwischen den Parteien vereindart worden wäre, reguliert also namentlich die höhe des Schadens, welcher dem Gläubiger durch den Verzug des mit der Jahlung säumigen Schuldners entsteht. Die bloße Catsache, daß mangels einer anderen Übereinkunft der gesetzliche Zinssuß gilt, läßt also gewiß vielsach eben diesen gesetzlichen Zinssuß als den Regelfall erscheinen, den die Parteien als Normalmaß zur Grundlage nehmen, auch wenn sie spezielle Zinsvereinbarungen treffen.

Der richtige logifche und theoretische Zusammenhang ist aber ein umgekehrter. Der gesetzliche Jinsfuß muß seinem gangen Wesen nach, wenn er überhaupt seine Aufgabe erfüllen und seinem Zwed entsprechen soll, sich mit dem fattisch bestehenden landesüblichen Binsfuß deden. Natürlich tann es sich hier nicht etwa darum handeln, daß die Gesetzgebung ben ephemeren Ofgillationen des Jinsfußes sofort nachfolgt. Entscheidend ist vielmehr nur die Jinshöhe im Durchschnitt langerer Perioden und die fichere Aussicht, daß dieser burchschnittliche Jinsfuß für jene Dauer, für welche Gesetze überhaupt geschaffen werden tonnen, auch seinerseits ben wirtschaftlichen Derhaltnissen entspreche. Der bem gesetlichen Jinsfuk zugrunde liegende Gedante läkt sich dabin ausdrücken, das dem Gläubiger. welchem eine Kapitalsnugung entzogen bleibt, in Ermangelung einer besonderen Dereinbarung vom Schuldner soviel geleistet werden muß, als der Gläubiger bei quter normaler Kapitalsanlage mit guter Sicherheit und ohne besondere Mühewaltung bei der Anlage und Verwaltung seines Kapitals hätte erbalten können. Der gesetliche Zinsfuk soll dem Gläubiger nicht mehr bieten als er unter sonst normalen Durchschnittsverbaltnissen mühelos auf dem Kapitalsmarkte erhält, so daß insbesondere jeder spekulative oder Unternehmergewinn ausgeschlossen bleibt. Der Schuldner soll aber wieder nicht weniger zu leisten haben, als er selbst für das vom Gläubiger ihm überlassene oder von ihm dem Gläubiger vorenthaltene Kapital mühelos und sicher zu erhalten in der Cage ware, damit nicht sein Bergug dem Gläubiger gegenüber vom Gesethe gewiffermaßen prämitert werbe.

Der Jinsfuß, der regelmäßig, leicht, sicher und mühelos von jedem Durchschnittsgläubiger erzielt werden kann, ist der landesübliche. Ist der gesetzliche höher als der landesübliche, dann bedeutet er für den Schuldner eine höhere Cast als den bloßen vollwertigen Ersatz der Kapitalsnutzung, welche dem Gläubiger entzogen bleibt; er ist eine Strafe für den Schuldner. Im entgegengesetzten Falle wird der Schuldner auf Kosten des Gläubigers begünstigt, der durch die gesetzlichen Iinsen weniger erhält, als er bei rechtzeitiger Jahlung der Schuld müheloser hätte erreichen können.

Der geltende gesetzliche Zinsfuß in der höhe von 5 Prozent für bürgerliche und von 6 Prozent für taufmännische Schuldverhältnisse und Wechselschulden ist nun zweifellos mit dem landesüblichen Zinsfuß nicht mehr in jener harmonie, die doch sein Lebenselement bildet. Es muß dirett als ein völlig unhaltbarer Zustand bezeichnet werden, daß, wie dies gegenwärtig der Fall ist, der gesetzliche Zinsfuß sicherlich um 1 Prozent höher sixiert erscheint als der gang und gäbe vertragsgemäße, der landesübliche Zinsfuß.

Das ständige Sinten des Zinssußes, troß Krisen und Krieg, hat die Notorietät für sich, die wohl jedes Nachweises enthebt. Dieser Tatsache kann auch das vorübergehende Anziehen des Zinssußes in den letzten Monaten nicht entgegengehalten werden. Diesmehr bestätigt diese Ausnahme durch die Abslauung, die bereits allerorten wieder eingetreten ist, am besten die Regel. Alle Sachautoritäten haben denn auch sast übereinstimmend durch die Analyse der Ursachen dieser Zinssteigerung nachgewiesen, daß es sich nur um ein turzes Intermezzo handle, nach welchem die sinkende Tendenz wieder in die Erscheinung treten müsse. Im engen Rahmen dieses Aussache Tendenz wieder in die Erscheinung treten müsse. Im engen Rahmen dieses Aussachen Lage zur Zeit der herabsetzung des Zinssußes vor zwanzig Jahren auf 5 Prozent und den parallelen heutigen Derhältnissen Platz sinden.

Damals betrug der hypothetarzinsfuß der Österreichisch-ungarischen Bant wesentlich noch 6 Prozent, der Psandbriefzinssuß noch 5 Prozent, Die Psandbriefe der Ersten österreichischen Sparkasse waren 61/sprozentig, die Sparkasseninlagen nahezu durchaus 4prozentig. Der höch ste Kurs der 5prozentigen österreichischen Notenrente betrug am 1. September 1884 96.25.

Wie haben sich nun die Derhältnisse seither gestaltet? Die Bankpfandbriese sind ausschließlich 4prozentig, der niedrigste Kurs der 31/2prozentigen Investitionsrente im Jahre 1903 91-30!

Es ist also der niederste Kurs eines 31/4 prozentigen Staatspapieres nicht viel niedriger als vor zwanzig Jahren der höchste eines 5prozentigen.

Der hapothekarzinssuß endlich bewegt sich um 4 Prozent. Und alle diese Saktoren, öffentliche Anlehen, Pfandbriese, hapotheken sind eben die konstitutiven Elemente für den landesüblichen Zinssuß, der selbst wieder die Basis des gesetzlichen Zinssußes bilden muß. Es ist deshalb nur zu verwundern, daß gesetzliche Maßnahmen in dieser Richtung unterblieben, eine Unterlassungssünde, die sich durch die Vis inertiae erklären, aber nicht entschuldigen läkt.

Dazu kommen aber noch andere Momente.

Die Gesetzgebung des Deutschen Reiches hat aus der Catsache der Zinssusverminderung bereits die rechtlichen Konsequenzen gezogen und sowohl im neuen bürgerlichen Gesetzbuch als auch im neuen handelsgesetzbuch, die beide zwar erst zur Jahrhundertwende in Kraft traten, aber schon vor ungefähr zehn Jahren geschaffen wurden, den gesetzlichen Zinssuß herabgesetzt. Im § 288 des bürgerlichen Gesetzbuches werden die gesetzlichen Zinsen mit 4 von 100 für das Jahr und im § 352 des handelsgesetzbuches mit 5 von 100 sestgesetzt. Speziell in der offiziellen Denkschrift zum Entwurf des letzteren wurde ausdrücklich betont, daß die Derzinsung mit 6 von 100 nicht mehr den tatsäcslichen Derhältnissen entspreche. Die gesetzlichen Zinsen sollen dem Gläubiger keinen Unternehmergewinn gewähren, sie sollen ihm nicht mehr ersetzen als was er im all-

gemeinen bei angemessener Anlage des Kapitals als Zinsen erhalten haben würde oder zu anderweitiger Beschaffung des entbehrten Kapitals auswenden muß. Hiefür reiche im Handelsverkehr eine Verzinsung mit 5 von 100 vollständig aus.

Unser für den handels- und Wechselverkehr geltender sprozentiger Zinssuß muß nun nicht nur im Dergleich zum Deutschen Reiche, sondern auch in bezug auf unsere eigenen ökonomischen Derhältnisse als ungerechtsertigt hoch bezeichnet werden. Er gilt nämlich nach unserem Gesetz nicht nur für zweiseitige, sondern auch für einseitige handelsgeschäfte, d. h. unjuristisch gesprochen, 6 Prozent Zinsen hat nicht nur der mit der Zahlung säumige Kunde dem Kausmann, sondern jederzeit auch der Kausmann zu bezahlen, wenn er seinerseits Schuldner wird. 6 Prozent Zinsen erhält also der Kommis, welcher von seinem Prinzipal den vorenthaltenen Betrag fordert, 6 Prozent Zinsen bekommt auch der Käuser von ein Paar Schuhen, wenn er sie als mangelhaft zurückgibt, 6 Prozent Zinsen endlich auch der hausherr, dem der Mieter eines Geschäftslofals den Zins schuldig bleibt.

Bei diesem umfangreichen Anwendungsgebiet ist die Ungerechtigkeit des sprozentigen Iinssusses doppelt kraß. Bei Kausseuten ist ein höherer Iinssuss als beim Nichthandelsverkehr berechtigt, weil das Geld und Kapital für sie höhere Dienste leistet, nicht bloßen Anlagewert besitzt, sondern auch Betriebsmittel bildet. Was in aller Welt hat aber dieser exorbitante Iinssuss mit dem Nichtkausmanne zu schaffen, der zufällig Gläubiger eines Kaussmannes wird?

Das neue deutsche handelsgesetzbuch hat auch die richtige Konsequenz gezogen und die kaufmännischen Sprozentigen Zinsen (gegenüber den bürgerlichen 4 Prozent) auf beiderseitige handelsgeschäfte, also einsach auf den Derkehr zwischen Kausseuten beschränkt. Um wie viel mehr ist nun die Regulierung unseres sprozentigen Zinsfußes mit seinem ausgedehnten Geltungsgebiete ein dringendes Gebot wirtschaftlicher Gerechtigkeit.

hingegen wäre auch der Einwand ganz unstichhältig, die herabminderung des gesetzlichen Zinssußes sei in Deutschland dadurch erleichtert gewesen, daß das Gesetz dem Gläubiger, gegenüber dem säumigen Schuldner, ausdrücklich das Recht einräume, auch über den gesetzlichen Zinssuß hinaus Schadenersatz für den Derzug zu sordern, falls er diesen weitergehenden Schaden nachzuweisen in der Lage ist. Das gleiche Recht steht eben auch nach unserem bürgerlichen Gesetzbuch dem Gläubiger zu. In der Theorie mag dies wohl bestritten sein, aber die richtige diesen Schadenersatzanspruch tonzedierende Ansicht ist auch von unserem obersten Gerichtshose atzeptiert worden.

Schon im Jahre 1885 wurde gelegentlich der Beratung über das eingangs erwähnte Gesetz mehrsach die Meinung ausgesprochen, der gesetzliche Zinssuß solle sofort mit 4 Prozent oder doch wenigstens mit 4½ Prozent sestenen. Nur mit Rücksicht auf die wirtschaftlichen Derschiedenheiten der einzelnen Länder Österreichs und um sprunghafte Übergänge zu vermeiden oder doch eventuellen Rückschlägen vorzubeugen, dat die juridisch-vollswirtschaftliche Kommission des herrenhauses den Sprozentigen Zinsssuß troß der Überzeugung, daß er ötonomisch nicht mehr volltommen berechtigt sei, zur Annahme empsohlen. In einer Zeit, wo nach einem in der parlamentarischen Debatte gefallenen Ausdruck die Konversionen der össentlichen Anlehen als staunenerregendes Wunderding betrachtet wurden, mochte solche Zaghaftigseit begreislich sein. Seither hat man

dieses Staunen allgemach versernt und sieht die Konversionen als selbstverständlich und naturnotwendig an. Was aber dem Staate als Schuldner recht ist, muß ihm als Gesetzgeber billig sein.

handelt es sich doch, wie Petrazycki * tressend bemerkt, nicht um eine gleichgültige Sache, ob der Schuldner 3½ Prozent, 4 Prozent oder 5 Prozent zu zahlen hat; für den bedrängten Schuldner kann 1 Prozent mehr verhängnisvoll werden. Ein humaner und die Aufgaben der modernen Jivilpolitik beachtender Gesetzgeber muß im Gebiete der Geldschulden und des Jinsenrechtes besonders rücksichtsvoll und vorsichtig vorgehen. Der gesetzliche Jinssuß in seiner gegenwärtigen, von den Preisverhältnissen auf dem Kapitalsmarkte längst desavouierten höhe bedeutet nichts anderes als eine Liebesgabe an den Gläubiger aus der Casche des Schuldners.

Zweifellos wird die allerdings noch in den ersten Anfängen stedende Revision des bürgerlichen Gesetzbuches auch für unser veraltetes Zinsenrecht überhaupt eine gründliche Resorm im Sinne moderner Auffassung bringen müssen.

Bis dahin zuwarten zu wollen, hieße jedoch nichts anderes, als dem gegenwärtigen überlebten Zinsfuß noch mehrere Jubiläen verschaffen und ein gesetztechnisch mit ein paar Worten zu beseitigendes Unrecht trot besserre Einsicht durch Dezennien aufrecht halten zu wollen.

Warum ist die Wertschätzung des Darwinismus gesunken?

(Eine pinchologische Stigge aus ber Geschichte ber Joologie.)

Don Profesjor Dr. Frang von Wagner.

Mit Recht erfreut sich die Wissenschaft bei allen Kulturvölkern der größten Wertschaftung; sie ist nächst der Kunst die edelste Emanation des menschlichen Geistes, und das Ansehen, das sie im Leben eines Volkes genießt, bedeutet einen Prüsstein für die Kulturböhe desselben. Dieser Würde der Wissenschaft brachte schon der Alassische Ich Idealismus des antiten Griechenland seine Huldigungen dar und ließ ihn mit Verachtung auf jene Völker bliden, die die Wissenschaft auch in anderen Absichten als nur um ihrer selbst willen psiegten.

Man tritt indes der gebührenden Achtung vor der Wissenschaft nicht nahe, wenn man eingedenk bleibt, daß diese nicht aus himmelshöhen als ein Geschenk gnädiger Götter dem Menschen übermittelt, sondern in mühevoller, Jahrtausende umspannender Arbeit vom Menschen selbst errungen ward. Wie ihre Zwillingsschwester, die Kunst, wie Technik und Gewerbe, handel und Industrie, kurz, die ganze Zwillisation, ist auch die Wissenschaft ein Menschenwerk. Mag ihr kühner Slug mit weithin seuchtenden Schwingen uns manchmal himmelan zu tragen scheinen, ihres Erdgeruches wird sie niemals sedig gehen, denn die menschliche Natur ist unvollkommen und, was sie schaft, muß davon Zeugnis geben.

So erscheint die Wissenschaft in ein dauerndes Abhängigkeitsverhältnis von ihren berufenen Vertretern gesetzt, die, gleichviel, ob sie mit staatlicher Legitimation oder in der

^{*} Petragneti, die Cehre vom Eintommen. Berlin 1895.

gemeinen bei angemessener Anlage des Kapitals als Iinsen erhalten haben würde oder zu anderweitiger Beschaffung des entbehrten Kapitals auswenden muß. Hiesur reiche im Handelsperkehr eine Verzinsung mit 5 von 100 vollständig aus.

Unser für den handels, und Wechselverkehr geltender sprozentiger Jinssuß muß nun nicht nur im Vergleich zum Deutschen Reiche, sondern auch in bezug auf unsere eigenen ökonomischen Derhältnisse als ungerechtsertigt hoch bezeichnet werden. Er gilt nämlich nach unserem Gesetz nicht nur für zweiseitige, sondern auch für einseitige handelsgeschäfte, d. h. unjuristisch gesprochen, 6 Prozent Jinsen hat nicht nur der mit der Jahlung säumige Kunde dem Kausmann, sondern jederzeit auch der Kausmann zu bezahlen, wenn er seinerseits Schuldner wird. 6 Prozent Jinsen erhält also der Kommis, welcher von seinem Prinzipal den vorenthaltenen Betrag fordert, 6 Prozent Jinsen bekommt auch der Käuser von ein Paar Schuhen, wenn er sie als mangelhaft zurückgibt, 6 Prozent Jinsen endlich auch der hausherr, dem der Mieter eines Geschäftslotals den Jins schuldig bleibt.

Bei diesem umfangreichen Anwendungsgebiet ist die Ungerechtigkeit des öprozentigen Zinssußes doppelt kraß. Bei Kausseuten ist ein höherer Zinssuß als beim Nichthandelsverkehr berechtigt, weil das Geld und Kapital für sie höhere Dienste leistet, nicht bloßen Anlagewert besitzt, sondern auch Betriebsmittel bildet. Was in aller Welt hat aber dieser exorbitante Zinssuß mit dem Nichtkausmanne zu schaffen, der zufällig Gläubiger eines Kausmannes wird?

Das neue deutsche handelsgesetzbuch hat auch die richtige Konsequenz gezogen und die kaufmännischen Sprozentigen Zinsen (gegenüber den bürgerlichen 4 Prozent) auf beiderseitige handelsgeschäfte, also einsach auf den Derkehr zwischen Kausseuten beschränkt. Um wie viel mehr ist nun die Regulierung unseres sprozentigen Zinssußes mit seinem ausgedehnten Geltungsgebiete ein dringendes Gebot wirtschaftlicher Gerechtigkeit.

hingegen wäre auch der Einwand ganz unstichhältig, die herabminderung des gesetzlichen dinsssußes sei in Deutschland dadurch erleichtert gewesen, daß das Gesetz dem Gläubiger, gegenüber dem säumigen Schuldner, ausdrücklich das Recht einräume, auch über den gesetzlichen dinsssuß hinaus Schadenersatz für den Verzug zu fordern, falls er diesen weitergehenden Schaden nachzuweisen in der Lage ist. Das gleiche Recht steht eben auch nach unserem bürgerlichen Gesetzluch dem Gläubiger zu. In der Theorie mag dies wohl bestritten sein, aber die richtige diesen Schadenersatzanspruch konzedierende Ansicht ist auch von unserem obersten Gerichtshose atzeptiert worden.

Schon im Jahre 1885 wurde gelegentlich der Beratung über das eingangs erwähnte Gesetz mehrfach die Meinung ausgesprochen, der gesetzliche Zinsfuß solle sofort mit 4 Prozent oder doch wenigstens mit 4½ Prozent sestgesetzt werden. Nur mit Rücksicht auf die wirtschaftlichen Derschiedenheiten der einzelnen Länder Österreichs und um sprunghafte Übergänge zu vermeiden oder doch eventuellen Rückschlägen vorzubeugen, hat die juridisch-volkswirtschaftliche Kommission des herrenhauses den Sprozentigen Zinsssuß trotz der Überzeugung, daß er ökonomisch nicht mehr vollkommen berechtigt sei, zur Annahme empsohlen. In einer Zeit, wo nach einem in der parlamentarischen Debatte gefallenen Ausdruck die Konversionen der öffentlichen Anlehen als staunenerregendes Wunderding betrachtet wurden, mochte solche Zaghaftigkeit begreislich sein. Seither hat man

bieses Staunen allgemach versernt und sieht die Konversionen als selbstverständlich und naturnotwendig an. Was aber dem Staate als Schuldner recht ist, muß ihm als Gesetzgeber billig sein.

handelt es sich doch, wie Petrazycki * tressend bemerkt, nicht um eine gleichgültige Sache, ob der Schuldner 3½ Prozent, 4 Prozent oder 5 Prozent zu zahlen hat; für den bedrängten Schuldner kann 1 Prozent mehr verhängnisvoll werden. Ein humaner und die Aufgaben der modernen Zivilpolitik beachtender Gesetzgeber muß im Gebiete der Geldschulden und des Zinsenrechtes besonders rücksichtsvoll und vorsichtig vorgehen. Der gesetzliche Zinssuß in seiner gegenwärtigen, von den Preisverhältnissen auf dem Kapitalsmarkte längst desavouierten höhe bedeutet nichts anderes als eine Liebesgabe an den Gläubiger aus der Casche des Schuldners.

Zweifellos wird die allerdings noch in den ersten Anfängen stedende Revision des bürgerlichen Gesethuches auch für unser veraltetes Zinsenrecht überhaupt eine gründliche Resorm im Sinne moderner Aufsassung bringen müssen.

Bis dahin zuwarten zu wollen, hieße jedoch nichts anderes, als dem gegenwärtigen überlebten Sinsfuß noch mehrere Jubiläen verschaffen und ein gesetztechnisch mit ein paar Worten zu beseitigendes Unrecht troß besserre Einsicht durch Dezennien aufrecht halten zu wollen.

Warum ist die Wertschätzung des Darwinismus gesunken?

(Eine pipchologische Stigge aus der Geschichte der Zoologie.)

Don Profesjor Dr. Frang von Wagner.

Mit Recht erfreut sich die Wissenschaft bei allen Kulturvöllern der größten Wertschäung; sie ist nächst der Kunst die edelste Emanation des menschlichen Geistes, und das Ansehen, das sie im Leben eines Volkes genießt, bedeutet einen Prüsstein für die Kulturböhe desselben. Dieser Würde der Wissenschaft brachte schon der Alassische Ichon der Alassischen Geine Huldigungen dar und ließ ihn mit Verachtung auf jene Völker bliden, die die Wissenschaft auch in anderen Absichten als nur um ihrer selbst willen pflegten.

Man tritt indes der gebührenden Achtung vor der Wissenschaft nicht nahe, wenn man eingedenk bleibt, daß diese nicht aus himmelshöhen als ein Geschenk gnädiger Götter dem Menschen übermittelt, sondern in mühevoller, Jahrtausende umspannender Arbeit vom Menschen selbst errungen ward. Wie ihre Zwillingsschwester, die Kunst, wie Technik und Gewerbe, handel und Industrie, kurz, die ganze Zwillisation, ist auch die Wissenschaft ein Menschenwerk. Mag ihr kühner Slug mit weithin leuchtenden Schwingen uns manchmal himmelan zu tragen scheinen, ihres Erdgeruches wird sie niemals ledig gehen, denn die menschliche Natur ist unvollkommen und, was sie schaft, muß davon Zeugnis geben.

So erscheint die Wissenschaft in ein dauerndes Abhängigkeitsverhältnis von ihren berufenen Vertretern gesetzt, die, gleichviel, ob sie mit staatlicher Legitimation oder in der

^{*} Petragncti, die Lehre vom Eintommen. Berlin 1895.

Stille privater Beschaulichteit dem Fortschritt menschlicher Ertenntnis dienen, doch allzumas Menschen sind. Da kann es denn nicht wundernehmen, daß wir in dem Erkenntnisbilde, das uns die Wissenschaft seweils darbietet, so vielsach menschlichen, oft allzu-menschlichen Jügen begegnen.

Was von der Wissenschaft in ihrer Allgemeinheit gilt, das trifft auch für ihre Glieder zu, die einzelnen Wissenschaftszweige und Disziplinen, in die sich, einem reich und weit verästelten Baume vergleichbar, im allmählichen Anwachsen der Ertenntnis die ursprünglich einheitliche Wissenschaft entfaltet hat. Aber nicht alle Einzelwissenschaften befinden sich hiebei in der gleichen Lage, vielmehr ist ohneweiteres klar, daß das Maß der gekennzeichneten Abhängigkeit ein recht verschiedenes sein wird, je nachdem das betreffende Wissenschaftsgebiet ideelle Güter des Menschen von anderer Art berührt oder nicht.

Kaum bürfte es in dieser Beziehung eine andere Einzelwissenschaft geben, die ungünstiger gebettet wäre als die Biologie, die Lehre von der lebendigen Natur, der Welt der Organismen, von der wir selbst ein Stüd darstellen. Gerade dieser Umstand hat es ja mit sich gebracht, daß die biologische Wissenschaft so lange im Banne tirchlicher und philosophischer Systeme befangen blieb und sich die Besreiung vom Zwange ihr fremder Doraussehungen in hartem Kampse erringen mußte. Und daß sie sich der gewonnenen Freiheit auch heute noch nicht völlig in ungestörter Arbeit erfreuen kann, weiß jeder Kundige.

Aber diese Seite des erörterten Abhängigkeitsverhältnisses, die ja offenkundig für jeden Sehenden zu Tage liegt, ist es nicht, die uns im hinblide auf die nachfolgenden Betrachtungen hier im besonderen interessiert; ich meine vielmehr jene halb undewußten, aber vielgestaltigen "Stimmungen" der menschlichen Seele, die das alltägliche Leben in uns auslöst. Keinerlei Fragen der Weltanschauung oder des religiösen Empfindens spielen bei diesen Stimmungen eine vorragende Rolle; sie erscheinen bedeutungslos und unbeachtet sließen sie oft auf das Räderwert der Wissenschaft hinüber, um weiterhin unbewußte Triebsedern einer geistigen haltung abzugeben, die in den Objekten nur die eigene Melodie hört und dabei nicht merkt, daß diese anders oder gar nicht tönen.

Das alles mag nun manchem etwas trivial erscheinen, und ich möchte demjenigen, der solches fände, nicht schlechthin widersprechen; doch gibt es zuweilen Zeiten, in welchen es nicht nur nützlich, sondern geradezu geboten ist, sich auch auf das scheinbar Selbswerständliche oder Nebensächliche zu besinnen, zumal wenn es dazu dienen tann, für große und leidenschaftlich umstrittene Fragen des Tages ein nüchternes Urteil zu gewinnen. An einem solchen Punkte sind wir, wenn nicht alles trügt, mit der Lehre Darwins in der Gegenwart angelangt. Es wäre selbstredend töricht, behaupten zu wollen, daß die Beurteilung, deren sich der Darwinismus heute erfreut, oder richtiger gesagt, die er sich heute gefallen lassen muß, in Bausch und Bogen unter die oben entwidelten Gesichtspunkte sals aber in dem jezigen Widerstreit der Meinungen und Ansichten unter den Sachmännern eine bestimmte psychische Stimmung der Forschenden weit mehr als der tatsächliche Sortschritt unserer Kenntnisse das entscheidende Wort führt, könnte nur mit Unrecht geleugnet werden.

So darf es vielleicht nicht unangebracht erscheinen, die Cehre Darwins in ihrer augenblidlichen Lage einmal vom Standpunkte der psychischen Derfassung ihrer Krititer

aus zu betrachten. Das Unternehmen ist freilich in mancher hinsicht nicht ohne Bedenken; wenn ich es trozdem im folgenden wage, so geschieht es, um weiteren Kreisen, die an den theoretischen Bestrebungen der modernen Biologie lebendigen Anteil nehmen, darzutun, daß die gegenwärtig oft und saut zu Cage tretende Verurteilung oder doch Geringschähung des Darwinismus keineswegs einer sachlichen Widerlegung desselben entspringt.

Ebe wir an unsere Aufgabe berantreten, ift es, um jeglichen Migverständnissen aus bem Wege zu geben, unerläßlich, zunächst festzustellen, was die Theorie Darwins besagt, denn, so seltsam es auch erscheinen mag, mit dem Ausdrud "Darwinismus" ist im Caufe der Zeit recht willfürlich geschaltet worden, indem man damit einen sehr verschiedenen Inhalt verbunden hat. Keine quellenmäßige Untersuchung braucht uns indes hiebei aufzuhalten, denn es wird tein Sachtundiger einen grundsäklichen Einspruch dagegen erheben, wenn wir das Wesen jener Cehre in zwei Aufstellungen gegeben feben, der Defgendengtheorie (Abstammungslehre) und der Selettionshapothese (Juchtwahllehre). Eine Meinungsverschiedenheit ist nur darüber möglich, ob die Desgendengtheorie schlechthin auf den Namen Darwins gesetzt werden darf und nicht etwa blok die Zuchtwahllehre als Darwinismus zu gelten habe, da der Grundgedanke der Abstammungslehre, wie bekannt, bereits vor Darwin mehrfach ausgesprochen und sogar schon 1809 von Camard instematisch entwidelt worden war, das Selektionsprinzip dagegen tatfächlich Darwins originale Konzeption gewesen ist. Die Berechtigung unserer Auffassung leitet sich von der außerhalb jedes Streites stehenden Sachlage ab, daß keiner von Darwins Vorgängern, auch Camard nicht, den Erfolg für sich gehabt hat, vielmehr erst durch Darwin das Desgendengpringip in der biologischen Wissenschaft zu allgemeiner Anertennung gebracht worden ift, und zwar mit hilfe der Selettionshap othefe, so daß im Cebenswerke des großen Briten beide Lehren zweifellos eine Einheit darstellen. Im übrigen werden die folgenden Darlegungen beide Cheorien auseinanderhalten, so daß die in Rede stebende Differenz der Auffassung jeden Belang für uns verliert.

Die Cehre von den Cebewesen oder Organismen als Wissenschaft ist jungen Ursprungs. Ohne die in ihrer Art vielfach gang hervorragenden Derdienste früherer Sorscher gering anzuschlagen, wird man doch sagen durfen, daß, soweit die hier allein interessierende Cierwelt in Frage kommt, erst seit den Cagen Cuviers von einer wissenschaftlichen Soologie gesprochen werden tann. Durch umfassende, auf sorgfältiger und einläglicher Analyse des Baues beruhende Sorschungen erweiterte Cuvier nicht nur unsere Kenntnisse von den untersuchten Cieren in ungeahntem Maße, sondern erschloß auch durch die Einführung und tonsequente Anwendung der vergleichen den Methode einen tiefen Einblick in die manniafaltigen und so verschiedenartigen Zusammenhänge, die sich in der Gestaltung der bunten fülle selbständiger Cierformen (Spezies) offenbaren. So schuf Cuvier die vergleichende Anatomie und begründete, indem er seine Arbeiten auch auf die fossile Tierwelt ausdehnte, die Zoopaläontologie. Die bedeutungsvollen Ergebnisse seiner weitausgreifenden Sorschungen dienten Cuvier zum Sundament seiner Systematik ber Ciere, die, weil sie nicht willfürlich irgendwelche Merkmale, sondern die Gesamtorganisation als makgebendes Kriterium für die spstematische Beurteilung der einzelnen Tierarten aufstellte, zum wissenschaftlichen Spftem der Tiere erwuchs.

Aus der geschilderten Sachlage leuchtet ohneweiters ein, daß der Nachdrud in den bahnbrechenden Bestrebungen Cuviers auf die Sormverhaltnisse, also das morpho-

logische Element der tierischen Organisation gelegt war, wie es sich in Gestalt, Lage und Verbindungsweise der Organe und Organspsteme, kurz, im Ausbau des Tierkörpers kundgibt. Dasselbe gilt von den klassischen Untersuchungen K. E. v. Baer's, die, indem sie das individuelle Werden des Tierkörpers, die Entwicklungsgeschichte dessielben zum Gegenstande einer besonderen Dissiplin, der Embryologie oder Ontogenie ausbildeten, die alsbald der vergleichenden Anatomie ebenbürtig an die Seite trat, das Lebenswerk Cuviers gewissermaßen vollendeten.

Mit den stizzierten Errungenschaften der vergleichenden Anatomie, der auf diese gestützten Snstematik, der Ontogenie und Palaontologie der Tiere war die Zoologie als Wissenschaft, die wissenschaftliche Tierkunde begründet, zugleich aber auch deren vorwiegend morphologischer Charakter ausgeprägt.

In solchem Zusammenhang lag begreiflicherweise nichts naber als die gang allgemeine Frage nach bem Urfprung und ber herfunft der in der Natur gegebenen Sormenmannigfaltigfeit in Tier. und Pflanzenwelt. Cuvier blieb in diefer Binficht bekanntlich auf bem Boden der Überlieferung stehen und vertrat bis an sein Cebensende (1831) mit bem gangen Ginfat feiner überragenden Perfonlichkeit die im mofaischen Schöpfungsbericht niedergelegte Erschaffungshppothese, getreu dem Sate Linnés: . Tot numeramus species, quot ab initio creavit infinitum Ens.« Indes war es gewiß kein Zufall, daß schon zu Lebzeiten Cuviers, dessen Arbeiten das Interesse an der Biologie, speziell der Tierfunde, lebhaft anregten, in Fragen der Weltanschauung freier dentende Geister die Erschaffungshupothese als eine wissenschaftliche Erklärungsweise nicht gelten laffen wollten, diese vielmehr als dem wissenschaftlichen Denten dirett zuwiderlaufend empfanden und dementsprechend ein naturliches, jedes Wunder ausschließendes Derständnis der tieriichen und pflanzlichen Sormenmannigfaltigfeit zu gewinnen suchten. So in Deutschland por allen Goethe, in Frantreich aber Camard, der als engerer Sachgenoffe Cuviers in seiner berühmten »Philosophie zoologique«, 1809,* eine vollständig ausgearbeitete Theorie der natürlichen Entstehung der organischen Sormenwelt darbot, die im Pringip nicht mehr und nicht weniger als die moderne Defgendengtheorie bedeutete. Abnliche und in gleicher Absicht, aber mit weniger Geschid aufgestellte Sppothesen vermochte das beherrschende Wissen Cuviers leicht zu widerlegen, aber auch die Entwidlungstheorie Camards war gegenüber der allseits anerkannten Autorität Cuviers nicht im stande, Geltung zu gewinnen; die damalige Zeit entschied gegen fie.

Nicht ohne besondere Genugtuung liest der Biologe von heute immer wieder jenes bekannte, denkwürdige Gespräch Goethes mit Soret, ** das uns von dem tiefgreisenden

* Eine gute deutsche Ausgabe besorgte etwa 1873 A. Cang (Leipzig, A. Abel); diese ist erst vor turzem wieder neu ausgelegt worden, wohl im Zusammenhange damit, daß in den letten Jahren die Prinzipien der Camaraschen Entwicklungstheorie, insbesondere durch die Bemühungen von Botanikern und Palaontologen, neben oder auch gegen den Darwinschen Selektionsfaktor start in Aufnahme gekommen sind (Neolamarckismus).

** Dergl. J. P. Edermann, "Gespräche mit Goethe in den letten Jahren seines Cebens". Herausgegeben von Ad. Bartels (Leipzig, E. Diederichs, 1902), Bd. II, S. 473 u. ff. — Neuestens hat C. A. H. Burkhardt die angezogene, von Edermann wie alle ihm für seine "Gespräche" zur Derfügung gestellten Angaben Sorets bearbeitete Stelle nach dem französischen Original in ihrer authentischen Sassung bekanntgemacht (vergl. Burkhardt, "Goethes Unterhaltungen mit Friedrich Soret", Weimar, Herm. Böhlaus Nachfolger, 1905, S. 120). Danach ergibt sich als

Eindruck Kunde gibt, den die am 19. Juli 1830 im Schoße der Pariser Akademie der Wissenschaften geführte Redeschlacht zwischen Cuvier und Geoffron de Saint-hilaire auf den damals Achtzigjährigen ausgeübt hat. Trogdem in diesem Streite Geoffron de Saint-hilaire unterlag und nach Cage der Dinge unterliegen mußte, stellte sich Goethe doch sofort mit Entschiedenheit, ja Leidenschaft auf seine Seite, vorahnend, das Wehen einer nahen Zutunft fühlend, die die natürliche Erklärungsweise an die Stelle des Wunderglaubens seinen werde.

Und so tam es. Sünfzig Jahre nach Lamards »Philosophie zoologique«, im Codesjahre Alexander v. humboldts, dessen Geist die gesamten Naturwissenschaften im "Kosmos" noch zu einem einheitlichen Weltbilde zusammengesaßt hatte, erschien Darwins hauptwert "Über die Entstehung der Arten im Cier- und Psianzenreich durch natürliche Züchtung oder Erhaltung der vervolltommneten Rassen im Kampse ums Dasein" (1859).*

Es ist vielleicht nicht immer lebendig genug bewußt gewesen, daß Darwin, als er seine so folgenschwere Lehre von der natürlichen Zuchtwahl niederschrieb, die Frage, ob natürliche Entwicklung oder übernatürliche Schöpfung die bunte Jülle der organischen Gestalten geschassen habe, von vornherein im Sinne der ersteren Alternative beantwortet erachtete, zielte doch seine Theorie dahin, die jene Entwicklung bewirkenden Saktoren aufzuzeigen, setzte also diese Entwicklung selbst als gegeben voraus. Seltsam genug: was erleuchtete Denker nur zu ahnen vermochten, hervorragende Biologen aber mit dem Rüstzeug der Wissenschaft vergeblich sossenschen begründen versucht hatten, sand durch Darwins Lehre mit einem Schlage sast allgemeine; Anerkennung: der Entwicklungsgedante.

Gerade vom psinhologischen Standpuntte aus gewährt es großes Interesse, aus einer Perspettive von mehr als vier Dezennien jene verhältnismäßig turze Zeit leidenschaftlichster Kämpse um die neue Lehre mit dem raschen Siegeslauf der letzteren zu überschauen. Der zeitliche Abstand, der uns heute von damals trennt, läßt auf dem geschichtlichen hintergrunde der letzten Dergangenheit gewisse Jüge von allgemeinerer, weil für die Folge bestimmender Bedeutung bereits deutlicher hervortreten. Was jene elementare geistige Revolution in der organischen Naturwissenschaft, die sich unausschäuft an den Namen und das Lebenswert Darwins nüpft, möglich machte, das war der zusammenstimmende Einschlag auf zwei Probleme von sundamentaler Tragweite, denn die bei aller Komplitation doch knappe und dabei frappierend einsache Formel des Selektionsprinzips gab nicht nur eine befriedigende Austlärung über die Entstehung und den Zusammenhang der organischen Formenwelt, sondern bot ugleich auch für die alles Lebendige von der unbelebten Körperwelt scharf scheidende Zwedmäßigkeit im Bau der Organismen,

wesentlicher Differenzpunkt die folgende interessante, bisher unbekannte Catsache: "Seit länger als vierzehn Cagen hat Goethe nichts anderes im Kopfe, als Cuvier und Geoffron; mit jedermann spricht er darüber und beschäftigt sich mit dem Abschlusse einer darauf bezüglichen Arbeit, die ich vielleicht für die Bibliotheque universelle übersehen werde." Über diese Arbeit vgl. Goethes sämtliche Werke (Cotta, Jubiläumsausgabe), Bd. 39, S. 218.

* Ich zitiere den Citel nach der von H. G. Bronn nach der zweiten Auflage des englischen Originals besorgten deutschen Ausgabe, die allerdings erst 1860 erschien (Stuttgart, E. Schweizerbartsche Verlagshandlung). Seither ist sie in vielen, weiterhin von J. D. Carus herausgegebenen Auflagen und verschiedenen anderen Abersetzungen verbreitet.

also diejenige vitale Ericheinung, die bis dabin einer mechanischen, b. h. naturlichen Erflärung unzugänglich geblieben war und daher einer inhaltslosen metaphnfischen Lebenstraft Zuflucht gewähren mußte, volles Verständnis. So empfand die unbefangene Sorichung die durch Darwins Lehre in so eminentem Mage plausibel gemachte Defzendengtheorie als eine Erlöjung von den Seffeln des firchlichen Wunderglaubens und den durch eben jene Cehre erbrachten Nachweis, daß die vielberufene Zwedmäßigteit in der Organismenwelt, weit entfernt, ein Wunder zu sein, eine geradezu selbstverständliche, weil notwendige Solge des allgemeinen Naturwaltens darftelle, als eine Befreiung von dem Ginflusse metaphnsischer Bestrebungen. Das Wirten der Selektion beruht ja darauf, daß sie unter den jeweils gegebenen individuellen Darianten, je nach ihrer Eignung für die Dafeinsbedingungen, die gunstiger, nutslicher und daher zwedentsprechender organisierten ausmablt, so daß, was überlebt und fich fortpflangt, seine nüklichen Besonderheiten vererbt und demnach notwendigerweise zwedmäßig gebildet fein muß. Daß eine wiffenschaftliche hippothese von der gefennzeichneten Art bei allen für eine natürliche Erklärung der Lebensphänomene eintretenden Biologen freudige Zustimmung finden mußte, sobald nur erst einmal mit den Dentgewohnheiten der überlieferten Auffassung aufgeräumt war, ist menschlich und ohneweiters begreiflich.

Dielleicht hängt es mit dieser Seelenwandlung tieser zusammen als es auf den ersten Blid erscheinen mag, daß in der Folgezeit der eigentliche Urheber des neuen Lichtes im Cebensreich, die Selektionstheorie, mehr und mehr und schließlich fast völlig in den Hintergrund gedrängt wurde. Catsache ist es jedenfalls, daß die ganz außerordentlich intensive Arbeit der folgenden Dezennien im Grunde sast lediglich der Deszendenztheorie zu Gute gekommen ist, denn bis in die Gegenwart herein sind vergleichende Anatomie und Ontogenie (Embryologie) sowie die Zoopaläontologie unentwegt am Werke, im Geiste der neuen Anschauungen die Derwandtschaftsbeziehungen der Tiere auszudecken und an Stelle des künstlichen Systems den natürlichen Stammbaum der Tierwelt zu sehen.

Mit diesem Gang der Weiterbildung der zoologischen Wissenschaft verband sich von selbst die Ausgestaltung dieser Wissenschaft in typisch morphologischer Richtung, handelte es sich doch um die Feststellung der in den Übereinstimmungen und Verschiedenheiten des Baues und der Entwicklung sich tundgebenden graduellen Abstusungen wahrer Organisationsverwandtschaft zwischen den unzähligen Arten der lebenden und ausgestorbenen Tierformen, wosür das morphologische Moment naturgemäß in erster Linie zuständig sein mußte. Damit war aufs engste eine weitere Abkehr von der physiologischen Betrachtungsweise verknüpft, die noch dadurch begünstigt wurde, daß aus Gründen, die praktischen Bedürsnissen entsprungen waren, die Physiologie der Tiere schon seit langem ihre eigenen Wege gegangen war, wodurch der Zusammenhang beider Disziplinen — keiner zum Dorteil, jeder zum Nachteil — von vornherein gelodert worden war.

Wenn wir heute das weite Arbeitsfeld der tierischen Morphologie, wie es uns die zweite hälfte des vergangenen Jahrhunderts vor Augen stellt, überschauen, so dürfen

^{*} Damit soll der Wert einer Reihe vortrefflicher Arbeiten, die namentlich in der ersten Zeit die Selektionstheorie außerordentlich förderten, wie 3. B. diesenigen von hermann und Frig Müller, selbstredend nicht gering angeschlagen werden. Im Verhältnis zu der Julle rein morphologischer Publikationen sind jene indes, zumal in der nachdarwinschen Zeit, doch seltene Ausnahmen.

wir mit der größten Befriedigung auf die bedeutungsvollen Errungenschaften jener Zeit hinweisen, die, um von anderem zu schweigen, in unseren Tagen in ungeahnter Vertiefung eine neue Grundlegung der Zellenlehre ermöglichen und selbst anscheinend unlösdare Probleme von größter Tragweite, wie die der Befruchtung und Vererbung, mit den Mitteln der morphologischen Sorschung erfolgreich in Angriff zu nehmen gestatten, ganz abgesehen von dem gewaltigen Sortschritt, den unsere Einsicht und Auffassung in bezug auf die natürlichen Verwandtschaftsverhältnisse der Tiere untereinander gewonnen hat, ein Sortschritt, der zu einer völligen Neugestaltung der tierischen Systematit und deren theoretischen Unterlagen geführt hat. Kurzum, es duldet teinen Zweisel, daß die Morphologieden Beweisihrer Leistungsfähigteit glänzend erbracht hat.

Diese Anerkennung entbindet indes keineswegs von dem Einbekenntnis, daß die morphologische Seite doch immer nur eine Seite unseres Gegenstandes darstellt und — "die Natur ist doch", wie Goethe einmal sagt, "das einzige Buch, das auf allen Blättern großen Gehalt bietet." Ist demnach die wissenschaftliche Tiertunde nach Ursprung und Entwicklungsgang die in unsere Tage herein eine morphologische Wissenschaft gewesen, so mußte das dominierende Dorwiegen des sormalen notwendigerweise eine Einseitigkeit mit sich bringen, die früher oder später eine Reaktion hervorzurusen wohl geeignet war.

Lichtenberg nannte den Menschen einmal ein "rastloses Ursachentier". In dieser, die psychische Deranlagung des sorschenden Menschen tressend characterisserenden Äußerung liegt der Schlüssel zum Derständnis der heutigen Wertung des Darwinismus, sosen wir uns nur die historische Entwicklung der wissenschaftlichen Tierkunde seit Auwier und Darwin vor Augen halten. Der Mensch sieht sich von einer Welt von Organismen umgeben, die im wesentlichen dasselbe Leben leben wie er selbst; in jedem Tier derselbe Kreislauf, dasselbe Rätsel, eben das Leben, gleichviel ob es sich um eine Amöbe, ein Insett oder den Menschen handelt. Dieser Einheitlichkeit des Lebens selbst steht aber eine geradezu unendliche Mannigsaltigkeit von Lebens form en gegenüber. Jenes ein generelles Problem von unergründlicher Komplikation, diese vieltausendsache Einzelfragen, jede wieder ein zweisaches Problem in sich schließend, je nachdem wir die einzelne Form oder Art an und für sich sassen in Beziehung zu ihren Mitgeschöpsen betrachten: ein unendlicher Stoss für ein unendliches Forschen!

Es bedarf teiner weitläusigen Begründung, daß das formale Element in erster Linie das Interesse des spitematisch forschenden Menschen sessen mußte, gibt sich doch jedwede Lebensäußerung in Formveränderungen tund, denn Leben ist Bewegung unter stetem Wechsel der Form. Dem physiologischen Einerlei steht ein morphologisches Dielerlei gegenüber, so daß wohl von dem Bau eines Organs auf dessen Funktion, nicht aber, wenigstens nicht ohne weiteres, umgekehrt von der Funktion auf den Bau geschlossen werden kann; und was von dem Teil gilt, gilt hier auch vom Ganzen. Das Überwiegen der Morphologie in der wissenschaftlichen Joologie ist dem nach nicht eine Jufallswirkung, sondern resultiert ganz wesentlich aus der Natur des Gegenstandes. Da mußte begreissicherweise die durch Darwins Selektionsprinzip ausgedeckte Einsicht erst recht eine weitgreisende Wirkung ausüben; die freudige Begeisterung über so viel Licht, das nun nach allen Seiten hin in die tierische (und pstanzliche) Formenwelt verbreitet ward, machte tausend hände rege, die neuerschlossenen Schachte auszubeuten und für die Organismentunde nunden.

Aber das Rätsel des Lebens, in jedem einzelnen Organismus uns immer wieder aufs neue gestellt, ließ auch Darwin ungelöst, denn seine Lehren zielten nur auf ein natürliches Derständnis der zahllosen organischen Gestalten, in welchen sich das Leben darstellt, nicht auf dieses selbst. Eines allerdings — und tein Geringes — hatte die Selektionshypothese auch im hindlick auf das allgemeine Lebensproblem dargetan: die schenbar wunderbare Iweckmäßigkeit im Bau der Organismen ist als ein natürlicher Essentiel des gesamten Naturwaltens mechanisch, also ohne Juhilsenahme besonderer unbekannter Kräste zu begreisen. So wichtig und bedeutungsvoll diese Einsicht auch war und ist, des Rätsels Lösung gibt auch sie nicht.

Bei ber geschilberten Sachlage tann es nicht mundernehmen, daß einzelne Sorfcher, benen nach Deranlagung und neigung die Jiele und Wege ber Morphologie feine Befriedigung mehr boten, sich von dieser abwandten und ein anderes Blatt des Buches Natur aufschlugen, um auf noch unbegangenen Pfaden den Problemen des Lebens und diesem selbst nachzuspuren. Unter ausgedehnter Anwendung der experimentellen Methode und mit hilfe einer scharffinnigen Begriffsanalntit faste man das Ceben zunächst an feiner Wurgel, dort, wo es zu individueller Gestaltung feinen Ursprung nimmt; es entstand die von Roux begründete "Entwicklungsmechanit" (Roux) oder "Entwidlungsphnfiologie" (Driefch). Daß diese Erweiterung der Lebensforfdung, die Bearbeitung der vitalen Probleme, vorerft derjenigen der erften embryonalen Entwidlung, vom Boben der Physiologie aus, mit freudiger Zustimmung zu begrüßen war, konnte für jeden einsichtigen Biologen keinen Augenblid fraglich fein, ebenso aber auch, daß fic die neue Difziplin an die Seite der Morphologie ftellen und in steter Sublung mit diefer - jede unter Wahrung ihrer Eigenart - die gemeinsamen Intereffen pflegen werde. Diese Erwartung gerade bat sich nicht erfüllt, aber nur der, dem die alte Wahrheit des nil humani a me alienum esse puto fremd geblieben ift, wird darob erstaunen.

Eine Gruppe von Entwicklungsphysiologen unter der Sührung von Driesch hat von vornherein eine seindselige kaltung der Morphologie gegenüber eingenommen, indem sie dieser überhaupt den Wert und die Bedeutung einer Erkenntnisquelle abspricht. Die Art und Weise vielmehr, wie diese Sorscher die Phänomene des Cebens untersuchen, sei die rationelle Methodit, welche wirkliche Erkenntnis schaffe und nicht bloßes Scheinwissen: jedes vitale Geschehen müsse die in seine letzten Elemente begrifflich analysiert und das Ergebnis der Analyse zu den letzten Fragen meuschlicher Erkenntnis in Beziehung gesetzt werden. Nicht die einsache Beschreibung des formalen Geschehens, sondern de Ausbedung der ursächlichen Bedingtheit desselben sei das Problem, und die vergleichende Methode vermöge wohl Übereinstimmungen und Verscheheneiten zwischen dem verglichenen Geschehensweisen seizen seiner solluß aber über die Registrierung einer solchen Tatsache hinaus hänge in der Luft, möge er auch noch so wahrscheinlich erscheinen, denn es sehlt jede Möglichkeit, seine Richtigkeit durch unmittelbare Beobachtung in erafter Weise sicherzustellen u. s. w.

Man wird so manchem in den Ausführungen jener Autoren durchaus beizupflichten haben, ohne deshalb ihre Geringschätzung der Morphologie teilen oder die — gelegentlich übrigens wohl über jedes Maß hinausgehenden — Prätensionen ihres Standpunttes

^{*} Es sei hiebei sogleich bemerkt, daß sich der Begrunder der Entwicklungsmechanit, W. Roug, diesem Standpunkte nicht angeschlossen hat.

anerkennen zu müssen; indes gehört eine Erörterung über diese Dinge nicht zu unserer Ausgabe, da uns diese hier nur soweit interessieren, als sie mit unserem Gegenstande zusammenhängen. Und in diesem Belang darf man sagen, daß die Entwicklungsphysiologie eine psychologisch wohlbegründete Reaktion gegen die einseitige Dorherrschaft der Morphologie bedeutet, die von durchaus gesunden Grundlagen ausging, indem sie neben die bislang unter dem dominierenden Einstusse des Deszendenzprinzips sast ausschließlich gepslegte historisch-morphologische Betrachtungsweise die kausal-physiologische Behandlungsart der Lebensprobleme stellte, an die Seite der vergleichenden Methode das systematisch geübte Experiment setze und so die Beurteilung der formalen Seite der biologischen Geschehensweisen durch die Untersuchung der jene Formveränderungen und Gestaltungsvorgänge bewirkenden Ursachen zu ergänzen und zu vollenden strebte.

Es ist eine häusig zu beobachtende Seelenstimmung des Menschen, das Neue zu überschätzen und damit eine sich steigernde Geringschätzung des überlieferten Alten zu verbinden und nur allzu willig folgt oft der Geist dieser inneren Stimme. Während die dahin die Morphologie nahezu allein die wissenschaftliche Zoologie beherrscht hatte und dabei von Erfolg zu Erfolg geeilt war, sollte diese nun mit einem Schlage als ein für wahre Ersenntnis wertloser Ballast über Bord geworsen werden; die neue Lichtquelle allein sei im stande, die Rätsel des Lebens sachgemäß, d. h. rationell, zu bearbeiten.

Aus diesen Stimmungen heraus, welchen eine gewisse Verdrossenheit über das bisherige Einerlei und manche unleugbare Auswüchse desselben im Lager der Morphologen selbst zu hilse kam — worauf hier nicht näher eingegangen werden kann * — entwidelte sich der in unseren Tagen geführte Kampf gegen die Morphologie. Und nun brauchen wir uns nur des früher stizzierten Werdeganges der Joologie als Wissenschaft zu erinnern, um zu verstehen, daß es die Deszendenztheorie und die Selektionshapothese sind und sein müssen, also der ganze Darwinismus, auf die jene Angrisse in erster Linie abzielen.

Betrachten wir zunächst die Situation der Deszendenzt heorie, so leugnet man angesichts der überwältigenden Fülle von Catsachen, die durch die Abstammungslehre und nur durch sie einer befriedigenden Einsicht erschlossen werden, das Deszendenzprinzip zwar nicht, hält es sogar für sehr wahrscheinlich, aber es sehle nicht nur der strikte Nachweis der Richtigkeit desselben, dieser sei vielmehr auch gar nicht zu erbringen. So erweise sich die theoretische Grundlage der Morphologie als unsicher und alle auf diese sicht stützenden, mit hilse der vergleichenden Methode gewonnenen Resultate müssen solgerichtig dasselbe Schickal teilen.

Weit aggressiwer als gegenüber der Abstammungslehre gestalteten sich die Angrisse ** gegen das Selektionsprinzip, den eigentlichen Darwinismus, für dessen restlose Derdammung die kräftigsten Worte eben noch zureichten. Daß sich die Gegner des

^{*} Ogl. K. Heiders jüngst erschienene Rektoratsrede: "Aber historische und tausale Betrachtung in der Ersorschung der Organismen." Innsbrud, Verl. d. Wagnerschen Univ.-Buchhandlung, 1905. Die lichtvolle, klare und durchaus zutreffende Darstellung Heiders bietet eine vortreffliche Charakteristik der im Titel bezeichneten Streitfrage des Tages, die oben nur berührt werden konnte, weshalb hier auf diese verwiesen sei.

^{→ 3}h beziehe mich hiebei, wie in der ganzen Abhandlung, felbstverständlich nur auf die allein zuständige wiffen haftliche Sachliteratur.

Darwinschen Ideenfreises dabei die angebliche Widerlegung desselben außerordentlich leicht machen konnten, ist nicht wunderbar, wenn wir uns wieder für einen Augenblick die Natur und das Geschick dieser Lehre vergegenwärtigen.

Die Selettionstheorie geht von einer Angahl umfassender Catsachenreihen (Dariation, Vererbung, Überproduktion an Nachkommenschaft) aus und bringt diese in einen bestimmten, gewiß hypothetischen Zusammenhang, indem sie unter Zugrundelegung des sich stetig in der lebendigen Natur vollziehenden Kampfes ums Dasein diesen eine Auslese unter den jeweils gegebenen individuellen Sormenvarianten bewirten lagt, eine Auslese, die entsprechend der für die jeweiligen Eristenzbedingungen vorteilhafteren, weil zwedentsprechenderen Ausstattung vollzogen wird, wodurch bei andauernder Wirksamkeit dieses Sichtungsporganges neue formen vom spstematischen Werte einer Spezies gebildet werden. In Konfequeng der Theorie muß das Ergebnis der im steten Wandel der außeren Daseinsverhältnisse beharrenden Naturguchtung gang naturgemäß die Eristeng einer großen bestimmt gearteten Mannigfaltigfeit in der organischen Sormenwelt und zugleich auch ber durchaus zwedmäßige Bau jeder einzelnen Sorm derfelben fein. Die Grundlagen der Theorie find Tatfachen und das, mas fie ertlären mill, ertlärt fie. sofern wir den supponierten Zusammenhang - das Pringip der Naturguchtung - anerkennen wollen. Kein Unbefangener wird leugnen können, daß die Selektionshypothese auf den ersten Blid geradezu bestridend ist und diesem Zauber ist zweifellos auch die elementare Wirfung entsprungen, die sie einstmals ausgeübt hat. Aber die Begeisterung für eine Theorie beweist nicht deren Richtigkeit und da muß freilich ohne alle Einschränkung zugegeben werden, daß die Zuchtwahllehre eine Hypothese ist, die sicherlich nicht bewiesen ist und — was vielleicht noch mehr besagt — mit unseren modernen hilfsmitteln auch gar nicht ohne weiters an der Wirklichfeit entscheidend gepruft werden tann. Dazu tommt noch, daß die Tragweite der einzelnen, in der Selettionstheorie unter einen einheitlichen Gesichtspuntt gebrachten Sattoren in ihren Einzelleiftungen wie in ihrem Gesamtrefultat — die Richtigkeit der Lehre einmal zugegeben — kaum annähernd abschätzbar sind. Diese Sachlage, deren migliche Bedenken in der Leidenschaft des Kampfes um Wunderglauben oder natürliche Entwidlung wenig beachtet oder in ihrem Gewicht verfannt wurden, hat sich in ber nachdarwinschen Zeit noch erheblich verschlimmert, indem, wie icon früher hervorgehoben wurde, mit dem siegreichen Dordringen der Desgendengtheorie in der hauptsache nur der Ausbau der Abstammungslehre gefördert wurde, der eigentliche Darwinismus aber fast steril auf dem einmal eingenommenen Standpuntte steben blieb. Mancherlei Umftande wirften babei mit. Unfere Cehre wurde im Grunde ohne irgendwelche neue Gesichtspuntte von Bedeutung weitergegeben und angewendet; dazu wurde in letterer hinficht vielleicht mit großer Strupellosigfeit und allzu leichtem Gewissen verfahren, jo daß berechtigten Angriffen in dieser Richtung Tur und Tor geöffnet war. Anderseits ergab sich von felbst, daß die vom Desgendengpringip geleitete Sorschung mit ihrer besonderen Methodit und Mifrotechnit nicht die Mittel an die hand gu liefern vermochte, dem außerordentlich tomplizierten Getriebe der Naturzuchtung in der freien Lebenshaltung der Tiere näher zu treten. Gegenüber der intensiven Laboratoriumsforschung war die Beobachtung der Cierwelt unter ihren naturlichen Eriftengbedingungen ftart in den hintergrund gedrängt worden oder diente völlig anderen 3meden und Aufgaben. Mit der rafden und erfolgreichen Erweiterung unferer Einficht in die gabllos mannigfaltig abgestusten anatomischen und entwicklungsgeschicklichen Beziehungen zwischen den einzelnen Tiersormen verblaßte auch das Interesse an der Selektionshppothese in dem Maße, in dem die Abstammungslehre sich auf eigene Süße stellen konnte und dadurch von ihrer früheren Abhängigkeit vom Zuchtwahlprinzip loskam. Daher zum großen Teil auch die schwäckliche Abwehr, die den modernen Angrissen entgegengesett wird, daher vor allem die kühle Zurückhaltung gegenüber der früheren Bekenntnissreudigteit. So mußte nach außen hin der Anschein einer "Krisis" erweckt werden, deren Ausgang selbstredend nicht mehr zweiselhaft sein könne. Ist man doch heute bereits wie der Neovitalismus zeigt, soweit gekommen, lieber zu den gewagtesten naturphilosophischen Spekulationen zu greisen, als eine Lehre — wenigstens als heuristisches Prinzip — anzunehmen, die eine Fülle von Tatsachen durch eine einheitliche Sormel zu einem möglichen Zusammenhang verknüpft.

Doch fragen wir uns endlich noch, welcher Art sind nun die "Beweise", die in neuester Zeit gegen die Lehre von der natürlichen Zuchtwahl ins Tressen geführt worden sind, so können wir uns kurz fassen, denn es sind im Wesenklichen die alten Einwände, über die schon oft und viel, aber immer erfolglos diskutiert worden ist, weil weder scharssinnige Analytik noch tiefgründige Spekulation, sondern Naturbeobachtung allein das entscheidende Urteil fällen kann. Daß aber die alten Einwände heute gewichtiger in die Wagschale sallen als früher, ist eine rein psychologische Erscheinung, die nach dem oben Dargelegten ohneweiters verständlich ist.

Don den gegen Darwins Selektionsprinzip immer wieder erhobenen Einwänden ist vielleicht keiner so triftig wie der, daß dieses Prinzip zwar für das große Ganze des Naturwaltens in der Organismenwelt eine bestrickende Erklärung darbiete, in zahlreichen Einzelfällen dagegen mehr oder weniger oder völlig im Stiche lasse. Das ist nun unleugbar richtig, aber beweist noch keineswegs die Haltlosigkeit jener hppothese, denn in nicht minder vielen anderen Sällen gewährt dieselbe — mindestens zur Zeit — das dermalen einzig mögliche natürliche Verständnis (Mimikrn, spmpathische Färbung u. s. w.). Hatte man hossen dursen, daß der Fortschritt der Wissenschaft die hier zweisellos vorliegenden Schwierigkeiten überwinden werde, so hat sich diese Erwartung infolge des Entwicklungsganges, den die wissenschaftliche Cierkunde genommen hat, nicht erfüllen können. Stillstand ist eben Rückschrit: die großartigen Errungenschaften der Zoologie in den letzten Jahrzehnten schusen neue Einsichten und neue Ziele und stellten damit die Selektionshppothese vor eine Fülle neuer Probleme, denen gegenüber die Schwächen dieser, wie jeder nicht organisch ausgebauten Lehre besonders lebhaft hervortreten mußten.

Nur in groben Umrissen konnte im Dorstehenden die gestellte Aufgabe gelöst werden; die seineren Jüge in diesem Bilde, für den Gesamteindrud des Ganzen keineswegs ohne Bedeutung, mußten außer Betracht bleiben. Was es indessen nachzuweisen galt, das leuchtet wohl auch aus der slüchtigen Skizzenzeichnung, wie ich hosse, mit genügender Deutlichkeit hervor. Danach sind es nicht Tatsachen, weder auf dem eigenen Grund und Boden, noch auf benachbarten Gebieten, auch nicht eine durch die mächtig erweiterte Erfahrung gewonnene bessere Einsicht in das innere Getriebe der Cebenswelt, die die geringere Wertschähung des Darwinismus in der Biologie der Gegenwart hervorgerusen haben; diese verminderte Wertschähung ist vielmehr in eminentem Maße der Ausdrud einer persönlichen



Stimmung, einer pinchologifden haltung mander Soricher, die durch den besonderen Entwidlungsgang ber Joologie als Wiffenschaft feit Cuviers und Darwins Tagen ausgelöft worden find. Die Defgendengtheorie hat unter diesem Bug der Beit nicht gu leiden gehabt, denn die wenigen gegen sie vorgebrachten Einwände und Bedenfen mußten angefichts der herbeigeschafften, fast unendlichen Sulle von Catsachen, die lautes Zeugnis für sie ablegen, erfolglos bleiben und wir durfen heute ohne Zaubern mit Weismann* fagen: "Die Entwidlungslehre ift ein Befit der Wiffenichaft geworden, ber nicht mehr rudgangig gemacht werden tann." Anders icheint es freilich auf den ersten Blid mit dem Selektionspringip gu steben; indes verfliegt bei naberem Jusehen dieser Schein, denn über Wert oder Unwert einer wissenschaftlichen hapothese enticheiden nicht theoretischen Erwägungen entspringende spetulative Schätzungen, fondern einzig und allein Tatfachen. An diefen gemeffen, ift aber die Cehre von ber natur. lichen Juchtwahl heute, trot der gewaltigen Sortschritte ber Morphologie, ebenso geltungsfähig wie früher, indem fie es immer noch allein ist, die die organische Zwedmäßigkeit verständlich macht und für eine große Sahl von sonst unbegreiflichen Ericheinungen die erklarende Sormel gibt, ohne daß eine einzige Catsache aufgezeigt werden tonnte, die diesem Pringip mittelbar ober unmittelbar widerstritte. Trogdem ift das Selettionsprinzip auch heute noch zweifellos ein hppothetischer Sattor, weniger vielleicht mehr an und für sich, als hinsichtlich seiner Wirtungsgröße im haushalt der lebendigen Natur. Eine Theorie aber, die eine geistige Umwälzung von elementarer bewalt auf dem weiten Selde der Cebensforschung und über diese hinaus hervorgerufen hat und für die Naturertlärung so wichtige Beiträge liefert wie die Juchtwahllehre, darf und tann ohne ernste, sachliche Prüfung nicht zur Seite gedrängt werden, zumal von nirgendher ein brauchbarer Erfat geboten wird. Diese Prüfung freilich ist heute mehr benn je zu munichen und fie wird früher oder später vorgenommen werden muffen trot aller technischen Schwierigkeiten, die ihr gur Zeit entgegensteben, denn sie bedeutet nachgerade eine unabweisbare Notwendigfeit, um der Willfur nachdrudlich gu fteuern, mit welcher diese hapothese prattisch gehandhabt und theoretisch beurteilt wird.

So bringt auch die neueste Phase in der Geschichte des Darwinismus, so unerquicklich auch vielsach das äußere Bild derselben erscheint, ihr Gutes; sie erinnert an eine alte Schuld und stellt eine schwierige aber bedeutungsvolle Aufgabe, die mit Unrecht vernach-lässigt worden war, aufs neue. Diese Aufgabe wird gelöst werden, sosern wir uns das köstliche Wort Goethes zu eigen machen: "Mäßigung im Willkürlichen, Emsigteit im Notwendigen."

^{*} Ogl. A. Weismann, "Vorträge über Desgendenztheorie" (Jena, Derlag von G. Sischer, 1902), 1. Bd., S. 3. In den Vorträgen 3—11 dieses vor kurzem in zweiter, billiger Auflage erschienenen klassischen Werkes sind diesenigen Materien ausführlich abgehandelt, die für den Nachweis der Wirksamkeit des Selektionsprinzips in der Organismenwelt zunächst in Betracht kommen, worauf hiemit verwiesen sei.

Ernst Freiherr von Seuchtersleben.

Ju seinem hundertsten Geburtstage, 29. April 1906.
Don Dr. Morig Neder.

Die Reihe von Gedenktagen, die wir in den letzten Zeiten rasch nacheinander seierten und die freilich mitunter eine äußerliche Mode zu werden drohten, hatte doch ihr Gutes: Sie veranlaßten eine Revision vieler Urteile und Dorurteile; sie deckten neue Quellen unserer geschichtlichen Kenntnisse auf; sie bereicherten uns um die Kenntnis von Persönlichteiten, deren Schönheit und Größe wir früher nicht in gleichem Maße empsanden. Sie stärtten unser Nationalgesühl und führten auch der schaffenden Gegenwart neue Anregungen und Werte zu. Wie sehr ist beispielsweise die Wertschäung der Bilder Schwinds und Waldmüllers seit ihrer Zentenarseier gestiegen! Mit wie neuen Augen betrachten wir jest Adalbert Stifter, dessen Dichtungen schon in die dunkelste Ecke der Bibliotheten geschoben waren! Welche Erquickung bot uns die erst jest gewonnene Übersicht der ganzen Gestalt des tapseren Anastasius Grün! Wie viele Anregungen hat auch das moderne Kunstgewerbe aus den Zentenarausstellungen gewonnen, und wie klärend haben sie auf das Geschlecht der Nur-Modernen gewirtt, die von keiner Cradition etwas wissen wollten.

Auch Ernst Freiherr von Seuchtersleben gehört zu den mehr gerühmten als gekannten Größen unserer heimat, auch ihm soll erst an seinem hundertsten Geburtstage die lang vorenthaltene Gerechtigkeit zuteil werden. Sein Gedicht: "Es ist bestimmt in Gottes Rat" ist zum Volkslied geworden; aber schon von seiner "Diätetit der Seele", die noch vor dreißig Jahren in keinem hause sehlen durste, wissen die Gebildeten von heute selten mehr als den Citel. Don seinem sonstigen Streben und Schaffen haben nur wenige Sachmämmer eine Vorstellung. Die Vergessenheit, in die er geriet, ist so groß, daß auch diese kaum wissen, daß ihn ein so strenger literarischer Feinschmeder wie Schopen hau er schäfte; in den Paragraphen 245 und 248 der "Parerga", 2. Band, zitiert er zwei Sprüche vom "früh dahingeschiedenen Seuchtersleben". Es sind dies die Sprüche:

"Ift doch — rufen fie vermeffen — nichts im Werte, nichts getan!" Und das Große reift indeffen ftill heran.

Wie doch die Menichen fich winden und wehren — Um nur das Gute nicht zu verehren!

Seuchtersleben ist wohl der einzige Dichter des österreichischen Dormarz, den Schopenhauer zitiert, und es ist sehr zu bedauern, daß er sich nicht näher über ihn ausließ, denn er hätte in ihm einen Geistesverwandten anerkennen müssen. Einen Verwandten und vielleicht einen — Überwinder, wie wir jetzt sagen dürsen, da wir in der historischen Distanz unserer Tage beide Denker gleich objektiv überschauen können.

Feuchtersleben, der Dichter des schwermütigen Scheideliedes, war nämlich auch Pessimist wie Schopenhauer, wie sein ganzes Zeitalter, worin Byron, heine und Cenau den Con angaben. Don Jugend auf schwermütig veranlagt, zur selbstquälerischen sypochondrie geneigt, durch traurige Lebensersahrungen darin bestärtt, sagte auch Seuchtersleben: "In unserem Lose ist nichts dauerhafter als der Schwerz, und das Vergnügen ist

nichts Positives, sondern nur seine Linderung." "Das Kreuz mit Rosen umschlungen ist das tiesste Symbol unseres Lebens." Auch er pries in Ders und Prosa die Einsamkeit: "Beata solitudo; sola beatitudo», bezeichnete sie als Goldprobe für einen Charatter und seierte den Naturgenuß als den reinsten und unversieglichen Genesungsquell. Wenn aber Schopenhauer in der "willensfreien", wunschlosen Betrachtung des Künstlers oder Sorschers die einzige Möglichseit sah, das Leben erträglich zu machen, und wenn er damit in den sähmenden Quietismus der Buddhisten geriet, so kam Seuchtersleben zur Erlenntnis: "Unser Leben besteht in Tätigkeit. hemmung dieser Tätigkeit ist Schwerz; Besörderung Vergnügen." Eine Welt liegt in dieser Disserenz zwischen den beiden Denkern. Unsere Justimmung hat aber Feuchtersleben, nicht Schopenhauer.

Aus tiesster persönlicher Ersahrung war der dichterische Arzt zu seiner Tehre gestommen. Aus der hypochondrie seiner Jünglingsjahre: "der törichtesten und zugleich traurigsten der Menschenplagen, der entgeistenden, grämlichen, afsadierenden Amme der modernen Titeratur" (1836!) hatte sich Seuchtersleben dadurch gerettet, daß er sich in die Studien stürzte, einen Berg voller Sorgen auflud. Bald nachdem er am 5. Juni 1834 Doktor der Medizin geworden war und fein Dermögen mehr hatte, heiratete er ein schönes, edles, aber auch vermögensloses Mädchen — die Ehe blieb kinderlos —, und in der hingabe an große Aufgaben ließ er sich seibst teine Zeit zu unfruchtbaren Grübeleien über sich. So hatte er an sich selbst ersahren, daß "der Mensch kann, was er soll", daß man seinen Willen erziehen, daß man von der Seele aus Macht über den Teib gewinnen könne: die Grundgedanken seiner "Diätetik der Seele". Und nachdem er die Wahrnehmung gemacht hatte, daß auch seine Zeitgenossen an derselben bösen hypochondrie litten, schrieb er sein Buch: mehr ein Bekenntnis, als eine Tehre. Ein erlebtes Buch und darum ein unvergängliches.

In der Geschichte des deutschen Gemutes im neunzehnten Jahrhundert tommt ber "Diätetit der Seele" eine bedeutendere Stellung zu, als man ihr bisher — wenn man überhaupt daran dachte — zugestehen mochte. Im Vormärz galt das deutsche Voll als das Volt der Dichter und Denter: ein fatales Kompliment, das zu widerlegen es fich in der zweiten hälfte des Jahrhunderts, nach der Sprengung der Seffeln des Absolutismus, jo grundlich bemubte, daß es nun als das betriebsamste Industrievolt mit England um den Weltmartt ringt. Den Pessimismus der Romantiter, zu denen Schopenhauer doch auch noch teilweise gehört, hat das neue Deutschland abgetan, und es bekennt sich am Ende des Jahrhunderts zu einem zuversichtlichen freudigen Optimismus. Den einseitigen Intellektualismus der Grofvater hat es endlich mit einem tieffinnigeren Doluntarismus vertauscht; nicht bloß Schopenhauer, auch Wilhelm Wundt und die ganze moderne Dipchologie sprechen dem Willen den Primat zu, mag man ihn metaphyfiich wie immer perstehen. Auf dem Wege biefer gewaltigen Entwidlung steht Seuchterslebens "Diatetit der Seele" als wichtige Etappe ba; vielleicht darf man ihn sogar als einen ihrer ersten Subrer und Bahnbrecher bezeichnen. Im Zeitalter afthetisterender Salonnovellen und weltschmerzlicher Reisebilder verfündet er das Ideal der Catigfeit. Ihm tommt es vor allem auf Erziehung des Willens an. Dom Glauben an seine Erziehbarteit (an der Schopenhauer verzweifelt!) ift Seuchtersleben, der große Seelenarzt, zu tief überzeugt. In der "Diatetit" gablt er eine Reibe von Wunderwirfungen des Willens (die man beute als Autosuggestion bezeichnen wurde) in schweren Krantheitsfällen auf. Darum fordert er troß allem Pessimismus zur Tätigkeit auf; in der (sittlichen) Arbeit sindet er die Panazee des Menschenglückes. Alle Dichter des folgenden Zeitalters, der Blüte des Realismus, verkünden dieselbe Lebensanschauung, preisen das Glück der Arbeit, der Cätigkeit ebenso wie Seuchtersleben. Er hat schon 1836 seine Lehre verkündet und sein Buch sand rasch eine große Verbreitung. Er selbst konnte schon 1848 ein Vorwort zur fünsten Auslage schreiben.

Grillparzer, der für hebbels Biographie Seuchterslebens das wärmste und liebevollste Porträt von ihm entwarf, teilte seine Grundanschauungen. Auch er suchte in der Selbstvergessenheit der Arbeit heilung von der bösen hypochondrie, und zwei Jahre nach Erscheinen der "Diätetit" vollendete er sein Lustspiel "Weh dem, der lügt", worin der Küchenjunge Leon das pure Gegenteil des hypochondrischen Bischof Gregor ist. So waren beide Freunde, der eine als Seelenarzt, der andere als Künstler im Dienste des gleichen Lebensideals tätig. Dem Pessimismus, der in ihm frühzeitig durch Lettüre und Erfahrung genährt wurde und der sich noch 1834 im "Traum ein Leben" kleinlaut genug äußert, gab Grillparzers Dichtung fürderhin teinen Raum mehr . . . Und bei der Lettüre Seuchterslebens" mußte ich wiederholt an Marie Ebners "Aphorismen", ost auch an ihr "Gemeindetind" denten, denn ihr Geist ist von seinem Geiste. Sie schritt auf der von ihm gewiesenen Bahn weiter. Für die deutschösterreichische Dichtung muß der "Diätetit der Seele" eine besondere Wichtigkeit zuerkannt werden.

Aber Seuchtersleben schrieb dieses Buchlein wie seine Gedichte und Kritiken über heimische und orientalische Poesse doch nur so nebenbei! Dor allem fühlte er sich als Arzt. Diesen Beruf hatte er sich — nach Absolvierung der Theresianischen Atademie — gegen ben Willen seines Daters gewählt, der ihn lieber zum Juristen und Staatsbeamten gemacht batte. Als Arzt batte er fich trok seiner materiell schwierigen Derhaltnisse durch fachwissenschaftliche Arbeiten in wenigen Jahren schon so viel Ansehen erworben, daß ihn die 1838 gegründete t. t. Gesellschaft der Arzte 1840 zu ihrem Setretär ernannte, ber er bis 1844 blieb. In dieser Stellung entsaltete er eine so große organisatorische und fachliche Tätigkeit, daß er 1845 zum Dizedirektor der medizinischen Studien an der Wiener Universität ernannt wurde. Das wichtige Amt entsprach ungefähr dem heutigen Detanat, nur war es eine dauernde Stellung. Im selben Jahre eröffnete Seuchtersleben - der Erste in Österreich - Dorlesungen über arztliche Seelentunde, und zwar mit so großem Erfolge, daß der hörsaal bald zu klein für sein Auditorium wurde und daß seine Kollegen über die Derödung ihrer gleichzeitigen Dorlefungen Magten. Als Arzt veröffentlichte Seuchtersleben noch beute wertwolle Schriften, deren eine insbesondere: "Lehrbuch der ärztlichen Seelentunde" ins Frangofische, Englische, Hollandische, Russische übersett wurde; in England und Frankreich wurde es sogar offiziell in den Unterricht der medizinischen Schulen eingeführt. Über Seuchterslebens wissenschaftliche Bedeutung haben wir erst in den letten Tagen durch die gehaltvolle Gedentrede des Wiener Professors für Geschichte der Medizin Dr. Max Neuburger auf ihn zuverlässige Auskunft erhalten: siebenundfünfzig Jahre nach seinem Code. Wir wollen ihre Ergebnisse bier turg zusammenfassen, um unser Charatterbild Seuchterslebens zu vervollständigen.

Die wissenschaftliche Epoche, in die Seuchtersleben als Student und Cehrer der Medizin hineingeriet, war die denkwürdigste der schon seit van Swietens Zeiten in hohem Ansehen stehenden Wiener Schule. Sie war gerade damals daran, aus der Heistunft eine

heilwissenschaft zu machen. 1842 erschien Rotitanskys "Pathologische Anatomie" und zur selben Zeit trat Stoda mit seiner medizinischen Physik auf. Diese neue Wissenschaft verdrängte nicht bloß die noch immer spukende Naturphilosophie der Romantiker, sondern brachte auch auf der ganzen Linie der Naturwissenschaften den Empirismus und Realismus zur siegreichen Alleinherrschaft.

Sur diefen machtigen Umwandlungsprozeß hatte Seuchtersleben von Anfang an bas richtige Derständnis. Schon in seiner Differtation: »Lineamenta isagoges in doctrinam de indicationibus. (1834) bewegt er fich felbständig in der neuen Richtung, und in allen späteren Schriften, so viel Neigung zur fritischen Reflexion er darin entfaltet, bleibt er immer auf dem Boden der naturwiffenschaftlichen Beobachtung, wird er - trot feinen vielgeliebten Spinoga und Kant - bennoch niemals Metaphysiter. Auch für ihn bleibt in der Medigin die wiffenschaftliche Theorie die Blüte, nicht die Wurzel der Unischen Pragis. Ja, für ihn noch mehr als für die leidenschaftlichen Realisten, die vom bis dabin herrschenden hippotratismus der Wiener Schule nichts mehr wissen wollten, indes ihn Seuchtersleben in einer höheren wissenschaftlichen Einbeit mit dem modernen Realismus zu vereinigen bestrebt war. Der hippotratismus machte die therapeutische Leistung des Arates von seiner Intuition am Krankenbett, von seinem Catt ober Instinkt im Anblid des Patienten abhängig; er tannte noch nicht den Mechanismus der Krantheit, welchen eben erst die pathologische Anatomie, die medizinische Physit und Chemie neu erflärten. In einseitigem Eifer verachteten aber nun die genialen Neuerer den hippotratismus und gerieten bald geradezu in einen therapeutischen Nibilismus. Durch die verständnisvolle Rudtehr gum Alten begrundete der große Kliniter Oppolger fpater feinen Ruf. Aber icon Seuchtersleben mar diesen wie auch allen anderen Ginseitigfeiten in der Medigin entgegengetreten. In all feinem wissenschaftlichen Denten - 3. B. auch in feiner Abhandlung über Realismus und humanismus (zur Mittelschulfrage), 1849, im zweiten Banbe der Sitzungsberichte der Atademie der Wiffenschaften - bemerken wir das Beftreben, theoretische Gegenfage in einer hoheren harmonie zu versöhnen. Seuchtersleben war ein richtiger Evolutionist lange vor dem Zeitalter der Entwicklungslebre. Und ferner bewahrten ihn feine dichterische Sabigteit, fich in fremdes Seelenleben zu verfeten, und feine reiche philosophische Bilbung bavor, den Menschen nur als einen Mechanismus gu betrachten, immer fab er Ceib und Seele gusammen. Darum machte er die mediginische Moderne seiner Zeit nicht ohne weiters mit und behielt, wie freilich erst die Solgezeit lehrte, recht darin.

Aber er blieb auch nicht in der bloß warnenden Kritit seiner Kollegen steden, die von den psichsischen Kräften als Heilfaktoren nichts wissen wollten, sondern schritt zu eigenem Schassen vor. Seuchtersleben wurde der Begründer der Psichätrie, der ärztslichen Seelenkunde in Österreich, deren Mangel der Wiener Schule noch 1844 zum Vorwurf gemacht wurde. Auch hier stellte er sich auf den Boden der strengen Empirie. Nicht über das Problem des Zusammenhanges von Leib und Seele grübelte er nach, sondern er erkannte als nächste Pslicht, vorerst die seelischen Vorgänge wie die mechanischen Naturerscheinungen exakt zu beobachten, zu beschreiben und zu klassissieren. Er erkannte, daß der Arzt, wenn auch alle Medikamente versagen, noch immer etwas für das Wohl seiner Schützlinge durch seelische Beeinstussung leisten könne. "Steht uns Seuchtersleben — sagt Neuburger — nicht auch da, wo er positiv schasse, weit näher als alle übrigen,

heute im Zeitalter der Psichophysit, der Suggestion?" Und von seinem Cehrbuch der ärztlichen Seelentunde, das im Zeitalter des "trassesten Realismus" entstanden ist, sagt unser historiker der Medizin: "Es sollte von jedem Arzte als ein Dentmal der Wiener Schule heilig gehalten werden!"

Das große Ansehen, das sich Seuchtersleben als Schriftsteller, Arzt und Denter erworben hatte, insbesondere eine Aufsehen erregende Rebe, die er 1847 über die notwendige Reform der Universitäten gehalten hatte, sowie seine Derkundigung der Lehrund Cernfreiheit an der Wiener Universität (20. Märg 1848) brachten es nun naturgemäß mit sich, daß ihn Minister Doblhoff im Mai 1848 in sein Ministerium zur Reform bes gesamten österreichischen Unterrichtswesens berief, die er auf sein Programm gesetzt hatte. Seuchtersleben trat ungern und nur als Staatssetretär ein, um sich schon in den Ottobertagen mit schwer erschütterter Gesundheit wieder zurückzuzieheu. Wie viele weittragende Reformen er in diesen wenigen Monaten teils durchgeführt, teils angeregt hatte, erzählte Dr. S. Frankfurter schon 1893 in der Schrift über Leo Thun, Bonik und Erner, auf die wir hier nur verweisen wollen. Nur dies sei erwähnt, daß es Seuchtersleben war, der die lateinische Vortragssprache aus den medizinischen Hörsälen verbannte und ben naturwiffenschaftlichen Unterricht in die Gymnasien einführte. . . . Seine politische Tätigkeit brachte ihm viel Kummer; "er starb vom Geiste aus", schrieb Grillparzer in ber erwähnten Charatteristit von ihm. Am 3. September 1849 schloft er in Baden seine Augen für immer, noch nicht 44 Jahre alt. Sein allzufrüher Cod wurde viel beklagt und in teinem Geringeren als in Friedrich hebbel fand er seinen Biographen.

Überschaut man aber jett — aus der Distanz des halben Jahrhunderts nach seinem Tode — alles, was Seuchtersleben in flüchtigen 15 Jahren geschaffen hat, so muß man sagen, daß seine Gestalt an Größe nur gewonnen hat. Er war wirklich ein genialer Mann, Charatter und Schaffen decen sich in seinem Wirken völlig. Jene Natur und Wahrheit, die er in der "Diätetit" als Wurzel aller individuellen Originalität pries, besaft er selbst in reichem Make. Er vereinigte Sabigkeiten, die fich gewöhnlich ausschließen : mit aukerordentlicher Arbeitstraft einen ichöpferischen Geist; mit starter reflettierender Begabung organisatorisches Calent; mit der Neigung zur Selbstbetrachtung eine große Energie des Willens. Die Einheit seiner Personlichkeit bewahrte er als Denker und als Dichter. Mit seinem Streben, in der Heilkunde Philosoph, in der Philosophie aber auch Arzt zu bleiben, ericheint er als ein Dorlaufer jener großen Dentergestalten, die unserer Gegenwart das Gepräge geben. Er selbst verkörpert jene Dersöhnung von Realismus und humanismus, denen noch seine letzten Gedanken über die Erziehung des Menschengeschlechtes gewidmet waren. In seinem Sinne aber wird man am besten sprechen, wenn man fagt: Seuchtersleben war wohl der größte Schüler Goethes, denn an Goethes Wort und Vorbild hatte er sich erzogen und den Olympier von Weimar hatte er mehr als irgendeinen andern Genius verehrt und geliebt.

Jum neunten deutsch=österreichischen Mittelschultag.

Gloffen von Kuftos Dr. S. Frantfurter.

Bum neunten Male persammelten sich in diesen Tagen (vom 9. bis 11. April) in Wien Mittelfculmanner, alte und junge, aus allen Teilen des Reiches, und wenn auch ber "Tag" ein deutsch-öfterreichischer genannt wird, so waren doch, und zwar diesmal mehr als fonft, auch nichtbeutiche Schulmanner zu ben Beratungen erschienen. Bu den Derhandlungen hatten zwar, wie eine Tafel am Eingang des schönen Sestsaals des akademischen Gymnasiums - einem Bauwert des genialen Friedrich Schmidt, das, so viele Mittelichulen auch feither in Wien geschaffen wurden, von teinem übertroffen worden ist belehrte, nur Ehrengaste und Teilnehmer Butritt, dennoch wurde Unbeteiligten der Eintritt nicht verwehrt und es ist ein erfreuliches Zeichen des Interesses, das die Tagung wedte, daß fich auch folde, darunter felbst Damen, einfanden. Aber auch wenn die Derhandlungen nicht allgemein zugänglich waren - es würde sich übrigens empfehlen, fünftighin die Tafel wegzulassen und im Gegenteil die Versammlungen als solche ausdrücklich zu er-Haren - fo fanden fie doch por der breitesten Offentlichfeit statt. Denn das Komitee forgte felbst dafür, daß den Tagesblättern möglichst ausführliche Berichte zugingen, und wenn auch mit Rudficht auf den Raummangel manche Kurzung nötig war, so ist boch das Wesentliche allgemein befannt geworden, und die Offentlichteit ift somit auch berechtigt, sich mit den Derhandlungen gu beschäftigen. Es darf deshalb auch ein außerhalb des Standes stehender Freund der Schule, der eben deshalb sich lediglich vom Interesse für die Sache leiten laffen tann, es unternehmen, seine Wahrnehmungen, die allerdings nicht immer erfreulicher Natur waren, in form von Glossen hier mitzuteilen.

* . *

Seiner Aufgabe, Berufs- und Standesfragen zu besprechen, entsprach auch der eben abgehaltene neunte Mittelschultag. Daß bei den Standesfragen die materiellen eine Rolle spielen, wird man begreiflich sinden. Wenn auch anerkannt werden muß, daß in den letzen zehn Jahren manches zur Derbesserung der materiellen Lage geschehen ist, und wenn man auch mit der allgemein menschlichen Natur rechnen mag, mit dem Erreichten nicht zusrieden zu sein und mehr anzustreben, so muß doch jeder mit den Derhältnissen einigermaßen Dertraute zugeben, daß noch viel geschehen muß, namentlich viele härten, sogar solche, die in den Gehaltsgesehen unbegründet sind, beseitigt werden müssen, und daß insbesondere die Stellung des Lehrers noch viel zu wünschen übrig läßt.* Insoweit sind die Forderungen gewiß berechtigt und erklärlich, und die Öfsentlichkeit hat ein Interesse daran, daß nach Tunlichkeit die berechtigten Wünsche erfüllt werden. Denn, wenn es wahr ist, daß nur ein freier Mann ein guter Lehrer wird, so ist es auch richtig, daß es nur ein Zufriedener, von Sorgen Freier sein kann, und gute, küchtige, berufs-

* Wie aus den Cabellen bei Morsch (siehe die folgende Anmerkung) hervorgeht, sind im Gehalt bei uns die Direktoren und Professoren der Mittelschulen viel schlechter gezahlt als in Deutschland. In Bezug auf die Direktoren kommt Österreich an die 9, Stelle (zwischen Medlenburg-Schwerin und Strelig) in bezug auf die Professoren gar an die 19. (zwischen Württemberg und Sachsen-Altenburg). Andererseits ist ihre Pflichtstundenzahl in Österreich viel geringer. Serner ist in Osterreich das Schulgeld erheblich niedriger bemessen als in den norddeutschen Staaten, jedoch höher als in Baiern, Württemberg und Baden.

freudige Cehrer tun mehr denn je not. Jede Besserung der Cehrerstellung tommt der Schule und der Jugend und damit dem Staate selbst zu gute. Unter allen Schulen bat jedoch die Mittelschule, die nach der trefflichen Bestimmung des Organisationsentwurfes eine höhere allgemeine Bildung vermitteln und hiedurch auch für das Hochschulstudium vorbereiten soll, die größte Bedeutung, und den Mittelschullehrern erwachsen aus dieser Doppelaufgabe, die noch verstärkt wird durch die Sorderung der harmonischen Ausbildung aller Geistesträfte und der Entwicklung eines edlen, in sich gefesteten Charatters unter allen Cehrern die schwierigsten Aufgaben. Diese Schwierigkeit des Berufes bat auch ihr Aquivalent in manchen Vorteilen des Standes gegenüber den anderen — auch wissenschaftlichen — Beamtenkategorien gefunden, Dorteile, an die die Mittelschullehrer denn doch zu leicht vergessen. Es ist richtig, daß sie eigentlich tein Avancement baben und ihre Karriere nur die 9. bis 6. Rangklasse (allerdings nicht mit den gleichen hochstbezugen) umfaßt allein das Schidsal teilen sie auch mit anderen. hingegen haben sie im Jahre über zwölf Wochen Ferien, nur 30 Dienstjahre (daß die Supplentenjahre nicht gang eingerechnet werden, hat seine Analogie darin, daß auch den Beamten mit vierzigjähriger Dienstzeit tein gesetzliches Recht auf die Anrechnung der vor der Beeidigung gurudgelegten Volontarund Praktikantenjahre zusteht), endlich besitzen sie schon langst das wirkliche Zeitavancement, so daß jeder Mittelschullehrer nach bestimmter Frist sein höchstgehalt, wozu ja noch Derdienst- und Personalzulagen kommen können, erlangen muß, während das Schickal des Beamten — auch des wissenschaftlichen — von der Datang oder der Spstemisserung neuer Stellen abhängt und es ibm obendrein passieren tann, daß er, endlich an der Cour, aus Gründen, die mit seiner Person gar nichts zu tun haben, mitunter auch wegen Ersparnis ber Intertalarien, auf die ersehnte Dorrudung und die Erlangung des höheren Gehalts noch geraume Zeit warten muß, und dadurch empfindliche, auch in der Zukunft sich geltend machende materielle Einbuße erleidet.

Diese Erwägungen wurden veranlaft durch den Vortrag "Standespolitit", den am zweilen Tage Professor Reichelt (Reichenberg) hielt und der allerdings weniger durch den Inhalt, der in vielen Puntten der ruhigen, unbefangenen Prüfung nicht Stand hält, und auch in der Debatte starten Widerspruch fand, als durch die Sorm und durch den Con großen Erfolg hatte. Der Vortrag litt vor allem daran, daß der Redner sich die Aufgabe stellte, alle gragen, die den Mittelschullebrer interessieren tonnen, zu behandeln, also nicht nur, worauf der Citel schließen ließ, eigentliche Standesfragen, und zwar bie materielle, soziale und berufliche Stellung, sondern auch die Organisation der Mittelschule, der Beborden, ihre Stellung und Aufgaben, sogar Einzelheiten des Cehrplanes. Daß dabei viel Slaches, viel Subjettives und Verallgemeinerndes unterlaufen mußte, ist natürlich und begreiflich. Daß aber die Schlager und Schlagworte, das luftige Zutunftsprogramm der Organisation, insbesondere die scharfe Kritit, die an allem Bestehenden es soll nicht geleugnet werden, an manchen Dingen mit Recht — geübt wurde, geradezu begeisterte Justimmung fand, daß insbesondere die Dersicherung der nicht etwa nur in materiellen Momenten begrundeten allgemeinen Berufsverdroffenbeit minutenlangen tosenden Beifall auslöste, gibt doch zu benten. An eine Versammlung von Mittelfoullebrern, deren Beruf es ift, die Jugend gu bentenden Menfchen gu erziehen und fie durch die Bildungsmittel, die ihnen gereicht werden, dabin zu bringen, daß fie nicht Agitatoren, nicht der Phrase und dem Schlagwort ihr williges Ohr leihen - so wird ja von Schulmannern gern ihre Aufgabe bestimmt - muß man doch einen anderen Magstab anlegen, als an eine ad hoc einberufene Dersammlung unzufriedener Beamter niederer Kategorien. Man barf fich bei ber Erfahrung, die fich auf die Pinchologie der Maffe ftust, und fich mit dem Schillerichen Wort getröftet: "Was ift Mehrheit? Mehrheit in Unfinn, Derstand ift stets bei wenigen nur gewesen", nicht berubigen und muß in der nicht wegguleugnenden Begeisterung, die die Dersicherung der allgemeinen Amtsperdroffenheit wedte, ein die Schule ichadigendes Symptom ertennen. Es wird Aufgabe der Unterrichtsverwaltung sein, den eigentlichen Gründen dieser Erscheinung nachzugehen und sie nach Cunlichteit zu beseitigen. Nachbrücklich muß dabei die Notwendigteit betont werden, die Cehrerbisdung zu bessern und zu heben und eine besondere Sorgfalt auf die Auswahl der Inspettoren und Direktoren zu verwenden. Gewiß soll man Einzelerfahrungen nicht verallgemeinern, allein es werden so viel Einzelerfahrungen mitgeteilt, daß daraus die Catsache sich ergibt, daß es damit nicht am besten bestellt ist. Gegen diese beiden Sattoren werden die meisten Klagen erhoben. Bier muß grundlich Wandel geschaffen werden, der allerdings auch das Amt betreffen muß. Denn auch die besten und tenntnisreichsten Schulmanner von weitem Blid und von tiefem Wohlwollen für die Jugend und die Lehrer, felbft voll Begeifterung für ihren Beruf und ihr Studiengebiet und fähig, Begeisterung bafur zu erweden - und nur solche sollen für diese Stellen gesucht werden, wir find auch überzeugt, daß man fie finden tann - auch folde tonnen nicht erspriefilich wirfen, wenn fie von amtlichen und administrativen Geschäften zu fehr erdrudt werden und allmählich mehr Beamte als Schulmanner und Padagogen fein muffen. Es muß allerdings betont werden, daß die für biefe, was die Leitung unserer Mittelschulen anlangt, so wichtigen Organe geltenden Normen und Instruktionen zu ben besten gehören und, wie in einer vergleichenden Darstellung vor turzem gezeigt wurde,* besser sind als jene in den einzelnen deutschen Staaten. Daber tommt es doch zumeist auf die Derfonen an, die an diese verantwortungsvollen Posten gestellt werden. Es muffen Manner fein, die, frei von jeder Engherzigfeit, fich nicht vom Gefühle der Macht zu sehr leiten laffen, die ängstlich bemuht find, die Wurde des Cehrers in jedem Salle zu mahren, geschweige benn, fie vor den Schülern oder ben Kollegen zu perlegen. Da dies obendrein die Bestimmungen ausdrücklich verlangen, so kann man die Cehrer nicht von der Miticuld freisprechen, wenn fie fo oft darüber flagen, daß es geschieht. Auch ihnen muß man gurufen: men, not measures!

Es wurde in dem Dortrage auch viel vom Standesbewußtsein gesprochen, das gehoben werden müsse. Allein es ist sehr die Frage, ob durch derartige, die Berufsfreude nicht nur negierende, sondern auch namentlich bei den jüngeren Cehrern verbitternde Anklagen, die nichts Gutes am ganzen Stande und seiner Tätigkeit lassen, nicht die Standeswürde zu sehr vermindert wird. Nicht von den vorgesetzten Behörden allein, und nicht lediglich durch die dem Stande zuzugestehenden höheren Posten ist die hebung des Standesbewußtseins zu erhossen, sie muß von den Standesgenossen sehrlich durch Manneswürde und das Bewußtsein der Größe der Aufgabe, der sie dienen, gewonnen und von den Älteren den Jüngeren als Ausrüstung für den, auch bei der glänzendsten Stellung so schwierigen Beruf, den sie gewählt haben, übermittelt werden.

^{*} Dergl. das aufschlufreiche Buch "Das höhere Cehramt in Deutschland und Osterreich" von Professor Dr. hans Morsch (Leipzig, Teubner, 1905.)

Der Vortragende hat eigentlich mehr eine Programmrede gehalten und es auch unterlaffen, bestimmt formulierte Ceitfate, die seine Sorderungen enthalten, aufzustellen. Deshalb wurde auch nach turger Debatte, in der Professor Jerusalem mit bemerkenswerter Begründung die Ginsegung eines Chrenrates verlangte, hofrat huemer und andere Redner die effentiellen Ausführungen scharf zurüdwiesen, über Antrag Professor Martinats unter lebhaftem Beifall der Übergang zur Cagesordnung beschlossen. Die Öffentlichkeit tann aus den oben angeführten Gründen sich dabei nicht beruhigen. Es sei aber auch bemertt, daß manche Sorderung Professor Reichelts ihre volle Berechtigung bat, so die, daß den Schulmannern die boberen Stellen in der Schulverwaltung, die auch beute noch als Domane ber Juristen gelten, grundsätzlich zuganglich fein mußten, und badurch dem Stande eine glangendere Karriere eröffnet werden follte. Mit Recht wies er auf die gleichen Bestrebungen der Techniker und Arzte bin — er hätte noch andere Kategorien erwähnen tonnen. Da nun einmal der Beweis erbracht worden ist, daß ein Philologe es vom Supplenten am Gymnasium zum Settionschef, ja auch zum Minister in Österreich bringen tonnte und Geschäftstenntnis, ohne porber Jurist gewesen zu sein, nicht vermissen ließ, darf diese Forderung grundsäklich aufgestellt werden. Es ist doch bezeichnend, daß auch beute noch der Referent für das Mittelschulwesen, obwohl er so viele Jahre das Referat selbständig führt, dem Ministerium nur zugeteilt ist, jedoch sogar unter der Amtsleitung des Ministers Dr. v. hartel nicht als Ministerialrat in den Status der Beamten einruden konnte, sondern nur ad personam bie fünfte Rangtlaffe erhielt. Daß nur dem "gelernten Juriften" die Erlangung der Sähigteit der Attenbearbeitung, der Geschäfts- und Gesekestenntnis möglich ist, sollte doch auf dem Gebiete des Unterrichts- und Bildungswesens endlich zu den abgetanen Dingen geboren.

Das Unterrichtsministerium hat die ihm anvertrauten Agenden nicht nur zu verwalten, sondern auch fortzuentwickeln und dazu genügt nicht Gesetzentnis und Geschäftsroutine, dazu bedarf es fachlicher Einsicht. Baron Gautsch erkannte dies als Unterrichtsminister und es ist sein bleibendes Verdienst, durch Einberufung von Sachmännern für verschiedene Ressorts gesorgt zu haben.

Mehr als sonst wurde diesmal die Mittelschulreform behandelt, und zwar konkurrierte darin der Mittelschultag mit den zum ersten Male gleichzeitig abgehaltenen Derhandlungen des Reichsverbandes der österreichischen Mittelschulvereine. Auch an diesen Fragen hat die Öffentlichkeit das größte Interesse. Allein es muß doch gesagt werden, daß der Eindruck, den diese Erörterungen machten, kein besonders erfreulicher war. Auf die Fragen selbst kann in diesem Zusammenhang nicht eingegangen werden. Aber daß sich bei den Trägern unserer Mittelschuldildung selbst Schwanken und Unklarheit über die Aufgaben der Mittelschulen zeigen, daß sie selbst den Boden unterminieren, auf dem sie ruhen, ist doch bedenklich. Allerdings sehlte es dabei nicht an Lichtpunkten. Der Dortrag, der eigentlich die radikale Mittelschulreform verlangte, siel gänzlich ab. Man muß es sogar begrüßen, daß Prosessor Kleinpeter (Gmunden) Gelegenheit gegeben wurde, seine grundstürzenden Ansichten, die er in einer Broschüre* niedergelegt hat, auf dem

* "Mittelschule und Gegenwart" (Wien, Fromme 1906. Dgl. die "Pad. Zeit" vom 14. Marz d. J. und die eingehende und gerade durch ihre Ruhe wirksame scharfe Kritik im eben erschienenen (3.) heft der "Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien" durch A. v. Leclair.

Mittelicultag zu vertreten. Wer auf eine revolutionar-tampffrobe Rede im binblid auf die Brojchure gefaßt war, mußte sich enttauscht fühlen. Ob der Redner es nicht für opportun hielt, in dieser Dersammlung seine icharfen, das Gymnafium wie die Realichule auf gleiche Weise in ihrer Erifteng bedrobenden Ansichten und feine ben gangen Stand treffenden, allerdings an unglaublichen Übertreibungen leidenden Anklagen* porzutragen oder ob er fie feither aufgegeben, bleibe bahingestellt; die wenigen Paradorien, die er einflocht, erregten verwundernden Widerspruch, den er selbst mit einem Cacheln quittierte. Der einzige gute Gedante, "die Einführung des handfertigfeitsunterrichts" (Dgl. feinen Auffah "Die Erziehung zur Arbeit", "Ofterreichische Rundichau" Bd. VI, S. 162), murde anertannt und seine Derwirflichung nachdrudlich empfohlen von Professor höfler, der jedoch die Gelegenheit mahrnahm, die gegen die Grundlagen unserer Mitteliculorganisation gerichteten Darlegungen mit aller Entschiedenheit zu befämpfen und in begeisterten und überaus wirksamen Worten für den Organisationsentwurf, seine Erhaltung und Sortentwidlung feierliches Zeugnis abzulegen und von feinem Standpuntte als Physiter und Mathematiter, der er von haus aus ift, die Notwendigfeit der humanistischen Seite der Bilbung zu betonen. In überzeugender Rede fertigte Professor v. Arnim den Dersuch des Dortragenden ab, das Bildungsziel der Mittelichule neu gu formulieren. Den ftartften Gegner hatte aber Professor Kleinpeter in fich felbst; icon der Bersuch, die Ausführungen seiner Broschüre in bestimmt formulierte Thesen zu bringen, zeigte das Unflare und Widerspruchsvolle feiner Anfichten, von denen er übrigens felbst zugab, daß fie nicht neu find. **

Die Vertreter der Mittelschule beklagen sich darüber, wenn in der Presse und in Versammlungen in scharfer und ungerechtsertigter Weise Anklagen und Vorwürse gegen die Schule und die Lehrer erhoben werden, die auf vorschnellen Verallgemeinerungen oder unausgereisten Theorien, denen die Erfahrung der Praxis sehle, beruhen. Man muß aber sagen, schärfer als auf dem Mittelschultage selbst ist dies auch auswärts nicht geschehen. Bei ähnlicher Gelegenheit — es war auf einem Philologentage in Deutschland

* Als Pikanterie sei solgendes erwähnt. In der erwähnten Schrift entwirft Professor Kleinpeter ein Bild vom Mittelschullehrerstand, gegen das sich der ganze Stand mit aller Entschiedenheit verwahren müste. Verallgemeinernd spricht er, um nur einiges hervorzuheben, vom "Arbeiten auf den Schein, das einen wahren Krebsschaden des ganzen Mittelschulwesens bildet"; er behauptet "Servilismus nach oben geht hand in hand mit Brutalität nach unten", serner "vielleicht ist die Jahl derer, bei denen sehr energische Maßregeln (so "unbedingte glatte Entlassung", wovon er kurz vorher spricht), am Plaze wären, in teinem Stande so groß, wie in dem des Mittelschulsehrers". Freisich hat er in seinem Dortrage diese Dinge nicht erwähnt. Aber merkwürdig bieibt doch, daß keiner in der Debatte diese öffentlich erhobenen Dorwürse, die den ganzen Stand herabsehen, zurückgewiesen hat. Dafür hat aber Direktor hergel (Aussig) als Ergebnis eines Dortrages "Der Mittelschullehrer und die Öffentlichkeit" den Ceitsat ausgestellt: "Nittelschullehrer ist gegen öffentlich erhobene Anwürse und Verdächtigungen der gleiche Schutz zu sichern, wie er anderen im öffentlichen Dienste stehenden Organen gewährt ist." Kommentar dazu erscheint überzstüssig.

e* Die Brofchure enthält eine Angahl richtiger Gedanken und guter Beobachtungen, worauf auch Professor v. Leclair hingewiesen hat. Man muß deshalb umsomehr bedauern, daß der Derfasser ihre Wirkung durch die vielen mit ihnen verbundenen Paradogien, ilbertreibungen und Derkehrtheiten vermindert hat.

— wies ein Redner darauf hin, daß die Schulmänner in einem Glashaus sitzen und nicht mit Steinen werfen dürfen. Diese weise Erkenntnis wurde auf dem Mittelschultag vielsach vermißt. Man muß deshalb mehr Maßhalten und Selbstachtung wünschen.

Obschon sowohl der "Tag" als auch die hier erwähnten Vorträge den beiden Mittelschultpen — Gymnasium und Realschule — galten, so liegt es doch im Wesen der Dinge begründet, daß mehr vom Gymnasium die Rede war, und aus so manchen Erscheinungen der Gegenwart erklärt es sich, daß namentlich die Reformbestrebungen sich mehr ihm zuwandten, obwohl auch die Realschule nicht underührt blieb. Und ebenso erklärt es sich aus demselben Grunde, daß, wie sich auch hier zeigte, was die hauptstage, den Unterricht in den beiden klassischen Sprachen, betrisst, sich der Lehrerschaft bereits eine gewisse Unslichenbeit bemächtigte, aus einem verlorenen Posten zu stehen. Wenn es daher noch eines Beweises bedurfte, so wurde er auch durch den Mittelschultag erbracht, daß die jüngst vollzogene Gründung des "Dereines der Freunde des humanistischen Gymnasiums", der sich auf gleiche Weise die Erhaltung dieses wertvollen und unentbehrlichen Bildungsmittels und seiner zeitgemäßen Ausgestaltung, wie überhaupt die Sortentwicklung des österreichischen Gymnassung der bewährten und zu erhaltenden Grundlage des Organisationsentwurfes zur Aufgabe stellt, auch vom Standpunkte der Schule und der Lehrer eine Notwendigkeit war.

Erfreulich war die Debatte am letzten Tage über Prüfen und Klassifizieren, die sich an die sacktundigen und anregenden Aussührungen des Grazer Prosessors Martinat anschloß. Sowohl sie als die gesaften Beschlüsse dürfen auch von der Öffentlichteit als wertvolles Zeugnis begrüßt werden dafür, daß die Schulmänner selbst von der Überzeugung durchdrungen sind, daß hier eine gründliche Besserung nötig ist, damit sie selbst von den Sesseln, die das allzu viele Prüsen für den Unterricht bedeutet, besreit werden und endlich immer mehr in und außerhalb der Schule das Augenmert auf das Wesen der Sache — das erlangte Wissen und Können — als aus ihren äußerlichen, vergänglichen Ausdruck, die gute Note, gelenkt werde.*

Und wie in diesem Puntte, ist auch in manchen anderen insbesondere in den Settionsverhandlungen viel wertvolle Arbeit geleistet worden, die den erfreulichen Nachweis liesert, daß unsere Schulmanner emsig am Werte sind, im Interesse der Jugend die Aufgaben und Leistungen der Schule zu vertiesen, zu verbessern und ihre Wirtung zu erhöhen.

* Einmütig und besonders scharf wurde der Klassentatalog bekämpst und man darf wohl hossen, daß die Unterrichtsverwaltung im hindlid auf den einstimmigen Beschluß nunmehr diese Einrichtung, die in ganz bestimmten Derhältnissen ühren Grund hatte, endlich wieder beseitigen werde. Bemerkenswert ist jedoch, wie langsam diese Dinge reisen. Während der Korrettur fällt mir ein 1892 erschienenes Schristchen "Jur Resorm des Gymnasialwesens" von Dr. heinrich fleisch mann (Wien, Konegen) in die hand. Dort sindet sich auf Seite 28 st. "über Prüfungsund Klassissistenswesen" dieselbe scharfe Derurteilung dieser Dinge, wie sie jetzt auf dem Mittelschultag vorgebracht wurde. Ebenda heißt es: "Es kann nicht genug bedauert werden, daß diesem Bleististregime durch die Einsührung der behördlich angeordneten Klassenkataloge, in denen jede einzelne Note genau verzeichnet, dem Publitum zur Einsicht vorzuliegen hat, die Krone ausgesetzt worden ist". Man sieht, einsichtige Schulmänner haben diese Übelstände, die ein Charatteristitum der österreichischen Schule sind, schon längst gefühlt. Mögen sie endlich beseitigt werden.

Es sei hier insbesondere auf die Besprechung des Chemas "Kunsterziehung und Kunstunterricht in der Mittelschule" auf Grund eines Dortrages des Prosessors Böd verwiesen, die zeigen konnte, daß auch die neuesten Richtungen verständnisvolle Würdigung sinden. Erwähnt sei serner der Dortrag Prosessor Witlaczils über "Naturgeschichtliche Lehrausslüge und andere Schülerübungen in der Naturgeschichte", der eine Reihe wertvoller Anregungen bot.

So erfreulich die positive Arbeit in den Sektionen ist, muß man doch, und damit berühren wir die Frage der Technik des Tages, seststellen, daß das Programm auch diesmal, wie es meistens bei Kongressen der Fall ist, zu reichhaltig war, als daß die einzelnen Fragen eingehend hätten erörtert werden können. Auch hier gilt die Mahnung "weniger wäre mehr". Damit hängt auch zusammen, daß Sektionen gleichzeitig versammelt sein mußten, die nach der Fachverteilung an den Mittelschulen die Teilnahme der Fachmänner erschwerten. Das sollte doch vermieden werden, ferner müßte man wünschen, daß für die Dorträge in den Dollversammlungen nur eng umgrenzte Themen zugelassen werden, die eine fruchtbringende Debatte ermöglichen und daß diesen Diskussionen so viel Teit bleibe, daß sie zu einem befriedigenden Ergebnis führen können.

Daß die Mittelschulvereine ganz Österreichs sich zu einem Reichsverbande zusammengeschlossen haben, ist gewiß zu begrüßen. Möge er auch auf die künftige Gestaltung der Mittelschultage seinen Einsluß dahin geltend machen, daß man künftig nur Fragen, die in den einzelnen Dereinen bereits ihre eingehende Erörterung gesunden haben, zur Diskussion stellt und darüber Reserat und Korreserat erstattet, damit vermieden werde, daß unausgereiste Vorträge verhandelt werden.

Sizilianische Eindrücke.

Don Dr. Ostar Emald.

Die Übersahrt von Kalabrien nach Sizilien ist auch im rauhen Jänner eine der gemütlichsten, die ich kennen gelernt habe. Unaufhörlich behält man beide Küsten im Auge und der Reisende, der die Schnellzugsverbindung von Rom nach Palermo benützt, braucht sein Coupé nicht einmal zu verlassen, sondern läßt sich in ihm gemächlich auf die Schienen des Dampsschiffes überrollen. Die Eisenbahn wird an Bord geladen wie Pacqut. Und nach einer halben Stunde berührt man Messinas welthistorischen Boden.

Am Stadtbahnhof entfaltet sich frühmorgens bereits ein buntes, polyglottes Treiben. Ein herr, anscheinend den besseren Ständen angehörig, informiert mich in liebenswürdigker Weise über die weiteren Modalitäten der Reise. Da er ein passables Englisch spricht, bin ich geneigt, ihn für einen Fremden oder für einen hier ansässig gewordenen Ausländer zu halten. Ich hatte mich aber in der Wertungsstala um ein paar Grade vergriffen, was sich in Italien regelmäßig bitter rächt. Der Mann ist Sührer und da bis zur Absahrt noch zwei Stunden verstreichen sollen, bemächtigt er sich meiner sogleich und schleppt mich im Triumphe durch Messina, die Leidenszeit reichlich durch historische und geographische Erläuterung kürzend. Dabei wechselt er unausspörlich sein Idiom, er

spricht bald englisch, bald deutsch, bald französisch, sald italienisch, slicht auch spanische Broden ein, aber wie mir dünken will, beherrscht er keine Sprace von Grund aus. Er scheint übrigens eine reich bewegte Vergangenheit hinter sich zu haben, auch w nn seine biographischen Daten auf den Doppeltitel "Wahrheit und Dichtung" Anspruch erheben sollten. In der amerikanischen Slotte behauptet er lange Jahre gedient zu haben und in dieser Stellung weit umhergekommen zu sein. Er will auch in Tunis mit den Arabern um die Wette gestucht haben und sogar in Galizien ansässig gewesen und über unsere Verhältnisse außerordentlich bewandert sein. Zum Schluß bewährt er sich noch als Physiognome. Er erkennt nämlich, ohne sich vorher eines Dokumentes versichert zu haben, daß ich Schriftsteller bin. Da ich noch alle äußeren Anzeichen einer im Coupé schlassourchwachten Nacht an mir trage, hohläugig und rauchgeschwärzt die Straßen Messinas durchwandere, so werde ich einigermaßen mißtrauisch und frage mich, was man sich denn gemeiniglich in Italien unter einem deutschen Schriftsteller vorstellen mag.

Derwandte Exemplare habe ich übrigens auch an anderen Orten angetroffen. Menschen, deren äußerer habitus auf eine viel höhere soziale Stellung hätte schließen laffen tonnen als sie bekleibeten. In Caormina tam ich mit einem hotelbiener in Berührung, dessen intelligentes Aussehen schon früher meine Ausmerksamkeit erregt hatte. Im Caufe des Gespräches zeigt fich, daß der Mann über geologische Kenntnisse verfügt und ein gutes Catein spricht. Jum Schlusse erfahre ich, daß er das ganze Gymnastum absolviert hat und dann erst durch Unqunst der Verhältnisse auf eine so bescheidene gesellschaftliche Position herabgebrückt wurde. Beinabe noch schreiender erschien mir dies Mikverhältnis bei dem Portier eines Hotels in Catania, der fich mir eines Cages als Philosoph und Literaturforscher vorstellte. Dieser Mann kannte Dantes "Göttliche Komödie" auswendig und hatte lange Jahre ihrer Kommentierung gewidmet. Dabei ist er auf Trinkgelder und vielleicht einen hungerlohn angewiesen. Den letzten Gründen dieses merkwürdigen Phanomens nachzutasten, blieb mir naturgemäß bei der Kürze meines Aufenthaltes verwehrt. Ein italienischer Arzt, der fich mit den Planen einer fozialen Reform trug und diese dem König bereits unterbreitet hatte — ich machte unterwegs seine Bekanntschaft — meinte, die Regierung und die Deputiertenkammer, die porwiegend aus praktifch, tommerziell und industriell ungeschulten Juristen bestünden, trügen die Schuld. Anderseits die Schulerziehung, die fich in den alten und unzeitgemäßen Bahnen des atademischen humanismus bewege. Trägheit ist es wohl taum, was den Italiener bemmt, wohl aber jene Sahrigteit, die man in weit geringerem Make auch am Süddeutschen beobachten kann und die auch den in Italien mangelnden Sinn für Ordnung und Reinlichteit erflärt.

Don Messina führte mich die Reise unmittelbar nach Catania, in den Bereich des Ätna, dessen weites lavaumslutetes und schneebedecktes Gehänge bereits während der Sahrt immer von neuem im hintergrund auftauchte. Aber die sichtbaren Spuren seiner surchtbaren Wirksamkeit gehen ihm auf Meilen voraus. Bis ins Meer hinein ziehen sich die wüsten Cavaselder mit ihren grauen Inksopenblöcken, die eine Riesenhand hier aufgeschichtet zu haben scheint. Dieser Bergriese ist vielleicht das seltsamste Ungeheuer, das sich auf dem breiten Rücken der Erde auftürmt. Wunderbar verdindet sich in ihm der Norden unmittelbar mit dem Süden, die arktische Gletscherzone mit der äquatorialen Glut

des Dulkans. Aus seinen Schneefeldern springt die Quelle, die Catania mit frischem Wasser versorgt. Seinem Krater entströmt die Cava, die die blühende Stadt mit einem schauerlich grotesten Selswall umgürtet hält und dereinst noch in einen Trümmerhausen zu verwandeln droht.

Catanias landicaftlicher Reig erschöpft sich beinahe in dieser so unbeimlichen Nachbarschaft. Sonst bietet es landschaftlich viel weniger als Caormina und Sprakus. Die Strafen find zumeift eng und die Kufte ist schwer zuganglich. Aber vom machtigen Molo aus genieft man einen herrlichen Rundblid. Da sieht man die Stadt, eingeschlossen zwischen bem unendlichen blauen Meer und ber gigantischen Maffe bes Atna, von beren gligernd weißer Spige an woltenfreien Tagen eine bichte Rauchfaule fich erhebt. Auf zwei Seiten lernt man die Macht des Elementes fürchten und verehren. Und man begreift die mostische Sehnsucht des tieferen Menschen nach dieser elementaren Ureinheit, die fich vielgestaltig in den Phanomenen gersplittert. Man begreift die unbezwingbare Sehnsucht, die bier oberhalb Catanias den großen bellenischen Denter Empedotles zum Todessprung in den Schlund des Atna getrieben. Es ist der grauenvolle Reig des Geheimnisses, zugleich aber auch der Triumph hoher metaphysischer Zuversicht. Ist es nicht auch etwas wie geheime Sehnsucht nach den Tiefen, was uns an abgründigen Wegen schwindeln macht? Sehnsucht und Angst zugleich. Denn in den menschlichen Affetten steben der positive und der negative Pol in unmittelbarer Nabe. Was wir am glubenoften begehren, das fürchten wir aus tieffter Seele.

Einen wesentlich verschiedenen Charafter zeigt Syrafus. Der Gegensat von hobe und Ciefe, von Gletscherode und Meereseinsamfeit tritt bier nicht wiederum auf, benn Syratus liegt in einer weiten, blubenden Ebene eingebettet, die fanft anschwellende hügelketten im Westen umfaumen. Aber Spratus hat nichtsdestoweniger seine afthetischen Konflitte und Kontrafte, Kontrafte von padender Tragit und ichneidender Schönheit, die hier freilich mehr im Derborgenen lauern und gesucht werden wollen. Durchschreitet man die Altstadt von einem Ende zum andern, so gleicht fie einem blübenden Parte. Mit staunender Bewunderung stößt man dann aber auf die berühmten Catomien, natürliche Steinbrüche, an beren hangen, binab in die schwindligen Tiefen, berrliche Garten angelegt find. Es find wahrhaft paradiesische Striche, auch gefährlich und verführerisch wie das Paradies. Denn unmittelbar hinter einem schwellenden Rasenplat öffnet fich guweilen völlig unerwartet ein furchtbarer Absturg, taum gur Genüge von schützendem Gelander eingehegt. hat man die Scheu des ersten Augenblids überwunden, so lohnt freilich der prachtvolle Blid in den Abgrund. Denn dort unten blüht eine farbenbunte Kultur herrlicher Blumen und Baume und zwischen den einzelnen Selfenkesseln, in die fich diese Tiefenlanbichaft zergliebert, ichlangeln fich ichattige Kieswege, reich mit Banten befest und von machtigen Pinien eingefäumt. Die bufterfte Stimmung loft fich unwillfurlich bei solchem Anblid in andächtigen Frohsinn. Diese Kunft, an mächtigen Abgrunden blübende Garten erstehen zu laffen, Garten, an benen fich die naturliche Beschräntung, der raumliche 3wang ihrer Anlage zu einem eigenartigen, noch hoheren Jauber entfaltet, benen das Furchtbare gleichsam jum Stachel neuer Schönheit wird, diese Kunst scheint einen Imperativ für unser so zerklüftetes und abgründliches Leben auszusprechen, auch hier jene wundersame Metamorphose zu pollbringen. Und so war es denn auch stets ber Sinn jeder wahrhaft tragischen Weltanschauung, daß sie dem leidenden und gequälten Menschen die große Möglichkeit öffnete, über seine Qualen zu triumphieren, indem er sie sich in seiner Betrachtung als ein Schauspiel von furchtbarer Erhabenheit gegenüberstellte und so zu ihrem ästhetischen Genuß gelangte. Dor allem an den letzten Tragiter der Philosophie, an Nietziche, muß man denken, wenn man dies seltsam bezwingende Bild vor Augen sieht. Die Zarathustrastimmung scheint hier ihre Verkörperung gefunden zu haben. Mir wenigstens trat der Sinn jener aus Verzweislung und heroismus geborenen Weltanschauung niemals so lebendig ins Bewußtsein, jener Weltanschauung, die sich leichtbeschwingten Schrittes auf der Schneide eines Abgrundes bewegt und aus dem Brummklang der alten Mitternachtsglode die frohe Botschaft der ewigen Wiederkehr des Lebens tönen hört.

Meinem Dorsat getreu, suchte ich nicht bloß die geographischen, sondern auch die ethnographischen Eigentümlichkeiten des Candes tennen zu lernen, so weit dies in der knappen Zeitspanne möglich war. Und da bietet Sizilien ebensoviel des Interessanten. Welche kulturelle Revolutionen und Metamorphosen haben sich da nicht vollzogen! Don ben Urbewohnern, den alten, geheimnisvollen Sitanern, an, bei denen man nicht einmal darüber im flaren ift, ob fie zur arischen Dolterfamilie gablen, bis zu den beutigen Italienern, die sich im Ruhm einer großen Dergangenheit sonnen. hier baben die Griechen ihre Kolonien gehabt, und die grandiosen Überreste ihrer Theater in Caormina und Spratus legen für antite Kunstfreudigkeit Zeugnis ab, ebenso wie in lettgenannter Stadt das schauerliche "Ohr des Dionnsus", eine unterirdische Grotte für Staatsgefangene, die in geheimer Kommunitation mit den Gemächern des Cyrannen stand, für deffen grausame Schredensherrschaft. hier wurden die welterschütternden Kampfe zwischen Puniern und Romern ausgesochten, bier, in der ersten romifchen Kolonie, der Grundstein zu Roms Weltherrschaft gelegt. hier blubte arabische Kultur. hier drangen die unbezwinglichen Normannen erobernd ein. hier standen Wiege und Grab der größten hobenstaufen. Jenes zweiten Friedrich insbesondere, der in seinen antifirchlichen, fulturgesättigten Bestrebungen vielleicht die größte Erscheinung des Mittelalters ist. Aus diesen Elementen erwuchs sizilianisches Dolkstum. Und bis in unser Jahrhundert erhielt sich seine Bedeutung. Denn von hier aus ging Garibaldis und seiner Tausendschar beldenkuhne Expedition gegen die herrschaft der Bourbonen aus. heute stehen ötonomischer Wohlstand und soziale Lebensbedingungen auf einer recht tiefen Stufe. Die alte Unternehmungslust scheint sich indessen in anderer form vererbt zu haben, wie dies die großen Auswanderungszüge beweisen, die jährlich von Sizilien über den Ozean zumeist nach dem romanischen Südamerita geben. Troth fold ungunftiger Derhältnisse ift die Bevölterung gurudhaltender, mafwoller in ihrem Benehmen dem Fremden gegenüber als zum Beispiel die Benetiens oder die Neapolitaner.

In Catania genoß ich den schäßenswerten Vorteil, mit der studierenden Jugend nähere Berührung zu gewinnen. Ein junger Jurist, mit dem ich vor dem Schauladen einer größeren Buchhandlung Bekanntschaft machte, stellte mir bald darauf einige seiner Kollegen vor, die mir in der liebenswürdigsten Weise Zerstreuung und Anregung zu bieten bemüht waren. Die Unterhaltung ging flott von statten, da wir uns auf halbem Wege entgegenkamen. Ich drückte mich zur Not italienisch aus, während ein Teil der jungen Leute merkwürdigerweise ein leidliches Deutsch sprache überhaupt scheint die Kenntnis unserer Sprache beträchtlich im Junehmen begriffen zu sein. Don der romanischen Be-

sprostiditet u sieten Junite geber zwar mit ne Indiener mit meng zie sweer ee brontomostic le dat sop point. Innectar des ident se un de miss as. Indian ist Verlider fünlige de sur ies elemalogie e mie nermatter ferre-Viden. Er ergeben bis w unfener Latterbaltung uttenefante Timmer, weier Jahansburg: etons sor yough Indiener nie nande kullideung dat. Die zeigen die dieseit warden. lette milliettel son großen Sommathier für der Sogialismus erfallt mit mit soner tionen gante de lighter zu staten, soft meler Sammound man von meiler dieser latings goele was In Dec Sopalisans' their in Indian Margan see mil W. Althougher Languete as the discontinue. After mice he limited from y Albem 1sh Indhandrochlover in Ann mit Solling zu gleicher der die Kröniger There witners. Locus our Bulderlikatier efficier van min, ondern die sommer problem to territorique relatione relatione facture.

Countre de such Bistiglies eines befannter indientiden Didness, befer Inne mis mentages continued the for their in Sighten beinake die uniformier beine gefeber more

Marie Raphatifu. Ihm warte sie hohe Chre zutel, bereits bei einer Libyeiter u einem Benfind mitten unter Italiens größen helben veremigt werter zu ein. Des nd thelibes bestet and sine thereus lichenswichige Eigentinfichtet des intimitéer Beller. Es ilt ber bantbare Sinn feinen Großen gegenüber. In Siglien werden Amepontiben wie Bellini, wie Payjini offiziell mehr geehrt als bei uns ein Guethe. Giezer, herelige Anlagen, nicht blok handige Strahen werden nach ihnen benaunt, millem bei uns parlamentarlijke Saladiten geliefert werben miljen, wenn es barani antonnet, einem Gruijen ein Amples Standbild aufgebellen. Ein Mann wie Cavalotti ift beinache in jeber größeren Stadt Italiens burch ein Dentmal ausgezeichnet worben. Man muchte joger zuweilen tragen, ob biefe nationale Dantbarleit nicht zu weit gehe, ob das Derdienik micht manchmal in einem ichlechten Derhaltnis zur Shrung ftebe. Es icheint mir übrigens durin noch ein Clement des antilen freidentums, das in Italien fich überhaupt in verschiedenen Metamorphofen behauptet, fortzuwirlen. Die Alten bewiesen eine findliche gröumigkeit der thelbenverehrung, indem fie ihre großen Coten zu herven, ühre herven zu Gottern verflärten, benen sie Altäre bauten, um die segnenden Geister in ihrer Mitte weilen zu laffen. Die modernen Italiener glauben freilich nicht mehr an göttliche herven und an eine magische Wirtung des Opferfults, wohl aber an die heroen in Menichengeftalt und an ben erziehlichen Wert ihrer Verehrung und Auszeichnung.

Da ich in der letzteren Zeit der italienischen Literatur überhaupt und auch Rapisardi naher getreten war, beschloft ich, ben geseierten Mann, dessen Behausung an der Stadtgrenze, gleichsam im Schatten des Atna liegt, aufzusuchen. Ich bereute das umsoweniger, als bie folichte, vornehme Liebenswürdigkeit des Wirtes mir über die sprachlichen Schwierigkeiten der Unterhaltung leicht hinweghalf. Auch bot mir die Distuffion viele Anregungen. Rapisardi ist vorwiegend Cyrifer. Er gehört wohl zur flaffifchen Schule, vertritt aber eine völlig andere Nuance als Carducci, den er ablehnt. Wir können uns von dieser Richtung schwer eine Dorstellung bilden, da wir an das klassizistische Epigonenbrama benten muffen, wie es bei uns in halm und Caube ein ruhmlofes Ende gefunden hat. Aber in Italien wurzelt ber klaffische Stil, der bei Goethe und Schiller fogar bloß bestimmte Perioden marklert, ungleich tiefer. Dort hat die Renaissance unvergängliche

Spuren gezeichnet. Außerdem hat sich in Italien der industrielle und soziale Umschwung nicht in dem Mage vollzogen, daß das künstlerische Schaffen davon nachhaltig beeinflußt worden wäre. Auch die nationale Einigung durfte mehr in dynastischen Konflitten als im politischen Expansionsbedürfnis ihre Wurzel gehabt haben. Der modernen Kunst steht Rapisardi wenig spmpatbisch gegenüber, wenngleich er fie keineswegs bottrinar abkangelt. Colftoi balt er bod, Ibjen und Jola weniger. Gabriele d'Annungio fatt er nicht übermäßig, er glaubt an seine Begabung, nicht aber an seine Aufrichtigkeit. Überhaupt habe ich den entschiedenen Eindrud gewonnen, daß d'Annunzio fich teiner weitgebenden Anertennung in Italien erfreut. Den einen ist er zu bekabent, ben andern zu mystisch, ben britten zu barod. Sie betrachten seine Schöpfungen wie frembländisches Gewächs, das künstlich auf italienischen Boden verpflanzt worden sei. D'Annunzio mag sich denn auch wirklich zu stark an ausländischen Dorbildern, an Ibsen, Maeterlind, Nietziche, geschult haben. Aber im Grunde begegnet man analogen Wertschätzungen überall. Zola, außerhalb Frantreichs über alle Maßen gelesen und gelobt, ist in seinem Daterland niemals sonderlich populär geworden und mußte sich damit begnugen, hinter Daudet und Maupassant zu rangieren. Die Standinavier stellen Björnson über Ihsen. Auch Strindberg hat kein Abermaß nationaler Sympathien gefunden. Und jeder Österreicher wird sich mit einigem Staunen davon überzeugen, daß im Ausland hofmannsthal als der berufenste Vertreter unserer Literatur betrachtet wird.

Italien ist eben, vielleicht mehr als irgend ein anderes Cand Europas, in rein kultureller, nicht in politischer Beziehung von seiner Vergangenheit abhängig. Antiker, römischer Imperialismus, papstlicher Imperialismus, Renaissancekultur haben ihm sein Gepräge gegeben. Deswegen ist seine philosophische und kunstlerische Produktivität in ein Stadium der Erschöpfung getreten, aus der sie erst gelöst werden kann, wenn neue Cebenssormen und Cebenswerte Macht gewinnen.

Dieses Widerspiel von moderner und antiler Art begegnet einem auch äußerlich zuweilen in recht braftischer Weise. Einmal besichtigte ich die Privatheilanstalt des in gang Italien berühmten Professors Clementi, eines Adepten Billroths, der die österreichische Schule in Sizilien zu hoben Ehren gebracht hat, in Begleitung seines liebenswürdigen Sohnes. Erstaunt über den Komfort und den technischen Apparat, der dort entfaltet wurde, machte ich mich auf den Heimweg. Es war Sonntag, und die Stadt noch belebter als sonst. An einer Straffenede fab ich ein Rudel Ceute geschart, die Hälfte im Kreise herum auf Stüblen sikend, die andere Hälfte hinter diesen stehend, beide Ceile gleichsam ein Amphitheater mit Sikparterre und Stehparterre bildend. Im Zentrum sak ein Mann, der aus einem Buche las, während das Publitum seinen Worten in andächtiger Spannung folgte. Auf meine Anfrage, was dies zu bedeuten babe, erfuhr ich, solches sei die Seiertagsunterhaltung der Analphabeten, die ein Soldo entrichten, um sich von einem Schriftgelehrten niedrigerer Kategorie interessante Dinge über den Weltlauf berichten zu laffen. Dieser ungewohnte Anblid scheint einen um Jahrhunderte zuruckzuversehen. Es war übrigens blof ein Dorspiel zu dem, was ich in Tunis einige Tage später erfahren sollte. Auch dort werden Kollegien auf offenem Martte, am Südende der Stadt, abgehalten, aber nicht über die natürlichen Dinge zwischen himmel und Erde, sondern über Magie und Jauberei. Alte Araberbeichwörer und Marchenergahler weihen einen bort in die dunkelste der Künste ein.

Chronik.

Die Sortschritte der Geologie in Osterreich im Jahre 1905.*

Als einen Zeitabschnitt ruhiger, normaler Cätigteit bezeichnet der Direktor der t. t. Geologischen Reichsanstalt in Wien, hofrat E. Tietze, in seinem offiziellen Bericht (Derhandlungen der t. t. Geologischen Reichsanstalt, 1906, Nr. 1) das abgelaufene Jahr. Da in einer Mitteilung über die Sortschritte der Geologie in Ofterreich die Lätigkeit dieses Instituts naturgemäß an erster Stelle berücksichtigt werden muß, so scheint es, daß einer solchen ruhigen Entwicklung auch eine farblosere Chronif als jene der beiden Jahre 1903 und 1904 entsprechen würde. Daß es gleichwohl an bemerkenswerten Anregungen in mehrsacher Richtung nicht gesehlt hat, dürsten die nachstehenden Ausführungen zeigen.

Im Dordergrunde der Cätigkeit der k. k. Geologischen Reichsanstalt in Wien standen, wie seit jeher, die Aufnahmen im Selde zum Iwede der herstellung der geologischen Karte der im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder im Maßstade 1:75.000. Die Aufnahmsarbeiten waren auf fünf Sektionen verteilt.

Die erste Sektion arbeitete in den Sudetenländern. In Böhmen sette Prosessor Rosiwal die Aufnahme des Kartenblattes Jauernig — Weidenau sest, während der auswärtige Mitarbeiter Prosessor Jahn (Brünn) das anschließende Blatt Senstenberg kartierte. Dr. W. Petrasched beging das Cerrain an der Reichsgrenze bei Nachod und Crautenau. Prosessor Sueß jun. und Dr. hinterlechner arbeiteten in der Südwestede von Mähren (Lispiz und Mährisch-Budwig), Dr. Bed in dem karpathischen Anteil des Blattes Neutitschein.

Die zweite Sektion, der die herren Dizedirektor Dacek, Dr. hammer, Dr. Ampferer,
Dr. Ohnesorge, Dr. Crener und während des
Sommers auch Dr. S. v. Kerner angehörten,
bewegte sich in Tirol. Aufnahmsgediete waren:
In den nördlichen Kalkalpen die DavennaGruppe in Dorarlberg (Dacek), die Umgebung
des Muttekopf in den Lechtaler Alpen (Ampferer),
das Gebiet zwischen Rattenberg und Woergl
im Unterinntal (Ampferer und Ohnesorge); in
den Ientralalpen die hochregion des Ortser
(hammer) und die Tribulaunkette am Brenner
(S. v. Kerner); in den Südalpen die Grenzregion gegen Italien in den Sette Communi
und im Val di Cedro (Crener).

* Vergleiche auch die Chronit in Heft 24 (13. April 1905) des zweiten Bandes diefer Teitschrift, da, um Wieder-holungen zu vermeiden, in manchen Puntten auf diefe Bezug genommen wird.

Die dritte Settion war, wie im Jahre 1904, mit der Fortsetung der Aufnahmsarbeiten im städlichen Steiermart, Kärnten und Krain beschäftigt. Die Aufnahmen in den Karawanten wurden von Dr. Teller, in der Umgebung von Unterdrauburg von Dr. Dreger, in dem hügellande östlich und sädöstlich von Caibach von Dr. Kohmat sortgesett.

In den Kalkalpen von Oberösterreich studierte Gener als Leiter der vierten Sektion die Randzone gegen die Slyschildungen in der Umgebung von Weyr und Kleinreissing, Dr. O. Abel die Tertiärs und Quartärlandschaft am Alpenrande im Gebiet von Kremsmünster, Enns und Steyr. Als auswärtiger Mitardeiter dieser Sektion begann Professor Sugger (Salzburg) die Neuaufnahme des Schiefers und Kalkgebirges von Wersen und St. Johann im Pongau. Eine Ausnahme des Leithagebirges am Ostende der Alpen wurde von Dr. Detters in Angriff genommen.

Die fünfte Settion arbeitete in den verschiedenen der Adria benachbarten Gebieten. Auf dem dalmatinischen Sestlande kartierte Dr. G. v. Bukowski bei Spizza, Dr. S. v. Kerner in dem östlich der Cetina gelegenen Teile des Blattes Sinj-Spalato, Dr. Schubert in der an die ehemalige kroatische Militärgrenze ansstoßenden Karstregion, während Dr. Waagen die Insel Lussin und einen Teil des istrianischen Karstlandes bei Albona ausnahm.

Im ganzen waren im Jahre 1905 22 Aufnahmsgeologen, darunter 20 dem Personalstande der Reichsanstalt direkt zugehörige Mitglieder im Selde.

Don der geologischen Spezialtarte des österreichischen Anteils der Monarchie ist im Herbst des vorigen Jahres die sechste Lieferung mit sieben Blättern zur Ausgabe gelangt.

Don Druckfariften dieses Instituts ist ferner ber 55. Band des "Jahrbuches" erschienen. Er enthält u. a. größere Abhandlungen über die süblichen Ortler-Alpen von hammer, über die Geologie Nordalbaniens von Baron Nopesa, über die Stratigraphie des istrisch-norddalmatinischen Mittelcocans von Schubert und über den Bau des Seeselder, Mieminger und Wettersteingebirges von Ampserer.

Die Direktion sieht sich leider genötigt, darauf hinzuweisen, daß mit den geringen ihr zur Derfügung stehenden Mitteln an eine baldige herausgabe weiterer Lieferungen des Kartenwerkes und an die Aufrechterhaltung der Drudschriften in dem bisherigen Umfange in bezug auf Cert und Beilagen nicht gedacht werden könne. Sie hält es für notwendig, mit

biefer offiziellen Erklärung ihre Derantwortlichteit jenen gegenüber zu entlasten, die an die Leistungsfähigkeit der k. t. Geologischen Reichsanstalt größere Erwartungen knüpfen.

Ich habe bereits in der vorjährigen Chronit darauf aufmertfam gemacht, daß für eine gerechte Beurteilung ber Ceiftungen biefes altberühmten Instituts im Dergleiche mit jenen verwandter Anftalten auch die hohe des Budgets in Betracht gezogen werden muß, das ihm gur Erfüllung feiner Aufgaben gur Derfügung fteht. 3ch habe bei jener Gelegenheit insbesondere die Derhaltniffe bei der toniglich Preußischen Geologischen Candesanstalt berangezogen, deren Jahresetat 630.000 Mart bei einem Derfonalftande von 55 Aufnahms geologen (gegenüber einem folden der t. t. Geologifchen Reichsanstalt von 191.000 Kronen im Jahre 1905) beträgt. Man muß diefen Umftand auch bei einer fritischen Untersuchung der Arbeitsleiftungen beider Anftalten auf dem Gebiete der angewandten Geologie in Berüchichtigung ziehen.

In den Diskuffionen, welche sich an die unliebsamen Uberschreitungen der Koftenvoranfolage für die gegenwärtig im Bau befindlichen Alpenbahnen gefnüpft haben, ift auch die prattifche Seite ber Catigfeit ber Mitglieder ber f. f. Geologischen Reichsanstalt wiederholt erörtert worden, und zwar feineswegs in einem ben letteren durchaus gunftigen Sinne. Es wurde fogar im Reichsrate bei aller Anertennung ber miffenschaftlichen Derdienfte ber Anftalt in einem Antrage ber Abgeordneten Dr. Pfaffinger und hinterhuber dirett ausgesprochen, daß dem Personal der Anstalt die geeignete Dorbildung und Schulung für die Colung prattifcher Aufgaben fehle und daß eine besondere Settion für prattifche Geologie, aus Beamten mit montanistifcher Dorbildung bestebend, gegrundet werden muffe. Diefer Dorfclag gur Schaffung eines Beamtentorpers für angewandte Geologie ift von dem feither verftorbenen Dr. Dfaffinger in einem Artikel, der im 59. hefte dieser Zeitschrift (S. 314) veröffentlich murde, auch publigiftifc unterftütt worden.

Gegen den Vorwurf, daß die Ceologische Reichsanstalt zu sehr die reine Wissenschaft pflege und den sogenannten praktischen Anforderungen nicht entspreche, hat der Direktor, hoftat E. Tiege in einem sehr bemerkenswerten, als Andang zu seinem Jahresbericht abgedruckten Artikel: "Über das Verhältnis der Anstalt zur angewandten Geologie" Stellung genommen. Die darin gegebenen Aussührungen verdienen eine weite Verbreitung in der Offentlichkeit, weil sie geeignet sind, sallsche Vorstellungen über die Tätigkeit der Anstaltsmitglieder zu berichtigen und unwiderlegliche Beweise für rühmliche Er-

folge der letteren auch auf dem Gebiete der angewandten Geologie zu erbringen.

In treffender Weise geht Tiege ber Sabel zu Ceibe, daß falfche Prognofen der Geologen an den Überichreitungen der Koftenporanichlage für den Bau der Alpenbahnen auch nur teilweise schuld tragen. Er zeigt, daß die Intervention von Anstaltsgeologen bei jenen Bahnbauten allerdings Doruntersuchungen bei den Tunnelanlagen in den Karawanten, der Wochein und am Bosrud betraf, daß aber gerade in allen diefen Sallen die Drognofen fich als in allen wesentlichen Zugen, ja felbst in untergeordneten Details als zutreffend erwiesen haben. In der Cat tann der leichtfertig erhobene Dorwurf ungureichender ober iconfarberifcher Prognosen por einem unparteilichen Sorum nicht einen Augenblid besteben. Man muß im Gegenteil der Behandlung des Problems, über die vorausfictliche Beschaffenheit der gu durchfahrenden Strede im Inneren des Gebirges Aufflärung zu erlangen, von Seite der geologifchen Experten (Bittner, Bener, Teller, Kofmat) die vollste Anertennung zollen. Die Moglichfeit, folde Prognofen überhaupt gu ftellen, darf als Beweis für den boben Stand der Geologie in Ofterreich angesehen werben.

Daß der Beamtenförper der t. t. Geologifchen Reichsanstalt auch in feiner beute beftebenden Derfaffung durchaus tompetent ift. auf fragen ber Draris einzugeben, wird burch die Tatface bewiesen, daß der Rat der Anftaltsmitglieder bei den verschiedenartigften Deranlaffungen eingeholt und prattifc verwertet worden ift. Daß diefe Experten bei der Begutachtung von neuen montanistischen Unternehmungen - man bente insbesondere an bie Projette Königs in Dalmatien - eine fühlere Referve befundet haben, als der Spekulation mander Unternehmer lieb gewesen fein mag, verdient nur Anerfennung aber feinen Dorwurf. Auch darin ift den Ausführungen Tieges vollftandig beizupflichten, daß er fich gegen die rüchtandige Vorftellung verwahrt, die dem Geologen als einem Manne der Theorie den Montanisten als den Mann der Pragis gegenüberftellt. Mit Recht erfcheint ihm eine Erweiterung und Dertiefung des geologischen Unterrichtes für Montanisten an Bergatabemien wünschenswerter, als eine Reform der Geologifden Reichsanftalt mittels ber Ergangung ibres Dersonals durch Montanisten, die mit der Beurteilung ber geologischen Derhaltniffe weniger als mit der rein technischen Seite ihres Berufes vertraut zu fein pflegen.

Mir scheint sich aus allen diesen an den Antrag Pfassinger im Abgeordnetenhause getnüpften Distussionen über eine angebliche Reformbedürstigseit der L. L. Geologischen Reichsanhalt zumächt die Catlache zu ergeben, daß therhaupt nicht die Analität, sondern die Analität, sondern die Analität sondern die Analität, sondern die Analität der Leisungen auf praktishem Gediete als ungenägend emplunden wird. Bei dem beisprächten Personastand des Instituts som naturgemäß nur ein relativ sieiner Teil seiner Arbeitsleistung der angewandten Geologie gesten. Wer in dieser Richtung eine erhöligt Tätigleit winsight, der muß in erster Emie stackseit der Anstalaumitglieber eintreten, aber seineswegs sin eine Anderung in der Jusammensengung des Beamtensthepers selbst. Auch die angewandte, d. h. die auf die Praxis gerästete Geologie sam mit Tische siner won Geologen betrieben werden, die ihre theoretische Schulung auf der Universität erhalten haben. Der Homogenität des Instituts aber wäre die Ausprophung von Elementen, die einer anderen Berufsart entnommen sind und sich andere Ausgaben als geologische Unterpudpungen im Selde gesetzt haben, sam sörderlich,

Ich habe diese Frage in meiner Chronit ausstährlicher erörtern zu sollen geglandt, weil darüber im größeren Publitum, auch unter den gebildeten Caien, außerordentlich unklare Begriffe bestehen und weil eine Cösung dieser Frage im Sinne einer Erweiterung der äliesten geologischen Anstalt des Kontinents, sei es durch ausgiedige Vermehrung ihres Personals, sei es durch Angliederung einer besonderen montanistischen Settion, naturgemäß für einen weiteren Sortschritt der Geologie in Giterreich von maßgebender Bedeutung sein wird.

So find es auf der einen Seite Beziehungen zwischen Theorie und Pragis, die im abgelaufenen Jahre vor dem Sorum der Offentlichfett gur Distuffion gestellt worben find. Aber auch ein Kampf ber Meinungen um eine rein theoretifche Srage, allerbings von großer wiffenschaftlicher Bedeutung, nimmt in der geologischen Literatur bes Dorjahres einen breiten Raum ein. Eine neue Auffassung des Gebirgsbaues ber Alpen hat unter ben fdweizerifden und frangofifden Geologen, die in den Westalpen gearbeitet haben, innerhalb bes letten Dezenniums gahlreiche Anhanger gefunden. Die Dertreter diefer Cheorie betrachten ble Westalpen als eine Aufeinanderfolge übereinander gepadter Deden ober Schubmaffen (nappes), ble nicht an ber Stelle entstanden lind, wo fie Hich heute befinden, aus großen Entfernungen (50-100 km) als tompatte Maffen nordwärts gewälst worden find und nicht mehr im Bufammenhang mit ihren urfprünglichen Wurzeln ftehen.

Um biefe Cheorie durch ein Beispiel anschaulich zu machen, so glauben 3. B. die Anhänger berselben, daß die Sedimente, welche unicee nieblidje Kallyone yalammenietyen, nide im Bereidje ber nieblidjen Kallalpen, innbern in ber Region bes Denntales (Guilhaler Alpun) abgelagert wurben, balj bart in bem Gebingsynge Spiglofel-Bobeatid ihre Wurzeln liegen, balj aber jene Sobimente bunh eine nurbmäres gerichtete Bewegung miljeenb ber jimperen Geridiezeit fiber bie ganze aus beihallmildjen Geheimen bestehenbe Jentralyone hinliberge-lifteppt unb als wurzellofe Schwamfen ober als Dechipolien bort niebengelogt wurben, wo fie fich gegenmärtig befinden. Es fetzt biefe Cheorie medjanische Bewegungen von jo ungeheurer Intenfalta vorans, balj fie alle Doubellungen, bie man fich bisher über die Euspehung der Alpen und der großen Keltengebirge fieleng der Alpen und der großen Keltengebirge lasten.

Die Merreichifchen Geologen haben fich diefer neuen Cheorie gegenüber fast ohne Ausnahme faroff ablehnend verhalten. Sie erbliden insbesondere in der Anwendung derfelben auf die Oftalpen einen grundfählichen Irrium, weniger ein Ergebnis wifenfcaftlicher als vielmehr phantaftijder Sorjdungsmethobe". Seit bem internationalen Geologentongref in Wien im Jahre 1903 find mehrere frangofis be Soriber eifrig bemüht, zu zeigen, daß auch ber Ban ber Oftalpen fich in den Rahmen jener neuen Theorie einfügen laffe. Don namhaften deutschen Geologen hat fich ihnen Steinmann in Freiburg angefchloffen. Der Kampf ber alten, von ben meiften öfterreichischen Alpengeologen (mit Ausnahme von Eduard Sneh) festgehaltenen und der neuen aus den Westalven importierten Lebrmeinung ist augenblidlich in ein fritisches Stadium getreten und das erbitterte Ringen um die Anerkennung ober Ablehnung der neuen Cehre nabert fich einer vorläufigen Enticheidung. bei der, wie immer fie ausfallen mag, der wiffen-Schaftlichen Catigleit unserer Alpengeologen eine maßgebende Bedeutung gutommen wird.

Sowohl die von der kaiferlichen Akabemie der Wiffenschaften in Wien als die von den Vertretern des Geologie und der verwandten Wissenschaften an der k. k. Universtät in Wien inaugurierten Untersuchungen haben auch im abgelaufenen Jahre einen befriedigenden Fortgang genommen.

Der seismische Beobachtungsdienst der atabemischen Erbbebenkommission hat im versiossen Jahre eine beträchtliche Jahl von Erderschlitterungen registriert. Jum Studium des großen Erdbebens in Nordalbanien wurde der Assisten an der geologischen Lehrtanzel der Universität, Dr. Vetters, im Frühjahr nach Stutari geschickt. Er hat im Anschluß an jene Studien geologische Untersuchungen in der Grenzergion zwischen dem Distrikt von Spizza, Monte-

negro und Stutari durchgeführt. Da später auch ein zweiter Schüler Professor Uhligs, des Inhabers der sgeologischen Cehrtanzel an der Wiener Universität, Dr. S. Baron Nopesa, in Nordalbanien tätig war, so dürsen wir nunmehr Austlärungen über den geologischen Bau eines der bisher am ungenügenosten bekannten Candstriche Europas erwarten.

An den großen Alpentunnels werden die geologischen Beodachtungen durch die herren Teller, Kohmat, Bede, Berwerth und Gener fortgesetzt. In besonderer Mission ist Prosessor R. hoernes (Graz) nach Spanien entsendet worden, um vergleichende Untersuchungen der tertiären Ablagerungen des westslichen Mittelmeerbedens mit jenen unserer Monarchie durchzususstätzten.

Don den "Beiträgen zur Geologie und Paläontologie Ofterreich-Ungarns und des Orients" — der von Uhlig, Diener und G. v. Arthaber redigierten offiziellen Publifation des geologischen und paläontologischen Institutes der Wiener Universität — ist der 18. Band zur Veröffentlichung gelangt. Aus seinem reichen Inhalt ist, als ein interstantes österreichisches Sossilvorsommen betressend, die Beschreibung der obertriadischen Sichfauna von Hallein durch Kramberger-Gorjanović zu nennen.

Als Mitarbeiter an dem Sammelwerte Lethaea geognostica« (begründet von S. Roemer, fortgesetzt von S. Frech in Breslau) hat G. v. Arthaber den die Trias des Mediterrangebietes behandelnden Band jenes Wertes zur Deröffentlichung gebracht. Diese umfangreiche Publikation verdient an dieser Stelle besondere Erwähnung, weil sie vorwiegend die Triasbildungen der österreichischen Alpen behandelt und durch eine sorgfältige Jusammenfalsung des gesamten über diesen schamber Gegenstand vorliegenden Materials eine Lücke in der geologischen Literatur über die ostalpine Trias ausfüllt.

Im Anschlusse an die von Mitgliedern der k. k. Geogologischen Reichsanstalt, der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften und der k. k. Universität in Wien durchgeführten geologischen Untersuchungen mag hier einiges über den Sortgang der von anderer Seite unternommenen geologischen Arbeiten im Böhmen, Mähren und Galizien mitgeteilt werden.

Im Auftrage des Komitees für die naturwissenschaftliche Candesdurchforschung von Böhmen setzte Professor Fritsch seine paläontologischen Studien über Sische, Reptilien und Gliedertiere der böhmischen Kreide fort. Professor Pohl veröffentlichte eine Abhandlung über die basaltischen Ergußgesteine des Tepler hochlandes. Die trachytischen Eruptivgesteine desfelben Gebietes fanden in K. Wohnig einen Bearbeiter.

Don der geologischen Karte des Böhmischen Mittelgebirges, das durch Professor hibsch (Cetschen-Liebwerda) und seine Mitarbeiter im Detail aufgenommen wird, ist das sechste Blatt (Kostenblatt und Milleschau) ausgegeben worden, so daß nunmehr die Hälfte der auszugebenden Blätter fertig vorliegt.

Auch die Kommission zur naturwissenschaftlichen Durchforschung Mahrens in Brunn
hat einige für die lokale Geologie Interesse
bietende Untersuchungen angeregt. Bezüglich
der Einzelheiten mag auf die Mitteilungen des
Präsidenten Prosessor Jahn im Jahresberichte
der k. k. Geologischen Reichsanstalt (Verhandlungen 1906, Nr. 1, p. 23 ff.) verwiesen werden.

Aber die in polnischer Sprace erschienene geologische Literatur Galiziens verdante ich wie im Dorjahre Herrn Universitätsprofessor. C. Szajnocha in Kratau die nachfolgenden Mitteilungen.

Dr. J. Cotarsti: Aber Marmarofer Diamanten. (Kosmos 1905, VIII.) — Eine genaue mineralogische Beschreibung der unter diesem Namen bekannten Quarztristalle und ihrer primären Lagerstätte im Schiefer und Magurasandstein im Quellgebiete des Strijissusses.

Dr. J. Siemira do ti: Aber obertretazische Bildungen Polens. (ibid.) — Eine Abersicht bieser Ablagerungen, aus der eine weitgehende obersenne Transgression der Mutronatentreide (wohl nicht ganz einwandfrei) und eine Derbindung der baltischen mit der polnischen Kreide tonstruiert sind.

Dr. J. Siemiradzti: Eine Monographie der paldozoischen Schichten Podoliens (Anzeiger Atad. der Wiss., Krafau 1906). — Eine neue Einteilung der Silurbildungen Podoliens in zehn horizonte, von denen 3 und 4 dem englischen Wenlod, 5—7 dem Ludlow, 8 und 9 den Passage beds und 10 (sonderbarerweise) der Etage F Barrandes entsprechen sollen. Die Annahme eines Überganges der bisher stets als altersverschieden betrachteten, deutlich zu oderst lagernden roten Schiefer und Sandsteine in tallige Bildungen dürfte allgemeines Staunen erregen und schwerlich durch Profile zu erweisen sein.

M. Limanowsti: Ein Blid auf die Architektur der Karpathen. (Kosmos 1905, V.) — In diefer übersicht über den Bau des Karpathen-bogens werden die bisherigen tektonischen Anffassungen einer weit ausholenden Kritik unterzogen und sehr gewagte hapothesen gewaltiger überschiedungen und Auswalzungen im Sinne von Lugeon aufgestellt.

Dr. W. Coginsti: Ergebniffe hodrologiicher Untersuchungen im Bezirte horodenta. (ibid.) - Besprechung verschiedener mafferführender horizonte des podolifchen Gebietes, wobei auch die Gips- und Travertinbildungen Oftpodoliens distutiert merden.

Dr. W. Loginsti: Die Caler der ofttarpathischen und pobolischen Sluffe (Lemberg 1905). - Die von dem Derfasser entworfene Bildungsweise mancher Sluftaler Podoliens und der oftgaligifden Karpathen ift fpater von Drofeffor Romer und Dr. Cotarsti einer

icharfen Kritit unterzogen worben.

Dr. Th. Wieniowsti: Uber das Alter der farpathischen Inoceramenschichten (Krafau 1905, Atad. d. Wiff.). - Bericht über die hoch. intereffante Entbedung einer reichen Senonfauna im Slaft von Dobromil (Pachydiscus neubergicus, Scaphites constrictus). Die Inoces ramenichichten, deren Altersfrage an der hand dieses wichtigen Sundes distutiert wird, durften in ihrem gangen Umfange der Oberfreide gujugahlen fein.

Dr. K. Wojcit: Das untere Oligogan von Riftonia bei Uiot (Krafau 1905, Atad. d. Wiff.). Diefe bereits 1883 von Dacet beidriebene Sauna wird auf Grund neuer Auffammlung bem unteren und mittleren Priabonien gleich.

gestellt.

Dr. W. Friedberg: Eine Revision der mioganen Sauna von Rzegocina. (Kosmos 1905. VIII.) - Eine Revision dieser Gaftropobenfauna ergab ein zweifellos obermioganes Alter berfelben.

Dr. E. Romer: Die Eiszeit im Swiedo. nicegebirge in den Oftfarpathen (Krafau 1906, Angeiger Atab. b. Wiff.). - Eine furge Beichreibung der vom Derfaffer im Swiedonices Maffin (weftlich der Czernahora, im Quellgebiete ber Theif) gefundenen Eiszeitspuren. Detaillierte Schilderung mehrerer Kare und anderweitiger, auf die Gleticher zweier Eiszeiten binmeifender Calformen.

Dr. D. Czermat: Geschichte Polens. Bd. 1. (Wien 1905). - Das erfte Kapitel biefes mehrbandigen hiftorifchen Werfes enthalt auf Seite 1-81 eine ausgezeichnete Schilberung ber prahiftorifchen Seiten und Ausgrabungen in dem gangen Gebiete der polnischen Cander. Es ift die beste in polnischer Sprache publizierte überficht der bisherigen Ergebniffe einschlägiger Studien.

3. Niedzwiedzti: Petrographie. Il. Auflage (Cemberg 1905). - Ceitfaden der Gefteinslehre mit eingehender Beschreibung mehrerer galigifder Selsarten.

3. Morogewieg hat für die polnische Aberfegung von Neumanrs "Erdgeschichte" mehrere auf die Geologie der polnischen Cander bezugnehmende Jufage und Illustrationen geliefert.

Ein Grenggebiet der prattifchen Geologie und Mationalotonomie streift die in deutscher Sprache ericienene fehr lefensmerte Studie von 1. Sgajnocha über die Petroleuminduftrie Galigiens. Eine ausführliche Analyje biefes Buches habe ich in den Mitteilungen der L. t. Geographischen Gefellichaft in Wien gegeben, auf die bier verwiesen fein mag.

Professor C. Diener.

Kleine Mitteilungen.

Der erfte Mai in Alt- Wien. 3m pormarglichen Wien murbe ber erfte Mai burch das "Cauferfeft",* welches im Prater ftattfand, gefeiert, eines der originellften Sefte, wie fie nur Alt-Wien noch fannte.

Es war ein Dollsfest, das am frühen Morgen begann und bis fpat in die fintende Nacht mahrte, welches Arm und Reich, Dornehm und Miedrig in Grobfinn und Gemutlichfeit vereinte. und den Wiener wenigstens für diefen einen Tag Kummer und Sorgen des alltäglichen Cebens

vergeffen ließ.

Den Glangpuntt des Seftes bildete der Wettlauf, den "vorzügliche Caufer hober herren" vom Ende der Jagerzeile ** bis gum Cufthaus unternahmen. Die Sieger wurden mit verichiebenen Preisen ausgezeichnet, nach beren Derteilung fie "unter raufchenber Mufit" nach einem Gafthause geführt und daselbit bewirtet wurden, wogu fie auch ihre unterlegenen Konturrenten einluden,

"Schon am fruheften Morgen ftromt alles, was fort tann, zu Sug, zu Pferd und zu Wagen hinaus und durch die herrliche Jagerzeile dem neugeschmudten, wiederverjungten Prater gu. *** Die gange große Allee hinauf bis jum Cufthaufe ift mit einzelnen Polizeisoldaten, die die Ordnung aufrechthalten, bejest, und bas Publitum reiht fich fo bicht als möglich gu beiden Seiten, fast eine Stunde lang, den Caufweg hinan, mahrend eine Maffe von folden, die in der Reihe feinen Plat mehr finden, am Eingang fich fammelt. Das Gewühl wird gegen 7 Uhr, wo der Cauf beginnt, ungeheuer, und ich glaube, bag geftern mehr als 30.000 Menichen fich eingefunden hatten.

" Dergl. "Erinnerungen von Luije Grafin Shonfeld-Reumann" ("Giterr. Rundichau", Band V., heft 54, S. 66): "Am ersten Mai 1839, 6 Uhr fruh, hielten wit hier unferen Einzug. Das Wetter war herrlich, die ganze Bevölterung in heiterer Bewegung. Die Caufer waren eben in den Prater gerannt und ein Spekinfel überbot das andere . . .

** Praterftraße.

and Diese Schlöerung entnehme ich den 1850 bei Boo-mann in Condon erschienenen Briefen eines undefannten Autors, die neben spezisisch Wiener Derhaltniffen die Metternichsche Politik in den Jahren 1796—1816 behandeln.

Die liebliche Sonne am heitern, ruhigen himmel warf ihre Morgenstrahlen sanst wärmend durch die von Cau beperlten jungen Blätter und erleuchtete ein Gemisch von Personen aller Stände und Klassen, die, bunt sourcheinandergedrängt, des Schauspiels harrten, und auch nicht in einem einzigen Gesichte las ich Zeichen des Missmutes oder Kummers. Entweder es hatte ein jeder seinen Kummer des lieblichen Maitages wegen vergessen oder es waren diejenigen, die nicht im stande waren, freundlich zu sein, heute zu hause geblieben.

Sehr viele tamen, bloß um dem Ablaufen beizuwohnen, und entfernten sich, nachdem sie den Läufern einen Augenblid nachgesehen, in die Seitenpartien oder in den sogenannten Wurstel-(hanswurst-)Prater, ohne die Rüdtehr der Läufer und die Preisverteilung abzuwarten. Prächtig gekleidete Damen und herren durchschritten die Alleen und Waldpartien, und die Kaffeehäuser der großen Allee sowie sämtliche kleine Wirtsbuden im Wurstelpratel, welcher deren eine große Menge zählt, füllten sich frühzeitig mit besuchenden Gäten.

Das Zeichen wurde um 7 Uhr gegeben und die sehr reich und schon gekleideten Läufer begannen zu gleicher Zeit den Kurs, verfolgt von einzelnen handwerkslehrjungen, die sich bei dieser Gelegenheit gleichfalls im Laufen versuchten, aber bald erschöpft zurüdblieben, sowie auch von Kavalieren zu Pferde, die im kurzen Trab ihnen bald voraus, bald hinter ihnen waren, aber doch meist bis zum halben Rüdweg in ihrer Nähe blieben.

Sich gegenseitig nedende hubiche Dienft. madden, forgenfreie Beamte, forgenvolle Prattitanten, pensionierte Witwen, Invaliden, Bettler im Sonntagsrod, Candleute, bürgerliche Ariftofraten und ariftofratifche Burger, Pringen, Generale, Taglohner und hofprafidenten, alles drangt fich mit freundlichem Antlig durcheinander und frent sich seines Daseins, als ob alle Tage erfter Mai in Wien ware. Spaterbin folgen die glanzenoften Equipagen, geziert mit weiblichen Gesichtern, daß man por Liebe verrudt werben möchte, aber auch mit leeren Stugerlarven angefüllt, die alles belorgnettieren, alles in fich verliebt glauben und fich für Phanomene ber iconen Mannerwelt halten, weil fie eine Badenbartburfte in der Tafche haben. . .

Unterdessen wird in dem nabe beim Prater befindlichen Augarten gewöhnlich ein brillantes Morgentonzert im dortigen prächtigen Garten-saale veranstaltet, das fast immer zahlreichen Besuches sich erfreut; dies Konzert beginnt turz nach der Rückehr der Läufer."

Nicht wie eine Erinnerung aus langft vergangenen Tagen mutet biefe Schilberung eines

Seitgenossen Metternichs an. Wer sich das vormärzliche Wien nur in düsteren Bildern ausmalt, der kann aus diesem "Alt-Wiener Bilde" ersehen, daß der echte Wiener Volksgeist in seiner Urgemütlichkeit ein angestammtes glüdliches Erbe der Wiener ist, das noch heute im Praterleben seinen typischen Ausdruck sindet.

Joa him Weichert.
Die Ergebnisse der Personaleinkommensteuer. Das kürzlich erschienene
3. heft des XI. Bandes der "Mitteilungen des
k. t. Sinanzministeriums" enthält eine Darstellung der Ergebnisse der Personaleinkommensteuer und der Besoldungssteuer für das Jahr
1904. Sie werden in den einzelnen Ländern
und in den Städten mit mehr als 100.000
Einwohnern nachgewiesen, durch einige Daten
über das durch Rechnung ermittelte Durch
schnittseinkommen und durch eine Cabelle über
die im Jahre 1904 mit einem Einkommen von
mehr als 200.000 K besteuerten Personen ergänzt.

Diese Darstellung ist mit großem Sleiße gearbeitet, sie umfaßt eine Ungahl von Tabellen auf mehr als 400 Seiten großen Sormates. Trozdem sie sehr viel Interesantes enthält, scheint dennoch die Frage berechtigt, ob sich der bedeutende Kostenauswand für die Derössentlichung aller dieser Details verlohnt und ob es nicht besser gewesen wäre, nur das Wichtigste zu publizieren und den wenigen Interessenten der Detailzissern die Einsicht in eine Abschrift dieser Tabellen, etwa im Archiv des Sinanzministeriums, zu gestatten. Die Tausende von Kronen, die diese Tabellen getostet haben, hätten vielleicht einem besseren Ivanen.

3m Jahre 1904 haben 923.340 Senfiten an Personaleintommensteuer im gangen 56.48 Millionen Kronen gezahlt, so daß auf einen Benfiten im Durchichnitt K 61.17 entfallen. Diefer Steuersumme liegt ein veranlagtes Bruttoeintommen von 3421 Millionen Kronen ju grunde. Über 37 Prozent desfelben (1288 Millionen) floß aus Dienftbezügen, 28 Prozent (970) aus selbständigen Unternehmungen; aus Kapitalvermögen ftammen 497, aus Gebäuben 358, aus Grundbesit 260 Millionen Kronen. Nach Berüchichtigung der vom Gefet gestatteten Abzüge (darunter 134 Millionen für Steuern und öffentliche Caften, 175 für Schuldginfen, 24 für Beitrage ju Derficherungstaffen, 22 als Cebensversicherungsprämien) ergab sich ein fteuerpflichtiges Mettoeintommen von 2986 Millionen, das ift im Durchschnitt 3234 K auf einen Benfiten.

Ju der obenerwähnten Gesamtsteuersumme von ungefähr 56½, Millionen haben am meisten die Zensiten mit einem ausgewiesenen Jahreseintommen von 12.000 – 40.000 K beigetragen. Sie haben im ganzen 10-7 Millionen Kronen Es sei hier insbesondere auf die Besprechung des Themas "Kunsterziehung und Kunstunterricht in der Mittelschule" auf Grund eines Dortrages des Prosessors Bod verwiesen, die zeigen konnte, daß auch die neuesten Richtungen verständnisvolle Würdigung sinden. Erwähnt sei serner der Dortrag Prosessor Witlaczils über "Naturgeschichtliche Lehrausslüge und andere Schülerübungen in der Naturgeschichte", der eine Reihe wertvoller Anregungen bot.

So erfreulich die positive Arbeit in den Settionen ist, muß man doch, und damit berühren wir die Frage der Technit des Tages, seststellen, daß das Programm auch diesmal, wie es meistens bei Kongressen der Fall ist, zu reichhaltig war, als daß die einzelnen Fragen eingehend hätten erörtert werden können. Auch hier gilt die Mahnung "weniger wäre mehr". Damit hängt auch zusammen, daß Settionen gleichzeitig versammelt sein mußten, die nach der Fachverteilung an den Mittelschulen die Teilnahme der Fachmänner erschwerten. Das sollte doch vermieden werden, serner müßte man wünschen, daß für die Vorträge in den Vollversammlungen nur eng umgrenzte Themen zugelassen werden, die eine fruchtbringende Debatte ermöglichen und daß diesen Distussionen so viel Zeit bleibe, daß sie zu einem befriedigenden Ergebnis führen können.

Daß die Mittelschulvereine ganz Österreichs sich zu einem Reichsverbande zusammengeschlossen haben, ist gewiß zu begrüßen. Möge er auch auf die fünstige Gestaltung der Mittelschultage seinen Einsluß dahin geltend machen, daß man fünstig nur Fragen, die in den einzelnen Dereinen bereits ihre eingehende Erörterung gesunden haben, zur Distussion stellt und darüber Reserat und Korreserat erstattet, damit vermieden werde, daß unausgereiste Dorträge verhandelt werden.

Sizilianische Eindrücke.

Don Dr. Ostar Emald.

Die Aberfahrt von Kalabrien nach Sizilien ist auch im rauhen Jänner eine der gemütlichsten, die ich tennen gelernt habe. Unaufhörlich behält man beide Küsten im Auge und der Reisende, der die Schnellzugsverbindung von Rom nach Palermo benützt, braucht sein Coupé nicht einmal zu verlassen, sondern läßt sich in ihm gemächlich auf die Schienen des Dampsschiffes überrollen. Die Eisenbahn wird an Bord geladen wie Packgut. Und nach einer halben Stunde berührt man Messinas welthistorischen Boden.

Am Stadtbahnhof entfaltet sich frühmorgens bereits ein buntes, polyglottes Treiben. Ein herr, anscheinend den besseren Ständen angehörig, informiert mich in liebenswürdigker Weise über die weiteren Modalitäten der Reise. Da er ein passables Englisch spricht, bin ich geneigt, ihn für einen Fremden oder für einen hier ansässig gewordenen Ausländer zu halten. Ich hatte mich aber in der Wertungsstala um ein paar Grade vergriffen, was sich in Italien regelmäßig bitter rächt. Der Mann ist Sührer und da bis zur Absahrt noch zwei Stunden verstreichen sollen, bemächtigt er sich meiner sogleich und schleppt mich im Triumphe durch Messina, die Leidenszeit reichlich durch historische und geographische Erläuterung kürzend. Dabei wechselt er unausschörlich sein Idiom, er

spricht bald englisch, bald deutsch, bald französisch, sald italienisch, flicht auch spanische Broden ein, aber wie mir dünken will, beherrscht er keine Sprace von Grund aus. Er scheint übrigens eine reich bewegte Dergangenheit hinter sich zu haben, auch w nn seine biographischen Daten auf den Doppeltitel "Wahrheit und Dichtung" Anspruch erheben sollten. In der amerikanischen Flotte behauptet er lange Jahre gedient zu haben und in dieser Stellung weit umhergekommen zu sein. Er will auch in Cunis mit den Arabern um die Wette geslucht haben und sogar in Galizien ansässig gewesen und über unsere Derhältnisse außerordentlich bewandert sein. Jum Schluß bewährt er sich noch als Physiognome. Er erkennt nämlich, ohne sich vorher eines Dokumentes versichert zu haben, daß ich Schriftsteller bin. Da ich noch alle äußeren Anzeichen einer im Coupé schlasso durchwachten Nacht an mir trage, hohläugig und rauchgeschwärzt die Straßen Messinas durchwandere, so werde ich einigermaßen mißtrauisch und frage mich, was man sich denn gemeiniglich in Italien unter einem deutschen Schriftsteller vorstellen mag.

Derwandte Cremplare habe ich übrigens auch an anderen Orten angetroffen. Menschen, deren äußerer habitus auf eine viel bobere soziale Stellung batte schließen laffen tonnen als sie betleideten. In Caormina tam ich mit einem Hoteldiener in Berührung, dessen intelligentes Aussehen schon früher meine Ausmerksamkeit erregt hatte. Im Caufe des Gespräches zeigt fich, daß der Mann über geologische Kenntnisse verfügt und ein gutes Catein spricht. Zum Schlusse erfahre ich, daß er das ganze Gymnasium absolviert hat und dann erst durch Unquist der Verhältnisse auf eine so bescheidene gesellschaftliche Position herabgedrückt wurde. Beinahe noch schreiender erschien mir dies Mikverhältnis bei dem Portier eines Hotels in Catania, der sich mir eines Cages als Philosoph und Literaturforscher vorstellte. Dieser Mann kannte Dantes "Göttliche Komödie" auswendig und hatte lange Jahre ihrer Kommentierung gewidmet. Dabei ist er auf Trinkgelder und vielleicht einen hungerlohn angewiesen. Den letzten Grunden bieses merkwürdigen Phänomens nachzutasten, blieb mir naturgemäß bei der Kürze meines Aufenthaltes verwehrt. Ein italienischer Arzt, der fich mit den Planen einer sozialen Reform trug und diese dem König bereits unterbreitet hatte — ich machte unterwegs seine Bekanntschaft — meinte, die Regierung und die Deputiertenkammer, die porwiegend aus prattifch, tommerziell und industriell ungeschulten Juristen bestünden, trügen die Schuld. Anderseits die Schulerziehung, die fich in den alten und unzeitgemäßen Bahnen des akademischen humanismus bewege. Trägheit ist es wohl kaum, was den Italiener bemmt, wohl aber jene Sahrigfeit, die man in weit geringerem Make auch am Sudbeutschen beobachten tann und die auch den in Italien mangelnden Sinn für Ordnung und Reinlichteit erflart.

Don Messina führte mich die Reise unmittelbar nach Catania, in den Bereich des Kina, dessen weites lavaumslutetes und schneebedecktes Gehänge bereits während der Sahrt immer von neuem im hintergrund auftauchte. Aber die sichtbaren Spuren seiner surchtbaren Wirksamkeit gehen ihm auf Meilen voraus. Bis ins Meer hinein ziehen sich die wüsten Cavaselder mit ihren grauen Insolvenblöcken, die eine Riesenhand hier aufgeschichtet zu haben scheint. Dieser Bergriese ist vielleicht das seltsamste Ungeheuer, das sich auf dem breiten Rücken der Erde auftürmt. Wunderdar verbindet sich in ihm der Norden unmittelbar mit dem Süden, die arktische Gletscherzone mit der äquatorialen Glut

des Dultans. Aus seinen Schneefeldern springt die Quelle, die Catania mit frischem Wasser versorgt. Seinem Krater entströmt die Lava, die die blühende Stadt mit einem schauerlich grotesten Felswall umgürtet hält und dereinst noch in einen Crümmerhausen zu verwandeln droht.

Catanias landschaftlicher Reig erschöpft fich beinabe in diefer fo unbeimlichen Nachbarschaft. Sonst bietet es landschaftlich viel weniger als Caormina und Sprakus. Die Straken find zumeift eng und die Kufte ift ichwer zuganglich. Aber vom machtigen Molo aus genießt man einen herrlichen Rundblid. Da fieht man die Stadt, eingeschloffen zwischen bem unendlichen blauen Meer und ber gigontischen Maffe bes Atna, von beren gligernd weißer Spige an woltenfreien Tagen eine dichte Rauchfaule fich erhebt. Auf zwei Seiten lernt man die Macht des Elementes fürchten und verehren. Und man begreift die mustische Sehnsucht des tieferen Menschen nach dieser elementaren Ureinheit, die fich vielgestaltig in den Phanomenen gersplittert. Man begreift die unbezwingbare Sehnsucht, die hier oberhalb Catanias den großen bellenischen Denter Empedotles zum Todessprung in ben Schlund des Atna getrieben. Es ist der grauenvolle Reig des Geheimniffes, gugleich aber auch der Triumph hoher metaphysischer Zuversicht. Ist es nicht auch etwas wie geheime Sehnsucht nach den Ciefen, was uns an abgrundigen Wegen schwindeln macht? Sehnsucht und Angst zugleich. Denn in den menschlichen Affetten steben der positive und ber negative Pol in unmittelbarer nabe. Was wir am glubenoften begebren, bas fürchten wir aus tieffter Seele.

Einen wesentlich verschiedenen Charafter zeigt Spratus. Der Gegensat von hobe und Tiefe, von Gletscherobe und Meereseinsamfeit tritt bier nicht wiederum auf, denn Spratus liegt in einer weiten, blubenden Ebene eingebettet, die fanft anschwellende hügeltetten im Westen umfaumen, Aber Spratus bat nichtsbestoweniger seine afthetischen Konflitte und Kontrafte, Kontrafte von padender Tragit und schneidender Schonheit, die hier freilich mehr im Derborgenen lauern und gesucht werden wollen. Durchschreitet man die Altstadt von einem Ende zum andern, so gleicht sie einem blühenden Parte. Mit staunender Bewunderung stößt man dann aber auf die berühmten Catomien, natürliche Steinbrüche, an deren hangen, binab in die schwindligen Tiefen, berrliche Garten angelegt find. Es sind wahrhaft paradiesische Striche, auch gefährlich und verführerisch wie bas Paradies. Denn unmittelbar hinter einem schwellenden Rasenplat öffnet sich zuweilen völlig unerwartet ein furchtbarer Absturg, taum gur Genüge von schükendem Gelander eingehegt. hat man die Scheu des ersten Augenblids überwunden, so lohnt freilich der prachtvolle Blid in den Abgrund. Denn dort unten blüht eine farbenbunte Kultur berrlicher Blumen und Baume und zwischen ben einzelnen Selfenteffeln, in die fich diese Tiefenlandichaft zergliedert, schlängeln fich schattige Kieswege, reich mit Banten besetzt und von mächtigen Pinien eingefäumt. Die dusterfte Stimmung löst fich unwillturlich bei solchem Anblid in andächtigen grohfinn. Diese Kunft, an mächtigen Abgrunden blubende Garten erstehen zu laffen, Garten, an benen fich die natürliche Beschräntung, der raumliche 3wang ihrer Anlage zu einem eigenartigen, noch höheren Zauber entfaltet, benen das Surchtbare gleichsam zum Stachel neuer Schönheit wird, diese Kunst scheint einen Imperatio für unfer so zerklüftetes und abgründliches Leben auszusprechen, auch hier jene wundersame Metamorphose zu vollbringen. Und so war es denn auch stets der Sinn jeder wahrhaft tragischen Weltanschauung, daß sie dem leidenden und gequälten Menschen die große Möglichkeit öffnete, über seine Qualen zu triumphieren, indem er sie sich in seiner Betrachtung als ein Schauspiel von furchtbarer Erhabenheit gegenüberstellte und so zu ihrem ästhetischen Genuß gelangte. Dor allem an den letzten Tragiker der Philosophie, an Nietzsche, muß man denken, wenn man dies seltsam bezwingende Bild vor Augen sieht. Die Zarathustrastimmung scheint hier ihre Verkörperung gefunden zu haben. Mir wenigstens trat der Sinn jener aus Verzweislung und heroismus geborenen Weltanschauung niemals so lebendig ins Bewußtsein, jener Weltanschauung, die sich leichtbeschwingten Schrittes auf der Schneide eines Abgrundes bewegt und aus dem Brummklang der alten Mitternachtsglode die frohe Botschaft der ewigen Wiederkehr des Lebens tönen hört.

• . •

Meinem Vorsatz getreu, suchte ich nicht bloß die geographischen, sondern auch die ethnographischen Eigentumlichkeiten des Candes kennen zu lernen, so weit dies in der knappen Zeitspanne möglich war. Und da bletet Sizilien ebensoviel des Interessanten. Welche kulturelle Revolutionen und Metamorphosen haben sich da nicht vollzogen! Don ben Urbewohnern, den alten, geheimnisvollen Sikanern, an, bei denen man nicht einmal barüber im klaren ist, ob sie zur arifchen Dolkerfamilie gablen, bis zu den heutigen Italienern, die sich im Ruhm einer großen Dergangenheit sonnen. Hier haben die Griechen ihre Kolonien gehabt, und die grandiosen Überreste ihrer Theater in Caormina und Spratus legen für antite Kunstfreudigfeit Zeugnis ab, ebenso wie in lettgenannter Stadt das schauerliche "Ohr des Dionnsus", eine unterirdische Grotte für Staatsgefangene, die in geheimer Kommunitation mit den Gemächern des Cprannen stand, für dessen grausame Schredensherricaft. hier wurden die welterschütternden Kampfe zwischen Duniern und Römern ausgefochten, hier, in der erften römischen Kolonie, der Grundstein zu Roms Weltherrichaft gelegt. hier blubte arabifche Kultur. hier drangen die unbezwinglichen Normannen erobernd ein. hier standen Wiege und Grab der größten hobenstaufen. Jenes zweiten Friedrich insbesondere, der in seinen antitirchlichen, tulturgesättigten Bestrebungen vielleicht die größte Erscheinung des Mittelalters ist. Aus diesen Elementen erwuchs fizilianisches Dolkstum. Und bis in unser Jahrhundert erhielt sich seine Bedeutung. Denn von hier aus ging Garibaldis und seiner Tausendschar heldentuhne Expedition gegen die herrschaft der Bourbonen aus. heute stehen ötonomischer Wohlstand und soziale Lebensbedingungen auf einer recht tiefen Stufe. Die alte Unternehmungsluft scheint sich indeffen in anderer form vererbt zu haben, wie dies die großen Auswanderungszüge beweisen. die jahrlich von Sigilien über ben Ogean zumeist nach dem romanischen Südamerita geben. Croß fold ungunftiger Derhaltniffe ist die Bevolterung gurudhaltender, magvoller in ihrem Benehmen dem Fremden gegenüber als zum Beispiel die Denetiens oder die Neapolitaner.

In Catania genoß ich den schätzenswerten Vorteil, mit der studierenden Jugend nähere Berührung zu gewinnen. Ein junger Jurist, mit dem ich vor dem Schauladen einer größeren Buchhandlung Bekanntschaft machte, stellte mir bald darauf einige seiner Kollegen vor, die mir in der liebenswürdigsten Weise Zerstreuung und Anregung zu bieten bemüht waren. Die Unterhaltung ging flott von statten, da wir uns auf halbem Wege entgegenkamen. Ich drückte mich zur Not italienisch aus, während ein Teil der jungen Leute merkwürdigerweise ein leidliches Deutsch sprach. Überhaupt scheint die Kenntnis unserer Sprache beträchtlich im Zunehmen begriffen zu sein. Don der romanischen Be-

quemlichteit in diesem Puntte gehen zwar auch die Italiener noch wenig ab, sofern der Fremdenverkehr sie nicht dazu zwingt. Immerhin aber scheint es mir, als wäre das Studium des Deutschen häusiger als das des ethymologisch so nahe verwandten Französsischen. Es ergaben sich in unserer Unterhaltung interessante Themen, deren Behandlung seitens der jungen Italiener mir manche Austlärung bot. Sie zeigten sich äußerst radital, heftig antiklerital, von großen Sympathien für den Sozialismus erfüllt und aus ihren Reden glaube ich schließen zu dürsen, daß dieser Standpunkt von den meisten ihrer Kollegen geteilt wird. Das Wort "Sozialismus" scheint in Italien übrigens eine noch viel alltäglichere Klangfarbe zu besitzen als hierzulande. Anders wäre der Umstand kaum zu erklären, daß hochschulprosessionen in Amt und Stellung zu gleicher Zeit als Arbeitersührer auftreten. Korps und Burschenschaften existieren dort nicht, sondern bloß weniger geräuschvolle Dereinigungen verschiedener politischer Särbung.

* . *

Catania ift auch Wohnsty eines befannten italienischen Dichters, beffen Name uns weniger vertraut ift, der aber in Sigilien beinahe als nationaler heros gefeiert wird: Mario Rapisardis. Ihm wurde die hohe Chre zuteil, bereits bei seinen Lebzeiten in einem Dentmal mitten unter Italiens größten helben verewigt worben gu fein. Dies und ähnliches deutet auf eine überaus liebenswürdige Eigentumlichkeit des italienischen Dolfes. Es ift ber bantbare Sinn feinen Großen gegenüber. In Sigilien werden Komponisten wie Bellini, wie Paggini offigiell mehr geehrt als bei uns ein Goethe. Garten, herrliche Anlagen, nicht bloß staubige Stragen werben nach ihnen benannt, mahrend bei uns parlamentgrifche Schlachten geliefert werben muffen, wenn es darauf antommt, einem Großen ein simples Standbild aufzustellen. Ein Mann wie Cavalotti ist beinabe in jeder größeren Stadt Italiens durch ein Dentmal ausgezeichnet worden. Man mochte sogar zuweilen fragen, ob diese nationale Dantbarteit nicht zu weit gehe, ob das Derdienst nicht manchmal in einem ichlechten Derhaltnis gur Ehrung ftebe. Es icheint mir übrigens darin noch ein Element des antiken heidentums, das in Italien fich überhaupt in perschiedenen Metamorphosen behauptet, fortzuwirten. Die Alten bewiesen eine findliche grömmigfeit ber helbenverehrung, indem sie ihre großen Coten zu heroen, ihre heroen zu Gottern ver-Harten, denen fie Altare bauten, um die fegnenden Geifter in ihrer Mitte weilen gu laffen. Die modernen Italiener glauben freilich nicht mehr an göttliche heroen und an eine magische Wirtung des Opfertults, wohl aber an die heroen in Menschengestalt und an den erziehlichen Wert ihrer Derehrung und Auszeichnung.

Da ich in der letzteren Zeit der italienischen Literatur überhaupt und auch Rapisardi näher getreten war, beschloß ich, den geseierten Mann, dessen Behausung an der Stadtgrenze, gleichsam im Schatten des Ätna liegt, aufzusuchen. Ich bereute das umsoweniger, als die schlichte, vornehme Liebenswürdigkeit des Wirtes mir über die sprachlichen Schwierigkeiten der Unterhaltung seicht hinweghalf. Auch bot mir die Distussion viele Anregungen. Rapisardi ist vorwiegend Enriker. Er gehört wohl zur klassischen Schule, vertritt aber eine völlig andere Nuance als Carducci, den er ablehnt. Wir können uns von dieser Richtung schwer eine Vorstellung bilden, da wir an das klassississische Epigonendrama denken müssen, wie es bei uns in Halm und Laube ein ruhmloses Ende gefunden hat. Aber in Italien wurzelt der klassische Stil, der bei Goethe und Schiller sogar bloß bestimmte Perioden markiert, ungleich tieser. Dort hat die Renaissance unvergängliche

Spuren gezeichnet. Aukerdem hat fich in Italien der industrielle und soziale Umschwung nicht in dem Maße vollzogen, daß das künftlerische Schaffen davon nachhaltig beeinfluft worden ware. Auch die nationale Einigung durfte mehr in opnastischen Konflitten als im politischen Expansionsbedürfnis ihre Wurzel gehabt haben. Der modernen Kunst steht Rapisardi wenig spmpathisch gegenüber, wenngleich er sie keineswegs bottrinar abkanzelt. Colftoi hält er hoch, Ibsen und Jola weniger. Gabriele d'Annunzio scatt er nicht übermäßig, er glaubt an seine Begabung, nicht aber an seine Aufrichtigkeit. Überhaupt habe ich den entichiedenen Eindrud gewonnen, daß d'Annungio fich teiner weitgebenden Anertennung in Italien erfreut. Den einen ift er zu beladent, den andern zu mustifch, den dritten zu barod. Sie betrachten seine Schöpfungen wie fremdlandisches Gewächs, das kunftlich auf italienischen Boden verpflanzt worden sei. D'Annunzio mag sich benn auch wirklich zu start an ausländischen Vorbildern, an Ibsen, Maeterlind, Nietziche, geschult haben. Aber im Grunde begegnet man analogen Wertschähungen überall. 3ola, außerhalb Frantreichs über alle Maßen gelesen und gelobt, ist in seinem Vaterland niemals sonderlich populär geworden und mußte sich damit begnügen, hinter Daudet und Maupassant zu rangieren. Die Standinavier stellen Björnson über Ihsen. Auch Strindberg hat tein Abermaß nationaler Sympathien gefunden. Und jeder Öfterreicher wird fich mit einigem Staunen davon überzeugen, daß im Ausland Hofmannsthal als der berufenste Dertreter unserer Literatur betrachtet wird.

Italien ist eben, vielleicht mehr als irgend ein anderes Cand Europas, in rein kultureller, nicht in politischer Beziehung von seiner Vergangenheit abhängig. Antiker, römischer Imperialismus, papstlicher Imperialismus, Renaissancekultur haben ihm sein Gepräge gegeben. Deswegen ist seine philosophische und künstlerische Produktivität in ein Stadium der Erschöpfung getreten, aus der sie erst gelöst werden kann, wenn neue Cebenssormen und Cebenswerte Macht gewinnen.

Dieses Widerspiel von moderner und antifer Art begegnet einem auch aukerlich zuweilen in recht draftischer Weise. Einmal besichtigte ich die Privatheilanstalt des in ganz Italien berühmten Professors Clementi, eines Adepten Billroths, der die österreichische Schule in Sizilien zu hoben Ehren gebracht hat, in Begleitung seines liebenswürdigen Sohnes. Erstaunt über den Komfort und den technischen Apparat, der dort entfaltet wurde, machte ich mich auf den Heimweg. Es war Sonntag, und die Stadt noch belebter als sonst. An einer Straffenede sab ich ein Rubel Ceute geschart, die hälfte im Kreise herum auf Stublen sitzend, die andere Hälfte hinter diesen stebend, beide Teile gleichsam ein Amphitheater mit Sigparterre und Stehparterre bildend. Im Jentrum saß ein Mann, der aus einem Buche las, während das Publitum seinen Worten in andachtiger Spannung folgte. Auf meine Anfrage, was dies zu bedeuten habe, erfuhr ich, solches sei die Seiertagsunterhaltung der Analphabeten, die ein Soldo entrichten, um fich von einem Schriftgelehrten niedrigerer Kategorie intereffante Dinge über den Weltlauf berichten gu laffen. Dieser ungewohnte Anblid scheint einen um Jahrhunderte gurudzuverseten. Es war übrigens blog ein Vorspiel zu dem, was ich in Cunis einige Cage später erfahren sollte. Auch dort werden Kollegien auf offenem Martte, am Sudende der Stadt, abgehalten, aber nicht über die natürlichen Dinge zwischen himmel und Erde, sondern über Magie und Zauberei. Alte Araberbeschwörer und Märchenergabler weihen einen dort in die dunkelfte der Künfte ein.

Chronit.

Die Fortschritte der Geologie in Gsterreich im Jahre 1905.*

Als einen Zeitabschnitt ruhiger, normaler Tätigkeit bezeichnet der Direktor der k. k. Geologischen Reichsanstalt in Wien, hofrat E. Tietze, in seinem offiziellen Bericht (Verhandlungen der k. k. Geologischen Reichsanstalt, 1906, Nr. 1) das abgelausene Jahr. Da in einer Mitteilung über die Forlschritte der Geologie in Österreich die Lätigkeit dieses Instituts naturgemäß an erster Stelle berücksichtigt werden muß, so scheint es, daß einer solchen ruhigen Entwicklung auch eine farblosere Chronit als jene der beiden Jahre 1903 und 1904 entsprechen würde. Daß es gleichwohl an bemerkenswerten Anregungen in mehrsacher Richtung nicht gesehlt hat, dürsten die nachstehenden Ausführungen zeigen.

Im Vordergrunde der Catigseit der k. k. Geologischen Reichsanstalt in Wien standen, wie seit jeher, die Aufnahmen im Selde zum Iwecke der herstellung der geologischen Karte der im Reichsrate vertretenen Königreiche und Cander im Maßstade 1:75.000. Die Aufnahmsarbeiten

waren auf fünf Settionen verteilt.

Die erste Sektion arbeitete in den Sudetenländern. In Böhmen setzte Prosessor Rosiwal die Aufnahme des Kartenblattes Jauernig – Weidenau sest, während der auswärtige Mitarbeiter Prosessor Jahn (Brünn) das anschließende Blatt Senstenberg sartierte. Dr. W. Petrasched beging das Cerrain an der Reichsgrenze dei Nachod und Crautenau. Prosessor Sueß jun. und Dr. hinterlechner arbeiteten in der Südwestede von Mähren (Lispiz und Mährisch-Budwitz), Dr. Bed in dem farpathischen Anteil des Blattes Neutitschein.

Die zweite Settion, der die Herren Dizedirektor Dacek, Dr. Hammer, Dr. Ampferer,
Dr. Ohnesorge, Dr. Trener und während des
Sommers auch Dr. J. v. Kerner angehörten,
bewegte sich in Tirol. Aufnahmsgebiete waren:
In den nördlichen Kalkalpen die DavennaGruppe in Dorarlberg (Dacek), die Umgebung
des Muttekopf in den Lechtaler Alpen (Ampferer),
das Gebiet zwischen Rattenberg und Woergl
im Unterinntal (Ampferer und Ohnesorge); in
den Zentralalpen die Hochregion des Ortser
(Hammer) und die Tribulaunkette am Brenner
(J. v. Kerner); in den Südalpen die Grenzregion gegen Italien in den Sette Communi
und im Val di Ledro (Trener).

" Vergleiche auch die Chronit in heft 24 (13. April 1905) des zweiten Bandes diefer Zeitschrift, da, um Wieder-hotungen zu vermeiden, in manchen Puntten auf diefe Bezug genommen wird.

Die dritte Sektion war, wie im Jahre 1904, mit der Fortsethung der Aufnahmsarbeiten im südlichen Steiermark, Kärnten und Krain besichäftigt. Die Aufnahmen in den Karawanken wurden von Dr. Teller, in der Umgebung von Unterdrauburg von Dr. Dreger, in dem hügellande östlich und süddstlich von Laibach von Dr. Kohmat fortgesett.

In den Kaltatpen von Oberösterreich studierte Gener als Leiter der vierten Sektion die Randzone gegen die Slyschildungen in der Umgebung von Wehr und Kleinreisling, Dr. G. Abel die Tertiärs und Quartärlandschaft am Alpenrande im Gebiet von Kremsmünster, Enns und Stehr. Als auswärtiger Mitarbeiter dieser Sektion begann Professor Jugger (Salzburg) die Neuaufnahme des Schiefers und Kalkgebirges von Wersen und St. Johann im Pongau. Eine Ausnahme des Leithagebirges am Ostende der Alsen wurde von Dr. Detters in Angriss genommen.

Die fünste Sestion arbeitete in den verschiedenen der Adria benachbarten Gebieten. Auf dem dalmatinischen Sestlande kartierte Dr. G. v. Bukowsti bei Spizza, Dr. J. v. Kerner in dem östlich der Cetina gelegenen Teile des Blattes Sinj-Spalato, Dr. Schubert in der an die ehemalige kroatische Militärgrenze anstochenden Karstregion, während Dr. Waagen die Insel Lussin und einen Teil des istrianischen Karstlandes bei Albona ausnahm.

Im ganzen waren im Jahre 1905 22 Aufnahmsgeologen, darunter 20 dem Personalstande der Reichsanstalt direkt zugehörige Mitglieder im Selde.

Don der geologischen Spezialtarte des österreichischen Anteils der Monarchie ist im Herbst des vorigen Jahres die sechste Lieferung mit sieben Blättern zur Ausgabe gelangt.

Don Drudschriften dieses Instituts ist ferner der 55. Band des "Jahrbuches" erschienen. Er enthält u. a. größere Abhandlungen über die südlichen Ortser-Alpen von Hammer, über die Geologie Nordalbaniens von Baron Nopesa, über die Stratigraphie des istrisch-norddalmatinischen Mittelcocans von Schubert und über den Bau des Seefelder, Mieminger und Wettersteingebirges von Ampserer.

Die Direktion sieht sich leider genötigt, darauf hinzuweisen, daß mit den geringen ihr zur Derfügung stehenden Mitteln an eine baldige herausgabe weiterer Lieferungen des Kartenwerkes und an die Aufrechterhaltung der Druchschriften in dem bisherigen Umfange in

bezug auf Text und Beilagen nicht gedacht werden tonne. Sie halt es für notwendig, mit biefer offiziellen Erklärung ihre Derantwortlichteit jenen gegenüber zu entlaften, die an die Ceiftungsfähigkeit der t. t. Geologischen Reichsanstalt größere Erwartungen knüpfen.

Ich habe bereits in der porjährigen Chronit darauf aufmertfam gemacht, daß für eine gerechte Beurteilung der Ceiftungen diefes altberühmten Instituts im Dergleiche mit jenen verwandter Anftalten auch die hohe des Budgets in Betracht gezogen werden muß, das ihm gur Erfüllung feiner Aufgaben gur Derfügung steht. Ich habe bei jener Gelegenheit insbesondere die Derhaltniffe bei der toniglich Dreufischen Geologischen Candesanstalt berangezogen, deren Jahresetat 630.000 Mart bei einem Personalstande von 55 Aufnahmsgeologen (gegenüber einem folden der t. t. Geologifden Reichsanstalt von 191.000 Kronen im Jahre 1905) beträgt. Man muß diefen Umftand auch bei einer tritifchen Untersuchung der Arbeitsleiftungen beider Anstalten auf dem Gebiete der angewandten Geologie in Berüchichtigung ziehen.

In den Distuffionen, welche fich an die unliebfamen überfdreitungen der Koftenvoranfolage für die gegenwärtig im Bau befindlichen Alpenbahnen gefnüpft haben, ift auch die prattifche Seite ber Catigfeit ber Mitglieber ber t. t. Geologischen Reichsanstalt wiederholt erörtert worden, und zwar feineswegs in einem den letteren durchaus gunftigen Sinne. Es wurde sogar im Reichsrate bei aller Anerkennung ber wiffenschaftlichen Derdienste ber Anstalt in einem Antrage der Abgeordneten Dr. Pfaffinger und hinterhuber dirett ausgesprochen, daß dem Personal der Anstalt die geeignete Dorbildung und Schulung für die Cojung prattifcher Aufgaben fehle und daß eine besondere Settion für prattifche Geologie, aus Beamten mit montanistifder Dorbildung bestehend, gegründet werden muffe. Diefer Dorichlag gur Schaffung eines Beamtenförpers für angewandte Geologie ift von dem feither verftorbenen Dr. Dfaffinger in einem Artikel, der im 59. hefte dieser Zeitschrift (S. 314) veröffentlich murbe, auch publigiftifc unterftügt worden.

Gegen den Dorwurf, daß die Ceologische Reichsanstalt zu sehr die reine Wissenschaft pflege und den sogenannten praktischen Anforderungen nicht entspreche, hat der Direktor, hofrat E. Tiege in einem sehr bemerkenswerten, als Andang zu seinem Jahresbericht abgedruckten Artikel: "Aber das Derhältnis der Anstalt zur angewandten Geologie" Stellung genommen. Die darin gegebenen Aussührungen verdienen eine weite Derbreitung in der Offentlichkeit, weil sie geeignet sind, salsche Dorstellungen über die Tätigkeit der Anstaltsmitglieder zu berichtigen und unwiderlegliche Beweise für rühmliche Er-

folge der letteren auch auf dem Gebiete der angewandten Geologie zu erbringen.

In treffender Weise geht Tiege ber Sabel 3u Leibe, daß faliche Prognofen der Geologen an den Uberfcreitungen der Koftenporanfclage für den Bau der Alpenbahnen auch nur teilweise foulb tragen. Er zeigt, daß die Intervention von Anstaltsgeologen bei jenen Bahnbauten allerdings Doruntersuchungen bei den Tunnelanlagen in den Karawanten, der Wochein und am Bosrud betraf, daß aber gerade in allen diefen Sallen die Prognofen fich als in allen wesentlichen Zügen, ja felbst in untergeordneten Details als zutreffend erwiefen haben. In der Cat fann der leichtfertig erhobene Dormurf ungureichender ober fconfarberifcher Prognofen por einem unparteilichen Sorum nicht einen Augenblid befteben. Man muß im Gegenteil der Behandlung des Problems, über die voraussichtliche Beschaffenheit ber gu durchfahrenden Strede im Inneren des Gebirges Aufflarung gu erlangen, von Seite der geologifden Experten (Bittner, Geper, Celler, Kohmat) die vollfte Anertennung zollen. Die Moglichfeit, folde Prognofen überhaupt gu ftellen, darf als Beweis für den boben Stand der Geologie in Ofterreich angefeben werben.

Dag der Beamtentorper der t. t. Geologifchen Reichsanstalt auch in seiner beute beftebenden Derfassung burchaus tompetent ift, auf Gragen der Draris einzugeben, wird burch die Tatface bewiesen, daß der Rat der Anftaltsmitglieder bei den verschiedenartigften Deranlaffungen eingeholt und prattifc verwertet worden ift. Dat diefe Experten bei ber Begutachtung von neuen montanistischen Unternehmungen - man bente insbesondere an die Projette Königs in Dalmatien - eine tühlere Reserve befundet haben, als der Spetulation mander Unternehmer lieb gewesen fein mag, verdient nur Anertennung aber teinen Dormurf. Auch darin ift den Ausführungen Tieges vollftandig beigupflichten, daß er fich gegen die rüchtandige Dorftellung verwahrt, die dem Geologen als einem Manne der Theorie den Montanisten als den Mann der Pragis gegenüberftellt. Mit Recht erfcheint ihm eine Erweiterung und Dertiefung des geologischen Unterrichtes für Montanisten an Bergatabemien wünschenswerter, als eine Reform der Geologifchen Reichsanftalt mittels der Ergangung ibres Dersonals durch Montanisten, die mit der Beurteilung der geologischen Derhaltniffe weniger als mit der rein technischen Seite ihres Berufes vertraut zu fein pflegen.

Mir scheint sich aus allen diesen an den Antrag Pfassinger im Abgeordnetenhause getnüpsten Diskussionen über eine angebliche Reformbedürstigkeit der L. L. Geologischen Reichs-

anftalt gunachft die Catfache zu ergeben, daß überhaupt nicht die Qualitat, fondern die Quantitat der Leiftungen auf prattifchem Ge-biete als ungenugend empfunden wird. Bei dem beichranften Personalstand des Instituts tann naturgemäß nur ein relativ fleiner Teil feiner Arbeitsleiftung der angewandten Geologie gelten. Wer in diefer Richtung eine erhobte Catigleit wunfcht, der muß in erfter Cinie für eine vermehrte Jahl ber Anftaltsmitglieber eintreten, aber teineswegs für eine Anderung in der Jujammenjegung des Beamtentorpers felbft. Auch die angewandte, d. h. die auf die Praris gerichtete Geologie tann mit Erfolg nur von Geologen betrieben werben, die ihre theoretische Schulung auf ber Universität erhalten haben. Der homogenitat bes Inftituts aber ware die Aufpfropfung von Elementen, die einer anderen Berufsart entnommen find und fich andere Aufgaben als geologische Unterfuchungen im Selbe gefest haben, taum for-

Ich habe diese Frage in meiner Chronit aussührlicher erörtern zu sollen geglaubt, weil darüber im größeren Publitum, auch unter den gebildeten Caien, außerordentlich unklare Begriffe bestehen und weil eine Cösung dieser Frage im Sinne einer Erweiterung der ältesten geologischen Anstalt des Kontinents, sei es durch ausgiedige Vermehrung ihres Personals, sei es durch Angliederung einer besonderen montanistischen Sektion, naturgemäß für einen weiteren Fortschritt der Geologie in Gsterreich von maßgebender Bedeutung sein wird.

So find es auf der einen Seite Begiehungen zwischen Theorie und Pragis, die im abgelaufenen Jahre vor dem Sorum der Offentlichfeit gur Distuffion gestellt worben find. Aber auch ein Kampf ber Meinungen um eine rein theoretische Grage, allerdings von großer wissenschaftlicher Bedeutung, nimmt in der geologischen Citeratur des Dorjahres einen breiten Raum ein. Eine neue Auffaffung bes Gebirgsbaues der Alpen hat unter ben ichweizerischen und frangofischen Geologen, die in den Westalpen gearbeitet haben, innerhalb bes letten Dezenniums gahlreiche Anhanger gefunden. Die Dertreter diefer Theorie betrachten die Westalpen als eine Aufeinanderfolge übereinander gepadter Deden oder Schubmaffen (nappes), die nicht an ber Stelle entstanden find, wo fie fich heute befinden, aus großen Entfernungen (50-100 km) als tompatte Massen nordmarts gemalzt worden find und nicht mehr im Bufammenhang mit ihren urfprünglichen Wurgeln ftehen.

Um diese Theorie durch ein Beispiel anichaulich zu machen, so glauben 3. B. die Anhänger derselben, das die Sedimente, welche unfere nördliche Kaltzone gufammenfegen, nicht im Bereiche ber nördlichen Kaltalpen, fondern in der Region des Drautales (Gailtaler Alpen) abgelagert murben, daß bort in bem Gebirgsjuge Spigtofel-Dobratich ihre Wurgeln liegen, daß aber jene Sedimente burch eine nordwarts gerichtete Bewegung mahrend der jungeren Certiarzeit über die gange aus friftallinifchen Gefteinen bestehende Bentralzone binubergeichleppt und als wurzelloje Schubmaffen ober als Dedichollen bort niedergelegt murden, wo fie fich gegenwartig befinden. Es fent biefe Theorie mechanische Bewegungen von jo ungeheurer Intensitat voraus, daß sie alle Dorftellungen, die man fich bisher über die Entftehung der Alpen und der großen Kettengebirge überhaupt gemacht hat, weit binter fich gurudlaffen.

Die ölterreichilchen Geologen baben lich diefer neuen Theorie gegenüber fast ohne Ausnahme ichroff ablehnend verhalten. Sie erbliden insbesondere in der Anwendung derfelben auf die Oftalpen einen grundfaglichen Jertum, "weniger ein Ergebnis wiffenschaftlicher als vielmehr phantaftischer Soridungsmethode". Seit dem internationalen Geologentongreß in Wien im Jahre 1903 find mehrere frangofische Sorfcher eifrig bemuht, ju zeigen, daß auch der Bau ber Oftalpen fich in ben Rahmen jener neuen Theorie einfügen laffe. Don namhaften beutschen Geologen hat fich ihnen Steinmann in freiburg angeichloffen. Der Kampf ber alten, von ben meiften öfterreichifchen Alpengeologen (mit Ausnahme von Eduard Sueg) festgehaltenen und der neuen aus den Westalpen importierten Lehrmeinung ift augenblidlich in ein fritifches Stadium getreten und das erbitterte Ringen um die Anertennung oder Ablehnung ber neuen Cebre nabert fich einer porlaufigen Enticheidung. bei der, wie immer fie ausfallen mag, der miffenichaftlichen Tätigfeit unferer Alpengeologen eine maßgebende Bedeutung gutommen wird.

Sowohl die von der kaiserlichen Akabemie der Wissenschaften in Wien als die von den Vertretern des Geologie und der verwandten Wissenschaften an der f. t. Universität in Wien inaugurierten Untersuchungen haben auch im abgelausenen Jahre einen befriedigenden Fortgang genommen.

Der seismische Beobachtungsdienst der alabemischen Erdbebenkommission hat im versiossen Jahre eine beträchtliche Jahl von Erderschütterungen registriert. Jum Studium des großen Erdbebens in Nordalbanien wurde der Assistant an der geologischen Cehrkanzel der Universität, Dr. Detters, im Frühjahr nach Stutari geschickt. Er hat im Anschluß an jene Studien geologische Untersuchungen in der Grenzegion zwischen dem District von Spizza, Monte-

negro und Stutari durchgeführt. Da später auch ein zweiter Schüler Professor Uhligs, des Inhabers der sgeologischen Cehrkanzel an der Wiener Universität, Dr. S. Baron Nopesa, in Nordalbanien tätig war, so dürsen wir nunmehr Aufklärungen über den geologischen Bau eines der bisher am ungenügendsten bekannten Candstriche Europas erwarten.

An den großen Alpentunnels werden die geologischen Beobachtungen durch die herren Teller, Kohmat, Bede, Berwerth und Gener fortgesett. In besonderer Mission ist Prosessor R. hoernes (Graz) nach Spanien entsendet worden, um vergleichende Untersuchungen der tertiären Ablagerungen des westslichen Mittelmeerbedens mit jenen unserer Monarchie durchzusübren.

Don den "Beiträgen zur Geologie und Paläontologie Ofterreich-Ungarns und des Orients" — der von Uhlig, Diener und G. v. Arthaber redigierten offiziellen Publikation des geologischen und paläontologischen Institutes der Wiener Universität — ist der 18. Band zur Deröffentslichung gelangt. Aus seinem reichen Inhalt ist, als ein interessantes österreichisches Sossilvorsommen betressante, die Beschreibung der obertriadischen Sichfauna von Hallein durch Kramberger-Gorjanović zu nennen.

Als Mitarbeiter an dem Sammelwerte sLethaea geognostica« (begründet von S. Roemer, fortgesetzt von S. Frech in Breslau) hat G. v. Arthaber den die Trias des Mediterrangebietes behandelnden Band jenes Wertes zur Veröffentlichung gebracht. Diese umfangreiche Publitation verdient an dieser Stelle besondere Erwähnung, weil sie vorwiegend die Triasbildungen der österreichischen Alpen behandelt und durch eine sorgfältige Jusammenfassung des gesamten über diesen schweirigen Gegenstand vorliegenden Materials eine Lücke in der geologischen Literatur über die ostalpine Trias ausfüllt.

Im Anschlusse an die von Mitgliedern der f. f. Geogologischen Reichsanstalt, der taiserlichen Atademie der Wissenschaften und der f. f. Universität in Wien durchgeführten geologischen Untersuchungen mag hier einiges über den Sortgang der von anderer Seite unternommenen geologischen Arbeiten im Böhmen, Mähren und Galizien mitgeteilt werden.

Im Auftrage des Komitees für die naturwissenschaftliche Landesdurchforschung von Bohmen sette Prosessor Sritsche, Reptilien und logischen Studien über Sische, Reptilien und Gliedertiere der böhmischen Kreide fort. Professor Pohl veröffentlichte eine Abhandlung über die basaltischen Ergungesteine des Tepler hochlandes. Die trachytischen Eruptivgesteine besfelben Gebietes fanden in K. Wohnig einen Bearbeiter,

Don der geologischen Karte des Böhmischen Mittelgebirges, das durch Professor hibsch (Cetschen-Liebwerda) und seine Mitarbeiter im Detail aufgenommen wird, ist das sechste Blatt (Kostenblatt und Milleschau) ausgegeben worden, so daß nunmehr die Hälfte der auszugebenden Blätter fertig vorliegt.

Auch die Kommission zur naturwissenschaftlichen Durchforschung Mährens in Brünn
hat einige für die lotale Geologie Interesse
bietende Untersuchungen angeregt. Bezüglich
der Einzelheiten mag auf die Mitteilungen des
Präsidenten Professor Jahn im Jahresberichte
der f. t. Geologischen Reichsanstalt (Verhandlungen 1906, Nr. 1, p. 23 ff.) verwiesen werden.

Aber die in polnischer Sprache erschienene geologische Literatur Galiziens verdante ich wie im Vorjahre Herrn Universitätsprofessor Dr. C. Szajnocha in Kratau die nachsolgenden Mitteilungen.

Dr. J. Cofarsti: Aber Marmaroser Diamanten. (Kosmos 1905, VIII.) — Eine genaue mineralogische Beschreibung der unter diesem Namen bekannten Quarzfristalle und ührer primären Cagerstätte im Schieser und Magurasandstein im Quellgebiete des Strijissusses.

Dr. J. Siemira do ? ti: Aber obertretazische Bildungen Polens. (ibid.) — Eine Abersicht dieser Ablagerungen, aus der eine weitgehende obersenne Cransgression der Mutronatentreide (wohl nicht ganz einwandfrei) und eine Derbindung der baltischen mit der polnischen Kreide tonstruiert sind.

Dr. J. Siemiradzi: Eine Monographie der paläozoischen Schichten Podoliens (Anzeiger Atad. der Wiss., Krasau 1906). — Eine neue Einteilung der Silurbildungen Podoliens in zehn horizonte, von denen 3 und 4 dem englischen Wenlod, 5—7 dem Ludlow, 8 und 9 den Passage decks und 10 (sonderbarerweise) der Etage F Barrandes entsprechen sollen. Die Annahme eines Aberganges der disher stets als altersverschieden betrachteten, deutlich zu oberst lagernden roten Schiefer und Sandsteine in kallige Bildungen dürste allgemeines Stannen erregen und schwerlich durch Prosile zu erweisen sein.

M. Limanows ?i: Ein Blid auf die Architektur der Karpathen. (Kosmos 1905, V.) — In dieser übersicht über den Bau des Karpathen-bogens werden die bisherigen tettonischen Ausfassungen einer weit ausholenden Kritik unterzogen und sehr gewagte kippothesen gewaltiger überschiedungen und Auswalzungen im Sinne von Lugeon aufgestellt.

Dr. W. Coginsti: Ergebniffe hodrologiicher Untersuchungen im Bezirte horobenta. (ibid.) — Besprechung verschiedener wasserführender horizonte des podolischen Gebietes, wobei auch die Gips- und Travertinbildungen Ostpodoliens distutiert werden.

Dr. W. Cozinsti: Die Täler der ofttarpathischen und podolischen Slüsse (Lemberg 1905). – Die von dem Derfasser entworsene Bildungsweise mancher Slustäler Podoliens und der ostgalizischen Karpathen ist später von Prosessor Romer und Dr. Totarsti einer

charfen Kritit unterzogen worden.

Dr. Th. Wisniowsti: Aber das Alter der karpathischen Inoceramenschichten (Krakau 1905, Atad. d. Wiss.). — Bericht über die hochinteressante Entbedung einer reichen Senonfauna im Sinsch von Dobromis (Pachydiscus neubergicus, Scaphites constrictus). Die Inoceramenschichten, deren Altersfrage an der hand diese wichtigen Jundes distutiert wird, dursten in ihrem ganzen Umfange der Obertreide zusuzählen sein.

Dr. K. Wojcif: Das untere Oligozan von Riftonia bei Uiof (Krakau 1905, Akad, d. Wiff.).

— Diese bereits 1883 von Vacet beschriebene Fauna wird auf Grund neuer Aufsammlung dem unteren und mittleren Priabonien gleich-

geftellt.

Dr. W. Friedberg: Eine Revision der miozänen Sauna von Rzegocina. (Kosmos 1905, VIII.) — Eine Revision dieser Gastropodenfauna ergab ein zweisellos obermiozänes Alter derselben.

Dr. E. Romer: Die Eiszeit im Swiedonicegebirge in den Oftsarpathen (Krasau 1906, Anzeiger Atad. d. Wiss.). — Eine turze Beschreibung der vom Derfasser im Swiedonice-Massiw (westlich der Czernahora, im Quellgebiete der Theiß) gefundenen Eiszeitspuren. Detaillierte Schilderung mehrerer Kare und anderweitiger, auf die Gletscher zweier Eiszeiten hinweisender Cassorien.

Dr. D. Czermat: Geschichte Polens, Bb. I. (Wien 1905). — Das erste Kapitel dieses mehrsbändigen historischen Wertes enthält auf Seite 1—81 eine ausgezeichnete Schilderung der prähistorischen Zeiten und Ausgrabungen in dem ganzen Gebiete der polnischen Länder. Es ist die beste in polnischer Sprache publizierte Abersicht der bisherigen Ergebnisse einschlägiger Studien.

3. Niedzwiedzti: Petrographie. II. Auflage (Cemberg 1905). — Ceitfaden der Gesteinslehre mit eingehender Beschreibung mehrerer

galigifder Selsarten.

3. Morogewicz hat für die polnische Abersegung von Neumants "Erdgeschichte" mehrere auf die Geologie der polnischen Cänder bezugnehmende Jusätze und Illustrationen geliefert. Ein Grenzgebiet der praktischen Geologie und Nationalokonomie streift die in deutscher Sprache erschienene sehr lesenswerte Studie von C. Szajnocha über die Petroleumindustrie Galiziens. Eine ausführliche Analyse dieses Buches habe ich in den Mitteilungen der L. t. Geographischen Gesellschaft in Wien gegeben, auf die hier verwiesen sein mag.

Professor E. Diener.

Kleine Mitteilungen.

Der erste Mai in Alt-Wien. Im vormärzlichen Wien wurde der erste Mai durch das "Causersest", welches im Prater stattsand, geseiert, eines der originellsten Seste, wie sie nur Alt-Wien noch kannte.

Es war ein Dollsfest, das am frühen Morgen begann und bis spät in die sintende Nacht währte, welches Arm und Reich, Dornehm und Niedrig in Frohsinn und Gemütlichkeit vereinte, und den Wiener wenigstens für diesen einen Tag Kummer und Sorgen des alltäglichen Lebens

vergeffen ließ.

Den Glanzpunkt des Sestes bildete der Wettlauf, den "vorzügliche Läufer hoher Herren" vom Ende der Jägerzeile** bis zum Lusthaus unternahmen. Die Sieger wurden mit verschiedenen Preisen ausgezeichnet, nach deren Dereteilung sie "unter rauschender Musik" nach einem Gasthause geführt und daselbst bewirtet wurden, wozu sie auch ihre unterlegenen Konkurrenten einsuden.

"Shon am frühesten Morgen strömt alles, was fort tann, zu Juß, zu Pferd und zu Wagen hinaus und durch die herrliche Jägerzeile dem neugeschmüdten, wiederversüngten Prater zu. *** Die ganze große kllee hinauf die zum Lusthause ist mit einzelnen Polizeisoldaten, die die Ordnung aufrechthalten, besetzt, und das Publikum reiht sich so dicht als möglich zu beiden Seiten, fast eine Stunde lang, den Laufweg hinan, während eine Masse von solchen, die in der Reihe keinen Platz mehr sinden, am Eingang sich sammelt. Das Gewühl wird gegen 7 Uhr, wo der Lauf beginnt, ungeheuer, und ich glaube, daß gestern mehr als 30.000 Menschen sich eingefunden hatten.

** Prateritraße.

[&]quot; Vergl. "Erinnerungen von Lutje Grafin Schönfeld-Neumann" ("Gherr. Rundichau", Band V., heft 54, S. 66): "Am ersten Mai 1839, 6 Uhr früh, hielten wir hier unseren Einzug. Das Wetter war herrlich, die ganze Bevölterung in heiterer Bewegung. Die Täufer waren eben in den Prater gerannt und ein Spekakel überbot das andere ..."

[&]quot;Diese Schilderung entnehme ich den 1850 bei Boomann in Condon erschienenen Briefen eines undefannten Autors, die neben spezisisch Wiener Derhältnissen die Metternichsche Politif in den Jahren 1796—1816 behandeln.

Die liebliche Sonne am heitern, ruhigen himmel warf ihre Morgenstrahlen sanft wärmend durch die von Cau beperlten jungen Blätter und erleuchtete ein Gemisch von Personen aller Stände und Klassen, die, bunt sourcheinandergedrängt, des Schauspiels harrten, und auch nicht in einem einzigen Gesichte las ich Zeichen des Mismutes oder Kummers. Entweder es hatte ein jeder seinen Kummer des lieblichen Maitages wegen vergessen oder es waren diejenigen, die nicht im stande waren, freundlich zu sein, heute zu hause geblieben.

Sehr viele kamen, bloß um dem Ablaufen beizuwohnen, und entfernten sich, nachdem sie den Läufern einen Augenblid nachgesehen, in die Seitenpartien oder in den sogenannten Wurstel-(hanswurst-)Prater, ohne die Rüdkehr der Läufer und die Preisverteilung abzuwarten. Prächtig gekleidete Damen und herren durchschritten die Alleen und Waldpartien, und die Kaffeehäuser der großen Allee sowie sämtliche kleine Wirtsbuden im Wurstelpratel, welcher deren eine große Menge zählt, füllten sich frühzeitig mit besuchenden Gästen.

Das Zeichen wurde um 7 Uhr gegeben und die sehr reich und schön gekleideten Läufer begannen zu gleicher Zeit den Kurs, verfolgt von einzelnen handwerkslehrjungen, die sich bei dieser Gelegenheit gleichfalls im Laufen versuchten, aber bald erschöpft zurüdblieben, sowie auch von Kavalieren zu Pferde, die im kurzen Trab ihnen bald voraus, bald hinter ihnen waren, aber doch meist bis zum halben Rüdweg in ihrer Nähe blieben.

Sich gegenseitig nedende hubiche Dienft. madden, forgenfreie Beamte, forgenvolle Prattitanten, penfionierte Witwen, Invaliden, Bettler im Sonntagsrod, Candleute, burgerliche Ariftofraten und ariftofratifche Burger, Pringen, Generale, Taglohner und hofprafidenten, alles brangt fich mit freundlichem Antlig burcheinander und freut sich seines Daseins, als ob alle Tage erftex Mai in Wien mare. Spaterbin folgen die glanzenoften Equipagen, geziert mit weiblichen Gefichtern, daß man vor Liebe verrudt werben möchte, aber auch mit leeren Stuperlarven angefüllt, die alles belorgnettieren, alles in fich verliebt glauben und fich für Phanomene ber iconen Mannerwelt halten, weil fie eine Badenbartburfte in der Cafche haben. . .

Unterdessen wird in dem nabe beim Prater besindlichen Augarten gewöhnlich ein brillantes Morgentonzert im dortigen prächtigen Gartensaale veranstaltet, das fast immer zahlreichen Besuches sich erfreut; dies Konzert beginnt turz nach der Rüdtehr der Cäufer." —

Nicht wie eine Erinnerung aus langft vergangenen Tagen mutet diese Schilberung eines

Seitgenossen Metternichs an. Wer sich das vormärzliche Wien nur in düsteren Bildern ausmalt, der tann aus diesem "Alt-Wiener Bilde" ersehen, daß der echte Wiener Vollsgeist in seiner Urgemütlichteit ein angestammtes glüdliches Erbe der Wiener ist, das noch heute im Praterleben seinen typischen Ausdrud sindet.

Joa him Weichert.
Die Ergebnisse der Personaleinkommensteuer. Das kürzlich erschienene
3. heft des XI. Bandes der "Mitteilungen des
k. f. Sinanzministeriums" enthält eine Darstellung der Ergebnisse der Personaleinkommensteuer und der Besoldungssteuer sir das Jahr
1904. Sie werden in den einzelnen Ländern
und in den Städten mit mehr als 100.000
Einwohnern nachgewiesen, durch einige Daten
über das durch Rechnung ermittelte Durchschnittseinkommen und durch eine Tabelle über
die im Jahre 1904 mit einem Einkommen von
mehr als 200.000 K besteuerten Personen ergänzt.

Diese Darstellung ist mit großem Sleiße gearbeitet, sie umfaßt eine Unzahl von Cabellen auf mehr als 400 Seiten großen Sormates. Trozdem sie sehr viel Interessants enthält, scheint dennoch die Frage berechtigt, ob sich der bedeutende Kostenauswand für die Derössentlichung aller dieser Details verlohnt und ob es nicht besser gewesen wäre, nur das Wichtigste zu publizieren und den wenigen Interessenten der Detailzisseren und den wenigen Interessenten der Detailzisseren und den wenigen Interessenten der Detailzisseren die Einsicht in eine Abschrift dieser Tabellen, etwa im Archiv des Sinanzministeriums, zu gestatten. Die Tausende von Kronen, die diese Cabellen gesostet haben, hätten vielleicht einem besser Jwed zugeführt werden können.

3m Jahre 1904 haben 923.340 Benfiten an Personaleintommensteuer im gangen 56.48 Millionen Kronen gezahlt, so daß auf einen Zensiten im Durchschnitt K 61·17 entfallen. Diefer Steuersumme liegt ein veranlagtes Bruttoeinkommen von 3421 Millionen Kronen 3u grunde. über 37 Progent desfelben (1288 Millionen) flog aus Dienstbezügen, 28 Prozent (970) aus felbständigen Unternehmungen; aus Kapitalvermögen ftammen 497, aus Gebauben 358, aus Grundbesit 260 Millionen Kronen. Nach Berüdfichtigung ber vom Gefet gestatteten Abzüge (barunter 134 Millionen für Steuern und öffentliche Caften, 175 für Schuldzinfen, 24 für Beiträge zu Dersicherungstaffen. 22 als Cebensverficherungspramien) ergab fich ein fteuerpflichtiges Mettoeintommen von 2986 Millionen, das ist im Durchschnitt 3234 K auf einen Benfiten.

Ju der obenerwähnten Gefamtsteuersumme von ungefähr 56½, Millionen haben am meisten die Zensten mit einem ausgewiesenen Jahreseintommen von 12.000 – 40.000 K beigetragen. Sie haben im ganzen 10-7 Millionen Kronen gezahlt, d. i. 18.89 Prozent der gesamten Steuersumme. Ihnen zunächst stebt die Sensitenstuse von 3600-7200 (17.5 Prozent) und von 40.000-200.000 (16.29 Prozent). Die von den Sensiten mit einem Einfommen über 200.000 K bezahlte Steuer beträgt 7.5 Millionen, das ist 13.2 Prozent der gesamten Steuersumme.

Das größte Nettoeintommen weift Nieberöfterreich mit 1230 Millionen Kronen auf, es bildet 41.22 Progent des gefamten fteuerpflichtigen Eintommens der im Reichsrate vertretenen Konigreiche und Canber, Dann tommt Bohmen mit 6411/4 Millionen (21.48 Progent), die geringste Biffer weist Gorg und Grabista mit 15 Millionen (1/2 Prozent) auf. Das Durchichnittseinfommen ichwantte auf den Kopf der Jensiten berechnet zwischen 3754 K in Niederöfterreich und 2686 K in Dalmatien. Biebei folgen einander der Reihe nach: Niederölterreich, Trieft, Butowing, Galigien, Tirol (3082), Mahren (2998), Karnten, Krain, Gorg und Gradista, Steiermart, Schlefien, Dorarlberg, Böhmen, Salzburg, Oberöfterreich, Dalmatien.

Sür weitere Kreise von besonderem Interesse ist die Cabelle, welche die Angahl jener Glüdlichen nachweist, die 1904 in die einzelnen Steuerstufen der personaleinkommensteuerpflichtigen Personen mit einem Einkommen von mehr als 200.000 K eingereiht wurden. Sie zeigt,

daß es in Ofterreich leiber feine fteuerpflichtigen Milliardare gibt und daß felbst die Millionare - wenigstens diejenigen, die ehrlich fatiert haben - ziemlich dunn gefaet find. Mur 307 Personen haben ein Einfommen von 200,000 K und mehr angegeben! Bei ber überwiegenden Mehrzahl derfelben erreicht das Eintommen nicht die Siffer von einer Million Kronen, Gin Gintommen zwischen 1 und 2 Millionen wiesen 19, gwifchen 2 und 3 Millionen nur 3 Perfonen aus Einer hatte ein Eintommen von 4, einer von 7 Millionen; der nachfte und reichfte Jenfit fallt in die Stufe zwischen 8,720.000 und 8,730.000. Wer dies ift, verschweigt freilich die distrete Statistit. Ja, die Cabellen laffen nicht einmal feststellen, wo diefer Krofus lebt.

Interessant ist schließlich noch das Derhältnis der Jensiten zur Bevölterungszahl. Don der Gesamtbevölterung Ende 1903, von 26-9 Millsionen waren nur 923.324 haushaltungsvorstände mit 1,880.484 zu den haushaltungen Gehörigen, also zusammen 2,803.824 Personen besteuert. Die Jahl der zur Personaleinkommensteuer herangezogenen Bevölkerung ist verhältnismäßig am höchsten in Triest (31-21 Prozent); dann folgen Niederösterreich (29-38 Prozent), Salzburg (15-10 Prozent) und Tirol (13-43 Prozent); am geringsten ist sie in Galizien, wo sie nur 3-15 Prozent beträgt.

Seuilleton.

Eine Begegnung.

Auf dem Perron des Oftbahnhofes in Budapest trasen sie einander, als der Schnellzug nach Siume bereit stand, um die Reisenden aufzunehmen. "Wohin, gnädige Frau?" fragte er, erfreut, ein belanntes Gesicht zu sehen. "Nach Abbazia, und Sie?"

"Gleichfalls; meine grau ift bereits dort. Gestatten Sie, daß ich in Ihrem Coupé Play nehme? Selbstverstandlich befreie ich Sie von meiner Gegenwart, fobald Sie es wünfchen." "Aber nein, im Gegenteil", lachte fie. "Es ift ja eine mahre Chance für mich, die langweilige Reise nicht allein machen zu muffen." Sie stiegen in ein halbcoupé erster Klasse und der junge Mann gab bem Schaffner zwei Kronen, die diefer mit einem rafchen Schmungeln verichwinden lieg. Dann fuhr der Jug in den grauen Morgen binein. Es war ein falter, trüber Jannertag, die Dampfheigung funttionierte noch fowach und im Coupé mar es empfindlich fühl. Albert blidte auf bas bandgepad feiner Reifegefährtin, das im Nege lag, und langte ihre Reifedede herab, die er fürforglid über fie breitete. "Dante, bante," fagte sie läckelnd, "doch machen Sie sich weiter keine Mühe mit mir, ich will Ihnen nicht ungelegen sein." "Davon ist keine Rede, gnädige Frau, ich werde mich sehr freuen, wenn ich Ihnen Ritterdienste leisten darf." "Auf der Reise soll man einander nicht lästig sallen", meinte sie heiter; "vor allen Dingen lesen Sie jest Ihre Jeitungen und später wollen wir plaudern. Dorläusig ist es noch viel zu kalt dazu und das gibt keine Stimmung. Während Sie sesen, werde ich versuchen, noch ein Stündigen zu schlafen; ich hasse so frühes Ausstehen und so frühes Abreisen."

Sie setzte sich in einer Ede zurecht, während er die andere einnahm und seine Seitung entsfaltete. Doch er sas nicht. Der 27jährige Mann war groß und breitschulterig und seine dunklen Augen blidten lustig und verwegen in die Welt. Er dachte, wie glüdlich er gewesen wäre, als Reisegefährte einer Frau sich gegenüber zu besinden, für die er geschwärmt hätte und im Tete-a-tete mit ihr einen ganzen Tag zuzubringen. — Solche Jufälle kommen eben nicht vor, sagte er sich und beobachtete die Dame, die die Augen geschlossen hielt, doch offenbar nicht schließe.

Er tannte sie oberflächlich, wie man jemand tennt, mit dem man nur in banalen Salonbeziehungen steht und niemals zu einer längeren Aussprache gekommen ist. Sie hätte den Jahren nach sast seine Mutter sein können, doch war sie trozdem noch eine interessante Erscheinung, der man ansah, daß sie in ihrer Jugend schön gewesen sein mußte. Ihr haar war kaum ergraut und seine seidige Sülle nahm sich hübsch aus neben ihrer frischen Gesichtsfarbe und dem lebhaften Glanz ihrer braunen Augen. Es lag etwas Sympathisches in ihrem Gesicht und die Jahre hatten die seinen Jüge erst leise gestreift.

Ich habe nie vorher all diese habschen Details bemerkt, gestand sich der junge Mann, und man muß zugeben, daß Frau Aga sich merkwürdig gnt erhalten hat; gewiß macht sie noch Eroberungen. Es freute ihn ordentlich, daß er diese Betrachtungen anstellen konnte, denn er besch Schönheitssinn und es tat ihm leid um jede Frau, bei der die Injurien des Alters sichtbar wurden. Gewiß ist sie noch kokett, setze sein Selbstgespräch fort, denn er nahm an, daß alle Frauen kokett seine, seine eigene natürlich ausgenommen.

Da seine Nachbarin sich gar nicht rührte, begann er zu lefen, bis der Speifemagentellner in der Cur ericien und die herrichaften fragte, ob sie an der Cable d'hote speisen wurden. Frau Aga nidte folaftrunten, blingelte berum und ichien wirklich aus tiefem Schlafe gu erwachen, dann legte fie die Reifedede weg, blidte hinaus und sagte: "Seben Sie nur, wie schön jest die Candicaft im Sonnenicein ift, wie die vereiften Baume glinern und die verconeiten Selder, und wie es hier und dort aufblitt, als ob Diamantenfunten auf dem Schnee verstreut lägen; das ift das richtige freundliche Winterbild: die Soneedede, der blaue himmel und die Sonne. So viele Menfchen mogen den Winter nicht, doch hat er feine besondere Schönheit, wie jede andere Jahreszeit - man muß nur das Schone überall berauszufinden trachten." "Das ift ein Calent, das nicht jeder hat," erwiderte er, "jedenfalls trägt es dazu bei, alles in gunftigem Lichte zu feben." "Das foll man aud; man foll fich mit allem abfinden, turg, das Ceben nehmen wie es eben ift." "Eine tiefe Cebensphilosophie, gnadige Frau!" "Die man fich freilich erft im Alter aneignet," antwortete Srau Aga; "benn in der Jugend ift man zu vielverlangend und zu egoistisch; da möchte man die Sterne vom himmel herunter haben und grollt, dan fie unerreichbar find. Sie glauben gar nicht, wie gludlich man fich fühlt, wenn man alt ift!"

"Du lieber Gott, gnadige Frau, reden Sie boch nicht vom Alter!" "Weil ich vielleicht jünger aussehe, als ich bin! Das andert nichts an meinem seelischen Alter." "Auch seelisch tönnen Sie nicht alt sein!" "Was wissen Sie davon?" "Man tann nicht seelisch alt : sein," widerlegte Albert, "wenn der Körper jung geblieben ist."

Sie lacte. "Ich bin eine alte Frau und habe auch gar nicht die Pratention, es nicht gu fein. Ubrigens bestätige ich den banalen Ausfpruch, daß jedes Alter feine Sreuden hat. Ich freue mich an meinen Kindern, an meinen Enteln und meine Butunft liegt in ihrer Butunft, benn für meine Derson gibt es teine mehr. Sie können sich das freilich garnicht vorftellen, da Sie jung und jung verbeiratet find — übrigens, wie geht es denn Ihrer Frau?" "Beffer, bante; fie tam recht leidend nach Abbazia und hat fich bereits bedeutend erholt." "Und Sie bleiben lange dort?" "Mein Urlaub ift leider fehr turz; taum zwei Wochen." "Ich freue mich, Ihre Frau naber tennen gu lernen; boch geben Sie mir vorher in zwei Worten ein Bild von ihr." Der junge Chemann lächelte.

"Cydia ist noch sehr jung, ihr Charatter noch unfertig; doch sie hat die besten Anlagen. Unter einer richtigen Ceitung tann sie eine porgugliche Frau werben, aber fie barf nicht merten – wie es keine Frau merken darf – daß fie geleitet wird." "Schau, ichau", unterbrach ibn Frau Aga, und er fuhr fort: "Sie hat die modernen Anfichten über die grau." "Uber ihre Emanzipation?" "Jum Teil. Sie fpricht gerne über die Gleichberechtigung ber Ge-Schlechter und fie wurde mir niemals verzeiben, wenn ich - " Sie fiel ihm ins Wort: "Wenn Sie ihr untreu wurden." "Mein Gott, Untreue! Welch ein pathetisches Wort! Kann es nicht portommen, daß eine grau einen anzieht, daß man fic perliebt, obne dak man desbalb gegen feine Gattin gleichgültig wird! Endia ift jung und bubid, nichtsbestoweniger tann ich es mir fehr gut vorstellen, daß ich an einer anderen Gefallen finden tonnte — was tann man tun, wenn man weiblichem Zauber erliegt! Sich deshalb für ein Ungeheuer halten?"

"Und wenn Ihre Frau sich verliebte!"
"Eine Frau darf sich nicht selbst verlieren; ein Mann ist temperamentvoller, der Sinnenliebe untertan, daher ist die Untreue des Mannes mit jener der Frau nicht zu vergleichen. Über diese Thema haben unzählige Leute geschrieben, gesprochen, debattiert —" "Also Frauen müssen nachsichtig sein, beide Augen zudrücken," entzegente Frau Aga, "und wenn sie trot der geschlossenen Lider dennoch sehen, einsach zugeben: Du lieber himmel, die herrenmoral ist eben ein Ding sür sich — eine Gattin muß sich mit kleinem Glüd bescheiden, mit stillen Alltagsfreuden, dasür sind wir gezähmte Kulturmenschen, die niemals ihre Dressur vergessen dursen; wir müssen lächelnd leiden, während der Mann in

gludfelig lächelnder Sunde lebt." "Sie find

ftreng!" "Gerecht", erwiderte fie.

"Es gibt wohl taum einen Menichen," jagte er, "an ben nicht die Derfuchung herantrat und es geht oft über menschliche Kraft, ihr nicht gu erliegen." "Man fann was man will." "Aber der Wille lehnt fich auf, hort einfach auf. Wenn man verliebt ift, bentt man nicht falt und nuchtern an Dersagung, an Entsagung - Sie haben bas vielleicht nicht getannt, gnabige Srau, Sie wiffen vielleicht nicht, mas jener Magnetismus ift, ber das gange Wefen wie in Klammern halt, aus denen es nicht beraus tann, der Leib und Seele verfengt. Gott," rief er aus und fein Geficht mar gleichsam überschimmert pon bem Glang eines Gefühls, das er empfunden und fich vergegenwärtigte, "und das follte man von fich weisen, wenn es mächtig über einen hinbrauft - bas fann man nicht. Spater tommt fie ja, die graue Ernuchterung, aber bis dahln?"

Er holte tief Atem. Und sie sagte ruhig: "Jum Glück sind nicht alle so wie Sie, und ich gestehe, daß ich nicht Ihre Frau sein möchte." Er lachte. "Meine Frau ist ganz zufrieden mit ihrem Cos." "Weil sie Sie nicht kennt — —" "Die eigene Frau kennt ihren Gatten immer von einer anderen Seite als andere Frauen ihn kennen! Die Ehe verwandelt selbst eine ursprüngliche Leidenschaft in ruhige Juneigung und um gut miteinander zu leben, bedarf es ja nicht mehr."

"Und die ruhige Juneigung kann friedlich neben einer Ceidenschaft bestehn, nicht wahr!"

"Gewiß. Abrigens seit ich verheiratet bin, ist, glüdlicherweise, noch keine Versuchung an mich herangetreten."

"Das gefällt mir, Ihr "Glüdlicherweise" — Sie sind doch —"

"Weniger schlecht, als Sie dachten, das wollten Sie sagen, gnädige Frau! Die Frauen verstehen uns wirklich nicht!"

,Was Sie lagen! Ich verstehe Sie gang gut. Wenn der Jufall eine reigende grau Ihnen in ben Weg führt und Sie verlieben fich in fie, fo wird das 3hr Gewissen nicht belaften. Sie tonnen ja nichts bafur! Da find wir Frauen doch anders. Während ein Mann willenlos von feinen Empfindungen fich treiben lagt, nicht einen Augenblid daran Anftog nimmt, eine Srau zu verführen, tampft fie einen ichweren Seelentampf, wenn jener, der fich vornimmt, fie gu betoren, herr ihrer Merven wird, in ihre Seele fich ichmeichelt. Ein Mann, ber weiß, wie er eine grau zu behandeln hat, und zwar jede anders, nach ihrer Individualität, übt eine Suggestion auf fie aus; ob er fie nun wirflich liebt oder fie ihm blog gefällt - eine Ruance, die nicht jede unterscheidet. Er gewinnt in ihren Augen eine Bedeutung, die er porber nicht bejag, einfach barum, weil er fie auszeichnet, fich um fie bemuht. Ift fie durch Guldigungen verwöhnt, gegen fie abgestumpft, fo weiß fie die gleißenden Worte nach ihrem Werte gu murbigen, weiß, daß jede bubiche Grau auf die Manner wirft und - lacht darüber. 3ft ihr jedoch noch feiner porber mit vermeffenen Wünschen genaht, jo halt fie das Raufchgold für vollwertiges und darin liegt die Gefahr. Die tiefe Schmerglichfeit ihrer Liebe wird ihr bewußt und fie leidet, weil Pflicht und Gefühl in Widerstreit miteinander stehen. Siegt jedoch die Pflicht, dann hat fie einen Triumph über fich errungen, den ein Mann - taum je erringt. Darum follten die Manner nur jenen fich nähern, die - nichts dagegen haben, und nicht bisher torrett gebliebene Frauen aus ihren Bahnen ichleudern wollen. Seben Sie, bas halte ich für gewissenlos."

"Sie haben viel beobachtet, gnadige Srau, und gewiß viel erlebt", feste er im ftillen dazu.

Und fie erriet feine Gedanten.

"Ja, viel gesehen und viel erlebt," bestätigte sie, "und ich möchte jede Frau warnen, por euch Männer warnen."

"Sollten auch Sie Enttäuschungen tennen!" "Wie jede andere. Doch sie sind nüglich, benn

fie machen porfichtig."

"Mißtrauisch wollen Sie sagen!" "Nun ja; auch Mißtrauen ist nüglich" und da er lächelte, sagte sie: "Ich weiß was Sie denken: Sie glauben jede Frau sei zu erobern" und er hatte wieder jenes Cächeln, das sie irritierte, während er den Schluß zog, daß es wirklich interessant sei, mit einer Frau zu plaudern, die das Ceben kennt. Daß sie ein bischen Moral predigte, nun, das war Frauenart, vielleicht ein wenig Pose, wer konnte das wissen, wer ergründen, wann eine Frau ihr wirkliches Gessicht zeigt.

Und in diesem Augenblid erschien fie ibm liebenswert, weil fie viel geliebt worden fein

mußte. . .

Jest tam der Garçon und melbete das Diner und sie gingen in den Speisewagen und nahmen einander gegenüber an einem fleinen Tische Plat.

Ihre hande hypnotisierten ihn, als sie die handschuhe abstreifte, gepflegte, schlanke hande, die er am liebsten gefüht hatte und dann überflog er ihre zarte, jugendlich gebliebene Gestalt und sie merkte es und lachte in sich hinein, ein bischen belustigt und ein bischen geschmeichelt...

Da sagte er: "Ich hätte nicht geahnt, daß meine Reise so interessant sich gestalten würde und kann es dem Zusall nicht genug danten, daß ich mit Ihnen zusammentras", blidte ihr in die Augen und setzte unvermittelt hinzu: "Sie sind eine entzüdende Frau!"

Und sie dacte in feiner Selbstironie: "Ich bin für ihn etwas Neues; in seiner Eroberungsliste hat eine alternde — hm — eine reise Frau bisher gesehlt und obwohl er eine ganz junge, hübsche, kleine Gattin hat, wäre er bereit, mir ohne den geringsten Strupel den hof zu machen, entweder als Experiment, um zu sehen, wie ich mich dagegen verhielte, gewissermaßen als psychologisches Studium oder aus momentaner Laune, aus Caprice — da wäre es wohl angezeigt, ihm eine kleine Lettion zu geben.

Während der ganzen Dauer des Diners tonnte er in ihrem Wesen eine Veränderung bemerten. Jett totettierte sie entschieden mit ihm. Er sand sie reizend und daß die Frauen schließlich doch eine wie die andere wären und es teine gleichgültig ließe, wenn man sie bewundert; da tonnte Frau Aga sagen was sie wollte!

Mochte sie noch so sehr durch huldigungen verwöhnt gewesen sein, abgestumpft war sie badurch nicht geworden.

Und sie flirteten in Bliden und in Worten. Sie wurde lebhaft, geistreich, stellte Paradoze auf, nedte ihn und er verstridte sich in ihren Zauber. Als sie sich nach dem Diner erhob und er ihr in das Coupé solgen wollte, sagte sie: "Sie haben bei unserer Abreise erwähnt, daß Sie mich allein lassen, sobald ich es wünsche und nun wünsche ich es. Eine anregende Causerie darf nie zu lange währen, weil sie sonst verslachen tönnte. Wir haben beide voneinander gelernt: ich, daß selbst ein junger Chemann immer bereit ist, der erstbesten Frau, die seinen Weg treuzt, den hof zu machen und Sie, daß es doch Frauen gibt, denen man nicht den hof machen tann."

Sprach's, neigte leicht grußend den Kopf und ließ ihn allein.

Auf solde Worte war er nicht vorbereitet gewesen . . .

Nun fab er's ein : fie hatte mit ihm gespielt, wie die Kate mit der Maus.

Und da man meistens einen subjettiven Standpunkt einnimmt und es von der Stimmung abhängt, in welchem Lichte man Menschen und Dinge sieht, so änderte sich das Urteil des jungen Mannes über Frau Aga . . Während sie in ihrem Coupé vor sich hinläckelte, waren es keine schmeichelhaften Ansichten mehr, die er von ihr hegte . . . Marie Foriny & k.

Von der Woche.

13. April. Kaijer Wilhelm II. dankt telegraphisch dem Minister des Auhern Grafen Goludowsti für die "unerschätterliche Unterkühung" der deutschen Dertreter dei der Konferenz in Algectras, "eine schone Tat des treuen Bundesgenossen. Graf Goludowsti, heiht es in der Depesche weiter, habe sich auf schuldanter Schundant auf der Mensur erweisen" nuch tönne "gleichen Dienstes im gleichen Sall" auch von Kaijer Wilhelm gewiß sein. — 5ML Ludwig Jetelfalusig von Jetels und Margitfalva wird zum königlich ungarischen honvodminister ernannt.

14. Kaiser Sranz Josef drückt dem König von Italien

14. Kaiper Franz John vom Konig von Raulen leine Telinahme anlählich der Desudatafrophe aus und ihendet den Opfern 10.000 Lire. — Seliz Freiher Pino v. Friedenthal (geb. 1826), gew. Handelsminister, in Völlermarkt.

15. (Okerjonntag.) Eröffnung des Partettages der niederöfterreichischen Sozialdemotratie in Wien.

16. Zweiter Unionstag ber Bergarbeiter Ofterreichs in Wien.

17. In Paris wird der Dertrag über die Begebung einer rustischen Anteihe von 2280 Millionen Francs unterzeichnet, an deren Abernahme auch österreichische Banken beteiligt sind.

18. C. d. K. Karl Freihert von Boxberg (geb. 1817) in Stübing bei Graz †. — Neunter Kongreh deutscher Historiter in Stutigart. — In Auweienheit des Königs Haafon hällt Berta v. Snither in Christiania einen Dortrag Aber die Entwicklung der Friedensider. — Eröffnung des kroatischen Landtages. — Eröffnung des XV. internationalen Kongresse für Medizin und Chirurgie in Listadon. — William Mayer (ged. in Wien 1834) Gründer des "New Port Herold", in Berlin †.

20. Der öfterreichtiche Sinanzminister begibt 130,935.000
4% Kronenrente zum Kurs von 9860. — Erste Aufführung
von Anton Ohorns Schauspiel "Unlösbar" im Dentschenter in Wien.

Organisation ber Wohltatigfeit. Auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens erringt der Grundfat täglich wachfende Bedeutung, daß bei der Dielseitigkeit und Dielfältigkeit des modernen Getriebes nur durch Organisation und durch Konzentration der Mittel zu einem beftimmten 3wed wirklich Erfolge erreicht werden tonnen. Wohl in teiner Richtung der sozialen Betätigung hat die Erfenntnis dieser Notwendigkeit fo wenig prattifde Sortfdritte gemacht, als auf bem Gebiet der privaten Wohltätigfeit. Es ift leider, mangels jeder Statistit, unmöglich, ziffernmäßig nachzuweisen, welche Unsummen jahrlich an Unwürdige verschentt werden, wie viel burch die Koften für die Durchführung des Sammelns und Erbettelns verloren geht, wie viel ohne tatfächlichen Nugen vergeubet wird und wie fcwer es anderfeits oft verdienten Dereinigungen fällt, die erforderlichen Mittel aufzubringen. Man weiß aber gur Genüge, wie baufig Strakenbettler bedeutende Dermögen hinterlassen und wie mander Unverschämte bettelt, um nicht arbeiten gu muffen; es ift tein Gebeimnis, daß der Lowenanteil des Erträgniffes der Wohltätigfeitslotterien in die Cafce spekulativer Unternehmer flieft und daß oft mehr als die halfte des Gewinnes bei Deranstaltungen zu wohltatigen 3meden für Regietoften aufgeht. Eine Ungahl von Spenden bleibt wertlos, weil fie relativ zu gering sind. Bekommt ein würdiger Bedürftiger eine entsprechende Summe geschenkt oder selbst nur unter günstigen Bedingungen geliehen, so kann er sich eine Existenz gründen oder wiedererobern; ein Geschenkt von wenigen Kronen aber fristet nur für Tage das Leben oder führt in die Schenke zur Narkose durch den Schnaps. Wenn die vielen Quellen, aus welchen sich der Erguß gerade des "goldenen Wiener herzens" zusammensetz, gesast würden, wenn der Strom reguliert wäre, würde sich unendlich viel Gutes damit schaffen lassen und mit dem Raubrittertum auf dem Gebiete der Wohltätigteit, das viel ausgebreiteter ist, als die meisten Wohltäter wähnen, könnte endlich gründlich aufgeräumt werden.

Es haben sich zwar schon mehrere Dereinigungen gebildet, die die private Wohltätigfeit splitten gebildet, die die private Wohltätigfeit splitten schollen, die "Millionen der Armen" wie man die zahlreichen, zum Teil ganz vergessenen Stiftungen mit Recht genannt hat, den Bedürftigen bekannt zu machen und anderseits den Wohltätern wirklich Unterstühungswürdige zu empfehlen. Aber diese Methode scheint — vielleicht mit einziger Ausnahme von London — nirgends einen günstigen Erfolg

gefunden gu haben.

Es verdient fonach der Offene Brief, den Regierungsrat Robert Gerfung in der Ofternummer der "Neuen Greien Preffe" an den reichen Mann und "befannten Wohltater" gerichtet hat, durch feine fchlichte Naturlichfeit und durch das einfache, aber wirfungspolle Mittel, das er empfiehlt, besondere Beachtung. Er zeigt, mas die Reichen leiften fonnten, wenn fie die großen Summen, die fie jährlich für "Wohltatigfeit" verbrofeln, einem einzigen edlen 3med widmen wurden. Er fordert fie auf, wenn die Mittel eines einzelnen gu dem betreffenden 3med nicht ausreichen, fich gu organisieren, fleine Gruppen gu bilben, ihren Obolus aber gu tongentrieren und bann auch ihre Arbeitstraft und ihre geschäftlichen Erfahrungen der gewählten 3dee gur Derfügung

Die Befolgung dieser Anregung wurde die private Wohltätigkeit ungemein nugbringend beeinflussen fönnen; der einzelne aber, der dem Rat Dr. Gersunys folgt, würde sich viel größere Derdienste erwerben und infolgedessen mit Recht höhere Anerkennung als bisher. Mag diese letzere ausbleiben oder gar nicht gesucht werden, immerhin muß der Gedanke, etwas Ganzes gesichaffen zu haben, weit größere Befriedigung gewähren, als das Gesühl, einen Teil seines Reichtums nur hergegeben zu haben, um eine Art sozialer Pflicht zu erfüllen, ohne zu bedenken, welchem Zwed das Opfer dient, ja, ob es überhaupt einen nühlichen Zwed zu fördern imstande ist.

—nk—

Deutsches Volkstheater. Diese heuer sichtlich emporstrebende Bühne hat eine Codssünde wider den Geschmack begangen. Jeder haldwegs mit seineren Nerven Begabte, selbst Leute, denen für einen politischen Iwed kein Mittel schlecht genug ist, verleugnen Anton Ohorns Ritterstüd "Unlösbar", das Jösibat und Unlösbarkeit der katholischen Sche bestämpsen will. Es ist unbedingt das dümmste Machwerk, das in neuerer Jeit geschrieben wurde; daß es überhaupt gespielt werden konnte, kennzeichnet unsere Bühnenverhältsnisse. Immer nur auf Spekulation aus! Gesetzt von ein paar Schlagworten für die Banausen! Eine Weile wird es jest wieder eine Ehre sein, sich vom Cheater fernzuhalten.

Die Tagespresse hat dieses Stild genügend gekennzeichnet. Mit seltener Einhelligkeit! Jedes weitere Wort darüber wäre eine Ehrung! Dor Jahr und Tag wurde hier ein Lustspiel Auernheimers in allzu — temperamentooller Form abgelehnt; ich sehe mein Unrecht wider den Schriftsteller von Qualität ein, der doch im Dergleich zu Ohorns talentsoser Naivetät wahrhaftig eine rüchsichtsvollere Behandlung verdient hätte.

Ohorns Stüd fand tropdem eine beifällige Aufnahme, allerdings vor einem ad hoc zusammengesetten Publitum. Aber selbst die heftigsten Cos von Rom-Kämpen fühlten sich durch dieses Auftlärungsdrama kompromittiert. Don den Darstellern ist besonders Fräulein Cipl zu loben, denn sie bewies kultivierte Nerven und wurde vor der Aufführung krank.

R. holger.

Notizen.

Kapitalserhöhung ber Dechfelkuben . Actien. Sefellicafft "Mercur". Die am 11. April & 3. hatt-gefundene Generalversammlung hat auf Grund des § 7 ber Statuten beschloffen, bas Altientapital um 4,000.000 K, atho auf 16,000.000 K durch Ausgabe von Stild 10.000 neue Inhaberattien à 400 K Nominale 311 exhöhen. Diese 4,000.000 K neue Attien, welche an dem Geschäftsergebutse des laufenden Jahres bereits partiziepieren, find zufolge der Beidluffe ber Generalversammlung einem aus der Bani für handel und Industrie, Darmstadt-Berlin, und der Basier Handelsband, Basel, gebildeten Garantiesquosstate mit der Derpflichtung zu übergeben, dieselben den bischerigen Attionaren zum Kurfe von 605 K berart anzubleten, bag auf Grund drei alten Aftien eine nene Aftie zum ermähnten Kurfe nebft 5 Prozent Sinfen vom Nominale vom 1. Jänner 1906 ab berogen werben fonne. Der Agiogewinn wird bem Kapitals. refervefonds zugewiefen, wodurch die gefamten Referven ber Gefellschaft eine Höhe von rund 6,700.000 K = 42 Prozent des Altienlapitales erreichen werben. Die Wechfelftuben-Actien-Gefellicaft "Mertur" bietet nunmehr ben Altionaren für Rechnung des Carantiers viete nunmers den einstellen 10.000 Stüd neue Inhaberattien von je Nominale 400 K 3um Kurfe von 605 K unter vorftehenden Bedingungen an, und hat die Anmeldung des Bezugsrechtes bei sonstigem Derlute desselben bis influsive 28. April 1906 bei der Bauptfaffe ber Wechfelltuben-Actien-Gefellicaft "Mertur", Wien, I. Strobelgaffe 2, bei deren Mederlaffungen in Prag, Pillen, Böhmijd-Leipa, Brunn, Mahrijd-Schonberg, Neutitichein und Iwittau, bei der Wechselltuben-Actien-Gesellschaft "Mertur", Budapek, V. Badgasse 3, bei der Bank für Handel und Industrie in Berlin, Darmskadt und Frankfurt am Main, bei der Bafler handelsbant in Bafel zu erfolgen. Bei der Anmeldung find auf jede zu beziehende neue Altie 205 K in barem einzuzahlen und reftliche 400 K pro Altie 3uglid 5 Prozent Studzinfen ab 1. Januer 1906 bis zum Einzahlungstage, längftens 28. Mai 1906, bar zu erlegen.

Priv. ökerreichisch-ungarische Staatseisenbahngeseilichaft. In der am 19. April d. 3. unter dem Dorsche des Präsidenten Ritter v. Taussig abgehaltenen Sizung des vereinigten Derwaltungsrates wurde der Rechnungsabichluß pro 1905 sehgestellt und beschlien, der Generalversammlung zu beautragen: a) Die Gesamtbividende pro Attie mit 30 Francs sehzulehen, so dah der am 1. Juli fällige Coupon mit 17½ Francs einzulösen sein wird; d) den verbielbenden Rest mit K 3,250.562-86 auf neue Rechnung vorzutragen.

Derlojungsverlust. Im Monate Mai finden die Siehungen der Bodentreditlofe erster und zweiter Emission ungartischen flypothelen und ungartischen Prämiensofe sowie mehrerer anderer Gbligationen satt, deren Derlosung mit dem Reinsten Tresser Debligationen satt, deren Derlosung mit dem Reinsten Tresser debeutende Derluste verursacht. Die Derstickerung gegen diese Derluste übernehmen die Sentraldepositiensasse und Wechsellunde des Wiener Bantvoereines, dessen Exposituren sowie die Hilalen in Prag. Brünn, Graz, Aussig a. d. Elbe, Budapest, Lemberg, Czernowig, Magenturt, Pülsen, Konspantinopel, Karlsbad, Teplit, Bielitz-Biala und Iweiganstalten in den Wiener Bezirken. Räheres im "Eingesendet" der genannten Wechsellunde.

30.000 Kronen beträgt der haupttreffer der Kaiferin-Elijabeth-heim-Cotterie. Wir machen unfere geehrten Lefer darauf aufmerffam, daß die Siehung unwiderruflich am 17. Mai d. 3. kattfindet und empfehlen angelegentlicht, diefes partiotische und bumaniture Unternehmen burch Anfauf eines Lofes zum Preife pon nur 1 K zu unterftugen.

Don Dr. Alexander Wettendorfer ift soeben im Derlag Wilhelm Braumüller die Schrift "Der Kurort Baben bei Wien" in vierter, erweiterter Auslage erschleinen. Sie enthält sehr viel Nemes und Wissenswertes in leichefahlicher, interessanter Darziellung und bringt als schätzenswerte Beigabe den Situationsplan der Stadt samt Umgebung.

Büchereinlauf.

Braumüllers Babebibliothel, Bab Ichl. Don Dr. E. Wiener Wien, 1906. Wilhelm Braumüller.

Sabel und Seber. Jum sechzigften Geburtstag Karl Baron Corresants. Mit Beiträgen von Marie v. Sbner-Eschenbach, Deileo Freiherru v. Alliencron, Serbinand v. Saar, Stephan v. Milow, Heinrich v. Schullern u. a. Herausgegeben von Karl M. Danzer. Dresden, 1906. C. Pierssons Derlag.

Die öfterreichische Mafchineninduftrie und der Export. Don Guftan Sriedmann, Ingentenr. Wien, 1906. Srang Dentide.

Die japanische Doll'sseie. Don Glafura. Mit einer Einleitung von George Meredich. Autorifierte Aberseigung aus dem Englischen von Baronin Elsa Engerth. Wien, 1906 C. W. Stern.

Johann Windelmann. 6. Ephraim Leffing. Maffiffe Schlabett. Ausgewählt und eingeleitet von Alegander von 6 lei den-Rugwur un m. Mit 2 Porträten. Jena, 1906. Engen Dieberichs

Eingesendet.



Franz Josef-BITTERQUELLE

von ärztlichen Autoritäten seit Jahrzehnten als das gehaltreichste und sicherste natürliche Abführmittel empfohlen.

DIE DIREKTION IN BUDAPEST.

00	Redaltion: Wien, 1. Operaring 3. Telephon 4636.	00
00	Spredftunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.	
00	Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Monegen (Ernft Stillpnagel).	00
00	Drud von Christoph Reiher's Sohne, Wien, V. [] Papier: Schlögimähl.	00
80	Robaltionsfolug für Heft 79: 28. April 1906.	00

